Die Grenzboten

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten

66. Jahrgang

Jährlich 52 Hefte

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nr. 1

Ausgegeben am 3. Januar 1907

Inhalt

	Seite
Sind wir eine Nation?	1
Die Technik als Kulturmacht. Von Kurt Graeser	10
Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen. Von Hans Gerhard Gräf. 1. 2. 3.	13
Luftreisen. Von Johannes Poeschel. 5. Die internationale Wettfahrt	28
Eine Ferienfahrt nach Brasilien. Von Präsident Dr. Egon Kelch. 1.	43
Kapitän Storm. Eine Silvestergeschichte von der Waterkant von Ernst Johann Groth	51
Maßgebliches und Unmaßgebliches. Reichsspiegel (Die Lage in Südwestafrika und das Zentrum. Die Frage der Wahlparole) — Die Stellung der Liberalen zur Sozialdemokratie — Kulturgeschichtliches — Nietzsche und die bürgerliche Gesellschaft	59

UNIVERSITY

50 Pf. das Heft

Fr. Wilh. Grunow Leipzig

6 Mark das Viertelj.

Digitized by Google

GERMANIA

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Sicherheitsfonds: 322 Millionen Mark

Leibrenten-Versicherung

zu den günstigsten Bedingungen bei der höchsten Sicherheit.

Bisher ausgezahlte Renten: 84 Millionen Mark

Gegen geringe Monatsraten

liefert die modernsten

Photograph. Apparate
d. renomm. Fabriken
mit u. ohne Zubehör

Görz'
Triëder-Binocles
Busch
Prisma-Binocles
Operngläser, Fernrohre etc.

echte Edison-Phonographen
sowie alle
Platten-Sprech-Apparate
mit neusten Platten

sowie alle erdenklichen
Musikwerke, selbst-
spielend u. zum drehen,
Zithern, Violinen,
Mandolinen,
Guitarren etc. etc.

Katalog 10 unter Angabe des gewünschten Artikels gratis!

Eugen Loeber, Dresden-N. Ritterstrasse 12.

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

66. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1907

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1907. Erstes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Heer und Marine

Volkswirtschaft, Verkehr, Rechtspflege, Kirche, Unterrichtswesen, Technik

Literatur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literatur

(Die mit einem * bezeichneten Bücher sind in einem größern Artikel behandelt oder erwähnt worden)

Sind wir eine Nation?

Eine seltsame Frage an der Schwelle des neuen Jahres, vierzig Jahre, nachdem die Gründung des Norddeutschen Bundes dem größten Teile des Vaterlandes eine neue Gesamtverfassung gegeben, sechsunddreißig Jahre nach der Kaiserproklamation von Versailles, die diese politische Neugestaltung glorreich abschloß, aber leider eine berechtigte Frage, die uneingeschränkt zu bejahen unmöglich ist. Denn diese Jahrzehnte voll Arbeit und Erfolge haben nicht vermocht, die Deutschen des Reichs zu Reichsbürgern im vollen Sinne des Wortes zu machen, die Massen unsers Volkes zu einer in allen großen, die Lebensinteressen der Gesamtheit betreffenden Fragen einheitlich fühlenden, denkenden und wollenden politischen Gemeinschaft zusammenzuschweißen. Unsre Fähigkeiten haben eben niemals auf dem politischen Gebiete gelegen. Wir haben wirtschaftlich ungeheure Fortschritte gemacht, unsre Industrie, unser Handel stehn mit in erster Reihe, deutsche Arbeit, deutsches Kapital, deutsche Siedlungen, deutsche Missionen sind über die ganze Welt verbreitet, wir sind im Begriffe, ein reiches Volk zu werden, das Reich hat für die handarbeitenden Massen in einer so umfassenden Weise gesorgt, wie es sonst nirgends auch nur versucht worden ist, unsre Wissenschaft behauptet den ersten Rang in der Welt, unsre Verwaltung ist die redlichste und pünktlichste, die es gibt. Niemals ist auch das „Nationale" auf allen möglichen Gebieten so beflissen und so nachdrücklich betont worden wie heute, vor allem in Kunst und Erziehung; es übt da sogar einen ähnlichen Zauber aus, wie die Schlagwörter „modern", „Fortschritt" u. a., und „was die Einbildung phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen, das bürdet sie den Sachen auf und Wesen"; eine Sache gilt für entschieden, wenn sie mit diesen Namen oder mit den entgegengesetzten, wie „rückständig", „reaktionär", bezeichnet werden kann, aber leider verschwinden für die meisten in einer Wolke von patriotischen und modernen Phrasen die Dinge selbst. Leider auch bei patriotischen Festen, die immer weit mehr unsre Stärke gewesen sind als patriotische Taten.

Denn wie steht es in Wirklichkeit? Im Auslande erscheint der Deutsche nur zu häufig bald als aufdringlicher Prahlhans, der auf alle andern Völker herabsieht, bald als charakterloser Duckmäuser, der sich willig jeder andern Nation unterordnet oder wohl gar einordnet, in sie aufgeht; keiner ist williger als er, seine Nationalität wegzuwerfen, sobald ihm irgendein fremdes Volk, unter dem er lebt, nicht etwa durch seine Kultur, sondern nur durch sein Selbstbewußtsein imponiert, weil ihm selbst ein solches fehlt. Sogar im Vaterlande äfft er gern fremde Sitten nach, er spricht vom Turf statt von der Rennbahn und zählt beim Lawn Tennis, für das ihm das alte deutsche „Schlagballspiel" nicht gut genug ist, englisch, auch wenn er sonst kein Wort englisch versteht; er kleidet sich nach englischer, Pariser, Wiener Mode; eine deutsche Mode scheint es nicht zu geben. Das ruhige, klare, selbstverständliche Nationalbewußtsein, das auf dem Bewußtsein der Macht und der Kultur beruht, fehlt noch zu oft, und so erregen wir bald den Spott, bald die Feindschaft der Fremden. Es ist eine Erbschaft unseliger Zeiten der Schmach und der Ohnmacht, aber auch eine Folge tiefgewurzelter Eigenschaften, die jene Zeiten viel mehr verschuldet haben als fremde Gewalt.

Die meisten Deutschen sind noch heute Deutsche mit irgendwelchem Vorbehalt, nicht Deutsche schlechtweg, mit dem Vorbehalt nämlich, daß das Reich und seine Regierung ihren persönlichen Ansichten, Vorurteilen, Idealen, Bedürfnissen entspricht, sonst verfallen sie der „Reichsverdrossenheit", ein Wort und ein Begriff, der nirgends sonst auf der Welt existiert.

Daß die Einzelregierungen über ihren reichsverfassungsmäßigen Rechten, die übrigens kein Mensch antastet, wachen, ist in der Ordnung; aber bei aller Anerkennung ihrer Reichstreue muß es offen gesagt werden: nicht in der Ordnung ist es, daß in den regierenden Kreisen in allen Fragen, bei denen es sich um gemeinsame Einrichtungen handelt, die zwar notwendig, aber in der Reichsverfassung noch nicht vorgesehen sind, der beherrschende Gedanke ist und bleibt die ungeschmälerte Behauptung der einzelstaatlichen Selbständigkeit, nicht das Interesse der Gesamtheit des deutschen Volkes, für dessen Wohlfahrt das Reich gegründet worden ist. Und dabei sekundieren ihnen die Landesvertretungen, auch die liberalen Parteien, die ihren einzelstaatlichen Patriotismus beständig erweisen zu müssen glauben. Das ist ein Mangel des Bundesstaats, der sich einmal schwer rächen kann. Denn wenn ein häufig zitierter Satz lautet: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas, so wird oft genug verkannt, daß der Umfang der necessaria, der Zweige des öffentlichen Lebens, vor allen der verkehrspolitischen, in denen die Einheit notwendig ist, beständig zunimmt, und daß deshalb die Reichsverfassung, deren Studium ein hoher Herr zuweilen empfiehlt, um sie vor allen angeblichen Verletzungen zu bewahren, notwendig fortgebildet werden muß, wenn sie nicht hinter den lebendigen Bedürfnissen zurückbleiben soll, wie einst die Verfassung des unseligen Deutschen Bundes. Oder soll der Zustand fortdauern, den die Not gebar, daß Fragen von nationaler Bedeutung immer wieder durch Staatsverträge zwischen den Einzelstaaten gelöst oder auch gar nicht gelöst werden?

Besteht aber nun irgendwo eine starke Strömung nach dieser Richtung? Gott bewahre! Praktisch steht die Mehrzahl der Deutschen noch immer auf dem alten halbpartikularistischen Boden. Wir verstehen hier unter Partikularismus natürlich nicht die warme Anhänglichkeit an das Heimatland und an das angestammte Herrscherhaus; der hohe deutsche Adel ist immer wurzelecht gewesen und nicht durch Eroberung aufgepfropft; wir verstehen darunter die Neigung, sich in kleinen Kreisen selbstzufrieden abzuschließen, sich als etwas Besseres zu dünken als der nächste Nachbar, die politische Selbständigkeit um jeden Preis in jeder Einzelheit eifersüchtig aufrecht zu erhalten, auch wenn Vernunft und gesundes Interesse das keineswegs gebieten. Und das wird oft mit einer Leidenschaft behandelt, als ob das Seelenheil davon abhinge. Die unglückliche Lippische Erbfolgefrage, die doch durch die Vereinigung beider Ländchen am einfachsten zu lösen gewesen wäre, erregte jahrelang ein endloses Gezänk und Spaltungen bis in die Familien hinein; die Braunschweiger haben sich noch immer nicht entschließen können, dem starren Trotz des Hauses Cumberland, das dort niemals regiert hat, und das seit vierzig Jahren nicht nur völlig außerhalb des Landes, sondern auch des Reiches steht, rundweg abzusagen und einen Herzog statt eines Regenten zu wählen, ein Definitivum statt eines Provisoriums zu schaffen; sie sind vielleicht so naiv, Preußen zuzumuten, sich dieses Provisorium auf Gott weiß wie lange gefallen zu lassen, und damit alle die Beunruhigung, die fürstlicher Starrsinn in einer seiner Provinzen lebendig erhält. Erlaubte sich doch der dortige Landesausschluß, das Deutsche Reich als ein Staatengebilde zu bezeichnen, das auf den Säulen der Einzelstaaten beruhe, also offenbar deren Interessen vor allem berücksichtigen müsse, auch vor den Interessen der Gesamtheit. Sogar die beiden Nationen des Hauses Reuß denken keineswegs daran, sich beim bevorstehenden Aussterben der ältern Linie in Greiz unter der jüngern von Gera vereinigen zu lassen. Wahrhaftig, wenn es nach dem Bewußtsein des deutschen Volks gegangen wäre, so wäre die wohltätige Fürstenrevolution von 1803 niemals gekommen, sondern wir hätten noch dieselbe lächerlich-unhaltbare Gebietsverteilung und -zersplitterung wie damals, und wie sie noch heute in Thüringen besteht, ohne daß dort ein Mensch im Ernst daran ginge, sie zu ändern oder ihre nachteiligen Folgen zu mildern.

Da sagt man natürlich: Der schlimmste Partikularismus ist der preußische; wir tun ja gar nichts andres, als was Preußen tut; wir sind ganz gute Deutsche, wir wollen nur nicht unter preußischem Einflusse stehn, Preußen nichts zu Gefallen tun; Braunschweig und Lippe sind gerade so gut ein Staat wie Preußen; auf die Quadratkilometer kommt es nicht an. Nun, eine gewisse Bedeutung für die Geltung eines Staats hat sein Umfang immerhin. Gewiß, es gibt einen unberechtigten preußischen Partikularismus, es gibt dort einflußreiche Kreise, die vom übrigen Deutschland nicht viel wissen wollen, die den außerpreußischen Deutschen die Wege zu Anstellungen, Prüfungen und dergleichen in Preußen möglichst verrammeln, die sogar Eisenbahn- und Kanalfragen lediglich vom preußischen Standpunkt aus behandeln. Aber es ist der Egoismus eines großen

Staats, der auf eine große und stolze Geschichte zurücksieht, ein Partikularismus, der sich auf 6400 Geviertmeilen von 10000 bezieht. Preußen in seinem jetzigen Umfange würde, auf sich selbst beschränkt, vollkommen imstande sein, sich als Großmacht zu behaupten und die kleinen norddeutschen Nachbarstaaten, die es einschließt oder begrenzt, ohne jede Bundesverfassung von sich unbedingt abhängig zu machen; es hat eine Reihe nationaler Aufgaben allein zu lösen und gelöst. Wenn es eine bundesstaatliche Ordnung für ganz Deutschland erstrebt und durchgesetzt hat, so hat es dabei deutsch, nicht preußisch gehandelt, und es hat dabei viel mehr gegeben als empfangen. Es hat sogar, indem es sich der Rechtsgesetzgebung auf einer Reihe von Gebieten des öffentlichen Lebens ebensogut unterwarf wie die Mittel- und Kleinstaaten, ebensogut wie diese auf seine volle Autonomie verzichtet, es kann im Bundesrat überstimmt werden, da es sich mit vierzehn Stimmen von achtundfünfzig begnügt, obwohl es fast zwei Drittel von Deutschland, und zwar die beiden zentralisierten Drittel umfaßt, und es ist mehrfach überstimmt worden, obwohl es gefährlich wäre, die rein formelle kleinstaatliche Mehrheit zu oft zu brauchen; es hat nach 1871 die Großmut gehabt, was man natürlich längst vergessen hat, die Verteilung der Kriegskostenentschädigung nach der Bevölkerungszahl statt nach den Kriegsleistungen zuzugestehen, zu seinem eignen Nachteil. Wer von preußischer Herrschsucht im heutigen Deutschland redet, der redet bewußt oder unbewußt die Unwahrheit. Zum Dank für diese Uneigennützigkeit und die sehr schonende Art, mit der es sein tatsächliches Übergewicht seinen Bundesgenossen gegenüber zur Geltung bringt, werden seine Verwaltung, überhaupt seine Verhältnisse in der außerpreußischen deutschen Presse, die im eignen engern Vaterlande wahrlich genug zu tun fände, oft genug absprechend kritisiert. Sollen wir nun wünschen, daß sich das feste Gefüge des preußischen Staats löse, daß Preußen, wie die Phrase 1848/49 lautete, in Deutschland aufgehe? Das würde nicht nur der historischen Entwicklung seit 1866, die vielmehr preußische Einrichtungen über ganz Deutschland ausgedehnt hat, widersprechen, sondern es wäre in deutschem Interesse nicht einmal wünschenswert. Mit dem deutschen Reichstage ließe sich eine nationale Politik zum Beispiel gegenüber den Polen überhaupt gar nicht machen, hätte sich auch die Kirchengesetzgebung der Kulturkampfzeit nicht machen lassen, und für den Fall einer schweren Niederlage und einer feindlichen Okkupation, einer Feuerprobe, wie sie dem deutschen Bundesstaate zum Glück bisher erspart geblieben ist, aber schwerlich für immer erspart bleiben wird, würde der preußische Staat gerade in seiner Geschlossenheit, seinen monarchischen Traditionen und seinem starken Selbstbewußtsein das feste Bollwerk ganz Deutschlands sein, wie er schon jetzt ein solches ist gegen allzu starke demokratische Zeitströmungen. Jedenfalls hat der preußische Vorbehalt deutscher Gesinnung einen ganz andern Charakter als kleinstaatliche Vorbehalte dieser Art.

Gefährlicher als diese Vorbehalte sind die Vorbehalte der großen und kleinen Parteien. Daß man manche Parteien als „nationale" bezeichnet, das

kommt doch nur in Deutschland vor. Aber auch diese Parteien haben einander oft genug in Parlament und Presse mit einer Erbitterung bekämpft, wie einander Städte und Adel im spätern Mittelalter bekämpften, und sie, die sich national nennen, haben selten genug den andern Parteien eine feste Phalanx entgegengestellt. Von diesen sind bekanntlich die Sozialdemokraten ohne jeden Vorbehalt antinational, die „klassenbewußten Genossen" sehen in unsrer Staatsordnung trotz allen Sozialgesetzen nur den verhaßten kapitalistischen Klassenstaat. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie sich viele Hunderttausende braver, verständiger und fleißiger Männer, auf deren Arbeit unsre wirtschaftliche Entwicklung mit beruht, und deren Väter die Siege von 1870/71 miterfochten haben, so gut wie ihre Brüder und Söhne jetzt in Südafrika stehn, von den abgedroschnen doktrinären Phrasen ihrer fanatischen und verlognen Verführer einfangen lassen, wie sie ihnen als willenlose Herde folgen, wie sie für Parteizwecke schwere Opfer bringen, um einem nicht nur unerfüllbaren, sondern auch unvernünftigen und verderblichen Traumbilde nachzulaufen, wie die sozialdemokratische Reichstagsfraktion schlechterdings als eine tote, hemmende Last am nationalen Körper hängt, statt, wenn sie ihre Zeit verstünde, der deutschen Arbeiterschaft durch positives Wirken einen wesentlichen, gesunden, berechtigten Einfluß auf die nationale Politik zu verschaffen. Das Zentrum nennt sich national, es hat bei einer Reihe von Entscheidungen im nationalen Sinne gestimmt, es umfaßt gewiß eine Menge wackrer, kenntnisreicher patriotischer Männer unter den Abgeordneten wie unter den Wählern. Aber es kann sich von den verhängnisvollen Traditionen des Kulturkampfes nicht losmachen, es ist eine deutsche Partei nur mit dem stärksten kirchlichen Vorbehalt, obwohl es für die Bewahrung der kirchlichen Rechte unsrer Katholiken einer katholischen Partei wahrhaftig längst nicht mehr bedarf, und obwohl sich der Vatikan hütet, mit dem Interesse des Zentrums sein kirchliches Interesse zu identifizieren, das weit besser gefördert wird durch ein gutes Einvernehmen zwischen Rom und Berlin als durch irgendwelche politische Partei in Deutschland.

Unter solchen Umständen ist der Reichstag geradezu ein Hohn auf seine nationale Bestimmung geworden. Was die Fremden niemals begreifen oder falsch beurteilen, das ist doch Tatsache: der Reichstag hat im letzten Vierteljahrhundert niemals eine zuverlässige nationale Mehrheit gehabt. Er ist eben der Ausdruck der ziffermäßigen Mehrheit des deutschen Volks, wie sie durch das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht zum getreuen Ausdruck kommt, sodaß sich die ganze traurige politische Unreife des deutschen Volks darin spiegelt. Von der zweiten Aufgabe einer Volksvertretung freilich, die Intelligenz der Nation zu vertreten, hat sich der Reichstag immer weiter entfernt, das allgemeine Wahlrecht hat bis jetzt bei uns geradezu als eine Versicherung gegen die Herrschaft der Intelligenz und Bildung im Parlament gewirkt. Wie unendlich tief steht deshalb doch der Reichstag gegenüber dem vielverhöhnten Frankfurter Professorenparlament von 1848/49! Und doch soll die Volksbildung

seitdem so sehr gestiegen sein! Daher dieses mühsame Zusammenquälen der wichtigsten nationalen Gesetze, daher die Armut der Debatten an großen Gedanken und leider auch oft der Mangel an historischen Kenntnissen, daher die Neigung zur herbsten, herunterreißenden, ja wohl ehrabschneiderischen Kritik auf ganz unsichern Grundlagen unter dem Schutze der parlamentarischen Immunität, die einst zum Schutze gegen Regierungswillkür eingeführt worden ist und jetzt der Beschränkung gegen unverantwortlichen Mißbrauch bedarf. Einst die Sehnsucht des Volks und sein Stolz, ist heute, wo Deutschland mit einer wahren Hochflut großer und kleiner Parlamente geradezu überschwemmt ist, der Parlamentarismus auf dem besten Wege, sich selbst zugrunde zu richten, je mehr die tief wurzelnden Schäden des ganzen Systems, Partei- und Cliquenwirtschaft, mangelhafte Sachkenntnis und persönliche Eitelkeit, überall, bis in die Stadtvertretungen hinein, hervortreten, und der Reichstag ist auf dieser abschüssigen Bahn am weitesten vorgeschritten, weil er am meisten demokratisiert ist.

Begreiflich genug deshalb, daß sich der Deutsche im allgemeinen in seiner Haut nicht recht wohl fühlt, daß die „Schwarzseherei“, die Unzufriedenheit mit dem und jenem seine Stimmung beherrscht. Aber er sucht den Grund für das, was ihm mißfällt, nicht an sich selbst, sondern nach alter lieber Gewohnheit bei den Regierungen, die keiner Partei ganz recht sind, weil es bei uns parlamentarische Parteiregierungen nicht gibt, die vor allen Dingen die Opposition der Liberalen erwecken, weil diese zwar die Stadtverwaltungen in der Hand haben, aber in den Landesregierungen nirgends auf die Dauer zur Macht gelangt sind. Auch bedeutende Staatsmänner, sogar wirklich große Männer haben es in Deutschland immer schwer gehabt, eine sichere Mehrheit zu finden. Fürst Bismarck hat im Reichstage bekanntlich eine solche nur in den ersten Jahren gehabt, später niemals wieder, und so sehr er, so lange er im Amte war, verehrt und bewundert worden ist, so recht populär ist er erst nach seinem Sturze geworden, als sich in die Verehrung für ihn der Groll über diesen Sturz mischte. Und wie ist der Kaiser, der doch unzweifelhaft ein bedeutender Mann von selbständigem Urteil, fürstlichem Pflichtgefühl und raschem Entschlusse ist, in einem Teile der deutschen Presse fortwährend behandelt worden! Niemals ist irgendwo ein Monarch seiner Art so schändlich verkannt, so dreist gehofmeistert, so hämisch angefeindet worden wie er; die auswärtige Politik zumal leite er nach „Stimmungen“ und „Impulsen“ im „Zickzackkurs“, Behauptungen, die zugleich grobe Beleidigungen enthalten. Und warum? Weil dem Liberalen und leider dem Gebildeten überhaupt, die bei uns ja immer überwiegend kritisch gestimmt sind, die ganz undeutsche Idee vom parlamentarischen Schattenkönigtum unbewußt tief im Blute steckt. Jedes stärkere persönliche Hervortreten, jede entschiedne Meinungsäußerung wird dem Kaiser deshalb verübelt, wird als die Äußerung eines „persönlichen“ Regiments verdächtigt, das eine „Erschütterung des monarchischen Bewußtseins“ herbeiführen könne; als ob Wilhelm der Erste im „Konflikt“ nicht wirklich höchst persönlich regiert hätte, zum Heile seines Volks! Das Recht der Persönlichkeit,

das jeder Narr für sich in Anspruch nimmt, wird ihm bestritten, was etwa der deutschen Politik nach außen nicht gelungen zu sein scheint, ihm auf die Rechnung gesetzt. Und doch bedarf kein Volk bedeutender Männer als seiner Führer so dringend wie das deutsche, dessen Volksvertretung seit Jahrzehnten so jämmerlich unfruchtbar und gedankenarm ist. Aber wir scheinen bedeutende Männer an unsrer Spitze weder ertragen noch entbehren zu können. Wir trauern um die, die wir gehabt haben, und machen denen, die wir haben, das Leben möglichst sauer; wir wollen nicht einmal sehen, daß ein Volk, das immer nur von großen Männern regiert werden will, sich selbst das Urteil spricht, denn solche sind ein unverdientes Geschenk der Vorsehung, sie können nicht gezüchtet werden. „Die Geschichte erzieht das Genie, aber sie schafft es nicht."

Eine Nation in politischem Sinne sind wir also wirklich noch nicht. Ob wir Aussicht haben, eine zu werden?

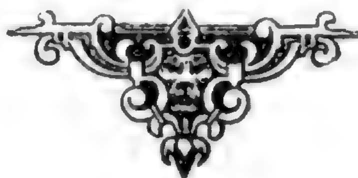
Was uns Zweifel daran erweckt, das ist nicht gerade die augenblickliche Lage, das ist die Erkenntnis, daß alte Schwächen, alte schlechte Eigenschaften unsers Volks, die seine Entwicklung immer wieder verdorben haben, die nur in großer Zeit unter der Führung großer Männer zurückgetreten sind, daß diese jetzt, wo die dringendsten nationalen Aufgaben gelöst sind, wo wir mächtig und reich geworden sind, wieder hervorbrechen: der kleinliche, zähe Sondergeist und der unbelehrbare Doktrinarismus, das Besserwissen und die Nörgelsucht, die Parteiwut und die Schwäche des nationalen Bewußtseins. Gutmütige Leute meinen freilich, das alles werde sich schon noch geben, die deutsche Einheit sei noch zu jung, das Volk müsse sich erst in die neuen Aufgaben hineinfinden. Wenn uns unsre lieben Nachbarn dazu nur die nötige Zeit lassen! Die Gegenwart lebt schnell. Wir sind im Osten und im Westen von Feinden und Neidern umgeben und haben außer Österreich keinen zuverlässigen Bundesgenossen, denn Italien ist als solcher mehr als unsicher. Frankreich ist nur zu schwach, um uns allein anzugreifen, aber es stützt sich auf England, das freundnachbarlich den Kern seiner Flotte in der Nordsee, also gegen uns konzentriert; Rußland ist zwar nicht unser Feind, aber auch nicht unser Bundesgenosse und ist überdies seit langer Zeit so mit innern Schwierigkeiten beschäftigt, daß es zu jeder großen Aktion nach außen unfähig ist, und wie sich ein konstitutionelles Rußland zu uns stellen wird, das weiß kein Mensch. Der Hauptgegensatz besteht also zwischen uns und England. Er ist aber nicht eigentlich politisch, sondern wirtschaftlich. Deshalb ist unsre Situation nicht durch irgendwelche Fehler der Reichsregierung herbeigeführt worden, wovon genügend, bis zum Überdruß geredet worden ist, ohne daß solche jemals wirklich nachgewiesen worden wären — der ärgste Fehler waren die leidenschaftlichen, von Haß gegen England erfüllten burenfreundlichen Kundgebungen des deutschen Volks, nicht der Regierung —, oder glaubt man, daß mehr erreicht worden wäre, wenn statt der Höflichkeit und Artigkeit, die der Kaiser so gern und so reichlich den Franzosen und den Engländern erwiesen hat, Grobheiten und eine herausfordernde Haltung

beliebt worden wären, so eine Politik im Hemdärmelstil? Als ob vor einer solchen, abgesehen von dem guten Geschmack, nicht schon die verhältnismäßige Schwäche unsrer Wehrkraft zur See, die man nicht durch Bramarbasieren ergänzt, warnen müßte! Die Gegnerschaft Englands hat sich das deutsche Volk selbst durch seine unermüdliche und erfolgreiche wirtschaftliche Arbeit zugezogen, von der es nicht ablassen konnte und kann. Wie kläglich nimmt sich da das Gewinsel über unsre Isolierung aus! Ist das die Weise eines großen, tapfern, selbstbewußten Volks, das einst zu seinen schönsten Sprichwörtern den stolzen Satz zählte: „Viel Feind', viel Ehr!“, dem der Dichter des „Tell“ zurief: „Der Starke ist am mächtigsten allein!“, und Bismarck unter dem Jubel des ganzen Hauses: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt!“ Und wenn in der Presse jeder Schritt unsrer auswärtigen Politik bekrittelt, jeder Erfolg verkleinert oder geleugnet wird, obwohl wir in unsrer Lage auf große Erfolge, wie sie uns früher große Männer beschert haben, gar nicht rechnen können, weil wir bei jedem Schritt über See belauert und angeklagt werden, wenn unsre Reichstagsmehrheit in wichtigen nationalen Fragen immer wieder versagt und keine Gelegenheit vorbeigehn läßt, sich und Deutschland vor der Welt zu blamieren, dann erscheinen wir freilich dem Auslande nicht als eine geschlossene Nation, sondern als ein Haufe hadernder Parteien, dann muß es denken und denkt es auch, daß die Nation gar nicht hinter unsrer Reichsregierung und ihrer Politik steht, und es wird unter Umständen danach handeln.

Urplötzlich, für die meisten völlig überraschend, ist nun das deutsche Volk durch die Auflösung des Reichstags am 13. Dezember vor eine neue Situation gestellt worden, wo es zeigen kann, ob es eine Nation ist. Eine unbegreiflich kurzsichtige und ungeschickte, von Rachsucht und Übermut diktierte Haltung hat das sonst so klug geleitete Zentrum seines scheinbar fest gegründeten Einflusses auf die Reichsregierung mit einem Schlage beraubt, hat den Ruf einer nationalen Partei, den es in Anspruch nahm, zerstört, hat es hinübergeschoben an die Seite der so oft von ihm zurückgewiesnen Sozialdemokratie und andrer notorischer Reichsfeinde, zu denen es doch nie gehören wollte und nicht gehört. Wie kam es nun doch, daß die gesamte Linke bei der Verkündigung der kaiserlichen Auflösungsbotschaft in stürmischen Jubel ausbrach und die überfüllten Tribünen Beifall klatschten, daß durch das weite Reich ein allgemeines Gefühl der Befreiung ging? Weil die Lage unerträglich geworden war, diese im Dunkeln schleichende „Nebenregierung“ des Zentrums, diese „Eiterbeule“ ungesetzlicher Beeinflussung der Reichsverwaltung im Interesse des Zentrums und seiner oft recht wenig würdigen Schützlinge, die Dernburg tapfer aufstach, dieser elende „Kuhhandel“, mit dem das Zentrum sich jede Bewilligung im nationalen Interesse mit irgendeinem Zugeständnis auf kirchlichem und anderm Gebiete bezahlen lassen wollte, und den doch die Reichsregierung nicht vermeiden konnte, weil sie bei der Schwäche und der Zersplitterung der konservativen und der liberalen Parteien eine Mehrheit ohne das Zentrum nicht bilden konnte. Vor diesen

Tatsachen brechen alle Anklagen gegen ihre Haltung zusammen; nicht sie war dafür verantwortlich, sondern das deutsche Volk, das ihr keine sichere vorbehaltlos nationale Mehrheit zur Verfügung stellte.

Eine solche ihr zu schaffen, das ist die nächste und dringendste Aufgabe der bevorstehenden Reichstagswahlen. Es gilt Reichstag und Reichsregierung von jeder geheimen „Nebenregierung“ zu befreien, es gilt weiter, dem deutschen Bürgertum einen seiner wirtschaftlichen und geistigen Bedeutung entsprechenden legitimen Einfluß auf die Geschicke der Nation wieder zu erringen, es gilt endlich die schicksalsvolle Frage zu entscheiden, ob das Reich seine südwestafrikanische Kolonie, die Hunderte von Millionen und mehr als tausend Menschenleben gekostet hat, die deutscher Boden geworden ist durch deutsches Geld, deutsche Arbeit und deutsches Blut, schimpflich, zu seiner unauslöschlichen Schande aufgeben oder behaupten soll, d. h. ob es die mühsam errungne Stellung unter den Weltmächten festhalten und ausbauen oder in seinen längst zu engen Grenzen verkümmern und aufhören soll eine moderne Großmacht zu sein, ob es also sein Ansehen erhalten oder unter dem Hohngelächter der Welt verlieren soll, d. h. sich selbst aufgeben soll, denn ohne Ehre kann ein Volk so wenig leben wie ein Mann. In einer Nation, einer, die es ist, dürften solche Fragen überhaupt nicht gestellt werden. Um diese großen Ziele handelt es sich, und sie dürfen nicht verdunkelt werden, weder durch die Behauptung, das Zentrum sei ja bereit gewesen, die Regierungsvorlage anzunehmen, es habe sich um eine Differenz von nur 9 Millionen gehandelt, noch durch den ganz unpolitischen Gedanken, der hier und da schon in liberalen Blättern spukt, zum „Freiheitskampfe gegen Rom“ aufzurufen. Nein, von dem kommenden Wahlkampf muß jedes kirchenpolitische, geschweige denn jedes konfessionelle Element aufs entschiedenste ferngehalten werden, wenn wir nicht den unglückseligen „Kulturkampf“ erneuern und unsre katholischen Mitbürger, auf deren Patriotismus wir doch auch hier rechnen, tödlich kränken wollen. Irgendwelche konfessionelle Politik können vollends nur verblendete Heißsporne für möglich halten. Der Kampf geht um die Ehre und die Zukunft der ganzen Nation, nicht um kirchenpolitische Gegensätze. Selten hat ein Jahr unter so ernsten Aussichten begonnen wie 1907; es wird auf lange Zeit über unser Schicksal entscheiden, und diese Entscheidung liegt in den Händen des deutschen Volks. Der Ausgang des Kampfes wird die Antwort geben auf die Frage, von der wir ausgegangen sind. *



Die Technik als Kulturmacht

Unter diesem Titel hat Ulrich Wendt, der frühere Präsident der Reichsdruckerei, kürzlich bei Georg Reimer ein Buch veröffentlicht, das ein allgemeines und lebhaftes Interesse erregen muß. Der Verfasser hat sein Werk bescheiden eine „Studie“ genannt; in Wahrheit aber enthält dieses eine ebenso geistvolle wie vollständige Zusammenfassung der gesamten menschlichen Kulturgeschichte von einem neuen, überaus glücklichen und im besten Sinne modernen Standpunkte.

Die außerordentliche Bedeutung der Industrie im Leben der meisten Völker, namentlich auch für unser Vaterland, wird ja allgemein anerkannt; aber diese Anerkennung beschränkt sich im allgemeinen darauf, daß man die Mehrung des Wohlstandes hervorhebt und mit Zahlen nachweist, wie sehr sowohl die großen Vermögen wie der Lebensstand der Arbeiter gewachsen sind. Wendt hat diese Tatsachen und deren Folgen sehr viel tiefer erfaßt und den Nachweis geführt, daß die Technik nicht nur die wirtschaftlichen, sondern auch die gesamten geistigen und sozialen Verhältnisse jedes Volkes auf das tiefgreifendste beeinflußt, ja geradezu als grundlegende Macht gestaltet und hierdurch zur wichtigsten Kulturmacht im Leben der Völker geworden ist. Das Wort „Technik“ bedeutet zwar zunächst nur eine Fertigkeit, deren Betätigung die mechanische Arbeit ist; aber wir müssen den Begriff der Technik etwas höher und schärfer als das geistige Element der Arbeit auffassen, oder als das Denken, das die stoffliche Arbeit beseelt und die mechanischen Arbeitsvorgänge leitet. Während alle diese Arbeit in der Einwirkung des Menschen auf den leblosen Stoff besteht, ist es die Aufgabe der Technik, diese Tätigkeit geistig zu erfassen und in der Weise zu vervollkommnen, daß die Umgestaltung der Rohstoffe für die Zwecke der Kultur überall auf dem Wege des kleinsten Widerstandes erfolgt. Bei diesem Bestreben bewaffnete der Techniker bald die menschliche Hand mit Werkzeugen aller Art, bald ließ er die mannigfachen Kräfte der Natur selbständig aufeinander wirken, wodurch die wissenschaftliche Mechanik und die chemische Wissenschaft entstand. Es ist deshalb falsch, wenn man häufig umgekehrt die Technik als ein Erzeugnis der Naturwissenschaft bezeichnet; die Entwicklungsgeschichte beider zeigt uns, daß es sich gerade umgekehrt verhält, indem erst eine hochstehende Technik die viel jüngere Naturwissenschaft erzeugt hat. Gegenwärtig fördern und stärken sich beide Mächte gegenseitig zum größten Segen der Kultur. Denn die hohe und ideale Aufgabe der Technik bestand von Beginn an darin, die menschliche

Arbeitskraft zu vergeistigen und hierdurch die Arbeit selbst zu veredeln. Jedes neu erfundne Werkzeug trägt hierzu bei, indem es eine Ersparnis an roher Arbeitskraft und eine Erhöhung der Denkkraft bedeutet; dies zeigt das einfachste Werkzeug der Alten ebenso deutlich wie eine kunstvolle Maschine unsrer Zeit. Denn während der mechanisch arbeitende Mensch früher selbst ein Sklave war und als solcher gleich einer Maschine behandelt wurde, ist jetzt die Maschine der eiserne Sklave des Menschen geworden. Da aber jede neue Maschine die handwerksmäßige Arbeit einschränkte und hierdurch die Arbeit überhaupt vergeistigte, so wurden mit dem Fortschritte der Technik im Altertum die Sklaven entbehrlich; sie wurden zu Freigelassenen, die nun die Städte füllten und sich zu freien Handwerkern entwickelten. Auf diese Weise kämpfte die fortschreitende Technik zugleich für die politische Freiheit. Da aber eine edle Kultur nur unter dem Banner der Freiheit gedeihen kann, so ist die Technik in letzter Linie die Trägerin der gesamten Kultur, während Freiheit und Kultur dauernd ausbleiben, wo die Technik und deshalb die Vergeistigung der menschlichen Arbeit mit ihren segensreichen Folgen nicht zur Macht gelangen. Auf diese Weise ist es also die Technik, die die Menschheit von Barbarei und Knechtschaft erlöst und zu einer höhern und reinern Kultur geführt hat, indem sie überall zuerst die politischen, dann die sozialen und die sittlichen Verhältnisse veredelt hat und schließlich auch wissenschaftlich die Grundlage des Geisteslebens geworden ist. Die Technik hat, insbesondre in Deutschland, in jeder dieser Beziehungen mehr geleistet, als dies die verschwommnen Ideale getan haben; denn inmitten aller politischen Reaktion hat sie in stiller Pionierarbeit ihr Werk getan und ist allein der Träger des Fortschritts in Verkehr, Handel und sozialer Schichtung, in der Arbeitsform und Verbesserung aller Lebensverhältnisse gewesen. Die Macht des Grundbesitzes verschwindet gegen diesen Einfluß der Technik; ja diese brach die Herrschaft des Grundbesitzes, indem sie dem Volke die Macht verlieh, sich durch den Erlös seiner Arbeit eine freie Existenz zu schaffen. Auch den Frauen ist die Technik eine Retterin geworden, indem sie leichte Arbeiten an den Maschinen geschaffen hat, die diese verrichten können, ohne körperlich überangestrengt zu werden. Wie berechtigt demnach auch die sogenannten idealistischen Bestrebungen sein mögen, so dürfen sie sich doch keinenfalls über die mechanische Arbeit erheben wollen, die immer die edelste Tätigkeit bleibt, weil sie die Menschen frei machte.

Diese Gedanken bilden den Leitfaden dieser Kulturgeschichte, in der Wendt den Nachweis führt, daß die vorschreitende Technik überall zur Freiheit und höhern Kultur geführt und hierbei die Religion und Schule, Kunst und Wissenschaft, Politik und Sittlichkeit grundlegend beeinflußt hat. Mit reichem Wissen führt uns der Verfasser durch die Geschichte der Griechen, der Römer, des deutschen Mittelalters, die Zeit von 1500 bis 1800 und schließlich durch das neunzehnte Jahrhundert. Im griechischen Leben sehen wir nur eine Handtechnik in Verbindung mit der Sklaverei. Die freie Minderheit führte zwar ein be-

quemes Leben und gelangte in Kunst und Wissenschaft zu hoher Kultur; aber ihr Gefühlsleben blieb kalt und unfruchtbar, und eine solche Zeit konnte zwar in der Kunst und im kalten Denken vieles geben, „doch läßt sich nicht an ihrem Busen ruhn". Fünfhundert Jahre später fand die römische Kulturblüte statt; aber auch sie konnte die Schranken nicht besiegen, die durch die Unfreiheit der großen Mehrzahl der Bevölkerung aufgerichtet waren. So sehr wir über die Leistungen des Altertums staunen, so fehlt ihm doch der so unendlich fruchtbare Segen der Technik, dessen sich erst das Mittelalter erfreuen durfte. Griechische Philosophie und Kunst, römische Architektur und römisches Recht haben einen Teil des modernen Geistes geboren; dennoch blieb die Kultur in engen Schranken befangen, weil es noch keine höhere Technik verstanden hatte, der anorganischen Welt bewegende Kräfte zu entnehmen. Dagegen hatte das Mittelalter in der Bearbeitung der Metalle, im Bauwesen, namentlich aber in dem Ersatz menschlicher Arbeitskraft durch Tiere, Luft und Wasser, große Fortschritte zu verzeichnen, und deren notwendigste und vornehmste Folge war das Aufhören der Sklaverei. Denn nicht gesetzliche Vorschriften und religiöse Einflüsse haben diese beseitigt, sondern allein die veränderten Arbeitsmittel der Technik. Nur die Bauern blieben in Unfreiheit, weil auf dem Lande die Technik nicht oder nur unvollkommen angewandt werden konnte. Aber von allen Formen der Betätigung des menschlichen Geistes hatte im Mittelalter allein die Technik einen nennenswerten Fortschritt aufzuweisen, und zwar nicht erst durch die Hilfe der Naturwissenschaft, da diese erst im sechzehnten Jahrhundert erwachte. Durch die Jahrhunderte langsam vorwärtsschreitend zeigt uns sodann der Verfasser, wie sich überall derselbe Vorgang wiederholt: Vergeistigung der menschlichen Arbeit durch die Technik, infolgedessen Vermehrung der politischen und der persönlichen Freiheit, Vertiefung des seelischen Lebens und Veredlung der Kultur. Aber diesen Grundvorgang hat der Verfasser mit einer so großen Fülle von Tatsachen aus dem politischen und sozialen Leben der Völker, namentlich auch des deutschen Volkes, umsponnen, daß es nicht möglich ist, einzelne Fäden aus diesem Gewebe herauszuziehn, ohne die kunstvollen Kulturgeschichtsbilder, die wir hier vor uns haben, zu schädigen. Als Deutsche werden wir dieser Verherrlichung der Technik noch freudiger beistimmen, da wir ihr auch den politischen Aufschwung unsers Volkes verdanken. Denn die Technik und ihre Gefolgschaften drängten zu einer einheitlichen Verwaltung im Deutschen Reich und haben zu dessen Neugründung mehr beigetragen als alle Ideale und die unklare Deutschtümelei.

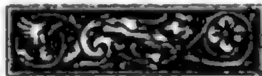
Am Schlusse seines Buches erinnert der Verfasser an die herrliche Verklärung der Arbeit im zweiten Teile des Faust. Als Goethe, gemäß der Abmachung zwischen Faust und Mephisto zu Beginn der Tragödie, schließlich den Augenblick finden will, zu dem Faust sagen würde: „Verweile doch, du bist so schön", weiß er keine bessere Lösung als durch die technische Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Faust dämmt das Meer zurück und schafft dem

Volke neues Land. So klingt, bemerkt der Verfasser, unsre größte nationale Dichtung aus in einer Verklärung der Arbeit:

Solch ein Getümmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Die Schlußworte des Verfassers lauten: „Der Weise des Altertums sah das Glück in der abstrakten Betrachtung der Welt, der Weise des Mittelalters in dem Vorgefühl himmlischer Freuden, der Weise der Neuzeit sieht es in der geistigen Leitung mechanischer Arbeitskraft. Wer hat am tiefsten geschaut?“ Das nach Inhalt und Form ausgezeichnete Werk bildet eine so reiche Fundgrube kulturgeschichtlicher Tatsachen, die uns hier vielfach in einem ganz neuen Licht entgegentreten, daß jeder Leser auf hohe Freude und fruchtbarste Belehrung rechnen darf.

Kurt Graeser



Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen

Von Hans Gerhard Gräf

Weimar, am 23. Oktober 1906

1

Saure Wochen, frohe Feste — diese einfache Schlußweisheit von Goethes Ballade „Der Schatzgräber“ darf ich wohl getrost über diese Zeilen schreiben. Denn ein Fest, ein frohes, bedeutet es allezeit, wenn wir in Dichters Lande gehn, um den Dichter zu verstehn. Und daß es „saure“ Wochen, saure Monde waren, die der frohen Ausfahrt vorhergingen, wird nicht minder wahr sein. Denn ein andres fürwahr ist es: Goethes Briefe, wie sie uns die große Weimarer Ausgabe Band auf Band, wohlgeordnet und säuberlich gedruckt, vorlegt, als Laie oder Forscher lesen und genießen; ein andres: die ehren- und dornenvolle Pflicht haben, den kritischen Apparat, die sogenannten „Lesarten“ eines solchen Bandes herzustellen. Allerdings kommt es jederzeit allein auf den Geist an, in dem man etwas betreibt, und so kann auch eine an sich geringfügigste, ja scheinbar unnötige Kleinarbeit, indem wir sie wahrhaft Großem dienstbar machen, geadelt werden. Dennoch, sobald wir überzeugt sind, daß das Ergebnis einer mehrere Wochen in Anspruch nehmenden, mühevollen

Arbeit — ich meine den rein philologischen Teil der „Lesarten" — außer uns selbst für alle Zukunft vielleicht noch einem, im günstigsten Falle zweien Fachgelehrten zugute kommen mag, so müssen wir uns schon mit der ganzen Würde der Philologie wappnen, um das Werk mit Anmut und Frohmut zu vollbringen.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, die Arbeit war für diesesmal freudig getan. Goethes Briefe aus dem Jahre 1823, April bis Dezember, lagen im 37. Bande der Weimarer Ausgabe gedruckt vor uns; und ganz von selbst ergab sich für den Herausgeber nun auch der Inhalt des „frohen Festes": Marienbad, Stift Tepl, Eger und seine Umgebung, wo er im Geiste monatelang gelebt hatte, diese Begriffe galt es durch Anschauung lebendig zu machen, die Orte zu besuchen, mit eignen Augen zu sehen, was ihm bis dahin leider versagt geblieben war.

„Goethe und Böhmen" — ein blütenvoller, herrlicher Sondergarten in dem Weltgarten „Goethe". Kenntnisreiche Männer haben sich mannigfach um seine Schilderung verdient gemacht. Und gerade die neuere Zeit hat uns auf diesem Gebiete vielfältig gefördert. Vor wenig Jahren, um nur des Neuesten zu gedenken, hat August Sauer in Prag den Briefwechsel Goethes mit dem Grafen Kaspar von Sternberg in einer musterhaften Ausgabe vorgelegt; zugleich erschien von demselben Gelehrten das zweibändige Werk „Goethe und Österreich" (Schriften der Goethegesellschaft Band 17 und 18), und unmittelbar bevor steht die Herausgabe der Briefwechsel Goethes mit den böhmischen Freunden Grüner und Zauper, ebenfalls durch August Sauer besorgt. Von andern wertvollen Veröffentlichungen sei hier nur noch genannt Sebastian Grüners Abhandlung „Über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer, 1825 für J. W. von Goethe niedergeschrieben", herausgegeben von dem für die deutsch-böhmische Literatur- und Kulturgeschichte ungemein tätigen Schriftsteller Alois John in Eger, dem wir auch die zur Enthüllung des Goethedenkmals in Franzensbad erschienene Festschrift verdanken. Ihren natürlichen Mittelpunkt hat diese reiche Tätigkeit in der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen" zu Prag.

Es kann mir nicht in den Sinn kommen, auf Grund eines erstmaligen Besuchs in jenem gesegneten Lande etwa viel Neues und Wesentliches bringen zu wollen. Schon um deswillen nicht, als ich mich für diesesmal glaubte in der Hauptsache auf den Inhalt des genannten neuen Briefbandes beschränken, ja sogar Karlsbad, das Goethe im Herbst 1823 ebenfalls besuchte, ausschalten zu müssen. So sind es nur flüchtige Skizzen mannigfacher Reiseeindrücke; um so erfreulicher, wenn hie und da auch dem Fachgelehrten zur Förderung der Wissenschaft ein paar bescheidne Kleinigkeiten begegnen sollten, die sich im Vorübergehn dem „freundlich aufgefaßten Neuen" abgewinnen ließen.

Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

2

Zunächst müssen wir noch einen Augenblick bei der Goethes Aufenthalt in Böhmen unmittelbar voraufgehenden Zeit verweilen. Das Jahr 1823 ist eins der wichtigsten in Goethes Greisenalter. Zwei schwere Erkrankungen hat der Vierundsiebzigjährige zu bestehn, am Anfang und gegen Ende des Jahres. In der zweiten Hälfte des Februars machen sich die Freunde auf das schlimmste gefaßt (in Jena verbreitet sich sogar die Nachricht, Goethe sei tot). „Allmächtiger Gott! seufzt der Kranke, was muß der arme Teufel leiden! Wie krank bin ich, kränker als in vielen Jahren!" Die Ärzte bemühen sich vergebens. „Treibt nur eure Künste! ruft er ihnen zu, das ist alles recht gut, aber ihr werdet mich doch wohl nicht retten." Halblaut spricht er zu sich selbst: „Mich soll nur wundern, ob diese so zerrissene, so gemarterte Einheit wieder als eine Einheit wird auftreten und sich gestalten können?" Am 23. Februar scheint es zu Ende zu gehn; „der Tod steht in allen Ecken um mich herum", sagt er zu seinem Sohne. Da, am 24., greift die tödlich ringende Natur selbst, energisch fordernd, nach erprobten, einfachsten Heilmitteln; im Tagebuch lesen wir unter diesem Datum: „Der Zustand verschlimmerte sich sehr, bis gegen Abend eine unwiderstehliche Neigung zum Marienbader Wasser eintrat, welches auch getrunken wurde. Später eine Tasse Arnica=Thee getrunken, nach welchem sich der Zustand ganz zu verändern schien. Die Nacht zum ersten Mal ruhiger erquickender Schlaf." Von nun an erholt sich Goethe langsam, aber stetig. Und ein paar Wochen später schreibt er, nach langer Unterbrechung seinen letzten Brief an die Jugendfreundin Auguste Bernstorff, einen der herrlichsten, die wir überhaupt von ihm besitzen, abschließend: „Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen."

In dem rührenden Aufsatz „Dankbare Gegenwart", der den Schluß des im Sommer 1823 erschienenen Heftes von „Kunst und Altertum" bildet, gedenkt Goethe der allgemeinen herzlichen Teilnahme, mit der man „vom Thron bis zur Hütte" seine glückliche Wiedergenesung allenthalben feierte. Unter den öffentlichen Ehrungen, die eine freundliche Fügung Goethen gerade in diesen Wochen des erneuten Lebens zuführte, erfreuten ihn besonders das Diplom als Ehrenmitglied der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen, datiert vom 26. Februar, und das Diplom als auswärtiges Mitglied der Royal Society of Edinburgh vom 3. Februar; als Vorsitzender hatte jenes unterzeichnet Graf Kaspar von Sternberg, dieses Sir Walter Scott. Zu dem „großen Capital von freundschaftlich theilnehmendem Wohlwollen", durch das, wie sich Goethe in einem Briefe an Nees von Esenbeck ausdrückt, sein „innerstes Leben für ewige Zeiten gesichert ist", kam in diesen Tagen auch die Taufe einer bis dahin unbekannten Pflanzengattung mit dem Namen

Goethea; die Naturforscher Nees von Esenbeck und von Martius verliehen ihn einer von ihnen in den Wäldern Brasiliens entdeckten baumartigen, prachtvoll blühenden Malvacee, „weil es, wie Nees von Esenbeck Goethen am 5. April schreibt, dem Botaniker wohlthut, die Häupter und Förderer seiner Wissenschaft unter frischen Pflanzen symbolisch anzureden und gleichsam grünend und blühend vor sich zu sehen“. In der Abhandlung über das neue genus Goethea heißt es unter der Rubrik Nomen: Goethio, patriae decori, Florae deliciis, sempiternum laete hoc vigeat monumentum! Derselbe Nees von Esenbeck gab im Juni 1823, zusammen mit dem Mineralogen Nöggerath, in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung einen Gesamtüberblick über den Entwicklungsgang und die Leistungen Goethes auf dem Gebiete der Naturwissenschaft (mit Ausschluß der Farbenlehre). Goethe unterließ nicht, auf diese „höchst schätzenswerte ehrenvolle Schilderung“ in dem noch vor seiner Abreise fertiggestellten neuen Hefte seiner naturwissenschaftlichen Zeitschrift hinzuweisen, mit der Bemerkung: er habe sie erst nur im allgemeinen und von ferne betrachtet, „ich nehme sie mit in die böhmischen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen“. Und so werden auch wir später noch auf sie zurückzukommen haben.

„Da es scheint, sagt Goethe am Schluß jenes Aufsatzes »Dankbare Gegenwart«, daß aus diesem schweren leiblichen Kampfe mich der Allwaltende hat mit genugsamen Geistes- und Gemüthskräften wieder hervorgehen lassen, so ist es meine Pflicht, an sorgfältige Verwendung derselben fortwährend zu denken.“ Zunächst wandte er sich der Weiterführung seiner Lebenschronik, der „Tag- und Jahres-Hefte“ zu, die ihn während des diesjährigen Aufenthalts in Böhmen lebhaft beschäftigte. Sodann fallen in das Jahr 1823 die ersten Anfänge und Vorarbeiten zu zwei höchst bedeutenden Unternehmungen: die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller und, als Abschluß seiner gesamten schriftstellerischen Tätigkeit, die große „Ausgabe letzter Hand“ seiner Werke bei Cotta. Für die Vorbereitungen zu dieser gewann Goethe gerade jetzt, unmittelbar vor seiner Abreise, eine willkommne Hilfskraft in einem „gar feinen und stillen Jüngling“ aus der Lüneburger Heide, Johann Peter Eckermann. Dieser hatte sich durch das Manuskript seiner „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe“, einem an feinsinnigen Beobachtungen reichen, gegenwärtig lange nicht genug gewürdigten Büchlein, bei dem Dichter auf das beste eingeführt. Goethe empfahl seinem Verleger Cotta die Übernahme des Werkchens und traf sofort die Einrichtung, daß Eckermann während seiner Abwesenheit ganz in der Stille in Jena einige literarische Hilfsarbeiten für ihn ausführen sollte. Einige Wochen später schreibt er von Marienbad aus an den neuen Schützling: „Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgehen.“ Diese Worte sind längst bekannt, aber erst heute sind wir imstande, den vollen Sinn dieser väterlich milden Ermahnung zu verstehn; sie ist veranlaßt durch Eckermanns Klage, es sei ihm in Jena ein wenig zu

enge, still und von der Welt abgeschnitten, „ich habe, schreibt er an Goethe,*) diese Zeit die beiden Bände Ihrer Briefe aus Italien gelesen. Welche frische Luft eines großens Lebens wehet einem daraus entgegen! ... Hätte ich nur die Hälfte von dem allen gesehen, es würde mir genug sein, so aber habe ich großen Durst nach Leben.“ Wie ehrlich, menschlich und voll Vertrauen ist das gesprochen. Wir sollten uns doch immer erinnern, von welcher Bedeutung für das letzte Jahrzehnt von Goethes Leben die Anwesenheit Eckermanns in Weimar gewesen ist. Auf den ersten Blick erkannte Goethe, was ihm dieser stille Helfer werden würde. An das, was er ihm in der Tat geworden ist, und was wir ihm verdanken, sollten wir uns halten, anstatt, wie es seit einiger Zeit Sitte geworden, Mängel, die ihm zweifellos anhafteten, in immer neuen Schilderungen darzulegen.

In der letzten Juniwoche nun waren die Vorbereitungen zur Reise beendet, und so fuhr Goethe am 26. ab, gelangte über Jena, Pößneck, Schleiz, Hof, Franzensbad nach Eger, wo es ihm, als unter dem fünfzigsten Breitengrade, sogleich „vaterländisch“ zumute wurde, und traf am 2. Juli Abends acht Uhr in Marienbad ein. Als letztes Geschäft, fast schon im Reisewagen, hatte er, als Abschluß des neuesten Heftes seiner naturwissenschaftlichen Zeitschrift, den Druck des Gedichts „Eins und Alles“ angeordnet, dessen großartige Eingangsstrophen wie ein dämonisches Vorspiel erklingen dessen, was er zwischen leidenschaftlichem Wünschen und beseligendem Gottesfrieden alsbald durchleben sollte:

Im Gränzenlosen sich zu finden
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Weltseele komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

3

Es waren jetzt nahezu vierzig Jahre vergangen, seit Goethe, 1785, zum erstenmal Böhmen besuchte, und wie oft hatte er sich seitdem in Teplitz, Karlsbad, Marienbad, Franzensbad wochen-, ja monatelang aufgehalten! Jenes frühe Gewahrwerden, die freundliche Gewohnheit des Dortseins und Wirkens, des Schauens und Durchforschens dieser in geologischer und mineralogischer Hinsicht so äußerst reichen und merkwürdigen Gegenden, die, durch zahllose heiße und kalte Quellen segensreich in der Gegenwart, für das rückschauende Auge des Naturforschers aber in der Tiefe der Vorzeit durch tätige Vulkane mannigfach belebt sind, das alles erklärt genugsam Goethes Vorliebe für Böhmen. Dazu kommt sodann der anregende Verkehr während des Bade-

*) Goethes Briefe (Weimarer Ausgabe) Band 37, Seite 363 f.

lebens mit geistvollen, originellen Männern, schönen Frauen und Mädchen, Deutschen, Österreicherinnen, Polinnen. So bedeutete ein Besuch Böhmens im Grunde jedesmal, nicht nur, wie Goethe über den Sommer 1823 an Marianne von Willemer schreibt, einen „freien, fast ländlichen Aufenthalt, Bewegungen von Morgens bis Abends im Wandeln und Fahren, Eilen und Begegnen, Irren und Finden", „Gelegenheit zum Erneuen älterer Verhältnisse, zum Anknüpfen neuerer, zum Suchen und Gesuchtwerden, zu Unterhaltung, Vertraulichkeit, Neigung, und was sich nicht alles durcheinander flocht; daß man sich eben ganz vergaß, sich weder krank noch gesund, aber behaglich und beinahe glücklich fühlte." —

Das Verdienst, die Bedeutung der Marienbader Quellen zuerst voll erkannt und die jetzige Stadt als Badeort tatkräftig begründet zu haben, gebührt dem Abte des Stifts Tepl, Karl Reitenberger, dessen ehernes Standbild sich heute an einer der schönsten und belebtesten Stellen der herrlichen Parkanlagen Marienbads erhebt. In zwei Jahren, 1908, wird ein Jahrhundert verflossen sein seit Eröffnung der ersten planmäßig erbauten Badehäuser, die im Laufe der Zeit in der großartigsten Weise vermehrt und vervollkommnet worden sind.

Alle Quellen Marienbads nebst den gegen Morgen, Mitternacht und Abend weithin ausgebreiteten Waldungen, die gesamte Anlage der Bäder und zahlreiche stattliche, dem Badeleben und dessen Verwaltung dienende Gebäude sind Eigentum des Stifts Tepl. Diesem, als dem Mutterorte Marienbads, galt mein erster Besuch.

Das Kloster liegt etwa drei Stunden östlich von Marienbad, in einer Höhe von nahezu 700 Metern über dem Meere; es gehört dem Orden der Prämonstratenser an und ist 1193 auf einem wahren pré montré (pratum monstratum) gegründet; gar stattlich hebt es sich mit seinen umfangreichen Gebäuden, in deren Mitte die zweitürmige Kirche aufragt, aus den umgebenden Wiesen und Teichen hervor. Die sehr bedeutende Bibliothek sowie die Schätze der Naturalien- und Kunstsammlung werden demnächst in einem neuausgebauten, reich und geschmackvoll ausgestatteten nördlichen Flügel Aufstellung finden, wo auch eine Reihe geräumiger Arbeits- und Gastzimmer ihrer baldigen Vollendung entgegen geht. Inzwischen schreitet die von fachkundiger Hand ausgeführte Herstellung eines großen alphabetischen und eines sachlichen Zettelkatalogs der Bibliothek rüstig vorwärts. Schon vor Antritt meiner Reise hatte ich mich gefreut, den Namen des derzeitigen Prälaten, Herrn Abts Gilbert Helmer, in der Mitgliederliste der Goethegesellschaft zu finden, und ich kann es mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit Seiner Hochwürden für die überaus gastfreundliche Aufnahme des Weltkindes hier meinen Dank nochmals auszusprechen. Auf seine Anordnung hin gab mir, ehe die Glocke in den fürstlich ausgestatteten Speisesaal zur Mittagstafel lud, der liebenswürdige Frater Bibliothekarius Gelegenheit, in seiner freundlichen Arbeitszelle mit aller Muße dem eigentlichen Zweck meines Besuches nachzugehn: die Originale

einiger Briefe Goethes aus dem Jahre 1823 zu vergleichen: der eine ist gerichtet an den damaligen Prior des Klosters, Pater Clemens Eckl, die beiden andern an Joseph Stanislaus Zauper, Professor des Gymnasiums zu Pilsen. Aus einer Bemerkung, die Zauper am Schluß des zweiten Bandes seiner „Studien über Goethe" macht, wußte ich, daß er auch mit Eckermann Briefe gewechselt hat. Und so fand ich denn auch, in der ehrwürdigen alten Goethemappe der Stiftsbibliothek blätternd, drei Briefe Eckermanns an Zauper, von denen der älteste, der Mitteilung nicht unwert, hier folgen möge.*) Das Schreiben, datiert Weimar, den 15. März 1824, lautet:

Von unserm großen Goethe, mein theurer Freund, soll ich Ihnen viele herzliche Grüße sagen und die Versicherung seiner fortwährenden Liebe, und daß er sich freue im Monat Juni wieder mit Ihnen zusammenzutreffen.

Diese angenehmen Aufträge gab Goethe mir gestern Mittag im Wagen, als ich das Vergnügen hatte mit ihm eine Spazierfahrt zu machen.

Zugleich sagte er mir, daß Sie mein Büchlein [„Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe"] erhalten und daß Sie bereits so freundlich gewesen, Sich darüber im Prager Wochenblatt auszusprechen. Empfangen Sie hiefür meinen herzlichsten Dank! Ich kann aber nicht leugnen, daß ich gerne lesen möchte, was Sie geschrieben, und da nun die Prager Zeitschrift nicht bis zu uns herunterkommt, so ersuche ich Sie um die gefällige Übersendung dieses Blattes, falls nemlich Sie nicht geneigt sein sollten, Ihre Recension durch eine der übrigen Zeitschriften auch bis zu uns gelangen zu lassen.

Zugleich sagte mir Goethe, daß ich wohl thun würde, Ihnen für die Prager Zeitschrift von meinen neuesten Gedichten zu senden, damit ich auch als Poet in dem geliebten Böhmen bekannt würde.

Dieses will ich thun, falls die geschätzte Herausgeberin es wünschen sollte, nur fehlt es mir für den Augenblick an Zeit etwas Passendes auszusuchen.

Ihr lieber Brief vom December hat mich sehr erfreut. Er ist auch ein paar Tage in Goethes Händen gewesen, wo ihm denn die Ausdrücke Ihrer liebenden und verehrenden Gesinnungen gegen ihn sehr erfreulich gewesen sein werden.

Sobald Goethe nach Böhmen geht, werde ich mich gegen Westen wenden zum geliebten Rhein, und die schöne Sommerzeit zwischen Mainz und Cöln zubringen. Hoffentlich gelingt mir da eine neue Arbeit. — Hoffentlich etwas größeres Poetisches! —

Diesen Winter sind meine Kräfte durchaus Goethen gewidmet gewesen, der Redaction nemlich vieler seiner noch ungedruckten Schriften. Ich hoffe damit Goethen und der deutschen Litteratur wesentliche Dienste geleistet zu haben; denn wodurch könnte beiden ein größerer Dienst geschehen, als wenn ich dem geliebten Alten die Sorge für die weitere Pflege des in der Vergangenheit liegenden schon Geleisteten abnehme und seinem großen Talent für die Wirkung in der Gegenwart die Bahn frei halte.

In dieser Überzeugung habe ich daher diesen Winter den jugendlich mächtigen Trieb eigener Productionen gerne unterdrückt.

Von Ihnen und Ihren größeren Vorsätzen bald zu hören würde mir große Freude machen.

*) Einiges daraus hat Lambel 1880 in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" (19, 180) ungenau veröffentlicht.

Was sagen Sie zu den Paria Gedichten? Ist es nicht etwas ungeheuer Großes? Ferner das von Deutscher Baukunst,*) ist es nicht gleichfalls ein großes Gedicht?

Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Goethe ist voller Gesundheit und Jugend. Mit dieser angenehmen Nachricht will ich Ihnen zu fortwährender Freundschaft auf das beste empfohlen sein als Ihr getreuer und im Geist treu Verbundener Eckermann.

Wie die auf diesen Brief in der Mappe folgenden Gedichte zeigen, hat Eckermann dem Freunde später doch einige seiner Lyrika gesandt. Die beiden andern Briefe, aus den Jahren 1832 und 1837, enthalten nichts Bemerkenswertes.

Goethe besuchte am 21. August 1821 das Stift Tepl; im Jahre 1823 kam er meines Wissens nicht dahin, doch empfing er schon am Tage nach seiner Ankunft in Marienbad den Besuch des Abtes Reitenberger. „Zum deutlichern Begriff, schreibt er am 25. Juli an seinen Sohn, was Tepl für ein schönes Local sei, lege des Prälaten Visiten-Charte bei.“ Das zierliche, mit Goldschnitt geschmückte Kärtchen klebt noch heute in der untern Ecke des letzten Briefblattes, die nach oben gekehrte Rückseite zeigt eine von Rosmäsler in Dresden 1820 in Kupfer gestochne Ansicht der Klostergebäude, auf der Vorderseite steht, ebenfalls in Kupfer gestochen: Le Prélat de Tepl, Charles Reitenberger pour faire visite. Lebhaftes Interesse bezeugt Goethe fortgesetzt für die im Stift regelmäßig angestellten barometrischen und thermometrischen Messungen, deren Übersichten er für die durch ihn veranlaßten graphischen Darstellungen der Barometerstände verschiedner Orte eifrig erbat und verwertete. Die naturwissenschaftlichen Sammlungen des Klosters bereicherte er, wie schon früher, so auch 1823 durch Schenkung lehrreicher Gebirgs- und Mineralienfolgen.

Während die von Goethe auf der Rückfahrt von Tepl nach Marienbad benutzte Fahrstraße nördlich über Ober-Gramling und Abaschin führt, sodaß der Podhornberg dem Reisenden zur Linken bleibt, nimmt die Eisenbahn ihren Weg südlich, erreicht bei Habakladrau ihre höchste Höhe, 706 Meter, und sinkt dann in mannigfachen Windungen auf sehr reizvoller Fahrt zur Station Marienbad hinab.

Werfen wir einen Blick auf den Stadtplan des heutigen Marienbad (nebst dem sich im Süden unmittelbar anschließenden Vorort Schönau), so fällt uns sogleich die merkwürdig scharf ausgeprägte Form des Umrisses auf: dieser hat fast genau die Gestalt eines Beiles oder einer Axt; die Schneide zeigt nach Osten, der Stiel nach Süden, mit einer leichten Krümmung des untern Drittels nach Südwesten; am äußersten Ende des Stiels liegt der Bahnhof, seinen obern Hauptteil bildet die langgestreckte, herrliche Kaiserstraße, zur Linken von einer

---

*) Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach. 1773“ und die Paria-Gedichte waren vor kurzem in der Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum“ erschienen.

Häuserzeile, darunter viele Prachtbauten, zur Rechten vom Auschabach begleitet; den weitaus größten Mittelteil des Axteisens nehmen die mit bewundrungswürdiger Kunst ausgeführten parkartigen Anlagen ein, um sie her gelagert in anmutigem Bogen von Nord durch Ost nach Süd der nördliche Stadtteil mit dem Kreuzbrunnen, das vom Hotel Weimar beherrschte Gebiet und die Gruppe der Badehäuser. Behalten wir nun beim Betreten der Stadt vom Bahnhof her den Vergleich mit der Axt noch einen Augenblick im Auge, so gewahren wir, daß nur das Stielende nach Süden hin in das flache Land hinausläuft, daß aber alles übrige in sanfter Steigung eingebettet ruht in ringsumgebenden, rauhe Winde abhaltenden, waldbewachsnen Berghöhen.

Wie die Lage der Stadt, so ist auch ihr Charakter einzig in seiner Art; Marienbad macht einen durchaus harmonischen Eindruck, den Eindruck eines Ortes, der ausschließlich einem einzigen Zwecke dient: keine Fabriken gewahrt man, kein lärmendes Gewerbe, keine Industrie, nicht Handel und Wandel, die Stadt ist nur Badeort, Weltbad. Peinliche Sauberkeit herrscht durchaus. Wünschte man vielleicht bei einzelnen Bauten etwas weniger Pracht, bei manchen Kaufläden weniger Luxus entfaltet, das überall leuchtende milde Grün der Ziersträucher, die überall mit freundlichem Ernst hereinschauenden Waldberge dämpfen diesen Schein der Überkultur, verschmelzen mit ihm zu einem durchaus wohltuenden Gesamtbilde.

Wie sollen wir nun aber in diesem Weltbade, das jährlich etwa 24000 Kurgäste beherbergt, das kleine Marienbad Goethes von 1823 herausfinden, um deswillen wir allein hergekommen sind, und von dem Goethe bald nach seiner Ankunft an seinen Sohn schreibt: „Marienbad ist beinahe ganz besetzt, am 1. Juli fanden sich 350 namhafte Personen eingezeichnet"? Nun, die erste Anlage des Orts ist noch wohl erkennbar, schon auf dem Grundriß von 1823 ist die Gestalt der „Axt" sehr deutlich ausgeprägt, die Heiligtümer der Stadt, die Quellen, sie sprudeln heute an denselben Stellen hervor wie vor hundert Jahren, mit unerschöpften Kräften.

Freilich, das früher der Familie von Brösigke, damals dem Grafen Klebelsberg gehörende Haus, wo Goethe 1821 und 1822 wohnte, finden wir nicht mehr vor; an seiner Stelle erhebt sich das palastartige Hotel Weimar, doch erzählt uns eine kleine Tafel über dem Portal von Goethes Aufenthalt daselbst. Die ehemalige Beschaffenheit des Hauses — es war zu beiden Seiten durch Torfahrten (über denen sich Terrassen zum Lustwandeln befanden) mit den Nachbarhäusern verbunden — überliefert uns ein kleines Gemälde, das in der Mansarde des Goethehauses zu Weimar hängt. Von den beiden Nachbarhäusern, jetzt „Zum schwarzen Adler" und „Zum grünen Kreuz", hat das letzte, westlich liegende im ganzen noch sein altes behagliches Aussehen bewahrt. In noch höherm Maße ist dieses aber der Fall mit dem auf das „Grüne Kreuz" folgenden, von diesem durch eine Gasse getrennten Hause, das mit seinem traulichen, schindelgedeckten Dache schon von fern durch sein schlichtes, altväterisch-wohnliches

Äußeres gar anmutig auffällt. Und siehe da, seine Inschrift lautet: „Goethe-Haus", auf einer Tafel darüber steht es zu lesen: „Hier wohnte Goethe in dem Jahre 1823."

„Nennt man »Marienbad 1823«, heißt es in Bernhard Suphans geistvoller Abhandlung »Goethe und der Graf St. Leu« (Goethe-Jahrbuch 15, 112), so denken wir zuerst, ja wohl ausschließlich, an Ulrike von Levetzow, »die lieblichste der lieblichsten Gestalten«; sie füllt in unsrer Erinnerung diese Wochen aus, deren Lebensinhalt in der großen poetischen Konfession der »Trilogie der Leidenschaft«, und zumal in der »Marienbader« Elegie geheimnisvoll offenbar dargelegt ist." Wir sind über diese bedeutende Periode in Goethes Leben vortrefflich unterrichtet, erstens durch Goethes eignes Tagebuch und die von ihm in jenen Wochen geschriebnen Briefe, wie diese der am Eingang genannte 37. Band der Weimarer Ausgabe sie jetzt bequem vereinigt vorlegt, zum andern durch die von Otto Harnack veröffentlichte, ausführliche und höchst lebendige Schilderung eines Augenzeugen, der anmutigen Berlinerin Lili Parthey (Goethe-Jahrbuch 22, 113), endlich durch die Darstellungen Gustav von Loepers („Zu Goethes Gedichten Trilogie der Leidenschaft", Goethe-Jahrbuch 8, 165) und Suphans, der sie, außer in dem oben genannten Aufsatz über Goethes Verkehr mit dem ehemaligen König Ludwig von Holland, noch zweimal behandelt hat: bei Veröffentlichung der Briefe Goethes an die Levetzows (Goethe-Jahrbuch 21, 7), sodann in einer dem herrlichen Faksimile der „Marienbader Elegie" beigegebnen Abhandlung im 15. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft. Außerstande, über das Thema „Goethe und Ulrike von Levetzow" etwas Neues zu bringen, bescheiden wir uns damit, hier auf die genannten reichen Quellen der Belehrung hinzuweisen, und fahren in der Schilderung unsrer Reiseeindrücke fort.

Das Goethehaus führte 1823 den Namen „Zur goldnen Traube"; es fehlten ihm damals noch die beiden Balkone, und im Erdgeschoß, dem Eintretenden zur Rechten, war ein Kaufladen für „Gemischtwaren". Im übrigen aber ist das Haus außen und innen, dank der pietätvollen Gesinnung seiner Besitzer, vor jeder einschneidenden Veränderung behütet worden. Goethes jugendliche Wirtin war eine Frau Döltsch, die 1860 gestorben ist; sie nahm an Kindes Statt einen jungen Mann namens Schildbach an, und dessen Sohn ist der heutige Besitzer des Hauses. Während der Unterhaltung mit diesem wackern Mann und seiner liebenswürdigen Familie konnte ich gar bald bemerken, welcher gute Geist hier waltet, und daß der Anteil, den man hier an der Bedeutung des Hauses nimmt, keineswegs, wie man so häufig findet, nur äußerlich und scheinbar ist, sondern daß er wahrhaft lebendig von Herzen kommt.

Goethe bewohnte mit seiner Begleitung, dem Sekretär John und dem Diener Stadelmann, im ersten Stock die Zimmer 8, 9, 10 und 15 (jetzt Nr. 18 bis 21); das über der Haustür liegende mittlere war sein Schlafzimmer, in dem ihm, wie sein Tagebuch getreulich vermerkt, am 19. August, dem Tage vor

seiner Abreise, eine „ruhige Nacht“ und „conciliante Träume“ beschieden waren. Dem alten, sorgsam gehüteten Folianten, in den die Namen der Wohngäste eingetragen werden, nebst Datum der Ankunft und Abreise, sowie die gezahlten Preise, konnte ich entnehmen, daß Goethe für seinen Aufenthalt vom 3. Juli bis 20. August in Summa 420 Gulden entrichtet hat. Ein Blick aus seinen Zimmern auf die Umgebung überzeugt uns, daß Goethe allen Grund hatte, die Lage seines „noch vor Thorschluß“ gewonnenen „allerliebsten Quartiers“ zu rühmen, wie er dies in seinen Briefen zu tun nicht müde wird. „Ich lege ein Kupfer von Marienbad bei, schreibt er seinem Sohn am 8. Juli, woraus Ihr sehen könnt, wie munter es hier aussieht; meine Wohnung ist das auf der Schattenseite liegende obere Eckhaus gleich links an der Reihe der größern Gebäude. Es fliegt ein Vogel ganz gerade oben drüber. In dem größten Gebäude [dem Hause des Grafen Klebelsberg, jetzt Hotel Weimar] wohnt der Großherzog [bald darauf auch die Familie von Levetzow], und ich kann aus meinen Fenstern alles sehen, was auf der Terrasse vorgeht.“ Diese in Goethes Tagebuch immer und immer wieder genannte „Terrasse“ bildete offenbar den obersten Teil des heutigen „Kirchen-Platzes“, in dessen Mitte sich seit 1850 die katholische Mariä Himmelfahrtskirche erhebt. Diese Terrasse, zu der die noch heute stehende Baumlaube vor dem Hotel Weimar gehörte, hat man zu unterscheiden von den schon oben genannten Seitenterrassen über den Torfahrten des Klebelsbergischen Hauses und von der hinter diesem Hause liegenden, in Goethes Tagebuch und Briefen ebenfalls genannten „Klebelsbergischen Terrasse“.

So begünstigt durch die glückliche Lage und Beschaffenheit seiner Wohnung überwindet Goethe beim Genuß des Brunnens (den er, wie uns auch durch Lili Partheys Erzählung bezeugt wird, nicht an der Quelle, sondern zu Hause trinkt) und beim Gebrauch von Moorfußbädern bald die Nachwirkungen seiner schweren Krankheit. „Freilich, meldet er Knebeln, war mein Zustand seit diesem Winter allzu stockend, ich wußte kaum, ob ich noch lebte und zu wirken vermochte. Alles regt sich nun wieder, sowohl der Körper als der Geist.“ In fleißiger Arbeit an den „Tag- und Jahres-Heften“, bei mannigfaltiger, zumal naturwissenschaftlicher Lektüre und eifrig fortgesetzter eigner Durchforschung der geologischen Verhältnisse Marienbads, in der Pflege endlich eines höchst geselligen Verkehrs verfließt die Zeit nur allzu schnell.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!

Der poetische Ertrag dieser Wochen war nur gering, mit Ausnahme freilich der Lyrik: ein paar heitre kleine Gedichte gelangen nebenbei, vollendeter Frauengesang aber und gleich meisterhaftes Klavierspiel entlockten zum Schluß dem schmerzlich bewegten Gemüt, das schon in stummer Entsagung sich in sich selbst verschließen wollte, einige der herrlichsten Blüten. „Wie man eine geballte Faust [seine in »Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere« geballte] freundlich

flach läßt" — dieses ergreifend einfache Bild, das Goethe gegen Zelter gebraucht, bezeichnet vollkommen seinen Zustand. Man wird bei der zusammenhängenden Lektüre von Goethes Briefen aus diesen Wochen, namentlich der zum Teil bis jetzt unbekannten, an die Schwiegertochter gerichteten im 37. Bande der Weimarer Ausgabe, einen ganz eignen, von einem gewissen peinlichen Gefühl jedoch nicht freien Reiz darin finden, die mysteriösen Andeutungen zu verfolgen, mit denen der Greis auf seine Liebe zu dem neunzehnjährigen Mädchen und auf seine Hoffnung dunkel hindeutet. Von einem „Irrsal" spricht er; „Du begreifst, heißt es in einem der Briefe an Ottilie, das Bittersüße des Kelchs, den ich bis auf die Neige getrunken und ausgeschlürft habe." Alles zu bekennen, verbietet die Stunde, er vertröstet die Teilnehmende auf die Vertraulichkeit einer „stillen Winternacht" — „was noch zu sagen wäre, muß auf eine mündliche, vielleicht wieder einmal mitternächtige Unterhaltung aufgespart werden." „Mittwoch den 20., heißt es in einem der letzten Briefe aus Marienbad, geh' ich von hier ab, Rath Grüner kommt mich wegzunehmen und zu dem todten und doch als pis aller so interessanten Gestein zurückzuführen." Wir müssen uns tief in die Lage seines Gemüts versenken, um das Dämonische, um das Schwergewicht dieses schlichten „mich wegnehmen" ganz zu empfinden.

Bevor wir aber Goethen nach Eger zu dem „todten Gestein" folgen, müssen wir zunächst noch einen Augenblick bei seinen geologischen Studien in Marienbad verweilen. Sein Hauptaugenmerk richtete er diesesmal auf die bedeutenden Veränderungen, die die Gase der Marienquelle auf das Urgestein ausüben, dem sie entsteigt, sodann auf die durch unterirdisches Feuer bewirkten Umwandlungen des Gesteins am Wolfsberg bei Tschernoschin (oder in der von Goethe meist gebrauchten mundartlichen Form: Czerlochin), südöstlich von Marienbad, etwa auf der Hälfte des Weges nach Pilsen. Massenhaft schleppt der unermüdliche Stadelmann diese und andre Funde ins Haus, wo Goethe die auf Holztafeln ausgebreiteten Schätze untersucht, bestimmt, für sich und geologische Freunde in Folgen ordnet und endlich, in Kisten sorgsam verpackt, absendet. Man wird meine freudige Überraschung begreifen, als ich, begierig, etliche dieser für Goethe so interessanten Naturgegenstände zu sehen, eine vortrefflich geordnete Sammlung in der allernächsten Nähe vorfand, nämlich im Goethehause selbst. Die liebenswürdige Tochter des Besitzers, eine leidenschaftliche Freundin der Gestein- und Pflanzenkunde, hat sie durch jahrelanges, eifriges Sammeln und Tauschgeschäft zusammengebracht; hier fand ich die schönsten Augite vom Wolfsberg, Nephelin ebendaher, vulkanische Bomben von Alt-Albenreuth, Lava vom Kammerbühl, Silbererz von Sangerberg, Basalt vom Podhornberg, Wawelliten, Egeran, Pechstein, Rauchtopase, Granite in den verschiedensten, von Goethe so sorgsam beobachteten Übergängen, alles auf das sauberste und zierlichste, dabei streng wissenschaftlich geordnet, und zumeist in solchen Prachtexemplaren, daß bei ihrem Anblick dem alten Goethe die leuchtenden Augen zwiefach geleuchtet haben würden. Mich dankbar zu erzeigen, wußte ich nichts besseres zu

tun und konnte dieser Autodidaktin nach Goethes Herzen keine größere Freude machen, als ihr folgende Stelle aus Goethes Tagebuch vorzulesen, Marienbad, 10. Juli 1823: „Stadelmann brachte abermals Gebirgsarten. Frauenzimmer im Hause, das sich dafür interessiert." Es kann nicht anders sein, dieser schlichte Goethesegen wird die prächtige Sammlung noch um manche Musterstufe bereichern.

Außer im Goethehause konnte ich von Nachkommen derer, mit denen Goethe während des Sommers 1823 in Marienbad verkehrte, noch mehrere begrüßen. Herr Geheimrat Dr. Heidler von Heilborn bewahrt als kostbaren Schatz einige Briefe Goethes an seinen Großvater, den hochverdienten damaligen Brunnenarzt, die er mir vorzulegen die Güte hatte. Bei Herrn August Herzig, einem Enkel des mit Goethe wohlbekannten Marienbader Arztes Dr. Scheu, in dem schon genannten Hause „Zum grünen Kreuz", neben dem Goethehause, sah ich ein mir bisher unbekanntes, in Deutschland wenig verbreitetes Goethebild: Goethes Kopf im Profil, nach der bekannten Zeichnung Jagemanns, mit der Unterschrift Steindruck von C. W. Medau in Leitmeritz. K. Tschuppik grav.; darunter in Faksimile die Strophe („Leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel"):

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles stockt und starrt in Händen.
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.
W. März 26. Goethe.

Hat sich im Nachlaß des Dr. Scheu Handschriftliches von Goethe, wie es scheint, nicht erhalten, so war ich doppelt überrascht, ganz unvermutet an andrer Stelle ein prächtiges Goetheautographon zu finden: eine in der wissenschaftlichen Forschung noch nicht bekannte Niederschrift des in Böhmen gedichteten Liedchens „St. Nepomucks Vorabend. Carlsbad den 15. Mai 1820", vom Dichter selbst mit kräftiger lateinischer Schrift auf ein Quartblatt geschrieben. Der Besitzer, Herr Korvettenkapitän Frankl, bewahrt das Blatt unter Glas und Rahmen als kostbares Familienerbstück; ein beiliegender Brief des Weimarer Bibliotheksekretärs Kräuter vom 26. September 1836 bezeugt ausdrücklich die Echtheit der Handschrift. Sie bietet ein besondres Interesse dadurch, daß Goethe in der ersten Strophe an drei Stellen auf schmale übergeklebte Papierstreifen eigenhändig Änderungen geschrieben hat; diese Änderungen stimmen mit dem Wortlaut in Goethes Werken überein. Nach genauerer Untersuchung, die der liebenswürdige Herr Kapitän mit dankenswerter Bereitwilligkeit gestattete, ergab sich der ursprüngliche, unter den aufgeklebten Streifen stehende Wortlaut, wie folgt:

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken,
Und die Glocke tönt vom Dome
Zu der Andacht, in's Entzücken.

Als ich, von der Betrachtung dieser wertvollen Marienbader Goethehandschriften kommend, mich in den lieblichen Anlagen erging, wo wir außer dem Denkmal des Abtes Reitenberger auch ein Monument des Brunnenarztes Dr. Heidler von Heilborn finden, kam mir plötzlich, fast möchte ich sagen angenehm zum Bewußtsein, daß dieser durch Goethe hochberühmte Ort bis zur Stunde kein Denkmal des Dichters besitzt! Gewiß eine bemerkenswerte Tatsache in unsrer Zeit, die, wie keine zuvor, an einer unheilvollen Denkmälersucht leidet. Wenn ich sagte: Marienbad habe kein Goethedenkmal, so ist das allerdings nicht ganz der Wirklichkeit entsprechend. Beim Aufstieg zum Hamelikaberg, der sich im Südosten der Stadt erhebt und wegen der auf ihm herrlich liegenden Kaffeewirtschaft „Panorama" täglich von Tausenden besucht wird, finden wir hart am Wege einen kleinen unscheinbaren Obelisken, an dessen Vorderseite unter der Aufschrift „Goethes Sitz" die Anfangsverse des Liedes „Über allen Gipfeln" stehn. Aber man wird hier nicht von einem Goethedenkmal im eigentlichen Sinne sprechen können, auch ist der Platz eben wegen des lebhaften Menschenverkehrs zu beschaulichem Verweilen nicht geeignet und hat durch seine eingeschlossene Lage mitten in dichtem hohem Fichtenwald etwas Beengendes, unerfreulich Düstres. Sicherlich wird die Zeit nicht ausbleiben, wo auch Marienbad sein Goethedenkmal erhält, ja es ist zu vermuten, daß durch die am 9. September dieses Jahres erfolgte Einweihung eines solchen in Franzensbad und durch die schon erwähnte Marienbader Jahrhundertfeier 1908 diese Angelegenheit beschleunigt werde. Möge ein guter Genius über ihr walten! Mir schwebt als die einfachste und natürlichste Lösung dieser bedeutenden Aufgabe eine gar anmutige Gruppe vor: Auf einem mächtigen Felsblock Marienbader Gesteins sitzt der greise Dichter im Reisemantel, Reisehut und Stab neben sich gelegt, wie ausruhend von einer beschwerlichen geologischen Wanderung in den Bergen; zu seinen Füßen sprudelt ein klarer Quell, gefaßt in ein gefälliges Steinbecken, aus dem zwei Stufen zu ihm heraufführen; auf diesen steht eine jugendliche Mädchengestalt, in der kleidsamen Tracht der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, und reicht ihm, kindlich aufschauend, in einer Schale den eben für ihn geschöpften Heiltrank. Keine Allegorie, keine zerstreuenden Einzelheiten, eine schlichte, natürliche, rein menschliche, in sich geschlossene Gruppe, die alles sagt, was an diesem Orte zu sagen ist. Dem Beschauer bliebe es ja unbenommen, für sich im stillen zu denken: Goethe und Ulrike.

Zum Schluß des Marienbader Aufenthalts gedenken wir noch jener schon genannten ausführlichen Würdigung von Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung; Goethe hatte sie mit nach Böhmen genommen und schrieb über sie am 22. August höchst charakteristisch an Nees von Esenbeck: „Viel aber, viel wäre zu sagen, was jene merkwürdigen Litteratur-Blätter, in leichter reiner Luft einer bedeutenden Bergeshöhe, im Freien und Stillen wiederholt gelesen und durchgedacht, für eine Wirkung auf mich ausgeübt. Möcht' ich mich fromm und kurz fassen, so müßt' ich sagen: es kam

augenblicklich der Friede Gottes über mich, der, mich mit mir selbst und mit der Welt in's Gleiche zu setzen, sanft und kräftig genug war.“ Wir müssen es uns mit Rücksicht auf den Raum leider versagen, die ganze, in der Tat sehr schöne Würdigung des Naturforschers Goethe hier einzufügen, die, als an einer heute sehr entlegnen Stelle gedruckt, kaum einem der Leser dieser Zeitschrift bekannt sein dürfte; nur die kurze allgemeine Einleitung sei wiedergegeben; sie läßt ahnen, wie wohl das Ganze dem aus schwerer Krankheit eben erst ins Leben und Wirken Zurückgekehrten tun mußte, um so mehr wohltun mußte, als er gerade auf diesem, von ihm mit größtem Eifer und wahrer Hingebung seit nahezu einem halben Jahrhundert durchforschten Gebiet fortgesetzt Nichtbeachtung und Anfeindung zu erdulden hatte. Nees von Esenbeck schreibt:

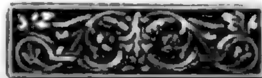
„Siehe er geht vor mir über, ehe ich's gewahr werde,
und verwandelt sich, ehe ich's merke.“

Vielleicht ist nie ein Buch in die Welt getreten, das so mit einem einzigen Wort sein Innerstes erschlossen, und dem Empfänglichen das Herz abgewonnen hätte, wie es diesem Werk unseres Goethe durch das angeführte Motto aus Hiob verliehen war, das wir deßhalb auch zur Ueberschrift unserer Anzeige wählen, und die Leser im Voraus versichern wollen, wie sie, sofern ihnen darin die Physiognomie des in dem Werke waltenden Naturgeistes schon erschienen sein sollte, nicht erwarten dürfen, daß der Recensent ihnen viel Neues daraus oder darüber vorbringen werde. Er wird sich nemlich wohl hüten, da eigene Worte einzumischen, wo die Natur vernehmlicher Weise selbst ihre schöne Stimme hören läßt; vielmehr will er sich in diesem Zaubergarten ergehen, und hie und da ein laut werdendes Blatt auf den Weg streuen, zum Wahrzeichen, daß er da auf wohlbetretenen Gängen und nicht in der Irre herumwandle. Dabei werden sich denn Viele der Stellen wieder erinnern, wo auch sie oft den Frühling einer reinen und herrlichen Naturerkenntniß geathmet, und welche Laute sie da vernommen haben. — Doch Eins müssen wir in unserem eigenen Namen vorausschicken, nemlich unser Bekenntniß über den Text aus Hiob, welchen wir dem Buch so hoch anrechnen, daß wir behaupten möchten, es offenbare schon allein dadurch seine hohe Persönlichkeit und das klare Selbstbewußtsein eines lebendigen Geistes, daß es sich so leicht in Anderen, ja in recht Alten, zu finden, und zugleich auch von sich zu reden weiß, statt daß andere Bücher höchstens von dem Autor handeln, und selten, oder nie, von sich selbst etwas wissen oder aussagen können. Der Grund hievon liegt in dem, was wohl auch eingewendet zu werden pflegt, wenn man Goethes Schriften „Zur Naturwissenschaft“ in ihrem Fach, als wissenschaftlich, aufführt, oder gar an vielen Orten vorangestellt wissen will als Grundlagen eines wissenschaftlichen Ganzen, und als Führer in der Methode der Naturforschung. Die Einrede ist da gewöhnlich, daß doch der Verfasser eigentlich, und von Natur, Dichter sei; was er dann so nebenbei noch in der Naturkunde treibe und vor sich bringe, sei zwar allerdings verdienstlich, aber es stehe doch einzeln da, wie poetische Offenbarungen des Genius, es sei folglich höchst angenehm, und als Muster des Stils gar wohl zu gebrauchen, aber man müsse eingestehen, daß der Verfasser die Sache nicht als Gelehrter vom Fach behandle, vieles leicht nehme, was von diesem schwer genommen werde, und daß ihm überhaupt das Schwere nirgends viel Mühe und Anstrengung koste, durch welche sich doch allein die Gründlichkeit und der systematische Zusammenhang recht bewähren könne. Wie oft wir nun auch diese Ausstellung vernommen haben: so wollte sie doch nie einen

tiefen Eindruck auf uns machen, und Goethes Werke zur Naturkunde stehen noch immer bei uns unter den streng wissenschaftlichen Büchern, die Farbenlehre zum Beispiel unter den Classikern über Optik. — Nirgends findet man vielleicht das Princip klarer, bestimmter, mit wahrer Naturnothwendigkeit, und zugleich im schönsten Bewußtsein des Ganzen, allgegenwärtiger an den Tag gelegt, einfacher umschrieben, methodischer vorangestellt, als eben in Goethes wissenschaftlichen Arbeiten. Sie sind also streng systematisch, und wenn sie sich zu frei zu bewegen scheinen, so thun sie es nur in dem Maße, in welchem der Verfasser durch seine Dichtergabe die wahre Einheit des Princips, als Natur, in stetiger Causalität zu erhalten weiß, während der Gelehrte, dem die Musen abhold sind, auch das Princip seines Werks außer sich, und selbst außerhalb des Buchs (mit Ausnahme derjenigen Seite, auf welcher es gedruckt ist) bewahrt, und daher immer daran denken muß, damit es ihm nicht, während er fortarbeitet, unter der Hand verloren gehe. Was also an allen naturwissenschaftlichen Werken Gutes ist, muß sich nothwendig auch so darstellen lassen, wie Goethe darstellt, und was sich nicht so darstellen läßt, oder darstellen lassen will, ist höchstwahrscheinlich ein bloßes Hirngespinnst.

„Möcht' ich mich fromm und kurz fassen, so müßt' ich sagen: es kam augenblicklich der Friede Gottes über mich" — schöner als durch dieses Wort des Dankes konnte der Verfasser nicht belohnt werden. Es ist ein Vorklang jener tiefen vollen Töne, in denen der Dichter bald darauf das hohe Preislied anstimmte von jenem mehr als Vernunft beseligenden Frieden Gottes, von der beglückenden Nähe des „allgeliebten Wesens", dessen liebliche Lippen ihm die holde Lehre verkünden:

Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich.



Luftreisen

Von Johannes Poeschel

5. Die internationale Wettfahrt

Die Berliner Luftschiffertage neigten sich ihrem Ende zu. Mittwoch den 10. Oktober hatten sie begonnen mit der Verfolgung vier kleiner Wasserstoffballons des Luftschifferbataillons durch je vier Automobile, wobei es nur einem Automobil gelang, in der vorgeschriebnen Zeit seinen Ballon zu erreichen. Eine Fülle von Anregungen hatten diese Tage gebracht durch hervorragende wissenschaftliche Vorträge und Vorführungen, besonders aber durch den persönlichen Verkehr mit Luftschiffern aus allen Teilen Deutschlands und dem Auslande. Denn zugleich mit dem Berliner Verein für Luftschiffahrt, der sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte, tagte auch der aus neun Vereinen gebildete Deutsche

Luftschifferverband und zum erstenmale die vor einem Jahre gegründete Fédération Aeronautique Internationale, zu der Frankreich, Belgien, die Schweiz, Italien, Spanien, England und Amerika Vertreter geschickt hatten. Ihren glänzenden Abschluß sollten die Festlichkeiten durch eine große Ballonwettfahrt, die erste in Deutschland, Sonntag den 14. Oktober erhalten, nur die Beratungen der Fédération standen für den nächsten Tag noch bevor. Eine größere Völkerwanderung hat selbst Berlin wohl selten erlebt als an diesem sonnenhellen, sommerwarmen Herbsttage. Wie in Paris, wenige Wochen vorher bei der Wettfahrt um den Gordon-Bennet-Preis der Lüfte, wurden Hunderttausende von der Schaulust herausgelockt und fluteten schon seit den Vormittagsstunden nach der Gasanstalt Tegel und ihrer Umgebung. Die Elektrische allein beförderte über achtzigtausend Menschen dorthin, viel mehr aber noch strömten zu Fuß, zu Rade, mit der Eisenbahn sowie auf Tausenden von Wagen und Automobilen hinaus, andre suchten näherliegende Aussichtspunkte auf.

Die Vorbereitungen für den Aufstieg der Ballons waren von dem Vorstande des Berliner Vereins mit viel Umsicht und Geschick ohne Rücksicht auf die Kosten getroffen worden, sodaß alles tadellos klappte. Ein regelmäßig angelegtes Gasleitungsnetz, das in zwölf Füllrohre endete, bedeckte den großen Wiesenplan vor der Tegeler Gasanstalt. Hier lagen in gleich weiten Abständen die Hüllen von siebzehn Ballons ausgebreitet. Denn vier von den ursprünglich angemeldeten einundzwanzig Ballons, darunter die beiden französischen und der spanische, waren nicht erschienen. So war das Ausland nur durch zwei belgische, einen österreichischen und einen Schweizer Ballon vertreten, die übrigen stellten die Vereine des Deutschen Luftschifferverbandes, einen die Luftwarte in Lindenberg. Ihr Umfang war sehr verschieden, vom kleinen „Ernst" des Berliner Vereins, der nur 680 Kubikmeter faßt, bis zum Ballon „Düsseldorf" des Niederrheinischen Vereins mit einem Fassungsvermögen von 2400 Kubikmetern. Um jede Hülle waren gefüllte Sandsäcke im Kreise aufgestellt, nahe dabei jedesmal der Korb, einige nagelneu, mit Plüsch ausgeschlagen und mit allerlei Bequemlichkeiten versehen, wie zum Beispiel der des Freiherrn von Hewald; andern sah mans an ihrem wettergebräunten Weidengeflecht und ihrer eingedrückten Schleifseite an, daß sie schon manchen Sturm erlebt hatten, bei der Landung an manchen Baum schon angeflogen waren; ihre Ausrüstung beschränkte sich auf das allernötigste. Zur Bedienung standen je zwanzig bis dreißig Mann Gardeinfanterie unter Anleitung von Unteroffizieren und Mannschaften des Luftschifferbataillons zur Verfügung.

Um halb ein Uhr wurde der Haupthahn der Leitung geöffnet, und rauschend strömte das Gas zugleich in zwölf Ballons ein. Nach wenigen Minuten schon erhoben sich die Hüllen über die Erde, blähten sich immer voller, und mehr als einmal hörte man den treffenden Vergleich äußern, daß sie wie Riesenchampignons aus der Erde wüchsen. Einer von ihnen erregte ganz besonders die Aufmerksamkeit der Zuschauer, nicht durch seine Schönheit, sondern durch mehrere

Hundert gelber Flicken auf dem schmutzig bräunlich gewordnen Stoff seiner Hülle. Das war unser Ballon, der alte „Helmholtz“. Seine Führung war durchs Los einem in mehr als dreißig Fahrten bewährten Luftschiffer, frühern Assistenten am Aeronautischen Observatorium, Dr. Elias in Berlin zugefallen; der an mich ergangnen Aufforderung, ihn dabei zu unterstützen, leistete ich gern Folge. An Jahren seines Daseins hätte der alte „Helmholtz“ es mit andern Ballons wohl aufnehmen können. Im Juli 1904 schwebte er zum erstenmal ins Reich der Lüfte empor, das war bei unsrer Fahrt nach dem Riesengebirge, über die im zweiten und dritten Hefte des Jahrgangs 1905 berichtet worden ist. Aber die Lebensdauer eines Ballons hängt von der Zahl seiner Fahrten ab, und diese entspricht ungefähr den Jahren eines Menschen. Auch ihr Leben währet siebzig — Fahrten, und wenns hoch kommt, achtzig; hundert zu erreichen ist nur wenigen beschieden. Unser „Helmholtz“ aber hat die Siebzig schon überschritten. Auch fällt es auf, daß es bei ihm mit der Füllung gar nicht recht vorwärts gehn will. Während die andern schon voll und prall sind, ruht er noch immer träg und gedrückt am Boden, und manche geringschätzige Bemerkung darüber wird laut. Der Kenner aber durchschaut sofort, woran es liegt, und lacht: auf dem Füllschlauch sitzt ein stämmiger Gardeinfanterist, damit das Gas nicht zu rasch in die durchlässige alte Ballonhülle einströmt und sich unter der Einwirkung der Sonnenwärme nicht vorzeitig ausdehnt. Nach einer halben Stunde wiegen sich elf Ballons stolz und ungeduldig in der leicht bewegten Luft, fünf andre folgen bald nach, und ganz zuletzt bequemt sich auch der alte „Helmholtz“ dazu. Die in großen Buchstaben auf jeder Hülle angebrachten Namen werden sichtbar, und Flaggen in den verschiednen Landesfarben wehen von den Auslaufleinen herab.

Die Abfahrtsnummern waren schon mehrere Tage vorher verlost worden, nach ihrer Reihenfolge begannen Punkt drei Uhr die Aufstiege. Noch eine Stunde zuvor war es unsicher, ob an der beabsichtigten Weitfahrt festgehalten werden könnte, das heißt einer Fahrt, bei der die gerade Luftlinie vom Abfahrts- bis zum Landungsplatz ausschlaggebend ist, nicht etwa die wirklich zurückgelegte Strecke. Die Windrichtung hatte wiederholt gewechselt. Hätte zum Beispiel der Südost die Oberhand gewonnen, so wäre an die Stelle der Weitfahrt eine Zielfahrt getreten, bei der es darauf angekommen wäre, unter geschickter Ausnützung der in den verschiednen Luftschichten herrschenden Strömungen möglichst nahe an einem vorher bezeichneten Punkt in der Nähe der Nordseeküste zu landen. Die dritte Möglichkeit eines Wettfliegens, die Dauerfahrt, kam diesmal nicht in Betracht. Glücklicherweise drehte sich der Wind immer entschiedner nach Ostsüdosten, sodaß die Gefahr einer Verwehung auf die See nicht mehr zu befürchten war und Weitfahrt die Losung bleiben konnte.

Um bei der verschiednen Größe der Ballons und der infolgedessen auch verschiednen Menge des mitgeführten Ballasts für die Beurteilung der Leistungen die Vorteile durch Vorgeben auszugleichen (Handicap nach den Ergebnissen),

hat die Fédération Internationale für Wettfahrten folgende Berechnung festgesetzt: bei Ballons bis 1600 Kubikmeter Größe werden 100, von 1600 bis 3000 Kubikmeter 200, über 3000 Kubikmeter 300 Kubikmeter abgezogen in der freilich nur selten genau zutreffenden Annahme, daß ein Ballon der ersten Größe einen, der zweiten Größe zwei, der dritten drei Mann Besatzung an Bord hat. Mit dem Rest wird in die Zahl der zurückgelegten Kilometer dividiert. Die Quotienten ergeben dann die schließliche Reihenfolge. Wenn also ein Ballon von 2400 Kubikmetern 800 Kilometer zurücklegt, ist sein Ergebnis 800 : 2200 = 0,36; er wird von einem Ballon von 1500 Kubikmetern, der es nur auf 520 Kilometer bringt, geschlagen, denn es ist 520 : 1400 = 0,37. Das ist wenigstens ein wohlgemeinter Versuch zu gerechtem Ausgleich. Indessen sind die Vorteile der größern Ballons keineswegs so ausgemacht. So fordert zum Beispiel die Regelung der vertikalen Schwankungen bei umfangreichern Ballons viel größere Opfer an Ballast. Sollte sich aber wirklich der größte Ballon am längsten in der Luft halten, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er auch am weitesten fliegt. Kurz, es spielen bei den Ballonwettfahrten wie bei jedem Sport Zufall und Glück eine große Rolle. Jedenfalls waren für unsre beiden Kleinen, „Ernst" und „Radium" (850 Kubikmeter), übrigens außer dem weit größern Wiener „Helios" (1230 Kubikmeter) die einzigen, die nur je einen Mann an Bord hatten, von vornherein die Aussichten nicht ungünstig. Der Führer des Ballons „Radium" aber, Adhémar de la Hault, verzichtete von vornherein auf die Durchführung der Fahrt und landete freiwillig noch an demselben Abend um sieben Uhr in der Gegend von Lübben in der Mark, um tags darauf als Vertreter Belgiens an den Beratungen der Fédération teilzunehmen.

Siebzehnmal im Zeitraum einer Stunde ertönten nun die wohlbekannten letzten Kommandos: „Achtung! Anlüften!" „Festhalten!" „Aufziehen!", worauf das Öffnen des solange wie möglich geschlossen gehaltnen Füllansatzes erfolgt, und „Laßt los!" Beim ersten dieser vier Kommandos wurde siebzehnmal dieselbe schmerzliche Enttäuschung erlebt: das Gas war viel schwerer als das sonst vom Berliner Verein benutzte Leuchtgas, vielleicht weil gar zu hohe Anforderungen an die Gasanstalt gestellt werden mußten, wurden doch im ganzen etwa 26 000 Kubikmeter auf einmal gebraucht. So bekam der „Helmholtz", der unter den gleichen Gewichtsverhältnissen noch mit 22 bis 23 Sack Ballast den nötigen Auftrieb erhält, nur 13 Sack mit. Da jeder Führer bestrebt war, seinen Ballon so schwer als möglich abwiegen zu lassen, trennte sich mancher nur langsam und unter Auswerfen der unbedingt nötigen Sandmenge vom Boden und berührte ihn wohl auch noch einmal nach dem ersten leichten Erheben, was den zuschauenden Massen gar nicht gefiel und von manchen als Zeichen mangelhafter Führung kritisiert wurde. Gerade beim kleinen „Ernst", der schließlich als erster Sieger aus der Wettfahrt hervorging, war dies der Fall, hatte er doch alle Ursache, mit seinem drei und einem halben Sack Ballast

haushälterisch umzugehn. Dagegen rief das kerzengerade Emporschießen eines Ballons, von dem seine Korbinsassen selber wenig erbaut waren, jedesmal allgemeines Entzücken hervor. Der österreichische Ballon „Helios" war der erste, der unter lautem Beifallsjubel abgelassen wurde, ihm folgten der Schweizer „Cognak", der kleine Belgier „Radium", an vierter Stelle — nomen et omen! — drei Uhr zwölf Minuten unser „Helmholtz". Sein scheckiges Aussehen, nun auch von unten wahrnehmbar, das zum Vergleich mit einer langgedienten, viel verpflasterten Infanteriescheibe herausforderte, machte offenbar besondres Vergnügen, und aus dem vielstimmigen, wohlwollenden „Glück ab!", das uns geleitete, glaubten wir so etwas herauszuhören wie: „Na, weit werdet ihr zwei wohl nicht kommen!" In Wirklichkeit war die Menge der mit Klebestreifen versehenen Stellen — eine nachträgliche genaue Zählung ergab 379! — ein Beweis für die große Sorgfalt, die der Führer schon vorher seinem Ballon durch Prüfung seiner Zuverlässigkeit hatte zuteil werden lassen.

Jenseits des eingefriedigten Platzes, auf dem die Füllung erfolgte, war eine große Tribüne errichtet worden, dort saßen sie Kopf an Kopf, den Blick nach oben gerichtet. Wir nähern uns ihr bedenklich. Rasch ein wenig Ballast ausgeworfen, damit wir kein Unheil anrichten. Ein lustiges Hallo dankt uns dafür, sie nehmens freundlich auf, die guten Berliner, daß auch ihnen einmal buchstäblich Sand in die Augen gestreut wird. Da schweben wir also wieder einmal über einem Vororte der Reichshauptstadt, nachdem wir die letzten Fahrten alle von Bitterfeld aus unternommen haben, und zahlreiche Erinnerungen werden wach, jedoch ein Anblick wie heute hat sich uns noch nie geboten. Wohl sinds die alten lieben Forste und Havelseen wieder, die wir schauen, aber überall, wo Natur und Menschenhand ein freies Fleckchen gelassen haben, da ist es übersät von Menschen. Auf Mauern und Dächern stehn sie dicht beisammen, die Schiffe auf dem Tegeler See tragen eine Menge Schaulustiger, auch die unglücklichen Bewohner von Dalldorf winken und rufen uns zu, und die Rehberge bei Reinickendorf, die ihren alten Dünencharakter noch immer unverkennbar bewahrt haben, grüßen uns in den Landesfarben: weiß der Sand, schwarz die Menschenmassen, die sich auf den Höhen drängen, während sie doch das Ereignis in den höhern Regionen von jeder tiefern Stelle aus ebensogut sehen könnten.

Noch köstlicher aber ist das Bild, das sich in den Lüften selber uns bietet. Der kleine Belgier, der sich in der von einem flotten Winde bewegten untersten Luftschicht hält, hat einen ziemlichen Vorsprung gewonnen, ihm folgt in größerm oder geringerm Abstande, nach rechts oder links abweichend, ein Ballon nach dem andern, bis sie alle siebzehn unterwegs sind, ein Zukunftsbild, wie es die Witzblätter so gern bringen: voran der eben entsprungne Flüchtling, ihm nach die ganze Schar der Verfolger, Schutzleute, Straßenjugend, alles im Ballon! Der kleine „Ernst" hat sich sofort hoch über die andern erhoben und schlägt eine mehr südöstliche Richtung ein. Hinter uns stehn zwei Ballons senkrecht übereinander, nach unsrer Schätzung ist der eine der große Belgier „Ville de

Bruxelles" (2250 Kubikmeter), der andre der Ballon „Sohnke" des Münchner Vereins für Luftschiffahrt.

Wir selbst verlassen unsre anfängliche Höhe, weil das Ballongas an die schon merklich kühler werdende Atmosphäre von seiner Wärme ausstrahlt und sich zusammenzieht, und kommen damit in die lebhaftere Strömung des kleinen Belgiers. Plötzlich steigt dieser, weil er der Erde zu nahe gekommen war, und verlangsamt in der höhern, ruhigern Schicht seinen Flug. Bald sind wir unter ihm hinweg, und auch den Österreicher „Helios" überholen wir auf dieselbe Weise, sodaß wir trotz unsrer spätern Abfahrt die zweiten sind. Nur der Ballon „Cognak" ist uns ein gut Stück voraus. Wir beobachten, wie er zur Feststellung der Windrichtung und Windgeschwindigkeit in den höhern Schichten von Zeit zu Zeit Piloten, kleine Wasserstoffballons, entsendet. Noch tiefer freilich dürfen wir nicht sinken, wir sind kaum noch 40 Meter vom Boden entfernt und können ganz bequem mit den Menschen unter uns Gespräche führen. Parallel zum Nordring, der das Häusermeer Berlins begrenzt, gehts über Pankow und Weißensee mit Rennbahn und Teich gerade auf die städtische Irrenanstalt Herzberge zu. Auf den Veranden der von schönen Parkanlagen umrahmten villenartigen Gebäude sitzen die Kranken beim Nachmittagskaffee und freuen sich an dem himmlischen Schauspiel. Entsetzen dagegen erregt unser Nahen im Wirtschaftshofe der Anstalt: ein großes Volk Haushühner trippelt und flattert hilflos umher. Eine von vielen Bahnen durchschnittne Fläche liegt unter uns mit den Orten Friedrichsfelde, Biesdorf und Kaulsdorf, und zu unsrer Rechten führt die Spree von Stralau und Rummelsburg aufwärts nach Köpenick. Noch ahnt die Stadt nicht, was ihr in den nächsten Tagen bevorsteht. In das tragische Geschick eines Königssohnes war ihr Name einst verflochten: der volkstümlichste Herrscher Preußens stand hier als Kronprinz vor einem Kriegsgerichte. Jetzt soll ein Abenteurer sie in den Mund der Leute bringen als Schauplatz einer Komödie, über der man unsre Ballonwettfahrt und sogar Hohenlohes Denkwürdigkeiten eine Weile vergißt.

Länger, als uns lieb ist, dürfen wir den Anblick der Stadt genießen, haben doch auch wir aus demselben Grunde wie vorhin der kleine Belgier höher steigen müssen in die uns beinahe windstill erscheinende Region und sehen nunmehr die erst von uns überholten Ballons „Radium" und „Helios" wieder unter uns wegeilen. Etwas südlicher als wir kreuzen sie vor uns den Müggelsee, der von dunkeln Forsten eingeschlossen unter den Strahlen der Abendsonne in einem Gemisch von Purpur und Gold erglänzt, und im Geiste treten uns die in ihrer natürlichen Farbenpracht aufgenommnen, an künstlerischer Wirkung kaum noch zu überbietenden Meeres- und Küstenbilder wieder vors Auge, die uns vor wenig Tagen Geheimrat Professor Miethe in der Aula der Technischen Hochschule vorgeführt hat. Weiter südlich über der Bürgerheide und den Müggelbergen vereinigen sich bei Schmöckwitz die Dahmeseen zu einem gewaltigen Stern, der uns auch früher schon entzückt hat. Denn es ist nun das vierte

mal, daß wir mit dem „Helmholtz“ von Berlin aus die Richtung nach Südosten einschlagen. Die eine Fahrt fand allerdings in dieser Gegend schon ihr Ende, zwischen Erkner und Rüdersdorf. Ein Platzregen war gleich beim Füllen auf den Ballon niedergegangen und hatte ihm Wasser statt Sand als Ballast aufgebürdet; in schweren Wetterwolken, deren obere Schicht wir nicht zu durchstoßen vermochten, fuhren wir von Anfang bis zu Ende, sodaß wir schließlich wie aus einem Wasserfasse gezogen landeten.

Von Rahnsdorf ab, am Dämeritzsee vorüber, halten wir uns über der vielgewundnen Spree bis zum Oder-Spreekanal. Die zunehmende Abkühlung der Luft und damit auch des Ballongases nähert uns wiederholt der Erde. Leider haben wir das Schlepptau zu früh abgerollt. Solange wir über die Wiesen der Spreeau hingleiten, ists eine angenehme Spazierfahrt. Beim Schleppen über den Wald aber zu beiden Seiten der Au bleibt das Tauende in den Wipfeln der hohen Fichten und Kiefern oft hängen. Zwar reißt sichs mit heftigem Ruck immer wieder los; da ihm aber der eigentlich unentbehrliche Lederschuh fehlt, frisselt es aus, und die Gefahr, uns dauernd an einem Baume zu verankern, wächst. Diese Befürchtung und die Rücksicht auf kleine Ansiedlungen, die wir passieren, zwingt uns, immer mehr von unserm kostbaren Sande zu opfern. Unsre Fahrtkurve sieht infolgedessen aus wie das Profil eines Berglandes mit einer Reihe basaltischer Erhebungen.

Recht gute Dienste leistete uns ein mitgenommnes Vertikalanemometer, ein etwas abseits vom Korbe aufgehängter schwacher Holzrahmen mit einer senkrechten Metallachse in der Mitte, an der zwei leichte, schräggestellte Kartonflügel befestigt sind. Stehn diese Flügel still, so ist das ein Zeichen, daß der Ballon eine Gleichgewichtslage erlangt hat und sich wagerecht vorwärts bewegt. Drehen sich die Flügel nach links, so steigt er; nach rechts, so fällt er. Durch Beobachten dieses Anemometers kann man sich das oft recht lästige Ablesen des Barometers, das nur durch fortwährendes Klopfen zu pünktlicher Arbeit zu bewegen ist, wenigstens zeitweise ersparen. Leider war unser Apparat zu zart gebaut, sodaß schon nach den ersten Stunden die Metallachse mit ihren Flügeln aus dem Rahmen herausfiel.

Bis jetzt konnten wir trotz des zarten Duftes, der die Ferne verschleierte, noch immer einige Ballons vor uns und hinter uns erkennen, zuletzt noch ein wenig östlich von uns den im Glanze seiner Neuheit leuchtend gelben Ballon „Sohnke“. Nun aber, bald nach sechs Uhr ist es so dunkel, daß wir nur noch die nähere Umgebung unterscheiden können. Werden wir wohl am nächsten Morgen mit dem einen oder andern Ballon ein Wiedersehen in den Lüften feiern dürfen? Nach drei Stunden haben wir Storkow und den Dolgensee erreicht, den ein Kanal mit dem sich in leichter Krümmung nach Nordosten erstreckenden großen Scharmützelsee verbindet, das ergibt bei Abmessung auf der Karte eine mittlere Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Stunde. Für eine Weitfahrt herzlich wenig, gut nur, daß auch unsre Mitbewerber mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen haben!

Wieder überfliegen wir die Spree, bei Trebatsch, und gleich darauf den stattlichen Schwielochsee bei Zaue. Den durch zwei Fahrten uns so vertrauten Spreewald im Westen, wo übrigens der kleine Belgier inzwischen niedergegangen war, können wir nur ahnen, der Peitzer Forst, den wir bei Drachhausen gekreuzt haben, trennt uns von ihm. Dagegen durchqueren wir das auf dem Fluge nach Rußland berührte Gebiet mit dem Seenbündel von Peitz. Von dem Reize, den ihm das Licht des Vollmonds damals verlieh, ist heute nichts zu spüren, die Finsternis läßt uns kaum den Wasserspiegel bemerken. Wohl aber sehen wir auch heute in der Ferne den breiten Lichtstreifen von Kottbus, und diesmal kommen wir dicht daran vorbei. Seine Tausende von weißen, gelben und rötlichen Lichtern, zu den mannigfaltigsten Figuren vereinigt, rufen den Eindruck einer festlichen Illumination hervor, etwa wie leuchtende Sterne und Arabesken über einem dunkeln Riesenbau.

Das ist ein geeigneter Punkt, ein Telegramm an den Vorsitzenden des Sportausschusses zu entsenden, wozu uns Formulare samt festen Umschlägen und winzigen Sandsäckchen in großer Anzahl mit in den Korb gegeben worden sind. Wir zählen unsern Vorrat an Ballast, um ihn zugleich zu melden: es sind nur noch vier Säcke vorhanden, neun also haben wir schon verbraucht, und dabei ists erst acht Uhr Abends, das sind trübe Aussichten. Eine Viertelstunde vorher hatte der Ballon „Bezold", der neueste des Berliner Vereins, unter Führung des Hauptmanns von Kehler, meines Führers und Lehrers auf mehreren Fahrten, fast an derselben Stelle ein Telegramm ausgeworfen, zwölf Stunden später landete er nach großem Umwege bei Neuensalz östlich von Plauen i. V. Beide Telegramme fanden am nächsten Morgen Arbeiter und gaben sie nach Berlin auf.

Der Wind hat sich inzwischen weiter nach rechts gedreht. Wie die Eisenbahnlinie und die Landstraße unter uns, die den Lauf der Spree im Osten und im Westen begleiten, wenden auch wir uns scharf nach Süden und erreichen genau eine Stunde später Spremberg. Die winklige alte Stadt auf der Spreeinsel und die gleichmäßig angelegten neuern Stadtteile, die sich westlich daneben vom Bahnhof nach Süden erstrecken, sind bei ihrer reichlichen Straßenbeleuchtung gut zu unterscheiden. Behalten wir diese Richtung bei, so steht uns eine Fahrt über die Oberlausitz, über die Sächsische und die Böhmische Schweiz bevor. Das würde einem längst von mir gehegten, aber bisher noch nie erfüllten Wunsch entsprechen, jedoch in dunkler Nacht und bei knappem Ballast ist diese Aussicht weniger erfreulich, zumal wenn wir genötigt wären, in den an schroffen Felsen so reichen Gebirgen noch in der Nacht zu landen.

Aber es kommt anders. Wir nehmen die alte Richtung nach Südosten wieder auf und fahren, zum großen Teil am Schlepptau, über eins der ausgedehntesten Waldgebiete Deutschlands, den Muskauer Forst. Von seinem Wildreichtum sehen wir zwar nichts, aber unser Ohr vernimmt das Röhren der Hirsche, das Rascheln und Knacken der Zweige, das von den durch uns erschreckten und ängstlich flüchtenden Tieren des Waldes herrührt. Um zehn Uhr

liegt ein hell erleuchteter Ort mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen unter uns, durch Zuruf erfahren wir, daß es die Herrnhuterkolonie Niesky ist. Das ist ja Girdein, die Stätte der schlichten und doch so ergreifenden Knabenschicksale, die Herman Anders Krüger den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern zu heilsamem Nachdenken, zur Erquickung und zum Trost in seinem Gottfried Kämpfer erzählt hat. Es war das letzte Buch, das ich vor dieser Reise gelesen hatte, dabei waren in mir Erinnerungen an die schon vor Jahrzehnten unter dem Namen Tapeinon erschienene prächtige Schilderung des Alumnatslebens in der Knabenanstalt und dem Pädagogium von Niesky wieder wach geworden. Und von hier aus schweifen meine Gedanken westwärts nach einer andern, altberühmten Erziehungsstätte, nach meinem St. Afra, wo meine lieben Jungen jetzt neuer Tagesarbeit und neuer Lebensfreude entgegenschlummern.

Noch eine Stunde, und unser Flug führt uns über eine der schönsten und durch den von uns eben überflognen Waldbesitz reichsten deutschen Städte. Daß Görlitz diesen Ruf nicht umsonst genießt, bestätigt uns sogar der Eindruck, den wir jetzt in nächtlicher Stunde von oben gewinnen. Wir sind erstaunt über die im künstlichen Lichte besonders auffallende Größe der Stadt mit ihren vielen, auch über die Neiße nach Osten sich fortsetzenden vorstadtartigen Verzweigungen, ihren weiten Bahnhofsanlagen im Südwesten, in denen sich fünf Verkehrslinien vereinigen, über das großstädtische Treiben auf den Straßen, die von Wagen und elektrischen Bahnen belebt sind. Im Gegensatz dazu erhebt sich düster und schattenhaft einige Kilometer südwestlich der Basaltkegel der Landeskrone.

Fast eine Viertelstunde dauerts, bis wir ganz über die Stadt hinweg sind, und so ungern wirs tun, wir müssen neue Ballastopfer bringen, es wäre doch zu peinlich, mit dem Schlepptau unliebsamerweise die Aufmerksamkeit der Görlitzer auf uns zu lenken, wohl gar einen der vielen Türme oder Schlote zu gefährden. Im allgemeinen können wir jetzt, seitdem die Nacht völlig hereingebrochen ist, mit der Fahrtkurve, wie sie der Barograph zeichnet, zufrieden sein, sie beschreibt eine ziemlich gleichmäßige sanfte Wellenlinie. Aber wir haben auch nur noch drei Sack Ballast, mit ihnen die Nacht durchzuhalten ist unmöglich. So heißts denn Notballast schaffen, und hierin zeigt sich Dr. Elias unglaublich erfinderisch, hat er doch reiche Erfahrungen für solche Fälle sammeln können bei seinen mit Berson unternommenen wissenschaftlichen Hochfahrten bis 8000 Meter und darüber sowie bei Weitfahrten, von denen eine ihn in dreißig Stunden nach Südrußland, nach Poltawa im Stromgebiete des Dnjepr führte.

Was der Korb, was wir selbst irgendwie entbehren können, wird als Ballast zurechtgelegt, das meiste aber vorher in Stücke zerkleinert, die an Gewicht einigen Handvoll Sand entsprechen. Wer uns beide da hätte sehen können, wie wir, der eine mit dem großen Dolche bewaffnet, der zur Ausrüstung der Korbtasche gehört, der andre mit einem scharfen Taschenmesser, jeder für sich oder, wenn nötig, auch mit vereinten Kräften, tapfer drauf los

schnitten und trennten und rissen, daß es in der stillen Nacht nur so krachte! Auch unsre Mäntel mußten dran glauben, es war ja nicht so kalt, daß wir sie nicht hätten entbehren können, und schade wars auch nicht um sie, denn im Hinblick auf eine solche Möglichkeit hatten wir längst ausgemusterte Garnituren angelegt, denen dieser Heldentod wohl zu gönnen war. So gelang es uns, ein Gewicht von mindestens drei Sack, also etwa 50 Kilo, zu gewinnen.

Nun wirds ja wohl möglich sein, uns bis zur Morgendämmerung in der Luft zu halten, denn das erscheint uns als das einzig noch erreichbare Ziel, den Gedanken an einen Sieg in der Wettfahrt haben wir längst aufgegeben. Die Führung des Ballons darf auch über dieser Arbeit nicht vernachlässigt werden, darum wirft abwechselnd einer von uns mit Hilfe der elektrischen Taschenlampe nebenbei einen beobachtenden Blick auf das Barometer; und sobald es wünschenswert erscheint, fliegt etwas von unserm neuen Ballastvorrat über Bord: in einsamer Gegend eine leere oder auch wohl eine volle Selterwasserflasche, sonst ein Stück Loslaßtau, Verpackungsplan oder Korbsitz, ein Viertelchen Mantel, ein leerer Sandsack oder was wir sonst noch zu versenden haben.

Schönbrunn südöstlich von Görlitz war der letzte Ort, den wir sicher haben bestimmen können. Seitdem schwimmen wir auf einer dichten Wolkenschicht, über uns klarer Sternenhimmel. Es gibt eine hübsche Wirkung, wenn wir unsre kleinen Taschenlampen als Scheinwerfer benutzen und den um uns brodelnden Wolkendunst elektrisch beleuchten. Das Gelände unter uns steigt fortgesetzt, wir müssen uns auf 400, 500 und 600 Meter erheben. Um festzustellen, wie hoch wir über der Erde sind, rufen wir von Zeit zu Zeit laut hinunter. Dringt der Widerhall in einer Sekunde zu uns herauf, so sind wir ungefähr 150 Meter hoch. Darum ist es etwas beunruhigend, wenn das Echo beinahe gleichzeitig antwortet, wie es jetzt der Fall ist. Das Tau schleppt über Bäume, seine Anhänglichkeit gibt sich durch abscheuliche Rucke kund.

Mitternacht ist längst vorüber. Wie bei der Nachtfahrt über den Harz im letzten Frühjahr tönt lautes Rauschen von Quellen und Gebirgsbächen zu uns herauf, und kühle, kräftige Waldesluft umweht uns. Wir sind im Sudetengebiet. Der Rücken, der uns soeben nötigte, über 700 Meter aufzusteigen, muß der Zackenkamm gewesen sein, und all die rauschenden Wasser, die wir hörten, waren Zuflüsse des Zacken. Jetzt schweben wir über einem Tale, denn das Schlepptau ist wieder frei. Der Wind spielt mit uns und treibt uns tiefer in die Gründe zwischen dem Hohen Iserkamm und das Riesengebirge hinein. Immer höher werden die Bergzüge, die dunkel und drohend zu beiden Seiten über die Wolken emporragen, immer langsamer bewegen wir uns vorwärts, schließlich nur noch ein wenig hin und her und auf und ab. Verfügten wir über reichlichen Ballast, dann könnten wir, um vom Flecke zu kommen, eine höhere Luftschicht aufsuchen; freilich da es das höchste deutsche Mittelgebirge ist, in das wir eingedrungen sind, müßte dies schon eine Höhe von mindestens 1500 Metern sein. So bleibt uns nichts weiter übrig als uns in Geduld zu fassen und, dem geheimnisvollen Waldweben unter uns und den Rufen der

Nachtvögel lauschend, eine günstige Wendung in den Wind- und Luftverhältnissen abzuwarten. Über zwei Stunden halten wir nun schon an der südlichen der beiden uns einschließenden Gebirgswände, immer in der Besorgnis, das Schlepptau, das im Nebel unter uns bald da, bald dort auftrifft, möchte sich festhaken und unsrer Fahrt ein Ziel setzen. Da hören wir drei Uhr vierzig Minuten in der Ferne das Geräusch eines Zuges, der sich klingelnd und keuchend uns nähert. Lange noch, auch nachdem er an uns vorbei ist, beobachten wir ihn, wie er sich in vielen Krümmungen talaufwärts windet. Das Kursbuch gibt über ihn keine Auskunft, also ists ein Güterzug, dazu stimmt auch seine spärliche Beleuchtung. Wie wir nachträglich durch die Bahnhofsinspektion in Hirschberg erfuhren, war es der Güterzug, der drei Uhr sechs Minuten Hirschberg verläßt und bei Grüntal die böhmische Grenze erreicht. Danach wars der Talkessel zwischen Petersdorf und Schreiberhau, in dem wir solange verweilten.

Wären unsre Augen imstande gewesen, die Granitmassen vor uns zu durchdringen, so hätten wir uns über den unfreiwilligen Aufenthalt durch die Wahrnehmung trösten können, daß sich einige Meilen von uns entfernt in einer andern Falte des Riesengebirges gleichzeitig noch ein zweiter Ballon in derselben Lage befand, der von Dr. Schlein geführte „Helios“ des Wiener Aeroklubs, der seinen am Müggelsee vor uns gewonnenen Vorsprung also nur wenig vergrößert hatte. Auch er wurde stundenlang durch Windstille festgehalten, nachdem er kurz zuvor über einer größern Ortschaft am Ende eines langgestreckten Tales den aufsprühenden Funken einer mächtigen Feuersbrunst durch Emporflüchten entgangen war. Uns selbst blieb diesmal der uns von andern Fahrten her so gewohnte Anblick eines Brandes erspart.

Endlich kam wieder etwas Bewegung in die Nachtluft. Langsam trieben wir denselben Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück und erreichten bei der Holzschleiferei und Papierfabrik Petersdorf den Ausgang des Tales, über dem jetzt die schmale Sichel des abnehmenden Mondes sichtbar wurde. Den Weg, den wir nun während des Restes der Nacht genommen haben, vermochte ich auch später nicht genau festzustellen. Das Barometer zeigte 600 und 700 Meter, wiederholt auch noch mehr, dabei schleppte das 100 Meter lange Tau fast beständig, nur wenn wir Talgründe kreuzten, wurde es jedesmal auf einige Minuten frei. Zur Rechten unsrer nach dem Kompaß südöstlichen Fahrtrichtung stiegen hohe Bergrücken auf. Danach sind wir den nordöstlichen Abhang des Riesengebirges entlang geflogen. Wäre es hell gewesen, hätten sich uns entzückende Blicke ins Hirschberger Tal bieten müssen.

Als der Morgen dämmerte, fanden wir uns mitten zwischen den Bergen südlich von Schmiedeberg über dem Gebirgsknoten am Arnsberger Paß, wo der Landeshuter Kamm, das Riesengebirge und dessen südliche Fortsetzung, der Kolbenkamm, wie die Arme eines gewaltigen Dreizacks zusammentreffen. Dichte Nebel wallen aus den Tälern empor und schichten sich selbst zu schneeigen Gebirgen auf, aus ihnen schaut die letzte größere Erhebung des Riesengebirges,

der Ochsenberg, hervor. So oft der Blick nach der Erde frei wird, zeigt sich unter uns die in vielen Kehren nach Süden zu verlaufende Straße von Schmiedeberg nach der Grenzstadt Liebau am Zusammenfluß von Schwarzwasser und Bober. Ein langgestrecktes Dorf, durch das sie hindurchführt, wird uns von Feldarbeitern als Schlesisch-Michelsdorf bezeichnet.

Es ist sechs Uhr, nur ein halber Sack Sand ist noch übrig, auch unser Notballast ist verbraucht. Der niedrige, waldfreie Ziegenrücken vor uns dicht vor der böhmischen Grenze bei Tschöpsdorf ladet zum Landen ein; was wir in der Nacht uns wünschten, haben wir ja erreicht. Aber es ist gar zu herrlich, in den erwachenden Morgen hineinzufahren, und er verspricht wundervoll zu werden. Gestärkt durch ein Glas warmen Tee aus unsrer Thermosflasche, die ihren Inhalt achtzehn Stunden hindurch beinahe in seiner ursprünglichen Temperatur erhalten hat, beschließen wir auf gut Glück weiter zu fahren ins Königreich Böhmen hinein, solange uns der Ballon noch trägt. Ein viel durchschnittenes Hügelland liegt uns zu Füßen, auf allen Seiten von hohen bewaldeten Bergzügen umrahmt, die in herbstlich buntem Laubesschmuck prangen, während die eisenhaltige dunkelrote Erde der frisch bestellten Felder zu dem Farbenspiel ringsum den vollen Grundton angibt. Vor allem nach rückwärts bietet sich uns der Anblick eines reich gegliederten Aufbaus: im Hintergrund, hoch aufsteigend der breit gelagerte Hermsdorfer Forst, davor nach beiden Seiten zu sich immer mehr abstufende Bergkuppen, die eine kleine Ebene in der Mitte frei lassen. Noch hat sich die Sonne durch nächtliche Wolken am Horizont hindurchzuringen, aber ab und zu lugt sie schon verstohlen hervor und breitet ihren goldigen Schimmer über das reizvolle Bild.

Über Schatzlar zwischen dem Rehorn- und dem Rabengebirge, dann über Trautenbach führt uns der Wind dem Tale der Aupa zu und damit ins Stromgebiet der Elbe. Es ist ein blutgetränkter Boden, über dem wir schweben. Wo sich die Aupa in scharfem Knie nach Nordosten wendet, liegt eine schmucke, industriereiche Stadt, der mans nicht ansieht, wie Schweres sie durchgemacht hat, schon zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, vor allem aber am 27. Juni 1866, als das erste preußische Armeekorps unter Bonin, von Liebau über Goldenöls vorrückend, Trautenau besetzte und sich nach hartem Kampfe um die nächsten Höhen vor dem österreichischen Armeekorps Gablenz zurückziehen mußte.

Die längst beobachtete Rechtsdrehung des Windes setzt sich fort, uns immer mehr südwestlich wendend treiben wir über die Elbe bei Königinhof und erreichen acht Uhr morgens in 1100 Meter Höhe die Stadt Horitz, die mit Petersdorf ziemlich auf einem Meridian liegt, wir haben also während der letzten fünf Stunden einen weiten, nach Westen geöffneten Bogen beschrieben. Jetzt entdecken wir, daß wir außer dem uns verbliebnen halben Sack Sand noch einen großen Vorrat an Ballast mit uns führen, an den wir gar nicht gedacht haben, die Feuchtigkeitsmenge, die unser Fahrzeug während der Nacht bei seinem Fluge durch Wolken aufgesogen hat. Diese Feuchtigkeit zieht die Sonne jetzt

mehr und mehr heraus, sodaß Hülle und Korb dampfen. Wir steigen langsam, aber gleichmäßig höher. Der Blick schweift weit vorwärts in der Richtung nach Prag über ein wohlangebautes, kurzwelliges, waldarmes Hügelland mit flachen, aber scharf eingeschnittnen Tälern, vielen Straßen- und Haufendörfern, auch einigen größern Orten, jedoch ohne irgendwelche besondern Eigentümlichkeiten. Nur eine vereinzelte Waldparzelle fällt uns durch ihre seltsame Form auf: eine schwimmende Frauengestalt mit vorgestreckten Armen und einem Fischleib, eine Melusine.

Wie wir so Ausschau halten, erspähen wir zu unsrer nicht geringen Freude etwa 15 Kilometer vor uns einen Ballon, also richtig ein Wiedersehen in den Lüften! Unsre Vermutung, daß es wieder der „Helios" sei, bestätigte sich später. Der südwestlichste Punkt, den er erreichte, war Neu-Bidschow in Böhmen. Nun wiederholte sich, was wir während der Nacht im Gebirgskessel erlebt hatten, wir bewegten uns mehrere Stunden langsam im Kreise um einen Punkt. Diesmal aber aus einem andern Grunde: wir hatten uns dem Nordrande eines Luftdruckmaximums genähert und wurden vor ihm wie vor einer Mauer aufgehalten. Erst in 3000 Meter Höhe erfaßte uns wieder eine Luftströmung, doch trug sie uns, vom Hochdruckgebiet einem Tief zustrebend, beinahe genau nach derselben Richtung, aus der wir gekommen waren, nach Nordosten wieder zurück.

Der Himmel über uns ist völlig frei, dagegen ziehen sich 2000 Meter unter uns Wolkenmassen zusammen, das „böhmisch-schlesische Wolkenmeer", von dem der Luftschiffer so oft zu berichten hat, über dem auch ich schon einmal drei Stunden zugebracht habe. Zwar ist es dicht geschlossen und erstreckt sich bald nach allen Seiten bis an den Horizont, sodaß uns jede andre Aussicht benommen wird, aber es ist nicht eintönig, sondern zeigt die mannigfachsten Formen: Taleinschnitte, größere unregelmäßige Vertiefungen, die in ihrer Gestalt an die märkischen Seen erinnern, darüber sich auftürmende Gebirge, riesige Gletschertische mit abgeplatteter Oberfläche, aus bizarren Wolkenlagerungen ragen turmartige Gebilde hervor, nach einer andern Seite reiht sich Welle an Welle, wie zu einer Eismasse erstarrt.

Während ich meine Aufzeichnungen hierüber mache, fühle ich mich plötzlich gehalten, ich war im Stehen eingeschlafen und meinem Reisegefährten in die Arme gesunken, der diese Wirkung der sauerstoffärmern Luft auf seinen Hochfahrten an sich und andern oft wahrgenommen hatte. Auf 4000 Meter sind wir gestiegen, und das Aspirationspsychrometer zeigt 1 Grad Celsius unter Null an, doch lassen die glühenden Sonnenstrahlen uns dies nicht empfinden, nur an die Füße ist es kalt, da fehlt infolge unsrer Ballastnot der Verpackungsplan, der sonst den Boden des Korbes bedeckt. Gleichwohl verspüren wir nach den Anstrengungen der durchwachten Nacht das Bedürfnis, eine Weile zu ruhen. So lösen wir das Barometer von den Korbleinen, nehmen es in die Hand und beobachten am Boden sitzend, jede andre Sitzgelegenheit hatten wir ja über Bord werfen müssen. Ein Schlummer von wenig Minuten, dem wir uns abwechselnd

hingeben, stärkt uns zur Genüge, leichtes Frösteln treibt uns bald wieder auf, da die Korbwände, während wir sitzen, die Sonnenwärme von uns abhalten.

Um elf Uhr beginnt der „Helmholtz“ zu sinken, so ruhig und sanft, wie wir es dem alten Knaben gar nicht mehr zugetraut hätten. Infolgedessen bleibt der Füllansatz offen, atmosphärische Luft dringt von unten nach und erhält den Ballon prall, eine Wirkung, die bei andrer Konstruktion durch ein eingefügtes Ballonet erreicht wird. Von 2500 Meter an beschleunigt sich unser Fall, nur als wir auf den obern Rand des Wolkenmeeres auftreffen, wobei uns der Schatten des Ballons, von der bekannten Aureole umgeben, entgegentritt, verlangsamt sich die Bewegung ein wenig, dann geht es immer hastiger abwärts, durch die etwa 500 Meter starke Wolkenschicht hindurch. Ein Klarmachen des Korbes ist diesmal unnötig, wir haben ja nichts mehr zum Aufräumen! Hohe Erlen, die einen Bach umsäumen, werden unter uns sichtbar. Wir stürzen senkrecht auf sie zu, da unter den Wolken völlige Windstille herrscht. Auch das Aufsetzen des Schlepptaus hält den jähen Fall nicht auf. Darum schnell den sieben Stunden lang gesparten halben Sack Ballast und eine Reisetasche hinabgeworfen! Das hilft. Wir lassen uns leicht auf die Wipfel der Bäume nieder, schweben ein paar Meter auf ihnen entlang, ruhen einen Augenblick auf den äußersten Zweigen und gleiten dann, als diese brechen, ganz allmählich auf eine Wiese am Bache nieder. Das noch reichlich vorhandne Gas benutzen wir, um einigen der aus dem nahen Dorfe Schmellwitz spornstreichs herbeigeeilten Kinder die Freude eines Aufstiegs im Fesselballon zu bereiten, dann erst reißen wir die Hülle auf. Ein Berg etwa eine halbe Stunde östlich fällt uns in die Augen, es ist der Zobten bei Schweidnitz.

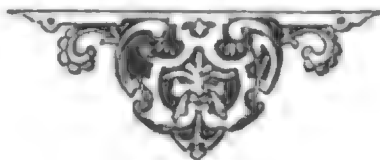
Ein Uhr fünfzig Minuten nach fast zweiundzwanzigstündiger Fahrt waren wir „sehr glatt“ gelandet. Die für den Wettbewerb allein in Betracht kommende Luftlinie von Tegel bis zum Landungsplatze betrug nur 290 Kilometer, die seit der Morgendämmerung zurückgelegten 150 Kilometer von Schlesien nach Horitz in Böhmen und wieder zurück zählten ja nicht mit. Doch war gerade diese Strecke die genußreichste für uns gewesen und entschädigte uns reichlich für den vermeintlichen Mißerfolg bei der Wettfahrt. Um so größer war unsre Überraschung, als sich bei der Ausrechnung der Ergebnisse herausstellte, daß unser Ballonveteran „Helmholtz“ der vierte Sieger geworden war.

Den ersten der ausgesetzten sieben Preise, den Kaiserpreis, trug der von Dr. Bröckelmann geführte kleine „Ernst“ davon, derselbe, mit dem ich meine letzten drei großen Fahrten, die dritte bis zu 570 Kilometer ausgeführt hatte, übrigens ebenso wie der alte „Helmholtz“ ein Erzeugnis der Firma August Riedinger in Augsburg; er war bei Tagesanbruch in der Nähe von Brieg (335 Kilometer) niedergegangen. Um ihn zu schlagen, hätte nach der oben dargelegten Berechnungsweise der größte der beteiligten Ballons, „Düsseldorf“, etwa 1300 Kilometer überfliegen müssen, während dieser tatsächlich nur 266 zurücklegte. Die weiteste Fahrt, an der Luftlinie gemessen, war die des Münchner Ballons „Sohnke“

(420 Kilometer), den eine rein westliche Strömung nach Kutno in Polen getrieben hatte; er wurde der zweite Sieger, der dritte unser Freund und Schicksalsgefährte „Helios", ein neuer, von Lachambre in Paris gearbeiteter Ballon, der erst drei Fahrten gemacht hatte: sein beinahe sechsundzwanzigstündiger Flug endete nach seinem Abstecher ins Böhmische bei Ohlau an der Oder.

So waren die Ergebnisse der Wettfahrt im Grunde recht gering, doch trug die Schuld hieran nicht die Ballonführung, sondern die Ungunst der Wetterlage. Vom Atlantischen Ozean her erstreckte sich über Frankreich, Süddeutschland und Österreich bis weit nach Rußland hinein ein Hochdruckgebiet, das den am 14. und 15. Oktober in Mitteldeutschland in den meisten Luftschichten herrschenden Nordwest- und Nordwinden und so auch den von ihnen getragnen Ballons ein unüberwindliches Hindernis entgegensetzte, wie es ja der „Helmholtz" bei Horitz erfahren hatte. Daher wurden sie, von dieser Luftmauer abprallend, teils durch wechselnde Winde im Kreise herumgeführt, teils durch Gegenwinde wieder mehr nordwärts getrieben. Die voneinander am weitesten entfernten Landungsorte, Kutno im Nordosten und Plauen i. V. im Südwesten, lagen nicht weniger als 550 Kilometer auseinander, ein Beweis für die Ungleichheit der Luftströmungen zur Zeit der Wettfahrt. Von den siebzehn an der Wettfahrt beteiligten Ballons waren einer in Rußland, zwei in Brandenburg, drei im Königreich Sachsen, fünf in Böhmen und sechs in Schlesien niedergegangen. Den südlichsten Punkt, Budweis in Böhmen, erreichte der zweitgrößte Ballon „Pommern", doch wurde auch er von einem Gegenwinde wieder nordwärts geführt und landete bei Klattau.

Die Internationale Wettfahrt hat wieder gelehrt, daß die Wetterlage der Ballonfahrt Schwierigkeiten in den Weg legen kann, denen auch der erfahrenste Luftschiffer und Meteorolog noch ratlos gegenüber steht. Erst bei fortschreitender Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit, die auch in der Verteilung des Luftdrucks und der aus ihr abzuleitenden Erscheinungen besteht, wird es möglich sein, mit größerer Sicherheit auf eine bestimmte Fahrtrichtung zu rechnen. Aber noch ein zweites, eine erfreuliche, längst festgestellte und doch immer wieder bestrittene Tatsache, haben die Berliner Ballonfahrten im Verein mit der Gordon-Bennet-Wettfahrt aufs neue bewiesen, die verhältnismäßig geringe Gefahr, die bei der heutigen vervollkommneten und dabei so einfachen Technik mit der Luftschiffahrt verbunden ist. Bei den im ganzen siebenunddreißig Ballonfahrten ist auch nicht ein Teilnehmer zu Schaden gekommen. Die zwei Unfälle, ein tödlicher und ein glücklicherweise gut verlaufner, die sich am 10. Oktober, dem Tage der Ballonverfolgung ereigneten, wurden nicht durch Luftballons, sondern durch Automobile veranlaßt.



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelch

1

Trotz meiner Vorliebe für die See war ich bisher niemals auf den Gedanken gekommen, Urlaub für eine Reise nach fernen Erdteilen zu erbitten, weil ich die dazu notwendige Zeit sehr überschätzt hatte. Im Sommer 1905 hat sich mir jedoch unerwartet ein äußerer Anlaß zu einer solchen Reise geboten, den ich nicht unbenutzt vorübergehn lassen mochte. Meine Frau und deren Mutter waren nämlich Anfang April auf Besuch zu meinem Schwager nach Santos gefahren und hatten mir in ihren Briefen sowohl die Seefahrt als auch den Aufenthalt in Brasilien so verlockend geschildert, daß ich mich nach kurzer Überlegung zu dem Entschluß aufraffte, sie abzuholen und heimzugeleiten. In den folgenden Erinnerungsblättern will ich nun zeigen, daß entgegen meiner frühern Annahme schon eine Spanne Zeit von elf Wochen genügt hat, mir wirklich eine „Neue Welt“ des Schönen und des Interessanten zu eröffnen. Ebenso wie mir wird es aber gewiß so manchem das eine oder das andre mal im Leben oder wenigstens ein einziges mal möglich sein, eine etwas längere Zeit als die üblichen Ferienwochen für eine Reise verwenden zu können oder sogar aus Gesundheitsrücksichten verwenden zu müssen. Allen, die in diese Lage kommen, möchte ich angelegentlich empfehlen, künftig nicht wie bisher nur die Alpen, Italien und ähnliche Ziele ins Auge zu fassen, sondern auch ernstlich an Südamerika oder an Westindien und an Afrika zu denken.

Insbesondre sind solche Reisen denen anzuraten, die — ohne eigentlich krank zu sein — infolge längerer geistiger Anstrengung an Nervenabspannung leiden und einer gründlichen Erholung bedürftig sind. Daß längere Seereisen in geeigneten Fällen auf Körper und auf Gemüt äußerst wohltuend wirken, wird heutzutage allgemein anerkannt. Ich brauche deshalb hierauf nicht weiter einzugehn.

Aus verschiednen Gründen sind aber gerade die Fahrten auf den kleinern oder richtiger gesagt auf den nicht ganz großen Schiffen, wie sie für die vorgeschlagnen Reisen ausschließlich in Betracht kommen, ganz besonders dazu angetan, in den Teilnehmern das Gefühl völliger Ruhe hervorzurufen. Diese Dampfer sind zunächst Frachtschiffe und dienen der Passagierbeförderung nur nebenbei. Der der Hamburg-Amerika-Linie gehörende Prinz Sigismund, den ich auf der Ausreise benutzte, ist nur für etwa sechzig Kajüts- und achthundert Zwischendeckspassagiere, die derselben Reederei gehörende Dania, auf der wir zurückgefahren sind, für etwa dreißig Kajüts- und siebenhundert Zwischendeckspassagiere eingerichtet. Mir ist auch das Leben und Treiben auf den größern und ganz großen, in der Regel für die Newyorker Fahrt bestimmten Schiffen wohlbekannt, da es mir vergönnt gewesen ist, im Jahre 1901 an der ersten nach Bergen und Edinburg gerichteten Fahrt des Lloyddampfers Kronprinz

Wilhelm (15000 Brutto Registertons) und im Jahre 1904 an einer bis Spitzbergen ausgedehnten Nordlandfahrt des Blücher (12330 Registertons) von der Hamburg-Amerika-Linie teilzunehmen. Beide Fahrten waren wunderschön und sind mir in der besten Erinnerung. Aber Kurfahrten für Leidende waren es nicht; denn beide Schiffe waren mit rund je dreihundertundfünfzig Passagieren besetzt, von denen jeder einzelne natürlich mancherlei gesellschaftliche Rücksichten auf den andern zu nehmen hatte. Dagegen waren wir auf dem Prinz Sigismund (4690 Registertons) auf der Hauptstrecke von Lissabon bis Bahia nur einige zwanzig, auf der Dania (3900 Registertons) sogar nur sechs Kajütspassagiere. Es liegt auf der Hand, daß auf diesen kleinern Schiffen jeder Passagier viel eher in der Lage ist, sein ganzes Tun und Lassen nach seinen eignen Neigungen und Stimmungen einzurichten, als auf jenen vollbesetzten Steamern.

Dabei sind aber die Passagiereinrichtungen auch auf den kleinern Schiffen ganz vortrefflich. Die Wohnkammern sind geräumig und bequem, der Speisesaal, das Damen- und das Rauchzimmer sind geschmackvoll ausgestattet, für gute Ventilation ist gesorgt, ansprechende Bäder sind vorhanden, Arzt und Apotheke sind an Bord; auch steht eine zweckmäßig zusammengestellte Bibliothek, die u. a. einen guten Atlas und neuere Werke über transatlantische Länder enthält, zur Verfügung. Allerdings fehlen ein Turnraum und eine Musikkapelle; aber jenen kann man füglich entbehren, da man Freiübungen auch in den Kabinen vornehmen kann, und Konzerte werden von solchen Reisenden, deren Nerven überreizt sind, gern entbehrt werden. Das im Speisesaale des Prinz Sigismund stehende Klavier ist nicht oft benutzt worden. Die Verpflegung läßt auch für verwöhnte Ansprüche nichts zu wünschen übrig und zeichnet sich vor der auf den großen Steamern üblichen insofern aus, als die Menge des Dargebotnen nicht ganz so überwältigend ist wie auf jenen. Besonders möchte ich hervorheben, daß frische Gemüse, Salate und Früchte, die so häufig wie möglich auch unterwegs eingekauft werden, in Fülle gewährt werden, und daß täglich ein vorzügliches, kühl gehaltnes Faßbier ausgeschenkt wird.

Sehr wesentlich ist, daß die Schiffe mit Schlingerkielen versehen, überhaupt unter Berücksichtigung der neusten Erfahrungen gebaut sind, und daß sie meist volle Ladung haben und also schon deswegen ungemein stetig fahren. Seekranke hat es, mit Ausnahme eines brasilianischen Generals, der von Bahia nach Rio de Janeiro mitfuhr, überhaupt nicht gegeben, obgleich wir bisweilen starken Wind, zum Beispiel auf der Rückfahrt in der Bai von Biscaya Windstärke 8 bis 9, und entsprechenden Seegang hatten.

Von Hamburg bis Madeira

Die Überfahrt verlief aufs beste, ohne jeden störenden Zwischenfall. Das Verhältnis der Passagiere untereinander und zu den Schiffsoffizieren war durchaus harmonisch. Diese, insbesondre auch der Kapitän Bußmann, erwiesen sich nicht nur als tüchtige Seemänner, sondern auch als liebenswürdige Gesellschafter, die alles aufboten, den Reisenden das Leben angenehm zu machen. Unter den Passagieren waren auch einige Deutschbrasilianer, die mir wertvolle Fingerzeige für den bevorstehenden Aufenthalt in dem fremden Lande gaben.

Am Morgen des 29. Juni fuhren wir bei hellem Sonnenschein und einer frischen Brise, die die blaugrünen Wellen mit weißem Schaum krönte, aus der Elbe hinaus in die Nordsee. Beim letzten Feuerschiff bot sich uns ein imposantes

Schauspiel: in voller Fahrt kam die auf der Heimreise begriffne Deutschland an uns vorüber, damals das mächtigste und schnellste Schiff der Reederei, jetzt, was Größe, wenn auch nicht was Geschwindigkeit anlangt, von der Amerika und von der Kaiserin Auguste Viktoria übertroffen. Bald trübte sich das Wetter so, daß wir wiederholt die Dampfpfeife ertönen lassen mußten und auch von andern Schiffen, ohne sie zu sehen, die schauerlich klingenden Nebelsignale hörten. Am nächsten Tage ankerte der Prinz Sigismund für kurze Zeit auf der Reede von Boulogne-sur-Meer und nahm noch Passagiere an Bord. Dann ging es weiter nach Leixoes, in dessen Hafen wir am Morgen des 3. Juli durch einen Bugsierdampfer eingeschleppt wurden. Der Tag wurde, während das Schiff Portwein und Sardinen lud, von uns Passagieren zu einem Besuche der Stadt Porto benutzt, die überaus malerisch an dem steilen Norduser des Douro liegt. Wir schweiften allenthalben umher, ergötzten uns an den mannigfaltigen Straßenszenen, besichtigten das Denkmal Heinrichs des Seefahrers, statteten der ehrwürdigen Kathedrale und der Börse einen Besuch ab und überschritten die vordere Brücke, die sich in einem einzigen Bogen in schwindelnder Höhe über das tiefeingeschnittne Flußtal spannt. Am nächsten Morgen ließ ich mich wieder an Land setzen, um der Versteigerung der in der Nacht gefangnen Sardinen beizuwohnen. Es war ein buntes Bild. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen und beteiligte sich mit südländischer Lebhaftigkeit an dem Geschäft. Weiber und Kinder hockten auf dem Sande, rissen den silberglänzenden Fischchen die Köpfe ab und entfernten mit derselben geschickten Handbewegung die Eingeweide. Möwen flogen in ganzen Schwärmen umher, um unter gellenden Schreien auf die Abfälle zu stoßen und hier oder dort auch einen ganzen Fisch zu erhaschen. Der Fang, der anderwärts sehr zurückgegangen sein soll, war sehr reichlich gewesen, sodaß eine große Zahl von Ochsenkarren nötig war, ihn in die umliegenden Konservenfabriken zu befördern.

Am Nachmittage des 4. Juli fuhren wir ab und passierten am nächsten Morgen bei Tagesanbruch Kap Roca, den westlichsten Punkt von Europa. Die Fahrt von hier in die Tejomündung hinein bis Lissabon war ganz entzückend. Es war vollständig klar, sodaß sich im Hintergrunde die Kämme der Serra da Cintra mit ihren Schloßbauten und später die niedrigern, in der Nähe der Stadt liegenden Höhenzüge mit ihren weißen Mühlen scharf gegen den Horizont abhoben. Den Vordergrund bildete ein welliges, fruchtbares Gelände, das durch seine Weinerzeugung einen wohlverdienten Ruf hat; der Hauptort Collares gibt dem Weine des ganzen Gebiets den Namen. Daran schlossen sich die Seebäder Cascaes und Oeiras und der Vorort Belem mit dem berühmten maurisch-gotischen Turm. In der baiartigen Flußmündung herrscht ein großartiger Verkehr von Schiffen aller seefahrenden Nationen; dabei behält sie aber durch die nach Hunderten zählenden, dem Hafenbetriebe und der Fischerei dienenden Boote, deren Masten eigentümlich schräg gestellt sind, doch ein spezifisch portugiesisches Gepräge. Gerade gegenüber der Praça (Platz) do Commercio, auf der sich das Reiterstandbild des Königs Josephs des Ersten erhebt, ging der Prinz Sigismund vor Anker. Vom Schiff aus nahm sich die in der Morgenbeleuchtung weißschimmernde Siebenhügelstadt mit den zahlreichen Türmen, Kuppeln, Palästen und Gärten wahrhaft königlich aus. Lissabon ist aus Anlaß der wiederholten Besuche unsers Kaisers in den letzten Jahren so oft beschrieben worden, daß ich auf eine Schilderung verzichte. Jedem Fremden kann ich nur empfehlen, sich — wie einige Mitreisende und ich es getan haben — dem Führer des Cookschen Reisebureaus anzuvertrauen. Die Zeit hat aus-

gereicht zu einer allgemeinen Besichtigung der Stadt und einzelner besonders bemerkenswerter Gebäude und Denkmäler und außerdem zu einem höchst lohnenden Ausfluge nach der Serra. Wir fuhren nach dem königlichen Schlosse Cintra, kletterten in den Ruinen des Castello dous Mouros umher und stiegen nach dem aus einem Kloster zur Sommerresidenz umgewandelten märchenhaft schönen Castello de Pena hinauf; schließlich besuchten wir noch den unvergleichlichen Park der Francis Cookschen Quinta (Landhaus) von Monserrate, der auf einem sich sanft neigenden muldenförmigen Abhange so angelegt ist, daß Pflanzen aus allen Zonen auf das prächtigste gedeihen.

Nachdem das Schiff seine Ladung vervollständigt und eine Anzahl von Zwischendeckspassagieren an Bord genommen hatte, setzten wir am 6. Juli die Reise fort, sichteten in der Nacht vom 7. zum 8. Juli die Insel Madeira und fuhren am Morgen des 8. zu früher Stunde in die Bucht von Funchal ein. Wir wurden von Booten empfangen, von denen aus zungenfertige Händler ihre Waren feilboten und halbnackte Knaben erstaunliche Taucherkunststücke ausführten. Auch von Madeira (Holz-, Waldinsel) gibt es so viele Beschreibungen, daß ich deren Zahl nicht vermehren will. Die Verwaltung des sich in deutschen Händen befindenden Hotels Belmonte hat vorzügliche Vorkehrungen getroffen, die es uns ermöglichten, die Hauptsehenswürdigkeiten von Funchal und Umgebung in einigen Stunden ohne irgendwelche Hast in Augenschein zu nehmen. Hierbei erprobten wir zugleich die eigentümlichen, meines Wissens sonst nirgends gebräuchlichen Beförderungsmittel. Die Fahrt in den mit ihren geölten Kufen auf dem glatten Pflaster leicht dahingleitenden Ochsenschlitten und namentlich die sausende Fahrt von dem etwa 650 Meter hoch liegenden Hotel abwärts nach Funchal in den von zwei nebenher springenden Führern an Seilen gelenkten Bergschlitten bereiteten allen Teilnehmern großes Vergnügen.

Von Madeira bis Bahia

Schon Mittags verließen wir die Insel, behielten sie aber bei ihrer Höhe von 1860 Metern noch lange in Sicht.

Während der fast elf Tage währenden Überfahrt vertrieben wir uns die Zeit, so gut wir konnten. Längere Rundmärsche auf dem Promenadendeck, das Bad, Freiübungen und allerlei Bordspiele, auch Karten- und Gesellschaftsspiele, Lektüre, die verschiednen Mahlzeiten und — ich gestehe es offen — auch mehrmaliger Schlaf nahmen den größten Teil des Tages in Anspruch. Einen Vormittag widmete ich der Besichtigung sämtlicher Innenräume des Schiffes; wiederholt begleitete ich den Kapitän und den Arzt auf ihren Kontrollgängen im Zwischendeck, dessen meist aus den südeuropäischen Staaten stammende und originell aussehende Bewohner sich augenscheinlich an Bord sehr wohl fühlten. An mehreren Abenden vergnügten sich die Zwischendecker mit der Aufführung ihrer Nationaltänze, wozu ihnen einige Schiffsleute auf primitiven Instrumenten aufspielten.

Einen Hauptreiz gewährte die Beobachtung der Außenwelt. Die See ist bei weitem nicht so eintönig, wie man denken könnte, wechselt vielmehr für den, der ein Auge dafür hat, beständig in Bewegung und Färbung. In der Bai von Biscaya und an der portugiesischen Küste hatten wir häufig stattliche Tümmler gesehen, wenn sie weit aus dem Wasser heraussprangen; jetzt traten an ihre Stelle die fliegenden Fische, die vereinzelt oder auch in Schwärmen bis zu hundert und mehr Stück von uns aufgeschreckt wurden und weithin bei-

seite flatterten. Eines Tages fiel ein solcher, ohne Schaden zu leiden, auf das Vorderdeck, wurde von dem Matrosen, der ihn erbeutet hatte, alsbald präpariert und dann „klar zum Ausstopfen“ herumgezeigt. Die Möwen, die uns von Madeira aus noch eine Strecke das Geleit gegeben hatten, waren auch zurückgeblieben; hier mitten auf dem Weltmeere zeigten sich nur selten einzelne große Seevögel, die mit gleichmäßigen Schlägen ihrer mächtigen Schwingen einem fernen Gestade zustrebten.

Jedes am Horizont auftauchende Schiff wurde mit dem Fernglase begleitet. Kam ein Schiff nahe genug vorüber, so tauschten wir mit ihm bei Tage Grüße durch Senken der Flaggen, in der Dunkelheit Signale durch Abbrennen verschiedenfarbiger bengalischer Flammen aus.

Abends hatten wir wiederholt Meerleuchten von zauberhafter Pracht; das Kielwasser sah zeitweise aus, als ob Brillantfeuer darin abgebrannt würde, und in andern Momenten, als ob leuchtende Kugeln und Sonnen von bläulichem Feuer auf und nieder tauchten.

An klaren Abenden betrachteten wir das Firmament mit der umgekehrt wie auf der nördlichen Halbkugel stehenden Mondsichel und den fremden, in der reinen Atmosphäre wunderbar glänzenden Sternbildern. Selbstverständlich erregte unter ihnen das Südliche Kreuz, das die brasilianische Republik in ihr Bundeswappen aufgenommen hat, unser besondres Interesse. Ich will aber nicht verschweigen, daß es die meisten etwas enttäuschte.

Eine Abwechslung boten die beim Passieren der Linie nach altem Brauche veranstalteten Feierlichkeiten, die mir den Namen Seebär und einen künstlerisch ausgestatteten Taufschein eintrugen.

Die Temperatur war, wenn auch in der Äquatorialgegend in der Regel ziemlich hoch, so doch auf der Luvseite nicht eigentlich drückend, weil die niemals aussetzenden Passatwinde immer Erfrischung brachten. Wie ich nachträglich gehört habe, würde mir in Berlin viel unangenehmere Hitze beschieden gewesen sein.

Die Kapverdischen Inseln passierten wir Abends, sodaß wir nur die Silhouetten der Berge und die Umrisse der Küsten beim Scheine der Leuchtfeuer erkennen konnten. Dagegen fuhren wir bei Fernando Noronha an einem klaren Morgen vorüber, und zwar so nahe, daß wir ein Flaggensignal geben konnten. Da dieses auf der durch Kabel mit dem Festlande verbundnen Inselstation, wie die sofort erteilte Antwort ergab, richtig verstanden worden war, so hatten wir die beruhigende Gewißheit, daß unsre Freunde am nächsten Tage in den Zeitungen die Notiz lesen würden: „Prinz Sigismund von Funchal nach Mittelbrasilien 16. Juli 10 Uhr Vormittags Fernando Noronha passiert.“ Die diesen Namen führende Insel ist die größte in einer kleinen Gruppe. Sie steigt vom Strande aus zu einem hundert Meter hohen Felsplateau an, von dem sich ein einzelner Vulkankegel, der Finger Gottes, noch weitere hundert Meter erhebt. An ihrer schmalsten Stelle ist sie tunnelartig wie von Menschenhand durchbohrt, sodaß wir während der Fahrt durch die Höhlung hindurch das Wasser jenseits der Insel sahen. Fernando Noronha dient dem brasilianischen Staate Pernambuco als Strafkolonie und Verbannungsort und hat gegen zweitausend Bewohner, darunter 150 Beamte und Soldaten und 1300 bis 1500 Verbrecher. Ob es wohl schon jemals einem Sträfling gelungen ist, von hier zu entweichen? Die umfangreichen Gefängnis- und Verwaltungsgebäude und die Villa des Gouverneurs sowie verschiedne inmitten von Buschwerk und Bananenpflanzungen liegende Gehöfte waren deutlich sichtbar. Auf dem weißen Strande patrouillierte ein Aufseher, von seinem Wachthunde umkreist, unablässig

auf und ab. Im ganzen sah die Insel nicht unfreundlich aus; bei längerm Ausbleiben von Regen soll sie aber trotz der Feuchtigkeit der Seeluft nahezu versengt werden. Obwohl sie nicht unfruchtbar ist, bedarf sie doch regelmäßiger Zufuhren von Lebensmitteln, zeitweise wohl auch von Trinkwasser. Als die Sendung einmal ungewöhnlich lange ausgeblieben war, und der Gouverneur deswegen telegraphisch in Pernambuco anfragte, kam die Antwort zurück, der Kapitän des Regierungsdampfers sei mit der Meldung heimgekehrt, er habe die Insel nicht auffinden können, sie sei also jedenfalls vom Meere verschlungen worden! Unter tiefsinnigen Betrachtungen über die Lebensweise der auf dieses Stück Erde angewiesnen Menschen sahen wir es wieder im Wasser verschwinden und folgten bald darauf dem Glockenzeichen zum Frühstück, diesesmal mit dem erhebenden Bewußtsein, ein Stück Arbeit geleistet und nun wieder einige Ruhetage vor uns zu haben.

Ja, wir Passagiere waren gegen Ende der Überfahrt in der Tat gehörig träge geworden, sodaß schon die Ausfüllung einer vom Bibliotheksteward erworbnen Ansichtskarte einen heroischen Entschluß kostete. Als ich eines Mittags einen Tischgenossen fragte, womit er sich während des Vormittags beschäftigt habe, erwiderte er alles Ernstes, er habe seine zwei Taschenuhren aufgezogen und eine von ihnen reguliert. Derselbe Herr hat seiner Stimmung in folgenden Versen Ausdruck gegeben:

Der Ozean ist nun durchquert,
Die Linie ist passiert,
Und was Kolumbus uns gelehrt,
Hab selber ich probiert.

Doch seit ich mich von Haus entfernt,
Macht mir das Denken Pein,
Das Schuften hab ich ganz verlernt,
Kein Vieh kann fauler sein.

In der Nacht zum 19. Juli fanden gewiß nur wenige einen ruhigen Schlaf, und schon zu früher Stunde füllte sich das Deck, da wir an diesem Tage in Bahia zum erstenmal den Fuß auf amerikanischen Boden setzen sollten. Eifrig spähten wir nach der allmählich hervortretenden Küste und konnten bald hohe Palmenwälder von niedrigern Pflanzungen unterscheiden. Inzwischen hatten sich Fischer in ihren floßähnlichen, recht gebrechlich scheinenden Segelfahrzeugen in unsre Nähe hinausgewagt, um ihrem mühseligen Gewerbe nachzugehn; wir begrüßten sie als die ersten Vertreter der Neuen Welt mit Schwenken der Mützen und mit Zurufen. Nachdem wir den Leuchtturm passiert hatten, bogen wir bald nach Sonnenaufgang in die sich zwischen dem Festlande und der Insel Itaparica öffnende Straße ein, die uns in die Bahia de todos os Santos — die Allerheiligenbucht — führte. Gerade vor dem Mittelpunkte der Stadt warfen wir den Anker aus. Wie in allen Häfen so mußten auch hier, bevor jemand das Schiff verlassen durfte, die Ankunft der revidierenden Sanitäts- und Zollbeamten und deren Anordnungen abgewartet werden. Weil der Prinz Sigismund hier einen Teil seiner Ladung löschen sollte, dauerten die Verhandlungen mit den Zollbeamten für unsre Ungeduld viel zu lange. Wir vertrieben uns die Zeit, indem wir die das Schiff umkreisenden Boote musterten, von denen die meisten mit Früchten, einzelne mit reihenweise auf Stangen sitzenden Papageien und mit Affen in Käfigen beladen waren. Endlich wurde der Personenverkehr freigegeben. Unter den Passagieren, für die die Reise in Bahia ihr Ende erreicht hatte, war ein in Boulogne an Bord gekommnes

brasilianisches Ehepaar, das ein vor wenig Monaten in Paris gebornes Töchterchen mit sich führte. Das Kind war, da die Eltern die bisherige Amme nicht hatten mitnehmen mögen, während der Reise mit sterilisierter Milch ernährt worden. Die im voraus bestellte neue Amme war schon mit dem ersten Boot an Bord gekommen und wollte das unruhige Kind sofort an die Brust nehmen. Dieses aber wandte sich laut schreiend ab und richtete einen entsetzten und hilfeflehenden Blick auf seine Mutter, denn die neue Amme war — schwarz. Der Ausdruck des Kindergesichts wird mir ewig unvergeßlich sein.

So bald wie möglich begab ich mich mit einem Reisegefährten und dem Schiffsarzt an Land, um den vom Kapitän bis zum Abend erteilten Urlaub auszunutzen. Die mit Festungswerken versehene Stadt, die auch den Namen São Salvador trägt, besteht aus zwei steil übereinander liegenden Teilen, die durch künstlich gebaute Rampen und Steige sowie durch Drahtseilbahnen und einen Aufzug miteinander verbunden sind. Sie macht mit ihren vielen, zum Teil doppeltürmigen Kirchen, mit den sonstigen öffentlichen Gebäuden, wie Regierungspalast, Universität, Theater und mit ihren modernen Einrichtungen einen entschieden großstädtischen Eindruck; sie hat den Charakter eines bedeutenden Handelsemporiums und zugleich den einer echten Tropenstadt. Ihre Einwohnerzahl wird jetzt auf 300000 geschätzt, wobei wohl die Vororte mit berücksichtigt sind.

Wir besichtigten zunächst die untere Stadt, wo die Kontore, Magazine und sonstigen Geschäftsräume aller beim Seehandel beteiligten Firmen sind. Am längsten verweilten wir auf dem Markte. Dort wurden die verschiedensten Landeserzeugnisse feilgeboten: Früchte aller Art, wie zentnerschwere Bananenbüschel, Apfelsinen von Kindskopfgröße und unglaublichem Saftreichtum, Ananas, Goayaven, die melonenartigen Mamãos, die köstlichen Fruta da Conde (Grafenfrüchte), ähnlich wie Pinienzapfen aus hell- oder dunkelgrüner Bronze aussehend, auch Gemüse der verschiedensten Sorten, wie Bataten, Blattkohl, Senfpflanzen, Pfefferschoten, Auberginen, Zwiebeln, schwarze und braune Bohnen, Maniokwurzeln, ferner lebende Tiere: Geflügel, Pfefferfresser mit sehr komischen Gebärden und andre bunte Vögel, namentlich grüne Papageien, kleine Affen, Schlangen, auch Schildkrötenschalen, Gürteltierpanzer, weiter allerlei Geräte aus rotem Ton, besonders die in keinem Hause fehlenden Moringas (Wasserkaraffen) und vieles andre, dessen Aufzählung zu weit führen würde. Alsdann ließen wir uns in der Agentur der Hamburg-Amerika-Linie über die verschiednen Möglichkeiten, den Tag hinzubringen, unterweisen, benutzten den Aufzug und fuhren, nachdem wir uns auch in der obern Stadt umgesehen hatten, auf einer Maultierbahn nach Rio Vermelho, einem am Ozean außerhalb der Bai liegenden Fischerdorfe. Der Weg führte uns durch weitausgedehnte Vorstadt- und Vorortbezirke, die fast nur von Farbigen bewohnt sind.

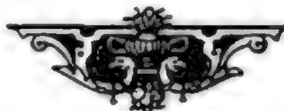
Die Farbigen scheinen, wenigstens im Staate Bahia und den benachbarten Staaten, einen sehr bedeutenden Teil der Bevölkerung auszumachen. Man sieht alle nur denkbaren Schattierungen vom schwärzesten Ebenholz bis zum zartesten Gelb; bei einzelnen sind es nur bestimmte Merkmale an dem Haar, den Augen und den Lippen, die die Herkunft verraten. Es gibt Mischlinge aller Grade von Weißen mit Negern und von Weißen mit Botokuden und andern Indianern, und diese Mulatten und Mestizen haben sich wieder untereinander vermischt und Menschen hervorgebracht, die auf ihre Rassenzugehörigkeit gar nicht mehr bestimmt werden können. Ganz unwillkürlich drängte sich mir bei diesen Beobachtungen die Frage auf: Werden sich die Nachkommen der portugiesischen

Eroberer des Landes und die sonstigen Staatsangehörigen europäischer Abkunft einerseits und jene Farbigen und Mischlinge andrerseits jemals als eine zusammengehörige Volksgenossenschaft, als eine einheitliche brasilianische Nation fühlen lernen? Oder sind hier nicht vielmehr die Keime zu furchtbaren Rassenkämpfen gegeben, die die Kulturarbeit von Jahrhunderten wieder in Frage stellen werden?

Von den bunten Straßenbildern kann ich nur flüchtige Skizzen wiedergeben. Da sahen wir alte häßliche Negerweiber in weißen oder grellfarbnen Spitzenkleidern, andre in verschossenen Lumpen, dann wieder junge mit hübschen Gesichtern, ganz nett gekleidet, auch Männer in himmelblauen oder hellroten Blusen oder in zerfetzten Hosen und schmutzstarrenden, allzukurzen Hemden, Kinder — auch schon ziemlich große — nackt oder halbnackt, hier Mann oder Weib mit schweren Lasten auf dem Kopfe, dort andre in Gruppen müßig umherstehend und schwatzend. Und alle die Esel, Mulis und Ponys, dicke Packkörbe an den Seiten und den Reiter obenauf, absonderliche Ochsenkarren, von Schwarzen mit großen Lederpeitschen geführt, die Häuser und die Hütten für den Blick offen bis in die innersten Winkel, nicht wenige gänzlich verwahrlost und baufällig, in den Höfen Gerümpel, Scherben, verbogne Konservenbüchsen, Knochen und aller mögliche Unrat, die Einfriedigungen schief, streckenweise eingestürzt und mit verrostetem, durchlöchertem Wellblech notdürftig geflickt, nur sehr selten ein ordentlich gehaltnes Anwesen. Aber malerisch war alles, und wir sagten uns, daß das, was in Deutschland auf wirkliche Verkommenheit schließen lassen würde, hier mehr auf eine Bedürfnislosigkeit, die in den klimatischen Verhältnissen ihre Erklärung findet, zurückgeführt werden muß.

Draußen vor der Stadt nahm die tropische Vegetation unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir waren freilich mitten im Winter, und dies war für den ersten Eindruck nicht gerade günstig, weil in dieser Jahreszeit ein merklicher Stillstand in der Entwicklung der gesamten Pflanzenwelt eintritt. Auch hatten kurz zuvor heftige Gewitterstürme arg gehaust und besonders die sonst so glatten und blanken Bananenblätter so zerpflückt, daß sie wie die Blätter von Phönixpalmen aussahen. Im Frühling, der im Oktober beginnt, soll die Landschaft gar nicht wieder zu erkennen sein.

Nach kurzer Rast und Umschau an unserm Zielpunkte kehrten wir nach Bahia zurück und ergänzten unsern Begriff von Stadt und Bevölkerung durch einen Spaziergang in den vornehmern Vierteln. Den Abend brachten wir an Bord zu, indem wir uns bei einem Glase Bier mit den sehr unterrichteten Herren von der Agentur über ihr häusliches und gesellschaftliches Leben und über die kommerziellen, kommunalen und politischen Verhältnisse unterhielten. In der lauen Nacht blieben wir bis gegen ein Uhr an Deck, vor uns die glänzend erleuchtete Stadt, und gaben uns ganz dem Zauber der fremden Umgebung hin. Inzwischen waren die Löscharbeiten beendet, die Dampfpfeife gab ihre markerschütternden Signale, die Leichter mit den Stauern und die Boote mit den Gästen stießen ab, und der Kapitän verabschiedete sich mit den Worten: Der Kutscher gehört auf den Bock. Bald darauf ging der Anker rasselnd in die Höhe, der Prinz Sigismund setzte sich langsam in Bewegung und tastete sich vorsichtig durch die Bai, bis er, draußen angelangt, das übliche Tempo einschlug.



Kapitän Storm

Eine Silvestergeschichte von der Waterkant von Ernst Johann Groth

Ein scharfer Nordost stürmte über die See, rollte die Wogen in mächtigen, sich überschlagenden Kämmen dahin und schleuderte sie gegen die weit in die See hineinragende Steinmole des Hafens. Der Gischt der Wellen fegte an der Mole entlang, flog kochend und rascheInd über den Steindamm hinweg und rieselte an der andern Seite in das geschützte, schwerfällig auf und ab wogende Wasser der Hafeneinfahrt. Zuweilen brach der Mond durch das zerfetzte Gewölk, und dann blitzte und funkelte es auf den glattgewaschnen Steinen der Mole, als lägen dort unzählige geheimnisvolle Spiegel. Ganz vorn, am äußersten Ende der Mole, auf dem sich der aus starken Quadern gebaute Leuchtturm erhob, und gegen das die hochgehende See zuerst prallte, stürmten die gehemmten Wogen unter heulendem Tosen eine über die andre hoch hinauf, sodaß der ganze Turm an seinem ebenliegenden Fuße wie von einem wirbelnden Wasserringe umgeben war, und die Spritzer bis an die Fensterlöcher hinaufflogen. Die landwärts gelegne Tür des Leuchtturms war noch am meisten gedeckt, von dort konnte man mit einem Sprunge auf einen höher liegenden hölzernen Steg gelangen, der auf mächtigen beteerten Pfählen ruhend an der Hafenseite der Steinmole entlang lief.

Die Tür des Leuchtturms wurde aufgemacht, und zwei Männer erschienen in der hellen Lichtung. Der größere war der Leuchtturmwärter und frühere Handelskapitän Ludwig Storm, und der andre war sein Freund und Gesellschafter, der Dünen- und Badestegwärter August Brand. Sie blieben beide in der Türöffnung stehn und starrten auf die prasselnden Brecher, die über die Steinmole flogen und ihnen die eisigen Spritzer ins Gesicht schleuderten.

Ein Satanswetter wirds diese Neujahrsnacht, sagte Storm sich schüttelnd. August, daß du mir auch wieder zurückkommst. Ich möchte diese Nacht im Leuchtturm nicht allein sein, heute nicht, verstehst du!

Wieviel soll ich holen? Eine Flasche wird nicht reichen für die ganze Nacht. Je steifer der Wind, desto steifer der Grog.

Gut, hol zwei, aber von der feinsten Sorte! Da wollen wir alte Junggesellen mal eine Silvesternacht feiern, wie sich das für ein paar so durchgeschüttelte Seehunde geziemt. Hier hast du das Geld.

August Brand schlug sich den Rockkragen in die Höhe und zog sich den Hut über die Ohren.

Noch eins, August. Du sprachst vorhin von dem frühern Bootsmann auf der Angelika, dem Johann Rusch — August, ich sage dir, daß dieser Halunke — ich kann den Kerl nicht verknusen, verstehst du — daß dieser Mensch jetzt wieder hier im Hafen liegt, das ist mir ein niederträchtiger Gedanke.

Laß ihn laufen, Ludwig. Der rennt in sein Verderben. Von einer Spelunke torkelt er in die andre, er verjubelt seine Silberfische und tobt herum wie ein

tollgewordnes Walroß. Aber Geld hat er unbändig viel, das muß man sagen, er hält alle Welt frei; und er meinte neulich, er könnte sich jeden Tag soviel Moneten verschaffen, wie er wollte. Nur ein einziges Wort brauche er zu sagen, dann rolle das Geld nur so. Aber laß ihn laufen, Ludwig, uns soll er die Silvesternacht nicht verderben. Mach Wasser warm, in einer halben Stunde bin ich wieder hier an Bord.

Brand kletterte auf den Holzsteg und tastete sich an dem Geländer vorwärts nach dem Strande. Eine Weile schaute ihm Storm nach, dann trat er in seinen Wachraum zurück, der wie der Leuchtturm rund gebaut war. Vorn links führte eine Tür zu der Turmtreppe nach dem Leuchtfeuer. Im Hintergrunde des Raumes stand eine eiserne Bettstelle mit einfacher Matratze und wollnen Decken, rechts daneben war ein Kachelofen und davor eine Holzbank; Kisten und Kasten waren unter die Treppe geschoben. Storm trat an den runden Tisch in der Mitte des Raumes, sodaß das Licht der Hängelampe voll auf seine Gestalt fiel. Er war hager, etwas vornübergebeugt, aber fest und sehnig. Echte, etwas tiefliegende Seemannsaugen blickten aus seinem gebräunten, verwitterten Gesicht, um das sich ein struppiger grauer Bart zog, der Mund und Kinn frei ließ, aber den ganzen Hals verdeckte und sich von unten hinter dem Hemdkragen in langen Strähnen nach oben hervor drängte. Auf dem Tische lag eine kurze Tonpfeife neben einem alten ledernen Tabaksbeutel und einem Päckchen Schwefelhölzer.

Storm blickte eine Weile finster auf den Tisch, dann nahm er die Pfeife und begann sie hastig zu stopfen, aber er legte sie bald wieder beiseite, setzte sich auf die Ofenbank und starrte vor sich hin.

Er hörte nicht auf das Rollen und Tosen der Brandung, nicht auf das Heulen und Pfeifen des Sturmes, der durch alle Ritzen der Tür und der Fenster sauste, er mußte an die entsetzliche Silvesterfahrt auf der Angelika vor dreizehn Jahren denken, er mußte an Johann Rusch, seinen damaligen Bootsmann, denken und den gräßlichen Untergang der Fischerschmack. Dreizehn Jahre schon hatte ihn die Geschichte gequält, gehetzt, gemartert, dreizehn Jahre lang hatte er versucht, die ganze schauderhafte Szene zu vergessen, aus seiner Erinnerung auszuwischen — und nun kam ihm dieser Mensch, der einzige Zeuge seines Verbrechens, der einzige, der in der Nacht mit ihm auf dem Deck des Dampfers gewesen war, immer wieder in die Quere, preßte ihm jedesmal, wenn er in den Hafen kam, Geld aus und drohte mit Anzeige und Verfolgung.

Storm ballte die Faust. Jene Unglücksnacht in der Nordsee! Wie oft hatte ihn die ganze Geschichte bis in seine Träume verfolgt! Und wenn er nachts auf der Ofenbank lag, und der Sturm um den Leuchtturm tobte, und die See heulte, da wars ihm, als führe er wieder mit seinem Dampfer auf hoher See.

Himmel, Hölle oder Edinburg in achtundvierzig Stunden! hatte ihm der Schiffsreeder zugerufen. Die Fracht muß noch im alten Jahre vor zwölf Uhr nachts im Hafen sein. Fahren Sie zu, Storm, daß es nur so spritzt! Wenn Sie nicht wollen oder keine Courage haben, sind wir miteinander fertig, und es fährt ein andrer; es handelt sich um eine halbe Million!

Storm durchlebte wieder in Gedanken diese ganze schauderhafte Fahrt, wie sie am Silvesterabend in Nebel und dickes Wetter gerieten, daß sie zwanzig Meter vor dem Bug nichts mehr erkennen konnten, wie sie trotzdem gegen alle Fahrvorschriften mit vollem Dampfe dahinrasten, daß das Wasser vor dem scharfen Bug rechts und links wie aus den Nüstern eines Seeungeheuers emporspritzte.

Und dann geschah das Gräßliche. Er sah wieder im Geiste die Fischerschmack vorm Bug seines Dampfers aus dem Nebel auftauchen, alles verschwommen wie ein Trugbild, die Masten mit allen Segeln wie einen Schatten — nur einen

Moment — dann gab es einen Stoß, einen Ruck, einen Krach, und die Fischerschmack barst auseinander, von einer Bordwand zur andern durch den scharfen Bug des eisernen Dampfers glatt durchschnitten. Einen Augenblick hob sich Bug und Stern der Schmack aus dem Wasser; dann wirbelten sie mit der Besatzung in den Sturzwellen umher.

Storm erinnerte sich genau, daß er seinen Dampfer stoppen wollte, um die Fischer zu retten, aber sein Bootsmann Rusch brüllte: Zufahren zum Donnerhagel! oder wir kriegens mit dem Seeamt zu schaffen und sitzen alle drin im Loch. Volldampf! Laß die holländischen Kerle herumflundern, bis sie genug haben. Immer vorwärts, Kaptän! keinen retten! jeder Zeuge ist unser Verderben!

Storm hörte die Leute in ihrer Todesangst schreien und kreischen, aber Rusch sprang an die Dampfpfeife und ließ sie heulen, daß kein Laut mehr von den Ertrinkenden zu hören war.

Und der Dampfer sauste weiter zischend und stampfend durch den Nebel und die aufgepeitschten Wogen blind, gefühllos, unbarmherzig wie ein Ungeheuer.

Storm überlief es kalt, wenn das Bild dieser Todesfahrt wieder vor seinem Geiste aufstig. Es brauchte nur ein Dampfer nachts in der Nähe des Leuchtturms jenen dumpfen, heulenden Ton auszustoßen, und er war in Gedanken wieder auf der Angelika, und er merkte die Schwankungen des Schiffs und die rollenden Bewegungen und hörte den Schrei der ertrinkenden Fischer immer leiser und leiser werdend wie aus weiter Ferne. Und dann stieg vor seinem Geiste langsam das holländische Fischerdorf auf, und er sah die händeringenden, jammernden Weiber und hörte die armen weinenden Kinder, die verzweifelt vor den ans Land gespülten Toten standen; und ihm war es dabei, als würde ihm die Kehle zugeschnürt, als müßte das Herz ihm stillstehn.

Was hätte Storm darum gegeben, wenn er die entsetzliche Erinnerung jener Silvesternacht wieder hätte los werden können! Er hatte sich bald darauf vom Schiffsdienst zurückgezogen, und hier in dem entlegnen Leuchtturm, fern von allen Menschen, hatte er gehofft, Ruhe zu finden; aber die Erinnerung verließ ihn nicht, sie verfolgte ihn wie ein Gespenst auf Schritt und Tritt. Der Sturm heulte sie ihm in die Ohren, und der Gischt spritzte sie ihm in den Nacken. Und sogar wenn er mit August Brand, seinem einzigen Freunde, in harmlosem Garnspinnen zusammensaß, kroch sie leise, leise heran wie ein Raubtier und grub seine Krallen langsam in sein Gehirn, daß er zusammenfuhr, sich wie im Fieberfrost schüttelte, vor sich hinstarrte und nichts sah und hörte, bis ihm Brand einen Schlag aufs Knie gab und ausrief: Ludwig, du schüttelst dich, der Grog ist zu dünn! Mehr Rum hinein, mehr Rum, alter Junge! Und dann vertrieb der heiße, prickelnde Trank die Gespenster auf einige Zeit.

Aber im Traume begann die Hetzjagd von neuem, und dann hörte er Ruschs brüllende Stimme: Keinen retten! bleibt einer von der Schmack übrig, sitzen wir drin. Laß keinen aufs Schiff, laß keinen aufs Schiff! —

Als August Brand nach einer geraumen Zeit wieder in den Leuchtturm trat, fand er seinen Freund auf der Ofenbank eingeschlafen. Er trat leise an den Tisch, stellte die Flasche und eine blaue Düte voll Zucker mit behaglichem Schmunzeln darauf und holte aus der Ecke unter der Treppe den Petroleumkocher und zwei Trinkgläser hervor — alles so geräuschlos wie möglich. Er zündete den Brenner an und setzte Wasser in dem Blechkessel auf den Kocher, und während der Kessel zu singen begann, steckte er sich seine Tonpfeife an und qualmte in langen Zügen. Er hatte schon am Strande mit Johann Rusch ein paar Eisbrecher hinuntergegossen, sodaß er sich in einer behaglichen schwebenden Stimmung befand und seine

Nase eine lebhafte Farbe anzunehmen begann, während seine wässrigen Augen immer kleiner und pfiffiger wurden.

Was mag das wohl für eine tolle Geschichte gewesen sein, die Rusch mit Storm gehabt hat? dachte er; aber er war nicht der Mann, sich mit Rätseln zu quälen. Er ließ jeden Menschen seinen Weg gehn, fragte nicht nach seinen Geheimnissen und war zufrieden, wenn die Rum- und Tabakspreise nicht höher wurden.

Das Wasser im Kessel fing an zu brodeln. Brand zog vorsichtig eine Flasche auf, roch daran mit geschlossenen Augen und stieß einen leisen knurrenden Ton übermenschlicher Glückseligkeit aus. Dann schüttete er Zucker in die Gläser, löste ihn mit einigen Tropfen kochenden Wassers und füllte die Gläser halb mit Rum.

In diesem Augenblick fing Storm auf der Ofenbank im Schlafe an zu ächzen und zu stöhnen, dann rief er hastig: Rusch, hol ihn rauf, er hängt draußen an unsrer Ankerkette, stoß ihn nicht hinunter! hol ihn rauf! laß ihn nicht ertrinken! An das letzte Wort schloß sich ein langgezogner Ton, der wie Schluchzen oder angstvolles Jammern klang.

Brand sah erstaunt mit offnem Munde nach der Ofenbank, dann stellte er die Rumflasche hin und rief: Storm! Ludwig! Mensch, was is dir? laß doch endlich den infamigten Bootsmann in Ruh!

Er trat an die Bank und rüttelte den Alten; der sprang entsetzt auf und starrte Brand wie abwesend an.

Na, Ludwig, von einer Liebschaft im schönen Monat Mai hast du nicht geträumt, das merkte man. Hier gieß dir mal eine Medizin ins Zwischendeck, damit du auf andre Gedanken kommst.

Was weißt du von meinen Gedanken? fragte Storm finster und argwöhnisch.

Du hast im Schlaf auf Johann Rusch geschimpft. Aber das ist alles Unsinn, Junge, komm, wollen die alte lecke Seele wieder frisch kalfatern. Fort mit dem alten Jahr! Ludwig, das Jahr war ein alter Seelenverkäufer von Anfang an, war nie recht seeklar und ging windschief, da hilft kein Pumpen und Dichten mehr. Jetzt kommts zum Kentern, laß es sinken. Sind wir nicht versichert in der großen Unfallversicherung bei unserm Herrgott im Himmel? Unsre Police ist unser reines Gewissen. Verstehst du, Ludwig, wir sind nur einmal jung, oder sind wir schon alt? Na ja, wenn man über die Fünfziger kommt, da kann man froh sein, wenn man noch keine Bohrwürmer im Rumpf hat, und man noch seine langsame Fahrt machen kann als Schleppdampfer von so einer ganzen Reihe fauler Baggerkähne — einer hinter dem andern —, was die Schriftgelehrten und Pharisäer den geordneten Dienstbetrieb nennen.

Storm setzte sich und goß das ganze Glas mit einem Zuge hinunter.

Sind wir nicht hier an der Waterkant glückliche Menschen? sagte Brand, indem er sich seine Pfeife ansteckte. Wer will uns was? Dreißig Jahre habe ich gefahren, und ich dachte, ich würde es als Landlubber nicht aushalten. Im Winter ist hier ja nicht viel zu holen, das stimmt; aber im Sommer, Ludwig, da haben wir beide hier am Strande doch das wahrhaftige Theater mit all dem närrischen Volk von Badegästen. Da geh ich denn frühmorgens mit meinen beiden Rettungsgürteln unterm Arm über die Dünen nach dem Promenadensteg, und da sitze ich denn in einer Ecke und sitze und sitze wie ein pensionierter Klabautermann und passe auf, ob einer, der das Leben satt hat, hineinspringen wird. Aber, Ludwig, sie tun mir nicht den Gefallen. Und ich möchte gern mal einen herausholen, verstehst du, daß man doch weiß, wozu man da ist.

Storm unterbrach ihn schnell: August, erinnere mich daran, das Öl reicht oben im Leuchtfeuer nicht ganz. Ich muß noch in der Nacht auffüllen.

Das werden wir schon kriegen, Ludwig, natürlich das Leuchtfeuer, aber erst wollen wir hier eins auf unsre Lampe gießen. Trink mal aus, alter Junge. Rum und Wasser, halb gelb, halb weiß, wie es uns der liebe Gott im Hühnerei vorgemacht hat.

Es bleibt ein Satansgetränk, murmelte Storm, den Kopf aufstützend.

Aber eins, Ludwig, sagte Brand belehrend, indem er den Zeigefinger in die Höhe hob, eins, das der Satan dem lieben Gott gestohlen hat: heiß wie die Hölle, süß wie der Himmel und stark, daß es einem die ganze Erde unter den Beinen wegdreht — das ist der Grog!

Brand lachte vergnügt. Hör mal, Ludwig, sagte er, indem er sich auf den Stuhl setzte, die Hände in die Hosentaschen stieß und die Beine vor sich hinstreckte, wie ist das nun mit dem Garnspinnen? Wir müssen erst in den richtigen Kurs kommen, Ludwig. Du hast noch nicht die rechte Dampfspannung. Du schleppst das Leben mit viel zu viel Ballast. Wer sich heutzutage über Wasser halten will, Junge, der muß in seinem Herzen Längs- und Querschotten haben, und kriegt er dann wirklich mal einen gefährlichen Stoß hinein, so sinkt er darum noch lange nicht unter, Ludwig! und wir schwimmen, Ludwig, wir schwimmen, alter Junge. Es kann im Leben nicht alles schnurgerade und senkrecht gehn, aber laß die großen Gelehrten darüber nachdenken, warum und weshalb die Wurst schief angeschnitten wird; wir sind zufrieden, wenn wir nur eine haben, Ludwig, wenn unser Magen gesund ist und unser Herz klar ist und unser Gewissen blitzspiegelblank ist, was, Ludwig? Ich habe jetzt genug geredet, nun laß du mal einen Drachen steigen, aber einen fidelen. Hast du mal wo einen Menschen aus dem Wasser herausgeholt?

Storm schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser aufsprangen. Er stierte Brand eine Weile an, dann sagte er langsam zwischen den Zähnen: August, was weißt du von der Geschichte?

Was? wovon?

Wer hat dir die Geschichte erzählt? rief Storm wütend.

Brand lachte verständnislos. Aber Storm sprang auf, packte ihn an den Schultern und schrie: Das hat dir Johann Rusch erzählt, das hat dir der Lump verraten, und du bist hergekommen und willst es aus mir herauspressen — Bande ihr! ich bring euch um!

Brand riß den Mund auf und sah seinen Freund mit gläsernen Augen an.

Ludwig, stammelte er, so wahr ich ein seefahrender Mann bin, Johann Rusch hat mir nichts von dir erzählt. Ich weiß nicht, was du von mir willst.

Storm ließ ihn los und holte Atem. In diesem Augenblick sauste ein Windstoß heulend um den Leuchtturm, daß die Fenster klirrten und die Tür in den Angeln und im Schloß klapperte. Eine Sturzwelle flog gegen das Mauerwerk des Leuchtturms, und Storm horchte wie abwesend auf das Brausen, Prasseln und Rascheln der niederstürzenden Woge. Ihm war es, als stünde er wieder im Nebel auf der Angelika und sähe die Fischerschmack wie einen Schatten vor dem Bug auftauchen, und dann sah er sie verschwinden wie ein Rauch, und er hörte das Geschrei und das Wimmern der ertrinkenden Fischer. Ein Zittern flog durch seine Glieder, er lehnte sich gegen die Wand und starrte vor sich hin.

August, sagte er nach einer Weile mit dumpfer Stimme, hast du schon mal einen ersäuft?

Brand trank sein Glas aus, fuhr sich mit der Rückseite der Hand über den Mund und sagte langsam und lallend:

Ich hab mal dem Herrn Bauinspektor seinen alten Köter ersäuft, da hinten an der Möwenschanze, aber ich tu so was nicht wieder in meinem Leben. Der hat mich mit Augen angesehen, Ludwig, mit Augen, Ludwig, daß ich mir wie ein ganz gemeiner Kerl vorkam, wahrhaftigen Gott! Das vergißt man nicht, das kriegt man nicht wieder aus dem Kopf, auch wenn es nur eine alte Tele war.

Das vergißt man nicht — das kriegt man nicht mehr aus dem Kopf, murmelte Storm und strich sich mit der Faust über die Stirn.

Sie schwiegen beide eine Weile.

Ludwig, rief Brand und schwenkte den Arm in der Luft, Junge, nu aber was Lustiges! Laß die schwarzen Gedanken! ein Hansnarr, der aus seinem Kopfe einen Kohlenbunker macht. Laß die toten Hunde schwimmen, bis sie wieder lebendig werden am jüngsten Tage. Man ist nur einmal jung, oder sind wir schon alt, was? Von der Wiege bis zur Bahre sind die schönsten Lebensjahre. Wollen mal ein Lied singen, Ludwig, ein feines Lied:

Am Strande ging ich abends hin,
Da saß ein Mädchen fein —

Ein lauter, greller Pfiff wie von einer Bootsmannspfeife drang in das Zimmer. Brand hörte auf zu singen und starrte Storm horchend an. Derselbe scharfe Pfiff ertönte noch einmal ganz nahe.

Das ist Johann Rusch, sagte Brand erfreut. Den Jungen können wir hier brauchen, Ludwig, den lassen wir eins mittrinken, der wird uns auf andre Gedanken bringen. Ich hol ihn herein.

Storm sprang auf und rief: Nicht über die Schwelle kommt mir der Lump!

Aber noch ehe er den Satz ausgesprochen hatte, stand Rusch in der Tür des Leuchtturms, ein großer, breitschultriger Mensch mit wüstem, stoppelbärtigem Gesicht. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, warf mit dem Fuß die Tür wieder zu und sagte lachend:

Guten Abend auch, Kaptein Storm von der Angelika. Lange nicht gesehen. Warm habt ihrs hier und höllisch gemütlich. Für einen alten Bootsmann ist immer noch ein Platz und ein Glas übrig. Was, August?

Storm schwieg und sah den Gast zornig an.

Dem Storm scheints gegen den Kurs zu gehn, sagte Rusch zu Brand, daß ich hierher gerudert bin; na, der wird schon mit sich reden lassen, ja wohl, das wird er, paß mal auf — was, Kaptein Storm von der Angelika?

Storm ballte die Faust, warf ihm einen finstern Blick zu und sagte drohend: Für solche Menschen hab ich keinen Platz und kein Glas!

Hast du nicht. So? Nun, wir können auch aus einer andern Tonart miteinander reden.

Rusch ergriff ein Glas und trank es aus. Dann setzte er sich hin, schlug mit der flachen Hand auf sein Knie, daß es laut klatschte, und sagte lachend: Ja, wir können auch anders miteinander reden.

Kinder! rief Brand lallend und schwankend, laßt doch eure Zänkereien! Seid doch keine Spielverderber! Heut ersäufen wir das alte Jahr, die alte schwarze Seekuh mit den roten Glotzaugen, und heute fischen wir das neue Jahr heraus, wißt ihr, die kleine allerliebste Nixe mit dem langen blonden Haar und den blauen Äuglein und den rosigen Lippen. Da wollen wir doch vergnügt sein, Jungens! Hier ist noch eine ganze Flasche Rum, das gibt sechs Gläser — da ist für Johann Rusch noch ein drittes Glas, was wollen wir mehr? Nun lustig, Jungens, lustig! Heute ist Silvester.

Gut, August! rief Rusch, das wird sich alles finden, immer eins nach dem andern. Storm hat einen kleinen Schreck gekriegt, den kriegt er immer, wenn ich komme, aber das legt sich, verstehst du, den hab ich an der Trosse.

Storm hatte sich auf die Ofenbank gesetzt und starrte finster vor sich hin.

Wir können auch anders miteinander reden, wiederholte Rusch, indem er sich die Mütze ins Genick schob. Wie steht es zum Beispiel mit dem bewußten Artikel der Seemannsordnung?

Storm schwieg, und Rusch stieß Brand mit dem Ellenbogen an und wies lachend mit dem Daumen auf Storm. Ja ja, wir kennen uns. Ich will das Maul halten, wenn er heute abend — zwanzig Taler herausrückt. Das kann er, was?

Kinder, Kinder! rief Brand lallend, macht doch keine Dummheiten! Ihr werdet doch Spaß verstehn. Laßt uns noch eins trinken!

Storm war aufgesprungen, stellte sich mit geballten Fäusten vor Rusch hin und rief vor Zorn bebend: Sofort hinaus aus dem Leuchtturm!

Aber Rusch lachte aus vollem Halse, rührte sich nicht auf dem Stuhle und schrie: Siehst du, August, die Seemannsordnung ist ihm in die Glieder geschlagen; du sollst als Kapitän bei Nebel nicht mit vollem Dampfe fahren, du sollst keine Fischerschmacks in den Grund rennen! Du sollst keinen Mitmenschen ersäufen!

Aber August Brand hörte nicht darauf, er schwenkte die Arme, trank ihnen zu und rief: Hui, Kinder, seid lustig! Dann begann er sein Lied von neuem:

Am Strande ging ich abends hin,
Da saß ein Mädchen fein.

Ja, Kaptein Storm von der Angelika, rief Rusch langsam aufstehend, nun wollen wir mal abrechnen: vierzig Taler, oder — verstehst du? Vierzig Taler, oder wenn du hier noch lange Fisimatenten machst, ists mit meiner Geduld zu Rande, und es wird kurzer Prozeß gemacht, und dann heißts hinein ins — ins Zuchthaus! mein alter Freund, ja, so reden wir jetzt miteinander!

Storm hatte die Tür aufgerissen. Mit einem heisern Schrei voll Wut und Verzweiflung stürzte er sich auf Rusch und versetzte ihm einen wuchtigen Faustschlag ins Gesicht, daß Rusch rückwärts gegen die Tür taumelte. In demselben Augenblick packte ihn Storm mit der Kraft eines Wahnsinnigen und stieß ihn hinaus. Aber über die Schwelle des Leuchtturms stürzten sie beide hin und rollten die Stufen hinab auf den Molendamm.

Brand taumelte ihnen nach. Er hielt sich schwankend an der Türfüllung fest und starrte mit gläsernen Augen nach den beiden um Tod und Leben ringenden Männern.

Kinder, Kinder, lallte er, was macht ihr für Dummheiten! Seid doch gemütlich! Laßt doch den Unsinn! Wir wollen doch Silvester —

Ein heftiger Sturmwind sauste heulend um den Leuchtturm und warf die Wogen in mächtiger Brandung gegen die Molen, daß die Spritzwellen in weitem Bogen zischend über den Steindamm flogen. Einen Augenblick noch, und die beiden Seeleute rollten von dem obern Damm auf die schiefe Abdachung der Seeseite.

Brand sah sie hinunterfliegen, er hörte einen dumpfen Schrei, er sah an der einen Stelle das Wasser aufspritzen — aber er konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten und stammelte immer wieder: Kinder, Kinder, was macht ihr bloß für Dummheiten! Und dann lachte er vor sich hin und sagte: Dunnerlichting, das ist eine nette Geschichte! Nu sind sie drin im Wasser, und ich hab meine Rettungsgürtel nicht hier — nee so was! Das ist ne nette Bescherung. Ludwig! Johann Rusch! Jungens, holt fast! nu krabbelt man allein wieder heraus, Jungens!

Von dem Strande her aus dem Fischerdorf drang Glockengeläute zu ihm. Er horchte eine Weile. Dann hörte er Rufe aus dem Dorfe.

Prost Neujahr! rief Brand. Ludwig! Johann Rusch! Menschenkinder, nu hab ich meine Rettungsgürtel nicht hier, nee so was!

Dann starrte er wieder nach der Stelle, wo das Wasser aufgespritzt war. Er drehte sich vorsichtig, an der Tür hin und her schwankend, um und taumelte ins Zimmer des Leuchtturms zurück.

Nu sind sie fort, die Jungens, und da haben sie noch eine halbe Flasche stehn lassen, eine halbe Flasche — nee Kinder, was macht ihr bloß —

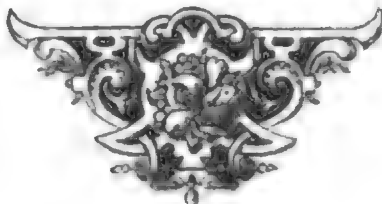
Die Flasche fiel ihm aus der Hand und zersplitterte auf dem Fußboden. Brand legte den Kopf auf den Tisch und schlief ein. —

Der Sturm raste noch einmal in voller Wut, als wollte er den ganzen Leuchtturm aus dem Fundament schleudern, dann ließ er allmählich nach; die dunkeln schweren Wolken wurden dünner und dünner, sodaß der Mond wie umflort dahinter hervorleuchtete; aber die Brandung tobte immer noch weiter gegen den Leuchtturm, und die Wellen stürzten brausend und zischend eine hinter der andern über die Mole, und die Spritzer flogen hinauf bis an die Fensterlöcher und rieselten an den Quadern herunter.

Matter und matter wurde das Feuer auf dem Leuchtturm, endlich verlosch es ganz, und dunkel, unheimlich, drohend wie eine Felsklippe ragte der Turm aus den rollenden Wogen empor.

Ganz hinten aber am dunkeln Horizont tauchte auf dem Wasser ein Licht nach dem andern auf, bis sich draußen auf hoher See, weit vor der Einfahrt zum Hafen, eine lange Kette heimkehrender Schiffe gebildet hatte, die ratlos vor dem Hafen standen und dann suchend langsam hin und her fuhren, weil sie das Licht des Leuchtturms und das Fahrwasser nicht finden konnten. Erst als am Osthimmel ein mattes, fahles Dämmerungslicht heraufzog, wagten sich die Schiffe, vorsichtig wie Rehe, die ein Unheil wittern, näher heran.

Auf dem Holzsteg, der vom Leuchtturm nach dem Strande führte, schlich in der Morgendämmerung langsam eine zusammengekrochne Gestalt. Es war der alte Dünenwärter Brand. Er ging am Strande entlang und schaute auf die weißen Wellenkämme, die in gerader Linie ausgerichtet an das Land stürmten, sich kurz vor dem Strande brausend überschlugen und dann, in weißen Schaum aufgelöst, über den Sand rollten. Plötzlich stutzte er vor einer unförmigen dunkeln Masse, die die Wellen ans Ufer geworfen hatten. Er trat näher heran. Es waren seine alten Freunde Ludwig Storm und Johann Rusch, die sich, wie zusammen geschmiedet, krampfhaft umschlossen hielten. Brand blieb lange wie gelähmt vor den Toten stehen. Er konnte sich gar nicht besinnen, wie die ganze Geschichte gekommen war.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Lage in Südwestafrika und das Zentrum. Die Frage der Wahlparole.)

Gerade zum Weihnachtsfest ist eine gute Nachricht aus Südwestafrika gekommen, die Kunde von der Unterwerfung der Bondelzwaarts. Ein guter Schritt vorwärts auf dem Wege der vollständigen Niederwerfung des Hottentottenaufstands! Noch längere Zeit werden wir mit einzelnen Räuberbanden zu tun haben, aber unsre braven Truppen sehen nun doch das Ende ihrer unsäglichen Mühen und Anstrengungen in größerer Nähe vor sich. Das ist ihnen gerade jetzt zu gönnen, wo die Nachrichten aus der Heimat gewiß geeignet sind, sie mit großer Bitterkeit gegen die Kleinlichkeit, Verständnislosigkeit und den Mangel an Ehrgefühl eines großen Teils der bisherigen deutschen Volksvertretung zu erfüllen. Aber hoffentlich empfinden sie doch durch diese bösen Erfahrungen hindurch, daß die Mehrheit der Nation ihren Leistungen mit freudigem Stolz gefolgt ist und nicht geringere Bitterkeit, noch mehr aber Scham empfindet über diese zum Teil wahrhaft kindischen Urteile über den Hottentottenkrieg, wie man sie von der Tribüne des Reichstags zu hören bekam. Um so mehr freuen wir uns, daß unsre deutschen Krieger in Südwestafrika schneller, als erwartet werden konnte, den Lohn ihrer Arbeit und Entbehrungen ernten können.

Leider bringen es die Umstände mit sich, daß diese jedes deutsche Herz erfreuende Kunde dazu dienen muß, im Wahlkampf verwertet zu werden. Als eine der traurigsten Verirrungen der Parteileidenschaft muß die nichtswürdige Insinuation, die man in Zentrumsblättern findet, bezeichnet werden, wonach der Regierung die Botschaft von der Unterwerfung der Bondelzwaarts sehr ungelegen gekommen sein müsse. Die Blätter höhnen darüber, daß die Nachricht eine „Unglücksbotschaft“ gewesen sei, denn sie habe ja dem Zentrum Recht gegeben. Darin liegt eine doppelte Unwahrheit. Zunächst ist es eine grobe Täuschung, wenn der Glaube erweckt werden soll, als habe das Zentrum diese Wendung der Dinge in Südwestafrika vorausgesehen, als es den Nachtragsetat ablehnte. Niemand konnte dergleichen voraussehen. Die Bedeutung der Haltung des Zentrums für unsere innerpolitischen Verhältnisse bleibt bestehn, auch wenn sich die Lage in Südwestafrika noch viel günstiger gestaltet hätte, als man nach der letzten Nachricht annehmen darf. Weiter aber ist noch sehr die Frage, ob sich die Hottentotten unterworfen hätten, wenn das Zentrum der Regierung gegenüber seinen Willen durchgesetzt hätte.

Das ist natürlich nicht so zu verstehn, als ob die aufständischen Hottentotten die Beschlüsse des deutschen Reichstags unter sich kritisch erwogen hätten. Die Zentrumspresse hat den Gedanken in dieser verzerrten Form aufgegriffen und billige Witze darüber gemacht. Wenn aber der Einfluß der Haltung des Reichstags auf die Entschlüsse der Hottentotten abgeleugnet und dieser Gedanke lächerlich gemacht wird, so wird dabei vergessen, daß dieser Einfluß durch ein Medium geht, das sich nicht mit einem guten oder schlechten Witz beiseite schaffen läßt. Die Hottentottenhäuptlinge lesen freilich keine Blätter mit eignen Drahtmeldungen aus Berlin. Aber sie erfahren, was in der Welt vorgeht, und wie es unter den Deutschen jenseits des großen Wassers aussieht, von ihren Stammgenossen jenseits der englischen Grenze. Und was ihnen da erzählt wird, hat vorher das Medium der englischen Presse und der öffentlichen Meinung in Großbritannien und der Kapkolonie passiert. Wollen wir diesen Einflüssen nachgehen, so müssen wir zu erfahren suchen, wie die Haltung der bisherigen Reichstagsmehrheit in England beurteilt worden ist.

Am offenherzigsten hat sich darüber eine unmittelbar nach der Reichstagsauflösung geschriebne Berliner Korrespondenz des Daily Graphic ausgesprochen. Hier wird geradezu behauptet, die Ablehnung des Nachtragsetats für Südwestafrika

springe der allgemeinen Unzufriedenheit des deutschen Volks mit seiner Regierung. Die Nation sei sich erst jetzt der Folgen ihrer Welt- und Kolonialpolitik bewußt geworden; die Sache werde ihr zu teuer. Schon jetzt habe man die Mittel zur Fortführung des Kampfes in Südwestafrika verweigert; die allgemeinen Wahlen würden darüber zu entscheiden haben, ob das deutsche Volk überhaupt seine überseeische Politik und die Vergrößerung der Flotte fortführen wolle.

Der Daily Graphic ist ein durch keine Parteiangehörigkeit gebundnes, vielgelesenes Blatt, das mit einer gewissen Sorgfalt darauf achtet, in solchen Fragen, in denen der stark ausgeprägte nationale Instinkt des Engländers eine bestimmte Richtung weist, die Hand am Puls der Nation zu haben. Man muß darum der Wiedergabe so bestimmter Eindrücke an dieser Stelle eine gewisse Bedeutung beimessen. Es fehlt auch sonst nicht an Beweisen dafür, daß die englische Auffassung in der erwähnten Stimme richtig bezeichnet worden ist. In England hat man nur die praktische Wirkung des ablehnenden Beschlusses der Reichstagsmehrheit in Rechnung gezogen. An die Sophismen, mit denen der Abgeordnete Dr. Spahn zu beweisen versuchte, daß seine Partei jeden Mann und jeden Groschen bewilligt habe, konnte dort kein Mensch glauben. Man nahm den Beschluß so, wie er gefaßt worden war, als Ablehnung der Forderungen, die die völlige und rasche Niederwerfung des Aufstandes in der Kolonie ermöglichen sollten. Ein Engländer ist dem Gedanken völlig unzugänglich, daß man einen entscheidenden Beschluß in einer nationalen Ehrensache anders fassen könnte, als um ihn auszuführen, weil man ihn für richtig hält — daß ein Parlament in einer solchen Sache einen Beschluß fassen könnte, nur um ein taktisches Manöver zur Demütigung der Regierung auszuführen. Darum hat man in England die Abstimmung vom 13. Dezember im deutschen Reichstage bitter ernst genommen und würde, wenn sich die Regierung dem Zentrum unterworfen hätte, darin mehr gesehen haben als nur die Machtprobe einer Partei. Man würde den Beschluß als die wirkliche Absicht der deutschen Politik gedeutet haben, mindestens den Süden des südwestafrikanischen Schutzgebiets zu räumen und aufzugeben. Und so hätte der Telegraph auch den Vorgang nach Kapstadt übermittelt. Wenige Tage darauf wäre die Nachricht am Oranjefluß verbreitet gewesen, aber schwerlich in der ursprünglichen Form, sondern durch Zusätze und Gerüchte weiter entwickelt, in einer Fassung, die für die Hottentotten den Ansporn zu einem letzten allgemeinen und verzweifelten Widerstande bis aufs Messer gegeben hätte. Die Auflösung des Reichstags hat das verhütet, sie hat zunächst den ernsten Willen der Regierung bekundet, in Südwestafrika die deutsche Machtstellung aufrecht zu erhalten. Und dadurch sind auch die Einflüsse gelähmt worden, die dem Widerstand der Hottentotten neue Nahrung zuzuführen im Begriff standen.

Das Zentrum darf also nicht den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, mit seiner Abstimmung die Lage in Südwestafrika richtiger beurteilt zu haben. Zugleich zeigt sich in dem Ausblick auf die in England erweckten Eindrücke, daß die Sonderfrage, die den Gegenstand der letzten Abstimmung des aufgelösten Reichtags bildete, nur einen kleinen Bestandteil der weit umfassendern Frage bedeutet, auf die das deutsche Volk am 25. Januar zu antworten hat. Das Ausland erwartet von der Fortdauer des Parteiregiments, das zur Ablehnung des Nachtragsetats geführt hat, eine Politik, die darauf verzichtet, den vorwärtsstrebenden wirtschaftlichen Kräften des deutschen Volks neue Bahnen zu eröffnen und die schwer errungne Machtstellung zu erhalten. Es kann uns wenig nützen, daß die Zentrumspartei selbst nachträglich entschieden ableugnet, dergleichen gewollt zu haben. Mißbräuche, wie sie die Partei zur Befestigung ihres Regiments getrieben hat, können sich gegen die guten Absichten einer gewissenhaften und weitschauenden Regierung immer nur auf die Kurzsichtigkeit und die Engherzigkeit der blöden Masse stützen. Mit der gewissenhaften Sorge um den Geldbeutel der Steuerzahler läßt sich jeder Gedanke, der neue Ziele steckt

und neue Wege weist, am bequemsten totschlagen. Es ist darum das typische, immer wiederkehrende Verfahren parlamentarischen Machthungers, das in der letzten Abstimmung des Reichstags zum Ausdruck kommt. Heute wird es in einer kolonialen Frage angewandt, morgen vielleicht in einer andern nationalen Machtfrage. Wenn auch heute noch die Meinung wiederkehrt, der Wahlkampf drehe sich um eine Frage der Kolonialpolitik, so ist das nicht richtig. Die Sache liegt viel tiefer und ist viel umfassender. Es ist eine gewichtige Frage: Soll unsre Politik der natürlichen Entwicklung der Nation mit ihrer wachsenden Bevölkerungszahl, ihrem zunehmenden Wohlstand und ihren neuen Bedürfnissen folgen, oder wollen wir uns kleinlichen Rücksichten und Parteiinteressen zuliebe in eine enge Form zwängen lassen und alles ängstlich meiden, was uns vorwärts und aufwärts führen kann?

Die erste Möglichkeit zeigt uns ein klares, allen gemeinsames Ziel, die andre verbirgt ihr Ziel unter der Maske weiser Selbstbeschränkung und fördert dabei allerlei kleine Sonderziele, die uns innerlich zersplittern und aufreiben. Dagegen wehren wir uns, und es kann uns nicht mehr zweifelhaft sein, für welche von beiden Möglichkeiten wir uns zu entscheiden haben. Ein weitgestecktes, klares Ziel kann auf verschiednen Wegen erreicht werden; deshalb ist auch das Unglück nicht groß, wenn die Parteimeinungen auseinandergehn. Nur soll man sich hüten, das Ziel dabei aus dem Auge zu lassen und die Gelegenheiten zu verpassen, wo wir mit andern zusammengehn müssen.

Es ist jetzt viel von einer geeigneten Wahlparole die Rede. Gewiß wäre es bequemer, mit einem kurzen Schlagwort der Masse klar machen zu können, um was es sich eigentlich handelt. Ein solches Schlagwort für den Wahlkampf gibt es nicht, aber auch ohne das wird der Versuch nicht aussichtslos sein, das Unwürdige, jeden Fortschritt Hemmende in den Methoden des Zentrums wie die völlige Unfruchtbarkeit der Sozialdemokratie einem großen Bruchteil der Wählermassen verständlich zu machen. Wenn deutlich gezeigt wird, was den schwarzen und den roten Gegnern unsrer nationalen Entwicklung vorzuwerfen ist, dann hebt sich auch das Ziel der nationalen Politik klar von diesem Hintergrunde ab. Wir wollen aber froh sein, daß es nicht notwendig ist, es noch enger abzugrenzen, vielmehr das alles den besondern Parteibestrebungen überlassen werden kann. Immer wieder wird die Regierung gedrängt, sich für ein konservatives oder ein liberales Programm zu erklären. Aber ebenso oft muß auch den Drängenden gesagt werden, daß es Sache der Wähler selbst ist, zu bekunden, welche Strömung in der Nation die stärkere ist. Es ist ein kümmerlicher Vorwand, wenn der Liberalismus für die Wahlen die Unterstützung der Regierung durch eine nähere Umschreibung ihres Programms fordert, angeblich um das Mißtrauen der Wähler zu besiegen und ihnen die Überzeugung beizubringen, daß die Regierung im Fall einer Stärkung der liberalen Parteien auch wirklich liberale Zugeständnisse machen werde. Wenn die Regierung nun auf diese Forderung einginge, die Wahlen aber trotzdem eine Niederlage des Liberalismus brächten, was dann? Wie sollte die Regierung dann ein auf liberale Wünsche zugeschnittnes Programm und etwa versprochne Zugeständnisse wahrnehmen? Und ein solches Ansinnen an die Regierung kann doch nur die Bedeutung haben, daß sich der Liberalismus von der Verantwortung entlasten möchte für den Fall, daß er nicht aus eigner Kraft an das Ziel seiner Wünsche gelangen kann.

Solche Hintertüren sollten sich die Parteien, die bei den bevorstehenden Wahlen gegen Zentrum und Sozialdemokratie zu kämpfen haben, im eignen Interesse versperren. Sie sollten Wert darauf legen, durch sich selbst, ohne Hilfe der Regierung zu siegen. Die Parteien haben ihre Wahlaufrufe hinausgesandt, und jede weiß tatsächlich zur Genüge, was die Regierung will. Auf dieser Grundlage mögen sie energisch weiter arbeiten. Einer besondern Wahlparole der Regierung bedarf es nicht.

Die Stellung der Liberalen zur Sozialdemokratie. Die taktische Situation der bürgerlichen Parteien gegenüber der Sozialdemokratie scheint in den bevorstehenden Wahlen an und für sich hinreichend klar. Die Sozialdemokratie war im alten Reichstage die eigentliche, die festeste Stütze der Zentrumsherrschaft. Ihre schroff verneinende Haltung zu positiven Forderungen und Vorschlägen jeder Art hat die Reichsregierung gezwungen, sich auf das Zentrum zu stützen, weil das Zentrum, in die Opposition gedrängt, zugleich über die Stimmen der Sozialdemokratie und damit über die Majorität mitverfügt hätte. Wie groß auch die prinzipiellen Verschiedenheiten zwischen Zentrum und Sozialdemokratie sein mögen, taktisch wirkte diese als Verstärkung des Zentrums. Daraus folgt von selbst mit überzeugender Klarheit, daß, wer die Macht der Zentrumsherrschaft brechen will, zugleich der Sozialdemokratie Abbruch tun muß. Demgemäß hat sich auch das Gros der Liberalen mit Entschiedenheit gegen die im Grunde doch reaktionäre Sozialdemokratie gewandt.

Nur eine kleine Gruppe verärgerter und theoretisch verbissener Persönlichkeiten behauptet diese Reaktion von links nicht zu kennen. Das sind die zwei Fanatiker des Freihandels, Barth und Gothein, und einige ihrer Anhänger. Psychologisch mag ihre Stellungnahme erklärlich sein, taktisch bleibt sie rätselhaft. Psychologisch mag erklärlich sein, daß die Sozialdemokratie anders gesehen wird, als sie ist, von Leuten, die ihr alles, den Freihandel, nur mit und durch die Sozialdemokratie können siegen sehen, daß eben diese Leute, weil sie ehrlich von ihrem handelspolitischen Programm überzeugt sind, alle andern politischen Grundsätze und Rücksichten außer acht lassen und die Wichtigkeit ihres Prinzips ins Ungemessene vergrößern. Taktisch aber ist es absolut unverständlich, daß diese Gruppe für eine Stärkung der Sozialdemokratie in den Wahlen eintritt — denn zehn Sozialdemokraten mehr bedeuten im gegenwärtigen Augenblick nichts andres als zehn Zentrumsleute mehr — und der Freihandel gewinnt nichts davon, wenn die Regierung gezwungen wird, sich gegen die Sozialdemokratie auf die Rechte zu stützen.

Wenn Barth und Gothein in einer taktisch falschen Orientierung ihre Rechnung zu finden glauben, so wird sie niemand daran hindern wollen. Diese kleine Gruppe hat weder politischen Einfluß, noch eine Partei, noch eine Presse hinter sich. Ihre Privatanschauungen sind an und für sich unbedenklich. Allerdings versucht diese Gruppe in der letzten Zeit durch eine nicht ungeschickte Mache den Anschein zu erwecken, als stünden größere Teile der politischen Welt hinter ihr. Diese Gruppe beginnt nämlich Eier in fremde Nester zu legen und dann in der „Nation“ mit Stolz auf die fremden Jungen hinzuweisen, die den eignen so gleichen. So begegnen uns in der letzten Zeit Artikel im Berliner Tageblatt und sogar in der Frankfurter Zeitung. Ein großer Teil der Blätter der freisinnigen Vereinigung freilich läßt sich durch Barthische Prinzipien die bessere taktische Einsicht nicht verdunkeln. Es muß anerkannt werden, daß die altangesehene Weserzeitung den Einflüsterungen der kleinen Gruppe nach wie vor unzugänglich ist.

Man lasse sich also nicht dadurch täuschen, daß in der „Nation“ angesehene große Zeitungen zum Beleg der eignen Anschauungen zitiert werden. Das ist nur das Echo der eignen Stimme, das zurückhallt. In Wirklichkeit steht gar niemand hinter dieser Gruppe, sondern immer nur der eine hinter dem andern.

Kulturgeschichtliches. Man kann an die Kulturgeschichte sehr verschiedne Fragen richten. Der eine will wissen, wie das Leben der Vorzeit äußerlich gewesen ist, wie es in Sitte und Tracht ausgesehen hat: er findet jetzt die beste Auskunft in den zwölf Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, die, der Band zu 4 Mark, von Steinhausen bei Diederichs in Jena herausgegeben werden und nun

vollständig sind. Der Kaufmann, der Gelehrte, der Soldat, der Richter, der Arzt *), der Handwerker, der evangelische Geistliche, der Lehrer von heute, sie alle tun gern einmal einen Blick auf die Vergangenheit und Entwicklung ihres Standes, um am Schlusse der schönen Diederichsschen Bilderfolgen aufzuatmen, daß wir es nun so herrlich weit gebracht haben.

Solche tiefer kulturgeschichtlich interessierte, die das beste und materiell eigentümlichste unsrer Vergangenheit für die Bildung der Gegenwart nutzbar machen möchten, werden die Mystikerbearbeitungen desselben Verlags in die Hand nehmen.

Das rein historische Interesse innerhalb der Kulturgeschichte fragt nach den Änderungen im Habitus und findet sie in psychologischen Wandlungen begründet. Zu dieser Frage kann man am besten mit Hilfe der großen Deutschen Geschichte von Karl Lamprecht Stellung nehmen, von der soeben der zweite Teil des siebenten Bandes und die beiden Teile von Band 8 ausgegeben worden sind (Freiburg, Heyfelder, der Halbband 8 Mark), schön und bedeutend namentlich die beiden letzten, die die soziale und psychische Entwicklung des deutschen Bürgertums im achtzehnten Jahrhundert und auf diesem Grunde eine herzhafte neue Darstellung der Herder, Kant, Goethe, Schiller, Haydn, Gluck usw. geben mit Betonung des subjektivistischen als des für die Zeit neuen Elements. Aus dem Diederichsschen Verlag nennen wir hier noch den dreizehnten Band der großen deutschen Ruskinausgabe, weil dessen reiches Gedankenmaterial auch das historische Gebiet fast in jedem Kapitel in seiner psychologischen Seite in anregender Weise streift. Der psychologischen Geschichtsforschung wollen auch die rassengeschichtlichen Werke des Diederichsschen Verlags dienen, von denen eine neue Arbeit Ludwig Woltmanns „Die Germanen in Frankreich“ behandelt. Ein dankbares Thema! Wir sind von frühern Arbeiten Woltmanns gewöhnt, im einzelnen manchen vorschnellen Irrtum bei ihm zu lesen, im ganzen aber wichtige neue Fragen mit anerkennenswerter draufgängerischer Kraft behandelt zu sehen.

Einen großen Querschnitt durch eine beschränkte Zeit gibt Berthold Hanncke: Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (Leipzig, E. A. Seemann, 7 Mark 50 Pf.). Der Verfasser geht weit über seine Grenzen hinaus, auch Luther, Leibniz, Sebastian Bach und Händel müssen ihm zeugen; doch ist die ungesuchte Tendenz, das Zeitalter besser erscheinen zu lassen als sein Ruf ist, gerechtfertigt, und das beigebrachte Material umfang- und lehrreich; Hanncke schreibt einfach und fließend.

Nietzsche und die bürgerliche Gesellschaft. Die Tatsache, daß der wirre Philosoph in unzähligen Seelen Verheerungen anrichtet, deren Wirkungen auch die Rechtsordnung berühren, veranlaßt den Reichsgerichtsrat Dr. Adelbert Düringer, die Aufmerksamkeit des Publikums und besonders seiner juristischen Kollegen auf den Übermenschen zu lenken durch die sehr empfehlenswerte Schrift: Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts. (Leipzig, Veit und Comp., 1906.) Er zollt der vielseitigen Begabung und der stilistischen Virtuosität Nietzsches die gebührende Anerkennung und beurteilt seine sachlichen Leistungen so, wie sie wiederholt in den Grenzboten beurteilt worden sind. Unter anderm bemerkt er über die Menschenzüchtung, daß das Haltbare dieses Gedankens uralt ist, und was über dieses Alte hinausgeht, charakterisiert er als „tölpelhaften Versuch, der Natur oder der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen“. Von den Schädigungen, die die Nietzschelektüre im Volksleben anrichtet, hebt er besonders folgende hervor. Primaner, junge Kaufleute, junge Schauspieler, Kunstschüler entdecken in sich selbst

*) Für diesen auch namentlich dürfte der starke Extraband „Deutsches Badewesen in vergangnen Tagen“ von Alfred Martin von Interesse sein, der mit einem eingehenden Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Wasserheilkunde schließt.

den Übermenschen, wollen nicht „Verächter des Leibes“ sein und betätigen ihr Übermenschentum in einem faulen Genußleben. Auch ältere Leute lernen ihre Genialität kennen und machen die herrschende Sklavenmoral dafür verantwortlich, daß sie nicht durchgedrungen sind. Das Überweib will den Übermenschen gebären und freut sich, wenn sie ihr Überkind hat, über dessen Entwicklung. „Es zeigt mit unverkennbarer Energie den Willen zur Macht, die Bejahung des Lebens; es ist ein Herrenmensch, eine Herrennatur, die gesündeste blonde Bestie, ein süßer kleiner Raubmensch, frei von allen Herdeninstinkten und aller Sklavenmoral.“ Die Nietzschelektüre hat Zerwürfnisse zwischen Gatten zur Folge (ein Mann beruft sich zur Rechtfertigung der körperlichen Mißhandlung seiner Frau auf Nietzsche), die zur Scheidung führen. Am gefährlichsten ist Nietzsches Theorie des Verbrechens (die wir neulich in der Darstellung Seillières den Lesern vorgeführt haben). Von einer der Schilderungen des Verbrechers, die bei Nietzsche vorkommen, schreibt der Verfasser: „Die Stelle ist charakteristisch für den ganzen Nietzsche. Ein Phantasiegebilde, das innerlich durchaus unwahr ist, wird aufgestellt und verallgemeinert; daraus wird ein oberflächlicher Schluß gezogen und mit dem Pathos des Propheten und Weisheitslehrers verkündet.“ In Notizen, in Tagebüchern oder sonstigen Papieren von Verbrechern, wird dann weiter bemerkt, fänden sich nicht selten Betrachtungen, die mit der „Ethik“ Nietzsches auffallend übereinstimmen. Wenn ein Dieb auf den Umschlag eines Bündels gestohlner Wertpapiere geschrieben habe: „Das Gewissen ist ein Wort, das erfunden ist, Dumme zu erschrecken“, so lese sich das wie ein Aphorismus Nietzsches; welche völlige Verwirrung aller Grundbegriffe eines rechtlichen und anständigen Handelns müßten solche Lehren in ungebildeten und halbgebildeten Lesern anrichten! Alles das ist unanfechtbar und verdient die ernsteste Beachtung. Dagegen ist Referent nicht einverstanden mit dem, was gegen Nietzsches Ansicht von der Unentbehrlichkeit der Sklaverei (die ja nicht notwendigerweise Sklaverei nach dem römischen Recht sein muß) gesagt wird. Die regelmäßigen Grenzbotenleser werden sich erinnern, daß ich darin mit Nietzsche übereinstimme und in dem unlösbaren Widerspruch zwischen der gesetzlichen Aufhebung und der tatsächlichen Aufrechterhaltung der praktisch nicht zu beseitigenden Abhängigkeitsverhältnisse den Kern der Arbeiterfrage sehe. C. J.

Die Neugestaltung der Politik am Stillen Ozean

Was heutzutage die Völker bewegt, ist nicht so sehr der Streit um Grenzländer der Heimat als vielmehr um den von Kulturvölkern noch wenig oder gar nicht besiedelten Teil des Erdballs und um den Handel mit den dichtbevölkerten Ländern der Halbkultur. Schaut man auf Europa allein, so schrumpfen die Zwietrachtsäpfel sichtbar zusammen. Frankreich gewöhnt sich allmählich an den Verlust Elsaß-Lothringens. Triest und Trentino scheinen den Italienern doch immer weniger als ein ausreichendes Ziel, um dessentwegen man Krieg führen sollte. Sogar die Balkanhalbinsel verliert ihren Rang als Wetterwinkel für Europa, denn Rußland hat schon vor dem Kriege auf Eroberungspolitik im türkischen Reiche verzichtet und kann jetzt noch viel weniger daran denken. Österreich-Ungarn und Italien scheinen sich immer mehr zu der Politik zu bekehren, daß es am ratsamsten ist, wenn sie beide die Hand davon lassen.

Aber in den fremden Weltteilen sieht es noch nicht so günstig aus. England beunruhigt sich um die Sicherheit seines Weltreichs und kann vor Sorge um Deutschlands Seemacht nicht schlafen. Um ein Bündnis mit Frankreich und mit ihm einen kontinentalen Beistand zu erlangen, hat es in Marokko, Neufundland, Madagaskar und Siam Zugeständnisse gemacht, an die es früher niemals gedacht hätte. Ebenso hat es den Nordamerikanern in bezug auf die Alaskagrenze und den großen mittelamerikanischen Kanal alles bewilligt, was sie wollten. Mit Japan hat es das Bündnis geschlossen, auf das wir noch mehrfach zurückzukommen haben. Mit Rußland ist es in Unterhandlungen getreten, deren Zweck eine Beilegung aller Streitigkeiten über Asien ist. Wenn diese auch noch nicht beendet sind, so ist es doch gewiß, daß sie die Auslöschung von gefahrdrohenden Feuerherden zum Zweck haben; sogar mit Opfern will England aus möglichst vielen Verwicklungen heraus, um für die etwa übrigbleibenden freie Hand zu haben.

Über Marokko ist eine Verständigung erreicht worden, soweit sie zwischen den zivilisierten Mächten möglich war. Der Gegensatz ist dadurch beschwichtigt,

daß das Land der willkürlichen Verfügung durch zwei Einzelmächte entzogen und in aller Förmlichkeit dem europäisch-amerikanischen Areopag unterstellt worden ist. Leider erfüllt das Land selbst bis jetzt nicht die darauf gesetzten Hoffnungen. Statt daß sich das Volk um seinen Sultan schare, um in Gemeinschaft mit diesem die letzte Gelegenheit zur Sicherung seiner Selbständigkeit wahrzunehmen, ergibt es sich der Anarchie. Die Eifersucht seiner Großen, die Feindseligkeit seiner Stämme schaffen die Gefahr eines neuen Brandes, einer neuen Einmischung des Auslandes.

Neue Probleme entstehn in Amerika. Die Monroelehre wird heutzutage von keiner fremden Macht mehr angefochten. Die Monroelehre ist nur politisch. Emporgesproßt sind aus ihr verschiedne andre Doktrinen, der politische, der wirtschaftliche Panamerikanismus und die Calvolehre. Diese letzte ist von Argentinien ausgegangen; sie will, daß die Anwendung von Gewalt durch ausländische Staaten nicht mehr für zulässig gelten soll, sofern es sich um die Eintreibung wirtschaftlicher Forderungen handelt. Konkret gesprochen: sie will Europa verbieten, die süd- und die mittelamerikanischen Republiken zu zwingen, übernommne wirtschaftliche Verbindlichkeiten (zum Beispiel Rechtsgleichheit, Bürgschaften) zu erfüllen. Das geschehe nicht, wenn es sich um starke Staaten oder auch nur um europäische Kleinstaaten handle. Wie könne man den schwächern amerikanischen Republiken zumuten, sich eine solche Einmischung in ihre Souveränitätsrechte gefallen zu lassen? Die Vereinigten Staaten befürworteten dies nicht. Sie haben mit Mühe auf dem Panamerikanischen Kongreß vom Juli 1906 erreicht, daß die Frage dem internationalen Schiedsgericht im Haag überwiesen werde. Politischer Panamerikanismus ist zurzeit nicht ernsthaft zu nehmen. Präsident Roosevelt und seine Staatssekretäre haben mit aller Verbindlichkeit und zugleich mit aller Klarheit die Gründe anerkannt, die eine politische Oberherrlichkeit der Vereinigten Staaten über süd- und mittelamerikanische Republiken rundweg verbieten. In der Tat, man braucht nur an die ungeheuern Areale zu erinnern, um die es sich handelt, auf die gänzlich verschiedne Volksnatur des aus indianischem und spanisch-portugiesischem (hauptsächlich indianischem) und endlich aus Negerblut entstandnen Kreolentums zu verweisen, um eine Regierung ganz Amerikas von Washington aus für ein Abenteuer zu halten, dessen sich besonnene amerikanische Politiker niemals schuldig machen werden.

Aber der wirtschaftliche Panamerikanismus kann gar nicht in Abrede gestellt werden, er ist wieder zu einem Teil der offiziellen Politik der Vereinigten Staaten geworden. Er hatte längere Zeit geruht. Als der Republikaner Harrison Bundespräsident war und Blaine sein Staatssekretär, 1888 bis 1892, hatte er sich in einer ganzen Anzahl sogenannter Reziprozitätsverträge verkörpert, in denen sich die Vereinigten Staaten mit andern Republiken gegenseitig Zollvorteile einräumten. Sie sind nachher zum größten Teil wieder erloschen, teils weil die andern Staaten eingesehen haben, daß sie keinen Gewinn

dabei machten, teils weil die nachfolgende demokratische Verwaltung Clevelands die Sache durchaus nicht begünstigte. Europa kauft eben von allen süd- und mittelamerikanischen Erzeugnissen ganz bedeutend mehr als die Vereinigten Staaten. Überdies stehn die Produkte Süd- und Mittelamerikas mit Ausnahme von Zucker kaum in irgendwelcher Konkurrenz zu Europa, die Bevorzugung kann ihnen also nichts nützen. Endlich müssen die kleinern Staaten die im Zoll begünstigten nordamerikanischen Waren gerade so teuer bezahlen wie die europäischen. Den Vorteil hat also nicht der südamerikanische Verbraucher sondern der nordamerikanische Lieferant, die Zollkassen der südlichen Länder aber haben einen empfindlichen Ausfall, den die Bürger auf andre Art decken müssen. Damit ging der erste Abschnitt des wirtschaftlichen Panamerikanismus negativ zu Ende. In der letzten Zeit hat der zweite begonnen. Man hat Kuba unter die Flügel genommen und mit ihm wieder einen Gegenseitigkeitsvertrag abgeschlossen. Die Sache wurde für so ernst gehalten, daß innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten angenommen wurde, es werde nach der jüngsten kubanischen Revolution die Annexion kommen. Zum politischen Panamerikanismus will jedoch Präsident Roosevelt nicht den ersten Schritt tun.

Imperialismus und Expansion werden für andre Dinge gehalten. Die Ausdehnung des politischen und des wirtschaftlichen Prestiges werden als nationale Notwendigkeiten betrachtet. Deshalb nimmt man den Faden der Gegenseitigkeitsverträge wieder auf. Staatssekretär Root ist nach Rio de Janeiro zum Panamerikanischen Kongreß gereist und scheint dort sehr im Sinne der Annäherung aller amerikanischen Länder gewirkt zu haben. Gegenseitige Zollermäßigungen standen nicht auf der Tagesordnung. Durch private Verhandlungen hat Staatssekretär Root aber zwei neue Verträge dieser Art fertig gebracht, einen mit Brasilien und einen mit Ecuador. Der letzte gelang ihm auf der Rückreise von Rio de Janeiro, die er über Montevideo und Buenos Aires und dann an der ganzen Westküste entlang einschlug. Ob das nun Panamerikanismus heißt oder nicht, es gehört zu der wirtschaftlichen Richtung dieses Systems.

Der wichtigste Akt des Imperialismus war die Annexion der Philippinen. Er hat den Amerikanern nicht viel Freude gemacht. Die Tagalen sind ein in der Zivilisation schon weit fortgeschrittenes Volk. Sie wollen sich die Fremdherrschaft nicht gefallen lassen und fügen sich nur widerwillig dem äußersten Druck. Bei ihrer Volkszahl von 7 Millionen glauben sie sich zu der Hoffnung berechtigt, daß sie ihre Freiheit wieder erringen, sobald sie Beistand erlangen, oder sobald die Vereinigten Staaten in eine auswärtige Verwicklung geraten. Die Härte des Auftretens gegen sie hat in den Vereinigten Staaten selbst viel böses Blut gemacht. Die Gegner des Imperialismus, die Demokraten, machen Propaganda, indem sie die Grausamkeiten schildern; und sie haben bei der letzten Wahl an Terrain gewonnen. Der Zweck dieser Annexion war zunächst

der, ein neues Absatzgebiet zu gewinnen, wo man die europäische Konkurrenz durch Zölle fernhalten könne, und sodann, sich einen Fußpunkt zum Eingreifen in die ostasiatischen Angelegenheiten zu schaffen. Die Imperialisten in den Vereinigten Staaten schauen auf den Stillen Ozean als auf ein Meer, auf das sie ein besondres Vorrecht haben, weil sie allein von allen Völkern kaukasischer Rasse unmittelbar an diese riesige Wasserwüste grenzen, alle andern Länder nur durch ganz detachierte Kolonien. Sie sehen Ostasien als vor ihrer Tür liegend an wie die Franzosen ganz Nordafrika und womöglich auch Kleinasien und Syrien. Sie wollen sich, wenn es irgend angeht, auch dort Vorzugsmärkte schaffen, auf denen sie Europa aus dem Felde schlagen können.

Da ist nun aber durch das Auftauchen Japans als konkurrenzfähiges Industrieland und als Großmacht eine Verschiebung in die Dinge gekommen, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Vor dem ostasiatischen Kriege fürchteten die Vereinigten Staaten und mit ihnen England und namentlich Australien die Russen. Man sah in Wladiwostok ein gefährliches Ausfallstor und in der südsibirischen Eisenbahn das Mittel, China in Schach zu halten und es dem Willen Rußlands dienstbar zu machen. Man schätzte Japan als einen Wächter an Ostasiens Küsten gegen Rußlands Vordringen. Es kam ganz anders. Der Sieg Japans zerschlug die russischen Pläne und machte aus dem Inselreich die erste pazifische Großmacht. England und die Vereinigten Staaten zogen sehr verschiedne Konsequenzen aus der Sache. England erneuerte und erweiterte das zuvor schon ad hoc geschlossene Bündnis zu einem allgemeinen, die Vereinigten Staaten sahen sich zu großer Wachsamkeit genötigt. Amerika hatte zu einer Veränderung seiner offiziellen Politik keine Veranlassung. Vielmehr markierte es äußerlich nach wie vor ausgesprochen das unveränderte Wohlwollen. Aber was die Staatsmänner in Washington klug verhüllen, das verraten die populären Stimmen in der Presse und das Verhalten des Staats Kalifornien. Es ist mit einemmal ein ausgesprochnes Mißtrauen gegen den neuen Konkurrenten und der feste Entschluß, ihn in seinen Schranken zu halten, eingetreten.

Bisher war Japan kein Expansionsland. Durch die Erwerbung von Formosa und später von Korea ist es eins geworden. Seine kluge Politik hinsichtlich der Mandschurei zeigt, daß es noch lange nicht damit am Ende ist. Japan hat auf 382400 Quadratkilometern ohne Formosa und Korea 43760000 Einwohner und ist damit dichter bevölkert als Deutschland; es hat 114 Einwohner auf den Quadratkilometer, Deutschland nur 104. Das Inselreich ist zwar in seinen Hauptbestandteilen ganz fruchtbar, und das Volk ist anspruchslos. Doch können seine zahlreichen Bewohner nur recht armselig darauf leben. Japan verfolgt nun ganz folgerichtig eine doppelte Politik: es will sich eine Ausfuhrindustrie verschaffen und Raum für seine Auswanderung gewinnen. Seine Industrie kommt empor auf Grund erbärmlicher Arbeitslöhne und grausamer Ausbeutung der Arbeitskraft. Absatz im Inlande allein tut es nicht,

denn wenn man die Handelsbilanz verbessern will, muß man Absatz nach außen haben. Es sucht auch bevorzugte Märkte, auf denen es nicht der vollen Kraft der europäisch-amerikanischen Industrie ausgesetzt ist. In China, um das es sich vor allem dreht, genießt es schon den Vorteil der geringen Entfernung. Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß es sich in nicht langer Zeit auf irgendeine Weise Vorteile im Zollwesen zu verschaffen suchen wird. Damit tritt es nicht allein den Vereinigten Staaten entgegen, sondern auch ganz Europa, nur empfindet Amerika das stärker, weil es die Sache so ansieht, als ob Ostasien sozusagen vor seiner Tür liege.

Noch viel schärfer spricht sich der Gegensatz gerade zu den Vereinigten Staaten in der Auswanderungsfrage aus. Nach Europa kommen doch immer nur so wenige Japaner, daß man sie kaum spürt, und daß niemand daran denkt, ihnen den Zutritt zu erschweren. In den Ländern des Stillen Ozeans fangen sie an, als Masseneinwandrer aufzutreten. Das in seine engen Grenzen eingeschnürt gewesne japanische Volk verlangt nach Raum, Luft, Licht. Seit seinem Siege über eine europäische Großmacht ist dieses Gefühl aus einer stillen Sehnsucht zu einem kraftvollen Begehren geworden. Seine Intelligenzen können wohl nach China gehn und mit der dortigen billigen Arbeitskraft Geschäfte unternehmen. Die Volksmassen können eben wegen der Billigkeit der Arbeit in China nichts machen. Sie schauen auf die noch so wenig bevölkerten Länder an andern pazifischen Küsten, wo die Arbeit einen unerhörten Preis hat, auf die Vereinigten Staaten und Australien. Und eben hier weist man sie zurück. Hier will man die anspruchslosen Arbeiter nicht, die mit niedrigem Tagelohn zufrieden sind und deshalb den standard of life drücken. Australien verbietet rundweg allen Farbigen das Landen. Chinesen, Inder, Neger, Japaner, Malaien, alle sind in derselben Verdammnis; es macht keinen Unterschied, ob die Ankömmlinge etwa aus dem mit England verbündeten Japan stammen oder aus einer britischen Kolonie. Japan erträgt das vorerst schweigend aber keineswegs zufrieden.

In den Vereinigten Staaten ist das Problem der Behandlung Farbiger so alt wie die Ankunft Weißer. Anfänglich hatte man mit den Indianern zu tun, doch diese sind nahezu ausgerottet. Dann hatte man mit dem Negertum zu schaffen, das sogar den Bürgerkrieg herbeiführte. Die Weißen in den Südstaaten verachteten die Neger; sie versagten ihnen die gewöhnlichsten Bürgerrechte, aber sie betrachteten die Sklaven als einen wertvollen Besitz. In den Nordstaaten wurden die Neger nicht geliebt; nicht aus Humanitätsgefühl für die schwarze Rasse hat man sie befreit, sondern weil man in der Sklavenarbeit einen unlautern Wettbewerb mit der freien Arbeit der Weißen sah. Die sonstigen Gegensätze, Freihandel und Schutzzoll, kommen für uns nicht in Betracht. Nach Aufhebung der Sklaverei hat der Neger noch lange nicht die vollen Bürgerrechte erlangt. Auch im Norden, wo er nur einen kleinen Teil der Bevölkerung ausmacht, darf er sich in den für Weiße bestimmten Hotels, Restaurants,

Theatern nicht sehen lassen; für ihn sind besondre Etablissements da, auch besondre Waggons auf Eisenbahnen und Straßenbahnen. In Staaten, wo das schwarze Element stark ist, darf der Neger nicht wagen, sich in der Nähe von Wahlurnen sehen zu lassen, wenn er nicht Bekanntschaft mit guten Pflanzerbüchsen machen will. Dem Amerikaner liegt nun einmal die Abneigung gegen die schwarze Rasse tief im Blut. Es ist die untergeordnete, verachtete, genügsame Rasse, die ihm im Wege ist, obgleich er sich sagt, daß er sie gar nicht entbehren kann. Wäre die Baumwollkultur auf weiße Arbeiter angewiesen, so müßte sie wirtschaftlich ein ganz andres Gesicht gewinnen; sie würde wahrscheinlich zugunsten andrer Länder aus den Vereinigten Staaten zum Teil auswandern. Die Negerbevölkerung vermehrt sich noch andauernd, obgleich die Zufuhr aus Afrika längst aufgehört hat. Die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat von 1890 bis 1900 um 21,4 vom Hundert zugenommen, die schwarze nur um 18,1 vom Hundert. Der Zuwachs der Weißen fällt jedoch zu einem bedeutenden Teil auf die Einwanderung. In dem genannten Jahrzehnt hat diese 3844000 Personen betragen. Davon sind wenigstens 3700000 Weiße gewesen. Der Gesamtzuwachs der Weißen betrug 11824600 Personen. Bringt man davon die Eingewanderten in Abzug, so bleiben nur rund 8124000 Personen eigner Zuwachs der Weißen; das macht nur 14,7 vom Hundert, während die ganz auf die eignen Geburten angewiesne schwarze Bevölkerung 18,1 vom Hundert gewonnen hat. Außerdem ist ein sehr merkwürdiger Umstand hervorzuheben: die Kinderarmut der in Amerika gebornen Weißen. Die in Amerika gebornen Eltern hatten 1900 6538000 noch lebende Kinder. Zieht man von diesen die 1352000 Negerkinder ab, so bleiben nur noch 4187000 übrig, die immer noch nicht einmal ganz allein auf die weiße Bevölkerung fallen. Dagegen waren 1900 4172000 Personen am Leben, deren Eltern im Auslande geboren waren. Und zwar waren das der Natur der Sache nach ganz überwiegend Weiße. Man kann also mit unbedingter Sicherheit sagen, daß sich das Übergewicht der weißen Rasse nur durch die stetig andauernde Einwanderung erhält. Diese allein hat die Zahl 87,5 vom Hundert der Gesamtbevölkerung auf 87,8 vom Hundert gebracht. Die Neger machten 1890 mit 7489000 Personen 11,9 vom Hundert aus, 1900 mit 8841000 nur noch 11,6. Immerhin ist von je neun Nordamerikanern einer ein Neger oder ein Mulatte.

Wer will den Amerikanern verargen, daß sie dieses Verhältnis schwer empfinden? Der Zufuhr schwarzer Bevölkerung haben sie nun zwar einen Riegel vorgeschoben. Nun aber ging die Einwanderung farbiger Elemente im fernen Westen von neuem an. Die Besiedlung Kaliforniens nahm von der Auffindung der großen Goldlager von 1848 an einen rapiden Charakter an. Für alle Zwecke wurden Arbeiter gebraucht. Die Weißen verließen alle Arbeitsstätten und gingen in die Minen. Man konnte nur Chinesen haben. Diese kamen in hellen Haufen, waren nützlich und doch lästig. Wegen ihrer Bedürfnislosigkeit, ihrer wohlfeilen, auch schlechten Arbeit, wegen ihrer Laster

(Opiumrauchen usw.), ihres Schmutzes wurden sie verachtet. Als sie zu zahlreich wurden, griff man zu allerlei Maßregeln, um die Zufuhr fernzuhalten. Man verbot die Ausfuhr von Leichen. Da es nun den Chinesen sehr unangenehm ist, nach ihrem Tode den in der Heimat üblichen Ahnenkult entbehren zu müssen, so hätte sie schon dieses ferngehalten. Doch verstanden sie sich bei Schiffsankünften auf den Personenaustausch, und so nahm ihre Zahl wenig ab, obgleich man wenig chinesische Leichen beerdigen konnte. Jetzt allerdings hat man schärfere Maßnahmen getroffen. Im Jahre 1890 zählte man im Bereich der Union noch 127000 Chinesen, 1900 nur noch 119000.

Die neuste Zeit hat nun das japanische Problem gebracht. Im Jahre 1890 zählte man nur 14400 Japaner, eine Zahl, die bei Umfang und Bevölkerung der Vereinigten Staaten wirklich nichts ausmacht. 1900 war sie schon auf 86000 gestiegen. Heute glaubt man sie auf 120000 anschlagen zu dürfen. Wieder ist es der ferne Westen, das Küstengelände am Stillen Ozean, wo diese Asiaten am meisten andringen. Und zwar ist es vor allem die inzwischen amerikanisch gewordne Inselgruppe Hawaii, wo sich die Sache am schärfsten zuspitzt. Sie ist 16784 Quadratkilometer groß, also noch 785 Quadratkilometer größer als die preußische Provinz Hessen-Nassau. Im Jahre 1890 hatte sie nur 90000 Einwohner, worunter noch 40000 Eingeborne waren, 1900 war die Zahl schon auf 154000 gestiegen, worunter nur 29800 Eingeborne und 7800 Mischlinge waren. Der Hauptzuwachs fällt auf Chinesen (sie stiegen von 15300 auf 25700) und namentlich Japaner (62100 gegen 12360). Jetzt bilden Japaner und Chinesen schon die ausgesprochne Mehrheit. Diese Inseln könnten eine wesentlich größere Bevölkerung ernähren, denn ihr Klima ist gesund, der Boden ist fruchtbar und kann sogar in den trocknen Ebnen von den höhern Berglagen durch Kanäle her gut bewässert werden. Es wohnen jetzt etwa neun Seelen auf dem Quadratkilometer, das heißt weniger als der elfte Teil der Bevölkerungsdichtigkeit in Deutschland. Dauert die Einwanderung von Japanern in dem gegenwärtigen Umfange an, so ist Hawaii in kurzer Zeit der Nationalität nach eine japanische Insel. Die 28500 Weißen werden daran nicht viel ändern. Besonders fürchtet man die Japaner, die als Soldaten der mandschurischen Armee entlassen werden; es kommen dabei politische Rücksichten in Betracht, die wir später zu berühren haben werden.

Nirgends hat man alles dies lebhafter vor Augen als in Kalifornien. In San Francisco weiß man selber, was die japanische Einwanderung zu bedeuten hat. Wohl sind die neuen Ostasiaten von der ersten Serie, der chinesischen, zu unterscheiden. Sie stehen ausgesprochen höher als diese. Aber auch sie sind anspruchlose Leute ohne große Körperkraft, sie erobern sich Terrain durch Schlauheit, Anstelligkeit und Genügsamkeit. In schweren Arbeiten können sie mit Weißen nicht konkurrieren, als Kleinarbeiter, Feinarbeiter, Händler usw. sehr wohl. Man erwartet jetzt einen förmlichen Ansturm japanischer Einwanderung. Denn das Volk, das eine vielgefürchtete europäische Großmacht besiegt hat, ist

zu einem ausgesprochnen Selbstgefühl gekommen. Es ist sich seiner Kulturfortschritte und seines politischen Ranges sehr wohl bewußt. Die Amerikaner erwarten eine Einwanderungsflut als unabwendbar, weil Japan in der Notwendigkeit sei, für seine zu groß gewordne Bevölkerung Unterkommen zu suchen. In der Tat, das ist eine sehr ernste Seite der Sache. Japan ist ein übervölkertes Land. Wir haben schon erwähnt, daß es mit 114 Einwohnern auf dem Quadratkilometer bevölkerter ist als Deutschland. In den Durchschnitt eingerechnet ist Hokkaido, die Nordinsel, mit nur 6,5 Einwohnern auf dem Quadratkilometer; dagegen Nippon, die Hauptinsel, mit 146,8, Schikoku mit 166,7 und Kiu-Shiu mit 154,8, also der zivilisierte Teil des Landes ist stark übervölkert. Sogar Formosa hat 77,0. Nun hat Japan Korea gewonnen, das fast ebenso groß ist wie die Hauptinsel Nippon, aber auch schon mit 9,7 Millionen Seelen (44 auf dem Quadratkilometer) bevölkert ist. Das gibt der notwendigen Massenauswanderung noch nicht Raum genug. Es heißt also: auf nach den andern Küsten des Großen Ozeans, nach den noch so wenig bevölkerten! Hier stellen sich nur die drei amerikanischen Weststaaten dar:

1900	Quadratkilometer	Bevölkerung	auf den Quadratkilometer	darunter Japaner
Kalifornien . .	410140	1485000	3,6	10151
Oregon . . .	248710	414000	1,7	2501
Washington . .	179170	518000	2,8	5617
	838020	2417000	2,9	18269

Noch ist also der japanische Teil der angloamerikanischen Bevölkerung dort ganz winzig; er ist noch nicht ein Hundertstel des Ganzen. Aber man muß berücksichtigen, daß die Gesamtbevölkerung noch außerordentlich dünn ist. Die drei Staaten sind zusammen mehr als anderthalbmal so groß als Deutschland und haben nur $2^1/_2$ Millionen Einwohner. Dagegen sitzt jenseits des Großen Ozeans ein Volk, dem die Heimat viel zu eng ist, und das leicht 10 Millionen Seelen abgeben könnte. Und hinter ihm erscheinen die Umrisse des Chinesentums, das, gering gerechnet, 320 Millionen Seelen im eigentlichen China stark ist, das auch allmählich erwacht. Hier das noch fast unbevölkerte Westamerika mit außerordentlichen Reichtümern im Eigentum eines Häufleins Weißer. Dort Ostasien mit 370 bis 380 Millionen schlecht genährter, allzu dicht aufeinander gedrängter Menschen, denen der heimatliche Boden nicht mehr das Nötigste bietet, die aber nun durch die Berührung mit der Außenwelt gelernt haben, was für Ansprüche der Mensch an die Erde stellen kann. Der Westamerikaner fühlt instinktiv das Näherrücken der Gefahr. Er hat die Proben davon erhalten. Faßt man das Problem in dieser Tiefe auf, so kann man schwerlich annehmen, daß es schon seine Lösung finden wird, wenn man hie und da einmal einen Ausweg schafft. Es wird noch oft und in mancherlei Gestalt wiederkehren.

Die Kalifornier haben dem Andrängen einen kleinen Damm entgegensetzen wollen, indem sie die Japaner als Farbige stigmatisieren und sie damit der mächtigen Rassenantipathie aussetzen, von der das ganze nordamerikanische Volk

beherrscht ist. Viel können sie mit solchen Mitteln nicht durchsetzen. Aber schon der Ausschluß aus den für Weiße bestimmten Schulen hat eine ernste Verwicklung geschaffen. Kalifornien hat für die Farbigen besondre Schulen gegründet; es hat in San Francisco sogar eine Schule nur für Japaner, aber natürlich reicht das nicht für die Menge der Kinder, auch ist die Entfernung der verschiednen Stadtteile zu groß. Wenn die Schulverwaltung auch bereit scheint, deren mehrere herzustellen, so bleibt doch die Tatsache der Rassenherabsetzung übrig. Die japanischen Kinder werden als aufgeweckt und fleißig gerühmt; sie sind kein Hindernis für die Kaukasier. Auch verkehren die Kinder beider Rassen untereinander in bester Eintracht. Trotz alledem hält die Stadtverwaltung an ihrem Entschluß fest: das beste Zeichen, daß der Konflikt tiefer sitzt. Und er hat seine Wurzeln in der Tat noch in ganz andern Dingen.

Japan ist jetzt von allen Mächten in pazifischen Angelegenheiten die hervorragendste. Der Gedanke, dem einst sogar ein so besonnener Mann wie Präsident Roosevelt Ausdruck gab, als er in offizieller Eigenschaft kurz vor Ausbruch des ostasiatischen Krieges die Westküste besuchte, ist vorerst nicht ausführbar. Er bestand darin, daß die Vereinigten Staaten auf dem Stillen Ozean die maßgebende Macht sein sollten. Damals kam Japan noch kaum in Betracht. Jetzt hat es sich zu einer Großmacht aufgeschwungen. Kein andres Land hat im Bereich des Stillen Ozeans eine Landarmee wie Japan. Das nordamerikanische Heer ist verschwindend dagegen. Wichtiger noch ist die Flotte. Die japanische, ohnehin schon durch den langen Krieg mit Rußland zu ganz besondrer Tüchtigkeit gelangt, ist durch eine ganze Anzahl brauchbarer russischer Schiffe verstärkt worden. Ihre Mannschaften haben den kaum auf irgendeiner andern Flotte vorhandnen Kriegsdrill, ihre leitenden Offiziere haben sich ausgezeichnet. An nachhaltiger Kraft, die aus dem wirtschaftlichen Reichtum hervorgeht, kann sich Japan nicht mit den Vereinigten Staaten messen. Es seufzt unter den Kriegsschulden, die es sich aufgeladen hat; es würde zu einem Kriege mit der Union nicht leicht Anleihen aufnehmen können, während diese geradezu unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung hätte. So wichtig auch dieser Punkt ist, er hebt für den Augenblick den entgegenstehenden nicht auf, daß Japan militärisch und maritim den Amerikanern weit überlegen ist. Wohl arbeiten auch diese an der Schaffung einer starken Flotte; doch auch wenn sie ihr Ziel erreicht haben, können sie mit dieser im Stillen Ozean erst auftreten, wenn der Panamakanal ein rasches Kommen und Gehen aus einem Ozean in den andern zuläßt. Zurzeit sind eben die Machtmittel Japans denen aller andern Nationen überlegen, ausgenommen der englischen Flotte, sofern diese die Hände frei hat, um die etwaige japanische Gegnerin an ihrer Gurgel zu packen. Rußland, Deutschland, Frankreich kommen für Konflikte in jenen Erdteilen nicht in Betracht.

Auch diese Machtfragen drängen sich ebenso wie die Einwanderungsfragen den Kaliforniern zu allererst auf. Die parallele Erscheinung sieht man bei den Australiern. Wie diese unter dem Einfluß der Rassenbewegung und des festen

Entschlusses stehen, sich nicht durch unterbietende Fremde an der Ausnutzung des eignen Bodens stören zu lassen, ist weiter oben kurz berührt worden. Sie wissen aber auch weiter recht wohl, daß Zeiten kommen können, wo die japanische Flotte eine ernste Gefahr für ihre Häfen werden kann. Das gilt vor allem, wenn die sonst unwiderstehliche englische Flotte in den europäischen oder den amerikanischen Gewässern engagiert ist, also nicht herbeieilen kann, um den japanischen Stier bei den Hörnern zu packen. Und auch wenn sie frei ist, gehen immer sechs bis sieben Wochen darüber hin, ehe sie vor Sydney oder vor Jokohama erscheinen kann. Die Australier haben deshalb ein neues Verteidigungssystem aufgestellt. Sie wollen wohl zahlen, verlangen aber dafür, daß das Mutterland, außer den vorhandnen, 3 Kreuzer, 16 Torpedoboote und 15 Torpedobootszerstörer dauernd an ihren Küsten unterhalte. Ein ähnliches System, jedoch in kleinerm Rahmen, besteht schon; es ist darin eingeschlossen, daß die Kolonien die Landbefestigungen für eine Anzahl Häfen bauen und unterhalten, während das Mutterland für Bewaffnung und Besatzung sorgt. Die neuen australischen Forderungen sind von den zuständigen Behörden in London vorläufig abgelehnt worden; diese haben den Standpunkt beibehalten, daß die aggressive Kraft der englischen Flotte ein ausreichender, ja der beste Schutz für die Kolonien sei. Damit stimmt jedoch ein sehr bezeichnender Schritt der britischen Reichsverteidigung nicht überein: die Befestigung von Singapore. Auch hierfür wie für die australischen Pläne wird auf Deutschland und Frankreich exemplifiziert, während es doch auf der Hand liegt, daß sich ein Streit mit diesen in den europäischen Gewässern erledigen müßte. Im Vertrauen leugnet kein Mensch, daß England Singapore befestigt, um gegen einen unerbetnen Besuch der japanischen Flotte in Indien geschützt zu sein. Wenn die junge gelbe Macht einen solchen Wikingerzug unternehmen will, muß sie entweder durch die Straße von Singapore oder die Sundastraße (zwischen Sumatra und Java) fahren. Singapore deckt die eine vollständig und ist selbst für die andre ein guter Fußpunkt. Ein Besuch europäischer Feinde östlich von Indien hätte für diese keinen Zweck, die Befestigung Singapores wäre gegen einen solchen ein ungeeignetes Mittel. Aus dieser Maßregel erkennt man vielmehr das Mißtrauen Englands gegen den Verbündeten. Es ist kein Zweifel, daß man außerordentlich ungern dessen Regimenter in Indien erscheinen sähe, um die Kosaken von Afghanistan, den Pamirs und Persien fernzuhalten. Man fürchtet eine unangenehme Rückwirkung auf die vielen Millionen indischer Untertanen, die jetzt schon leise wahrnehmbar ist. Die Neigung Englands, sich mit Rußland über die asiatischen Streitfragen zu verständigen, hat aus dieser Quelle neue Nahrung gezogen.

Auf die wertvollen holländischen Kolonien braucht man nur einen Blick zu werfen, wenn man erkennen will, daß sie einem japanischen Angriff wehrlos ausgesetzt sind. Ihr Schutz besteht in der hoffentlich einmütigen Überzeugung ganz Europas und Amerikas, daß ein etwaiges japanisches Unternehmen dagegen mit vereinten Kräften abgewehrt werden muß.

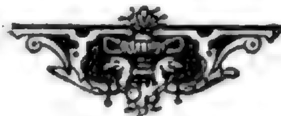
Doch wir müssen zu den amerikanisch-japanischen Angelegenheiten zurückkehren. Das Verhalten Kaliforniens gegen die japanischen Schüler hat auch die Regierung zu Tokio tief erbittert. Sie hat sich in Washington darüber beklagt. Das hat den Präsidenten Roosevelt veranlaßt, in seiner Kongreßbotschaft vom 4. Dezember 1906 Stellung zu der Sache zu nehmen. Und zwar hat er das in der leidenschaftlichsten Weise getan und sich zugunsten Japans ausgesprochen. Er hebt die Fortschritte dieses neuen Volkes auf der Bahn der Kultur hervor und nennt sie beispiellos. In einer einzigen Generation habe es so viel nachgeholt, daß es sich mit Recht Schulter an Schulter neben die vorgeschrittensten Kulturvölker Europas und Amerikas stellen könne. Die Vereinigten Staaten sollten alle Einwanderer gerecht und billig behandeln; ob sie Katholiken oder Protestanten, Juden oder Christen seien, aus Japan oder aus Italien, aus England, Deutschland oder aus Rußland kämen, tue nichts zur Sache. Es sollte nicht einem einzelnen Teile des großen amerikanischen Gemeinwesens überlassen sein, es in Frage zu stellen, ob die Vereinigten Staaten ihren Verpflichtungen gegen das Ausland nachkämen oder nicht. Die Bundesmacht sei jetzt unzulänglich. Der Präsident empfiehlt Abänderung, unter andern auch das Recht für die Japaner, sich in den Vereinigten Staaten naturalisieren zu lassen. Was mit Worten aus autoritärem Munde gut gemacht werden kann, ist dadurch geleistet worden. Aber es konnte nicht viel sein. Aus dem Kongreß heraus kam sofort die Antwort in Gestalt eines Antrags von einem Senator für Maryland: der Kongreß wolle erklären, daß der Präsident kein Recht habe, das Schulwesen eines Einzelstaats zum Gegenstande von Verhandlungen mit dem Auslande zu machen. In der Tat, ein solches Recht hat weder der Präsident noch der Kongreß. Die Verfassung ist darüber vollständig klar. Das Schulwesen ist Sache der Einzelstaaten. An eine Verfassungsänderung zu diesem Zweck ist gar nicht zu denken. Nicht nur daß die Zweidrittelmehrheit dafür notwendig wäre: Änderungen an der nahezu für heilig geltenden Verfassung werden kaum jemals vorgenommen werden; das ganze Rassengefühl ist auch lebhaft dagegen. Der Süden sympathisiert ungeteilt mit dem Westen, und auch im Osten ist die Stimmung nichts weniger als geschlossen für Roosevelt. Dieser hat seinen Handelssekretär Metcalf nach San Francisco gesandt, um die dortigen Behörden umzustimmen. Letzterer ist schlechterdings ohne irgendeinen Erfolg zurückgekehrt. Kalifornien will die Japaner nicht.

So steht die Sache also auf dem alten Fleck. Die Japaner sind gereizt und sind zu einem sehr fühlbaren Boykott gegen amerikanische Waren übergegangen, einem viel schärfern, als vor einem Jahre die Chinesen in Shanghai ausübten. Sie haben sich damit Bundesgenossen in den Kreisen der amerikanischen Ausfuhrindustrie erworben. Die Stimmung in den Vereinigten Staaten ist überhaupt nicht einheitlich. Schon die beiden großen Parteien sind immer entgegengesetzter Meinung. Seit sich der republikanische Präsident für die Japaner ausgesprochen hat, sind die Demokraten dagegen. Auf allen Seiten gibt es auch Leute, die von einem baldigen neuen Konflikt nichts wissen wollen. Sie sind

Gegner des Militarismus, weil durch ihn die bürgerliche Freiheit gefährdet werden könne; ein volkstümlicher General könne leicht die republikanischen Institutionen untergraben. Auch liebt man natürlich die riesigen Kosten nicht, die erforderlich wären, um einer Macht wie Japan entgegentreten zu können. Die Flotte leidet unter starkem Mangel an Disziplin, ein ungebührlich großer Teil ihrer Besatzung besteht aus Fremden. Der Zustand von Panzerplatten und Geschützen ist lange nicht über jeden Verdacht erhaben. Präsident Roosevelt ist eigentlich das Haupt der Imperialisten. Wenn er sogar mit einer so ungewöhnlich scharfen Demonstration dem Konflikt vorzubeugen sucht, so wird er außer der Sympathie auch noch sehr greifbare Gründe dafür haben.

Aber auch die Japaner sind nicht zum Konflikt bereit. Die Gründe hat kürzlich der japanische Gesandte in Washington Herr Eki Hioko in einem Vortrag in der National Geographic Society auseinandergesetzt. Er bestritt selbstverständlich, daß sein Vaterland die Philippinen annektieren wolle und die fremdenfeindliche Bewegung in China begünstige; auch leugnete er die Absicht, die Amerikaner vom chinesischen Handel fernzuhalten. Vielmehr rühmte er den moralischen und den materiellen Beistand, den die Vereinigten Staaten wiederholt Japan geleistet hätten. Japan hätte sich durch den Krieg mit Rußland eine Schuldenlast von 960 Millionen Dollars und eine jährliche Zinsenlast von 50 Millionen Dollars aufgehalst. Daran habe es schwer zu tragen. Es kenne sehr wohl die ungeheure wirtschaftliche und finanzielle Übermacht der Vereinigten Staaten. Wohl habe Japan eine Armee von 700000 Mann, aber mit dieser einen Krieg gegen Nordamerika zu führen, sei kindisch. Außerdem werde es jetzt Massen davon entlassen. Man könne wirtschaftlich konkurrieren und doch gut Freund sein. Liege es nicht im Interesse Europas und Amerikas, daß Japan der Erzieher Chinas zu höherer Leistungsfähigkeit werde? Japan solle suchen, außer mit England auch mit den Vereinigten Staaten in bestem Einverständnisse zu bleiben. Es brauche sich dann um Deutschland, Frankreich, Rußland nicht zu sorgen.

Auf Reden und Gegenreden ist nicht viel Gewicht zu legen. Es ist glaublich genug, daß Japan zurzeit ebenso gern wie die Vereinigten Staaten einen Streit vermeiden möchte. Für beide ist der Einsatz zu hoch. Als Rußland die südsibirische Eisenbahn baute, beeilte sich Japan, den Konsequenzen zuvorzukommen. Vielleicht betrachtet es die Herstellung des Panamakanals von einem ähnlichen Standpunkt. Aber auch wenn es das tut, so wird es wohl der Ansicht sein, daß die Zeit noch nicht drängt. Für den Augenblick hätte man nur mit den unerwarteten Ereignissen zu rechnen; diese könnten die Entwicklung der Dinge beschleunigen, aber sie sind eben völlig unberechenbar.



Politische Briefe aus Sachsen

Von Germanicus

1

Dresden, den 10. März 1906

Verehrter Freund!

Leider kann ich Ihnen nicht ganz Unrecht geben, wenn Sie in Ihrem letzten Briefe, für den ich Ihnen herzlichst danke, die politische Lage in Sachsen als „recht unbefriedigend", ja als „verworren" bezeichnen. Auch hier empfinden es weite, politisch denkende Kreise als in hohem Maße bedauerlich, daß eine klare Anschauung über die Art und das Maß der Umgestaltung unsrer Landesvertretung und ein fester Wille zu ihrer Durchführung weder in den Kreisen der Regierung noch bei den maßgebenden Männern der Kammern vorhanden zu sein scheint. Auch darin muß ich Ihnen zustimmen, daß man mit dem Gesetzesvorschlag über die veränderte Zusammensetzung der ersten Kammer die ganze Frage eigentlich wohl am falschen Ende angefaßt hat. Denn wenn Sie mich fragen, was man denn gegen die erste Kammer an begründeten Vorwürfen vorbringen könnte außer der Behauptung, daß sie die ungleichmäßige Behandlung des Grundbesitzes bei der Vermögenssteuer durchgesetzt hatte, so bin auch ich nicht in der Lage, Ihnen hierauf eine befriedigende Antwort zu geben. Nur glaube ich, unterschätzen Sie die politische Bedeutung dieses Fehlers, den die erste Kammer gemacht hat. So unbedeutend die steuerliche Bevorzugung des Grundbesitzes durch die Bestimmung in Paragraph 19 des Vermögenssteuergesetzes war, so sehr bot sie allen denen, die behaupteten, daß das industrielle Sachsen von einer agrarischen Clique regiert werde, erwünschten Anlaß zur Agitation. Das aber mußten die Führer der Opposition gegen die Regierungsvorlage in der ersten Kammer erkennen. Sie mußten erwägen, daß aus einer solchen Bestimmung nur politische Nachteile erwachsen würden, die namentlich die dringend notwendige Einigkeit der Ordnungsparteien ernstlich gefährden würde. Die Folgen jener Gesetzesbestimmung zeigten sich im Lande sehr bald: während sich bisher kaum jemand für die Zusammensetzung der ersten Kammer interessierte, vielmehr in politischen Kreisen in erster Linie eine Änderung des Wahlrechts zur zweiten Kammer diskutiert worden war, wurde jetzt überall als eine besonders dringende politische Notwendigkeit eine Änderung in der Zusammensetzung der ersten Kammer bezeichnet.

Auch Ihre andre Frage, warum denn die Staatsregierung nicht ruhig gewartet habe, bis sie einen Entwurf über die Veränderung des Wahlrechts zur zweiten Kammer vorlegen konnte und dann mit diesem zugleich eine Vorlage einbrachte über die veränderte Zusammensetzung der ersten Kammer, ist nicht so leicht zu beantworten. Ich habe den Eindruck, daß man gefürchtet hat, bei der Beratung eines neuen Wahlrechts würden sich möglicherweise politische Komplikationen ergeben, die auf ein gleichzeitig vorliegendes Gesetz über die veränderte Zusammensetzung der ersten Kammer einen ungünstigen Einfluß ausüben könnten, selbstverständlich in der Richtung, daß man vielleicht in der Veränderung weiter gedrängt werden würde, als man wünschte. Deshalb wollte man die Veränderung der ersten Kammer vorausnehmen und fertigmachen, bevor man das große politische Kampffeld der Wahlrechtsänderung für die zweite Kammer betrat.

In bezug auf das Maß der vorgeschlagnen Veränderungen vermag ich Ihre Anschauung, verehrter Freund, nicht zu teilen. Wenn Sie einen ganz neuen Aufbau der ersten Kammer als zeitgemäß und notwendig bezeichnen, so widerstrebt derartiges meiner ganzen politischen Auffassung. Was hat sich denn in der ersten Kammer nicht bewährt? Meines Erachtens nur das allzu starke Überwiegen des „befestigten Grundbesitzes“, wie es gern ausgedrückt wird, oder wie es die Liberalen und auch wohl die Herren Oberbürgermeister bezeichnen, der „Agrarier“. Deshalb braucht man doch noch lange keine grundstürzende Änderungen und ein völlig neues Wahlrecht für die erste Kammer einzuführen. Nein nein, Ihrem „ständischen Aufbau“ in dem Sinne, daß jeder Stand nach seiner Bedeutung für das wirtschaftliche und politische Leben eines Volkes in der ersten Kammer vertreten sein müsse, ist bei genauer Betrachtung ein gut Teil umstürzlerische Auffassung beigemischt. Wer in aller Welt soll denn nur von ganz neuer Basis aus die „verhältnismäßige Bedeutung“ jedes Standes abmessen und berechnen? So kann man meines Erachtens, ich bitte mir die Schärfe meines Ausdrucks in diesem Falle nicht übel zu nehmen, nicht Politik und nicht Volkswirtschaft treiben, wenn man zu einem praktischen und ersprießlichen Ergebnis gelangen will. Ja, wenn man bloß ein Buch über Wahlrecht zu schreiben hätte, da könnte man sich wohl das schönste und richtigste System aussinnen und mit glänzenden Worten vertreten. Wenn ich aber mit daran arbeiten soll, das bestehende System einer Volksvertretung weiter auszugestalten, so gehe ich vor allen Dingen von dem Bestehenden aus, frage mich: Was ist daran in Wahrheit reformbedürftig und was nicht, was ist in der geschichtlichen Entwicklung unsers ganzen Volkslebens begründet und muß, um eine gedeihliche Weiterentwicklung zu gewährleisten, auch erhalten bleiben? Da komme ich dann zu einem ganz andern Ergebnis als Sie, sowohl in bezug auf die Zusammensetzung der ersten Kammer wie in bezug auf das Wahlrecht zur zweiten Kammer. Sobald ich irgend Zeit finde, will ich versuchen, Ihnen meine Anschauungen im

einzelnen darzulegen. Nur will ich erst die Entscheidung über die jetzige Vorlage abwarten, die, so fürchte ich, überhaupt dahin führen wird, daß die Vorlage gänzlich zu Fall kommt.

Mit besten Grüßen und in alter Freundschaft Ihr ergebner

Germanicus

2

Dresden, den 18. Juli 1906

Verehrter Freund!

Leider habe ich meine Zusage nicht halten können, nach der ich Ihnen recht bald wieder über die Entwicklung unsrer politischen Verhältnisse in Sachsen meine eignen persönlichen Anschauungen mitteilen wollte. Sie haben aber in Ihrem liebenswürdigen Briefe, den ich in den Osterfeiertagen recht mit Muße genießen konnte, ganz mit Recht hervorgehoben, daß die mitten in der politischen Arbeit stehenden oft den rechten Blick für die Verhältnismäßigkeit der Dinge verlieren. Und doch ist es schließlich die größte Kunst im öffentlichen Leben, jedem Dinge das richtige Maß seiner Bedeutung beizumessen. Wer das in der Staatsverwaltung nicht kann, der soll die Hand davon lassen. Ganz im Gegensatz zu Ihrer Auffassung komme ich aber dazu, es gar nicht als ein Unglück für die Entwicklung unsers sächsischen Staatslebens zu betrachten, daß die Ergänzung der ersten Kammer diesmal nicht Gesetz geworden ist. Ich glaube vielmehr, daß wir unter einer neuen Regierung, auch wenn sie vielleicht noch konservativer ist als die bisherige, doch zu gesunden Verhältnissen kommen werden, weil ich hoffe, daß der neue Minister des Innern mehr dazu veranlagt ist, selbst die Initiative zu ergreifen, und daß er vor allen Dingen mit größerer Festigkeit an den einmal als gut und recht erkannten Wegen festhalten wird.

Sie fragen: Was soll denn nun geschehen, was soll die Staatsregierung nach diesem Ausgange der Kammerverhandlungen denn eigentlich für ein Wahlrecht ausarbeiten? Ja, mein verehrter Freund, darüber Ihnen Aufschluß zu geben, das bin ich ebensowenig imstande wie irgendein Mensch in der Welt. Aber Sie werden mir doch Recht geben, daß die Regierung nicht den Namen einer solchen verdiente, wollte sie bei ihren weitern Entschließungen in bezug auf die wichtigste, unser Volksleben berührende Frage, der Ausgestaltung der Volksvertretung, auf die Anregungen aus der Kammer warten und sich gedulden, bis von dort ein gangbarer Weg gezeigt würde. Sie sind eben ein unverbesserlicher Demokrat, der noch immer daran glaubt, daß die Weisheit aus einem großen Parlament kommen müsse, während ich die feste Überzeugung habe, daß ein einziger Mann, ein praktischer und kluger Kopf schließlich aus den vielen Vorschlägen, die von allen Seiten gemacht worden sind, das Rechte herausfinden, und daß man, wenn es einfach klar und logisch richtig gestaltet ist, vor allen Dingen aber die geschichtliche Entwicklung unsrer staatlichen Verhältnisse nicht außer acht läßt, ihm auch zustimmen wird.

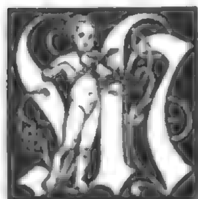
Auch Ihre Auffassung über die Zusammensetzung der ersten Kammer kann ich nicht teilen. Man hat natürlich in einer gewissen ärgerlichen Verstimmung zunächst erklärt, man werde die Sache nun ruhen lassen, und es könnte ein Jahrzehnt vergehn, ehe sie wieder angefaßt würde. Hier kann man aber beruhigt sein. Die Verhältnisse sind viel mächtiger als die Menschen. Kommt ein neues Wahlrecht zur zweiten Kammer, so wird die letzte, das ist die zweite Kammer, selbst unbedingt auch auf eine Revision der ersten Kammer bringen. Und der jetzige Minister des Innern hat ja völlig freie Hand, ist durch keine Erklärung gebunden und wird gewiß, wenn er irgendeinen gangbaren Weg erkennt, diese ganze Frage der Zusammensetzung der Landstände auf einmal und nach einem großen Plane zu ordnen gewillt sein.

Sie befürchten, daß eine sehr unliebsame Verstimmung zwischen Landwirtschaft und Industrie durch die Kammerverhandlungen herbeigeführt worden sei und sich bei den nächsten Wahlen geltend machen werde. Ich teile diese Befürchtung nicht. Diese Verstimmung ist durch den Bund der Industriellen und die Hetzarbeit Einzelner schon längst vorhanden gewesen, soweit sie überhaupt möglich war. Die Kammerverhandlungen haben aber gezeigt, daß auch noch eine ganze Menge Landwirte berechtigte Forderungen der Industrie anerkennen, und daß andrerseits viele Industrielle die weit über das Ziel hinausschießenden Forderungen des Bundes der Industriellen nicht gutheißen.

Wenn Sie am Schlusse Ihres Briefes den Wunsch aussprechen, ich sollte doch selbst einmal, wenigstens Ihnen persönlich, meine Ansicht entwickeln, wie ich mir die Ausgestaltung der Volksvertretung in Sachsen für die nächsten Jahrzehnte denke, so ist die Erfüllung dieses Wunsches für mich sehr verlockend, schon weil es mir ungemein interessant wäre, Ihr Urteil über meine Anschauungen zu hören. Zum Niederschreiben der Ideen über einen so schwierigen Gegenstand gehört aber selbst dann, wenn man sich im Geiste ein klares Bild von der Beantwortung der wichtigsten einschlägigen Fragen gemacht hat, Ruhe und Zeit. Beides habe ich jetzt sehr wenig. Vielleicht komme ich im Laufe des Sommers dazu. Für heute sage ich Ihnen herzliches Lebewohl.

Germanicus

Denifle, Pater Weiß und das evangelische Christentum



Männer, die auf grundverschiednen Standpunkten stehn, können einander, als rechtschaffne Charaktere, persönlich hochschätzen, aber sie können sich nicht theoretisch verständigen. Es gibt nun keine zwei Standpunkte, die durch einen unüberbrückbarern Abgrund voneinander geschieden wären, als der Orthodoxismus und das moderne Denken und Fühlen, darum hat es weder Sinn noch Zweck, wenn ein Orthodoxer und ein Moderner miteinander disputieren: sie verstehn einander

nicht. Der Orthodoxe — ich meine zunächst und hauptsächlich den katholischen, obwohl das zu sagende mutatis mutandis auch vom evangelischen gilt — beweist in einer „philosophischen Einleitung“, daß die Bibel die übernatürliche Offenbarung Gottes sei, aus der Bibel sodann die Gottheit Christi und die Stiftung der Kirche und daraus die Unfehlbarkeit der Kirche, womit für ihn die absolute Wahrheit aller Kirchendogmen bewiesen ist. Nicht, daß der orthodoxe katholische Theologe für seine Person auf diesem Wege zum Glauben gelangte, den hat er mit der Muttermilch eingesogen. Der Mann stammt fast immer aus einer in ganz katholischer Gegend lebenden fromm katholischen Familie, hat von Kindheit an die Welt mit katholischen Augen anschauen gelernt und kennt andre Weltansichten nur vom Hörensagen. Nur darum hat ihm der gelehrte theologische Beweis für die Wahrheit der Dogmen eingeleuchtet. Diesen wendet er nun im Disput mit Anders- und Ungläubigen an und wundert sich, daß er auf diese nicht den geringsten Eindruck macht; ist doch sein Beweis eine logische Schlußkette ohne Lücke und ohne Fehl. Für die moderne Vernunft aber ist nicht die logische Unantastbarkeit eines Beweises das Entscheidende, sondern die Antwort auf die Frage: ob nicht die strenge Logik zu Folgerungen führt, die der salus publica und dem Gefühl des Kulturmenschen, damit aber der Vernunft widersprechen, die höchste Richterin ist auch über den logischen Verstand. Ist der moderne Mensch gläubig geblieben und zugleich ein wohlwollender Kenner katholischer Dinge, dann wird er dem katholischen Theologen — ohne die Hoffnung, ihn zu überzeugen — etwa folgendermaßen antworten: Die göttliche Kraft, die im Christentum nun schon seit beinahe zweitausend Jahren so Gewaltiges vollbracht hat und bis in unsre Tage so wohltätig fortwirkt, wie u. a. wiederum der Bericht Meinhofs über die christliche Liebestätigkeit im 38. Heft der Grenzboten beweist, überzeugt mich von der Göttlichkeit des Christentums und der Göttlichkeit seines Stifters. Aber ich müßte die Augen der Wirklichkeit verschließen, wenn ich behaupten wollte, daß der in irdene Gefäße gefüllte göttliche Inhalt von dem Geschmack dieser Gefäße unberührt geblieben sei. Heidnischer Aberglaube ist schon in die Urgemeinde eingedrungen, wie die neutestamentlichen Schriften beweisen. Dann haben sich die Grübelsucht, die Gelehrteneitelkeit und die Streitsucht der einfachen biblischen Wahrheiten bemächtigt und unzählige Folgerungen daraus gezogen, die unter der Oberaufsicht der Hierarchie zu einem kunstvollen Dogmenbau verwandt worden sind. Die Interessen dieser im Laufe der Zeit zu einem Weltreich anwachsenden und sich organisierenden Hierarchie haben als dritte verderbende Kraft eingegriffen, und so ist die Heilsanstalt nach und nach zu einer Unheilstifterin geworden, sodaß die göttliche Kraft des Christentums nicht mehr durch sie, sondern nur noch gegen sie wirken konnte. Fassen wir nur eine einzige ihrer Unheilstiftungen ins Auge, die auffälligste und darum beweiskräftigste: den Hexenprozeß. Die römische Kirche ist nicht Urheberin des Hexenwahns. Dieser ist der uralte heidnische Zauberglaube, verschmolzen mit dem

aus dem Parsismus stammenden Teufelsglauben. Die nordische Nacht, der nordische Nebel und die nordische Schwerblütigkeit sind besonders geeignet, Gespenster auszuhecken, darum ist es der schon größtenteils protestantisch gewordne Norden Europas gewesen, vom katholischen Süden nur der nach Deutschland hinübergreifende Streifen, wo im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert der Hexenwahn zur Volksepidemie wurde. Wenn es nun ein unfehlbares Lehramt im Sinne des katholischen Dogmas gegeben hätte, so würde dieses selbstverständlich den Aberglauben als das bezeichnet haben, was er ist, als Aberglauben, würde vor ihm gewarnt und seine Verbreitung verboten haben. So haben Prälaten der Karolingerzeit, wie der im Jahre 840 gestorbne vortreffliche Erzbischof Agobard von Lyon, auch wirklich gehandelt; deren nüchterner und gesunder deutscher Verstand war noch nicht durch scholastische Gelehrsamkeit verschroben. Was taten statt dessen der Papst, die Kurie und die päpstlichen Theologen des fünfzehnten Jahrhunderts? Wenn sie den Volksaberglauben nur geduldet, ihn, um das Volk nicht von sich abzustoßen, nur mit allzuviel Vorsicht bekämpft hätten, so wäre das zu verzeihen. Aber sie haben den scheußlichen Aberglauben dogmatisiert, die Bestrafung, nicht des Aberglaubens, sondern der vorgeblichen Zauberei und Hexerei organisiert, Inquisitoren ernannt, die die vorgeblichen Hexen aufspüren sollten, um sie dem Richter zu überantworten, haben durch dieses Spürsystem das Denunziantentum gezüchtet und den Aberglauben, der bis dahin nur vereinzelt vorgekommen war, zur Volksepidemie gesteigert. Der liederliche Innocenz der Achte*) erließ im Jahre 1484 die abscheuliche Bulle Summis desiderantes affectibus, in der es heißt: Sane nuper ad nostrum non sine ingenti molestia pervenit auditum, quod in nonnullis partibus Alemaniae superioris .... quamplures utriusque sexus personae .... cum daemonibus incubis et succubis abuti ac suis incantationibus .... mulierum partus, animalium foetus, terrae fruges, vinearum uvas et arborum fructus necnon homines, mulieres, jumenta, pecora, pecudes et alia diversorum generum animalia, vineas quoque, pomeria, prata, pascua, blada, frumenta et alia terrae legumina perire, suffocari et extingui facere et procurare, ipsosque homines, mulieres, jumenta ... diris ... doloribus afficere, ac eosdem homines ne gignere, et mulieres ne concipere .... valeant, impedire. Obgleich nun, heißt es weiter, unsre geliebten Söhne, Henricus Institoris et Jacobus Sprenger, ordinis Praedicatorum et theologiae professores, durch apostolische Briefe als haereticae pravitatis inquisitores in jene Gegenden gesandt worden seien, gebe es Kleriker und Laien, die mehr wissen wollten, als nützlich sei, und behaupteten, die Hexerei gehöre nicht zu den Ketzereien, die den

---

*) Der Witz seiner getreuen Römer hat ihn mit dem Epigramm charakterisiert:

Octo Nocens pueros genuit totidemque puellas,
Hunc merito potuit dicere Roma patrem.

Ganz so viele sollen es in Wirklichkeit nicht gewesen sein.

Inquisitoren zu verfolgen aufgegeben sei. Der Papst weist diese Meinung zurück und erklärt ausdrücklich, daß die Inquisitoren die der Hexerei Verdächtigen gefänglich einzuziehen und der Bestrafung zuzuführen hätten. Die genannten geliebten Söhne haben nun den Hexenhammer ausgearbeitet, der mit Recht das abscheulichste und das dümmste aller existierenden Bücher genannt worden ist. Sehr zur rechten Zeit ist soeben eine dreibändige deutsche Übersetzung davon erschienen (von J. W. R. Schmidt; Berlin, H. Barsdorf, 1906). Die gelehrten Verfasser beweisen darin streng logisch aus der Schrift, der Tradition, den Vätern, den alten Klassikern sowie aus der kanonistischen und juristischen Literatur, daß die Hexerei wirklich vorkomme, und daß die Leugnung dieses wirklichen Vorkommens strafbare Häresie sei, und sie beschreiben das Verfahren, das bei der Verfolgung, Inquisition und Aburteilung der Hexen zu befolgen sei. Bedenkt man nun, daß weder die heidnischen Griechen noch später die Mohammedaner Greueltaten begangen haben, die den durch diese Bulle und dieses Buch eingeleiteten an Umfang und Scheußlichkeit gleich kämen, daß man im fünfzehnten Jahrhundert bei bedeutend fortgeschrittenerer Kultur weit eher imstande war, die natürlichen Ursachen von Krankheiten und andern Übeln zu erkennen als im Jahrhundert Agobards, daß also gar keine übernatürliche Erleuchtung, sondern nur ein gewöhnliches Maß gesunden Menschenverstands und guten Willens nötig war, den Unsinn des Hexenaberglaubens zu erkennen, daß endlich das abscheuliche Prozeßverfahren, das die Inquisitoren vorschreiben, die ganze Rechtspflege, die ohnehin schon nicht viel taugte, vollends in Grund und Boden verderben und das Gefühl für Recht und Wahrheit töten mußte, so folgt daraus für die unverdorbne Vernunft: den Papst sich zum Lehrmeister erkiesen, das würde heißen, den Blindesten aller Blinden zum Führer erwählen; sofern er den Völkern noch als Führer galt, mußten sie dieser Führung entrissen werden. Damit allein schon ist nicht bloß die Berechtigung, sondern die Notwendigkeit der Reformation bewiesen: die Kultur und das Christentum mußten vor dem Papste gerettet werden. Freilich haben die Reformatoren den Hexenaberglauben geteilt und mit ihrem unaufhörlichen Gerede vom Teufel die gerade ausbrechende Epidemie verschlimmert, was eine kräftige Warnung vor der Aufrichtung einer neuen, lutherischen oder kalvinischen Orthodoxie bedeutet. Aber den großen negativen Dienst hat doch die Reformation der Christenheit geleistet, daß sie die kirchliche Autorität untergrub, diese, soweit sie fortbestand, durch Spaltung schwächte, der Hierarchie die Macht nahm, im Übermaß zu schaden. Die Vernunft konnte anfangen sich zu regen, ohne die Gefahr, durch Ketzergerichte mundtot gemacht zu werden. Dieses negative ist wahrlich nicht das einzige Verdienst der Reformation gewesen, aber es war ein wesentliches und großes. Andrerseits folgt aus jener Forderung der Vernunft nicht, daß die katholische Kirche oder auch nur das Papsttum vernichtet werden müßte. Jene bietet der Wirksamkeit des christlichen Geistes Formen dar, die allein ihn einer gewissen Art von Individual- und Volksseelen zugänglich machen können,

und das päpstliche Kirchenamt ist so berechtigt wie andre geschichtlich gewordne Kirchenämter, wofern man ihm nur die Macht nimmt, Unheil anzurichten.

So also spricht der moderne, aber weder kirchen- noch katholikenfeindliche Mensch, und so spreche ich Denifle und seinem Verteidiger und Fortsetzer Albert Maria Weiß O. P. gegenüber, womit schon gesagt ist, daß ich nicht an eine theoretische Auseinandersetzung mit diesem denke. Eine solche wäre auch aus einem zweiten Grunde nicht möglich. Weiß würde mich ebenso wie sein verstorbner Ordensgenosse Denifle als Duellanten gar nicht annehmen, weil ich nicht satisfaktionsfähig, d. h. nicht mit der stupenden theologischen Gelehrsamkeit der beiden ausgerüstet bin. Aber so übel ists glücklicherweise im Leben nicht eingerichtet, daß man, um den rechten Weg zu finden, erst ein halbes Jahrhundert darauf verwenden müßte, einen Berg theologischen Wissens aufzuhäufen. Dann könnte man sich ja erst um das siebzigste Jahr herum aufmachen, den Weg zu suchen. Darum darf man auch als Ungelehrter dem Gelehrten gegenüber es rechtfertigen, daß man auf dem eingeschlagnen Wege beharrt, wenn man sich auch nicht vermißt, mit diesem über die Richtigkeit der verschiednen Wege zu disputieren. Der Pater Weiß hat eine Neuausgabe von Denifles Lutherwerk unternommen, wird auch den zweiten Teil herausgeben, über dessen Ausarbeitung der Verfasser gestorben ist, und hat dazwischen eine Ergänzung unter dem Titel Lutherpsychologie veröffentlicht.*) Bei der Herausgabe von Denifles Werk hält er sich nicht für berechtigt, Wesentliches daran zu ändern. Dafür, schreibt er im Vorwort, „glaubte ich meine Stellung zu dem übernommenen Werke in einer besondern Ergänzungsschrift genauer auseinandersetzen zu sollen, um so einerseits die Arbeit von Denifle in allen wesentlichen Stücken unversehrt zu erhalten und andrerseits meine persönlichen Ansichten uneingeschränkt darzulegen.... Der von Denifle hinterlassene Band war nach jeder Richtung hin ein Torso. Ursprünglich lag er gar nicht in der Absicht des Verfassers. Dieser wollte nur die Entstehung und die erste Gestaltung des Luthertums schildern. Allmählich fand er, daß er die persönliche Entwicklung Luthers doch nicht in dem Grade vom Luthertum trennen könne, wie er zu Anfang beabsichtigt hatte. So schrieb er den ersten Band nicht als selbständiges Werk, sondern nur als eine Art von Einleitung zu seiner eigentlichen Aufgabe. Daraus erklärt sich die Natur des erschienenen Bandes. Eine Biographie oder eine Charakterschilderung Luthers lag außer aller Berechnung. Es sollten nur die dogmatischen und die sittlich-religiösen Wandlungen des Reformators geschildert werden.... Darum fehlt in der Darstellung Denifles ein Bestandteil, und zwar einer, der ihm in manchen Stücken das Urteil über

*) Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. Quellenmäßig dargestellt von P. Heinrich Denifle O. P. Zweite, durchgearbeitete Auflage, ergänzt und herausgegeben von P. Albert Maria Weiß O. P. — Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende. Denifles Untersuchungen kritisch nachgeprüft von A. M. Weiß. Zweite, durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Mainz, Kirchheim u. Co., 1906.

Luther erleichtert, der auch vielleicht das Urteil über ihn selbst milder gestaltet hätte. Denifle hat diesen Gegenstand keineswegs ganz übersehen, sondern zu verschiednen malen auf die Psychologie Luthers hingewiesen. Er hat ihr nur nicht die genügende Beachtung geschenkt. Trotz dieses Mangels steht er auch in diesem Stück weit über den Biographien Luthers, die wir aus protestantischen Federn haben. Diese vernachlässigen die Psychologie in höchst bedauerlicher Weise." Diesem Mangel also will Weiß abhelfen und in einer psychologischen Untersuchung die drei Fragen beantworten: „Wie ist Luther aufzufassen? Wie ist das Zerrbild zu begreifen, das er aus der von ihm preisgegebnen katholischen Lehre gemacht hat? Wie ist das System zu erklären, das aus seinem Geiste entstanden ist?"

Der Lutherpsychologie werden außer einer Einleitung, die u. a. von der Macht des Vorurteils handelt, fünf Kapitel vorausgeschickt, deren erstes: „Die Grundsätze für die Beurteilung des Reformationswerks" überschrieben ist. Dann folgen: eine kritische Würdigung von Denifles Werk, „Vorbemerkungen über unser Verhalten gegen Luther und die Reformation", „Die Lutherlegende hinsichtlich der katholischen Lehre", „Die Lutherlegende hinsichtlich der Lehre Luthers". Im ersten und im dritten dieser Kapitel ist das Prinzipielle enthalten, wegen dessen ich mich aus den angeführten Gründen mit Weiß nicht auseinandersetzen kann; übrigens würde, wenn ich es versuchen wollte, ein ganzes Buch dabei herauskommen. Doch will ich wenigstens an einigen seiner Äußerungen zeigen, wie ich meinen eignen Standpunkt ihm gegenüber zu wahren vermag. Christus hat „nirgends ein Christentum gestiftet, nirgends eine eigne Religion gegründet; wohl aber hat er die Kirche eingesetzt. Das Christentum Christi existiert nur in der Form der Kirche." Daß Christus keine eigne Religion gegründet habe, ist eine kühne Behauptung. Die weisesten und größten Männer der Christenheit haben ihn immer als den Verkünder und Pflanzer der höchsten und reinsten Religion verehrt. Daß er das kirchliche Gemeindeleben gewollt und angeregt hat, leugnen wir nicht; dieses Gemeindeleben ist das gewöhnliche Organ sowohl zur Erzeugung und Verbreitung des christlichen Geistes wie zu seiner Betätigung. Aber die Meinung, daß ohne Teilnahme an einer solchen Gemeinschaft christliche Gesinnung und christliches Leben nicht möglich seien, oder daß der christliche Geist im kirchlichen Leben, gar im Leben einer einzelnen bestimmten Kirchengemeinschaft wie etwa der römischen aufgehe, das ist ein Irrtum, den die Weltgeschichte und die Erfahrung der Gegenwart widerlegen. „Im Papst konzentriert sich das Christentum." Den Glauben an den persönlichen Gott, an die Gottheit Christi und die Stiftung der christlichen Religion durch Christus vorausgesetzt, ist das nach der Probe, die ich oben vom päpstlichen Wirken und Wesen angeführt habe, die ärgste Gotteslästerung — natürlich nur objektiv. Der subjektive Irrtum von Männern wie Weiß und Denifle ist psychologisch leicht zu erklären. Sie sind vergeistigte Menschen von idealer Gesinnung und reinem Charakter, und weil sie diese Vor-

züge, die sie ihrer guten Naturanlage und dem christlichen Geiste verdanken, innerhalb der katholischen Kirche ausgebildet haben, glauben sie sie dieser zu verdanken; und weil vom katholischen Lehrgebäude, an das sie glauben, der Primat der Schlußstein ist, so hegen sie eine überschwengliche Meinung von der Bedeutung des Papsttums. Was dessen Geschichte Unerfreuliches darbietet, dabei verweilt ihr Blick nicht, und darum macht es auf sie keinen Eindruck. Von einzelnen Päpsten — es sind ihrer nicht viele — darf man schon sagen, daß sich in ihnen das Christentum konzentriert habe, z. B. von Gregor dem Großen, obgleich dieser edle, würdige und überaus tüchtige Mann im Übermaß abergläubisch war. Aber die meisten Päpste sind nur mittelmäßige Christen, wenn auch im übrigen bedeutende Menschen gewesen, und in nicht ganz wenigen hat sich ein antichristlicher Geist verkörpert, was Luther in seiner bekannten Art ungebührlich verallgemeinert hat. Für gewöhnlich sucht sich der christliche Geist andre Konzentrationspunkte als den päpstlichen Stuhl. Manchmal waltet er mit Macht in einem frommen Monarchen, wie in den Kaisern Otto der Erste und Heinrich der Dritte, die daran gearbeitet haben, den Augiasstall der römischen Klerisei auszuräumen, diese in deutsche Zucht zu nehmen und mit christlichem Geiste zu erfüllen. Manchmal erwählt sich dieser eine stille Klosterzelle, wie die des Thomas a Kempis, oder einen begeisterten Prediger, wie Bernhard von Clairvaux, Franz von Assisi, oder einige Ketzergemeinden, wie die waldensischen und die „Gemeinden unter dem Kreuz". Es waren dies reformierte Gemeinden des sechzehnten Jahrhunderts, die im Herzogtum Jülich-Kleve-Berg und im Kurfürstentum Köln unter hartem Druck lebten, und von denen Professor Eduard Simons im Augustheft der Preußischen Jahrbücher mit Recht sagt: „Gibt es seit der altchristlichen Zeit keine Gemeinden, die das, was eine Christengemeinde sein soll, deutlicher, ergreifender gezeigt haben als sie, sind sie in kirchlicher Beziehung wertvolle, wenn nicht gar die wertvollsten Schöpfungen der Reformation, eine Ehre des evangelischen Christentums, ein Beweis, daß dieses auch kirchlich mehr zu leisten vermag als der Katholizismus, dann dürfen sie der Beachtung empfohlen werden." Endlich sieht man den christlichen Geist manchmal in einem ganzen wackern Volke wirksam. Das kleine Dänenvolk enthält heute, wenn beim Geiste von Quantitäten gesprochen werden darf, wahrscheinlich mehr christlichen Geist als das päpstliche Rom in den letzten sieben Jahrhunderten. Selbstverständlich schafft sich der christliche Geist für sein Wirken Einrichtungen und Behörden als Organe, aber in eine Behörde einkapseln, von einer Behörde reglementieren, an eine Amtsstelle binden läßt er sich nicht. Erfüllt sich eine Kirchenbehörde mit unchristlichem Geiste, so entweicht eben der christliche und sucht sich ein andres, meist ein nicht offizielles Organ, das dann von jener verketzert und verfemt wird.

Weiß beschuldigt Luther, daß er unter andern schlimmen Entwicklungen auch die zum Minimismus eingeleitet habe, d. h. zu dem Bestreben, die „Glaubensdinge auf das möglichst geringe Maß zurückzuführen". (Warum nicht lieber:

die Zahl der Dogmen möglichst zu reduzieren?) Ist das wirklich etwas Schlimmes? Jesus spricht zu Martha: Eins nur ist notwendig. Ist nicht die Eins die allerkleinste Zahl? (Denn von Brüchen kann hier, wo wir nicht Arithmetik treiben, nicht die Rede sein.) Unter dem einen Notwendigen verstehe ich: den Glauben an den einen Gott, der die höchste Vernunft und Liebe ist, und den guten Willen, diesem Gott auf vernünftige Weise und durch Übung der Nächstenliebe nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen. Dieses Eine ist wirklich nur eines, obwohl es schon aussieht wie vier oder fünf „Glaubensdinge“. Es ist eben die Natur jedes lebendigen Einen, sich zu einer Vielheit zu entfalten. Die Erkenntnis des Gläubigen kann unzählige Folgerungen aus dem Grundglaubenssatze ziehn, die Praxis muß unzählige verschiedne Anwendungen davon machen. Aber die Forderung, daß ich die Folgerungen, die andre Leute gezogen haben, als Glaubenssätze annehmen, und daß von deren Annahme meine Seligkeit abhängen soll, ist ungebührlich und lächerlich; besonders wenn es sich um das Glaubenssystem der römischen Kirche oder, was dasselbe ist, der Scholastik handelt; denn dieses enthält Sätze, die, wie die Lehre vom Teufel, von der Zauberei, vom Ablaß, unsägliches Unheil angerichtet haben, ohne jemals den allergeringsten sittlichen, intellektuellen oder sonstigen Nutzen zu stiften, und eine Menge andre Lehren, wir werden eine davon nennen, die entweder der Vernunft oder der Erfahrung widersprechen. Das, worin sich die Wirkung des christlichen Geistes am stetigsten, kräftigsten und wohltätigsten erweist, die Pfarrseelsorge, beruht ganz und gar auf jenem Einen. Sie besteht darin, daß jenes Eine den Herzen eingepflanzt wird, und daß die Gläubigen durch Wort, Beispiel und verständige Einrichtungen angeleitet werden, den von jenem Einen geforderten und ermöglichten vernünftigen Tatgottesdienst zu üben. In diesem Wesentlichen der Pfarrtätigkeit besteht zwischen beiden Konfessionen bei uns Deutschen wenigstens kein Unterschied. Wenn in die katholische Seelsorge seit Pius dem Neunten unseligen Andenkens Rosenkränze, Skapuliere, Ablässe, neue Heilige, Madonnen- und Papstvergötterung, Lourdesgrotten und ähnliche Dinge eingeschleppt und eingeschmuggelt worden sind, so hat das wahrlich die echte christliche Seelsorge nicht gefördert. Solcher Kram erzeugt nicht Christen, sondern Bigotterie und Fanatismus, Ketzerriecherei und Denunziantentum; und wenn man die Betschwestern beiderlei Geschlechts über die unzähligen Dogmen, die die müßige Spekulation oder die Phantasie unbeschäftigter Grübler produziert hat, examinierte, so würden sie die meisten nicht kennen und bei der Nennung und Erklärung der übrigen noch mehr Ketzereien verbrechen, als es Dogmen gibt. Auch für den „Nihilismus“ im Schoße des heutigen Protestantismus wird Luther verantwortlich gemacht. Zugegeben, daß dieser die Bahn auch für diese Entwicklung frei gemacht hat, so beherrscht der Nihilismus doch bloß die protestantische Theologie, nicht das Gemeindeleben. Gewiß ist auch ein großer Teil der protestantischen Bevölkerung dem Unglauben verfallen; in Deutschland wenigstens; in Großbritannien und in Nordamerika

keineswegs. Aber wie steht es denn damit in den katholischen Ländern Österreich, Frankreich und Italien? Von Spanien, das beinahe außerhalb der europäischen Kulturentwicklung liegt, wollen wir nicht reden. Wenn wir die erklärten Atheisten abrechnen, ferner die Wähler, die antiklerikale Abgeordnete in die Parlamente schicken, ferner alle solche Heiden wie die neapolitanischen, die bei großen Kalamitäten, bei einem Vesuvausbruch, unter der Führung ihrer Priester heulend und Litaneien plärrend mit ihren Götzenbildern herumziehen, die Rettungs- und Aufräumungsarbeiten aber den dazu kommandierten Soldaten überlassen — wenn wir diese alle abrechnen, wieviel gläubige Katholiken bleiben denn da in den katholischen Ländern? Französische Schriftsteller pflegen die Klarheit und Entschiedenheit der Romanen zu rühmen, die direkt vom christlichen Aberglauben zum Positivismus und Atheismus fortgeschritten seien, während die Germanen den Umweg über das evangelische Christentum eingeschlagen hätten, auf dem sie sich ungebührlich lange aufhielten. Kein Zweifel: der religiöse Nihilismus herrscht in den katholischen Ländern weit mehr als in den protestantischen. Und wie steht es denn mit den sittlichen Früchten des Glaubens? Will man das Ergebnis eines Vergleichs in der für die Katholiken schonendsten Weise ausdrücken, so muß man ihnen sagen: wir schreiben den negativen Überschuß, den die Rechnung ergibt, nicht eurer Religion, sondern eurer romanischen oder slawischen Nationalität aufs Konto. Rasse und Kulturhöhe bestimmen Form und Grad der Sittlichkeit, die Religion oder Konfession übt auf die Dauer gar keinen Einfluß. (Was meiner eignen Ansicht nicht völlig entspricht; für eine erschöpfende Behandlung des Themas ist hier kein Raum.) Daraus folgt dann, daß die Wirkung der Sakramente und Sakramentalien reine Einbildung und der Anspruch, den die römische Kirche erhebt, Verwalterin und Ausspenderin der helfenden und der heiligmachenden Gnade zu sein, eine unerträgliche Anmaßung ist.*)

Weiß gibt zu, daß die Reformation auch Gutes gewirkt, namentlich die katholische Kirche gezwungen hat, sich selbst einigermaßen zu reformieren. Aber, meint er, dadurch sei Luther nicht entschuldigt. Der Zweck heilige nun einmal nicht das Mittel. Sonst müßte man um der guten Wirkungen der Sünde willen auch die Brüder Josephs und die Jakobiner der französischen Revolution von aller Sündenschuld lossprechen. Ja, hat denn Luther etwas ähnliches verbrochen, wie Isaaks Söhne, die ihren Bruder verkauften, oder wie die blutdürstigen Wüteriche der Terreur? Was hat er denn getan? Er ist dagegen aufgetreten, daß ein liederlicher Erzbischof und ein prunkliebender Papst im Bunde mit den Herren Fugger die abergläubische Einfalt des sächsischen Volkes

*) Wenn in einzelnen Fällen der Sakramentenempfang bessert oder vor Verschlechterung bewahrt, so geschieht das nicht ex opere operato, wie die römische Kirche behauptet, sondern auf natürlichem psychologischem Wege durch die heilsamen Vorstellungen, die eine verständige Seelsorge bei Gelegenheit der Andachtsübungen zu erwecken weiß. Die Kindertaufe, bei der davon keine Rede sein kann, ist absolut unwirksam, wie täglich Millionen Fälle beweisen.

schamlos ausbeuteten und durch die religiöse Form, in der das geschah, die sittlichen und religiösen Begriffe und die Gewissen verwirrten. Wenn, weil diese Ausbeutung und Verwirrung auf einem Dogma beruhte, durch ihre Verurteilung das ganze Dogmengebäude der Kirche ins Wanken geriet und allmählich zusammenbrach, was Luther nicht sogleich bemerkte — um so schlimmer für dieses Gebäude! Weiß rühmt gleich den meisten Katholiken von diesem, daß es ein geschlossenes Ganze sei, das nicht geteilt werden könne. Nun, die Lehre vom Ablaß ist offenbar falsch, und daraus folgt also bei der angenommenen Verkettung der Dogmen nach unsrer wie nach der orthodoxen Logik, daß das ganze Glaubenssystem falsch ist. Es ist besonders die Furcht vor dieser Folgerung, was die Kritik der Katholiken lähmt. Sie sagen sich: wenn ich ein Steinchen herausbreche, stürzt das ganze Gebäude zusammen. Darum schließen sie die Augen und klammern sich an „die Kirche" an. Auch Denifle hat von sich bekannt: wenn er einmal vom Pfade der Orthodoxie abwiche, so würde er ein ganz verzweifelter Glaubensfeind werden. Die Gesinnung solcher Männer ist sehr achtungswert, aber ihre Furcht entspringt der falschen Vorstellung, daß der christliche Geist und das christliche Leben unlöslich mit einem ausgearbeiteten theologischen System verkettet sei. Der lebendige Glaube und das christliche Leben vieler evangelischer und Sektengemeinden beweist, wie unbegründet diese Furcht ist. Um noch einmal auf Luthers vorgebliche Schuld zurückzukommen: sie soll darin bestehn, daß er der Kirche ungehorsam wurde, der zu gehorchen er durch Taufe und Eid verpflichtet war. Als Sechswochenkind kann man keinen giltigen Eid ablegen, und wenn andre für einen geloben, so ist man als Erwachsener durch dieses Gelöbnis nicht gebunden. Ja auch das eigne Gelöbnis eines Erwachsenen bindet nicht, wenn es mit unvollständiger Einsicht in die Folgen geleistet worden ist. (Und das gilt von allen Klostergelöbnissen junger Leute.) Sind diese Folgen offenbar schlimm, so ist man verpflichtet, das unverständige Gelöbnis zu brechen. Alles Schwören und Geloben ist gefährlich und dabei unnütz; warum hält sich die Christenheit nicht an das klare und ausdrückliche Gebot des Herrn: ihr sollt gar nicht schwören? Was insbesondre die Taufe betrifft, so ist sie ein symbolischer Aufnahmeritus, sonst nichts. Soll die Kindertaufe mehr, soll sie ein Gelöbnis sein, so muß sie als ungehörig und sinnlos abgeschafft werden. Es gehört zu den Mißgriffen der Reformatoren, daß sie mehrere richtige Konsequenzen ablehnten, die in dieser und in andern Beziehungen von den Wiedertäufern aus den reformatorischen Lehren gezogen wurden.

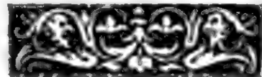
Von Denifle gibt Weiß zu, daß er in seinem Buche eine unnötig verletzende Sprache geführt habe. Er entschuldigt ihn mit der Erregung, in der er es geschrieben habe, und führt für diese drei Ursachen an, die ich gelten lasse. Erstens Krankheit. Zweitens die Los von Rom-Bewegung, die ja in der Tat einen gläubigen Katholiken, der noch dazu geborner Tiroler ist, tief verletzen muß. Und er hat in dieser Bewegung eine ernstliche Gefahr für die Kirche

gesehen. Bei der Erwähnung dieses Umstandes erfahren wir etwas Interessantes, leider nur andeutungsweise. „Zum Teil öffnete mir erst nach seinem Tode die Durchsicht seines Nachlasses die Augen. Welche Belege birgt die Fülle seiner Briefschaften! Welche Mitteilungen, welche Äußerungen, welche Angriffe aus der Feder von Männern, denen man Besseres zugetraut hätte!“ Wahrscheinlich haben ihm angesehene Zentrumsführer geschrieben, daß die von ihm eingeschlagne Bahn heute nicht mehr gangbar sei, daß man sich mit den Protestanten vertragen, den ultramontanen Unfug aus Deutschland verbannen und den fanatischen Papalisten das Handwerk legen müsse. Sollte meine Vermutung richtig sein, so würde ich darin ein erfreuliches Zeichen der Zeit sehen. Das dritte, was Denifle reizte und erbitterte, war die Eigentümlichkeit der protestantischen Polemik. Die Charakteristik dieser Polemik bei Weiß läuft der Hauptsache nach auf das hinaus, was ich bei verschiednen Anlässen mit einem geringern Aufwande von Gelehrsamkeit gesagt habe. Wenn von den protestantischen Theologen, deren Mehrzahl in den Fußstapfen David Straußens wandelt, den Katholiken vorgeworfen wird, daß sie Christum nicht genug ehrten, den Katholiken, die alle Stuben, Plätze und Wege mit Kruzifixen — verunzieren, wie es der moderne Mensch nennt — und die ganze lange Fastenzeit hindurch den leidenden Christus zum Mittelpunkt ihres Fühlens und Denkens machen; wenn der Protestantismus, dessen geistige Elite sich zum Atheismus bekennt und den Begriff der Sünde abgetan hat, der römischen Kirche ein Verbrechen daraus konstruiert, daß sie sich mit der attritio des Sünders begnügt und nicht die contritio zur Bedingung der Lossprechung macht, die contritio, d. h. die Reue aus reiner und vollkommner Liebe zu Gott; wenn der Protestantismus, dessen Wissenschaft keine andern als natürliche Kräfte zuläßt, die katholische Kirche der Ketzerei des Semipelagianismus beschuldigt, weil sie lehre, daß der Mensch, um der übernatürlichen Gnade teilhaft zu werden, auch seine natürlichen Kräfte anstrengen müsse — so muß das alles auf einen Katholiken von Geschmack wie Brechpulver wirken und einen cholerischen toll machen. Die Protestanten werden nun freilich entgegnen: Die Männer, die solche Vorwürfe erheben, und die Vertreter der negativen Bibelkritik sowie die der atheistischen Wissenschaft gehören ja zwei ganz verschiednen Lagern an. Das ist richtig, aber eben darum ist der heutige Sprachgebrauch, der Protestantismus und evangelisches Christentum durcheinanderwirft, falsch, und das heutige Parteiwesen, das beider Identität voraussetzt, verwerflich. Wenn man unter Protestantismus die Religion Luthers und Calvins und die evangelischen Kirchen versteht, dann gehören die Leute, die den persönlichen Gott, die Gottheit Christi und das Leben nach dem Tode leugnen, nicht hinein; zwischen sich und ihnen muß er eine reinliche Scheidelinie ziehn. Versteht man dagegen unter Protestantismus alles, was nicht katholisch ist, von Hengstenberg bis Haeckel und Hartmann, einschließlich der Dampfmaschine und aller andern Errungenschaften unsrer materiellen Kultur, von

denen man sich vorstellt, daß sie Erzeugnisse des antikatholischen Geistes seien (fälschlich vorstellt: Kopernikus, Cartesius, Pascal, Galvani, Volta, Ampère, Fresnel, Frauenhofer, Foucault sind gläubige Katholiken gewesen; Pasteur soll ein solcher sein), dann kann auf der Basis dieses Protestantismus, der nur eine Kulturgemeinschaft, nicht eine Religion oder Konfession ist, überhaupt keine Diskussion über religiöse Dinge geführt werden. Der von Vertretern dieses Protestantismus angegriffne Katholik hat das Recht, zu sagen: ich antworte nicht eher, als bis einer von den zehn oder hundert Leuten, die auf mich einstürmen, die aber untereinander uneins sind, die ganz verschiedne, ja entgegengesetzte Dinge behaupten, als der allein bevollmächtigte Wortführer aller übrigen feierlich anerkannt wird. Dieser verzwickten Lage kann, meine ich, nur dadurch abgeholfen werden, daß man die Bezeichnung Protestantismus, die doch nur noch historische Bedeutung und als bloße Negation einen schlechten Beigeschmack hat, ganz fallen läßt, und daß die evangelischen Christen, die wirklich noch Christen sind, nur von evangelischem Christentum und evangelischer Kirche sprechen. Wollen die Vertreter der atheistischen Wissenschaft, die der modernen Technik und die des modernen Mammonismus für ihr Konsortium einen gemeinsamen Namen haben, so mögen sie einen solchen aus einem andern als dem kirchengeschichtlichen Fache wählen. Der Begriff, den dieser Name dann bezeichnet, umfaßt auch viele Millionen Katholiken, u. a. die ganze zurzeit in Frankreich herrschende politische Partei.

Des Verfassers Lutherpsychologie fällt natürlich nicht gerade schmeichelhaft aus, ist aber auch kein Zerrbild. Ein kurzes Zitat mag seine Weise andeuten. „Zu einem Gemütsmenschen hatte er die schönsten Anlagen, wie man überall herausfühlt. Tiefe zwar und Innerlichkeit waren ihm versagt. Beides sucht auch niemand bei einem, der seine Zunge so wenig meistern kann. Stille Wasser gründen tief, wer aber das Herz auf der Zunge hat, bei dem muß der Brustkasten leer stehen. Die gemütliche Seite des Charakters dagegen war Luther in reichlichem Maße gegeben, und nie konnte er diese ganz verleugnen. Das ist auch einer der Gründe dafür, daß er die Menschen so leicht für sich gewann. Selbst wo er poltert, macht man sich im allgemeinen nicht viel daraus. Luther war einer von jenen Charakteren, halb gutmütig, halb zornmütig, die von Zeit zu Zeit mit dem Dreschflegel auf andre losschlagen müssen, bald um ihre Weichheit zu verbergen, bald, weil sie sich nicht ruhig der Gefahr der Ausbeutung durch andre erwehren können, oder weil sie keinen andern Weg finden, den sinkenden Respekt vor sich zu retten, bald um ihrer übeln Laune Luft zu machen. Er selbst sagt, daß er des Zornes bedurft habe, um sein Gemüt zu erfrischen, seinen Verstand zu schärfen, unlustige Gedanken und Anfechtungen zu vertreiben, ja sogar, wenn er dichten, schreiben, beten oder predigen wollte." Dieses ganze Hauptkapitel des Buches Satz für Satz durchzuprüfen, ist Sache der Lutherforscher. Ich glaube, sie werden nicht alles darin verwerflich finden und manchen Gewinn daraus ziehn. Professor Heinrich

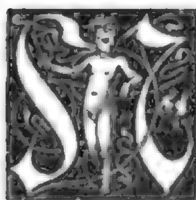
Böhmer gesteht in seinem vortrefflichen Büchlein: Luther im Lichte der neueren Forschung (Leipzig, B. G. Teubner, 1906), daß in diesem Lichte so manches Luthergeschichtchen als Legende erkannt wird; auch Denifle, der übrigens mit Humor abgefertigt wird, habe zur Erkenntnis des wirklichen Luthers einiges beigetragen. Daß ein Ordensgenosse der Patres Sprenger und Heinrich Institoris Luthers Werk rein psychologisch erklärt und dabei des Teufels auch nicht ein klein wenig bedarf, ist ein gewaltiger Fortschritt, ein Fortschritt, der gefährliche dogmatische Konsequenzen haben wird — gefährliche vom orthodoxen Standpunkt aus gesehen. Mögen sie dem Pater Weiß vorläufig verborgen bleiben, damit er nicht, durch sie erschreckt, auf dem eingeschlagnen Wege vernünftiger Forschung zurückweiche. C. J.



König Friedrich der Große und der Baron Warkotsch

Von W. Berg

1



Nach der Ankunft in dem durch die Beschießung von 1760 verwüsteten Stadtschlosse zu Breslau klagte der große König am 10. Dezember 1761 über seine traurige Lage: „Jedes Bündel Stroh, jeder Schub Rekruten, jede Sendung Geld, alles, was an mich gelangt, ist oder wird eine Gunst meiner Feinde oder ein Beweis für ihre Nachlässigkeit, da sie eigentlich alles wegnehmen können. In Sachsen sind die Österreicher Meister der Berge, Thüringen beherrschen die Kreistruppen, die Franzosen sind bis Mühlhausen vorgerückt. Alles das schnürt uns so ein und gibt unsern Feinden so große Vorteile, daß ich, wenn sie auch nur mit halber Kraft handeln, nicht absehe, wie wir unsern Untergang noch hinausschieben können. Hier in Schlesien sind alle Festungen den Unternehmungen des Feindes ausgesetzt, Stettin, Küstrin und selbst Berlin sind dem Belieben der Russen preisgegeben, in Sachsen ist mein Bruder sozusagen bei der ersten Bewegung Dauns über die Elbe zurückgeworfen. Alles das ist sehr reell, es sind nicht etwa Voraussagungen eines hypochondrischen und misanthropischen Sinnes, sondern unglücklicherweise notwendige Wirkungen der von unsern Feinden wohl vorbereiteten Ursachen." Der schwerste Schlag für ihn war der Fall der Festung Schweidnitz gewesen, die Laudon in kühnem Sturm am 1. Oktober genommen hatte. Man habe ihm, so schreibt Friedrich, eine Festung in zwei Stunden wegnehmen können, während er nur einen Tagemarsch weit von ihr gestanden hätte, künftig werde er für jede Festung eine Armee brauchen. Seine Pläne für einen Einmarsch nach Oberschlesien, Mähren oder Böhmen waren vereitelt. Er konnte nur noch daran denken,

die ihm noch verbliebnen Festungen zu schützen. Deshalb bezog er am 5. Oktober 1761, um Breslau und Neiße zu decken, ein Lager bei Strehlen und wartete dort in Verteidigungsstellung auf den Zuzug der Truppen Platens, der gegen die Russen bei Kolberg operieren sollte. Sein nächstes Ziel war die Wiedereroberung von Schweidnitz. In dieser trübseligen Zeit, während der er den Streitkräften Laudons untätig gegenüberlag, der zwischen Freiburg und Bögendorf an das Gebirge gelehnt stand, hatten der Baron Warkotsch und sein Genosse Schmidt den hochverräterischen Plan gefaßt, den König aus seinem Hauptquartier durch österreichische Truppen aufheben zu lassen. Es ist hier nicht nötig, auf die furchtbaren Folgen hinzuweisen, die ein Gelingen des Verrats für den preußischen Staat notwendig hätte haben müssen. Der König entrann dem Verderben noch in der letzten Stunde durch eine glückliche Verkettung von Umständen.

Der Baron Heinrich Gottlob von Warkotsch stammte aus einem alten, seit dem fünfzehnten Jahrhundert bekannten schlesischen Geschlechte, dessen Name sich von dem Dorfe desselben Namens im Kreise Strehlen herleitet. Obwohl die Familie in der Strehlener Gegend noch zu König Friedrichs Zeit mehrere Güter besaß, hatte Warkotsch, der als jüngerer Sohn um 1706 geboren war, ungeachtet seines protestantischen Bekenntnisses österreichische Dienste genommen. Als Hauptmann im ungarischen Regiment Batthyány (nach andern im Regiment Botta) eben im Begriff, im Jahre 1756 gegen Preußen in den Krieg zu ziehn, erhielt er die Nachricht von dem zu Karlsbad erfolgten plötzlichen Tode seines ältern Bruders, des Königlich Preußischen Kammerherrn Karl Ferdinand. Da der Verstorbne keine Nachkommen hinterlassen hatte, gelangte der jüngere Bruder in den Besitz der nahe bei Strehlen liegenden ansehnlichen Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und des Vorwerks Käscherei (oder Casserei), deren Wert sogar in jener Zeit schon auf mehr als hunderttausend Taler angegeben wurde. Er erbat nun seinen Abschied, den er jedoch nie formell erhalten haben soll, und lebte fortan auf dem Schlosse zu Schönbrunn als Verwalter seiner Güter. Warkotsch war nach der Angabe des später hinter ihm erlassenen Steckbriefs*) „breitschultrig, langer und korpulenter Statur, braun von Angesicht; trägt meistentheils eine Beutel-Perüque; seine deutsche Aussprache lautet etwas nach der österreichischen Mundart". Die Quellen schildern ihn als einen höchst unliebenswürdigen Charakter: herrisch, jähzornig und hart gegen die Untergebnen; auch scheint er zu Trunk und Spiel sehr geneigt gewesen zu sein und es im Punkte der ehelichen Treue nicht eben genau genommen zu haben. Obwohl er dem König von Preußen am 30. August 1756 den Vasalleneid geleistet hatte, blieb er in seinem Herzen österreichisch gesinnt und

*) Citatio Edictalis des eines Hochverrats sich schuldig gemachten und durch die Flucht entkommenen Heinr. Gottl. Freiherrn von Warkotsch. [Bekannt gemacht durch die Oberamtsregierung zu Breslau, den 4. Dezember 1761.] Vgl. Moser, Europäisches Völkerrecht, 9. Teil 1. Band, S. 136.

durchaus ein Anhänger der frühern Verhältnisse. Nach seinen feudalen Ansichten war der Bauer eigentlich gar kein Mensch. Da aber der große König gerade in den Bauern sehr wichtige Menschen sah und in dieser Überzeugung in dem wiedergewonnenen Schlesien Einrichtungen getroffen hatte, die die Bauern von manchem harten Druck erlösten, dem sie seit Jahrhunderten unter der österreichischen Herrschaft ausgesetzt gewesen waren, so war eben dieser Umstand geeignet, den Baron mit tiefer Abneigung gegen den König und die preußische Herrschaft überhaupt zu erfüllen. Schon 1756 hatte er diese Abneigung offen ausgesprochen, und auch später, als sich in Böhmen österreichische Truppen zum Feldzuge gegen Preußen sammelten, hatte er geäußert, wenn die Österreicher nur erst Schlesien wieder hätten, so könne man das Bauernpack zu Paaren treiben. Sein Preußenhaß war noch gestiegen, als ihm später, wie aus einem vertraulichen Schreiben des Ministers von Schlabrendorf an den Kabinettsrat Eichel vom 24. August 1761 hervorgeht, infolge von Ausschreitungen preußischer Gardereiter etwa achtzehnhundert Schafe und Hammel fortgetrieben worden waren.

Am 4. August 1761 war der König, der einen Angriff Laudons bei Schönbrunn erwartete, zum erstenmal der Gast des Barons, bei dem er eine Nacht zubrachte. Die Behauptung jedoch, daß Warkotsch damals schon einen Anschlag gegen des Königs Person beabsichtigt habe, und daß dieses Unternehmen nur durch einen Zufall vereitelt worden sei, läßt sich mit Sicherheit nicht erweisen. Übrigens verbarg Warkotsch seine Abneigung hinter der Maske der Loyalität und machte sich bei dem König zum Beispiel dadurch beliebt, daß er ihm in das Bunzelwitzer Hungerlager erlesne Gartenfrüchte u. dergl. sandte. Am Abend des 5. Novembers desselben Jahres traf Friedrich, der nach dem Falle von Schweidnitz aus seinem Lager bei Münsterberg nach Strehlen abgerückt war, in Begleitung des Markgrafen Karl und des Generaladjutanten von Krusemark zum zweitenmal in Schönbrunn ein. Noch in der Nacht aber erbat er sich von Warkotsch einen zuverlässigen Führer, der ihn nach Strehlen bringen könnte. Dieser Mann war der Jäger des Barons, mit Namen Matthias Kappel, geboren am 15. Januar 1726, ein katholischer Böhme aus Mitrowitz bei Kolin, derselbe Mann, durch dessen Hilfe Friedrich später den Anschlägen des Verräters entrinnen sollte.

Der König hatte nicht in Strehlen selbst, sondern in dem Dorfe Woiselwitz Quartier genommen. Das Dorf stieß unmittelbar an die Stadt. An der Südseite der Dorfstraße stand ein massives, einstöckiges Haus, das dem Bauinspektor Bruckkampf gehörte. Dort bezog der König eine Wohnung. In dem Nebenhause wohnte der Postmeister Stiller. Hinter beiden Häusern lagen Gärten, die bis zur Ohlau reichten. Dieser Fluß war dort für gewöhnlich sehr schmal und seicht, bot also für eine Schar kühner Abenteurer kein Hindernis, um so weniger, als auch in der Nähe eine Brücke vorhanden war. Jenseits des Wassers dehnten sich Felder aus, aus denen sich zahlreiche waldbedeckte

Hügelkuppen erhoben. Durch tiefe Gründe konnte man, ohne die Posten zu berühren, am Dorfe Hussinetz vorüber bis in den Stillerschen Garten kommen. Von der in Strehlen untergebrachten Garde stand eine Kompagnie in Woiselwitz. Die unmittelbare Bewachung des Königs hatten dreizehn Grenadiere. Ihre Wachtstube war in dem im Garten liegenden ziemlich geräumigen Backhause. Vor dem Eingang in das Wohnhaus auf der Straßenseite stand ein Posten, vor des Königs Schlafzimmer, das nach der Gartenseite zu lag, ein Doppelposten. Die preußischen Truppen lagen in den Dörfern im Umkreise, geschützt durch Feldwachen und Patrouillen. Das feindliche Heer stand ziemlich nahe. Man muß sagen, daß der König gegen einen kühnen Handstreich nicht genügend geschützt war. Die Österreicher verfügten damals schon über viele leichte Truppen, die Mut und Gewandtheit für eine solche Unternehmung hatten und sie sicherlich gewagt haben würden, wenn sie von der gefährdeten Lage des königlichen Hauptquartiers Kenntnis gehabt hätten. Der Mann, der ihnen diese Kenntnis durch abscheulichen Verrat verschaffte, war nun eben der Baron Warkotsch. Wie aber kam er dazu, einen verbrecherischen Anschlag zu planen? Wir wissen, daß er äußerlich ein gutes Verhältnis zu den Preußen aufrechterhielt. Er erwies den Offizieren der preußischen Einquartierung, die er ab und zu hatte, eine große Gastfreundschaft. Besonders der Generaladjutant von Krusemark, der kein Verächter der Tafelfreuden war, hatte sich bei seinem zweimaligen Aufenthalt im Schlosse zu Schönbrunn sehr wohl gefühlt. Warkotsch hatte ihn darauf mehrfach in Woiselwitz besucht und war durch ihn mit einer Anzahl von Offizieren und dem Kabinettsrat Eichel bekannt geworden. Es entwickelte sich in der Folge ein ziemlich reger Verkehr zwischen Woiselwitz und Schönbrunn, ja der König zog den Baron in Erwiderung der empfangnen Gastfreundschaft bald auch an seine Tafel. Da Warkotsch fast jeden zweiten Tag in Woiselwitz war, konnte ihm die schutzlose Lage des Hauptquartiers kein Geheimnis bleiben. Auch hatte er erfahren, daß sich die hinter Strehlen liegenden Truppenteile bei einem feindlichen Angriff nicht bei Strehlen aufstellen, sondern gleich in die vorderste Linie eilen sollten. Wahrscheinlich haben alle diese Wahrnehmungen erst den verbrecherischen Plan in seiner Seele zum Reifen gebracht. Er dachte sich die Ausführung folgendermaßen: Ein nächtlicher Scheinangriff der Österreicher gegen die preußische Front sollte stattfinden; zu derselben Zeit sollte eine im Stadtwalde auf der Lauer liegende Streifschar in den Garten dringen und durch das Fenster einsteigen; ferner sollte ein starkes feindliches Kommando das Haus umzingeln, die Wachen niedermachen und Feuer in das Dorf werfen. In der Verwirrung schien es leicht, sich des Königs zu bemächtigen. Hilfe aus Strehlen wäre, da sich das alles natürlich sehr schnell abgespielt haben würde, wahrscheinlich zu spät gekommen. Die ratlose Armee sollte später vernichtet werden. Damit wäre dann der ganze Krieg beendigt gewesen, und Schlesien wäre wieder in österreichische Hände gekommen. Für den Fall des Mißlingens wäre die ganze Sache für die Österreicher nicht

schlimm gewesen. Sie hätten sich eben wieder in ihre gebirgige Stellung zurückgezogen. Auch hätte sich die Streifschar ohne große Verluste durch Gründe und Hohlwege nach dem südlich gelegnen Dorfe Pogarth retten können. Daß er durch die Beihilfe zum Überfall ein gemeines Verbrechen beging, indem er dem ihm gnädigen und vertrauenden König die schnödeste Undankbarkeit bewies und den Vasalleneid schändlich brach, machte Warkotsch bei seiner Grundsatzlosigkeit und seinem leidenschaftlichen Preußenhaß nichts aus. Aber es lag ihm natürlich daran, für seine Person im Hintergrunde zu bleiben und nur die Fäden zu schürzen, damit es schiene, als sei das ganze Unternehmen von der österreichischen Seite ausgegangen. Aus diesem Grunde machte er, als er den schändlichen Anschlag schon eingeleitet hatte, seinen Jäger Kappel eines Nachts auf die gefahrvolle Lage des Hauptquartiers geradezu aufmerksam und wies ihn darauf hin, daß es für die Österreicher doch eigentlich recht leicht sei, den König aufzuheben. Es war am 29. November, einem Sonntage. Warkotsch war mit Kappel schon früh nach Woiselwitz geritten und hatte mittags bei dem Könige gespeist, der ihm noch die Mitteilung gemacht hatte, daß er ihn von allen Lieferungen befreit habe. Dann war er mit dem Markgrafen Karl und dem General von Krusemark spazieren geritten und später in eifrigem Gespräch mit verschiednen Offizieren und dem Kabinettsrat Eichel bis gegen Mitternacht in Strehlen geblieben. Danach war er mit Kappel abgeritten. Im Schlafzimmer des Königs brannte noch Licht. In der Nähe der Treppendorfer Walkmühle eröffnete Warkotsch ein Gespräch. Er fragte seinen Jäger, ob er wohl gemerkt habe, wie schlecht der König in seinem Quartier stehe. Auf die Erwiderung Kappels, der König habe doch seine Garden, wandte Warkotsch ein, es seien nur dreizehn Mann bei ihm, ein österreichischer General stünde nicht so bloß. Kappel mochte nicht antworten, da sie eben durch ein Pikett Zastrowdragoner hindurchritten. Als die Reiter weg waren, bemerkte Warkotsch wieder, wenn die Österreicher wüßten, wie der König stehe, so könnten sie ihn abholen und ohne alle Umstände gefangen nehmen. Kappel entgegnete, wer das wohl den Österreichern sagen würde, worauf Warkotsch äußerte, sie hätten doch Spione. Darauf wandte Kappel ein, wenn sie auch Spione hätten, so es Gott nicht zulassen wolle, würden sie den König nicht bekommen. Warkotsch nannte den Jäger einen Narren und sagte, Gott kümmere sich nicht um den König, das sei nur der großen Herren Sache. Kappel wurde ängstlich und bat den Baron, nicht so laut zu reden. Warkotsch hieß ihn darauf dicht an seine Seite reiten und fuhr fort, sie seien doch oft in der Nacht hier geritten, ohne Patrouillen oder eine Wache zu sehen; es sei sehr kalt, und die Preußen säßen in den Quartieren, ohne sich zu fürchten, daß die Österreicher kommen und sie angreifen sollten; es ließe sich schon etwas ausführen. Damit war das Gespräch zu Ende. Kappel bekreuzte sich im stillen. Warkotsch hatte beabsichtigt, durch das scheinbar zufällige Gespräch den Jäger von seiner Spur abzubringen und ihn auf eine

falsche Fährte zu leiten. Aber er erreichte, wie bald zu bemerken sein wird, nur das Gegenteil.

Der Baron bedurfte, da er mit seiner Person ja nicht hervortreten wollte, eines unbedenklichen Zwischenträgers. Den fand er in der Person des katholischen Geistlichen Franz Schmidt, der erst seit April 1761 in dem von Schönbrunn nicht weit entfernten Dorfe Siebenhufen, Amtes Priborn, als Kuratus angestellt war. Wir wissen von diesem Schmidt nicht viel. Er war der Sohn eines ehrsamen Bäckermeisters aus Neiße. Der eigne Vater bezeichnete ihn später vor Gericht als einen schlechten und undankbaren Sohn, der sich gegen die Eltern stolz und hoffärtig betragen und sich ihrer geschämt habe. Wann Warkotsch den Verkehr mit Schmidt angefangen hat, ist nicht mehr zu ermitteln, aber es war natürlich, daß die beiden Verschwörer nun immer häufiger Zusammenkünfte hatten und auch brieflich miteinander viel verkehrten. Nach jedem Besuche, den Warkotsch in Woiselwitz abstattete, mußte Kappel mit einem immer versiegelten Briefe ohne Aufschrift zu Schmidt nach Siebenhufen reiten. Die Antwort brachte der Kurat immer selbst nach Schönbrunn. Der Jäger faßte deswegen Mißtrauen, und es wuchs noch durch die Wahrnehmung, daß der Baron, der ihn bisher sehr rauh behandelt hatte, seit dem Besuche des Königs in Schönbrunn ganz umgewandelt gegen ihn war und ihn sichtbar bevorzugte. Die häufigen Besuche des Barons in Woiselwitz gaben ihm zu denken. Aber er wurde immer wieder schwankend, wenn er den freundschaftlichen Verkehr erwog, den Warkotsch mit preußischen Offizieren usw. unterhielt, und die offenkundige Gnade des Königs bedachte. Auffällig erschien ihm jedoch wieder die Tatsache, daß sich der Kurat Schmidt bei den Gegenbesuchen preußischer Offiziere jedesmal schleunigst entfernte. Während ein preußischer Major einmal im Schlosse war, sprach der Baron mit Schmidt sogar heimlich hinter der Gartenmauer und ließ ihn nicht ins Haus. Kappel mußte den Kuraten ferner dreimal ins Freie, an einen sehr einsamen und gemiednen Ort, zu den sogenannten „Pfarrerlen", zu einer Unterredung bestellen. Freilich suchte Warkotsch das dem Jäger mit dem Hinweis zu erklären, der Umgang mit dem katholischen Geistlichen könne ihm, als einem protestantischen Edelmanne, leicht verdacht werden. Aber er vermochte das Mißtrauen des Jägers dadurch nicht einzuschläfern. Wohl konnte Kappel nicht ahnen, gegen wen ein etwaiger Anschlag geplant werde, aber er fühlte, daß irgend etwas Gefährliches im Werke sei, und es mochte ihm auch wohl die ungeschützte Lage des Königs in den Sinn kommen. Da aber alle Beweise fehlten, konnte er nichts tun als die Augen und Ohren offen halten und abwarten.

Eine unmittelbare Verbindung mit einem österreichischen Offizier hatten jedoch weder Warkotsch noch Schmidt. Es blieb ihnen also nichts übrig, als einen Brief, der die exponierte Lage des königlichen Hauptquartiers schilderte und zum Versuch eines Überfalls anregte, unmittelbar an den bei Wartha kommandierenden österreichischen General ohne namentliche Adresse zu senden.

Warkotsch schrieb den Brief, dessen Beförderung Schmidt übernahm. Schmidt bediente sich dazu einer weiblichen Person, namens Katharina Schusser (Schuster?). Der Brief kam auch wirklich in die Hände des Generals Dreskowich, der in Wartha kommandierte. Der erste Schritt aus der Sphäre des Gedankens zur Verwirklichung des Verbrechens war damit geschehen. Dreskowich, der den Brief sofort las, beging die Unvorsichtigkeit, die Überbringerin in Gegenwart mehrerer Offiziere einem Verhör zu unterwerfen. So konnte das Unternehmen, das doch die peinlichste Verschwiegenheit forderte, leicht scheitern. Laudon war sehr ungehalten über die Ungeschicklichkeit des Generals Dreskowich und gab auch später in seinem Berichte der Kaiserin Maria Theresia den Rat, Dreskowich von der Feldarmee abzuberufen, denn es sei „nicht wegen übelgesinnter Beschaffenheit seines Herzens, sondern aus der Schwachheit, nicht Herr seiner Zunge zu sein", bei wichtigen Begebenheiten auf ihn kein Verlaß. Die Kaiserin gab diesem Rate jedoch nicht nach. Laudon ergriff die Gelegenheit, die sich ihm durch den Verrat des Warkotsch und seines Genossen bot, mit Eifer und beauftragte einen gewissen Wallis oder Wallisch, Hauptmann im Karlstadter Grenzinfanterieregiment, sich mit Warkotsch ins Vernehmen zu setzen. Die Wahl traf gerade diesen Offizier, weil er vermutlich Ortskenntnisse hatte und als ein kühner und entschlossener Parteigänger bekannt war. Er ist übrigens von mehreren Seiten mit dem Obristen Wallis verwechselt worden, dem Kommandeur des Laudonschen Regiments, der sich bei der Erstürmung von Schweidnitz sehr ausgezeichnet hatte. Der Hauptmann Wallis — die Schreibung Wallisch rührt wohl von der ungarischen Aussprache des Namens her — hatte wahrscheinlich nichts mit dem Grafengeschlechte der Wallis zu tun, denn später, nach der Aufdeckung des vereitelten Anschlags, machte die gräfliche Familie bekannt, daß dieser Wallis nicht mit ihr verwandt sei. Daß Warkotsch den Hauptmann im brieflichen Verkehr, ohne seinen militärischen Rang anzugeben, bald mit Mr. Wallis, bald mit Mr. le baron de Wallis anredete, kann eine adliche Abkunft des Mannes nicht beweisen. Wallis muß nun unter der Adresse des Kuraten Schmidt um nähere Angaben über die Ortsverhältnisse im königlichen Hauptquartier ersucht haben. Denn am 22. November erhielt der Jäger Kappel von Warkotsch den Befehl, einen dicken Brief, der also wahrscheinlich die gewünschten Angaben enthielt, an Schmidt zur Weiterbeförderung zu überbringen. Schmidt öffnete die Umhüllung, die seine Adresse trug, in Kappels Gegenwart, und der Jäger konnte lesen, daß die Aufschrift auf dem Umschlage des eingeschlossenen Briefes lautete: à Mr. Mr. Wallis. Dieser Brief ist nun auch in Wallis Hände gelangt. Aber Wallis scheint noch Bedenken irgendwelcher Art gehabt zu haben. Vielleicht verlangte er für den Überfall einen ortskundigen Führer. Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls schrieb er aufs neue an den Kuraten. Diesen Brief brachte Schmidt am 29. November, eben an jenem Sonntage, an dem Warkotsch mit Kappel nach Woiselwitz geritten war, nach

Schönbrunn. Er begrüßte die Baronin Warkotsch, gab ihr aber den Brief, der keine Aufschrift trug, nicht, sondern der Frau des Jägers Kappel. Er befahl ihr an, wenn der Baron zurückgekehrt sei, den Brief durch ihren Mann an den Baron gelangen zu lassen; sie dürfe ihn aber nicht der Baronin geben; der Brief sei dringend, und er erwarte tags darauf, am Feste des heiligen Andreas, vor dem Hochamte noch die Antwort. Die Frau Kappel hatte jedenfalls durch Bemerkungen aus dem Munde ihres Mannes den Verdacht geschöpft, daß es sich bei dem Briefwechsel zwischen Warkotsch und Schmidt um etwas Gefährliches handle. Da sie aber selbst nicht lesen konnte, versuchte sie, wie durch die Zeugenaussagen erhärtet worden ist, den Verwalter Reipricht zu bewegen, den Brief zu öffnen und ihr vorzulesen. Da jedoch der Verwalter begreiflicherweise nicht auf ihr Ansinnen einging, versuchte sie ihr Glück bei dem Koch Nitsche. Sie teilte ihm mit, der Kurat habe ihr streng verboten, den Brief der Frau Baronin zu geben. Nitsche schloß daraus, daß es sich in dem Briefe wahrscheinlich um eine Liebesangelegenheit des Barons handle, und daß das Schreiben vielleicht die Beschwerde eines verführten Mädchens enthalte. Aber auch er wollte den Brief nicht öffnen.

Als nun Kappel nach Mitternacht mit dem Baron nach Hause gekommen war und seine Wohnung betrat, kam ihm seine Frau in großer Aufregung entgegen und berichtete ihm, wie es mit dem Briefe zugegangen sei. Kappel, obwohl selbst durch das nächtliche Gespräch mit dem Baron sehr erregt und in schweren Gedanken, beruhigte sie und brachte den Brief dem Baron, der sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte. Darauf ging auch er zu Bette. Bald lag er im Halbschlummer. Da wurden plötzlich auf dem Flur vor seiner Wohnung Tritte hörbar. Kappel und seine Frau erwachten und hörten beide, wie eine Tür geöffnet wurde. Darauf fragte eine Stimme, die sie als die der Anna Dutkin, der Kammerzofe der Baronin, erkannten, wer da sei. Niemand jedoch antwortete, und es blieb still. Nach einer Weile ließen sich wieder die Tritte hören. Kappel machte Licht. Auf ein leises Klopfen an seiner Tür öffnete er und sah den Baron vor sich, der ihm einen Brief gab mit der geflüsterten Weisung, ihn am andern Morgen noch vor der Kirche an den Kuratus zu bringen. Als sich Warkotsch wieder fortgeschlichen hatte, drängte die Frau Kappel in großer Angst ihren Mann, er möge den Brief öffnen, der gewiß ein Verbrechen enthalte, dem er als Werkzeug dienen solle. Kappel, nun selbst im höchsten Grade beunruhigt, gab ihr nach, wartete aber noch anderthalbe Stunde, ob alles still bleibe. Gegen sechs Uhr morgens löste er in dem zu so früher Stunde noch leeren Dienerzimmer das Siegel. Der erste an Schmidt adressierte Umschlag enthielt nur die Worte auf der Innenseite: „Der Herr Curatus beliebe diesen Brief auf das Allerschleunigste zu bestellen." In dem Umschlag steckte ein verschlossener und versiegelter Brief mit der Aufschrift: à Mr. Mr. le baron de Wallis. Auch dieses Schreiben erbrach Kappel und las es. Aus seinem Inhalt gewann er die ihn tief er-

schütternde Überzeugung, daß Warkotsch ein Staatsverräter sei. Der Brief war ohne Datum und lautete:

„Es ist nichts Veränderlich vorgefallen. Der Wagen oder die viersitzige Kutsche stehet vor der Thüre, und mag damals wegen dem vielen Regen sein weggebracht worden. Es ist nirgends ein Picket, auch keine Hauptwache, auch kein Marketender. Es ist das Hauptquartier nicht so pompös, wie bei Ihnen. Ich bin heute darin gewesen. Ich sah bei Tage eine Schildwache auf der Gasse, und bei der Nacht wurde ich keine gewahr, daß also aufs Höchste zwei Schildwachen vorne vorm Zimmer stehen, welches gar sehr klein ist und etwa eine bei der Thüre. Fürchten Sie sich vor nichts. Sie machen das größte Glück, und sollten Sie wider alles Vermuthen nicht reussiren; so kann Ihnen nichts widerfahren, als etwa gefangen zu werden. So viel dient auch zur Nachricht, daß jetzt zu Pogart Jäger zu Fuß, etwa 20 bis 30 Mann, wegen der Desertion sind. Also, da Sie Wegweiser haben; so ist gar nicht nöthig, über Pogart zu gehen, sondern Sie lassen solches linker Hand liegen. Morgen geht die Kriegeskasse weg und soll heute die Artillerie weggehen. Also wäre es noch zum Besten Montags in der Nacht. Denn ich kann nicht gut dafür sein, daß nicht etwa der Vogel Dienstags in der Nacht ausfliegt. Adieu! gez. v. W."

Kappel rief nun eiligst seine Frau herbei und teilte ihr das geplante Verbrechen sowie seine Absicht mit, den Brief sogleich nach Strehlen zu bringen. Aber er änderte sein Vorhaben, vermutlich auf Anregung der Frau. Er schlich sich aus dem Schlosse und gelangte, indem er die Dorfstraße vermied, zu dem Hause des lutherischen Ortspfarrers Benjamin Gerlach, mit dem Warkotsch keinen Verkehr hatte. Dort klopfte er an das Fenster, bis ihm der Pfarrer selbst öffnete und ihn einließ. Nun weihte er den Pfarrer und dessen Frau, die ihm beide Verschwiegenheit geloben mußten, in das furchtbare Geheimnis ein. Auf des Pfarrers Rat sollte Kappel dem König den Verrat aufdecken. Gerlach nahm von dem Briefe an Wallis eine Abschrift, um jeden Verdacht des Barons abzuwenden. Die Urschrift sollte Kappel dem König ausliefern, die Abschrift aber mit dem Petschaft seines Herrn siegeln, in dem an Schmidt gerichteten Umschlage verschließen und seinem Lehrburschen zur Besorgung nach Siebenhufen übergeben. Vorsichtig kehrte Kappel ins Schloß zurück. Die Kammerzofe war schon erwacht. Kappel gebrauchte die Ausrede, er habe einen Brief abzugeben, und ließ sich von ihr in das Arbeitszimmer des Barons führen. Dort siegelte er hastig die Abschrift des Pfarrers mit dem Petschaft des Barons und verschloß sie in dem Umschlage, der Schmidts Adresse trug. Darauf weckte er seinen im Hofgebäude schlafenden Lehrburschen Johann Böhmelt und befahl ihm, sofort aufzustehn und das Schreiben nach Siebenhufen zum Kuraten zu bringen, aber niemand, auch dem Baron nicht, ein Sterbenswort davon zu sagen. Böhmelt führte den Auftrag seines Lehrherrn getreulich aus. Kappel eilte nun auf das Vorwerk Käscherei,

entlieh dort ein Pferd und jagte mit der Urschrift des Barons in der Tasche nach des Königs Hauptquartier.

Vor dem Hause des Königs stand der Reisewagen, dessen in dem mitgeteilten Briefe des Barons gedacht ist. Kappel band sein Pferd an diesem Wagen fest und trat in dem Bewußtsein, daß seine bescheidne Person augenblicklich die höchste Wichtigkeit habe, dreist in das Haus. Als er von dem Posten aufgehalten wurde, erklärte er, er müsse in einer dringenden Angelegenheit den König sprechen. Der Posten wies ihn jedoch an den wachthabenden Offizier. Aber auch der wollte Kappel nicht zum König lassen und lehnte es auch ab, den für den König bestimmten Brief zu lesen. Kappel wurde nun dem in der Nähe wohnenden Generaladjutanten von Krusemark zugeführt. Der General nahm Kappel an und las den Brief. Nachdem er sich schleunigst angezogen und den Jäger ermahnt hatte, sich nicht am Fenster sehen zu lassen, weil er in dem Orte bekannt sei, schloß er ihn in sein Zimmer ein und begab sich unverzüglich zum König. Nach einer kleinen Weile schon erschien ein von Krusemark geschickter Offizier, der Kappel befahl, einen mitgebrachten blauen Rockelor über seine Livree zu ziehn und einen Militärhut aufzusetzen. Der Offizier führte den so verkleideten Jäger nun durch den Garten zum König, in dessen Zimmer sich auch Krusemark befand. König Friedrich war in heftiger Erregung und schritt wortlos mit starken Schritten auf und ab. Endlich verhörte er den Jäger genau und ließ bei dem Berichte seine Augen auch nicht einen Augenblick von dem Gesichte des Sprechers. Als der Jäger geendet hatte, entspann sich noch das folgende kurze Zwiegespräch: „Wie lange dient Er dem Baron?" — „Acht Jahre lang." — „Er muß ihm nicht mehr dienen. Er ist ja wohl aus Mitrowitz? Wessen Untertan?" — „Des Grafen Wratislaus, in der Nähe von Kolin ansässig." — „Ich kenne die Gegend." Darauf trat der König so dicht an Kappel heran, daß dieser dessen Atem spürte. „Katholisch ist Er? Nicht wahr?" — „Ja, Majestät." — „Und sein Herr ist lutherisch?" — „Ja, Majestät." — „Nun sieht Er, Jäger, es gibt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schufte. Die Sache kommt aber nicht von ihm selbst. Er ist ein bestimmtes Werkzeug für mich, von höherer Hand abgeschickt und nicht schuld daran. Ich werde Ihn gut aufheben lassen." — Kappel wurde nun als wichtigster Zeuge zurückbehalten mit dem Befehle, daß niemand mit ihm sprechen solle bis auf weitere Order. Am folgenden Tage wurde er nochmals in Strehlen verhört und dann nach Breslau abgeführt.

Am Fuciner See

Von Alexander Rumpelt

1

Zwischen den stattlichen Massiven des Monte Sirrente (2349 Meter) und des Monte Velino (2487 Meter) führt die Poststraße aus der Hochebene von Aquila nach dem Becken des ehemaligen Fuciner Sees hinüber.

Ein kräftiger Nordwind hatte die Berge reingefegt, prächtig leuchtete im Schmuck des ersten Herbstschnees die lange Kette des Gran Sasso über den altersgrauen Mauern der „Adlerstadt". Und da ich mich nun drei Tage in ihr herumgetrieben und an ihren unzähligen romanischen Portalen und Fensterrosen weidlich satt gesehen hatte, beschloß ich der Kultur wieder zu entfliehen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da ratterte die alte Postkutsche aus den engen Gassen durch die Porta di Napoli hinaus in den frischen Sonntagmorgen. In den lustigen Dörfchen rechts und links läuteten die Glocken. Unter munterm Schellenklingeln trabten unsre Mähren an Bauern und Bäuerinnen vorüber, die in bunte Farben festlich gekleidet zum Markte nach der Stadt zogen.

Aber bald wird mit der beständigen Steigung die Fahrt langsamer, und man hat Muße, den weiten fruchtbaren Talkessel von Aquila, die stolze Stadt, die schmucken Dörfer zu betrachten. Immer höher erheben sich in der Ferne die Felsenmauern des Zentralapennins, doch ebenso fesselt ein riesiges künstliches Gemäuer den Blick in der Nähe — auf breitem Bergrücken ragen die Ruinen der Burg Ocre, der einzigen von neunundneunzig Burgen im Umkreis, die aus besondrer Gnade Friedrichs des Zweiten nicht zerstört wurde, als er Barone und Bauern der Hochebene in seinem Bollwerk gegen den Kirchenstaat, dem neugegründeten Aquila, vereinigte. Der Hohenstaufe, der sich in den Abruzzen oft und schwer mit dem auffässigen, zu Rom neigenden Adel herumschlagen mußte, schenkte das Schloß seinem Reichskanzler Gualtieri (Walter) — auch in Trümmern noch ein gewaltiges Denkmal an die merkwürdige Zeit der Schwabenkaiserherrschaft in Unteritalien.

Um elf Uhr war mit dem Passo di San Bernardino, etwa 1200 Meter, die Hochfläche erreicht, auf der sich troß den grimmen Wintern, troß dem dürftigen Ertrag eines steinigen Bodens die Menschen in vier Dörfern: Rocca di Cambio,

Rocca di Mezzo, Rovere und Ovindoli angesiedelt haben. Der Paß hat seinen Namen von einer frommen Sage. Mir wurde eine Steinplatte neben der Straße gezeigt mit zwei tiefen, rundlichen Eindrücken. Der heilige Bernhardin soll hier niedergekniet sein und dabei diese kräftigen Spuren hinterlassen haben, als er von dieser Stelle zum erstenmal die Stadt Aquila liegen sah, die für sein Wirken bedeutungsvoll werden sollte.

Unsre Mittagsstation, Rocca di Mezzo (1275 Meter), verrät in einigen größern Gebäuden einen gewissen Wohlstand und würde sich mit seiner köstlichen Luft und seiner hohen Lage sehr wohl zur Sommerfrische eignen, wenn es nicht so schmutzig, und wenn nur ein wenig Schatten in der Nähe wäre. Der gewöhnliche Übelstand der italienischen Sommerfrischen. Die schönen Buchenwälder sind auch hier weithin abgeholzt. Was hilft es, daß man jetzt auf den von Humus entkleideten Geländen junge Pflanzungen anlegt, daß die Forstverwaltung das Halten der schädlichen Ziegen verbietet, um die Schonungen einigermaßen zu schützen und vorwärts zu bringen! Es wird zehn, zwanzig Jahre bedürfen, ehe diese Bäume einigen Schatten spenden, hoffentlich aber nicht so lange, bis die Leute von Rocca di Mezzo begreifen, was für einen Schatz sie in ihrem Orte haben, den es nur zu heben gilt. Zunächst durch Erbauung eines bessern Gasthofes, Einrichtung von Sommerwohnungen und — ein wenig Reklame. Nur vier Stunden im Postwagen von der Provinzhauptstadt weg, und man befindet sich mitten im Hochgebirge auf grünen, duftigen Matten. Und welcher Blick über die weite Hochfläche hinüber nach dem majestätischen Gran Sasso mit seinen Trabanten, dem Monte Camicia und dem Campo Imperatore zur Rechten, den Monti Cefalone, Intermesole und Corvo zur Linken! War es der ganze Charakter dieser Landschaft, war es der Eindruck der armen, aber gesunden und kräftigen Gestalten, die einer spröden Natur in beständigem Kampf ihre kargen Bedürfnisse abringen, war es die klare Luft, die Nahes und Fernes mit greifbarer Deutlichkeit sich voneinander abheben ließ, dieses scharfe Licht, das alle Farben frischer leuchten machte: ich wurde immer wieder an Segantini erinnert. Dieselben Motive hätte er hier gefunden wie in Graubünden.

Im Gasthofzimmer zu Rocca di Mezzo stehn an der Decke vier Worte: Amor — Labor — Salus — Pax. Die vier Dinge, die der Mensch zu seinem Glücke braucht. Eine ganze Philosophie steckt in diesen vier Worten, und so schaute ich nach meinem anspruchlosen Mahl durch die blauen Wolken meines Pfeifchens immer wieder nachdenklich zu der Decke auf, bis die Glocke zwei Uhr schlug. Nur noch vier Stunden Tag, und gerade vier Stunden Wegs lagen heute noch vor mir bis Celano, der nächsten Stadt am Fuciner See. So nahm ich meinen Rucksack auf und stapfte auf der Höhe weiter. Rings Bergwiesen, wo Hunderte von Pferden weiden, dazwischen einige dürftige Getreidefelder, Kartoffeln und Winterkorn, das trotz der langen Dürre schon aufgegangen war, nur vom Tau gestärkt. Hier und da eine Ziegelbrennerei. Die Buchenwälder

am Nordfuß des Monte Sirrente treten fast bis an die Straße heran, wundervoll leuchtete in der Herbstsonne das rotgelbe Laub, auf den Buchenhängen zeichneten sich die Schattenrisse der überragenden Bergspitzen ab, so scharf wie von einem Kohlenstift geführt. Viel Schnee klebt schon an den Schroffen des Monte Sirrente, der Gipfel des Monte Velino zur Rechten bleibt leider unsichtbar. Hinter dem armseligen Dorf Rovere beginnt der fünf Kilometer lange Laghetto oder Vado di Pozzo (1350 Meter), einst in der Quartärzeit ein See, jetzt ein leidlich fruchtbares Stück Alluvialboden, geologisch interessant, wie denn die ganze Hochfläche reich an Höhlen und Dolinen ist. Eisen und auch Aluminium wurde ziemlich reichhaltig (55 Prozent) im Gestein gefunden, aber bisher nicht ausgebeutet, wohl infolge des weiten Transports bis zur nächsten Station (Aquila).

Lange steht im Vorblick die Silhouette des Wachturms von Ovindoli — jedes auch dieser hochliegenden Abruzzendörfer hat ein mehr oder weniger verfallenes Kastell —, der Turm gleicht aus der Ferne einem großen Sektglas, da er durch Abbröcklung des Gemäuers unten schmäler geworden ist als oben. Hier in Ovindoli war mit 1375 Metern die höchste Steigung der Straße erreicht. Nach einem Abschiedsblick auf den bis hier herüber grüßenden Gran Sasso ging es abseits der Straße in mächtigen Kürzungen bergunter. In der Tiefe vor mir breitete es sich wie ein riesiges, buntgemustertes Tafeltuch aus, lauter Rechtecke — die große Fruchtebene, die jetzt den ehemaligen Fuciner See einnimmt. Die Rechtecke stellten, wie ich durch das Glas erkannte, stundenlange, sich regelmäßig schneidende Pappelalleen her und bezeichneten so die einzelnen Abteilungen des „Fürstentums Fucino". Ein seltsames Bild, aber schöner, stimmungsvoller war der Blick gewiß vor fünfzig Jahren, als da unten noch der große See leuchtete. Links über dieser geometrischen Riesenfigur, halb Kunst, halb Natur, tauchen Berge der Metagruppe (2241 Meter) auf, rechts erhebt sich der stattliche Monte Viglio (2156 Meter), schon jenseits des Liristales. Hinter San Petito, ebenfalls mit abenteuerlicher Burgruine, wird die bisher so ernste, einsame Gegend lieblicher und belebter. Die fröhliche Pappel, der charakteristische Baum der Abruzzen (wie für Kalabrien die Kastanie bezeichnend ist), tritt wieder in Massen auf. Ganze Scharen von Landleuten begegneten mir, zu Fuß und zu Esel. Sie kehrten von einem großen Jahrmarkt aus Celano in ihre abgeschiednen Dörfer und Höfe zurück, hatten da ihr Korn und ihre Kartoffeln verkauft und trugen dafür so manches Erzeugnis der Kultur: Gerätschaften von Holz und Eisen, Geschirr, Stoffe usw. heim.

Nicht lange, so kam Celano in Sicht, überragt von seinem trotzigen Kastell, der Rocca Mandolfi. Die Sonne war schon hinter dem Monte Viglio untergegangen, aber ihr Widerschein strahlte noch über das weite Talbecken, die Segensgefilde, die schön geschwungnen Berge ringsum, vor allem die alte Burg mit goldigem Dämmer umwebend. Ich ließ mich in einer Fichtenschonung nieder, erfreut den heimatlichen Baum hier zu begrüßen, und überdachte die Geschicke dieses reizenden Fleckchens Erde.

Sie sind trübe genug. Im Altertum wütete hier der blutige Marserkrieg 90 bis 89 vor Chr., und im siebzehnten Jahrhundert hatte das Städtchen nicht minder zu leiden, da es am Aufstande Masaniellos gegen den spanischen Despotismus (1647) hervorragenden Anteil nahm und durch das Erdbeben von 1695 halb zerstört wurde. Das alte Kastell da unten aber mit seinen vier wuchtigen Ecktürmen wußte noch ganz andre Dinge zu erzählen.

Wieder begegnen wir hier den Spuren unsers großen Kaisers Friedrich des Zweiten. Im Jahre 1221 empörte sich der Graf von Celano wider ihn. Der Feldherr des Hohenstaufen, Graf von Acerra, zog an den Fuciner See, besetzte die Stadt, konnte aber die Rocca Mandolfi nicht nehmen. Das Jahr darauf kam der Kaiser selbst, ohne etwas auszurichten. Endlich vermittelte der Papst einen Frieden, wonach der Graf von Celano mit seinen Mannen freien Abzug erhielt. Dafür mußten aber die Bürger in die Verbannung gehn, ihre Stadt wurde verbrannt. So lag sie zwei Jahre in Schutt und Asche. Endlich war der Zorn des Kaisers verraucht. In eigner Person gründete er feierlich Celano aufs neue als Civitas Imperialis und erlaubte den Bürgern, die ihren Zwangsaufenthalt unterdes in Kalabrien, Sizilien und Malta genommen hatten, zurückzukehren.

Die Grafschaft ging durch die Hände verschiedner Familien und gelangte Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an Covella, die letzte Sprossin des Normannengrafen Roger. Das wilde Blut dieses Geschlechts lebte noch einmal auf in ihrem Sohn Ruggerotto. Der gönnte der Mutter den mächtigen Besitz nicht, schlug sich auf die Seite der Anjous, die nach zweihundertjähriger Herrschaft der Aragonese Alfonso der Erste 1442 vom Throne Neapels gestoßen hatte, und mietete den Condottiere Niccolò Piccinnino, um der Mutter Celano zu entreißen. Die Stadt wurde tatsächlich erobert, und bald auch die Burg von Gagliano, wohin die unglückliche Frau geflüchtet war, von den Landsknechten Ruggerottos erstürmt. Der Sohn warf die eigne Mutter in den Kerker. Um diese Schmach zu rächen, schickte Ferdinand der Erste (1458 bis 1494) Napoleone Orsini. Der schlug Ruggerotto. Und Ruggerotto ließ seine Mutter frei, damit sie beim Papst Pius dem Zweiten Fürbitte für ihn einlege. Aber weder der Papst, der Celano für den Kirchenstaat beanspruchte, noch der mißratene Sohn erhielten das schöne Ländchen. Ferdinand gab es als Mitgift seiner natürlichen Tochter Maria von Aragonien einem seiner Getreuen, Antonio Piccolomini, zu Lehen. Dieser, sein Schwiegersohn, war zugleich ein Neffe des Papstes, und so wurden beide Teile zufriedengestellt, nur der törichte Ruggerotto war wohlverdienterweise um sein mütterliches Erbe gekommen.

Infolge der Herbstmesse herrschte auf den Straßen des Städtchens reges Treiben, alle Gasthäuser waren überfüllt, sodaß ich froh war, als sich meiner mit gewohnter italienischer Liebenswürdigkeit ein Maurer annahm, der auf dem Markte bei Lampenschein vor einer Taberne zu Abend aß. Obgleich er eben seinen Teller Suppe erhalten hatte, sprang er auf und begleitete mich durch ein

Gewirr enger, finsterer Gassen zu einem ernst und ehrwürdig dreinschauenden Manne, Don Alfonso. Dieser erklärte sich bereit, mir ein Bett zu geben. Natürlich ließ ich sofort Wein holen und belohnte den braven Maurer mit einem Schoppen feurigen roten. Er war vor Jahren im Elsaß gewesen und hatte da mit vielen Hunderten seiner Landsleute für uns in Straßburg und an andern Orten Forts gebaut. Da an sämtlichen Wänden der Wohnung Modebilder hingen, kam ich bald zu der Überzeugung, daß mein Wirt ein Schneider sein müsse. Und so war es auch. Das Herbergehalten betrieb er aber doch vielleicht als Hauptsache, die Rechnung am nächsten Morgen verriet einen außerordentlich entwickelten Geschäftssinn.

Die einstige Bedeutung des Städtchens, das jetzt nur 9000 Einwohner hat, beweisen seine stattlichen Kirchen aus dem dreizehnten Jahrhundert, sämtlich romanisch und von demselben Charakter wie die aus derselben Zeit in Aquila. Schöne Rosetten zeigt die Pfarrkirche San Giovanni und eine andre Sant' Angelo. Bemerkenswert sind die Fresken an der Lünette der Eingangspforte von San Francesco: Madonna mit Heiligen. Das steife Byzantinische ist noch nicht überwunden, aber wohltuend wirken die sanft abgetönten Farben. Auch die milden, feinen Gesichter verraten den Einfluß des nahen Umbriens.

Menschen und Dinge, die bei der ersten Bekanntschaft einen günstigen Eindruck auf uns machen, verlieren oft um so mehr bei genauerm Zusehen. So gings mir mit dem Kastell von Celano, in dem ich gestern aus der Ferne eine ganz seltene Perle der Romantik entdeckt zu haben wähnte. Im ganzen gut erhalten, ist es im einzelnen schrecklich verwahrlost. Schmutzig die Höfe, Treppen, Galerien und Gänge, schrecklich die Malereien der obern Räume. Die ehemaligen Prunkzimmer der fürstlichen Besitzer verraten ihren schlechten Geschmack. Überall Verfall. Hier hat wohl seit hundert Jahren kein Maurer oder Tüncher einen Schaden gebessert. Dank der soliden Bauart des Mittelalters noch nichts Ruinenhaftes. Aber welches Juwel könnte dieses durch seinen imposanten Säulenhof architektonisch hervorragende Gebäude in der Hand eines reichen Herrn auch im Innern werden! Wie köstlich sind die Ausblicke aus den Saalfenstern des Obergeschosses und von dem Umgang oben, wo man über den Zinnenkranz nach der Stadt Avezzano, auf den fruchtreichen Boden des ehemaligen Sees und die freundlichen Berge in weitem Kreise hinüberschaut! Noch sind einige gotische Fenster an der Seeseite erhalten und ein steinerner Fensterrahmen über dem innern Tor — edelste Renaissancearbeit. Aber eine Erneuerung dieses köstlichen Herrensitzes steht nicht zu hoffen. Das Schloß gehört jetzt drei verschiednen Eigentümern und ist an eine Menge Familien vermietet. Jene suchen möglichst viel herauszuschlagen und wenden nichts auf. Mit dem Gefühl des äußersten Unbehagens verließ ich die historisch denkwürdige Stätte.

* * *

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär das Höchsterrungne. . . .
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Faust, zweiter Teil

Avezzano hieß für die nächsten drei Tage mein Standquartier. Dieses nette Städtchen liegt zwölf Kilometer westlich von Celano, eine halbe Stunde vom ehemaligen Ufer des Sees inmitten reicher Gärten, Weinberge und Kornfelder. Neben der Pappel ist dank der niedern Lage (700 Meter) der Ölbaum vorherrschend. Die etwa 10000 Seelen bergende Stadt hat eine Zukunft als Endstation der vor einiger Zeit eröffneten Liristalbahn, die die älteste Abruzzenbahn Rom—Sulmona hier erreicht.

Eine Merkwürdigkeit Avezzanos ist das alte Kastell, 1499 von Gentile Orsini gebaut, eine echte Zwingburg des ausgehenden Mittelalters. Lehrreich ein Vergleich mit der benachbarten Rocca Mandolfi. Beide Burgen, wiewohl beinahe zu derselben Zeit gebaut — die von Celano in ihrer jetzigen Gestalt stammt aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts —, haben nichts gemeinsames als die vierseitige Grundanlage und dieselbe Zahl der Türme. Bei der Rocca Mandolfi sitzen die vier quadratischen Türme auf dem Grundbau auf, sie sind ebenso wie die Mauerbrüstung mit Zinnen bewehrt. Das Kastell von Avezzano hingegen zeigt an den Ecken starke Rundtürme, die sich unmittelbar aus dem Boden erheben, ohne sich, wie das unter den Normannen üblich war, zu verjüngen. Also eine Weiterbildung des unter den Anjous beliebten Festungsstiles, dessen bestes Muster das Castelnuovo in Neapel ist. Unter dem überragenden Obergeschoß der Türme wie des eigentlichen Kastells zieht sich ein kräftiger Rundbogenfries, der von Kragsteinen getragen, sehr malerisch wirkt. Der Eindruck beider Gebäude, obgleich mit so verschiednen Mitteln erreicht, ist der selbstherrlicher, trotziger Kraft. Doch wirkt meiner Meinung das um vierzig Jahre ältere Kastell von Celano anmutiger, freiheitlicher, moderner als das von Avezzano, das das letzte Beispiel des Angiovinischen Festungsstils in Süditalien sein dürfte.

Ein besondrer Schmuck der Stadt ist ihr öffentlicher Garten, dessen sich keine Großstadt zu schämen brauchte. Alle möglichen Ziergewächse des Südens und des Nordens sind um den runden Platz in der Mitte vereinigt, wo ein großer Springbrunnen Kühle spendet. Beherrschend schauen die zwei Spitzen des massigen Monte Velino über ein palastähnliches Gebäude — die „Administration des Fürstentums Fucino“.

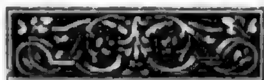
Als ich mir hier den Schein holte, der mich berechtigte, „die Madonna bei der Mündung des Abzugskanals, die andern Wasser- und landwirtschaftlichen Arbeiten zu besichtigen", ging mir schon eine Ahnung von der Größe dieses wahrhaft fürstlichen Unternehmens auf. Ich sah in riesigen Speichern Korn und Weizen haushoch gehäuft liegen, und in einem andern Saal arbeiteten in einer Reihe nebeneinander nicht weniger als vierundzwanzig Dreschmaschinen. Doch es ist nötig, zum bessern Verständnis einige geschichtliche Daten zu geben.

Etwas größer als der Trasimenische See breitete sich beinahe eiförmig im Altertum hier ein See aus, der wohl von Osten her einen Zufluß, den Pitonius (jetzt Fiume Giovenco), aber nirgends einen sichtbaren Abfluß hatte. Irrig war die Ansicht der Alten (Strabo, Plinius), daß der Abfluß mit einem Gewässer identisch sei, das im Aniotal fünfunddreißig Kilometer entfernt unter dem Namen Aequa Marcia zutage tritt. Gleichviel, unterirdische Abflüsse muß der See gehabt haben, aber jedenfalls nicht in genügender Menge. Denn nach starken Regen, wenn sich das Wasser von den umliegenden Bergen in großen Massen in den See ergoß, stieg er und hielt oft lange Zeit weite Strecken Landes überschwemmt, die dann später wieder frei und bebaut wurden, immer aber in Gefahr waren, auf längere oder kürzere Zeit zum See zu werden.

Cäsar war der erste, der den Plan faßte, durch einen unterirdischen Kanal wenigstens die Höhe des Sees zu regulieren. Seine Ermordung vereitelte die Ausführung des Unternehmens. Augustus hatte keine Lust, vielleicht auch kein Geld dazu. Erst Kaiser Claudius setzte es ins Werk. Elf Jahre arbeiteten 30000 Menschen daran. Der Kaiser kam aus Rom herüber, und glänzende Feste, darunter ein großes Seegefecht, feierten die glückliche Vollendung. „Claudius rüstete Drei- und Vierruderer und 19000 Mann aus und faßte den ganzen Umkreis mit Kähnen ein, damit kein freies Entkommen wäre, dabei dennoch Raum genug umspannend für die ganze Macht des Rudervolkes, der Steuerleute Kunst, der Schiffe Anlauf und des Kampfes Brauch. Auf den Kähnen standen Rotten und Schwadronen prätorischer Kohorten, vor ihnen Bollwerke, von denen man mit Katapulten und Ballisten schießen konnte. Den übrigen Teil des Sees nahmen in verdeckten Schiffen die Seesoldaten ein. Die Ufer, Hügel und Berghöhen füllte amphitheatralisch eine unzählbare Menge aus den nächsten Städten. Auch aus Rom waren viele herbeigeeilt, aus Schaulust oder Huldigung für den Kaiser. Er selbst in prächtigem Feldherrnmantel, und nicht weit davon Agrippina in golddurchwirktem Gewande führten den Vorsitz. Gekämpft wurde, obwohl unter Verbrechern, mit dem Mute tapferer Männer, und nach vielen Wunden erst entzog man sie der gänzlichen Vernichtung." So Tacitus (Annalen XII, 56).

Unter Nero verfiel der Kanal, Hadrian ließ ihn zwar wiederherstellen, doch im Mittelalter verfiel er aufs neue, jedenfalls infolge Abbröcklung des Gemäuers und der beständigen Anschwemmung aus dem See. Vergeblich blieben die Versuche einer Trockenlegung durch Friedrich den Zweiten (1240), Alfons

den Ersten (1430), Sixtus den Fünften (1600) und die Bourbonen (1790 und 1826). Da machte sich 1854 der reiche Fürst Alessandro Torlonia, der Großvater des jetzt „regierenden“, mit drei französischen Ingenieuren an die Arbeit. Gegen die Zusicherung, daß die trockengelegten Gründe in sein Eigentum übergehn sollten, riskierte er nicht nur sein Vermögen, sein und seines Hauses Glück und Bestand, er stellte auch sein ganzes Leben in den Dienst dieser einen großen Idee.

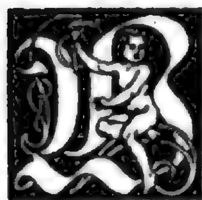


Skizzen aus dem heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Vierte Reihe

1. Der Verein für rationelle und künstlerische Körperkultur



Wie Herr Sigismund Kräutlein eigentlich auf seine so eminent wichtige Idee gekommen ist, ist ihm später selbst nicht klar gewesen. Sie war da, sie verkörperte sich, sie nahm eine imperative Gestalt an. Und dieser Imperativ befahl: Halte dich für berufen, die Welt vom Hackengange zum Zehengange zu bekehren. Wohl erinnerte er sich aus seiner Kinderstube, daß seine selige Frau Mama, wenn er mit den Absätzen hart aufgetreten war, sagte: Nicht doch, Sigismund, artige Kinder treten immer mit den Zehen auf. Als artiger Sohn hatte er es auch versucht, aber es war ihm nie gelungen, wenigstens auf die Dauer nicht. Nun war er einmal vom Strande der italienischen Küste den steilen Weg nach Sorrent hinaufgestiegen, und vor ihm war eine dicke Italienerin, die noch dazu einen Korb auf dem Kopfe trug, einhergegangen — im Zehengange, leicht und mühelos, als wenn sie an sich selbst und an dem Korbe nichts zu tragen gehabt hätte. Und dann hatte er irgendwo einmal einen Aufsatz über den Gegenstand gelesen, und dann hatte es eines Tages vor seiner Seele gestanden: der Zehengang! der Zehengang!

Es handelte sich um folgendes: Wenn man den Fuß beim Gehen niedersetzt, so kann das entweder so geschehen, daß man den Hacken zuerst mit dem Boden in Berührung bringt und dann erst bei fortschreitender Bewegung die Zehen folgen läßt — Hackengang —, oder so, daß man mit Zehen und Fußballen das Gewicht des Körpers auffängt und dann erst den Hacken niedersetzt — Zehengang. Nun könnte jemand sagen: Das ist ja ganz egal; ein jeder gehe, wie es ihm bequem ist. Aber kann dieser Einwurf nicht jeder Erziehung zum Bessern gemacht werden? Ist man nicht verpflichtet, das zu tun, was nicht allein naturgemäß ist, sondern auch den Forderungen der Schönheit und der Moral entspricht? Daß dies der Zehengang sei, das ist es, was sich Herrn Sigismund Kräutlein als Offenbarung darbot. Wir sagten schon, daß es ihm im Anfange nicht klar war, warum er sich für den Zehengang entschieden habe, aber nachdem er es getan hatte, wurde es ihm zur unerschütterlichen Gewißheit, daß nur der Zehengang Daseinsberechtigung habe, und daß das Wohl und Wehe der Menschheit von dieser so vernachlässigten Frage abhänge.

Herr Sigismund Kräutlein war ein Mann von großer Zähigkeit des Willens, und er hatte Zeit. Denn er war Mitinhaber einer großen Schuhsenkelfabrik, mit

der Verpflichtung, sich in den Geschäftsbetrieb nicht einmischen zu dürfen. Als er sich nun für den Zehengang entschieden hatte, beschloß er, die Frage nach allen Gesichtspunkten, dem ethnologischen, dem anthropologischen, dem historischen, ästhetischen und literarischen zu studieren.

Also Frage eins: Welche Völker und Personen üben den Zehengang? Erst einmal die Italiener, wie schon die dicke Frau aus Sorrent beweist. Auch hatte Herr Sigismund italienische Arbeiter in Hamburg neben andern Arbeitern gesehen. Welche Schwungkraft, welche Beweglichkeit, welche plastische Schönheit — alles die Folge davon, daß sie den Zehengang üben. Dazu kommen natürlich die andern romanischen Völker, und die Indier sind „bekanntlich" hervorragende Zehengänger. Auch die Araber und andre Pantoffelträger setzen die Fußspitze auf. Dagegen sind Deutsche, Engländer, überhaupt die nördlichen Völker, zumeist Hackengänger, obwohl es auch bei ihnen strichweise, namentlich unter den pantoffeltragenden Frauen, Zehengänger gibt. Wie kommt das? Herr Sigismund Kräutlein konnte sich unmöglich zu der Ansicht bekehren, daß der Hackengang zu den Attributen der nördlichen, der Zehengang zu denen der südlichen Völker gehöre, vielmehr war er geneigt anzunehmen, daß der Hackengang eine Degenerationserscheinung sei, während der Zehengang dem naturgemäßen Gebrauche der Glieder entspreche.

Ganz gewiß! Denn dies lehrte das Studium der Anatomie. Herr Kräutlein schaffte sich die „diesbezüglichen" Lehrbücher an, und dann stellte er auf seinem Tische das Skelett eines menschlichen Fußes auf, und dann noch eins, und dann verschiedne Füße der verschiednen Völker und Rassen. Er lernte die lateinischen Namen der fünfundzwanzig Fußknochen nicht ohne Mühe auswendig und stellte fest, daß der Fußapparat aus Fersenbein (Calcaneus), Fußwurzel (Tarsus), Mittelfuß (Metatarsus) und Zehen (Digiti pedis) bestehe und die Funktion eines ungleicharmigen Hebels ausübe, daß die Körperlast auf dem Drehpunkte des Fußes ruhe, und daß die vom Fersenbein (Calcaneus) zum Wadenmuskel führende Sehne eine Zugfeder sei, die dem Gange seine Elastizität gewährleiste. Es war also naturwidrig, beim Gehen den Calcaneus statt den Metatarsus aufzusetzen, und es ergab sich mit zwingender Notwendigkeit, daß der Mensch nichts eiligeres zu tun habe, als zu dem durch den Körperbau „bedingten" Zehengange zurückzukehren.

Auch die Schönheit von Gang und Haltung ist abhängig vom Zehengange. Wer den Fuß mit breiter Fläche auf den Boden setzt, wird es nie zu jener Rhythmik der Bewegung bringen, die den Zehengänger kennzeichnet, und wie ihn die Meisterwerke aller Zeiten darstellen. Herr Sigismund Kräutlein legte sich eine Sammlung von Photographien dieser Meisterwerke an, soweit sie den Zehengang darstellten oder mit ihm zusammenhingen. In seinen Schränken standen Sammelwerke antiker und neuer Kunst in schönsten Einbänden, und auf einer Art von Altan ein Gipsabguß der Diana von Versailles, deren flüchtiger Schritt den Zehengang in idealer Vollkommenheit zeigte. Auch die reitende Amazone von Kiß war in die Sammlung aufgenommen. Denn es stand Herrn Sigismund außer allem Zweifel, daß sie — man konnte es an der Haltung der Füße sehen — auf den Zehen schreiten würde, wenn sie nicht auf dem Pferde gesessen hätte. Und warum trug Hermes flügelgeschmückte Sandalen? Daß diese Flügel einen menschlichen Körper nicht tragen konnten, war doch klar. Nein, um ein Symbol seines schwungvollen und leichten Schrittes und somit des Zehenganges darzustellen, wohin auch das sprachliche Bild eines „beflügelten Schrittes" oder von „beflügelter Eile" hinwies. In gleichem Sinne gehörte auch Möros („und Angst beflügelt den eilenden Schritt") zu den Zehengängern.

Herr Sigismund Kräutlein durchforschte die Schätze der deutschen und der ausländischen Literatur, um Aussprüche zu finden, die seine Theorie vom Zehen-

gange unterstützten. Was das Konversationslexikon bot, genügte natürlich nicht. Dagegen ließ er sich auf sachverständigen Rat das Grimmsche Wörterbuch kommen und exzerpierte die Artikel: Fuß, Ferse, Hacken, Schritt, schreiten, beflügeln, schweben und andre, soweit sie nämlich schon erschienen waren. Und hierbei fanden sich ungeahnte Beziehungen und Fernblicke. Zum Beispiel das Wort der Schrift von der Schlange: „Sie wird dich in die Ferse stechen“, und der Tod des Achilles, der an einem Pfeilschuß in die Ferse starb. Wird das Sprichwort von der Achillesferse auf den Calcaneus angewandt, wie nahe liegt es dann, an die verderblichen Folgen des Hackenganges zu denken, die mythologisch als Kampf des Zehengängers (Paris) mit dem Hackengänger (Achilles) dargestellt werden.

Ja wäre es zu kühn gewesen, auch Beziehungen zu suchen und zu finden zwischen der Gangart und den geistigen Fähigkeiten des Menschen? Le stil c'est l'homme. Kann man nicht auch sagen: la main c'est l'homme? und: la marche c'est l'homme? Man würde, wenn dieses Gebiet erst den Meister gefunden hat, der es durchforscht und anbaut, unzweifelhaft beim Gange von Verbrechern Eigenheiten finden, die in ihren Besonderheiten den moralischen Defekt dieser Leute kennzeichnen. Würde man nicht auch hier Merkzeichen finden können, auf Grund deren man die Zurechnungsfähigkeit von Übeltätern bestreiten könnte? — Man studiere das Schreiten unsrer Könige und Geistesheroen. Die Siegesallee in Berlin, die Denkmäler im Lande geben Material die Fülle. Man beobachte, wie auf dem Schiller- und Goethedenkmal in Weimar der dichterische Genius dieser beiden Geisteshelden durch die Beine dargestellt ist. Hieraus kann man auf eine eminente geistige und moralische Wirkung des Zehenganges schließen. Welche Fernsichten löst dieser Gedanke aus, welche Aufgaben! Ist es recht, ein so hervorragendes Bildungsmittel, wie es der Zehengang ist, unserm Volke zu verkümmern? Sollte man nicht vielmehr alle Mittel in Bewegung setzen, um durch Gesetzgebung und staatliche Veranstaltungen den Zehengang obligatorisch zu machen und so Sitte und Kultur des Vaterlandes zu heben? Muß man es nicht als ein Verbrechen an der Menschheit ansehen, wenn man es fürderhin noch duldet, daß die Stöße beim Hackengang, ungebrochen durch die von einer weisen Natur gegebne Feder der Achillessehne, die feinen Gebilde des Gehirns, auf denen Kultur und Moral beruhen, erschüttern und in ihrem Wachstum beeinträchtigen dürfen?

Herr Sigismund Kräutlein würde geglaubt haben, seine Aufgabe nur halb gelöst zu haben, wenn er nicht auch der Frage der Fußbekleidung näher getreten wäre, denn hier, in dem Absatzstiefel des Mannes und im Stöckelschuh der Frau, glaubte er den Grund für die Entstehung des Hackenganges gefunden zu haben. Wer barfuß geht, tritt nie mit dem Absatze zuerst auf. Dasselbe gilt von der Sandale. Dies gab ihm Anlaß, die antike Sandale, wie die der jetzt lebenden wilden Völkerschaften zu studieren, sowie einen neuen Schrank aufzustellen, in dem eine Sammlung von Stöckelschuhen aus allen Zeitaltern aufbewahrt wurde.

Dies alles hatte Herr Sigismund Kräutlein in eifrigem Bemühen studiert, und sein Salon hatte das Ansehen des Museums einer Schuhmacherakademie gewonnen, aber in die Öffentlichkeit war er mit seinen Studien nicht getreten. Er, Mitinhaber einer Schuhsenkelfabrik, scheute sich, als Prophet einer so verwickelten und weitgreifenden Frage aufzutreten. Er wartete auf den bessern Mann, dem er sein Material übergeben konnte. Aber ist es nicht allen Propheten von Mosis Zeit an so gegangen, daß sie auf den bessern Mann warteten, aber das Werk zuletzt selbst in die Hand nehmen mußten? Glücklicherweise kam die Stunde, in der auch Herrn Sigismunds übertriebne Bescheidenheit auf ihr gebührendes Maß zurückgeführt wurde.

In unsrer Stadt gab es eine literarische Gesellschaft, die sich die Aufgabe gestellt hatte, alle Winter sechs Vorträge zu hören. Da nun die Gesellschaft nicht in der Lage war, Honorare zu zahlen, sondern es dem Vortragenden überlassen mußte, sich mit der Ehre zu begnügen, sich vor einer so erleuchteten Gesellschaft reden zu hören, so verursachte es mit der Zeit einige Schwierigkeit, Redner zu finden. Der Vorsitzende und die Seele des Vereins war Herr Baurat Mitscherlich, ein Mann, der eine unglaubliche Fertigkeit zeigte, Redner aufzuspüren und ins Feuer zu führen, und der die Gabe hatte, sich für jeden Gegenstand, der zur Sprache gebracht wurde, zu begeistern — wenigstens bis zum nächsten Vortragsabend. Dieser Herr Baurat war nun in einer Gesellschaft mit Herrn Sigismund Kräutlein zusammengetroffen, war mit ihm ins Gespräch gekommen und hatte von dessen Studien über den Zehengang gehört. Sogleich fing er Herrn Kräutlein für einen Vortrag ein, überwand dessen bescheidne Einwände mit siegreichen Gründen, und die Sache war gemacht und fertig, ehe noch Herr Kräutlein zur Besinnung gekommen war. Wen aber der Herr Baurat erst einmal gefaßt hatte, den ließ er nicht wieder los.

Der Vortrag wurde gehalten, hatte einen glänzenden Erfolg, und errötend vor bescheidnem Stolz verließ Herr Sigismund unter brausendem Beifall die Rednertribüne. In der auf den Vortrag folgenden Festsitzung brachte der Vorsitzende das übliche Hoch beim Braten auf den Redner aus. Meine Damen und Herren, rief er, ich glaube in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich dem Herrn Redner den Dank für seine — eh — hochinteressanten Darbietungen ausspreche. Ja, meine Damen und Herren, hier gilt das Wort unsers Altmeisters Goethe: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihrs packt, da ist es intressant. Zehengang! Wer von Ihnen hätte gedacht, daß der Zehengang von so hoher Bedeutung sei? Aber, meine Damen und Herren, er ist für den kulturellen Fortschritt unsers Volkes — eh — von allerhöchster Bedeutung. Nun aber heißt es nicht bloß, das Richtige erkennen, sondern auch das Nötige tun. Es wäre ein Vergehen am Volkswohle, wenn man nicht voll und ganz für die gute Sache eintreten wollte. Es gilt das Volk aufzuklären, es gilt eine Bewegung in Gang zu bringen, es gilt einen Verein zu gründen. Wer aber möchte mehr hierzu berufen sein, als Sie, verehrter Herr Kräutlein. Ja, wir erwarten Großes von Ihnen. Wir erwarten, daß die heranwachsende Generation nur noch auf den Zehen schreiten wird. Seien Sie versichert, daß die Literarische Gesellschaft Ihre Arbeiten mit ihrer vollen Sympathie begleiten wird.

Großer Beifall, und zwar besonders lebhafter und andauernder Beifall aus einer Ecke, in der ein halbes Dutzend später Jungfrauen saß. Warum nahmen diese nicht mehr ganz jungen Damen einen so begeisterten Anteil an der Zehengangsache? Weil der Vortragende behauptet hatte, der Zehengang habe eine verjüngende Wirkung. Noch denselben Abend gründeten diese jungen Damen ein Kränzchen (Kaffee, Kuchen, Schlagsahne oder süße Speise, Wein und Torte), das die Mitglieder verpflichtete, im Zehengange zu schweben. Von diesem Tage an hüpfte das Kränzchen zu Haus und auf der Straße nur noch im Zehengang, was zur Folge hatte, daß seine Mitglieder von bösen Menschen die Kiebitze genannt wurden.

Das Wort: Verein war gesprochen. Wenn aber erst einmal dies Wort erklungen ist, tritt nicht eher wieder Ruhe ein, als bis der neue Verein besteht. Gerade so wie die Kaulquappe, nachdem sie erst das Ei verlassen hat, nicht eher ruht, als bis sie ihre vier Beine gekriegt hat. An einem bedeutungsvollen Abend hatte sich in einem der Säle der Stadt eine ansehnliche Gesellschaft von Herren — an der Spitze Herr Baurat Mitscherlich und Herr Doktor Artur Löwe — und Damen — an der Spitze das Kränzchen der Kiebitze — zusammengefunden. Und man ging nicht eher wieder auseinander, als bis man einen Verein gegründet hatte, der den Namen:

Gesellschaft für rationelle und künstlerische Körperkultur trug. Man sieht es diesem Namen an, welche langdauernden Verhandlungen vorausgegangen waren, und wie schwer es gewesen war, die auseinander gehenden Meinungen auf einen gemeinsamen Namen zu vereinigen. Wieder hoffte Herr Kräutlein, daß sich der bessre Mann als Leiter des Körperkulturvereins finden werde, aber er fand sich nicht, und es blieb bei der alten Regel, daß, wenn einer eine Sache anregt, sie auf ihm hängen bleibt.

Doch es wächst der Mensch mit seinem größern Zwecke. Herr Sigismund Kräutlein wuchs sichtlich, als er sich den Vorsitzenden der Gesellschaft für rationelle und künstlerische Körperkultur nennen durfte. Er war den ganzen Tag mit seinem Vereine beschäftigt, er speiste die Presse, er agitierte, er warb neue Mitglieder, er erweiterte und vertiefte seine Aufgabe. Er hielt pünktlich seine Vereinsversammlungen ab, er wurde nicht müde, seinem Thema neue und interessante Seiten abzugewinnen. Man hörte Vorträge über das „Schreiten in der deutschen Poesie im Unterschiede von der romanischen“, über „Hans Sachs (nicht den Dichter, sondern den Schuhmacher) als Erzieher“, über „die Anziehungskraft der Erde und den Zehengang“, über „die Völkerpsychologie, vom Fußpunkte aus gesehen“ und über viele andre schöne Themata. Man kann nicht sagen, daß die Vereinsversammlungen besonders stark besucht worden wären, aber der Verein breitete sich dennoch aus. Schon hatte er Filialen in Rübenzig von drei Mitgliedern und in Plautzwitz von vier Mitgliedern. Aber sauerteigartig durchdrang das Körperkulturelement und der Gedanke des Zehengangs die Welt. Die Presse nahm gebührende Notiz, und Herr Kräutlein hielt seinen Zehengangvortrag in verschiednen Städten, hier im Verein für Volkswohl, dort im Kunstverein und dort in der Literaria.

Bei Gelegenheit der Jahresversammlung ergriff der Herr Baurat das Wort und sagte: Meine Damen und Herren. Wir sind durch das Sachverständnis und die Güte unsers Herrn Vorsitzenden in die Frage des Zehenganges von allen Seiten eingeführt worden. Aber wo bleiben die praktischen Folgen unsrer Bewegung, wo bleiben — eh — die — eh — praktischen Errungenschaften und Betätigungen unsers Vereins? Ja, meine Damen und Herren, wir müssen Gelder sammeln und Institutionen schaffen, wir müssen das Volk unterweisen, wir müssen eine Macht in der Welt werden, wir müssen — eh — alles tun, was zu tun möglich ist. Lassen Sie uns die Ausführung dieses Gedankens getrost unserm Vorsitzenden übertragen. — Darauf ging man wohl getröstet nach Hause. Der Herr Vorsitzende aber verdoppelte seinen Eifer und entwarf den Plan zu einer Deutschen Akademie für rationelle und künstlerische Körperkultur, womit natürlich der Zehengang gemeint war. Die Kosten berechnete er auf zweiundeinhalb Millionen. Und es gelang seinem wirtschaftlichen Talente, nach Jahresfrist schon zweihundertfünfzig Mark zusammen zu haben. In der städtischen Turnhalle wurden Kurse für den Zehengang eingerichtet, Dienstags theoretische und Freitags praktische, wobei sich Herr Doktor Artur Löwe durch seine anatomischen Vorführungen und Fräulein Amalie Frosch, eine der Kiebitze, durch ihre praktischen Unterweisungen Verdienste erwarben. Der Herr Tanzmeister richtete auf Veranlassung von Herrn Kräutlein bei seinen Tanzstunden einen Vorkursus für Zehengang und feines Benehmen ein. Der Herr Barbier Schlauder wurde zu Unterweisungen über Zehenpflege gewonnen, wobei er sein Hühneraugenpflaster abzusetzen pflegte. Die Presse wurde in Atem gehalten, ganz besonders aber wurde ein Feldzug gegen den Stöckelschuh unternommen. Nicht gerade zahlreiche aber um so eifrigere Mitglieder des Vereins taten sich zu Pantoffel- und Sandalensektionen zusammen, und federkundige Mitglieder schrieben entrüstete Eingesandts über den Unfug des Stöckelschuhs, durch den Fuß und Gang unsrer Frauen nicht weniger entstellt werde als Fuß und Gang der Chinesin. Man appellierte an den Patriotismus der Bürger-

schaft, man forderte die einsichtigen Bürger der Stadt auf, keinen Schuhmacherladen zu betreten, in denen dies hygienische Gift, der Stöckelschuh, feilgeboten werde.

Herrn Sigismund Kräutleins Gesichtskreis erweiterte sich noch mehr. Er lernte einsehen, daß die Aufgabe eine so umfassende sei, daß sie nur mit staatlicher Hilfe gelöst werden könne. Besonders, insofern als sie sich auf das Militär beziehe. Man bemerke doch nur, wie das Militär im Parademarsch schreitet. Es ist ein Hohn auf den Zehengang. Der Fuß wird mit aller Anstrengung nach vorwärts geschleudert, und dann wird er mit voller Sohle auf den Boden geschlagen. Und doch liegen in dem Stechschritte, das heißt in dem Umstande, daß beim Exerzierschritt die Zehen abwärts gesenkt werden, alle Elemente, auf denen sich ein gesunder Zehengang aufbauen könnte. Dies setzte Herr Sigismund als Vorsitzender der Gesellschaft für rationelle und künstlerische Körperkultur dem Herrn Kriegsminister in einer ausführlichen Denkschrift auseinander. Er hatte sichs ein eingehendes Studium, ja auch Studienreisen kosten lassen und konnte auf den Marsch der französischen Armee, besonders auf die Gangart der Alpentruppen und die der Bersaglieri verweisen. Der Herr Kriegsminister möge den leichten Schritt der Bersaglieri in der deutschen Armee einführen. Der harte Schritt des deutschen Soldaten „bedinge" eine außerordentlich große Bodenreibung und einen solchen Kraftverlust, daß bei Einführung des Zehenganges eine ganze Division erspart werden könnte. Hierzu komme die allergünstigste Wirkung des Zehenganges auf die Disziplin, moralische Hebung der Truppe, Leichtigkeit der Bewegung und Siegeszuversicht, was schon einem halben Siege gleichkomme.

Herr Sigismund Kräutlein, Vorsitzender der Gesellschaft für rationelle und künstlerische Körperkultur, richtete an die Akademie der Wissenschaften den Antrag, eine Preisaufgabe über den physischen, moralischen und sozialen Wert des Zehenganges auszuschreiben. Er zweifelte nicht daran, daß diese Preisaufgabe eine neue Ära in der kulturellen Entwicklung der Völker bedeuten werde.

Herr Sigismund Kräutlein richtete zuerst an den Herrn Kultusminister, dann an den Landtag und dann an den Reichstag eine Petition, eine Hochschule für Zehengang einzurichten und in allen staatlichen Anstalten und bei allen Behörden den Zehengang obligatorisch zu machen.

Der Erfolg entsprach nicht den Bemühungen. Der Herr Kriegsminister antwortete kühl ablehnend, die Akademie gar nicht, der Kultusminister hatte keine Fonds, und beim Landtag und Reichstag blieben die Petitionen in den Kommissionen sitzen. Ach, wie leicht ist es, eine Sache zum Vereinsbeschlusse zu bringen, wie schwer, das als heilsam, ja als unbedingt notwendig Erkannte in die Wirklichkeit zu versetzen. Herr Sigismund Kräutlein war durch diese Mißerfolge tief niedergeschlagen.

Dazu kam, daß sich die Aufmerksamkeit des weitern Publikums nicht mehr durch die Idee des Zehenganges fesseln ließ. Neue Ideen waren aufgekommen, neue Moden beherrschten den Tag. Und die vorher dem Zehengange so hohe kulturelle Bedeutung zugemessen hatten, beschäftigten sich mit Luftballons und andern brotlosen Künsten. Dazu kamen ferner Mißhelligkeiten innerhalb des Vereins. Die Pantoffelsektion und die Sandalensektion kamen miteinander in Streit. Die Sandalensektion war die radikalere. Sie verlangte, daß man bei den Übungen Kleider trüge, die das Bein bis zum Knie frei lassen, sonst sei der Zehengang eine Lüge, und die Pantoffelsektion erklärte austreten zu wollen, wenn sie dazu gezwungen werden sollte. Die Damen dieser Sektion mußten wohl ihre Gründe für ein ablehnendes Votum haben. Als aber Herr Sigismund zu vermitteln versuchte, mußte er es erleben, daß man ihm von rechts und links den Gehorsam verweigerte, und daß sich Herr Doktor Artur Löwe an die Spitze der wadenfreien Damen stellte.

Noch schlimmer aber waren die Angriffe, die Herr Sigismund Kräutlein von einer Seite erfuhr, wo er sie nicht erwartet hatte. Man kann die verwegensten Theorien aufstellen, die härtesten Forderungen erheben, man wird wenig Widerspruch erfahren, solange man sich in theoretischen Anschauungen bewegt; sobald aber die Forderungen den Geldbeutel der erwerbsfrohen Leute berühren, hat der Spaß ein Ende. Herr Kräutlein hatte das Noli me tangere berührt, als er den Feldzug gegen die Stöckelschuhe eröffnete. Die Schuhmacher machten mobil. In einer Meisterversammlung wurde beschlossen, gegen die Sandale, bei der nichts zu verdienen sei, für Hackenstiefel und Stöckelschuh einzutreten und alles aufzubieten, die verderbliche Zehengangbewegung einzudämmen. Da war nun ein Literat mit Namen Doktor Ebel, der irgendwo irgendwarum seine Stelle eingebüßt hatte und sich nach anderweitigem Einkommen umsah. Es gelang diesen Herrn für den Stöckelschuh zu gewinnen, freilich nicht ohne bedeutende Geldopfer, und eines Morgens war die Stadt mit einer Flut von Flugblättern überschwemmt, in der die heiligsten Überzeugungen Sigismund Kräutleins und seiner Kiebitze verspottet und die übelsten Instinkte der Bevölkerung, nämlich die Eitelkeit auf einen scheinbar kleinen Fuß, wachgerufen wurden. Und jedesmal, wenn im Kurier gegen Hackengang und Stöckelschuh gewettert wurde, erschien eine neue Auflage von Flugblättern mit den schönsten Abbildungen eleganter Stöckelschuhe.

Hieraus entwickelte sich eine literarische Kontroverse zwischen dem Herrn Doktor Ebel und Herrn Sigismund Kräutlein, und dies führte zu einem öffentlichen Turnier zwischen den beiden Vertretern der sich so sehr widersprechenden Weltanschauungen. Herr Doktor Ebel berief eine Volksversammlung, stellte seine Thesen und lud in verbindlichen Worten seine Gegner ein. Herr Sigismund Kräutlein und seine Myrmidonen kamen, und die andre Seite war durch die Herren Schuhmacher, Lederhändler und deren Gehilfen vertreten. Herr Doktor Ebel hielt eine Rede, die sich nicht auf die Verteidigung beschränkte, sondern den Angriff in das Gebiet des Gegners hinübertrug. Er bewies, daß der rationelle Gang des Menschen der Hackengang, der Zehengang dagegen ein krankhafter Ausnahmezustand degenerierter Völker sei, die nicht den Mut hätten, fest aufzutreten, und nicht Geld hätten, sich einen ordentlichen Stiefel zu kaufen. Der feste, energische Tritt, den der Hackengang gewährleiste, sei das Bild germanischer Kraft und germanischen Charakters. Mögen die Romanen, so schloß er, oder Indier hüpfen wie die Kiebitze, er seinerseits wolle seinen alten deutschen Stiefel mit Absätzen nicht aufgeben. Großer Beifall.

Hierauf führte Herr Sigismund Kräutlein für den Zehengang ins Feld, was wir schon wissen. Er erregte sich, trat mit Feuer und Hingebung für seine Sache ein, und als er nach einem pompösen Schlusse die Rednertribüne verließ, geschah es, im Gefühl des Siegers, mit großen Schritten. Großer Beifall der Freunde. Schallendes Gelächter auf seiten der Gegner. Herr Sigismund Kräutlein kehrte um und schritt auf die Tribüne zurück. Erneutes großes Gelächter.

Was lachen Sie, meine Herren? rief Herr Kräutlein entrüstet. Aus dem Kreise der Schuhmacher erklang die Antwort: Alter Schafkopp! will sich für den Zehengang aufschmeißen und tritt selber mit den Hacken auf wie ein Kürassier.

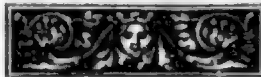
Es war so. Sigismund Kräutlein hatte sieben Jahre seines Lebens dem Kampfe für den Zehengang gewidmet, er hatte Vereine gegründet, Reden gehalten, mit Ministern korrespondiert, aber nicht auf seine eignen Füße geschaut und nicht bedacht, daß auch ihm selber gelten müsse, was er andern gebiete.

Er verstand den Sinn des Gelächters und kehrte geknickt von der Versammlung nach Hause zurück. Von da an hat ihn niemand mehr bei Tage auf der Straße gesehen. Man sagte, daß er Abends in der Turnhalle verzweifelte Versuche

machte, den Zehengang zu lernen. Aber es gelang ihm nicht. Da legte er den Vorsitz im Verein nieder und wanderte nach Nizza aus, in der Hoffnung, dort für seine Ideen mehr Verständnis zu finden als in einer Stadt, die sich von ihren Schustern beherrschen lasse.

Er hätte nicht nötig gehabt, das Feld zu räumen. Der Widerspruch der Schuhmacher verstummte bald, da Doktor Ebel mit dem ihm gezahlten Honorar nicht zufrieden war und Generalsekretär irgendeines industriellen Syndikats wurde. Der Verein bestand kränkelnd noch einige Zeit, löste sich dann in einzelne Teile auf, und diese einzelnen Teile führten ein kümmerliches Leben, bis auch dies Leben erlosch. Herr Sigismund Kräutlein war nicht zu ersetzen gewesen.

Dagegen erblühte eine neue Unternehmung. Eine Wiese und ein Gasthaus in der Nähe der Stadt wurden von Herrn Doktor Löwe zuerst gepachtet und dann gekauft. Die Wiese wurde mit einer hohen Bretterplanke umgeben, und im nächsten Sommer hätte man innerhalb dieses Verschlags — natürlich in getrennten Abteilungen — unbekleidete Männlein und Weiblein in hüpfendem Gange und mit merkwürdigen Arm- und Körperbewegungen spazierengehn sehen können. Und am Gasthause, das zur Villa umgebaut war, las man die große goldne Inschrift: „Dr. Artur Löwes Sanatorium für rationelle und künstlerische Körperkultur." Jetzt ging die Sache. Der pekuniäre Erfolg war großartig, Doktor Löwe hat alle Aussicht, ein reicher Mann zu werden, und schon liegen ganze Haufen von Anerkennungsschreiben vor, in denen die Schreiber erklären, durch Zehengang, Körperkultur und Sonnenschein von allerlei möglichen und unmöglichen Krankheiten geheilt zu sein.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Silvesterbrief des Reichskanzlers.)

Kaum hat der Eintritt des neuen Jahres nach der Feststimmung der Weihnachtszeit wieder der ernsten, nüchternen Arbeitsstimmung zu ihrem Rechte verholfen, so macht sich auch schon ein gewisses Abflauen der durch die Reichstagsauflösung geschaffnen Stimmung bemerkbar. Schon drohte der Zank um allerlei Fragen von gegenwärtig untergeordneter Bedeutung die Aufmerksamkeit von den Hauptzielen des Wahlkampfes abzulenken, da hat der Brief des Reichskanzlers an den General von Liebert über die Bedeutung der nächsten Wahlen die sich zerstreuenden Scharen wieder zusammengerufen. Diese Kundgebung steht jetzt im Mittelpunkt aller politischen Betrachtungen.

Es würde natürlich den Wahlkampf wesentlich erleichtern, wenn es eine „Wahlparole" im gewöhnlichen Sinne gäbe, d. h. eine politische Frage ganz konkreter Art, die von der Regierung dem Volke vorgelegt werden könnte, damit es darauf mit Ja oder Nein antworte, und die Tragkraft genug hätte, dem Bau des neuen Reichstags einen auch für andre politische Fragen bedeutungsvollen, bestimmten Charakter zu geben.

Wir haben uns schon früher darüber ausgesprochen, daß das nicht geht; wir müssen uns nun einmal anders behelfen. Aber darin liegt die Gefahr einer Verwirrung, wenn es dem Parteiegoismus gelingt, sein Unkraut unter den Weizen zu säen. So klar auch die Lage im Augenblick der Reichstagsauflösung sein mochte, die fernern Überlegungen und Reibungen der Parteien in den Preßfehden und

Wahlkämpfen brachten doch ihre Bedenken und Zweifel, und daraus wurden Unklarheiten und Mißverständnisse, die besonders im Hinblick auf die Kürze der Zeit recht schlimme Wirkungen haben konnten.

Das war wohl der Grund, weshalb Fürst Bülow die erste sich ihm bietende Gelegenheit benutzte, die nötige Aufklärung über die Meinung der Regierung zu schaffen. Wie man aus dem Inhalt seines Schreibens schließen darf, lag ihm gewiß auch daran, die Meinung zu beseitigen, als sei er einer plötzlichen Eingebung gefolgt, als er die Genehmigung des Kaisers zur Herbeiführung eines Bundesratsbeschlusses über die Auflösung des Reichstags nachsuchte. Er legte Wert darauf, öffentlich auszusprechen, daß er die Unmöglichkeit, noch weiter mit dem Zentrum zu regieren, längst erkannt hatte, und daß er entschlossen war, bei Fortdauer der Praxis, die das Zentrum in nationalen Fragen anzuwenden pflegte, den Bruch herbeizuführen. Man sollte wissen, daß die Auflösung des Reichstags nicht eine plötzlich beschlossene Verlegenheitsmaßregel war, wodurch sich die Regierung in dem einzelnen Falle aus einer unbequemen Lage retten wollte, sondern daß es sich um einen wohlüberlegten Protest gegen ungehörige parlamentarische Methoden handelte, die man lange hatte dulden müssen, die man aber nun nicht länger dulden wollte, wenigstens nicht ohne vorher dem deutschen Volke Gelegenheit gegeben zu haben, in den Wahlen darüber sein Urteil zu sprechen. Daß der Plan trotzdem so ausgeführt wurde, daß er als ein überraschender Schlag erschien, erklärt sich aus der Lage zur Genüge. Der Reichstag und der größere Teil der Presse hatten sich so sehr an eine ganz falsche Beurteilung der Persönlichkeit des Kanzlers und der Gründe seiner Politik gewöhnt, daß eine Vorbereitung des Bruches mit dem Zentrum gar nicht verstanden worden wäre. Höchstens wären dem Zentrum die Mittel in die Hand gegeben worden, dem drohenden Krach vorzubeugen, während die andern bürgerlichen Parteien ungläubig und lässig beiseite gestanden hätten. So tollkühn der Schritt auch erscheinen mag, es war schon nicht anders zu machen.

Was nun Fürst Bülow in seinem offnen Schreiben an General von Liebert weiter über seine Beweggründe und seine Meinung sagt, ist so klar und entschieden, daß es bei gutem Willen nicht mehr mißverstanden werden kann. Allen hat er es trotzdem nicht recht machen können. Man *wollte* ihn hier und da mißverstehen — aus parteipolitischem Interesse. Zu unterscheiden sind davon mehr nebensächliche kritische Bemerkungen, die einzelnes anders gewünscht hätten. Das kann man gelten lassen. Daß Fürst Bülow die Form eines Briefes an eine einzelne Persönlichkeit gewählt hat, hat manchen nicht gefallen. Sie hätten einen temperamentvollen Aufruf, der sich unmittelbar an die Wähler wandte, lieber gesehen. Das hätte vielleicht mehr gewirkt, aber der Reichskanzler hätte dann darauf verzichten müssen, sich in ruhiger und ausführlicher Weise mit den Parteien über seine Stellungnahme auseinanderzusetzen, und eben das erschien ihm offenbar als das Wichtigere, da er ja gerade den Parteien freien Spielraum lassen will, aus eigner Kraft die parlamentarische Lage zu ändern. Ferner ist auch die Adresse bemängelt worden. Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie hat in seiner bisherigen Tätigkeit viel scharfe Kritik erfahren müssen und erfreut sich auch bei den Parteien, die seine Tendenz gern unterstützen möchten, keines besondern Wohlwollens; sein Führer ist keine Persönlichkeit, die irgendwie geeignet wäre, verschiedne Parteien unter einen Hut zu bringen. Aber die Kritiker, die das jetzt bei Gelegenheit des Kanzlerbriefs hervorheben, mögen doch bedenken, wie unendlich nebensächlich das in diesem Falle ist. Der Kanzler wollte es natürlich vermeiden, sich an eine bestimmte politische Partei zu wenden, und hatte keine große Auswahl unter den vorhandnen Organisationen, die eine den Bedürfnissen der Lage entsprechende Tendenz allgemeiner Art verfolgen.

Wie es sich jedoch auch damit verhalten mag, alle diese Fragen treten zurück hinter dem Hauptzweck der Kundgebung, den Quertreibereien der Parteien zu begegnen. Immer neue Zweifel tauchen auf, ob überhaupt daran gedacht werden kann, die Parteien der Rechten und der Linken so weit zusammenzubringen, daß die schwarz-rote Mehrheit im Reichstage zerstört werden kann. Es ist ein doppelter Zweifel, der die kritisch gestimmten Wähler nicht ruhen läßt: zunächst: wie weit darf man annehmen, daß die Wahlen glücken? — und weiter: wie soll regiert werden, wenn wirklich alles glücken sollte?

Im allgemeinen besteht die Vorstellung, daß der Besitzstand des Zentrums kaum zu erschüttern ist. Das gilt auch allerdings für eine ganze Reihe von Wahlkreisen. Aber wenn die andern Parteien rührig und geschickt arbeiten, ließe sich doch viel gewinnen. Unbedingt sicher sind für das Zentrum nur etwa zwei Drittel der ihm jetzt gehörenden Wahlkreise. Ähnlich verhält es sich mit der Sozialdemokratie, sobald sich nur die bürgerlichen Parteien kräftiger regen und die Unzufriednen, die einem Sozialdemokraten ihre Stimme geben, ohne zur Partei zu gehören, sich besser ihrer Verantwortlichkeit bewußt werden wollten. Also ausgeschlossen ist es nicht, daß die Wahlen nach Wunsch ausfallen, aber nur dann, wenn die Parteien, die in Betracht kommen, ihre ganze Energie aufbieten, alle gegen Zentrum und Sozialdemokratie gerichteten Stimmungen auszunutzen und für sich zu gewinnen. Die Frage, welcher Partei das am besten gelingen könnte, kann nicht nach theoretischen Erwägungen beantwortet werden, sondern nur nach Kenntnis der örtlichen Verhältnisse in den einzelnen Wahlkreisen. Dabei stellt es sich heraus, daß die Aussichten der liberalen Parteien größer eingeschätzt werden dürfen als die der konservativen. Wenn ein Zentrumsmann seinen Sitz im Reichstage verlieren soll, so kann es eher an einen Liberalen geschehen als an einen konservativen, weil sich darin ein schärferer Protest gegen das Zentrum ausdrückt, ohne solchen Protest aber das Mandat des Zentrums nicht gefährdet werden kann. Wo es sich aber um die Besiegung eines Sozialdemokraten handelt, da werden die Leute, die danach gestimmt sind, aus dem Lager der roten Fahne nach der bürgerlichen Seite hin abzuschwenken, wohl nicht sogleich zu den Konservativen gehn, sondern es mit den Liberalen versuchen. Es wird also Sache der Liberalen sein, den eigentlichen Angriffsstoß in diesem Wahlkampfe zu führen.

Das hat die Regierung auch sogleich offen zugegeben und zugleich bekundet, daß sie den Liberalismus diesmal nicht als Oppositionspartei behandelt wissen will, sondern darauf rechnet, ihn an ihrer Seite zu haben. Unter den obwaltenden Umständen etwas ganz Selbstverständliches, aber bei einem extremen Bruchteil der Konservativen hat es doch stark verschnupft. Die Regierung erwartet eine Stärkung des Liberalismus durch die Wahlen, so klagte die Kreuzzeitung, und fügte dem Sinne nach hinzu: Wenn es so ist, dann gehn wir Konservativen lieber mit dem Zentrum zusammen. Darüber herrschte nun wieder große Aufregung bei den Liberalen, und man ereiferte sich mehr als nötig über die unbelehrbare Zentrumsfreundlichkeit der Konservativen. Es ist aber wohl nur ein kleiner Bruchteil der Partei, der in seiner Hinneigung zum Zentrum so ganz und gar der Regierung die Unterstützung zu versagen droht. Sicherlich ist die Mehrheit der Partei von Anfang an nicht mit dieser Haltung einverstanden gewesen. Aber es war gut, daß der Silvesterbrief des Kanzlers erschien. Denn nun konnte das offizielle Parteiorgan dazu Stellung nehmen und die Gelegenheit benutzen, die Meinung der maßgebenden Führer der Partei auszusprechen, ohne die Kreuzzeitung schroff abzuschütteln. Niemals war ja auch davon die Rede gewesen — wie das konservative Blatt behauptet hatte —, daß es der Regierung genehm sein würde, wenn der Liberalismus auf Kosten der

Konservativen Sitze gewänne. Dem Zentrum und der Sozialdemokratie sollten ja die Sitze abgenommen werden.

An die Sorgen um die Gestaltung des neuen Reichstags knüpft sich die weitere, wie regiert werden soll, wenn wirklich bei den Wahlen alles nach dem Wunsch der Regierung geht. Man hat erwartet, daß sich der Reichskanzler darüber aussprechen werde. Aber er hat es absichtlich vermieden. Er konnte kein bestimmtes Programm geben und hat es darum auch dem deutschen Volk überlassen, die Parteikonstellation zu schaffen, die ein möglichst getreues Abbild von der Stärke der vorhandnen Strömungen und Regungen gibt — natürlich soweit das geltende Wahlrecht überhaupt imstande ist, diese Aufgabe zu leisten. Es ist auch im besten Falle nicht daran zu denken, daß unsre Parteiverhältnisse so klar und einfach werden könnten wie früher in England zu der Zeit, als Torys und Whigs abwechselnd die Regierung innehatten. Immer wird die Vielheit unsrer Parteien die Regierung zwingen, mit verschiednen Mehrheitsbildungen zu rechnen. Nichts könnte deshalb auch verkehrter sein, als wenn sich die Regierung gegenüber einem künftigen Reichstag von noch unbekannter Zusammensetzung verpflichtete, im Sinne einer bestimmten Parteianschauung zu regieren. Auch künftig wird sich das Zentrum nicht aus allen Berechnungen ausschalten lassen.

Es ist deshalb kaum zu verstehn, wie die Presse des radikalen Liberalismus immer wieder mit dem Ansinnen hervortreten kann, die Regierung solle vor den Wahlen noch das Versprechen abgeben, eine Schwenkung nach links zu machen. Der Liberalismus stellt sich damit ein Armutszeugnis aus, wie es nicht ärger gedacht werden kann. Er ist vor die Möglichkeit gestellt, einmal wieder seine Kraft zu zeigen und den Beweis für die so oft wiederholte Behauptung zu erbringen, daß er doch noch am tiefsten im Volke wurzle und nur infolge der Verdrossenheit über die Aussichtslosigkeit eines liberalen Regiments künstlich zurückgedrängt worden sei. Nun hat ihm die Regierung freie Bahn geöffnet; er soll bei den Wahlen zeigen, was er kann. Und da erklärt derselbe Liberalismus, er sei unfähig, etwas zu erreichen, wenn ihm die Regierung nicht durch bestimmte Versprechungen das Volk ködern helfe! Auf eine solche sich selbst für insolvent erklärende Partei soll die Regierung einen Blankowechsel ausstellen. Das geht nicht, und es ist von dem Fürsten Bülow durchaus staatsmännisch gedacht, daß er sich in seinem offnen Brief auch nicht mit einer Wendung auf dergleichen eingelassen hat.

Nur auf eins kommt es an, und darin wendet sich Fürst Bülow an Konservative und Liberale gemeinsam. Das ist die Behandlung der Fragen, die gemeinsame Ehrensache der Nation sind. Wenn die Parteien, die sich in grundsätzlicher Verneinung gefallen oder grundsätzlich das Parteiinteresse über das Ganze stellen, auch nur so weit zurückgedrängt sind, daß sie zusammen nicht mehr die Mehrheit bilden können, dann sollen sich im einzelnen Falle die Parteien von rechts und links die Hand reichen, um zu verhindern, daß wieder eine Abstimmung wie die vom 13. Dezember 1906 möglich wird.

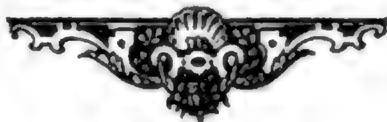
Darüber hinaus wird man freilich eine Verwischung der Parteigegensätze nicht erwarten können. Das hat auch wahrscheinlich der Reichskanzler nicht gemeint, wenn er, um die Schärfen des Wahlkampfs zu mildern, darauf hingewiesen hat, daß gegenwärtig kein besondrer Grund vorliegt, die Gegensätze mehr als nötig zu betonen. Trotzdem wird es in wirtschaftlichen und sozialen Fragen noch genug Auseinandersetzungen zwischen Rechts und Links geben. Sie werden aber keinen Schaden anrichten, wenn sich auch der linke Flügel des Liberalismus entschließt, die doktrinäre Behandlung der großen Interessenfragen der Nation aufzugeben. Was von den Freisinnigen erwartet und gewünscht wird, ist nichts, was außerhalb ihrer

Grundsätze und ihres eigentlichen Parteiprogramms liegt. Es ist dasselbe, was sie am 13. Dezember getan haben, als sie sich in einer wichtigen nationalen Frage, ohne ihren Grundsätzen untreu zu werden, doch auf einen Boden stellten, den auch die Regierung und die Parteien der Rechten betreten konnten. Jetzt aber, wo nichts andres erwartet wird, als daß die Freisinnigen diese Haltung in ähnlichen Fällen wieder einnehmen, erklärt ein freisinniges Blatt, man mute den Freisinnigen zu, ihre Grundsätze aufzugeben!

Es wird also auf den beiden äußersten Flügeln der bürgerlichen Parteien noch viel Mühe kosten, die Vernunft siegen zu lassen, und hier und da wird es vielleicht überhaupt nicht gelingen. Aber man darf deswegen die Flinte nicht ins Korn werfen, sondern muß nach Kräften an der Klärung der Lage mitarbeiten, damit der 25. Januar doch noch unsre Hoffnungen erfüllt.

Eine neue Horazübersetzung. Die sich auf der Grundlage des klassischen Altertums aufbauende Bildung wird in der Gegenwart bekanntlich recht verschieden bewertet; die Zahl der Angreifer dürfte kaum kleiner sein als die der Verteidiger. Der entgegenstehende Wind kräuselt die Oberfläche, während in der Tiefe der Strom nach festem Gesetze vorwärts drängt, dem zuletzt doch die ganze Wassermasse folgen muß. Dieses physikalische Gesetz wird sich — so hofft der bekannte klassische Philologe Zielinski, und wir hoffen mit ihm — auch in bezug auf die altklassische Bildung erfüllen und ihr dann eine neue Zeit der Wertschätzung und der Wirkung heraufführen. Einstweilen nimmt die Zahl derer ab, die unmittelbar aus den Quellen schöpfen wollen oder können. Zum Glück gibts von den wichtigsten alten Klassikern gute Übersetzungen und Nachdichtungen, die einen allerdings nur schwachen Ersatz für die Kenntnis des Urtextes bieten. „In modernem Gewande“ zeigen sich die von Professor Edmund Bartsch in Sangerhausen übersetzten ausgewählten Oden des Horaz (Sangerhausen, Sittigs Verlagshandlung, 1907). Eine größere Anzahl seiner Übersetzungen stellte Bartsch dem Professor Menge 1891 für seine bekannte Bearbeitung zur Verfügung; dieser veränderte aber die allermeisten der von ihm aufgenommnen fremden Übertragungen auf eigne Hand und deutete dies nur bei sehr tiefen Eingriffen an. Da nun Bartsch nicht durchweg Menges Grundsätzen zustimmt, andrerseits gerade seine eigensten Übersetzungen mehrfach sehr günstig beurteilt wurden, so entschloß er sich, alle zu veröffentlichen. Es sind ihrer 53, und zwar 24 aus dem ersten, je 12 aus dem zweiten und dritten, 5 aus dem vierten Buche.

„Der deutsche Rock muß einen solchen Zuschnitt erhalten, daß er den Körper ebenso passend einhüllt wie das römische Gewand. Zu diesem Zwecke müssen aber gerade die Latinismen aus Sprache und Satzbau schwinden, an denen fast alle schon vorhandnen Übersetzungen leiden.“ „Unser Gefühl verlangt Übereinstimmung der rhythmischen und logischen Glieder sogar für die einzelnen Verse.“ Diesen Forderungen ist Bartsch meist trefflich nachgekommen, und sein Büchlein, das am Schluß acht Seiten Anmerkungen zu den einzelnen Gedichten enthält, kann wohl mit demselben Rechte empfohlen werden wie Bardts Nachdichtung der Sermonen des Horaz (2. Auflage 1900, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung); beide Übersetzungen wirken im großen und ganzen so auf uns, wie die Verse des Dichters auf seine Zeitgenossen gewirkt haben. St.



Eine Unterredung mit Fürst Bismarck

Zur Beurteilung der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten

Jedem Volke fällt es unendlich schwer, über einen nationalen Helden, den es gewissermaßen heroisiert hat, wie es sein gutes Recht ist, zu einem objektiven, wirklich historischen Urteil zu gelangen, und der großen Masse ist das überhaupt unmöglich; diese unterscheidet immer nur Schwarz und Weiß, sie fragt bei irgendeinem Konflikt, in den der Held geraten ist, nur: Wer von beiden hatte Recht oder Unrecht? Das ist jetzt bei dem Streit über Bismarcks Rücktritt, den die Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe aufs neue entfesselt haben, wieder besonders grell hervorgetreten.*) Und in dem Eifer, angebliche Angriffe aufs Bismarcks Andenken abzuwehren und mit der Auffassung recht zu behalten, daß die Schuld der Katastrophe ganz und gar auf der Seite des Kaisers liege, daß der Gewaltige nur persönlichen Gründen und persönlicher Eifersucht habe weichen müssen, hat man das Andenken Hohenlohes mit Schmähungen überhäuft, ihn der Kleinlichkeit und der Indiskretion beschuldigt (worunter jeder immer das versteht, was ihm gerade unbequem ist), sich sogar immer nur mit den letzten Kapiteln der beiden starken Bände beschäftigt und darüber ganz vergessen, welches wertvolle Material für die Geschichte von beinahe acht Jahrzehnten überhaupt diese authentischen und zuverlässigen Aufzeichnungen eines Mannes bieten, der auf der Höhe des Lebens stehend an sich schon viel mehr erfahren konnte und erfuhr als ein andrer, und der nach gründlicher Vorbereitung auch im diplomatischen Dienst in mannigfachen Stellungen, als bayrischer Ministerpräsident in einer peinlichen Übergangszeit (1867 bis 1870), als Reichstagsabgeordneter (1870 bis 1874), als Botschafter des Deutschen Reichs auf dem schwierigsten Posten, in Paris (1874 bis 1885), als Statthalter von Elsaß-Lothringen (1885 bis 1894), endlich als Reichs-

*) Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Im Auftrage des Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst herausgegeben von Friedrich Curtius. 2 Bände zu VIII und 440, 566 Seiten mit fünf Bildnissen und einer Faksimilebeilage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1907. Die Ausstattung ist vortrefflich.

kanzler (1894 bis 1901) mehr als ein Menschenalter lang sich immer als vorsichtigen, klugen Staatsmann von vornehmer Gesinnung und als deutschen Patrioten erwiesen hat, wenn er auch nicht zu den großen, den führenden Geistern seines Volks gezählt hat. Zum Lohne für das alles ist er von einem Teile der deutschen Presse als herzlich unbedeutend geradezu verhöhnt worden. Und warum? weil er über Bismarcks Entlassung Tatsachen mitgeteilt hat, die den Bruch als unvermeidlich, als ein tragisches Ereignis im vollen Sinne des Wortes, wofür freilich der Erzähler selbst leider keine Empfindung verrät, erkennen lassen, allerdings nur für urteilsfähige, nicht von leidenschaftlichen Vorurteilen und Sympathien voreingenommene Leser.

Die bekannte Tatsache, daß der Bruch wesentlich herbeigeführt worden ist durch die Differenz in der Behandlung der sozialen Frage, wird von den Memoiren lediglich bestätigt (vgl. besonders den Bericht Hohenlohes über eine lange Unterredung mit dem Kaiser auf einer Jagdfahrt im Elsaß in der Nacht vom 23. zum 24. April 1890, datiert Straßburg, 26. April, II, 467 ff.). Ohne nun auf die Behauptung näher eingehen zu wollen, die Hans Delbrück im Novemberheft der Preußischen Jahrbücher zuerst aufgestellt und im Dezemberheft („Die Hohenlohe-Memoiren und Bismarcks Entlassung") ausführlicher verfochten hat, daß es sich dabei um nichts Geringeres als um die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts durch einen Staatsstreich gehandelt, der Kaiser aber sich diesem widersetzt habe, so halte ich es doch nicht für überflüssig, hier eine Darstellung mitzuteilen, die mir Fürst Bismarck in Varzin am Nachmittage des 30. Oktober 1892 in seinem Arbeitszimmer ohne weitere Zeugen gab, und die ich mir dann aus dem Gedächtnis heraus sofort aufgezeichnet habe (vgl. Herbsttage in Varzin, Grenzboten 1892, IV, S. 380 f.). Ich kann natürlich nicht für jedes einzelne Wort einstehen, aber die bekannte prägnante und drastische Art des Fürsten, sich auszudrücken, pflegte sich sehr fest, unvergeßlich einzuprägen, sodaß ich für die Hauptsache bis auf den Wortlaut bürgen zu können glaube. Der Fürst sprach in ruhigem, gleichmäßigem Redefluß, ohne Erregung zu verraten.

Ich hatte damals bei meinem Besuche von meinem Freunde Hans Grunow den Auftrag mitgenommen, den Fürsten wieder für die Grenzboten zu interessieren, die lange in Verbindung mit ihm gestanden hatten, diese Verbindung aber nicht hatten behaupten können, vornehmlich wohl, weil sie eine Zeit lang eine von der seinen verschiedne sozialpolitische Richtung einschlugen. Ich sagte ihm also, die Grenzboten betrachteten die Sozialdemokratie als ein notwendiges Erzeugnis des Kapitalismus und hielten die Emanzipationsbestrebungen des vierten Standes grundsätzlich für ebenso berechtigt wie seinerzeit die des dritten. Auf diese theoretische Betrachtung ging der Fürst nicht weiter ein, sondern er faßte die Frage sofort in ihren praktischen Konsequenzen. „Was ist sozialistisch?" sagte er. „Wenn der Unternehmergewinn unter ein gewisses Niveau herabsinkt, dann zieht der Unternehmer sein Kapital eben zurück, schließt seine Fabrik und schneidet Coupons. Die Sozialdemokratie will den Umsturz, ihre Führer fahren nun

einmal auf diesem Bahnstrange und streben nach der Herrschaft. Wenn sie die haben, werden sie alles umwerfen. Wer also einen geordneten Staat will, der muß die Sozialdemokratie bekämpfen. Als Deichhauptmann mußte ich nach dem Satze verfahren: »Wer nicht will mitdeichen, muß weichen.« In Rom war aquae et igni interdictus, wer sich außerhalb der Rechtsordnung stellte, im Mittelalter nannte man das ächten. Man müßte die Sozialdemokratie ähnlich behandeln, ihr die politischen Rechte, das Wahlrecht nehmen. Soweit würde ich gegangen sein. Die sozialdemokratische Frage ist eine militärische. Man behandelt jetzt die Sozialdemokratie außerordentlich leichtsinnig. Die Sozialdemokratie strebt jetzt — und mit Erfolg — danach, die Unteroffiziere zu gewinnen; die Führer machen es jedem Sozialdemokraten zur Pflicht, zu bleiben, wenn er Unteroffizier werden kann. In Hamburg — ich kenne die dortigen Verhältnisse ganz genau — besteht jetzt schon ein guter Teil der Truppen aus Sozialdemokraten, denn die Leute dort haben das Recht, nur in die dortigen Bataillone einzutreten. Wie nun, wenn sich diese Truppen einmal weigern, auf ihre Väter und Brüder zu schießen, wie der Kaiser verlangt hat? Sollen wir dann die hannöverschen und mecklenburgischen Regimenter gegen Hamburg aufbieten? Dann haben wir dort etwas wie die Kommune in Paris. Der Kaiser war eingeschüchtert. Er sagte mir, er wolle nicht einmal »Kartätschenprinz« heißen, wie sein Großvater, und nicht gleich am Anfange seiner Regierung »bis an die Knöchel im Blute waten«. Ich sagte ihm damals: »Ew. Majestät werden noch viel tiefer hinein müssen, wenn Sie jetzt zurückweichen.« Nun hielt er mich künstlich fern.*) Darin bestärkte ihn der Großherzog von Baden, der das jetzt bitter bereut, und Bötticher, der ..... zu weiter gar nichts da war, als dazu, meine Ansicht im Staatsministerium zur Geltung zu bringen. — Wie ich nun wieder nach Berlin kam (24. Januar 1890), zeigte mir der Kaiser den Entwurf zu den Arbeitererlassen**) (über eine Verständigung mit den großen Industriestaaten zum Wohle der Arbeiter). Wahrscheinlich hatte ihn Hinzpeter gemacht, denn es standen dieselben Dinge drin vom Kartätschenprinzen und vom Blutwaten; er war ganz unmöglich. Nun brachte ich dem Kaiser meine Reinschrift zu den Erlassen. Ich sagte

---

*) Den Zeitpunkt dieser Unterredung gab der Fürst nicht an; sie stand wohl irgendwie mit der Ministersitzung vom 24. Januar 1890 im Zusammenhange, die er mehrfach erwähnte, und die ihm offenbar besonders wichtig erschien. An diesem Tage hielt er kurz nach seiner Rückkehr aus Friedrichsruh eine Sitzung des Staatsministeriums ab, dann hatte er $5^1/_2$ Uhr Vortrag beim Kaiser, den er bat, das Handelsministerium dem Freiherrn von Berlepsch zu übertragen, was am 31. Januar wirklich geschah. Von 6 bis $7^3/_4$ Uhr folgte ein Kronrat unter Vorsitz des Kaisers, der dabei seine Arbeitererlasse vorlegte, aber auf Bismarcks Widerstand stieß. S. Horst Kohl, Bismarckregesten II, 495. Nach dem Zusammenhange der Erzählung des Reichskanzlers ist aber an diesem Tage für jene Unterredung kein Raum, sie muß eine Zeit vorher fallen, und doch war Bismarck vorher nur vom 9. bis zum 16. Oktober 1889 in Berlin und sah den Kaiser zuletzt am Nachmittage des 13. Oktober, wo er mit ihm eine längere Unterhaltung hatte (a. a. O. 491). Ist damals schon die Rede auf die soziale Frage gekommen?

**) Vermutlich bei dem Vortrage am Nachmittag des 24. Januar.

ihm: »Wenn ich Ew. Majestät raten darf, so werfen Sie das Papier ins Kaminfeuer.« »Nein nein, erwiderte er, geben Sie nur her«, und setzte seinen Namen darunter. Ich legte das Papier in meine Mappe und suchte die Veröffentlichung noch hinauszuschieben, aber zehn Tage nachher schickte er zu mir und ließ fragen, warum sie noch nicht publiziert seien, es sollte bis zum nächsten Morgen geschehen (4. Februar 1890). Welche traurigen Folgen das hatte, wissen Sie. (Gemeint sind die Reichstagswahlen vom 20. Februar.) Ich glaubte Unterstützung zu finden, indem ich die Berufung des Staatsrats (zum 14. Februar) und der nationalen Arbeiterschutzkonferenz veranlaßte. Ich täuschte mich. Im Staatsrat (26. Februar bis 4. März), wo auch einige Arbeiter (vier) zugezogen waren, wagten nur wenige Vertreter der Industrie schwache Einwendungen, darunter der Vertreter von Krupp, ein Sachse, wie hieß er doch? — »Geheimrat Jencke«, warf ich ein —, die übrigen fürchteten vultum instantis tyranni und ließen mich im Stich. Unsre Konkurrenten aber, die Franzosen, Engländer und Belgier, konnten doch nur wünschen, daß wir konkurrenzunfähig würden.

Der Kaiser wollte sich überhaupt von mir trennen, wenn auch nicht so bald. Denn sein Ruhm wurde von meiner Existenz beschattet. Ich sah das wohl, aber ich hielt es für feig, davonzulaufen. Seitdem suchte er Händel mit mir. Er wollte die Kabinettsorder (vom 8. September 1852) über die Stellung des Ministerpräsidenten zu seinen Kollegen aufheben. »Das können Ew. Majestät tun, sagte ich ihm, nur gibt es dann keinen Ministerpräsidenten mehr, und ich müßte zurücktreten.« »Sie setzen mich dadurch in eine Zwangslage.« »Durchaus nicht, Majestät können dann ja selbst das Präsidium übernehmen.« »Das sollte mir einfallen!«*) Dann kamen die Verdyschen Pläne für eine Umgestaltung der Armee,**) dieselben, die heute wieder vorliegen; ich war dagegen."

Diese Darstellung des Fürsten gibt die genaue Parallele zu der Erzählung, die Hohenlohe aus dem Munde des Kaisers überliefert. Danach begann die Verstimmung schon im Dezember 1889, und es sieht dort so aus, als ob die Unterredung zwischen Kaiser und Kanzler, in der die prinzipiellen Gegensätze in der sozialen Frage zum erstenmale scharf aufeinander stießen, in die nächstfolgende Zeit gehöre. Nur ist die von mir wiedergegebne Darstellung des Fürsten drastischer und wird noch gehoben durch das, was er über seinen Standpunkt und seine Absichten vorausschickte; jedenfalls hat er nach seinen eignen Worten gegenüber der Sozialdemokratie sehr weit gehen wollen, bis zur Anwendung militärischer Gewalt im Falle des Widerstandes. Von einem Staatsstreich sagte er allerdings kein Wort, aber auch darüber nicht, wie er sich die Durchführung seines Planes dachte, und es wäre ganz untunlich gewesen, ihn mit einer Frage zu unterbrechen. Vom Staatsrat freilich, wie Hohenlohe gehört haben will, hat der Kaiser die Erlasse nicht haben wollen, denn sie wurden schon am 4. Februar 1890

*) Diese Unterredung war am 15. März, H. Kohl, Bismarckregesten II, 497.

**) Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Infanterie.

publiziert, der Staatsrat erst zum 14. einberufen, sondern von dem Kronrat am 24. Januar; wenn Hohenlohe die Einladungen zur internationalen Arbeiterschutzkonferenz meint, die am 1. März ausgingen, dann hat er sich nicht klar ausgedrückt. Den Konflikt über die Kabinettsorder von 1852 erzählt er ausführlicher. Daß der Großherzog von Baden zu den Gegnern Bismarcks gehörte und auf dessen Rücktritt hingearbeitet habe, erwähnt Hohenlohe mehrmals, einmal nach dem, was ihm Bismarck selbst am 27. März davon gesagt hat (II, 465), ein andermal nach den Erklärungen des Großherzogs selbst (in Karlsruhe am 21. April, II, 466 f.). Beidemale war dieser der Ansicht, es habe sich bei dem Konflikt um eine Machtfrage gehandelt. Diesen Eindruck nahm aus einer Unterhaltung mit dem Großherzog auch König Albert von Sachsen mit hinweg, als er im Frühjahr 1890 auf der Rückreise von der Riviera in Karlsruhe vorsprach, um Näheres über die Katastrophe zu erfahren, und er faßte diesen Eindruck unmittelbar danach gegenüber einem hervorragenden Mitgliede seines Landtags in die Worte zusammen: „Ich habe mich überzeugt, der Kaiser konnte nicht anders, wenn er die Zügel in der Hand behalten wollte.“ Dieses Urteil eines so besonnenen, klarschauenden und erfahrnen Herrn und eines so aufrichtigen Bewunderers der Größe Bismarcks, von dem er einmal gesagt hat: „Er ist ein sehr großer Mann, denn er hat im vollsten Glücke Maß gehalten“, könnte auch die Verehrer des eisernen Kanzlers beruhigen, die ihren Schmerz und Groll über seinen Sturz noch heute nicht verwunden haben. Ob freilich in der Behandlung der Sozialdemokratie Bismarck schließlich nicht Recht gehabt hat, das ist immer noch die Frage.

Leipzig Otto Kaemmel

Russische Briefe

Von George Cleinow

4

Nach vielem Zögern ist die russische Regierung wieder einmal an eine eingehende Prüfung der Polenfrage herangetreten. Diese Frage wurde immer akut, sobald Rußland irgendwie in Schwierigkeiten geriet. Es ist darum interessant und politisch wertvoll, sich einmal zu vergegenwärtigen, welche Stellung die Regierung, insonderheit der Zar in den verschiednen kritischen Augenblicken den Polen gegenüber eingenommen hat. Das Herzogtum Warschau als Teilergebnis des Wiener Kongresses (1814 bis 1815) wurde Rußland zugesprochen. Unter der Benennung „Zartum Polen“ wurde es mit Rußland durch Realunion verbunden und erhielt am 27. November 1815 durch Kaiser Alexander den Ersten eine Konstitution.

Es muß hier bemerkt werden, daß Alexanders Absichten bezüglich Polens früher viel weiter gingen. Im Jahre 1811 fanden Verhandlungen mit Adam

Czartoryski und Graf Oginski statt, die auf eine Wiederherstellung Polens zielten. Der Zar schrieb am 12. Februar 1811 an Czartoryski: „Unter dieser Wiedergeburt verstehe ich die Vereinigung alles dessen, woraus Polen früher bestanden hat einschließlich der russischen Provinzen, mit Ausnahme Westrußlands, sodaß die Düna, Beresina und der Dnjepr die Grenze bilden würden.“ Der Kaiser fügte hinzu, er habe die Absicht, diesem erneuerten Polen eine liberale Konstitution, die den Wünschen der Bevölkerung entsprechen würde, zu verleihen. Doch stelle er folgende conditio sine qua non: 1. Das polnische Königreich bleibt für immer mit Rußland verbunden, dessen Kaiser in Zukunft den Titel Kaiser von Rußland und König von Polen zu führen hätte. 2. Die Bevölkerung des Herzogtums Warschau hat die formelle und bestimmte Versicherung der Einmütigkeit des Wunsches zu geben, das in Punkt 1 angestrebte Resultat zu erreichen. Die einflußreichsten Persönlichkeiten hätten solches durch ihre Unterschriften zu beglaubigen. (Schilder, Alexander der Erste, A. S. Ssuworin, Petersburg 1905, Bd. III, S. 13, Mémoires du prince Adam Czartoryski, Bd. II, S. 272.) Im Jahre 1814 im Oktober sagte Alexander zu Laharpe: Il est impossible qu'un polonais oublie qu'il appartient à une nation jadis indépendante. Je sens, que né polonais, je penserais de même. On doit donc s'attendre que les polonais profiteront de toutes les occasions, pour recouvrer leur existence politique, comme nation; ainsi il faudra me condamner, à leur égard, à une perpétuelle défiance, prendre peut-être des mesures inquisitoriales, qui accroîtront leur mécontentement, sans avoir des résultats tranquillisants. A leurs yeux je serai un oppresseur contre lequel il est possible qu'ils ne s'insurgent pas, en se rappelant la générosité avec laquelle j'ai tout pardonné; mais ils se regarderont comme déliés de toute reconnaissance à l'égard de mes successeurs. Il vaut mieux, ce me semble, leur accorder tout de suite et de bonne grâce, ce qu'ils désirent avec tant d'ardeur; il y a là justice et bonne politique à la fois. (Schilder, Nikolaus der Erste, A. S. Ssuworin, Petersburg 1903, Bd. I, S. 386.)

Die polnische Konstitution sicherte den mit Rußland verbundnen Polen völlige Selbständigkeit in der Glaubensübung sowie der innern Verwaltung; die polnische Sprache sollte die allein herrschende vor Gericht, in der Verwaltung und in der Armee sein; Russen konnten nur dann in den polnischen Staatsdienst treten, wenn sie im Königreich Grundbesitz erworben, dort fünf Jahre gelebt und die polnische Sprache vollkommen erlernt hatten. Die gesetzgebende Gewalt im Lande teilte der Kaiser mit einem Senat und der Deputiertenkammer. Es war eine Oligarchie aus dem Adel und der hohen römisch-katholischen Geistlichkeit. (Ausführlicher dargestellt bei Th. Schiemann, Geschichte Rußlands, Berlin, Georg Reimer, 1904, Bd. I, S. 121/23.)

Die den Polen gewährten Freiheiten konnten dem russischen Reiche nicht zum Segen gereichen und von den Polen nicht zum Wohle ihres Landes ausgenutzt werden, weil sie weder organisch den Verhältnissen angepaßt noch zum

Abschnitt einer gemeinnützigen, weitsichtigen Politik gemacht worden waren, sich vielmehr als Willkürakt großmütiger Laune eines Autokraten darstellten. Sie fanden nicht nur keine Unterstützung in der Ideenwelt der russischen Gesellschaft, sondern wurden von den herrschenden Kreisen angefeindet. Die Russen sahen in den Polen noch Erbfeinde (Schiemann a. a. O. S. 125). Das Herzogtum Warschau galt in der russischen Gesellschaft als erobertes Land. Aber auch von den Polen wurden des Zaren Wohltaten nicht als der Ausgangspunkt für eine enge Verbindung mit den Russen betrachtet, sondern als Vorbereitung für die Zurückgewinnung der früher an Rußland, Preußen und Österreich gefallnen Provinzen und die Wiederaufrichtung des alten Polens. Die Polen fühlten sich als Europäer und sahen in den Russen asiatische Barbaren, deren sie sich in der Not zur Erreichung ihrer eignen Zwecke bedienten. Wie groß die Nichtachtung der Polen den Russen gegenüber war, geht aus ihrem Benehmen dem Gefolge Alexanders gegenüber hervor. Eine Deputation polnischer Edelleute aus Litauen unter Führung des Grafen Oginski sollte die Angliederung der Gouvernements Wilna, Grodno und Minsk vom Zaren fordern. Irgendein Versuch, sich unter den Russen Bundesgenossen zu schaffen, wurde nicht gemacht. Ein Russe erzählt aus jenen Tagen: „. . . die Polen blickten auf uns allgemein finster. Sie waren unzufrieden geblieben und hielten in Unterhaltungen selbst nicht mit der Forderung zurück, daß ihnen Mohilew, Witebsk, Wolhynien, Podolien und Litauen zurückgegeben werden müsse. . . .“ Alexander seinerseits unterstützte die polnischen Patrioten in ihren Illusionen, wo er auch immer konnte, ohne dabei die Gefühle seiner russischen Untertanen zu schonen. Dabei bildete doch seine Persönlichkeit die einzige Verbindung zwischen beiden Teilen. Eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Rußland und Polen auf irgendeinem Gebiete fehlte. Große wirtschaftliche Interessen hatten sich noch nicht ausgebildet. Die Idee eines allslawischen Staatenverbandes dehnte sich noch nicht auf die katholischen Westslawen aus. Ging doch der spätere Dekabrist Jakuschkin so weit, seinen Freunden zu erklären, er würde den Zaren morden, als sich in Moskau die Nachricht verbreitete, Alexander der Erste habe den Polen die Rückgabe der früher polnischen Provinzen versprochen. (Schilder, Nikolaus der Erste, A. S. Ssuworin, Petersburg, 1903, Band I, S. 536, Anm. 459.) Die Abwesenheit solcher gemeinsamen Interessen ließ auch dem russischen Zaren freie Hand bei seinem Anschluß an die Mächte des Westens. Sie macht Alexanders Vorgehn auf dem Wiener Kongreß auch für die Russen verständlich. In Rußland gab es nur eine Idee: die der Selbstherrlichkeit des Zaren, ein nationales Bewußtsein war nicht entwickelt, wenn es auch nach 1812 durchsetzt mit sozialen Utopien bei der militärischen Jugend aufflackerte. Peters und Katharinas Beamtentum hatte jede Regung des Volkes der Bureaukratie unterjocht, die sich in der Rolle einer Hüterin der Selbstherrschaft recht wohl befand. Alexander der Erste konnte der Heiligen Allianz beitreten, weil den verbündeten Monarchen mit der von Frankreich hereinziehenden Demokratie ein

gemeinsamer Feind drohte, aber auch weil das Heranwachsen einer neuen ideellen Kraft, die sich auf die Demokratie stützte, im Schoße dieses Bündnisses noch nirgends erkennbar war. Ein germanisch-slawischer Gegensatz, wie Rassengegensätze überhaupt, waren weder der Gesellschaft noch den Regierenden zum Bewußtsein gekommen; diese ideelle Kraft sollte erst in Südrußland geboren*) und von den Polen groß gezogen werden. Wie unbefangen der Zar damals tatsächlich den später entwickelten russisch-nationalen und allslawischen Bestrebungen gegenüberstand, geht aus seiner im August 1814 gegebnen „Instruktion an Graf Nesselrode" für den Wiener Kongreß hervor; darin heißt es:

... Il prouvera que dans les prétentions que je soutiens il n'entre aucun principe dangereux pour le repos futur de l'Europe, aucune vue d'ambition qui doive altérer les relations qui subsistent entre moi et mes alliés. La conservation du duché de Varsovie est tout ce que je leur demande et à ce prix je suis prêt à soutenir l'Autriche et la Prusse dans toutes les propositions qu'elles feront pour être indemnisées des parties de ce duché qui jadis leur ont appartenues. Je vais même plus loin. M'étant engagé par le traité de Kalisch de procurer à la Prusse un territoire qui lie l'ancienne Prusse à la Silésie, je consens, si elle devait y insister, à ce qu'elle recouvre le département de Posen et le district de Culm. Dans cette supposition la frontière serait établie d'après les lignes que vous trouverez tracées avec détail dans le mémoire ci-joint. Les frontières vis-à-vis de l'Autriche s'y trouvent également indiquées. Je ne saurai en aucun cas lui restituer du duché de Varsovie que les salines de Wiliczka avec le rayon de Podgorce, de façon que de ce côté la Vistule formera la frontière. A l'exception des districts désignés, tout le duché de Varsovie resterait à ma disposition pour être réunie à la Russie. Si l'on cherchait à provoquer quelques explications sur la forme de gouvernement que je suis intentionné de donner à ce pays, vous vous refusierez à y répondre; vous déclareriez qu'il serait contre ma dignité d'entrer dans de semblables explications, que ne demandant pas compte des arrangements que les autres puissances se proposent de faire sous ce rapport, je crois avoir tous les droits de prétendre que personne n'intervienne dans ceux que je croirai les plus avantageux pour le bonheur des peuples que la Providence a réunis à mon empire. ...

Wir sehen, nicht wirtschaftliche Wünsche, auch keine russisch-nationalen kommen zu Worte, sondern nur solche, die mit dynastischen internationalen Interessen zusammenhängen. Dem Unbefangnen erscheint Alexander als Menschenfreund. So sagte er seiner Umgebung in Paris wegen Kosciuszko, der nur „in ein freies Polen zurückkehren" wollte: Messieurs, il faut arranger les affaires de sorte que ce galant homme puisse revenir dans sa patrie.

*) Gründung des „Slawischen Verbandes" oder des „Verbandes der vereinigten Slawen" um 1823, siehe Schilder, Alexander der Erste, Band IV, S. 218.

Nach seinen Moskowitern fragt der Zar nicht. Dieses Außerachtlassen realer Bedürfnisse mußte ganz natürlich dazu führen, daß sich die unerdrückbaren realen Faktoren selbständig Geltung verschafften, nun aber ungeleitet und darum in einer für alle Teile schädlichen Weise. Das für die Polen anerkannte nationale Bewußtsein erweckte dasselbe bei den Russen; da es aber in der Gesetzgebung nicht „vorgesehen" war, kam es in der Form von „Gesetzesverletzungen" zum Ausdruck. Oben herrschte Willkür, unten bereitete Unbotmäßigkeit die hundertjährige russische Revolution vor. Alexander fand an seinen Russen keinen Gefallen.*) Er wurde den Russen gegenüber reaktionär, indem er sie einem Araktschejew überließ, der am liebsten ganz Rußland in eine Militärkolonie umgewandelt hätte. Bei den Polen fühlte er sich wohl und zeichnete sie aus. Daß der polnische Adel in Litauen fortwährend über die russischen Beamten klagte, schien ihm selbstverständlich. Aber daß sich die Polen auf die Erwerbung Litauens selbst mit Gewalt vorbereiteten, schien er nicht bemerken zu wollen.**) Er brachte ihnen so großes Vertrauen entgegen, daß er sie in einem Gespräch mit Danilewski seine Avantgarde gegen Europa nannte. Die Stellen der hohen Beamten in Litauen, Kleinrußland und Weißrußland, wie Gouverneure und Adelsmarschälle, wurden mit polnischen Edelleuten besetzt. Die litauischen Regimenter erhielten den Polen gefällige Abzeichen, und nur mit Mühe verhinderte des Zaren Bruder die Abschaffung der russischen Uniform zugunsten einer polnischen. Eigentümlich ist auch Alexanders Verhalten den Geheimgesellschaften gegenüber. Schon im Jahre 1821 hatten die Generaladjutanten Fürst Wassiltschikow und A. Ch. Benkendorff ausführliche Berichte über den Umfang und die Ziele der geheimen Gesellschaften erstattet. Der Zar antwortete: Mon cher Wassiltschikoff! Vous qui êtes à mon service depuis le commencement de mon règne, vous savez que j'ai partagé et encouragé ces illusions et ces erreurs. Auch als später — Anfang 1824 — Einzelheiten über den Zusammenhang zwischen dem Dekabristen Pestel***) und dem Präsidenten der geheimen Gesellschaften in

*) Schilder, ebenda, Bd. IV, S. 59. Danilewski über die Reise Alexanders im Jahre 1816.

**) Tatsächlich trug er sich im Februar 1818 in Moskau mit der Idee, die früher von Rußland erworbnen Provinzen den Polen zurückzugeben (Schilder, ebenda, Bd. IV, S. 83), und gab dem in seinen Reden bei Eröffnung und Schließung des Landtags Ausdruck. (Ebenda, S. 88 und 91.)

***) Schilder, Nikolaus der Erste, Bd. I, S. 528, Anm. 430. Die Bedingungen des Übereinkommens mit den Mitgliedern der polnischen geheimen Gesellschaften haben nach Aussagen Pestels in folgendem bestanden: 1. Unabhängigkeit Polens bei gleichzeitiger Rückgabe der ihm genommnen und Rußland angefügten Provinzen. 2. Gegenseitige Unterstützung im Falle eines auswärtigen Krieges. 3. Gleiche Regierungsform. 4. Die Polen sollten mit dem Zesarewitsch ebenso verfahren können, wie die Russen mit den Großfürsten verfahren würden. 5. Die Polen haben der Südlichen Gesellschaft über alle ihre Beziehungen zu ausländischen Gesellschaften Mitteilung zu erstatten und dürfen ohne Erlaubnis keine Abmachungen mit solchen treffen. Fürst Ssergei Wolkonski, der an diesen Verhandlungen teilgenommen hatte, gibt den Inhalt der Abmachungen nach dem Gedächtnis wie folgt wieder: 1. Die Revolution ist mit gemeinsamen Kräften durchzuführen. 2. Die Polen verpflichten sich, alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, die sich in

Polen, Jablonowski, bekannt wurden, tat Alexander keine Schritte, den sich vorbereitenden Aufstand zu verhindern. Unwillkürlich fragt man sich, ob Alexander nicht gar darauf hoffte, von den Polen mitgerissen zu werden, ob es ihm nicht an Offenheit gebrach, geheime Wünsche kraft seiner Stellung als Selbstherrscher zur Durchführung zu bringen. Eine Gegenüberstellung seiner Pläne von 1811 mit seinem Tun im Jahre 1824 läßt Alexanders Wünsche klar zutage treten. Aus den verschiedentlichen Versprechungen an die Polen, aus der Instruktion für Nesselrode, aus dem Verhalten gegen die geheimen Gesellschaften und aus seiner zweifellosen Abneigung gegen die Russen scheint hervorzugehn, daß Alexander die Polen zum Eckstein seiner Macht machen wollte. Weiter hat es den Anschein — ohne daß es aus den bisher zugänglichen Dokumenten zu beweisen wäre —, als wenn Alexander der Erste Rußland mit der Hilfe der Polen kultivieren und die Sicherheit der Dynastie auf den polnischen Adel aufbauen wollte. Eine solche Auffassung wird unterstützt durch die sachlichen Angaben, die Schiemann über Alexanders Neigung zum Katholizismus macht.*) Alexanders Stellung zum Katholizismus findet auch eine scharfe Beleuchtung durch die Umwandlung des Polotzker Jesuitenkollegiums in eine Akademie (1. März 1812) „für die großen Verdienste um die Erziehung der Jugend". Weiter wird meine Hypothese gestützt durch die hohe Meinung, die sowohl Alexander wie sein Bruder Konstantin von der Ritterlichkeit der Polen hatten,**) sowie schließlich durch die Besetzung der höchsten Verwaltungsposten in den russischen Westprovinzen durch Polen.

* * *

Bei diesen scheinbar der Vergangenheit angehörenden Verhältnissen habe ich mich solange aufgehalten, weil einmal gezeigt werden sollte, auf welchem Wege der panslawistische Gedanke in die russisch-polnischen Beziehungen hineingekommen ist, und weil die Polen gegenwärtig auf die Versprechungen Alexanders zurückgreifen. (Siehe u. a. „Programm der progressiv-demokratischen [polnischen] Partei" vom Dezember 1904, abgedruckt in „Die Polenfrage in der Zeitung Russj" Bd. I, S. VIII.) In vielen Aufsätzen demokratischer Polen, Russen und Juden wird nachzuweisen gesucht, daß nicht die Polen an den Aufständen von

Polen befinden würden, gefangen zu setzen. 3. Keinerlei Unternehmung sollte von den Polen in Angriff genommen werden, ohne sich mit den russischen Gesellschaften in Einvernehmen gesetzt zu haben. 4. Sie waren verpflichtet, über alle ihre Verbindungen mit ausländischen Gesellschaften Mitteilung zu machen. 5. Die russischen Gesellschaften versprachen ihrerseits den Polen Unabhängigkeit sowie die Rückgabe der eroberten Gebiete, soweit das gerecht und möglich sein würde.

*) Schiemann a. a. O., S. 489/91.

**) Ging doch die gute Meinung so weit, daß Konstantin Pawlowitsch als Statthalter von Polen den Vizekönig Sajonczek grob anließ, weil der, selbst ein Pole, dazu riet, den Polen nicht zu trauen, und weil er an eine Verschwörung glaubte, von der Konstantin nichts wissen wollte. Schiemann a. a. O., S. 167.

1830, 31, 61, 63 schuldig seien, sondern die Russen, das heißt die reaktionäre russische Gesellschaft. Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Besonders lehrreich zur Entscheidung dieser Frage sind der Briefwechsel zwischen dem Statthalter in Polen, Konstantin Pawlowitsch, und dem Zaren Nikolaus dem Ersten,*) die Zusammensetzung und die Tätigkeit der Untersuchungskommission zur Feststellung der Geheimgesellschaften **) und das schon erwähnte Urteil des Vizekönigs über seine Landsleute. Es hat den Zaren und seine Regierung schwere, innere Kämpfe gekostet, ehe sie sich entschlossen, gegen die in Rußland lebenden, des Landesverrats überführten Polen vorzugehn. Er mußte sich aber seiner Haut wehren. Nikolaus erkannte die Lage durchaus richtig, indem er an seinen Bruder schrieb: Qui des deux doit périr, car il paraît que périr il faut, est-ce la Russie ou la Pologne . . .

Der Ausbruch des Aufstandes von 1830 bestätigte seine Auffassung.

Erst nach diesem Aufstande wurde die polnische Konstitution von 1815 aufgehoben, erst nachdem die Polen sich als erbitterte und unversöhnliche Feinde des Russentums offenbart hatten; als sie durch den Aufstand ihre wahren Absichten, nämlich über Rußland herrschen zu wollen, zeigten, da entzog ihnen Nikolaus die Mittel, mit denen sie Rußland bekämpften. Der Zar handelte unbedingt in der Notwehr. Polen erhielt im Jahre 1832 das sogenannte „organische Statut“ (26. Februar) und wurde durch einen Statthalter — Paskewitsch — regiert.

Der Ausspruch Nikolaus des Ersten charakterisiert vollständig die Richtung seiner Polenpolitik. Ein näheres Eingehn auf die Verwaltungstätigkeit des Generalgouverneurs Paskewitsch ist deshalb überflüssig. Die für Rußland einzig mögliche Konsequenz aus seinen Gedanken über die russisch-polnischen Beziehungen hat Nikolaus jedoch nicht gezogen. Er hat die Russen geistig nicht gehoben, um sie dadurch geeigneter zum Kampf für ihre Nationalität zu machen. Jeden Wunsch nach Kultur und politischen Freiheiten hat er unterdrückt. Die gebildeten Kreise in Rußland fühlten sich deshalb durch das Walten der Regierung in ihrer weit gefaßten Auffassung der Menschenrechte ebenso beleidigt wie die Polen in ihrem engen Nationalbewußtsein. Darum erstarkten in der Regierungszeit Nikolaus des Ersten jene ersten Keime russisch-polnischer Interessengemeinschaft, die von den Dekabristen in Südrußland gepflanzt worden waren. Die politische Bewegung der fünfziger und der sechziger Jahre brauste über Rußland und Polen hin. Sie hatte neben liberalen Formen im Innern des Reichs auch die Wiedereinrichtung des autonomen Staatsrats in Polen zur Folge. Aus dieser Zeit ist für uns von Wert, festzustellen, daß Alexander der Zweite

*) Schilder, Nikolaus der Erste, Bd. I, S. 373/83 und Anm. 433 ff.

**) Ebenda, S. 375. Das Untersuchungskomitee bestand aus fünf polnischen und fünf russischen Mitgliedern und einem polnischen Präsidenten (Graf Stanislaw Samojski). Trotz der Aussagen Pestels und Wolkonskis (s. o.) und den Geständnissen des Präsidenten der Geheimgesellschaften, Jablonowski, ergaben die Untersuchungen kein Resultat!

die panslawistischen Ideen des Grafen Alexander Wjelepolski*) zum Ausgangspunkt einer russisch-polnischen Verständigung annahm und mit Hilfe seines Bruders Konstantin Nikolajewitsch zur Durchführung zu bringen suchte. Das Verhalten der unversöhnlichen Allpolen unter der Führung des Grafen Samojski ließ alle Bemühungen scheitern und führte zu den Aufständen von 1861 bis 1863.

Aber auch in Rußland hatte das nationale Bewußtsein die ersten konservativen Schößlinge getrieben. Hegels Philosophie hatte einen Katkow erzogen. Sein flammendes Wort erinnerte die Moskowiter daran, daß die Polen 1812 in das heilige Moskau eingezogen waren, und rief ihnen Nikolaus des Ersten Wort ins Gedächtnis. Die Liberalen unterlagen vor den Nationalisten, und Alexander der Zweite mußte unter dem Druck der öffentlichen Meinung seine Polenpolitik nach Grundsätzen richten, die hauptsächlich Rußlands Wohl im Auge hatten. Die Verwaltung Polens wurde einem russischen Generalgouveneur unterstellt und der in den russischen Gouvernements angepaßt. Alexander der Dritte und Nikolaus der Zweite regierten bis 1904 nach den bewährten Prinzipien weiter. Welches Prinzip seitdem in der Frage herrscht, wissen wir nicht. Tatsache aber ist, daß sich die Ideen Wjelepolskis in den höchsten Kreisen wieder Eingang verschafft haben.

Wenn wir heute dennoch vor einer gegen Rußland verbündeten polnischen und russischen Gesellschaft stehn, so ist daran hauptsächlich die russische Regierung schuld, die ebenso wie Nikolaus der Erste es tat, alle Russen durch einen Tolstoj und Pobjedonostzew grausamem Gewissenszwang unterwarf. Sie hat dadurch die vor fünfzig Jahren aufkeimenden Interessen zu einem starken Bande heranwachsen lassen.

St. Petersburg, den 1. Dezember 1906

---

*) Lettres d'un gentilhomme polonais au Prince de Metternich 1846, S. 315/37, siehe Tatischtschew, Alexander der Zweite, Bd. I, S. 430. Wjelepolski tritt darin für eine Aussöhnung der Polen mit Rußland auf allslawischer Grundlage ein. Die Bedingungen, unter denen Wjelepolski die Stellung des höchsten Verwaltungsbeamten in Polen annehmen wollte, gibt Tatischtschew wie folgt an: „. . . Loskauf (otschinschewanije) aller Bauern im Zartum nach einem von Wjelepolski ausgearbeiteten Projekt und unter seiner Leitung, Wiedereinrichtung der Warschauer Universität, Einrichtung eines vom Reichsrat unabhängigen höchsten Kassationshofes, Unterstellung der öffentlichen Arbeiten im Zartum einer eignen von der russischen Zentrale unabhängigen Behörde, Aufhebung des Instituts der Adelsmarschälle, Entziehung der politischen Vergehen der Kompetenz der Kriegsgerichte, Führung des offiziellen Schriftverkehrs ausschließlich in polnischer Sprache und mit den russischen Behörden in französischer, Einrichtung eines Senats aus lebenslänglichen Mitgliedern als höchste gesetzgebende Instanz sowie gewählter Provinzialräte und eines Stadtrates für Warschau . . .“

Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen

Von Hans Gerhard Gräf

4

Sebastian Grüner, Polizei- und Magistratsrat in Eger, war mit amtgemäßer Pünktlichkeit in Marienbad eingetroffen, um den greisen Dichter „wegzunehmen", gleichsam von einer verbotnen Tätigkeit zu arretieren und zum „toten Gestein zurückzuführen". Übrigens waltete zwischen Polizeirat und Arrestant das erfreulichste Verhältnis. Goethe schätzte Grüner sehr hoch; Ende April 1820 hatte er, auf der Reise nach Karlsbad Eger berührend, in ihm einen tüchtigen, ehrenfesten Beamten und zugleich einen Mann von vielseitigem Interesse kennen gelernt. Grüners schlichte Natürlichkeit zog ihn an, seine gründlichen Kenntnisse in der äußern und innern Geschichte des Egerlandes wurden für ihn, den ewig Lernbegierigen, eine neue Quelle der Belehrung. Seinerseits weckte er in Grüner sofort eine sich bald zur Leidenschaft steigernde Teilnahme an Geologie und Mineralogie. Das schönste Zeugnis über den Charakter dieses freundschaftlichen Verhältnisses hat Grüner uns überliefert in seinem an Inhalt ebenso reichen wie an Umfang geringen Buche „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner": „Übrigens muß ich Ihnen sagen, bekennt Goethe ihm am 29. Juni 1823, daß ich seit dreißig Jahren mit niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe, als mit Ihnen."

Es muß für Goethe einen besondern Reiz gehabt haben, den wundersamen Gegensatz zu beobachten, der damals noch weit auffallender als heute zwischen Marienbad und Eger waltete. Dort in jenen Jahren die ersten jugendlich kräftigen Schritte ins Leben und Entstehn hinein — „Mir war es, schreibt Goethe 1820 von Marienbad, als befänd' ich mich in den nordamerikanischen Wäldern, wo man in drei Jahren eine Stadt baut"; „Das Ganze sieht aus, als hätte Dido soeben ihre Riemen um den Raum geschlagen und nun ginge das Bauen los. Seit drei Jahren ist es erst recht Ernst, in den nächsten dreien wird man Wunder sehen." Eger dagegen eine uralte Stadt, mit einer mehr als tausendjährigen Geschichte, mit großartigen Ruinen, Zeugen vergangner Kaiserherrlichkeit, mit regem Leben der Zünfte und der Gewerbe.

Goethes Absteigequartier in Eger, das alte Gasthaus „Zur goldenen Sonne" an der nordwestlichen Ecke des berühmten Marktplatzes, ist leider, zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch einen Brand beschädigt, zusammen mit dem Nachbarhause, dem sogenannten „Türkenkopf", abgebrochen

worden. An ihrer Stelle erhebt sich jetzt das Gebäude der Sparkasse; im Treppenhause finden wir an der Wand zur Linken auf einer großen schwarzen Tafel ein Reliefbildnis Goethes in weißem Marmor, ein Werk des Egerer Bildhauers Wilfert des ältern, darunter mit goldnen Lettern die Inschrift: „An dieser Stätte stand vordem der Gasthof zur goldenen Sonne. Hier hielt GOETHE bei seinem wiederholten Aufenthalte in dieser Stadt ständig Rast und Einkehr." Schaute der Gast aus seinen im ersten Stock gelegnen Zimmern, so hatte er sogleich ein höchst malerisches Stück des alten Eger gerade vor sich, das sogenannte „Stöckl", eine wunderlich zusammengeklebte, durch ein sehr schmales Gäßchen in zwei Hälften getrennte Häusergruppe, die sich, gleich einer Insel, auf der gewaltig großen Fläche des Marktplatzes erhebt. Hinter dem „Stöckl" liegt das Stadthaus, in dem Wallenstein ermordet worden ist; das Zimmer der Mordtat birgt heute ein Wallensteinmuseum, an das sich mehrere Räume anschließen, in denen eine wohlgeordnete Sammlung reichen Anschauungsstoff darbietet zu Grüners Schrift über die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer. „Es ist ein wackeres, abgeschlossenes Völkchen, sagte Goethe einmal zu Grüner, ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen." Heute ist diese Tracht, zumal bei der männlichen Bevölkerung, fast völlig ausgestorben. Und so konnte ich mich auch nur in dem genannten Museum über die Beschaffenheit jener weiblichen Kopfbedeckung unterrichten, deren Goethe in einer weiter unten mitzuteilenden Stelle seines Tagebuchs von 1821 ausdrücklich gedenkt. Es ist die schneeweiße Farbe des Tuchs, die Goethen hier den Ausdruck „Serviette" wählen läßt. Die ihn höchlich interessierende Vorrichtung, mit der die Egerländer Bauern in früherer Zeit die Hörner der Ochsen zu „zügeln", das heißt die Hornspitzen allmählich näher gegeneinander zu biegen pflegten, findet man ebenfalls nicht mehr. Dagegen scheint mir folgende, durch Grüner überlieferte allgemeine Äußerung Goethes auch heute noch vollkommen zutreffend: „Es ist ein stämmig robustes Volk von gesundem Aussehen." „So viel ich bemerke, setzt der sorgfältige Beobachter hinzu, haben die Egerländer weiße gesunde Zähne, dunkelbraune Haare, doch wenig Waden." Was den letzten Punkt betrifft, so ist freilich die Nachprüfung durch die heutige internationale Kleidertracht wesentlich erschwert. Mit erquickender Selbstironie kommt Grüner übrigens nochmals auf die Wadenarmut zurück bei der Schilderung seines Besuchs in Weimar, im Jahre 1825, wo er, angetan mit Goethes Degen, Chapeaubas, Schuhschnallen und rotem Bande der Ehrenlegion bei Hofe erschien: „. . . die Wachen salutierten. Im Vorhofe der Residenz angelangt, wurde ein Zeichen mit der Glocke gegeben, wurde der Kutschenschlag von der Dienerschaft des Großherzogs geöffnet, und siehe da, ein hagerer, wadenloser Rath stieg aus dem Goetheschen Gallawagen."

Die beste Gelegenheit zur Beobachtung mannigfacher Einzelheiten des Egerer Volkslebens bot sich Goethen am großen Jahresfeste der Stadt, am „Vinzenzi-

Sonntag", den er zweimal, 1821 und 1822, miterlebte. Dieses Fest, ursprünglich aus einer Dankfeier für überstandne Kriegsnöte hervorgegangen, wird alljährlich am letzten Sonntag im August begangen, es vereinigt heute zwei Feiern in sich: eine geistliche zu Ehren des Schutzpatrons St. Vincentius, und eine weltliche, das Erntedankfest. Schon im Stifte Tepl hatte mir der ehrwürdige, aus Eger gebürtige Herr Prior auf meine Frage berichtet, das Fest werde auch heutigentags noch kirchlich gefeiert; und so fand ich mich am 26. August, dem heurigen „Vinzenzi-Sonntag", schon in aller Frühe auf dem Marktplatz ein. Goethes Tagebuch von 1821 enthält unter demselben Tage folgende Notizen:

„St. Vincenztag, großes Fest in Eger.

Früh aufgestanden. Den Entschluß der Einladung nach Hartenberg [zum Grafen Auersperg] zu folgen dem Policeirath Grüner erklärt; mit demselben auf den Ring und in die Hauptkirche [Erzdecanalkirche St. Niklas] gegangen; die Stadt sehr lebhaft, die Processionen von neun Pfarreien mit ihren untergeordneten Ortschaften zogen von 7 Uhr an einzeln in die Stadt, in die Hauptkirche, von wo aus um 10 Uhr die große Procession ausging.

In langen Reihen, erst die Schulmädchen, dann die Schulknaben, ferner die Gymnasiasten, darauf die Handwerker mit ihren Fahnen, die Schützencompagnie, die Geistlichkeit, auch Mönche, zuletzt der Dechant, welcher den mit Perlen und Edelsteinen eingehüllten Schädel des heiligen Vincenz trug, sodann der Rath und Honorationen. Zuletzt ein Schwall von Männern, alle Dorfschaften waren zusammengeschmolzen, sowie zuletzt auch ein gleicher Strom von Weibern, den Kopf meistentheils mit einer seltsam geknüpften Serviette ausgeputzt. Dieses allgemeine Volks- und Stadtfest war vom schönsten Sonnenschein begünstigt. Drohende Cumulus zogen zwar vorüber.

Vor allem wäre zu sagen gewesen, daß Eger einen der schönsten Marktplätze hat, der Ring genannt, zwar ansteigend, aber durchaus mit schönen Gebäuden umgeben. An der einen Seite dieses Platzes zog die Procession herauf, verlor sich in anstoßende Straßen, kam aber unten wieder hervor, um den ganzen Raum zu umgehen, welches sich sehr gut ausnahm.

Nachdem alle auseinander gegangen, blieb die Menge noch truppweis stehen, versammelte sich aber besonders um die Wagen voll Birnen, welche von Bareuth [Bayreuth] und aus dem Saatzer Kreis her, zu diesem Feste gekommen waren. Ich habe nicht leicht so lustig einbeißen sehn, die kaum gekauften Birn wurden auf der Stelle verzehrt."

Alles verlief auch diesesmal im wesentlichen, wie Goethe es hier schildert. Nur fehlte in der Prozession die gesamte männliche Jugend der weltlichen Schulen. Im übrigen wäre etwa noch zu bemerken, daß der Schädel des heiligen Vincentius nicht, wie zu Goethes Zeit, vom Erzdechanten selbst, sondern, unmittelbar vor diesem her, von vier Geistlichen getragen wurde, und zwar auf einer auf ihren Schultern ruhenden, prächtig geschmückten Bahre. Die in einem silbernen Behältnis verborgne, unter einem Glasgehäuse ruhende Reliquie ist

auf diese Weise allerdings dem Volke viel weiterhin sichtbar als früher auf einem vom Dechanten getragnen Kissen. Das Anmutigste des Ganzen war der Zug der kleinen und kleinsten Mädchen, jedes ein Körbchen oder eine Schale tragend, bis zum Rande gefüllt mit Obst, besonders Birnen und Weintrauben; das heitre Weiß der frischgewaschnen Kleiderchen hob sich gar lustig ab von dem düstern Schwarz der ihnen mit Gesang voranschreitenden Nonnen und der nachfolgenden Novizinnen und Schwestern vom Heiligen Kreuz.

Bevor wir nun den von birnenschmausenden, plaudernden, lachenden, rauchenden Menschen jedes Alters und Standes belebten Marktplatz verlassen, ziehen noch zwei denkwürdige Häuser unsre Aufmerksamkeit an. Jenes dort, nahe dem hohen, mit schön vergitterten Fenstern geschmückten ehemaligen Rathaus, trägt eine Tafel, auf der wir unter Schillers Bildnis lesen: „In diesem Hause wohnte im Jahre 1791 Friedrich von Schiller behufs seiner Studien zur Wallensteintrilogie." Und wir erinnern uns, daß Goethe, dieser zwiefachen Bedeutung des Ortes nachhängend, 1822 in Eger seines „unersetzlichen" Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen hat. „Als ich Abends zu Goethe kam, erzählt Grüner, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: Excellenz, was ist Ihnen geschehen? Nichts, Freundchen, erwiderte er, ich bedauere nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte." — Auf der andern Seite des Marktes, kaum hundert Schritte vom ehemaligen Gasthaus zur „Goldnen Sonne" entfernt, fällt uns ein altes Haus durch sein schönes, wohlerhaltnes Portal auf, hier wohnte im ersten Stock der Rat Grüner fünfundvierzig Jahre hindurch, 1819 bis 1864, eine Tafel meldet uns, daß Goethe, den Freund besuchend, das Haus oft betreten hat. Auch in Grüners Garten, ehemals vor dem Tore, jetzt an der Bahnhofstraße gelegen, hinter dem Hotel Kronprinz Rudolf und zu ihm gehörend, finden wir ein dem Verkehr beider Männer gewidmetes Denkzeichen, einen zwar gut gemeinten, aber herzlich geschmacklosen Obelisken, dessen unerfreuliches Aussehen durch sichtbare Verwahrlosung noch gesteigert wird. Durchaus erfreulich dagegen wirkt eine Goethetafel, die der Verschönerungsverein vor zwei Jahren im Egertal, am linken Ufer des Flusses oberhalb der Stadt, an einer Felswand hat errichten lassen: das auf ihr angebrachte Bronzebildnis ist eine Wiederholung des schon erwähnten von Wilfert dem ältern. Bedenken wir nun, daß das Gedächtnis Schillers, außer durch jene Tafel am Hause noch durch ein Marmordenkmal im sogenannten Schillerpark verherrlicht ist, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß die beiden Weimarer Großen innerhalb des Stadtgebiets von Eger durch nicht weniger als sechs Denkzeichen gefeiert worden sind, gewiß ein erfreulicher Beweis für die lebendige deutsche Gesinnung des Orts.

Auf dem Wege zum Egertal kam ich an jenem Sonntag über die Brühlwiese, eine geräumige, von der Eger in weitem Bogen umflossene Fläche, auf die die hohen Bastionen der Stadt und die Ruinen der alten Kaiserburg mit

dem „schwarzen Turm" gar wunderlich ernst herabschauen. Hier war jetzt der zweite, weltliche Akt des „Vinzenzi-Festes" in vollem Gange: ein buntes Treiben zwischen Zelten, Buden, Karussell, Kasperletheater, Kletterbäumen und andern Volksbelustigungen. Was aber das Ganze gar freundlich unterschied von dem halbrohen und zweideutigen Treiben der üblichen Vogelschießen und Schützenfeste, das war der ausgesprochne Charakter gänzlicher Harmlosigkeit und naiver maßvoller Freude bei Alt und Jung; es schien ein großes Fest der Kinder und kindlichfrohen Alten. Hier fehlte keineswegs, wie am Morgen bei der Prozession, die männliche Schuljugend: in allerlei scherzhaften Masken und Verkleidungen, in der heitern alten Egerer Volkstracht sprangen und tummelten sich die Kleinen durcheinander; auf blumengeschmückten Wagen, in phantastisch zu Schiffen, Windmühlen und sonstwie wunderlich umgewandelten Gefährten waren sie herbeigefahren, und nun taten sie sich gütlich bei Milch und Kuchen, Kaffee und Brezeln, freundlichst bedient von den Frauen und Töchtern der Honoratioren; andre erlustigten sich mit heitern Spielen auf der grünen Rasenfläche, umgeben im weiten Kreis von der zuschauenden Volksmenge. Wer aber von dem festlichen Getümmel für ein Weilchen hinweg ins Stille begehrte, der wandelte auf den wohlgepflegten Wegen links und rechts der Eger ein Stück talaufwärts, etwa nach dem von Goethe oft besuchten Siechhaus, oder fuhr in dem kleinen Dampfschiffchen hinaus nach dem „Mühlerl", einem beliebten Ausflugsort der Egerer, reizvoll in das enge Tal eingebaut. Der Egerfluß ist auf dieser fahrbaren Strecke nur etwa einhalbmal breiter als die Ilm bei Weimar, gewinnt aber, durch dicht herantretende steile Felsufer eingeengt, an Tiefe. Goethe befuhr ihn mit dem Rat Grüner im Ruderschifflein und hat diesen äußerst lieblichen, in unmittelbarer Nähe der Stadt sich hinziehenden Teil des Tales immer und immer wieder durchwandert.

Leider müssen wir uns hier versagen, dem Dichter auch in die weitere Umgebung Egers zu folgen. Nach allen Himmelsrichtungen hat er sie, geologisch forschend, besucht; einiges davon findet sich unter seinen naturwissenschaftlichen Schriften in kleinen Aufsätzen geschildert, so der Ausflug südwärts nach den Dörfern Boden und Alt-Albenreuth, die Fahrt nach Pograd und dem malerischen Städtchen Alt-Kinsberg, wo ihn der Anblick des herrlichen alten Schloßturms entzückte, er nennt ihn „eines der schönsten architektonischen Monumente dieser Art", „stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten". Hier besuchte er auch den Ölberg, das ehemalige Kloster St. Loretto und die zweiunddreißig über dem Bache Cedron (Kidron) sich hinziehenden Stationen, zu denen noch heute, besonders von Bayern her, fleißig gepilgert wird. Ein altes frommes Mütterchen, die Frau eines Tischlers, setzte ihr fleißiges Almosensammeln so beharrlich fort, daß es ihr gelang, die in Verfall geratnen Heiligtümer sämtlich wieder instandsetzen zu lassen. An die Schilderung dieses frommen Werkes knüpft Goethe die Bemerkung: „Beobachten wir doch auch hier, wie alles zu seinem Anfange zurückkehrt! Die ersten Stifter

vieler nachher so hoch beglückten geistlichen Anstalten waren einzelne Einsiedler und Bettler; wer weiß, was sich hier für die Zukunft gründet?"

Andre Ausflüge führten über die nahe Grenze ins Bayrische, so nach Waldsassen mit seiner durch reiche seltsame Holzschnitzereien merkwürdigen Klosterbibliothek, nach Redwitz, wo Goethe im gastlichen Hause des Fabrikherrn Fikentscher angenehme Tage zubrachte. Zwei jener trüben, für seine Farbenlehre so wichtigen Glasplättchen (sie erscheinen blau über dunkelm, gelb über hellem Grunde), deren Herstellung Goethe in Fikentschers Glashütte so lebhaft betrieb, und durch deren treffliches Gelingen „einer seiner sehnlichsten Wünsche erfüllet war", sind, bis jetzt in der Familie treu bewahrt, erst vor wenig Wochen als deren Geschenk in das Goethehaus zu Weimar gestiftet worden.

Wieder andre Fahrten richteten sich gegen Nordwesten nach den Ortschaften Liebenstein und Seeberg, oder nördlich, über Franzensbad hinaus, nach dem schon im Sächsischen liegenden Kapellenberg. Bei diesen letzten Ausflügen nun tauchte, bald zur Rechten, bald zur Linken des Weges, immer wieder jener sanftgeschwellte Hügel auf, der, wie kein andrer in ganz Böhmen, Goethes Aufmerksamkeit fesselte: der für ihn dauernd „problematische" Kammerbühl zwischen Eger und Franzensbad. Bevor wir jedoch diesen rätselvollen Hügel besteigen, um von ihm aus für diesesmal Abschied zu nehmen vom schönen Egerlande, wenden wir uns ostwärts in der Richtung auf Karlsbad, um Hartenberg, jenes ragende Schloß über der Zwoda, zu besuchen, das durch seine Lage wie durch die Persönlichkeit seines Schloßherrn eine so mächtige Anziehungskraft auf Goethe ausübte, und ohne das das Bild von Goethes Egerer Sommer 1823 unvollständig bliebe.

Magnetisch gezogen und dem wackern Polizeirat Grüner glücklich desertierend war Goethe von Eger nach Karlsbad gefahren, wo er die Familie von Levetzow, die, wenig Tage vor ihm Marienbad verlassend, nach Karlsbad übergesiedelt war, vorfand. Mit ihr verlebte er einige überschöne Tage, darunter den „Tag des öffentlichen Geheimnisses", seinen Geburtstag, dessen Gedächtnis das holde Geschenk, der „Glasbecher mit den drei Namen [der Geschwister Ulrike, Amélie, Bertha] und dem Datum" lebendig erhalten sollte. Am Morgen des 5. September, nach einem „allgemeinen, etwas tumultuarischen Abschied", fand sich Goethe bei heiterm Wetter im Reisewagen auf der Fahrt nach Schloß Hartenberg. „Euer Excellenz gastfreundliche Wohnung, hatte er an den Schloßherrn geschrieben, die mir so viele angenehme Erinnerungen gibt, auf meinem Rückwege von Karlsbad vorüber zu gehen, wollte mir nicht möglich scheinen." Schon zweimal war Goethe Gast des Grafen gewesen, Ende August 1821 und Anfang August 1822. Im Tagebuch über den ersten Besuch finden wir folgende treffliche Beschreibung der Örtlichkeit: „Der erste Anblick, von einer gewissen Höhe herunter, ist überraschend. Das Schloß liegt, alterthümlich aus Haupt-, An- und Nebengebäuden, Altanen und Gallerien, Thürmen und Thürmchen, Mauern und Höfen verschiedener Art zusammengesetzt, auf einem vorspringenden Felsen,

da wo drei Thäler zusammentreffen, drei Wasser sich vereinigen, wovon das größte, die Zwotau [Zwodau], ruhig tief unten vorbei fließt. Denke man sich nun uralte Rüstern (Ulmen) sich fast zur Höhe des Schlosses erheben und von unten herauf einen Wald bilden, so hat man schon ein interessantes Gemälde. Der Hintergrund wohlbestandene Fichtenberge und doch an der einen Seite gleich wieder Ackerbau. So sieht man denn auch zur Seite hinab fahrbare Wege, die drüben wieder herauf kommen, wohnbare Häuser im Thale, rechts wieder Wald und Gebirg. Nothwendig wäre eine Zeichnung, die mit Einem Blick alles klar machte, was mit keinen Worten zu vergegenwärtigen ist." Weiter lesen wir im Tagebuch über den Abend des 27. August: „Als ich nach aufgehobener Tafel mich etwas frühzeitig entfernen wollte, lud man mich freundlich ein zu bleiben, und in dem Augenblicke krachten die Vorboten eines Feuerwerks auf dem gegenüberstehenden Berge, allerlei Lustfeuer stiegen hier auf und brachten, indem sie sich unvermuthet in der Tiefe wiederspiegelten, einen stillen Teich zur Evidenz, der in der Finsterniß verborgen gelegen. Der allerhellste Sternhimmel, welcher nur durch augenblickliches irdisches Feuer verdunkelt wurde, ließ auch einige Meteore fallend niederleuchten, ein abermaliges Krachen, das in den Gebirgen widerschmetterte, verkündigte den Schluß, und die Einleitung auf morgen war mit wenigen herzlichen Worten gegeben." Festlich wurde der Geburtstag selbst gefeiert. Man hielt einen Umgang um das Schloß, „bergab bergauf einen sehr gelinden Fahrweg, betrachtete die am Thalende liegende Brauerei, stieg dann wieder und beschaute das Schloß von einer andern Seite, sodann führten sehr bequeme Fußwege hinab an den Teich, dann wieder hinauf und zwar so, daß man durch einen wohlbestandenen alten Fichtenwald endlich von der Rückseite durch eine andere Pforte in das Schloß gelangte, wo in einem kleinen Felsgärtchen eine anmuthige Nelkenflor noch munter genug in Blüthe stand.... Die Tafel mit Blumen und Zuckerpyramiden geschmückt, alles so wie das gestrige Feuerwerk im Schlosse verfertigt. Gute Weine, zuletzt beim Champagner unter Feuerwerkkrachen meine Gesundheit, ein Kranz und ein kleines Gedicht, alles mit herzlicher Natürlichkeit und aufrichtigem Wohlwollen."

Wohlwollen und herzliche Natürlichkeit wohnen auch heute noch auf Schloß Hartenberg. Das durfte der stille unbekannte Wandrer erfahren, der jetzt, die Spuren so teurer Erinnerungen verfolgend, am 28. August den Schloßhof betrat. Es wurde ihm die Freude, unter der liebenswürdigsten Führung der jetzigen Schloßherrin, Frau Maria verwitweten Baronin von Kopal, die von Goethe bewohnten Gemächer wie das ganze Schloß und dessen herrliche Umgebung kennen zu lernen. Noch umgrünen riesige Ulmen, aus der Tiefe mächtig aufstrebend, die sonnige Felshöhe, Ahorn und Fichte sind ihnen gesellt; noch blinkt in der Tiefe jener Teich, in dem sich die Lustfeuer spiegelten; noch zeugt von des Grafen Joseph Edelsinn jener lange breite Teichdamm, den er, wie Grüner erzählt, „zur Zeit der größten Noth 1816 und 1817 hatte ausführen

lassen, lediglich um seinen Unterthanen einigen Erwerb zu verschaffen". Des Grafen geistvolle Gesichtszüge überliefert ein vortreffliches kleines Gemälde, das sich im Schloß befindet. Goethes eigenhändiger Brief an den Grafen, dessen Anfang oben mitgeteilt worden ist, hängt unter Glas und Rahmen an der Wand eines der nach Südosten gerichteten Fenster, von dem aus man die köstlichste Aussicht weit hinaus nach der Gegend von Karlsbad hin genießt. Unter diesem Fenster zieht sich eine geräumige Terrasse hin, auf der, nach der mündlichen Überlieferung des Schlosses, Goethe in jenen Septembertagen des Jahres 1823 nächtlicherweile im Mondschein gewandelt sein soll, Ulrikens gedenkend und der eben durchlebten Schmerzen des Abschieds von ihr. In solcher Stunde mag das wunderbare Lied abermals um einige herrliche Strophen gewachsen sein, und wirklich lesen wir im Tagebuch unter Hartenberg die Vermerke: „An dem Gedichte [Marienbader Elegie] redigirt", „Sonntag das Gedicht fortgesetzt". So ist der Name Hartenberg für alle Zeit mit Goethes Lyrik verknüpft. Denn

es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

Am 7. September verließ Goethe das Schloß. Der Polizeirat Grüner war abermals erschienen, um ihn abzuholen. In seinem Goethebüchlein lesen wir über den Abschied des Dichters vom Grafen Auersperg: „Diese zwei edlen, und ich darf von beiden sagen, großen Männer schieden von einander mit dem innigsten Wunsche und der zuversichtlichen Hoffnung, sich im künftigen Jahre wieder zu sehen, aber sie sahen sich auf Erden nicht wieder." Goethe hat das Schloß Hartenberg wie überhaupt Böhmen nach dem Jahre 1823 nicht wieder besucht.

Auf dem Rückwege nach Eger gelangte ich über den Ort Zwodau, an dem ehemaligen Gasthof „Zur alten Post" vorüber, in dem Goethe das humoristische Bildchen anseres christicolae zeichnete,*) zunächst nach Falkenau, wo Goethe 1822 im Hause des Bergmeisters Ignatius Lößl wohnte (eine Gedenktafel erinnert daran); Lößl war es, der den unglücklichen Naturdichter Fürnstein veranlaßte, sich in seinem Wägelchen am Tor, das Goethe passieren mußte, aufzustellen, damit er des großen und gütigen Mannes ansichtig würde. Es ist bekannt, welchen liebevollen Anteil Goethe an dem vom Schicksal schwer Heimgesuchten nahm. Er schrieb damals über Fürnstein an den Grafen Sternberg: „Auf seinem, seit dem siebenten Jahr, durch Gicht verkrümmten Körper hat sich ein guter Kopf ausgebildet, ein Cerebralsystem, das wohlgestalten Gliedern

*) Es ist in einer trefflichen Heliogravüre wiedergegeben in Band XVII der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins".

Ehre machen würde. So wunderbar stecken vorzügliche Menschen in allen Winkeln der Erde. Niedergedrückt vom entsetzlichsten Elend behauptet der Menschengeist doch immer wieder einmal seine Rechte." Das alte Ziegeltor, an dem jene Begegnung zwischen dem vom Schicksal in jeder Weise überschwenglich begünstigten Dichter und dem von ihm niedergebeugten „Naturdichter" stattfand, steht, wenn auch seitab vom Verkehr, noch heute; bei einem Großneffen Fürnsteins, Herrn Kaufmann Josef Fürnstein, sah ich das von dem Beklagenswerten benutzte winzig kleine Stühlchen, das aus dem Brande von Fürnsteins Haus in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gerettet worden ist.

Goethe nahm damals seinen Rückweg von Schloß Hartenberg nach Eger über Gossengrün, wo er sich an dem Aufblühen eines erst unlängst durch den Grafen Auersperg eingeführten neuen Erwerbszweiges erfreute, der Anfertigung Brüsseler Spitzen, die heute dort in schönster Blüte steht. Maria-Kulm, der berühmte Wallfahrtsort, blieb links vom Wege, und nach vierstündiger Fahrt durch das anmutige Hügelland rollte der Wagen wieder über den Egerer Marktplatz in die Torfahrt der „Goldnen Sonne" ein.

„NB. Gleich nach der Ankunft Abschrift der neusten Strophen", lesen wir im Tagebuch über die Fortführung der „Marienbader Elegie", an deren Schluß es heißt:

Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos.

Allein am Fels, in Moor und Moos — es ist, als flüchte sich der Dichter, ergriffen von einer Vorahnung, daß er das geliebte, durch die letzten Herzenserlebnisse doppelt teure Egerland nicht wieder sehen sollte, noch einmal hinaus, um in der Einsamkeit Abschied zu nehmen. Der Kammerbühl, dessen geheimnisvolle Entstehung ihn seit dem Jahre 1808 immer aufs neue beschäftigt hatte, wäre der rechte Ort gewesen zu solchem Abschied. Einsam erhebt er sich aus der Niederung, einen unvergleichlichen Rundblick gewährend: weithin gegen Abend und Mitternacht breiten sich die Moore, die feuchten Wiesen und die Teiche von Franzensbad, dahinter in schönem Bogen die Waldberge des Fichtel- und des Erzgebirges, gegen Morgen mannigfache Hügel stromabwärts das gesegnete Egerland hinab, mehr südwärts sodann die Höhen des Kaiserwaldes bis hinüber nach Königswart und zu den waldigen Kuppen, hinter denen das geliebte Marienbad im Frieden seiner Fichtenwälder ruht.

Was Goethe den getreuen Weggenossen zuruft:

Betrachtet, forscht, die Einzelnheiten sammelt,
Naturgeheimnis werde nachgestammelt,

das hatte er hier seit Jahren selbst geübt. Von diesem Hügel aus hatte sein Auge, rückschauend in die grauen Tage der Vorzeit, das böhmische Binnenmeer erblickt, wie es, bis an den Granit des Fichtelgebirges brandend, das Land

ringsum bedeckte; die vulkanische Natur des durch den wagerechten Verlauf seiner Schichten problematischen Kammerbühls, heute von der Wissenschaft endgiltig anerkannt, war ihm damals richtig aufgegangen, wenn er auch in spätern Jahren seine Ansicht glaubte ändern zu müssen. Durch seine Aufsätze — liest man sie an Ort und Stelle, so erstaunt man über die Genauigkeit und die Sorgfalt von Goethes Angaben — wurden die Fachgelehrten zu immer neuer Beschäftigung mit diesem geologischen Rätsel veranlaßt; Goethes Freund besonders, Graf Kaspar von Sternberg, setzte die Untersuchung mit Eifer fort; „da Goethe ihm den Kammerbühl als Erbschaft hinterlassen habe, sagte er zu Grüner, so wolle er sie auch unbedingt antreten und seinen Willen vollziehen". Von diesen Arbeiten zeugt noch heute die steinerne Eingangspforte des verfallnen Schachtes, mit der Inschrift: Den Naturfreunden gewidmet v: G: K: Sternberg. MDCCCXXXVII. Der östliche Hang des Hügels ist zum größten Teil abgetragen, indem man die Lavaschlacke als willkommnen Schotter für den Wegebau abgrub; hierdurch ist zwar ein vortrefflicher Einblick in die Aufeinanderfolge und den Verlauf der Gesteinschichten gewonnen worden, mit Recht aber hat man den weitern Abbau eingestellt, man hat sogar, vermutlich um der Abspülung des Erdreichs vorzubeugen, den südlichen, westlichen und nördlichen Abhang des Berges mit Kiefern und Akazien bepflanzt. Wird nun hierdurch im Laufe der Jahre das charakteristische Profil des Hügels nicht unwesentlich verändert werden, so droht diesem Profil von andrer Seite eine noch größere und, wie uns scheinen will, geradezu unheilvolle Veränderung: ein Aussichtsturm. Einen solchen, als „Goethe-Turm", zu errichten, wurde schon seit längerer Zeit von dem nahen Franzensbad geplant; eine Abbildung des Entwurfs findet man in der schon erwähnten Festschrift von Alois John, die bei Gelegenheit der am 9. September dieses Jahres erfolgten Einweihung des Goethedenkmals in Franzensbad erschienen ist. Durch dieses Denkmal (ein Werk des Egerer Bildhauers Wilfert des jüngern; zur Zeit meines Besuches war nur erst sein architektonischer Teil aufgestellt) hat Franzensbad seiner Verehrung für Goethe bedeutenden, würdig-reichen Ausdruck gegeben. Wozu also noch ein zweites Goethedenkmal in Gestalt eines Aussichtturms? Es wäre im Grunde doch nur ein Turm wie andre mehr. Durch einen Turm als solchen würde man ja auch die beabsichtigte Bedeutung niemals zum Ausdruck bringen können; es bedürfte dazu erst wieder einer Gedächtnistafel oder gar eines Reliefbildnisses, deren wir im nahen Eger mehreren begegnen.

Weit schöner, des Ortes und der Sache gemäßer, dünkt mich, wäre ein andres Goetheerinnerungszeichen, zugleich etwas durchaus Besondres, sonst kaum wieder Mögliches, geschweige denn schon Vorhandnes. Ich denke, um es kurz zu sagen, an eine auf dem Kammerbühl zu errichtende Pyramide, zu der die Steine in großen ausgesprochnen Muster- und Prachtstücken von allen den Orten Böhmens, die Goethe besucht hat, geliefert werden müßten. Die Namen dieser Städte und Ortschaften — eine stattliche Zahl — könnten auf einer an einem Ruhesitz an-

zubringenden Tafel verzeichnet stehen, nebst den Namen der von ihnen gestifteten Gesteine. Dies wäre dann eine gemeinsame, sozusagen nationale, volkstümliche Huldigung Böhmens für seinen berühmtesten Gast. In dieser Gesteinpyramide käme zugleich auf das klarste zum Ausdruck, was den großen Gast in diesem Lande besonders anzog, besonders lebhaft beschäftigte: seine geologischen und mineralogischen Studien, in denen er immer wieder geistige Erfrischung und Kräftigung fand für seine höchste, seine dichterische Tätigkeit. Kurgäste, Touristen, Schüler auf froher Wanderfahrt fänden hier in einer lehrreichen Sammlung die wichtigsten mineralogischen Vorkommnisse des nordwestlichen Böhmens beisammen, von den mächtigen Granitblöcken der Basis bis hinauf zur Basaltspitze der Pyramide. Diese, ich denke sie mir nicht höher als etwa drei Meter, würde das Profil des Berges, aus der Ferne gesehen, kaum beeinträchtigen, zumal wenn sie nicht auf der höchsten Erhebung errichtet würde, sondern etwas ostwärts in einer kleinen Senkung des Bergrückens. Wollte man sodann ein geschmackvolles Eisengitter, das die Pyramide umfriedet, mit einem Goethewort schmücken, so böte sich jene zum Preise Böhmens gedichtete Strophe von selbst dar, die anhebt:

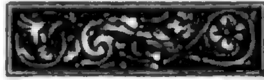
Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen —

oder auch die an seinen edeln österreichischen Freund, den um die Erforschung des Kammerbühls hochverdienten Grafen Sternberg gerichtete:

Wenn mit jugendlichen Scharen
Wir beblümte Wege gehn,
Ist die Welt doch gar zu schön.
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns gesellt,
O, wie herrlich ist die Welt!

Dieses schlichte Mal, in seiner Form bescheiden erinnernd an die ältesten ehrwürdigen Denkmäler der Erde, in seinem Gehalt zeugend von dem allumfassenden Erkenntnistrieb Goethes sowohl als auch von der Verehrung ganz Böhmens für seine Größe, es würde eine gleich große Anziehungskraft ausüben auf den stillen Forscher wie auf den sinnig genießenden Naturfreund. Wenn sich am Sommerabend die goldne Sonne gegen die dunkeln Fichtenhöhen des Gebirges neigt, wenn, röter strahlend, sich ihr Scheideblick über die Täler ergießt, und aus den weiten Moorflächen in der Tiefe die Nebelschleier sich der Nacht entgegenheben, dann wird der Wandrer inniger des Mannes gedenken, der die Schönheit der Welt so tief empfand und so rein widerspiegelte, der sich mit gleicher Liebe und Kraft in die Seele eines Gretchens versenkte wie in das geologische Rätsel dieses kleinen Hügels. Er wird auch, der Schmerzen gedenkend, die Goethe mit hinwegnahm, als er diese Gegend für immer verließ, sich seiner Worte erinnern: „... man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen

der menschlichen Gesinnungen, durch die schnellen Bewegungen derselben in mir selbst und in andern manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame stumme Nähe der großen, leise sprechenden Natur gewährt, und wer davon eine Ahndung hat, folge mir."



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelch

2

Von Bahia bis Rio de Janeiro

m folgenden Tage ertönte plötzlich der Ruf: Walfische! Und richtig, kaum hundert Meter entfernt, ganz unbekümmert um die Nähe des Schiffes, spielten zwei dieser riesigen Tiere, bliesen Wassersäulen in die Höhe, verschwanden auf kurze Zeit unter dem Wasserspiegel und schnellten dann wieder bis zur Hälfte der Leiber empor. In der Folge sahen wir noch öfters Wale. Sie werden in dieser Gegend häufig erlegt und in einer auf Itaparica angelegten Transiederei verarbeitet.

Von der Küste hielten wir uns meist so weit entfernt, daß wir nur selten etwas Bestimmtes unterscheiden konnten, so am 21. Juli nachmittags eine Anhöhe, die dem Seefahrer zeigt, daß er sich bei der Stadt Victoria, Staat Espirito Santo, befindet. Die Nähe des Landes und die Schwierigkeit der Navigierung nötigte zu allgemeinem Bedauern den Kapitän, bei dem Abschieds- oder dem sogenannten Kapitänsessen, das an demselben Tage in dem mit Guirlanden und Flaggen festlich geschmückten Speisesaale stattfand, nur eine kurze Gastrolle zu geben.

Am nächsten Morgen wandten wir uns der Küste zu und passierten Cabo Frio. Diesen Namen — kaltes Kap — führt der jähe Absturz einer vierhundert Meter hohen Felseninsel, an der sich ein von Süden kommender kalter Meeresstrom bricht. Da das kühle Wasser von verschiednen Arten wohlschmeckender Fische bevorzugt wird, so haben sich viele Fischer in der Nähe angesiedelt. Die Temperatur des Wassers wird während der Fahrt regelmäßig alle vier Stunden gemessen und in eine Tabelle eingetragen, sodaß wir uns von der Frische des Wassers selbst überzeugen konnten. Die Insel ist von einem alten, einer Burgruine ähnlichen Turm gekrönt, der als ein für offnes Feuer eingerichteter Leuchtturm erbaut war. Man hat ihn aufgegeben, weil die Bergspitze oft von Nebeln verhüllt ist, und auf halber Höhe einen den jetzigen Anforderungen entsprechenden Leuchtturm errichtet.

Fortan blieb alles an Deck, und die Spannung nahm stetig zu, weil wir uns der Einfahrt nach Rio de Janeiro merklich näherten. Das Wetter war herrlich, sodaß sich nichts unsern staunenden Blicken entzog, und jede Einzelheit, jede Farbentönung voll zur Geltung kam. Auf kurze Zeit wurden wir abgelenkt durch die Notsignale einer Brigg, die Havarie erlitten hatte und hilflos vor dem ziemlich heftigen Winde trieb; Kapitän Bußmann versprach ihr von Rio aus einen Schleppdampfer zu senden, hat auch Wort gehalten und die Genugtuung gehabt, die Brigg am nächsten Tage geborgen im Hafen zu sehen.

Schon winkte uns der Pão de Açucar, der Zuckerhut, ein hochaufragender, unersteiglich scheinender Felsen, das Wahrzeichen von Rio. Bei einem freundlichen Eilande schwenkte der Prinz Sigismund nach rechts, um die Einfahrt zwischen dem Zuckerhut und dem niedrigern Pico zu gewinnen. Nun entrollte sich von Sekunde zu Sekunde ein wundervolles Panorama, sodaß ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte. Die drohenden Forts zu beiden Seiten der Einfahrt am Fuße der Berge, auch vor uns ein Fort auf einer kleinen, von brandenden Wogen umbrausten Klippe, die mehr und mehr sich öffnende inselreiche Bai mit Hunderten von Schiffen, Fahrzeugen, Fähren, Prähmen, Barkassen und Booten, am Ufer zur rechten Hand die Stadt Nictheroy, der Hauptort des Staates Rio de Janeiro mit schmucken Landhäusern und stattlichen Uferbauten, zur linken Hand zunächst die Vorstädte Botafogo und da Gloria, und dann Rio selbst, die palmengeschmückte Bundeshauptstadt Brasiliens, in imposanter Ausdehnung eingebettet zwischen steil ansteigende, bis hoch hinauf bebaute Felsen — und hinter dem ganzen, großen Bilde rings um die Bai der hohe Gebirgskamm mit einzelnen hervortretenden pittoresken Gipfeln — dieses alles vergoldet von den Strahlen der zur Rüste gehenden Sonne —, es war ein Anblick, der die Augen erglänzen machte und laute Rufe des Entzückens hervorrief. In langsamer Fahrt gelangten wir an den uns angewiesnen Platz und waren alsbald von dem Treiben umgeben, das sich bei der Ankunft jedes größern Schiffes entwickelt.

Rio ist der bedeutendste Handels- und Stapelplatz an der ganzen Ostküste Südamerikas. Der Hafen, d. h. die Bai, ist so groß, daß er alle Flotten der Welt aufnehmen kann. Bei der Weite der Entfernungen innerhalb der Bai ist freilich der Verkehr mit den Leichterfahrzeugen nicht nur sehr beschwerlich, zeitraubend und kostspielig, sondern auch nicht ungefährlich. Man hat deshalb Kaianlagen vom größten Umfang in Angriff genommen, damit die Schiffe künftig unmittelbar neben den Magazinen anlegen können. Für die Hebung des Handels ist diese Maßnahme von der größten Bedeutung. Auch im übrigen ist die Stadt, die gegenwärtig mit den eingemeindeten Vororten 700000 bis 800000 Einwohner haben soll, in einer Periode entschiednen Aufschwungs. Sie hat sich weit um die Bai herum und in die Berge hineingezogen; die neuern Straßen sind breit angelegt und von villenartigen, mit Gärten um-

gebnen Häusern besetzt. In die enggebaute Altstadt, deren Anfänge bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zurückreichen, wird gegenwärtig, um der Sonne und dem Luftzuge Zutritt zu verschaffen, Bresche gelegt, indem eine breite Avenida (Prachtstraße) hindurchgeführt wird. Der Raum dazu ist durch Niederlegung ganzer Straßenzüge gewonnen worden. Man verspricht sich davon unter anderm eine weitere Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse, in denen sich schon im letzten Jahrzehnt eine bedeutende Änderung zum Guten vollzogen hat. Vorläufig gilt noch als Hauptgeschäftsstraße die Rua do Ouvidor, die jedoch für den in ihr flutenden Verkehr sehr eng ist und aus diesem Grunde an den Werktagen von Gespannen nicht benutzt werden darf. Besonders bemerkenswert sind die eleganten Juwelierläden; in ihren Schaufenstern fallen namentlich kostbare Schmuckstücke aus den im Lande häufig vorkommenden Diamanten sowie hübsche Broschen und Nadeln auf, in denen grün-golden schimmernde Käfer an Stelle von Edelsteinen verwandt worden sind. Auch die Modewarengeschäfte, die im wesentlichen Pariser Erzeugnisse führen, haben eine luxuriöse Ausstattung und geschmackvolle Auslagen.

Die Stadt ist bis weit in die Umgebung hinaus mit Straßenbahnen durchzogen, bei denen der elektrische Betrieb vorwiegend ist. Man nennt sie in ganz Brasilien allgemein nur „Bonds", weil seinerzeit die erste Bahn auf Bonds (Aktien) gegründet worden ist. Die Orientierung wurde mir anfänglich nicht leicht, da es keine Reisehandbücher gibt; ich fand mich aber, sobald ich entdeckt hatte, daß sämtliche Bonds entweder von dem Largo (Platz) de São Francisco oder von dem in dessen Nähe liegenden Largo Carioca ausgehn, mit Hilfe eines Stadtplans bald zurecht. In Zweifelsfällen erhielt ich in der Agentur der Hamburg-Amerika-Linie, die uns Passagiere auch ihre Barkassen gern mitbenutzen ließ, die zuverlässigste und freundlichst erteilte Auskunft.

Der Prinz Sigismund blieb fast vier Tage im Hafen, weil hier der größte Teil der Ladung, Maschinenteile sowie Werkstücke für die Kaianlagen, gelöscht wurde. Am Tage nach der Ankunft wollte ich zunächst die Markthalle besichtigen, sie war jedoch gerade in der Nacht abgebrannt. Die Feuerwehr war noch mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt und erwies sich dabei als geschult und wacker. Die Händler hatten sich zu helfen gewußt und ihre Stände auf den neben der Halle liegenden Plätzen und Straßen aufgerichtet. Es wurden ebensolche Produkte ausgeboten und angepriesen, wie ich sie schon in Bahia gefunden hatte, außerdem noch seltsame Fische von Regenbogen- und Perlmutterglanz, lebende Riesenschildkröten, Tintenfische, Austern und große, beinahe durchsichtige Camarões (Krabben) von langustenähnlicher Gestalt.

Nach dem Frühstück machte ich mit dem Kapitän, dem Arzt und einem Reisegefährten einen Ausflug nach dem Luft- und Brunnenkurort Tijuca, den die Bewohner Rios sehr lieben, und den auch seinerzeit der Kaiser Dom Pedro der Zweite bei seinen Spazierfahrten gern besucht haben soll. Wir benutzten anfänglich einen Maultier-, später einen elektrischen Bond. Der Weg führte

bei lustigen, mit bunten Kacheln verkleideten Landhäusern und prächtigen Gärten vorüber, auf der letzten Strecke an einem rauschenden Bach entlang hinauf in das Gebirge. In den sorgsam gepflegten Besitzungen war überall trotz des Winters ein reicher Pflanzenwuchs mit einer Fülle von farbenprächtigen Blüten, die von himmelblauen, mehr als handgroßen Schmetterlingen umgaukelt wurden. Da gab es Granaten, Oleander, fruchtbeladne Orangenbäume, Araukarien, Cycas-, Fächer- und phönixartige Palmen, dann wieder Königspalmen mit schlanken, von Philodendren umwucherten Stämmen, mächtige Mangobäume von dem Wuchse der echten Kastanien, haushohe Kakteen und Farne, und in jedem Baum eine Menge der verschiedensten Orchideen. Dann kamen wir auch durch weite halbwilde Strecken mit undurchdringlichen Bambusgebüschen und andern Dickichten. Von der Endstation der Bahn aus gingen wir auf schattigem Wege zu einem an den Abhängen des Tijucaberges herabstürzenden wasserreichen Fall, in dessen Umgebung es angenehm kühl war. Nach längerm Aufenthalt an diesem idyllischen Platze kehrten wir auf das Schiff zurück und sollten hier noch ein gewaltiges Schauspiel erleben.

Es war ein heißer Tag gewesen, und schon nachmittags hatten sich verdächtige Wolken gezeigt. Allmählich wurde der Himmel schwarzblau, und auch das Wasser nahm eine tiefdunkle Farbe an. Gegen Abend ging dann ein Unwetter nieder von einer Heftigkeit, wie man sie in der gemäßigten Zone nicht kennt. Ein orkanartiger Sturm brach los und fuhr pfeifend und zischend durch das Takelwerk. Dumpf brauste die Bai auf, von obenher ertönte ein unheimliches Sausen und Rollen, durch einzelne fürchterliche Schläge unterbrochen, und grelle Blitze zuckten unaufhörlich und setzten das Firmament in Flammen. Dabei stürzten Wasserfluten vom Himmel in einer Massenhaftigkeit, als ob die Sintflut im Anzuge wäre. Doch schneller, als er gekommen war, verzog sich der Sturm wieder, nur ab und zu noch ein gedämpftes Murren, ein schwächerer Schlag und ein matterer Blitz, und bald war alles vorüber. Glücklicherweise hatten sich alle Barkassen und Boote rechtzeitig in Sicherheit gebracht; sie hätten sich auf dem Wasser nicht halten können. Ich war froh, daß uns das Gewitter nicht auf dem Ozean getroffen hatte.

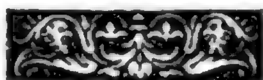
Weil die Luft am nächsten Morgen noch dunstig war, benutzte ich den Tag dazu, die Stadt nach allen Richtungen hin zu durchstreifen. Sie enthält stattliche Plätze und weist zahlreiche sehenswerte Staatsgebäude, Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten auf. Leider ist die prächtige Kathedrale so umbaut, daß ihre Wirkung sehr beeinträchtigt wird. Von den Denkmälern möchte ich das Reiterstandbild des Kaisers Dom Pedro des Ersten hervorheben. Unter den öffentlichen Gärten ist der botanische weitaus der schönste und größte; erst hier bekommt der Fremde einen vollständigen Begriff von der Mannigfaltigkeit der tropischen Vegetation. Der Garten enthält allein an Palmen etwa zweihundert Arten und ist weltberühmt durch seine Orchideensammlung und seine wundervollen Alleen von Königspalmen und Bambus.

Auf dem Rückwege war ich Zeuge, wie eine im Hauptpostgebäude stationierte Infanteriewache abgelöst wurde. Auch sonst habe ich öfters Gelegenheit gehabt, brasilianisches Militär zu beobachten, zum Beispiel mehrere Abteilungen des auf der Ilha das Cobras (Schlangeninsel) stationierten Marinebataillons. Daß der Wachtdienst in Rio nicht so gehandhabt wird wie in Potsdam, und daß man auch abgesehen vom Garnisondienst von dem brasilianischen Militär nicht ähnliche Leistungen erwarten darf wie von dem deutschen, ist wohl selbstverständlich. Immerhin muß ich aber sagen, daß der Eindruck, den ich gewonnen habe, im allgemeinen keineswegs ungünstig war. Bemerkenswert ist, daß es auch farbige Offiziere gibt. Wie es mit dem Respekt der weißen Soldaten vor den farbigen Offizieren und mit der Kameradschaft zwischen diesen und den weißen Offizieren steht, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Verstöße gegen die Straßendisziplin habe ich niemals wahrgenommen, und der Anzug war sogar tadellos. Wenig Aufmerksamkeit scheint man dem Signalwesen zu widmen. Auch die einfachsten Signale wurden abscheulich unrein geblasen, und ein Zapfenstreich, den ich von der Ilha das Cobras her hörte, war geradezu ohrenzerreißend. Großen Spaß bereitete es uns Deutschen, daß ein kleineres Kriegsschiff bei der Flaggenparade in Ermanglung eines Musikkorps ein Grammophon spielen ließ.

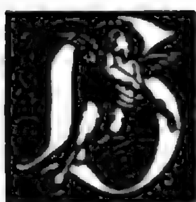
Am dritten Tage machte ich, da sich das Wetter völlig aufgeklärt hatte, einen Ausflug auf den Corcovado, einen mehr als 700 Meter hohen, sich unmittelbar über der Vorstadt Botafogo schroff erhebenden Berg. Der Schiffsarzt und ich fuhren auf der Zahnradbahn bis zu dem auf zwei Drittel Höhe liegenden Hotel Paineiras. Die Gegend etwas oberhalb des Hotels ist offenbar ein Dorado für Schmetterlinge; denn Hunderte trieben dort ihr Spiel, darunter wahre Prachtexemplare. Sie nehmen sich, wenn sie in ihrem unberührten Schmelz über sonnigen Hängen einherschweben, doch noch ganz anders aus als in unsern Sammlungen. Wir berechneten, daß — wenn wir die Falter hätten fangen können — der in Berlin zu erreichende Verkaufserlös gewiß die Reisekosten gedeckt haben würde. Das letzte Drittel des Weges legten wir zu Fuß zurück, indem wir die immer wechselnde Aussicht genossen. Oben angelangt wurden wir für unsre Anstrengung durch eine einzig schöne, alles umfassende Rundsicht belohnt. Eine erhabne, in ihren Einzelheiten aber höchst anmutige Natur verbindet sich hier mit den mannigfachen Gebilden der Menschenhand zu einem in den leuchtendsten Farben prangenden Gemälde, das Herz und Sinn völlig überwältigt und mit seinem südlichen Reiz auf uns Nordländer geradezu faszinierend wirkte. Im Evangelium Matthäi steht geschrieben: „Wiederum führete ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigete ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit; Und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Der Brasilianer verlegt diesen Vorgang hierher, und ich muß bekennen: die verführerische Herrlichkeit der Welt hat sich mir nirgends in derselben Weise offenbart wie auf dem Gipfel des Corcovado.

Gegen Abend fuhren wir von der Station Silvestre aus auf einem aussichtsreichen Wege, zuletzt über einen hohen Viadukt hinweg nach unserm Ausgangspunkt zurück.

Zu meinem größten Bedauern mußte ich auf einen Besuch der Stadt Petropolis, der ehemaligen Sommerresidenz des letzten Kaiserpaares, verzichten, weil die Zeit dazu nicht mehr ausreichte. Am letzten Tage machte ich nur noch einen Spaziergang durch die Straßen, weil ich unter keinen Umständen zu spät kommen wollte. Nachmittags traten wir die Weiterfahrt an und genossen das uns schon bekannte Panorama noch einmal in der umgekehrten Folge. Bei dem Umhergehn auf Deck bemerkte ich, daß an der Backbordseite eine große schwarze Tafel, die nach außen hin eine weiße Aufschrift trug, aufgestellt war. Damit hatte es, wie mir der Kapitän auf meine Frage erklärte, folgende Bewandtnis. Die Hafenbehörde teilt dem am Pico liegenden Fort Santa Cruz für jedes im Hafen liegende Schiff ein Kennwort mit, das dem Kapitän erst bekannt gegeben wird, wenn er die meist recht gesalzne Rechnung über sämtliche Hafen- und sonstige Gebühren bezahlt hat. Dadurch daß der Prinz Sigismund das Kennwort ausstellte, wurde das Fort also davon unterrichtet, daß wir nichts mehr schuldig waren. Und in der Tat, als wir das Fort passierten, quittierte es durch Flaggengruß und ließ uns unbehelligt ziehn; hätten wir das Kennwort nicht gezeigt, so hätte es uns in den Grund geschossen.



Glossen



Historiker tun gewiß recht daran, in Zeiten heftiger politischer Bewegungen von ihrem über Zeiten und Völker hinschauenden Standpunkt in die kleinen und verwirrten Kämpfe der Nähe irgendeine große Idee zu werfen, die den kleinen Vorgängen ihren allgemeinen Sinn und dem Augenblicke sein Perspektive gibt. Was der Staatsmann verschweigen muß, kann der Historiker sagen.

Karl Lamprecht hat neulich von der Politisierung der neuen Gesellschaft gesprochen. Das Wort hat Widerhall gefunden. In weiten Kreisen herrscht das Gefühl, daß die Gesellschaftskreise, die viele allzu einfach die Regierenden nennen, mehr in dem Preußen der Vergangenheit als in dem Deutschland der Gegenwart fußen, nur ein kleiner Teil der Gesellschaft sind, auf denen des Deutschen Reiches Interessen und Geschicke ruhen. Die ungeheure wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands seit 1870 habe eine neue Gesellschaft wachsen lassen, der glühende Strom neuen Lebens habe eine neue gesellschaftliche Oberschicht emporgetragen, die gegenüber dem preußischen Landadel und den alten

in dem Preußen vor 1870 wurzelnden Oberschichten nunmehr ihr Recht verlange. Die neue Gesellschaft müsse politisiert werden. Das Jahr 1870/71 habe den Deutschen nur die Einheit der Leitung gegeben — und der Einheit der Leitung müsse nun die Einheit der Geleiteten folgen.

Soweit diese Gedankengänge richtiges enthalten, hat sie Fürst Bülow jederzeit anerkannt, wenn er auch niemals die Politisierung der neuen Gesellschaft als Schlagwort oder Wegweiser seiner Politik proklamiert hat. Wir denken uns, daß ihm die Verschmelzung industrieller und agrarischer Interessen im schlesischen Hochadel ebenso nützlich schien wie der rege Verkehr des deutschen Kaisers mit den Größen der industriellen und der kommerziellen Welt, daß er dies und ähnliches mit lebhafter Freude begrüßte als Anfang der Bildung einer einheitlichen neudeutschen Aristokratie, die eben doch die erste Bedingung dafür ist, daß die deutsche Einheit aus einer Einheit der Leitung eine der Geleiteten wird.

Da es aber dem Fürsten Bülow in seiner Eigenschaft als leitender Staatsmann des Deutschen Reiches nicht darauf ankommen kann, richtige Gedanken auszusprechen, sondern sie in die Tat umzusetzen, so wird er sicherlich gegen die unter dem Einfluß der Geschichtsauffassung von Lamprecht und seinen Anhängern gegebne Darstellung dieser Frage einige nicht unwichtige Einwände erheben müssen. Diese Darstellung irrt, wenn sie der alten Gesellschaft die neue schroff gegenüberstellt, und dieser Irrtum ist nur dazu geeignet, der Sache zu schaden. Es ist ein Fehler der Wirklichkeit, niemals so einfach zu sein als Theorien. In Wirklichkeit ist die alte Gesellschaft so wenig eine feste, abgeschlossene Größe wie die neue. Jede Gesellschaft, namentlich aber die moderne, weder räumlich noch durch gesellschaftliche Gesetze wie früher streng abgeschlossene und begrenzte, befindet sich in einem Zustande stetiger Veränderung, ewig bereit, sich andern Ideen anzugliedern und neue Elemente aufzunehmen. Das heißt mit andern Worten: die neue Gesellschaft muß ganz von selbst durch die bloße Wucht der natürlichen Entwicklung in die alte hineinwachsen. Der preußische Landadel paßt sich durch diesen ganz natürlichen Verschmelzungsprozeß ebenso industriellen und bürgerlichen Gedankengängen an, wie sich die industrielle Oberschicht den politischen Überlieferungen und Ideen des preußischen Adels innerlich nähert. Jeder Tag und die Erfahrung jedes einzelnen Menschen bringen Beispiele dieser Verschmelzung.

Dieser Prozeß aber, dessen Vollendung das Ziel des denkenden Staatsmannes sein muß, wird keineswegs gefördert durch die falsche und allzu einfache Theorie von der neuen Oberschicht, die sich gegen die alte in schroffem Kampfe durchsetzen soll.

Als bei Gelegenheit der bevorstehenden Wahlen die Aussichten des Zusammengehens zwischen den konservativen und den liberalen Parteien, das die politische Vernunft gebietet, erörtert wurde, da betonte die Kreuzzeitung mit Recht, daß der Anfang der Einigung gegenseitige Würdigung sein müsse. Mit dem

gleichen Rechte, mit dem von den konservativen Parteien und Gesellschaftskreisen verlangt wird, sie möchten die Bedingungen des neudeutschen Lebens begreifen, muß von den Liberalen gefordert werden, daß sie die eigentümliche Berechtigung der konservativen Ideen und der preußischen sogenannten „herrschenden" Partei anerkennen. Der Liberalismus soll politische Vernunft genug haben, zu verstehn, daß auf dieser „alten, überlebten" Gesellschaft nicht nur die deutsche Macht, sondern die deutsche Einheit militärisch und historisch ruht; der Liberalismus soll es vermeiden, sich durch die Anhängerschaft einzelner Zeitungsorgane zu kompromittieren, die weder deutsch sind noch von deutscher Geschichte etwas wissen und die Politisierung der neuen deutschen Gesellschaft dadurch zu fördern wähnen, daß sie dem wichtigsten Teil dieser neudeutschen Gesellschaft jede Daseinsberechtigung aberkennen und für den preußischen Adel keine andern Worte finden als Junker und Fleischwucherer usw. Leider aber ist es wahr, daß eine falsche aber marxistische Theorie weit über die Kreise der Sozialdemokratie hinaus den richtigen Sinn für die Wirklichkeit verdunkelt und die Gesellschaft spaltet, statt sie zu einen. Die führenden Männer der Parteien aber sollen sich nicht durch Menschen, die nur Leitartikel zu schreiben, nicht aber Politik zu machen beabsichtigen, davon abhalten lassen, die Politisierung der neuen Gesellschaft anzubahnen, die nach wie vor das Ziel bleibt, wenn auch Staatsmänner und Gelehrte über die Wege, die zu dem Ziele führen, verschiedner Ansicht sein können.

Das neudeutsche Volk, an das sich die um Naumann und Barth wenden wollen, darf nicht im Gegensatz zu der preußischen Gesellschaft heran-, sondern muß in sie hineinwachsen, wenn anders die Grundlagen, auf denen die Macht des Deutschen Reichs ruht, nicht erschüttert werden sollen. Das müssen die Liberalen begreifen; das ist der Sinn für historische Kontinuität, den Fürst Bülow in seinem Silvesterbrief, ohne verstanden zu werden, von den Liberalen verlangt hat.

Noch ist die Einheit des deutschen Volks nicht vollendet. Soll, was 1870 begonnen worden ist, nicht unvollendet bleiben, so muß der Liberale ebenso die politische Notwendigkeit konservativer Traditionen anerkennen wie der Konservative die Bedingungen gedeihlicher Fortentwicklung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Nation.

Die Liberalen verlangen für die neue Gesellschaft Anteil an der Verwaltung; sie würden das schneller erreichen, wenn sie sich dem Bestehenden angliederten, statt durch schroffe Kampfesstellung und ungerechtfertigte Angriffe die andre Seite zur Gegenwehr zu zwingen.

* * *

Die schon mehrfach gemachte Erfahrung, daß es den Deutschen in politischer Beziehung an taktischer Geschicklichkeit fehlt, findet bei Gelegenheit der Wahlen abermalige Bestätigung. Wer die Haltung der englischen und französischen Presse

angesichts des Wahlkampfs in Deutschland zu prüfen imstande ist, kann nichts andres als Staunen und Bewunderung für die sichere taktische Disziplin empfinden, die die Presse beider Länder während der Dauer der Wahlagitation Abstand nehmen läßt von Erörterungen jeder Art, die geeignet sein könnten, den deutschen Patriotismus zu wecken und den antinationalen Parteien, deren Sieg im Interesse Englands und Frankreichs liegt, den Kampf zu erschweren. Nicht von allen Teilen der deutschen Presse wäre im umgekehrten Falle eine ähnliche Disziplin zu erwarten.

An taktischem Geschick übertrifft das Zentrum zweifellos alle andern Parteien. Während die Germania klug genug ist, zu wissen, daß sie dem Eindruck des Bülowschen Silvesterbriefes durch Lob am ehesten Eintrag tun kann, ist ein gewisser Teil der liberalen Presse ungeschickt genug, blind in diese Falle zu gehn, das Manifest wider allen Sinn der gedruckten Worte zugunsten des Zentrums zu interpretieren und zur Freude des Zentrums dem Fürsten Bülow in den Rücken zu fallen. Gegenüber solchen Fehlern sind alle Manifeste der Welt machtlos.

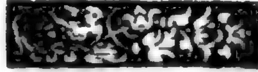
* * *

Das Wort, das Fürst Bülow in den erregten Augenblicken der letzten Reichstagsauflösung den Parteien zurief, Parteien hätten keine Verantwortung, hat bei den Zentrumsdemokraten lebhaften Widerspruch gefunden. Die Frage hat eine staatsrechtliche und eine psychologische Seite. Staatsrechtlich läßt sich der demokratische Widerspruch nicht begründen, und psychologisch ist er nicht verständlich.

Friedrich Nietzsche hat einmal gesagt, verantwortlich sei immer nur der Einzelne. Es ist eine psychologische Selbstverständlichkeit, die nicht durch das Wort des Philosophen belegt zu werden braucht, daß das Verantwortlichkeitsgefühl an die Persönlichkeit gebunden ist, daß es sich desto reiner und strenger ausbildet, je einsamer und einzelner einer steht. Diese Wahrheit ist einer von den philosophischen Grundpfeilern der Monarchie: vor niemand verantwortlich zu sein als vor sich selbst, ist die höchste Spitze des Verantwortlichkeitsgefühls.

Gesellschaften, Klassen, Parteien sind immer mehr oder weniger ohne eigentliches Verantwortlichkeitsgefühl: eine Schulklasse in ihrer Gesamtheit ist stets ungezogner als ein einzelner, weil es immer „niemand gewesen ist“ — die Klubs der französischen Revolution hätten weniger sinnlos gewütet, wenn sich die Persönlichkeit nicht durch irgendeinen unpersönlichen Sammelkörper hätte decken können. Wäre es erlaubt, von hier aus auf die Verhältnisse des deutschen Reichstags überzugreifen, so könnte man an manche Fälle erinnern, in denen Parteien das verleugneten, was sie selber gutgeheißen hatten, und der Regierung alle Schuld und Verantwortlichkeit zuschoben. Man denke an die Aufhebung des Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes. Natürlich mag und soll sich der Einzelne verantwortlich halten für die eigne Abstimmung — aber diese Art

Verantwortlichkeit, bald gedeckt durch Fraktionsbeschlüsse, bald gegenseitig unterstützt, ist nicht zu vergleichen mit der andern, die der einzelne Staatsmann fühlen muß. Für ewige Zeiten ist der Begriff der Schuld an den der Persönlichkeit gebunden. Das Volk der Denker und Dichter sollte nicht so gedankenlos der demokratischen Phrase folgen.



Der geflügelte Sieger

Von Georg Stellanus

Sein „liebes gutes" Leubeck, wie es der alte Herr nannte, war in seiner Art einzig. Ein langer einstöckiger ziegelgedeckter Kasten, den in lehnsvetterlichem Frieden — man weiß, was das zu bedeuten hat — alle die unbemittelten männlichen und weiblichen Reetzows bewohnten, deren Barke der Ozean der großen Welt entweder noch nicht auf seinem stolzen Rücken getragen oder ärgerlich wieder ans Land geworfen hatte. Eine Republik wie Venedig, zwar ohne die Seufzerbrücke und ohne die Bleikammern, aber sonst nach dem Muster der Königin der Adria mit allem versehen, was tyrannische Oligarchien zu ihrem Bestehen brauchen: allwissende Polizei, Spioniersystem, Ohrenbläserei, Intriguen. Alles, selbstverständlich, unter dem Deckmantel aufrichtigster Nächsten- und Verwandtenliebe, der nur an wirklichen Gefechtstagen einen Riß bekam, wenn die Stimmen scharf und die gebrauchten Ausdrücke grätig wurden. Heftig zugeschlagne Türen ersetzten die Kanonenschläge, und wenn Tante Anna infolge der gehabten Aufregungen in eine hysterische Synkope verfiel, so machte man Frieden, weil man fühlte, daß man Höhepunkt wie Katharsis erreicht hatte und auf mehr nicht hoffen konnte.

Man war in Leubeck entweder „Tante Anna" oder schlechtweg „Anna". Der Leser wird sofort erraten, daß man mit fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, ja wenn ganz junge Neffen oder Nichten da waren, noch früher „Tante" wurde, und daß damit ein Schritt ins Reich des Ehrwürdigen geschah, den man auch dann nicht zurücktat, wenn der blondgelockte, geflügelte Schelm mit dem Pfeil und Bogen, dessen siegreicher Macht Götter und Menschen unterliegen, eine der Leubecker Damen aus dem Familienheim in das Reich der Ehe hinüberführte. Tante Malwine, deren Lebenskatastrophe vor vielen Jahren darin bestanden hatte, daß sie beinahe Stiftsdame geworden wäre, es aber nicht geworden war, hatte zwar die sonderbare Gewohnheit, den Eintritt einer ihrer Gespielinnen in den heiligen Ehestand vom Standpunkte der Raumgewinnung anzusehen, da durch das Ausscheiden eines Mitgliedes für die Zurückbleibenden mehr Platz wurde, aber mit dieser realistischen Anschauung stand sie durchaus allein da.

Wenn sich der Leser bei dem Bilde, das jetzt gebraucht werden soll, streng daran halten wollte, daß es sich dabei um eine möglichst anschauliche Beschreibung und nicht um schlechte Witze handelt, so könnte gesagt werden, daß die von den lieben Leubeckern bewohnten Zimmer am besten mit den nebeneinander in eine Reihe gerückten Menageriekäfigen zu vergleichen waren, denn jedes Zimmer hatte von einem hinter der Front hinlaufenden Gange aus einen Eingang und stand gleichzeitig auf beiden Seiten, rechts und links, mit den Nebenzimmern in Verbindung. Nur daß, wie dies ja auch bei den Menagerien der Fall ist, diese

Seitentüren für gewöhnlich geschlossen waren. Auf der andern Seite des langen Ganges befanden sich die Küchen und Schlafzimmer. Wenn Fremde nach Leudeck kamen, die als Verwandte auf einen offiziellen Empfang Anrecht hatten oder aus besondern Gründen eines solchen gewürdigt wurden, so wurde durch Öffnen sämtlicher Seitentüren die „Enfilade" hergestellt, und es kam zu Empfangsfeierlichkeiten, die seltsam genug waren. Während man im ersten Zimmer Tante Adelens Gast gewesen war, kam man im zweiten zu Tante Ernestine und deren Tochter Rosa. Es wäre eine völlige Verkennung der Verhältnisse gewesen, wenn man sich an der Tante Ernestinens Zimmer mit dem von Tante Adele verbindenden Tür nicht feierlich von dieser, die man freilich später bei einem gemeinsam einzunehmenden Kaffee wiederzusehen hoffte, verabschiedet hätte, denn auch für sie wäre es gegen alle Regeln der Leudecker Etikette gewesen, wenn sie sich auch nur mit der äußersten Fußspitze über die zu ihrem Zimmer gehörende Hälfte der Türschwelle vorgewagt hätte. Zum Glück hatten die Leudecker Herren und Damen keine Chefinhaberstellen von Regimentern zu vergeben: der durch mehrere solcher Inhaberstellen ausgezeichnete Gast hätte einen Uniformswechsel nur zwischen doppelten Portieren und auch da kaum ohne Schwierigkeit und Zeitverlust bewirken können.

Der alte Herr von Reetzow, das Haupt der Familie und Leudecks Schirmvogt, bewohnte mit den Seinen eine halbe Stunde davon in Lunzenau ein stattliches Schloß mit neuangelegtem, aus dem Kampf mit dem Ursand noch nicht siegreich hervorgegangnem Park. Leudeck war freilich „sein" Leudeck, denn die Fürsorge für seine Bewohner lag ihm in jeder Weise ob, aber einfach war diese Fürsorge nicht, denn von den lieben Leudeckern lebte jeder ein bißchen von einem selbstgesparten oder ererbten Kapitälchen, ein bißchen von allerhand im Lehnswege unter den kompliziertesten Formen gestifteten Sümmchen, und — last, not least — von dem, was der alte Herr an Holz, Mehl, Butter, Milch, Obst, Geräuchertem und Gepökeltem, Gebacknem und Gebratnem mit freigebiger Hand zuschoß. Mancher hätte es in Leudeck nicht eine Woche ausgehalten, aber brav waren die Leudecker, Sparhelden und Sparheldinnen. Wenn wirklich, wie ja von Sachverständigen behauptet wird, das mehrmalige Umundumwenden eines Nickels, bevor man sich von ihm trennt, Wunder wirkt, so war Leudeck ein solches Wunderland. Von der Luft lebten ja die lieben Leudecker nicht, das hätten sie trotz dem besten Willen nicht fertig gebracht, aber in Leudeck langte ein Nickel zehnmal weiter als bei Bleichröder zehn goldne Wilhelme. Nur der Onkel Franz, von dessen Jugendstreichen — Droschken erster Güte, Batisttaschentücher und ein bis zum letzten Blatte gefülltes Schauspielerinnenalbum — unter sieben Siegeln Haarsträubendes erzählt wurde, war auch auf seine alten Tage kein „guter Wirt" geworden. Tante Malwine, der nicht aufgegangne Stiftsdamenkern, bezeichnete ihn, wenn man unter sich war, als panier percé, und Rosas Bruder, ein tadelloser Leutnant, der in Berlin mit einem Kolibrizuschuß allen Standesanforderungen genügte, vertraute in einem unbewachten Augenblick einem Freunde an, er glaube, Onkel Franz habe in seiner Jugend ein Verhältnis mit einer — Tänzerin gehabt. Leudeck und eine Tänzerin! Leutnant Hans wußte es allerdings nicht genau, er glaubte nur so etwas von weitem gehört zu haben, und wirklich stand Onkel Franz entweder als vormaliger roué oder als gegenwärtiger unverbesserlicher Verschwender unter einer Art von Familienvormundschaft, an der sich auch das jüngere Geschlecht der Nichttanten und Nichtonkel beteiligen zu müssen glaubte. Er war, seitdem Rosas Bruder Leudeck verlassen hatte, außer dem Onkel Bernhard der einzige männliche Reetzow im Familienheim. Wer darin unter des alten Schloßherrn von Lunzenau und dessen Gattin, Tante Minnas Oberbefehl regierte, ob Onkel Bernhard oder Tante Malwine,

war schwer zu sagen. Der im englischen Parlament übliche Wechsel zwischen torystischer und whigistischer Leitung ähnelte dem, was in Leudeck stattfand. Das Züngelchen der Wage mit Onkel Bernhard in der einen Schale und Tante Malwine in der andern schwankte bald nach rechts bald nach links hin und her. Mitunter vollzogen sich die Palastrevolutionen, durch die solche Wechsel veranlaßt wurden, geräuschlos, mitunter gab es, nachdem die atmosphärische Spannung täglich zugenommen hatte, ein Gewitter, einen wirklichen Wetterumsturz unter Donner und Blitz, selbstverständlich jedesmal auf Kosten von Tante Annas Nerven.

Onkel Bernhard war ein Alba, eigentlich wohl mehr in seinen häuslichen Ansprüchen als in seinem Charakter: besonders schlimm war sein keinem fremden Einflusse nachgebender, durch kein gütliches Zureden umzustimmender Eigensinn, der sich erst mit dem Alter eingestellt haben mochte, aber deshalb von den übrigen Bewohnern des Heims nicht weniger unbequem empfunden wurde. Es muß aber billigerweise zugegeben werden, daß er kein Barbar, sondern nur ein Tyrann war, und daß man, wenn Tante Malwine regierte, bei weniger schroffen Formen auch nicht mehr Freiheit genoß.

* * *

Im Schloß in Lunzenau drüben mußte sich etwas ereignet haben. Der junge Herr, des Ehepaars sieben Jahre später als die jüngere der beiden Töchter geborner einziger männlicher Erbe, ein sehr hellblonder, etwas bläßlicher, an einen Herbstkeim erinnernder, aber durchaus ehrenwerter, guterzogner und leidlich unterrichteter Jüngling, hatte eine volle Stunde hinter Schloß und Riegel mit seiner Mutter verhandelt, dann hatte es eine ebenso lange Verhandlung zwischen dem alten Herrn und dessen Gattin gegeben, und schließlich war das Ehepaar mit verweinten, der junge Herr mit trocknen Augen zu Tisch gekommen, und man hatte mit allseitig gutem Appetit eine Mahlzeit eingenommen, bei der die Stimmung ernst und würdevoll, aber keineswegs wehmütig oder traurig gewesen war. Das hatte der Jäger, der bei Tisch aufwartete, in der Küche berichtet. Fritz, der Jäger, war abgesehen vom Viererzug, an dem es bei besondern Gelegenheiten nie fehlen durfte, im Haushalt und in der Umgebung das einzige Wesen, das etwas Großstädtisches an sich hatte. Da Tante Minna einen sehr richtigen Blick für Zuverlässigkeit hatte und den Jäger duldete, so ist zu vermuten, daß er doch etwas mehr als ein liebenswürdiger Schwerenöter war, wofür man ihn mit seinem glatten Gesicht, seinem sichern Auftreten und seinem nicht allzugroßen Respekt vor dem Schloßherrn gehalten hätte. Wenn er nicht wußte, was es gegeben hatte, so wußte es niemand, denn er war, da ihm vom alten Herrn viel Vertrauen geschenkt wurde, der einzige, der etwas hätte erfahren können. Nachmittags, um die Kaffeestunde, fuhr das Ehepaar hinüber nach Leudeck, was an sich nichts Unerhörtes war, und als die beiden alten Leute zurück waren, ließ sich der junge Herr eins seiner beiden Reitpferde satteln, und der Jäger, dessen Wißbegierde aufs höchste gespannt war, und der Auslug gehalten hatte, konnte nach wenig Minuten seinen Vertrauten — es schien, als wenn er unbesehens jeder ihm in den Wurf kommenden Schürze den Hof machte — melden, daß er ebenfalls nach Leudeck zu geritten sei.

Da in Leudeck — Gott weiß, wie das zuging — kein Zimmer dicht war, so war, noch ehe der junge Herr nach ein paar Stunden zurückkam, durch den Milchesel oder eigentlich durch dessen Führer die Meldung in die Schloßküche gelangt, daß sich der junge Herr mit Fräulein Rosa, Tante Ernestinens Tochter, verlobt habe.

Tante Minna hatte alle Vorzüge einer guten deutschen Hausfrau und kaum einen Fehler. Ihren Töchtern, die beide verheiratet waren, war sie fast mehr eine für-

sorgende, liebende Schwester als eine Respekt heischende Mutter gewesen, für Ernsts Erziehung hatte sie mit großer Umsicht und unermüdlichem Eifer gesorgt. Ein paar mit ihr zugebrachte Stunden hätten den verhärtetsten Bösewicht wohlwollend und behaglich stimmen müssen: dem Jungen, der durchaus brav und gewissenhaft war, war schwer beizukommen gewesen, sie hatte aber doch auch bei ihm ihr Ziel erreicht und genoß sein vollstes Vertrauen. Wahrscheinlich war sie in ihrer ersten Jugend sehr hübsch gewesen, aber schwerlich halb so hübsch, als sie jetzt war, wo der mütterlich wohlwollende, teilnehmend heitere Gesichtsausdruck die anmutigen Züge der stattlichen Frau verklärte. Wenn eine Schauspielerin, die eine liebenswürdige, noch immer jugendliche, jeden Menschen ins rechte Fahrwasser bringende Mutter darzustellen gehabt hätte, um ein Modell verlegen gewesen wäre, Tante Minna hätte ihr als solches dienen können. Sie war offenbar im Begriff, ein wenig stark zu werden, und ihre Hände hatten wieder dieselben Grübchen bekommen, die vor Jahren die kleinen rosigen Kinderpatschchen so reizend gemacht haben mochten, aber auch das stand ihr gut.

Als sie in Leubeck mit Tante Ernestine Rücksprache genommen hatte, während der alte Herr mit dem Verschwender, den er dem Tyrannen vorzog, ein paar für ihn und für sich mitgebrachte Zigarren geraucht hatte, waren Tante Ernestine und deren sehr bald hinzugerufne Tochter anfänglich sprachlos gewesen, wie jemand, der nicht in die Lotterie gesetzt und doch das große Los gewonnen hätte: sie hatten sich alsdann gefaßt, um ja zu sagen und sich recht aus Herzensgrund in ihrer Freude ausweinen zu können, Tante Anna aber, die — wahrscheinlich durch drahtlose Telegraphie — von dem, was geschehen und gesagt worden war, sofortige Kunde erhalten hatte, hatte das frohe Ereignis, noch ehe man Zeit gehabt, es ihr offiziell mitzuteilen, ihrer Gewohnheit getreu dadurch gefeiert, daß sie in eine ihrer schönsten hysterischen Synkopen gefallen war. Aufrichtig gefreut hatte sich — es tut einem leid, das so klipp und klar sagen zu müssen — außer den beiden Nächstbeteiligten nur Onkel Franz. Die andern hatten freilich auch freudige Teilnahme an den Tag gelegt, aber das war ihnen nur dadurch gelungen, daß sie Komödie gespielt hatten, was in Leubeck kaum ein vom Himmel gefallener Engel hätte vermeiden können.

War Rosa so ein Engel? Bei ihr wie bei ihrem Bruder, dem Leutnant Hans, hatten die von Tante Ernestine nach dem Tode ihres sehr jung verstorbnen Gatten für die Erziehung der beiden Kinder außerhalb des Heims gebrachten fast übermenschlichen Opfer beste Früchte getragen. Wie die genossene gute Erziehung aus Hans einen sehr brauchbaren Offizier, einen guten Kameraden und einen erstaunlichen Wirt gemacht hatte, so war Rosa ein bescheidnes, natürliches, wahrhaft gebildetes Mädchen geworden. Mit feinem, ihren Jahren vorauseilendem Verständnis hatte sie ihre, ihres Bruders und ihrer Mutter schwierige Lage ebenso richtig erkannt, wie ihr deren großer Abstand von den unabhängigen, behäbigen Verhältnissen, in denen Onkel Alfreds, des Schloßherrn Familie lebte, durchaus klar war. Daß ihr Vetter je auf den Gedanken kommen könnte, die ihm vom Glück in den Schoß geworfnen Güter, Ansehn, Vermögen, Stellung mit ihr zu teilen, war ihr deshalb nie in den Sinn gekommen. Als sie heute erfahren hatte, daß er sich um ihre Hand bewarb, hatte sie — das war der natürliche Erfolg der von ihrer Mutter gebrachten selbstlosen Opfer — zuerst an diese und an ihren Bruder gedacht. An sich erst in zweiter Reihe, und freudige Dankbarkeit gegen den, dem sie nun für sich und die Ihren, fern von dem lieben guten Leubeck eine sorgenfreie Existenz verdanken würde, war ihr als entsprechendes Äquivalent für die uneigennützige Liebe erschienen, von der ihr der junge Majoratserbe einen ebenso unzweifelhaften wie unerwarteten

Beweis gab. Tausende von Ehen werden unter ähnlichen Voraussetzungen geschlossen, ohne daß „das Auge den Himmel offen sieht", ohne daß „das Herz in Seligkeit schwelgt", und so wenig solche Vernunft- oder Verstandesehen idealeren Anforderungen entsprechen, so groß die Gefahr ist, daß das im rechten Augenblick stumm gebliebne Herz plötzlich zu sprechen anfängt und sich gegen die getroffne unabänderliche Wahl für einen andern, für eine andre erst erklärt, wenn es zu spät ist, fehlt es doch auch nicht an Beispielen, daß solche Vernunft- und Verstandesehen zu beiderseitiger Befriedigung ausschlagen, ja daß sich, nachdem der Bund geschlossen und zur Wirklichkeit geworden ist, „die schöne Zeit der jungen Liebe" durch einen besondern Segen des Himmels noch nachträglich einstellt. Wenn man Rosa gesagt hätte, daß sie unweise, oder gar daß sie berechnend handle, so würde sie der eine Vorwurf überrascht haben, und ihr der andre ganz gewiß ungerecht erschienen sein.

Von der Seelenwonne leidenschaftlicher Liebe wußte der junge Majoratserbe auch wenig mehr als Rosa. Rosa gefiel ihm, weil sie verständig, ehrbar, gebildet und anmutig war. Er war vierundzwanzig Jahre alt. Daß er in Bonn und in Königsberg, den beiden Universitäten, auf denen er studiert hatte, in dem hier in Frage kommenden Punkte mit dem eignen Herzen weder stürmische noch zart sentimentale Erfahrungen gemacht hatte, lag an seinem Temperament und an der lymphatischen Beschaffenheit seines Bluts, das ihm weder das Überdenstrangschlagen noch das Schwärmen nahegelegt hatte. Wenn man hart hätte urteilen wollen, hätte man sagen können, daß er kalt war wie ein Frosch, nur hätte man das nicht so verstehn dürfen, als wenn ihm auch die edeln, rein psychischen Antriebe abgegangen wären. Für einen Normalmenschen fehlte es ihm an animalischem Feuer, aber in die Spezies, die der Volksmund als die der „verständigen Männel" bezeichnet, gehörte er ganz, und zwar, wie sich das von selbst versteht, ohne daß ihn das Verständigsein besondre Opfer gekostet hätte. Daß Rosa die rechte „Partie" für ihn sei, hatte er in der ihm eignen verschlossenen Art mit sich selbst ausgemacht. Er war ein verwegner Reiter, aber Frauen gegenüber fehlte es ihm an Unternehmungsgeist, und am liebsten hätte ers gesehen, wenn seine Mutter für ihn gewählt und ihm die „rechte" ohne weiteres zugeführt hätte.

Aber Jungchen, sagte Tante Minna, als er ihr seinen Plan fix und fertig mitgeteilt hatte, das sagst du mir erst heute! — Die gute Frau, als ob sich ihr armer Junge schon gestern darüber klar gewesen wäre!

Aber Muttchen — ohne Dutzende von solchen Abers geht es bei manchen Auseinandersetzungen nicht ab, denn das Aber ist allemal die unbewußte Abkürzung für die unentbehrlichen Ausrufe: aber bedenke doch, aber wo denkst du denn hin, aber siehst du denn nicht ein? — aber Muttchen, ich bin ja eben erst mit mir selbst darüber ins reine gekommen!

Ob er Grund habe zu glauben, daß ihm Rosa „besonders gut" sei, fragte sie ihn.

Ernst war, wie sein Vater, ein naiver Egoist, keiner von der angriffsweise vorgehenden Art, aber darum nicht weniger selbstbedacht. Hatte er das „besonders Gutsein" nicht für nötig gehalten, oder hatte er es bei seiner bevorzugten Stellung für selbstverständlich angesehen? Er hätte das nicht sagen können. Die ausweichende Antwort, die er gab, machte seiner Mutter sofort die Sachlage klar.

Rosa, meinte er, könne sich doch unmöglich in dem verwünschten Zank- und Klatschkasten — das liebe gute Leudeck! — wohlbefinden. Sie habe eine tadellose Art zu sein — er nannte das „sehr gute Manieren". Sie sei wirtschaftlich, spiele Klavier, singe, und — damit wollte er einen Witz machen — gegen die Familie sei ja auch nichts zu sagen.

Er mußte dann noch erzählen, wo und wann er in der letzten Zeit mit seiner Base zusammengekommen sei, worüber er sich mit ihr unterhalten habe, wie sie auf das, was er zu ihr gesagt habe, eingegangen sei. Seine Mutter befragte ihn auch, ob er beobachtet habe, wie Tante Ernestine von ihm und von der Sache denke. Hätte Tante Minna über ihr Jungchen geurteilt, ohne der Angelegenheit ein Mäntelchen umzuhängen, was sie vielleicht sogar ihren eignen scharf blickenden Augen gegenüber nicht versäumte, so würde sie haben einsehen müssen, daß er ein ebenso schwaches Licht war wie sein braver Vater, den offenbar der Himmel nicht zum Diplomaten, Heerführer oder leitenden Politiker, sondern zum behäbigen Rittergutsbesitzer bestimmt hatte, und daß es derselbe Himmel sehr gut mit den beiden gemeint hatte, indem er ihnen mit einer Gattin und einer Mutter, die sich aus dem Hanse zu fitzen verstand, zu Hilfe gekommen war.

Tante Minna glaubte davon ausgehn zu dürfen — und darin täuschte sie sich in der Tat auch nicht —, daß Rosa, wenn sie ihr Herz nicht schon an einen andern verloren hatte, wozu kaum Gelegenheit gewesen war, ihren Jungen „mit geschmatzten Händen nehmen" werde, wodurch freilich nach ihrer Meinung die Frage, wie sich die Sache im weitern Verlaufe der Jahre anlassen werde, noch keineswegs entschieden war. Was, hiervon abgesehen, den ersten Schritt, den des Antrags und der Verlobung anlangte, so war ihr klar, daß sie mit ihrem Manne, der unter andern kleinen unschuldigen Schwächen auch die hatte, daß ihm höhere Adelstitel, wenn er mit ihnen in Berührung kam, einen angenehmen Kitzel verursachten, ein schweres Viertelstündchen haben würde. Die Tochter eines mit einem stattlichen Fideikommiß auf den Schultern einherschreitenden Grafen oder — wenn er daran dachte, mußte er die Augen schließen, um von diesem feudalen Glanze nicht völlig geblendet zu werden — eines im dritten wenn auch nicht im zweiten Teile des Gothaischen verzeichneten Fürsten hätte er für sein Leben gern zur Schwiegertochter gehabt. Das war ihm ja auch nicht zu verdenken, denn wenn so eine Magnatentochter noch obendrein die Eigenschaften einer liebenswürdigen und zuverlässigen Gattin hat, so ist sie Primaware: sie wirkt gesellig dekorativ, und die Fürstenkrone auf den Bestecken und Servietten gibt der angeheirateten Familie, den Schwiegervater nicht ausgeschlossen, besondern Nimbus. Aber dergleichen hochtrabende Wünsche hatte sie „ihrem lieben Männchen" immer zur rechten Zeit auszureden verstanden, und „ganz ohne" war Ernsts Idee, wenn man sie bei Lichte besah, auch nicht. Mit jeder andern Schwiegertochter tat man einen Sprung ins ungewisse Dunkel: bei Rosa wußte man, woran man war: sie war einfach und wirtschaftlich erzogen, und das war doch die Hauptsache. Nie würde man, wenn Ernst — was ja aus mehr als einem Grunde wünschenswert gewesen wäre — eine andre Wahl getroffen hätte, eine dem Einflusse der Schwiegereltern so zugängliche, sich deren Autorität so willig und unbedingt unterordnende Schwiegertochter bekommen haben. Vermögen, worauf bisweilen auch reiche Leute bei ihren Schwiegersöhnen und Schwiegertöchtern Wert legen, erschien ihr Nebensache, und sie wußte, daß auch für ihren Mann diese Frage nicht maßgebend war. Bei der patriarchalischen — der eine oder der andre Großstädter würde vielleicht gesagt haben, etwas veralteten — Behaglichkeit, mit der man lebte, legte man, trotz einiger großer Ausgaben, die man in der letzten Zeit gehabt hatte, noch immer Jahr für Jahr erkleckliche Summen zurück. Die Ausstattung der beiden Töchter, die Neuanlegung des Parks, der Anbau eines rittersaalartigen Festraums hatten zwar viel gekostet, aber alles das war aus gemachten Ersparnissen bezahlt worden. Wenn also Ernsts Etablierung und Haushalt nur als Ausgabe, ohne jede sie einigermaßen balancierende Mitgiftszinsen ins Budget kamen, wie dies der Fall

sein würde, wenn er sich mit Rosa vermählte, so war das keine Schwierigkeit. Eine tüchtige Ausgabe würde freilich die bauliche Wiederinstandsetzung und Neueinrichtung des schloßartigen Wohnhauses auf dem zum Komplex gehörenden Nachbargute Margaretenhof beim ersten Anlaufe sein, aber darauf wie auf sonstige „größere Anzapfungen", wie es der alte Herr nannte, war man vorbereitet. Daß solche außerordentliche Ausgaben mit dreinzehn konnten, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht zu werden brauchte, hatte seinen Grund nicht bloß in der großen Ausdehnung des das Haupteinkommen abwerfenden Grundbesitzes, sondern auch in den vernünftigerweise beibehaltnen patriarchalischen Lebensgewohnheiten, die, so wenig man sich dabei etwas abgehn ließ, doch zu keinen unverhältnismäßigen Luxusausgaben veranlaßten.

Die Besprechung mit dem „lieben Männchen" war lang und eingehend, keineswegs aber stürmisch gewesen. Ungestüm wurde der alte Herr nur, wenn ihn jemand, der seine Eigentümlichkeiten nicht kannte, unversehens ungeduldig machte, und diese Klippe wußte Tante Minna so geschickt zu vermeiden, daß es nie — mochte das, was sie durchsetzen wollte, noch so schwer von ihm zu erlangen sein — auch nur zu wenigen überlauten Worten kam. Natürlich hatte sie ihn diesmal überzeugt, oder, wie sich die beiden verheirateten Töchter ihren Männern gegenüber über einen solchen Erfolg der „guten Mama" ausdrückten, sie hatte ihn „rumgekriegt". Der alte Herr hatte die Namen der mit höhern Titeln versehenen Adelsgeschlechter, mit deren heiratsfähigen Töchtern seine Phantasie bisweilen während des Dämmerstündchens in anmutigem Spiele beschäftigt gewesen war, seufzend in die Esse geschrieben, und die Sache hatte in rührender Weise damit geendet, daß er seine „gute Alte", die „ja immer Recht hatte", liebevoll an sein Herz gedrückt hatte, und daß die beiden Eheleute, weil es sie „furchtbar" grämte, daß sie „nun auch das letzte Bißchen" hergeben sollten", miteinander, wie der alte Herr später dem Onkel Franz gestand, „wie ein paar Kettenhunde geheult hatten". Der Jäger hatte also ganz recht gesehen, wenn er rotgeweinte Augen wahrgenommen zu haben glaubte, und da Ernst, der junge Majoratserbe, sich einen solchen ihm unverständlichen Gefühlsausbruch nicht hatte träumen lassen, so war er mit unveränderter marmorea testa zu Tisch gekommen.

* * *

Ernst und Rosa waren also verlobt, und abgesehen von den Knechten und Mägden des Hofes, die nach wie vor nur für ihre Arbeit, ihre Pferde und Kühe, ihr Essen, ihr Bett und für einander Sinn hatten, drehte sich für die Bewohner des Leudecker Heims und des Lunzenauer Schlosses alles um diese neueste und völlig unerwartete Nachricht. Tante Anna hatte sich von der gehabten Nervenerschütterung so rasch erholt, daß sie schon wieder auf dem Platze gewesen war, als Ernst gegen Abend angeritten gekommen war, um seine Worte anzubringen. Tante Ernestine hatte — eine Indulgenz, die ihr so wenig kostete und so großen Genuß bereitete — noch ein paar Tränenströme vergossen, obgleich sie mit Rosa nicht ihr letztes Bißchen herzugeben brauchte, denn sie behielt ja noch den netten Leutnant, dessen Zuschuß sie — das war in dem ihr gereichten Freudenkelche vielleicht der süßeste Tropfen — zu erhöhen sich vornahm, sobald sie sich von den nächstbevorstehenden Ausgaben „erholt" haben würde. Rosa hatte sich, wie das von ihr nicht anders zu erwarten gewesen war, sehr nett benommen, auch Ernst war beinahe gerührt gewesen, und die beiden jungen Leute hatten die bisher zwischen ihnen bestandne Kameradschaft, trotz der Aussicht auf die unvermeidliche völlige Umwandlung

ihres gegenseitigen Verhältnisses, ohne viel Umstände wohlgemut fortgesetzt. Onkel Bernhard hatte sich mit dem Geschehenen nicht einverstanden erklären können — das war sein normaler Zustand —, und Tante Malwine war durch das unvorhergesehene Ereignis in eine solche Aufregung versetzt worden, daß sie ihrem „Trampel“ — so nannte sie die achtzehnjährige rotbäckige Bauerndirne, die als ihr Mädchen für alles bei geringem Lohn reichliche Belehrung genoß — die ganze Geschichte von der zu so unerfreulichem Ende gekommnen Stiftsdamenwahl samt allen vom Stiftsverweser und sonst dabei gegen sie angesponnenen Kabalen in epischer Breite anvertraut hatte. Mit wie mangelhaftem Erfolge, insoweit dabei irgendwelches Verständnis des Trampels in Frage kommen konnte, wird der Leser am besten daraus ersehen, daß Johanna — so hieß das gute Tier — dem Pferdeknechte, dem im Nebenamte die selbsterwählte Pflicht oblag, sie Abends für das tagsüber Ausgestandne mit liebevollem Herzen zu entschädigen, mitgeteilt hatte, die gnädige Frau — das war sie, wie die Engländer sagen, by courtesy, und die vorhandne Gnade hatte sich offenbar ganz in den Titel zurückgezogen, wie die Gicht in die große Fußzehe — sei von einem Abdecker, dem in Tante Ernestinens Klagelied so häufig erwähnten Verweser, unglücklich gemacht worden, was den liebevollen Tröster, in dessen Kreisen nur eine Art, ein Frauenzimmer unglücklich zu machen, bekannt war, zu der Frage veranlaßt hatte, ob das Kind lebe, und wo?

Als man nach einigen Tagen die Aufregung, die Tränen, die Nervenzufälle und die mündliche wie schriftliche, beziehentlich die nur mit Hilfe der Post, des Kupferstechers und der Kreuzzeitung mögliche Bekanntgabe des rasch gefaßten Entschlusses bewältigt hatte, kamen Dinge an die Reihe, von denen wir Männer nur einen sehr allgemeinen Begriff haben, die aber zu jeder ehelichen Verbindung gehören wie der Pfefferkuchen zum Jahrmarkt: mit Nußbaum, Eiche, Mahagoni, mit Leinwand, Damast, Plüsch, Rips und Moquette, mit Seide, Tüll und Daunen, mit Silber, Porzellan, Kupfer und Messing, mit Geweben aus Smyrna, Persien und China, mit Polsterwaren, Spiegeln, Küchengeschirr und Tapeten zusammenhängende Fragen von kapitaler Bedeutung. Da Tante Minna vor nicht allzulanger Zeit zwei Ausstattungen besorgt hatte, so war sie auf diesem Gebiete auch vom Standpunkte des neuzeitlichen Geschmacks, der eigentlich nicht der ihre war, zu Hause. Ein aus ihr, Tante Ernestine, Rosa und der Lunzenauer Frau Pastorin, einer treuen, sehr liebenswürdigen und gebildeten Freundin bestehendes Komitee beratschlagte eine Woche lang jeden Nachmittag bei Kaffee und Napfkuchen, bis man soweit war, daß alles nach Zahl, Beschaffenheit, Farbe und Stoff auf überaus geschäftsmäßig aussehenden, an vormärzliche Speisekarten erinnernden Papierstreifen und, soweit nötig, mit angestecknadelten Proben verzeichnet war, und Tante Minna nun ihre Einkäufe in der nächsten Stadt sowie in Danzig, Stettin und Berlin beginnen konnte.

Auch in dem guten lieben Leudeck war man nicht ganz müßig. Ganz zu geschweigen von der Brautzelle, in der zwei Nähmaschinen von Morgens früh bis Abends spät im Gange waren, und wo man sich, wenn gerade zugeschnitten wurde, inmitten der unabsehbaren Bahnen weißer Leinewand in die Gebirgsregionen des ewigen Schnees versetzt glauben konnte, wurden auch in den übrigen Zimmern, die der beiden Herren natürlich ausgenommen, aus Seide, Wolle, Leder, Kanevas und allerhand phantastisch gewebten Stoffen mit großer Heimlichkeit für das junge Paar Kunstwerke gefertigt, über deren praktische Verwendbarkeit man schon um deswillen nicht in Zweifel sein konnte, weil zwischen gestickten Blumen und Ornamenten prangende Inschriften deren mitunter überaus originelle Bestimmung anzeigten.

Da sich in Margaretenhof auch, sobald Tante Minna von ihren Einkaufsreisen zurück war, Ziegeldecker, Maurer, Klempner, Tischler, Maler und Tapezierer aus der

Nachbarstadt in freudigem Wettbewerb und unter Ausscheidung unglaublicher Trümmerhaufen über die nötigen Reparaturarbeiten hergemacht hatten, so sah Tante Malwine mit Zuversicht dem nicht allzufernen Zeitpunkt entgegen, wo die gute Ernestine endlich, wie sie sich geschmackvoll ausdrückte, ein bißchen mehr Platz haben würde. Onkel Franz, der Verschwender, der, um ein „ganz schweres" silbernes Teesieb für das junge Paar erschwingen zu können, wegen Veräußerung einer aus der goldnen Ära der Tänzerin stammenden Busennadel Verhandlungen mit einem Graudenzer Goldschmied eingeleitet hatte, würde — das war sein Lieblingsausdruck — „ganz glücklich" gewesen sein, wenn ihn der junge Majoratserbe in seiner Eigenschaft als Bräutigam und Courmacher mehr an sein eignes Girren und Gespreiz während des einstigen Liebeslenzes erinnert hätte. Den Damen und Vetter Bernhard gegenüber hatte er von diesen ihn wenig befriedigenden Wahrnehmungen keine Mitteilung gemacht — er war viel zu gerieben, als daß er dem „Haltefest" und den „Lemuren" diese Freude gemacht hätte —, aber dem alten Herrn gegenüber hatte er doch seine Bedenken äußern zu müssen geglaubt. Natürlich in vorsichtigster Form.

Pejor avis aetas, Alfred, hatte er gesagt. Wie wir jung waren, war das Leben doch eine ganz andre Sache. Da verlor man sein bißchen Verstand vollends, wenn man verliebt war.

Da der alte Herr nicht wußte, wo Franz hinaus wollte, so sagte er gutmütig: Solche feurige Vesuvianer, wie du einer warst, sind sie heutzutage freilich nicht, aber du mußt auch nicht vergessen, Franz, daß die mittlere Temperatur bei dir immer um ein paar Grad höher war als bei uns andern.

Es ist kein rechter Murr bei ihnen drin, fuhr Onkel Franz fort, natürlich ohne damit den Tröster des Trampels und dessen Gefährten zu meinen. Sie betreibens jetzt wie der Nachtwächter das Tuten: ohne Begeisterung. Bei deinem Ernst warte ich heute noch vergeblich auf die erste von den Dummheiten, zu denen er in seiner Eigenschaft als verliebter Seladon berechtigt und, ich möchte sagen, verpflichtet ist. Ihn und Rosa könnte man wie Hänschen und Gretchen allein und ohne Aufsicht in den Wald schicken, so vernünftig sind sie.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Wahlbewegung. Kolonialdirektor Dernburg. Die Kolonialpolitik und der Liberalismus. Vom preußischen Landtag.)

Je näher die Reichstagswahlen rücken, desto größer wird die Spannung bei allen Parteien. Niemand kann auch nur annähernd sagen, wie der Ausfall sein wird; es wäre mehr als leichtfertig, hier prophezeien zu wollen. Denn das Ergebnis ist von so vielen Faktoren abhängig, die sich jeder Berechnung entziehen. Aber nicht nötig ist es, die Zurückhaltung so weit zu treiben, daß man vor allen ermutigenden Symptomen die Augen verschließt. Und solche Symptome sind in der Tat zu bemerken, wenn sie auch nicht so hervortreten, daß sie zu Übermut und verfrühter Siegesfreude verlocken könnten. Es gab eine Episode nach der Reichstagsauflösung, in der die erste Freude über das entschlossene Auftreten der Regierung durch die Stimmen der Bedenklichen und Kleinmütigen übertönt zu werden schien. Allmählich werden diese Schwankungen in der Stimmung mehr

überwunden, und es scheint, daß man das auch im Lager des Zentrums und der Sozialdemokratie mit einiger Sorge herausfühlt. Beim Zentrum besonders will der lange festgehaltne Ton der Überlegenheit und Zuversicht nicht mehr ganz glücken. Zum Teil liegt das wohl daran, daß der Wahlkampf die Leidenschaften stärker entfacht, aber es ist zugleich unverkennbar, daß die neuerliche Haltung der Zentrumspresse oft von der ernsten Sorge um den Ausgang diktiert ist. Man hat offenbar nicht damit gerechnet, daß sich auch in der katholischen Bevölkerung ein starker Unwille gegen die Reichstagsfraktion regt, und ist verblüfft, daß die Vorspiegelung kulturkämpferischer Tendenzen, die angeblich mit der Reichstagsauflösung verknüpft sein sollten, nirgends recht verfangen will. Freilich — noch einmal seis betont! — nicht Übermut, aber Mut dürfen wir daraus schöpfen.

Ein andres Symptom darf nicht übersehen werden. Es ist die erwachende Regsamkeit in Kreisen, die nach ihrer geistigen Bedeutung zu den führenden gehören, die es aber bisher im allgemeinen verschmäht haben, in die politische Arena zu treten. Wir haben schon manche bemerkenswerten Kundgebungen dieser Art zu verzeichnen. In Berlin sind namhafte Vertreter der Wissenschaft und der Kunst — allerdings unter der Führung von Persönlichkeiten, die es immer für eine Ehrensache gehalten haben, sich auch politisch zu betätigen, aber auch unter Beteiligung von großen Namen, die sonst gern dem Felde der Politik fern bleiben — mit einem Aufruf hervorgetreten. Sie haben den Kolonialdirektor Dernburg gebeten, selbst in öffentlicher Versammlung über die Bedeutung der Kolonien zu sprechen, und dieser Bitte ist entsprochen worden. In einer zweiten Versammlung hat Herr Dernburg hauptsächlich zu Vertretern von Handel und Industrie gesprochen. Bei unsern politischen Einrichtungen ist dieses Auftreten eines hohen Reichsbeamten, der übrigens auch in Süddeutschland Vorträge halten wird, eine ungewöhnliche Erscheinung, aber Eindruck und Wirkung rechtfertigen den Versuch dieser überraschend schnell populär gewordnen Persönlichkeit. Es ist damit ein grundsätzlich richtiger Weg eingeschlagen und ein tatkräftiger Anfang gemacht worden, wodurch Kreise interessiert und zu ihrer Pflicht zurückgerufen werden, die nach der alten Schablone jedenfalls nicht zu gewinnen und aus ihrer Verdrossenheit und Gleichgiltigkeit aufzurütteln waren.

Das Auftreten des Herrn Dernburg war auch geeignet, ganz besonders deutlich zu machen, daß parteipolitische Erwägungen bei der Beurteilung der Kolonialpolitik gar nicht in Frage kommen. Schon bei seiner Abfertigung des Abgeordneten Roeren im Reichstage hat Herr Dernburg mit der größten Schärfe betont, daß die Sache der Kolonien für ihn überhaupt nicht „politisch" sei. Es ist eine nationale Unternehmung wirtschaftlicher Natur, allerdings mit mannigfachen Rückwirkungen, die sich später wohl auch im politischen Leben des Mutterlandes bemerkbar machen werden. Aber vorläufig ist die Verknüpfung kolonialpolitischer Fragen mit irgendeiner Parteidoktrin eine Unnatur, die auf die Entwicklung der deutschen Gesamtinteressen nur einen schädlichen Einfluß ausüben kann. Hoffentlich wird es eine dauernde Frucht dieses Wahlkampfes bleiben, daß der Charakter kolonialer Bestrebungen endlich richtig erkannt wird.

Auf dem radikalen Liberalismus in Deutschland — Freisinn und Volkspartei — hat es seit der Reichsgründung wie ein Fluch gelastet, daß er sich in seiner Opposition immer mehr in die engsten und kleinlichsten Grundsätze verstrickte und den Weg zu den größern Gedanken der liberalen Anschauung gar nicht mehr zurückfinden konnte. Man kann deutlich das Hinabgleiten auf der schiefen Ebene verfolgen. Zuerst war es wohl Furcht vor dem Übergewicht eines Regiments, das so beispiellose Erfolge aufzuweisen hatte, als die „fortschrittliche" Opposition zur

Zeit des Fürsten Bismarck eine stärkere Betonung der Volksrechte durch das Mittel versuchte, das am nächsten lag, nämlich durch eine möglichst scharfe Ausübung des Budgetrechts. Aber man geriet, je mehr man sich in diese Rolle hineinlebte, desto mehr in eine einseitige und doktrinäre Richtung hinein. Man war bald so weit, daß die Regierung keinen großen und fruchtbaren Gedanken zur Erörterung bringen konnte, ohne daß der radikale Liberalismus unter Eugen Richters Führung seine erste und wichtigste Aufgabe darin sah, herauszurechnen, wieviel „Millionen neuer Steuern" das für das Volk bedeutete. Das ist das Verhängnis der ganzen Parteirichtung geworden. Denn eben damals, als diese Färbung des Liberalismus rettungslos in der kleinlichen und engherzigen Pfennigfuchserei des ödesten Philistertums versunken war, wurde das deutsche Volk vor die große Entscheidung gestellt, ob es über das Meer gehn und Kolonien haben wolle oder nicht. Und so ereignete sich hier der merkwürdige Fall, daß die Richtung des Liberalismus, die sich selbst die „entschiedne" nannte, gegen die alten Ideale des Liberalismus Front machte, weil sie ihm vollständig abhanden gekommen waren. Denn das steht doch wohl fest, daß Erfolge in den kolonialen Bestrebungen vor allem nach zwei Richtungen hin ihre Wirkung ausüben müssen. Einmal wird dadurch die Bedeutung von Handel und Industrie bedeutend verstärkt; denn selbst Siedlungskolonien würden in ihrer Wirkung auf das Mutterland nicht als „agrarische" Faktoren unsers Wirtschaftslebens in Rechnung zu stellen sein, sondern sie würden durch ihre Produkte dem Handel und der Industrie neue Hilfstruppen zuführen. Weiter aber sind die moralischen Wirkungen, die von einer erfolgreichen Kolonialpolitik ausgehen, derart, daß vor allem der individuelle Unternehmungsgeist und Wagemut, die Herausbebung der Persönlichkeit, die Loslösung von Schablone, bureaukratischer Bevormundung und nicht mehr lebensfähigen Überlieferungen gefördert und zur Geltung gebracht werden. Eine gute Kolonialpolitik bedeutet für eine Nation nichts andres als eine Schulung auf die Ideale eines echten und gesunden Liberalismus hin. Übrigens liegt darin nichts Abschreckendes für konservative Politiker, die bei einer solchen stärkern Betätigung der Nation nach außen hin in ihren eignen Bestrebungen keineswegs zu kurz kommen. Es scheint vielmehr, als ob gerade die koloniale Entwicklung ein Ziel biete, worin sich konservative und liberale Wege begegnen, mindestens einander sehr nahe kommen. Es ist eben eine nationale Angelegenheit in der vollen Bedeutung des Wortes.

Ganz undenkbar ist es, daß diese doch nicht gerade schwer zu erkennende Wahrheit den freisinnigen Parteien von heute auf die Dauer verborgen bleiben könnte. Die Katastrophe vom 13. Dezember ist die beste Gelegenheit zur Umkehr aus einer Sackgasse. Aber noch besteht die Gefahr, daß die weiterschauenden Elemente dieser Parteien in der Minderheit bleiben gegenüber den andern, die nach wie vor die alten Parteisteckenpferde tummeln und sich durch die hergebrachten Phrasen von Reaktion vollständig hypnotisieren lassen, sodaß sie nicht einmal merken, wie sie mit ihrer direkten und indirekten Unterstützung der schwarzen und der roten Bestrebungen erst recht der wahren Reaktion in die Arme laufen. Ein Trost bleibt jedoch auch dann, wenn das Ergebnis der Wahlen nicht den gehegten Erwartungen entspricht. Ganz wird nämlich die frühere Lage nicht zurückkehren. Die Empfindung einer verpaßten Gelegenheit muß in solchem Falle mächtig nachwirken und zu einer ernsten Reformarbeit innerhalb des Liberalismus führen.

Auch im Zentrum gärt es. Nationale Mitglieder der Partei, die sich nur um religiöser Prinzipien willen dem Zentrum angeschlossen haben, sind erbittert über den Mißbrauch eben dieser Prinzipien, die nur als Mittel dienen, die fortschreitende Demokratisierung der Partei und ihre Entfremdung von den nationalen

Interessen hinter einem geeigneten Aushängeschild zu verbergen. So hat ein katholischer Hochschullehrer, Professor Leo von Savigny in Münster, in einer Broschüre: „Die Reichstagsauflösung, das Zentrum und die nationalen Parteien" seinen politischen Freunden bittere Wahrheiten gesagt, und eine größere Zahl von Führern des rheinischen katholischen Adels versucht in einem Aufruf die nationalgesinnten Elemente des Zentrums zu sammeln, um das Joch der Erzberger und Genossen abzuschütteln. Verschiedne Doppelkandidaturen zeugen von starker Unzufriedenheit eines Teils der katholischen Wähler mit der Führung der Zentrumspartei und dem von ihr ausgehenden tyrannischen Druck, der im Interesse der Fraktionspolitik gegen die wirtschaftlichen und nationalen Überzeugungen vieler Mitglieder und entgegen dem Parteiprogramm geübt wird. Wie weit sich diese Strömungen in dem Wahlergebnis vom 25. Januar nachweisbar durchsetzen werden, entzieht sich jeder Vorhersage. Aber auch hier wird man aussprechen können, daß das Zentrum, auch wenn es in derselben Stärke wieder in den Reichstag einziehen sollte, nach den jetzigen Erfahrungen über kurz oder lang einer innern Umwandlung nicht wird entgehn können.

Das sind alles Erscheinungen, die den weitgehenden Pessimismus, der sich nach der ersten Freude über den 13. Dezember wieder breit zu machen drohte, nicht rechtfertigen und einen Ansporn zu unverdrossener staatsbürgerlicher Pflichterfüllung am 25. Januar enthalten. Einen weitern Ansporn sollte ein Blick auf das Urteil des Auslandes geben, wobei vor allen andern die englische Presse zu beachten ist. Sie kann es sich — mit wenigen Ausnahmen — nicht versagen, eine deutliche Parteinahme für die Reichstagsmehrheit vom 13. Dezember zu bekunden. Das Urteil, das diesen Wünschen zugrunde liegt, entsteht aus dem Zusammentreffen englischer Interessen mit der Vorstellung, die das Ausland aus unsrer liberalen Presse von den deutschen Verhältnissen gewinnt. Man konstruiert sich jenseits des Kanals ein merkwürdiges Bild von dem deutschen Volk, denkt sich einen Gegensatz zwischen dem tüchtigen und begabten, aber unendlich bescheidnen und anspruchslosen Volk von Träumern, Stubenhockern und Philistern, das gern ruhig zwischen seinen vier Pfählen sitzen möchte, und seiner herrschenden Klasse, die man sich als Vertreter einer rückständigen, gewalttätigen Politik, als Stützen gewissenloser, kriegslustiger Staatsmänner und eines rücksichtslos ehrgeizigen Monarchen vorstellt. Man hofft, die Wahlen würden diesen Gegensatz zum Austrag bringen, und freut sich auf den Sieg der Parteien, die nach englischer Meinung die Stimme des Volks bedeuten und die nationale Politik des Kaisers und des Fürsten Bülow künftig unmöglich machen sollen. Es wäre an der Zeit, daß unsre liberale Presse endlich so etwas wie Scham empfände, dieser — wie wir doch alle wissen — völlig unzutreffenden Meinung so lange Nahrung zugeführt zu haben. Der deutsche Wähler aber müßte hieran erkennen, daß die Beschuldigung, die alte Reichstagsmehrheit vom 13. Dezember habe an den deutschen Interessen gefrevelt, nicht willkürlich, sondern zu Recht erhoben wird.

Mitten in die Zeit des Wahlkampfes ist jetzt ein kurzes Stück parlamentarischer Tätigkeit gefallen, nämlich durch den Zusammentritt des preußischen Landtags am 8. Januar. Das Abgeordnetenhaus hat in geschäftsmäßiger Kürze die erste Etatsberatung vorgenommen und sich am 12. Januar bis zum 7. Februar, das heißt bis nach dem für die Stichwahlen zum Reichstage festgesetzten Termin vertagt. Die Verhandlungen haben unter diesen Umständen weniger Interesse erregt als die Thronrede, die freilich diesmal so knapp und nüchtern gehalten war wie nur möglich. Vor allem hat die preußische Regierung sorgfältig jede Wendung vermieden, die im Wahlkampfe für den Reichstag irgendwie hätte ausgenutzt werden

können, und diese Vorsicht war gewiß sehr angebracht. Auch die Ankündigungen von zu erwartenden Vorlagen waren so allgemein gehalten, daß die Parteien zunächst wenig Anhaltspunkte für ihre Kritik finden. Aber einen erfreulichen Eindruck hat die Thronrede trotzdem hinterlassen durch die Feststellung, auf welcher soliden Grundlage das Finanzsystem des Staates ruht. Man kann sagen: jeder neue Etat in Preußen verkündet den Nachruhm des Herrn von Miquel, der die Grundlage geschaffen hat. Die Gesundheit der preußischen Finanzen beruht auf der natürlichen Steigerung der Einnahmen aus der überaus zweckmäßigen und gerechten Besteuerung der Privateinkommen, andrerseits auf der Vorsicht, mit der über solche Einnahmen des Staats, die gewissen Schwankungen und wechselnden Bedürfnissen unterworfen sind, zum Beispiel die Überschüsse der Eisenbahnverwaltung, verfügt wird. So ist der Staat in der Lage, sich durch Aufbesserung der Gehälter für mittlere und untere Beamten eine dauernde Mehrbelastung aufzuerlegen und damit eine wichtige sozialpolitische Pflicht zu erfüllen. Die Überschüsse der Eisenbahnverwaltung aber werden zweckmäßig verwandt, um den gesteigerten Verkehrsbedürfnissen auch in Zeiten wirtschaftlicher Depression gerecht werden zu können.

Zwei weitere Ankündigungen der preußischen Thronrede sind von besondrer Bedeutung, einmal der Plan der künftigen Verstaatlichung der Salz- und Kohlengewinnung, der in der Gestalt einer Novelle zum Berggesetz den Landtag beschäftigen wird, und ferner eine neue Polenvorlage, die die erneute Auffüllung des Ansiedlungsfonds und wahrscheinlich weitere Maßnahmen zur Befestigung des Deutschtums in den Ostmarken fordern wird. Es würde diesmal zu weit führen, auf diese Ankündigungen näher einzugehn, die sich erst beurteilen lassen, wenn die Gesetzentwürfe vorliegen. Für die Reichspolitik ist das entschiedne Bekenntnis der preußischen Regierung zum Festhalten an ihrer Polenpolitik von großer Bedeutung, denn diese Frage berührt die Reichsinteressen am nächsten. Zu den Gegnern, zu deren Bekämpfung der Reichskanzler in seinem Silvesterbrief auffordert, gehören mit Recht auch die Polen, deren Interessen auch vom Zentrum in einer mit dem primitivsten Vaterlandsgefühl nicht vereinbaren Weise vertreten werden. Auch in dieser Frage appelliert die Regierung von der engherzigen und kurzsichtigen Knauserpolitik der Oppositionsparteien an das deutsche Nationalgefühl. Mögen sich auch in den Ostmarken am 25. Januar die Deutschen einträchtig zusammenfinden, um dem Polentum eine Niederlage zu bereiten.

Eine englische Stimme über deutsche Kulturarbeit in Kleinasien. Ein großer Teil der englischen Presse steht bekanntlich unsrer Kolonial- und Weltpolitik mißgünstig oder feindlich, unsern innern Zuständen verständnislos gegenüber, das erste, weil nach der gewissermaßen naiven englischen Anschauung die ganze Welt, von der ja ungefähr ein Viertel wirklich schon britisch ist, zur englischen „Interessensphäre" gehört, und es reinweg englische Gutmütigkeit ist, wenn hier und da auch andre Völker einen Anteil an der Herrschaft der weißen Rasse über den Erdball erstreben oder besitzen dürfen, das zweite, weil der Engländer, von der Vortrefflichkeit seiner eignen Verfassung tief durchdrungen — wohl ihm, daß er es sein kann! —, alle andern Verfassungen nach dieser Schablone, die ja auch bei uns Unheil genug angerichtet hat, beurteilt, also falsch beurteilt. Eine ebenso typische als ergötzliche Probe davon bietet ein kurzer Aufsatz im Januarheft der bekanntlich nichts weniger als deutsch-freundlichen Londoner National Review über die Auflösung des Reichstags (The German Crisis, in der „Monatsübersicht", Episodes of the Month). Danach wurde das kaiserliche Auflösungsdekret mit Jubel begrüßt von den Reaktionären (by the

Reactionaries), denn der Gegensatz, um den es sich handelte, war der zwischen dem persönlichen Regiment und dem Parlament, „zwischen dem Kaiser und seinem Volke“, und in der Reichstagswahl werden die Deutschen zu entscheiden haben, „welche Regierungsform am besten ihren Interessen entspricht“. Ein blühenderer Unsinn läßt sich nicht denken. Die national gesinnten Liberalen und Konservativen, die am 13. Dezember in der Minderheit blieben, sind Reaktionäre, Parteigänger des persönlichen Regiments, Zentrum und Sozialdemokraten vertreten den Fortschritt, die Rechte des Parlaments! Diese Parteien, von denen die eine den modernen Staat unter die Herrschaft einer mittelalterlichen Weltanschauung beugen, die andre ihn zugunsten eines scheußlichen sozialistischen Zwangsstaates zerstören möchte! Von der Erkenntnis der wahren Sachlage, des Gegensatzes zwischen diesen beiden im tiefsten Grunde staatsfeindlichen Richtungen auf der einen, der Verfechtung der zwingendsten nationalen Interessen unter der Führung des Kaisertums auf der andern Seite hat der Verfasser nicht die leiseste Ahnung. Was würde er sagen, wenn eine deutsche Zeitschrift im Ernste behaupten wollte, die wahren Vertreter der britischen Freiheit seien die katholischen Irländer! Zu seiner Entschuldigung könnte er höchstens anführen, die deutsche Presse räsoniere ja fortwährend über das persönliche Regiment, denn es ist einem Ausländer nicht zuzumuten, daß er erkennt, wie alle diese Vorwürfe auf Konstruktion und Übertreibungen beruhen, wieder ein Beleg dafür, wie ungünstig die deutsche Presse oft genug das Urteil des Auslandes beeinflußt. Im übrigen sollte jemand, der von den deutschen Verhältnissen nicht mehr versteht als dieser Kritiker, über sie weder urteilen noch vollends schreiben. Aber das schöne englische Papier ist geduldig, und das englische Publikum ist es in solchen Dingen auch.

Ein sehr viel verständigeres und gerechteres Urteil fällt die National Review in demselben Hefte über eine wichtige, in Deutschland selbst, wo man sich mit kleinfürstlichen Erbfolgefragen und andern weltbewegenden Nichtigkeiten abgeben muß, wenig beachtete, zuweilen falsch beurteilte Seite unsrer „Weltpolitik“, über die deutsche Kulturarbeit im türkischen Asien (German Finance in Turkey). Der Verfasser hat freilich einen ganz falschen Begriff von der Politik, wenn er Bismarcks Nachfolgern die Absicht zuschreibt, dem Deutschen Reiche in der „Weltpolitik“ (dieses Wort braucht auch der Engländer) dieselbe Stellung zu erringen, die es unter dem großen Kanzler in Europa einnahm. Wir wollen wirklich nur „einen Platz an der Sonne“ für uns, nichts weiter, aber den wollen wir ernsthaft, weil wir ihn brauchen. Wir wollen ihn auch in der Türkei. Und hier findet der ungenannte, aber wohlunterrichtete Verfasser des Artikels, der mit „Konstantinopel“ unterzeichnet, also wohl auch dort geschrieben worden ist, den Erfolg der deutschen Politik glänzend, freilich nach seiner verkehrten Auffassung nur als „eine glänzende Ausnahme von den Fehlschlägen“, die die Anstrengungen von Bismarcks Nachfolgern gehabt haben. Er hält diese Erfolge freilich nicht für dauernd, denn sie beruhen nach ihm auf der Gunst des regierenden Sultans; abgesehen von einer kleinen Gruppe von türkischen Beamten und Offizieren, die in Deutschland oder doch unter deutschem Einfluß gebildet worden sind, betrachten, wie er sagt, alle Klassen in der Türkei die Freundschaft mit Deutschland mißtrauisch. Leider steht es mit dieser seiner pessimistischen Auffassung im Widerspruch, daß er später zugibt, Deutschland verdanke seine Geltung in Konstantinopel seiner Zurückhaltung bei allen innern Verlegenheiten des türkischen Reichs, oder wie er es an einer andern Stelle ausdrückt, „seiner zynischen Gleichgiltigkeit gegen die humanitäre Seite der Fragen des nähern Ostens“ (its cynical indifference to the humanitarian side of Near Eastern questions), während der englische Gesandte dem Sultan oder seinen Ministern oft einmal Vorlesungen über

armenische oder bulgarische Greuel zu halten hätte, sodaß „die Haltung Englands gegenüber dem Sultan wie eine schwach verhüllte Feindschaft erscheine“ (seemed to be one of thinly veiled hostility), offenbar ein leuchtender Beweis für den humanitären Idealismus der britischen Politik seit Gladstones Wort von dem „unaussprechlichen Türken“ gegenüber dem brutalen Eigennutz Deutschlands, das dem Sultan seine Offiziere erzogen, seine treffliche Armee reorganisiert und geschult, seine asiatischen Eisenbahnen gebaut hat. Und das alles sollten die Türken allsogleich vergessen, sobald Abdul Hamid die Augen schließt, um sich der aufdringlichen britischen „Humanität“ anzuvertrauen?

Wie dem aber auch sei, diese wirtschaftliche Arbeit Deutschlands muß der Engländer unumwunden anerkennen, und er tut es auch, indem er wenigstens die Unternehmungen deutscher Finanzinstitute schildert und sie der Lässigkeit seiner Landsleute, die bei ihrer eignen Regierung keine Unterstützung fänden, als ein leuchtendes Bild entgegenhält. Seit der dem Berliner Frieden von 1878 entsprechenden Eröffnung der großen Durchgangslinie Belgrad—Nisch—Sofia—Konstantinopel im August 1888 begann das deutsche Kapital in enger Verbindung mit dem französischen, das in der Ottomanischen Bank seinen Sammelplatz findet, massenhaft befruchtend in den brachliegenden türkischen Orient einzuströmen. Nicht weniger als fünf große Anleihen im Gesamtbetrage von etwa 200 Millionen Mark hat der deutsche Geldmarkt von 1888 bis 1905 aufgenommen und sich daneben, wie der französische an diesen, so auch an den sieben französischen Anleihen dieser Jahre beteiligt, wobei der Zinsfuß gewöhnlich 4, selten 5 Prozent, der Emissionskurs aber wenigstens 70, höchstens 87 betrug, während heute der Börsenkurs nicht viel unter Pari, in einem Falle sogar über Pari steht. In demselben Jahre, in dem die erste Anleihe (30 Millionen Mark zu 5 Prozent und 70 Emissionskurs) von der Deutschen Bank übernommen und von der türkischen Regierung auf ihre Einkünfte aus den Fischereien angewiesen wurde, 1888, kaufte die Deutsche Bank die türkische, aber von einer englischen Gesellschaft verwaltete Linie Haidar Pascha (Skutari)—Ismid (92 Kilometer) für 6 Millionen Franken gegen eine jährliche Kilometergarantie von 10300 Franken und machte damit den Anfang zum anatolischen Eisenbahnnetz. In demselben Jahre erlangte sie die entscheidende Konzession für eine neue Linie von 487 Kilometer bis Angora, bis ins Herz Kleinasiens mit einer Kilometergarantie von 15000 Franken, und wie sie 1890 mit der Konzession der europäischen Linie Saloniki—Monastir im Anschluß an die französische Eisenbahn Konstantinopel—Saloniki es unternahm, den Zugang zu den herrlichen Berglandschaften des alten Makedoniens zu eröffnen, so erlangte die mit ihrer Unterstützung gebildete Anatolische Eisenbahnkompagnie 1894 die Konzession für den Anfang der Bagdadbahn, die Linie Eskischehr (Dorytäum)—Konia (Ikonium), 445 Kilometer, auf der alten Hochstraße der Kreuzfahrer, um die noch der Ruhm deutscher Siege unter Friedrich Barbarossa schwebt, auch ein historischer Rechtstitel wie die, auf die sich andre Völker anderwärts so gern berufen. Daneben bauten die Franzosen von der Westküste her die Eisenbahn Smyrna—Kassaba mit ihren Verzweigungen, im ganzen 507 Kilometer, und mit den Engländern zusammen die kurze Linie Mersina—Adana im kilikischen Tieflande, während den Engländern nur die älteste der anatolischen Eisenbahnen Smyrna—Aidin gehörte (1856 erbaut).

Noch enger wurde das Verhältnis der beiden großen Geldinstitute, der Deutschen Bank und der (französischen) Ottomanischen Bank (wie sich denn Deutsche und Franzosen außerhalb Europas sehr gut zu vertragen pflegen), als im Mai 1899 beide dahin übereinkamen, daß Deutsche Sitz und Stimme im Direktorium der Smyrna—Kassaba-Eisenbahn, Franzosen in dem der Anatolischen Eisenbahn erhielten,

und daß beide an dem Bau der schon in Aussicht genommnen Bagdadbahn zusammenarbeiten sollten. Zugleich übernahm die Anatolische Eisenbahngesellschaft die Verwaltung der notleidenden, weil isolierten Linie Mersina—Adana und begann den Bau des Hafens von Haidar Pascha auf Grund eines großherrlichen Fermans vom 29. Januar 1899. Wenige Jahre später unterzeichneten am 5. März 1903 zwei Deutsche von der Anatolischen Bahn, ihre Direktoren Dr. K. Zander und Gwinner, mit ihrem französischen Kollegen, dem Vizepräsidenten E. Huguenin, den Vertrag über die Erbauung der Bagdadbahn von Angora ab auf Grund eines Kapitals von 54 Millionen Franken und einer Zinsgarantie von 4500 Franken für jeden Kilometer, die auf die Zehnten basiert wurde; die Anleihen übernahmen beide Banken mit ihren verbündeten Instituten, die Leitung die Deutsche Bank. Schon am 25. Oktober 1904, am Geburtstage des Sultans, wurde die erste Sektion der ganzen Strecke, Konia—Eregli (am Fuße des Hohen Taurus), eröffnet.

Der Taurus ist erreicht, das uralte Völkertor der kilikischen Pässe, durch das alle Eroberer von Kyros bis auf die Osmanen, von Alexander dem Großen bis auf die Kreuzfahrer westwärts oder ostwärts gezogen sind, liegt vor den kühnen Pionieren europäischer Kultur, den friedlich vordringenden Eroberern des zwanzigsten Jahrhunderts. Aber mit den Terrainschwierigkeiten, die das gewaltige Hochgebirge bietet, und mit den finanziellen Ansprüchen, die sie stellen, wachsen auch politische Bedenken herauf. Die türkische Regierung und die Unternehmer haben das höchste Interesse daran, von Adana aus Aleppo und damit einerseits die Verbindung mit der französischen Eisenbahn Beirut—Damaskus—Aleppo, andrerseits mit der großen türkischen Linie von Damaskus nach Mekka zu erreichen, von der schon 700 Kilometer im Betriebe sind. Damit wäre eine Handelsstraße von der allergrößten Bedeutung hergestellt und die Landverbindung Konstantinopels mit Syrien und Arabien gesichert. Kein Zweifel, daß über kurz oder lang zunächst der Taurus überwunden und die Linie bis Aleppo vollendet werden wird. Sitzen doch in dem Verwaltungsrat der türkischen Staatsschulden Deutsche und Franzosen, von denen drei dem Direktorium der Bagdadbahn, einer dem der Ottomanischen Bank angehört, die finanziellen Verständigungen mit der türkischen Regierung werden also wesentlich erleichtert.

Eine politische Gefahr droht jedoch jenseits Aleppo. Unser Artikel läßt keinen Zweifel daran, daß England geneigt ist, Mesopotamien, das Ziel der Bagdadbahn, zu seiner Einflußsphäre zu rechnen. Hat es doch schon Versuche gemacht, sich an der Mündung des Euphrat und Tigris irgendwie festzusetzen, und es hat durch sein jüngstes Abkommen mit Rußland über Persien seine Stellung am Persischen Golfe noch befestigt. Was ist das doch für eine weitschauende, konsequente Politik, die freilich auch daheim niemals durch parlamentarische Verständnislosigkeiten und Quertreibereien gestört wird! Man wird sich oft über sie ärgern, aber selten umhin können, sie zu bewundern. Offen spricht es der Artikel aus: jenseits Aleppo werde die Bagdadbahn auf „britische Feindseligkeit“ (british hostility) stoßen, wenn sie nicht eine Verständigung mit England suche; die Unterstützung der deutschen Regierung allein werde bei etwaigen Verwicklungen keine genügende Hilfe für die Bagdadbahn sein. Das nächste, was man in England wünscht, ist die Beteiligung englischen Kapitals an dem großen Unternehmen, darüber hinaus aber derselbe vorwaltende Einfluß auf den südlichen Teil der Linie, den Deutschland auf den nördlichen Teil hat (the same predominance on the southern part of the line as the Germans on the northern part, i. e. on the Anatolian line from Constantinople to Konia). Dem steht allerdings unter anderm die Bestimmung des Vertrags entgegen, die der Bagdadbahngesellschaft untersagt, einen Teil der Linie abzutreten oder zu über-

tragen, und ihre Verpflichtung, die Bahn Bagdad—Bassora, falls diese früher gebaut werden sollte als die Linie bis Bagdad, dem Handel nicht eher zu öffnen, als bis diese Strecke vollendet sei.

Sollte England diese „Internationalisierung" wirklich verlangen, so würde die ganze Angelegenheit aus einer rein wirtschaftlichen zu einer halbpolitischen werden und vollends in das Kapitel vom deutsch-englischen Gegensatz, also in die große Politik hineingezogen werden. Wir können das nicht für wünschenswert halten, und wir können auch nicht glauben, daß die türkische Regierung, die so zäh an ihrer Oberhoheit über Ägypten festhält, das ihr die Engländer doch tatsächlich entwunden haben, so leicht in ein Abkommen über Mesopotamien willigen würde, das einem englischen Protektorat über dieses zukunftsreiche uralte Kulturland verzweifelt ähnlich sähe. Aber man begreift die englische Politik auch hier als eine zwar durchaus selbstsüchtige, aber konsequente. Hat sie früher an der Erhaltung des türkischen Reichs gearbeitet, dafür sogar den Krimkrieg geführt und noch 1878 ihre Mittelmeerflotte nach Konstantinopel geschickt, um die türkische Hauptstadt vor den Russen zu schützen, so geht sie seitdem offenbar auf das Gegenteil aus. Sie hat schon 1878 Cypern genommen, sie hat die Bildung des bulgarischen Gesamtstaats gegen den Berliner Frieden begünstigt (1885), sie hat 1882 Ägypten besetzt, sie greift im südlichen Arabien um sich. Ein verhülltes Protektorat über Mesopotamien würde ganz in dieses System passen; damit würde diese künftige Zugangsstraße nach Indien gerade so gut in englische Hände geraten, wie es der Suezkanal schon ist. Deutschland steht auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Es will politisch gar nichts von der Türkei, keinen Fuß breit Landes, kein Protektorat über irgendeinen ihrer Teile; es will das türkische Reich, soweit es noch lebensfähig ist, also vor allem in Asien, wo es nur schwache christliche Volksgruppen umschließt, erhalten durch wirtschaftliche und militärische Kräftigung. Das alles wissen die Türken, und darauf, nicht nur auf der immerhin höchst schätzenswerten Freundschaft zwischen dem Sultan und dem Kaiser, beruht ihr Verhältnis zu Deutschland. Dieses sieht keinen Vorteil darin, auch noch in Asien diese bunt durcheinander gewürfelten, ewig miteinander hadernden Rassen und Religionsgenossenschaften, diese Türken, Griechen, Armenier, Kurden, Araber u. s. f. irgendwie politisch auf eigne Füße zu stellen, wie es auf der Balkanhalbinsel mit den Serben und den Bulgaren geschehen ist, ohne daß dadurch auch nur der innere Frieden gesichert worden wäre; auf diesem zerklüfteten Boden kann nur eine herrschende Rasse einen haltbaren Zustand schaffen und erhalten, wie es hier tatsächlich immer der Fall gewesen ist; damit wird der Menschlichkeit und der Zivilisation am meisten gedient, und in diesen Dienst haben sich die deutsch-französischen Unternehmungen in Kleinasien mit dem besten Erfolge gestellt. Wie sie den deutschen Kapitalisten eine vorteilhafte Anlage bieten, jährlich Millionen an Zinsen nach Deutschland leiten, die deutschen Maschinenfabriken und Eisenwerke, also auch die deutsche Arbeiterschaft mit lohnenden Aufträgen bedenken, Tausenden von deutschen Technikern und Beamten reichen Verdienst geben, so haben sie überall längs ihrer Bahnlinien blühendes Leben hervorgerufen, indem sie den fleißigen türkischen Bauern den Absatz ihrer Produkte und wirtschaftliche Fortschritte erleichtern, und ihre militärische Leistungsfähigkeit hat sich zum erstenmal im letzten türkisch-griechischen Kriege 1897 glänzend bewährt. Daß damit solchen Mächten, die an der Zerstücklung auch der asiatischen Türkei arbeiten, nicht gedient ist, versteht sich von selbst. Besteht erst eine Eisenbahnverbindung von Konstantinopel bis Mekka, dann werden sich die von England heimlich geförderten Separationsgelüste der Araber schwerlich verwirklichen, und dann könnte eine türkische Armee ohne Hindernis bis an die Grenze Ägyptens gelangen. Sollten sich aber die Türken doch unfähig erweisen, ihr Reich

zu reorganisieren, dann würde Deutschland neben England und Frankreich stehen, um mitzuwirken an der Aufrichtung eines Protektorats. Doch das sind Bilder einer fernen Zukunft, mit denen der praktische Politiker nicht rechnet und nicht rechnen soll. (Vgl. zu der ganzen Frage den Reichsspiegel vom 7. Juni 1906 — Nr. 23.) *

Der Zusammenbruch der zukunftsstaatlichen Gemeindebäckerei der Stadt Catania. Die jonisch-chalkidische Kolonie des Charondas und Stesichoros unter dem Ätna, die heute über 150000 Einwohner zählt, hat in ihrem langen Leben von siebenundzwanzighundert Jahren viele Herrscher gesehen, Hieron und Dionys von Syrakus, Alkibiades und Timoleon, Marcellus und Oktavian, die Byzantiner, Ostgoten, Vandalen und Sarazenen, den großen Hohenstaufen Friedrich den Zweiten und den König Peter den Dritten von Aragonien, die Spanier, die Bourbonen und endlich die Befreier und Schöpfer des italienischen Einheitsstaates G. Garibaldi und König Viktor Emanuel den Zweiten von Sardinien.

Die moderne Stadt Catania ist zur Metropole des sizilianischen Handels geworden; die Eisenbahnen tragen die reichen Produkte des Innern (Getreide, Orangen, Zitronen, Haselnüsse, Wein, Schwefel und Ätnaschnee) zu ihrem Hafen als dem bequemsten Ausfuhrort. Der Adel, wovon mehr als achtzig Familien in Catania wohnen, ist sehr reich und liebt solide Eleganz. Die Einwohner gehören zu den gebildetsten der Insel. Der Gesundheitszustand ist infolge der herrlichen Gärten, des ausgezeichneten Quellwassers und der modernen Kanalisation vortrefflich. Catania ist Winterstation für Leidende der Atmungsorgane; die Zahl seiner Regentage beträgt im Jahre nur 39. Das milde Klima, die von Sonnenlicht durchflossene Meerluft und die Düfte seiner exotischen Gärten bieten für die Kranken ein erquickendes Labsal.

Im Sommer des Jahres 1902 erhielt dieses emporblühende Gemeinwesen einen neuen „Tyrannen", Eigenherrscher im altgriechischen Sinne des Wortes, der nicht mit der Schärfe des Schwertes, sondern mit dem Gewicht der auf seinen Namen gefallnen Stimmzettel die Stadt der heiligen Agatha eroberte; das war der sozialdemokratische Schriftsteller De Felice Giuffrida.

Ein Teufelskerl dieser De Felice! Als heißblütiger Redner hatte er die „Fasces" organisiert und für seine aufrührerische Agitation acht Jahre Gefängnis als Strafe erhalten. Nach anderthalb Jahren wird er begnadigt und beginnt sofort mit antiker Tapferkeit die Bekämpfung der Verbrechergesellschaft der „Maffia" — „ein wahrer Judas!" klagen die Maffiusen, „der Abtrünnige hat unsre intimsten Geheimnisse aufgedeckt." Als Leiter der Fasces war De Felice radikaler Monarchist, als Abgeordneter entdeckt er sein sozialdemokratisches Herz. Sein Anhang setzte sich zusammen aus den Landarbeitern der Vorstädte, aus den Hafenarbeitern und dem Kleinbürgertum, wovon die siebenhundert Bäckergesellen seine persönliche Leibwache bildeten. Die Angestellten der Bäckereien beklagten sich mit Recht über ihre vierzehn- bis sechzehnstündige Arbeitszeit und die ganz unzureichende Entlohnung. Die Meister begegneten dem gütlichen Zureden des sozialdemokratischen Bürgermeisters mit tauben Ohren.

Die literarische Jungmannschaft der Sozialdemokratie in Italien bestreitet die Bedürfnisse ihrer Anhängerschaft mit Übersetzungen aus dem Deutschen. So fielen dem Bürgermeister von Catania ganz von ungefähr die Studien seiner Kollegen Rümelin von Stuttgart und Adickes von Frankfurt am Main in die Hände. „Die Gemeinde als Trägerin des kommenden sozialen Staates!" — das ist die Losung, und hier muß die „positive Arbeit" einsetzen. „Die Gemeindebäckerei ist eine weise Einrichtung und die wesentliche Aufgabe der modernen Gemeindeverwaltung" — also

lautet De Felices Verordnung. „Gutes, gesundes und billiges Brot!“ — wurde das Feldgeschrei für die Kommunalwahlen. Das kann natürlich nur erreicht werden durch die Municipalizzazione del panificio (Vergemeindung der Bäckereien). Darum Tod allen selbständigen Bäckern, die nur noch als Verschleißer der in der großen Brotfabrik der Stadtgemeinde hergestellten Backware geduldet wurden.

Das Experiment wurde im großen Stil am 26. November 1902 beschlossen: von 9785 Wählern stimmten 5200 für die Vergemeindung der Brotherstellung; nur 145 Personen erklärten sich dagegen.

Im Frühjahr 1903 gab das Regiment De Felice Giuffrida den folgenden Rechenschaftsbericht heraus, der in ganz Italien ungeheures Aufsehen erregte.

„Zugunsten der Konsumenten ist das Kilo Brot um zwölf Centesimi (zehn Pfennige) = dreißig Prozent im Preise vermindert worden.

Zugunsten der Arbeiter sind die Arbeitsstunden von sechzehn und zwölf auf den Weltnormalarbeitstag von acht Stunden herabgesetzt worden.

Zugunsten der Arbeiter wurde der Taglohn von 2 Lire 40 auf 5 und in der Minimalentlohnung auf 4 Franken gebracht.

Zugunsten der Gesamtbevölkerung wurde die Qualität aller Backwaren so verbessert, daß unsre Universitätsprofessoren eine namhafte Verminderung aller Verdauungskrankheiten feststellen konnten.

Die Gemeindekasse hat nach den ersten drei Monaten ihres Bäckereibetriebs außer der sofortigen Rückzahlung von 10000 Franken für die Kosten der Neueinrichtung einen Nettoreingewinn von 8000 Franken.“

Die Nachprüfung dieser erstaunlichen Zahlen im Jahre 1904 ergab eine arge Enttäuschung. In Wahrheit betrug nach Form und Gewicht der Backwaren die Verbilligung nicht 12 sondern nur 2 bis $2^3/_4$ und $3^1/_2$ Centesimi. Mit dem Normalarbeitstag der acht Stunden stand es besonders windig: es herrschte nämlich Schichtwechsel, und ein Tag auf drei blieb ohne Bezahlung. Der Durchschnittstaglohn von 5 Lire entpuppte sich als plumpe Aufschneiderei. Nach der Rechnungslegung von De Felices eigner Hand zahlte er im Jahre 1904 an 538 Backarbeiter 1282 Lire für den Tag, das ist 2 Lire 38 für den Kopf. Über die vorzügliche Qualität der Backwaren lauten die Berichte des Präfekten über die vorgenommnen Untersuchungen einigermaßen widersprechend: „6. Juli 1904. Auf vierzehn Proben: sechs höchst tadelnswert und zur Nahrung untauglich, drei verdorben, zwei verbraucht und eine von niedrigster Qualität. 17. Juli 1904: zwei Proben von minderm Hausmehl und schlecht vergoren, vier Proben von verdorbnem Mehl, zur Nahrung untauglich, dreizehn Proben von übel aufbewahrtem Mehl (muffig), wenngleich noch genießbar. 18. Juli: die Proben ergeben, daß zuviel Mehl zweiter Qualität verwandt wird.“ Außerdem wurde ein Fehlbetrag von 147000 Lire festgestellt, und aus den städtischen Magazinen waren Bäckereiwaren im Werte von 34000 Lire von der zukunftsstaatlichen Bäckerei gestohlen worden.

Diese Untersuchung durch den Regierungsausschuß im Jahre 1904 fand keinen Glauben. Abgesehen von der Parteiverblendung und der allgemeinen Verderbtheit im Süden konnte das schwerste Rätsel nicht gelöst werden: „Woher kamen die gleich zu Beginn des Jahres 1903 zugunsten der Gemeindekasse erreichten glänzenden Ergebnisse finanzieller Art?“ Die Gewinne von 8000 und 6000 Lire für das Vierteljahr waren nämlich echt.

Gewiß waren die rechnerischen Überschüsse der ersten acht Monate richtig. Als nämlich die Mehlhändler Italiens im Dezember 1902 erfahren hatten, daß sich eine einzige Bäckereifirma in Catania auftue, die mit täglich 160000 festen Kunden (die Hafenpassanten und Fremden eingerechnet) arbeite, gab es ein allgemeines

Wettrennen unter Angebot der glänzendsten Bedingungen; die oberste lautete — bei dem unbegrenzten Kredit der reichen Stadt Catania — auf lange Zahlungsfristen: sechs, neun und zehn Monate. Darum schien in Catania für die Dauer eines vollen Jahres die soziale Frage in dem wichtigen Punkte einer billigen Beschaffung des Brotes durch die Kommunalisierung des Bäckereibetriebs allerdings gelöst worden zu sein, bis zu Neujahr 1904 der schlimme Irrtum ans Licht kam: der Fabrikant hatte rein übersehen, seinen Rohstoff in Rechnung zu stellen. Die zukunftsstaatliche Gemeindebäckerei von Catania verteilte viele tausend Franken „Reingewinn", weil sie das Mehl nicht bezahlte.

Am 17. August 1906 präsentierten allein die zwei Müllerfirmen Nicotra und Samperi ihre vollstreckbaren Forderungen für geliefertes Mehl mit 232000 Franken, zahlreiche andre Mehlhändler folgten. In Summa: die Hauptmenge des seit 1903 bis heute von der Zukunftsbäckerei verbackenen Mehls ist niemals bezahlt worden.

Nun ist über das „eminent sozialpolitische, wohltätige und hygienische Musterinstitut einer Gemeindebäckerei" die Gant verhängt, die Liquidation eröffnet und die strafrechtliche Untersuchung eingeleitet worden. Als die auf vierhundert Arbeiter zusammengeschmolzene Bäckerei der sozialdemokratischen Gemeindeverwaltung durch einen Streik die Bevölkerung auszuhungern drohte, ordnete der Präfekt die sofortige Öffnung der alten Privatbäckereien an.

Wieviele Millionen die „Tyrannis" des beredten Agitators und schlechten Rechenmeisters De Felice und seines zukunftsstaatlichen Gemeinderats kosten wird, muß die Zukunft lehren. Die Unverwüstlichkeit der sizilianischen Gemeinwesen ist staunenswert: viermal wurde Catania von Feindeshand zerstört, zweimal von der Lava seines gefährlichen Nachbars Ätna zugedeckt, dreimal durch Erdbeben gänzlich umgeworfen; darum wird diese Stadt auch mit den Folgen des nur seine Finanzen verheerenden Experiments einer zukunftsstaatlichen Gemeindebäckerei fertig werden.

Der Pangermanismus

Unter dem Titel „Der Pangermanismus" bringt Kapitän Coquelin de Lisle in dem Journal des sciences militaires vom März 1906 einen Aufsatz, den er eine Studie nennt, über die Einwirkung Preußens während der letzten Jahre auf die mitteleuropäischen Staaten. Der Aufsatz ist bemerkenswert, weil man aus ihm die zum Teil wunderbaren oder vielmehr wunderlichen Ansichten erkennt, die man in Frankreich in gewissen Kreisen über die Tätigkeit des Kaisers, des Generalstabs, verschiedner deutscher Schriftsteller und Vereine hegt: „Kaiser Wilhelm der Zweite hat sich darin gefallen", so schreibt der Verfasser, „der Welt in wenig sibyllinischen Ausdrücken das Ziel des Pangermanismus zu enthüllen." Als Beweis dafür werden einzelne Sätze aus den Reden des Kaisers in Mainz am 28. August 1898, auf dem Brandenburger Landtag am 3. Februar 1899 und aus einer Rede an den Generalstab am 28. Oktober 1900 angeführt. Sie lauten: „Die Einheit und das Zusammenbringen aller germanischen Völker ist notwendig." „Wir wollen derart handeln, daß wir Germanen alle vereint sind, um einen festen Block zu bilden." „Mein höchstes Ziel ist, alles zu brechen, was die große germanische Nation auseinander hält."

Der Chef der geschichtlichen Abteilung des deutschen Großen Generalstabs, Oberst von Bernhardi, habe in einem Vortrag an die Offiziere der Garnison von Berlin den Sinn der vorstehenden Worte durch folgenden Satz näher gekennzeichnet: „Wir erkennen alle an, daß die Aufgabe des Deutschen Reiches noch nicht gelöst ist, weil diese Aufgabe darin besteht, den Mittelpunkt zu bilden, um den sich alle zerstreuten Elemente der germanischen Rasse gruppieren, und den Kreis ihres Einflusses auszudehnen."

Der Verfasser will aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern klar sehen, daß es nach und nach alle Zweige der germanischen Rasse unter die Hegemonie Preußens zu bringen für seine Aufgabe hält. Demnach hätte es der Reihe nach Pommern, Schlesien, einen Teil Polens und Sachsens, das linke Rheinufer, Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen durch Gewalt erworben und schließlich

die Völker des Rheinbundes durch die Gründung des Deutschen Reichs seinem Zepter unterworfen. Dieses Ergebnis genüge aber der ehrgeizigen Familie nicht, die doch vor der Wiederherstellung des heiligen Deutschen Reichs unter wiederholten Schlägen Frankreichs zu leiden gehabt habe. Nach einem Zeitraum von etwa zwanzig Jahren der Erholung, die der Befestigung von Bismarcks Werk gewidmet gewesen seien, sei die Ausführung des Planes der Hohenzollern wieder aufgenommen worden.

„Eine anonyme Veröffentlichung", sagt der Verfasser, „die 1892 erschien, trägt den Titel: »Ein deutsches Universalreich« und bezeichnet kurz und klar den Plan der neuen politischen Lage, die sich Deutschland schaffen will: »Jedes Land«, heißt es dort, »wo die deutsche Sprache klingt, ist deutsch; arbeiten wir an der Vereinigung aller deutschen Stämme; erwecken wir in allen germanischen Ländern das Gefühl des gemeinsamen Ursprungs und den Wunsch nach Einheit.«" Andre Veröffentlichungen folgten in großer Zahl und zeigten nach und nach das doppelte Ziel, wonach man strebt: zunächst die achtzig Millionen Deutschen in Europa unter dem Zepter der Hohenzollern zu vereinigen und sich sodann die Oberherrschaft dieses Pangermaniens über die weiten Gebiete des südöstlichen Europas und über Kleinasien zu sichern. Zugleich erneuerten die deutschen Universitäten den patriotischen Feldzug, den sie schon nach dem Einfall Napoleons in Deutschland und vor dem Feldzuge 1870 geführt hatten. Die geschichtlichen Arbeiten eines Dreysen (soll wohl heißen Droysen), Reinhold Pauli (Paulig?), Dahlmann, Sybel, Treitschke und Mommsen, um nur die bekanntesten anzuführen, waren der Gegenstand eifriger Erörterungen und verbreiteten in der Jugend den Gedanken, daß das Reich der Ottonen, der Heinriche und Friedrich Barbarossas wieder aufgerichtet werden müsse. Der Geist des Universitätsunterrichts in Deutschland strahlt genügend aus einem Trinkspruche hervor, den der Rektor der Universität Leipzig, Professor Wislicenus, in einer Versammlung deutscher Gelehrten in Wien am 29. September 1894 ausbrachte: „Das deutsche Kaiserreich ist nicht Deutschland. In Wirklichkeit ist Deutschland so groß wie das Land, wo die deutsche Zunge klingt." Der Schulmeister folgte der Bewegung, und ebenso wie er vor 1870 lehrte, Elsaß-Lothringen bilde einen Teil von Deutschland, so lehrt er heute nach den Lehrbüchern der Geographie von Daniel, Brust und Berdrow und nach den Karten von Langhaus, daß alle von alten deutschen Stämmen bewohnten Gegenden einen Teil des großen Deutschland bilden. Nach der methodischen Vorbereitung auf die Idee des Pangermanismus wurden nach und nach Gesellschaften gegründet, um diese Idee weiter zu verbreiten und ihre Verwirklichung vorzubereiten.

Der Verfasser hebt nun die instinktive Geschicklichkeit der Deutschen hervor, sich zu Vereinen zu gruppieren, und meint, daß diese jetzt einen bedeutenden Einfluß hätten sowohl durch die Anregung der öffentlichen Meinung als auch durch die Summen, über die sie verfügten. Der wichtigste dieser Vereine scheint

dem Verfasser der durch den Abgeordneten Hasse 1894 gegründete Alldeutsche Verband zu sein, für den Staatsmänner, Gelehrte und hohe Würdenträger ihre Beihilfe geliehen hätten. Der Wahlspruch dieses Vereins sei: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!", und er habe das Bestreben, alle Deutschen zu vereinen. Im Jahre 1900 hatte der Verein nach Angabe des Verfassers schon 184 Zweigvereine auf der ganzen Erde und zählte über 21 000 Mitglieder.

Nun werden noch weitere Vereine angeführt, deren Zweck nach der Meinung des Verfassers immer der Pangermanismus ist. „So will der Gustav-Adolf-Verein alle deutschen Protestanten um sich gruppieren, der Evangelische Bund will die deutschen Katholiken zum Protestantismus bekehren und hat deshalb die antikatholische Bewegung in Österreich veranlaßt, deren Feldgeschrei: »Los von Rom!« lautet. Der Allgemeine deutsche Schulverein hat die Aufgabe, überall, wo der Pangermanismus ein Interesse hat, zu wirken, deutsche Schulen zu schaffen und zu unterhalten. Der Odinverein wählte als Ziel der Verbreitung des Pangermanismus die bildliche Darstellung und die Ansichtspostkarte. Alle diese Vereine haben ein genau bestimmtes Ziel, verstehn sich untereinander und gehorchen einer einzigen höhern Führung." Als Beweis für den Reichtum und die Freigebigkeit der Vereine führt der Verfasser an, daß der Allgemeine deutsche Schulverein im Jahre 1900 an seine Schulen in Böhmen 150 000 Franken, in Ungarn 1 275 000 Franken gespendet, daß der Gustav-Adolf-Verein im Jahre 1895 in Österreich 500 000 Franken geschenkt habe. Daraus geht hervor, wie der Verfasser meint, welchen Einfluß diese Vereine sowohl in Deutschland wie im Auslande haben. Auch im Reichstage habe der Pangermanismus eifrige Vertreter, die für die deutschen Auslandschulen, für koloniale Ausdehnung, für Heer und Flotte wirkten. Der bekannteste dieser Gruppe sei der Abgeordnete Hasse.

Der Verfasser scheint die Berichte über die Reichstagsverhandlungen nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit gelesen zu haben, sonst müßte er wissen, daß unsern Abgeordneten häufig das richtige Verständnis für koloniale Angelegenheiten und für Heer und Flotte vollständig abgeht. Trotzdem aber will der Verfasser in dem Pangermanismus und der Einheitlichkeit von dessen Arbeit das Werk der deutschen Diplomatie erkennen. Die pangermanistische, sagen wir lieber „großdeutsche" Partei rekrutiere sich aus der Hof- und Beamtenwelt, sie erfreue sich der kaiserlichen Gunst, wie man an den hervorragendsten Mitgliedern, Oberst von Bernhardi, Fürstbischof Kopp, Professor Mommsen und vielen andern sehen könne; auch die unumschränkte Redefreiheit und Preßfreiheit und endlich der Eifer der diplomatischen deutschen Agenten gegenüber den Großdeutschen der Gegend, wo sie sich aufhielten, spreche für eine Leitung des Pangermanismus von oben. Als ein Beispiel für den im Ausland übel empfundnen Eifer pangermanistischer Beamten wird die Klage über den deutschen Konsul von Seckendorf in Serajevo angeführt, der auf Verlangen der österreichisch-ungarischen Regierung wegen seiner großdeutschen Tätigkeit versetzt werden mußte. Der

Verfasser sieht in allem, was die deutsche Regierung unternimmt, seien es Handelsverträge, Kanalverbindungen, Schiffahrtsverbindungen usw., nur die methodische Ausführung des Programms der Hohenzollern, die Oberherrschaft Deutschlands zu erlangen und die wirkliche Schaffung des deutschen Kaiserreichs zu vollenden.

Zunächst betrachtet der Verfasser die Beziehungen zu Österreich-Ungarn. Alle Verträge, die Deutschland mit Österreich-Ungarn geschlossen hat, sollen nach des Verfassers Ansicht diesem Zwecke dienen, so die Handelsverträge, die Verstaatlichung aller deutschen Eisenbahnen, die die Ursache sei, daß fast die ganze österreichische Ausfuhr über deutsche Häfen gehe und namentlich Hamburg benutze. Dazu rechnet der Verfasser ferner die Anlage der Wasserstraßen in Deutschland zwischen Main, Elbe, Oder und Donau. Der Elbe-Donau-Kanal sei noch nicht fertig, aber doch in Ausführung und würde eine Versendung der Waren von Hamburg bis in das Schwarze Meer gestatten, ohne Umladung. Ähnlich beurteilt der Verfasser die Bankverhältnisse beider Länder, die Zollvereinigungen, die man anstrebt, die Gründung zahlreicher Vereine, wie die Böhmische Gesellschaft, die Gesellschaft der Deutschen Österreichs, die Wiener Gesellschaft der deutschen Schulen, die Erwerbung österreichischer Zeitungen durch Deutsche, die Gründung pangermanistischer Zeitungen seit 1895 in Österreich-Ungarn. Auch der katholische Bischof Kopp, den der Verfasser einen Freund Wilhelms des Zweiten nennt, arbeite mit und habe in Österreich-Schlesien ein großes Seminar zur Bildung einer pangermanistischen Geistlichkeit gegründet. Auch die Tätigkeit des Evangelischen Vereins mit dem Schlachtruf „Los von Rom“ wird nicht vergessen. Die Pangermanisten hätten es sich auch angelegen sein lassen, die Juden in Österreich für sich zu gewinnen, den Zwiespalt zwischen Deutschen, Slawen, Magyaren, der immer bestanden habe, für den Pangermanismus auszunutzen, die systematische Obstruktion und die heftigen Kämpfe in den Kammern anzuregen, um eine Besetzung Österreichs durch deutsche Heere zu erreichen. Die Vorfälle in Prag, kurz alles, was in Österreich in den letzten Jahrzehnten vorgekommen ist, wird absichtlichem deutschem Einfluß zugeschrieben.

In derselben Weise behandelt Hauptmann Coquelin unser Verhältnis zur Schweiz. Die Gotthardlinie habe uns große Vorteile, Frankreich große Nachteile gebracht, in den schweizerischen Eisenbahndirektionen befänden sich Deutsche, die Universität Zürich sei eine Succursale der deutschen Universitäten, und im Juli 1902 habe ein Züricher Universitätsprofessor eine Rede gehalten, in der er die Annexion der Schweiz an das Deutsche Reich empfahl, und diesen Agenten Deutschlands auszuweisen, dazu hätte sich die Schweizer Regierung nicht stark genug gefühlt. Die Auswanderung Deutscher in die Schweiz werde durch deutsche diplomatische Agenten geleitet. Die Zeitungen stünden unter deutschem Einfluß. Die Züricher Zeitung empfehle einen Zollanschluß der Schweiz an das Hohenzollernreich, ähnlich dem, den Luxemburg mit Deutschland gemacht habe.

Bei Holland führt der Verfasser zunächst an, daß schon seit 1815 zahlreiche deutsche Schriftsteller die Notwendigkeit eines Wiederanschlusses von Holland

an Deutschland behandelt hätten. Er zitiert dann eine längere Auseinandersetzung des deutschen Professors Ernst von Halle, die sich, durchaus richtig, an die geographische Lage von Holland hält und darlegt, daß Holland eigentlich die Verlängerung des Rheintals ist, daß die deutsche Marine die holländischen Meeresufer zu ihrer vollen Entwicklung nötig habe, daß die Holländer durchaus nicht unter dem Eintritt in die Reihe der deutschen Bundesstaaten zu leiden haben würden, da sie ja nach Abkunft und Sprache Deutsche seien, also in ähnlichem Verhältnis stehn könnten wie Bayern und Sachsen. Gegen jede fremde Großmacht sei Holland unfähig, sein eignes Land und seine Kolonien zu verteidigen, und nur Deutschland allein könne Holland und seine Kolonien genügend schützen unter der Bedingung einer festen Vereinigung, die für beide Völker eine Quelle der Sicherheit und der Reichtümer sein werde. Diese gewiß richtigen und unbestreitbaren Sätze erklärt Hauptmann Coquelin für eine These des Pangermanismus. Er führt dann die vorteilhaften Handelsverträge an, die große Zahl (30 000) der Deutschen in Rotterdam, das der vierte Hafen Europas und eine deutsche Stadt geworden sei, alles durch die Diplomatie in Berlin. Dann wird die Heirat der Königin Wilhelmine mit einem deutschen Prinzen als Anfang der Germanisierung des holländischen Hofes angesehen, und die Besetzung des holländischen Königsthrones durch einen Hohenzollern für den Fall, daß die Ehe der Königin kinderlos bliebe. Der Pangermanismus habe seine Tätigkeit auch auf Belgien ausgedehnt unter dem Vorwande, daß die Hälfte des belgischen Volks, die Flamländer, deutschen Ursprungs sei. Die deutsche Diplomatie habe sich auch hier der Handelsbeziehungen gewissermaßen als Avantgarde bedient, um in Belgien Fuß zu fassen. Antwerpen, einer der ersten strategischen Orte und Handelsplätze von Europa, sei jetzt eine deutsche Stadt, da sich alles in den Händen deutscher Einwandrer befinde. Eine unter dem Namen Germania mit Unterstützung und unter Leitung der pangermanistischen Gesellschaft gegründete Vereinigung verbreitet die Ideen des Pangermanismus. An ihrer Spitze habe ein ehemaliger preußischer Offizier, Freiherr von Ziegesar, gestanden, der auch eine pangermanistische Zeitschrift gegründet habe, die in deutscher und in flämischer Sprache erschien. Sogar der internationale Sozialismus habe, begünstigt durch die Agenten des Pangermanismus, in Belgien unter den Arbeitern große Fortschritte gemacht. Eine einflußreiche Partei habe sich in Belgien gebildet, die aus Furcht vor einer Annexion durch Frankreich oder vor Arbeiterunruhen die Vormundschaft des deutschen Kaisers anzunehmen bereit sei. Bismarck selbst soll schon seinerzeit dem französischen Gesandten, Grafen Benedetti, in Berlin den Plan zu einer Annexion Belgiens mitgeteilt haben, und dieser Plan erstünde jetzt wieder von neuem aus der Asche, um die öffentliche Meinung dahin zu führen, daß sie Stütze beim Deutschen Reiche suche. In ähnlicher Weise soll der Pangermanismus gegen Dänemark vorschreiten, dessen Meerengen für die deutsche Flotte zu besitzen, dem Kaiser Wilhelm dem Zweiten eine Notwendigkeit erscheine. Die Beziehungen, in die man mit

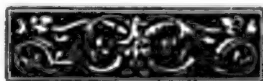
Dänemark treten will, sollen denen ähnlich sein, die schon mit Luxemburg durch die Zoll- und Eisenbahneinigung seit 1902 bestehn und bis 1959 Geltung haben. Die Eisenbahneinigung mit Luxemburg hätte auch für Frankreich große Wichtigkeit, weil sie an Deutschland Eisenbahnlinien ausliefere, die die Befestigungen an der Maas zu umgehn ermöglichen.

Von der pangermanistischen Propaganda im Südosten von Europa und in Kleinasien will der Verfasser, trotz des großen Interesses, das man ihr zuschreiben müsse, jetzt nicht reden. Er wünscht, daß man in seinen vorstehenden Auseinandersetzungen nur das Studium einer geschichtlichen Tatsache sehe, die sich vor unsern Augen entwickle. Der Pangermanismus habe, wie alle großen Völkerbewegungen, seinen Ursprung in den wirtschaftlichen Bedürfnissen der deutschen Rasse. Diese Rasse habe durch ihre große Fruchtbarkeit Abflußgebiete nötig, um ihre Übervölkerung und das Übermaß ihrer industriellen Erzeugnisse unterzubringen. Die Familie der Hohenzollern habe diesem unwiderstehlichen Bedürfnis Gestalt gegeben durch Leitung des Pangermanismus, der verspräche, dem Bedürfnis gerecht zu werden. Die Diplomatie der Hohenzollern arbeite nach einem ganz bestimmten gleichmäßigen Plan, wie das auf dem letzten pangermanistischen Kongreß in Wien an das Licht getreten sei: zunächst Entwicklung der Handelsbeziehungen mit dem begehrten Lande; unter dem Deckmantel dieser Beziehungen das Streben, überall einzudringen, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen, in die Geister Zwietracht zu säen und schließlich die Verteidigungsmittel zu schwächen. Angekommen an diesem Punkte, ist die Diplomatie bereit, günstige Umstände zu benutzen, die ihr erlauben, ihren Willen entweder durch einen moralischen Druck oder durch Waffengewalt durchzusetzen. Ein Teil Europas ist auf diese Weise dem Einfluß der deutschen Diplomatie schon unterworfen, und sie erwartet mit Sorge das Los, das ihr vorbehalten sein wird in dem Augenblick, wo die Nachfolge des Kaisers von Österreich in Betracht kommen wird.

Soweit die Äußerungen des Herrn Kapitän Coquelin de Lisle. Sie sind bezeichnend für die im Ausland über uns herrschenden Ansichten. Herr Coquelin reiht unsre ganze politische Tätigkeit, unsre Handelsbestrebungen, unsre religiösen und vaterländischen Vereine an den einen Faden des Pangermanismus. Dagegen erkennt er doch selbst an, daß wir bei unsrer großen Bevölkerungszunahme Abflußgebiete nötig haben, außerdem wissen wir, daß wir im Ausland unser Deutschtum zu wahren haben, wo sich der gute Deutsche leider Gottes nur zu schnell „veramerikanert“ oder „verengländert“, sobald er sein Vaterland verlassen hat. Und unsre protestantisch-religiösen Vereine denken doch erst recht nicht an politische Eroberungen, sondern haben genug zu tun, das protestantische Bekenntnis gegenüber den Jesuiten und den Ultramontanen aufrecht zu erhalten. Das Ausland hat es sich noch immer nicht klar gemacht, auf welchen Grundpfeilern das Aufblühen Deutschlands ruht. Das sind: die allgemeine Wehrpflicht, die in diesem Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum feiern kann, und

die allgemeine Schulpflicht, die schon länger besteht, und unsre systematische wissenschaftliche Ausbildung an Gymnasien und Universitäten, die meines Wissens bis auf Melanchthon zurückreicht. Die auf diesen Grundpfeilern ruhende deutsche Körper-, Charakter- und Geistesausbildung fängt jetzt an, ihre Blüten zu treiben und ihre Früchte zu tragen, und das Ausland kann seine Versäumnisse, die seit Jahrhunderten bestehn, nicht in Jahren und nicht in Jahrzehnten nachholen. Manche Ausländer erkennen unsre Berechtigung und Verpflichtung an, nun auch auf dem Welttheater aufzutreten. So sagt der bekannte französische Kolonialschriftsteller Leroy-Beaulieu, es wäre für die Deutschen endlich Zeit, daß sie sich auch einen Platz bei der Aufteilung der Erde suchten und nicht die fremden Völker nur mit ihrer deutschen Bildung pfropften. Der englische Kriegsminister Haldane hat sich kürzlich in einer Rede über die Ausbildung der deutschen Offiziere sehr günstig ausgesprochen, daran anerkennende Äußerungen über das tatkräftige Vorwärtsstreben der Japaner geknüpft und schließlich hinzugefügt: „Dieselbe Entwicklung hat sich in Deutschland vollzogen. Auf der Grundlage wissenschaftlicher Forschung und Bildung ist Deutschland Schritt für Schritt vorwärts gegangen."

Unter allen Umständen müssen wir — und das will ich zum Schlusse sagen — gegenüber solchen Ansichten, wie sie Herr Kapitän Coquelin de Lisle in der angesehenen französischen Zeitschrift Journal des sciences militaires entwickelt hat, unser Pulver trocken halten, zu Wasser und zu Lande, und baldigst auch für eine ausreichende Flotte sorgen! C. v. H.



Politische Briefe aus Sachsen

Von Germanicus

3

Dresden, 20. August 1906

Verehrter Freund!

Sie haben völlig Recht mit Ihren Klagen über meine Schweigsamkeit und über meine Art, Ihre Briefe unbeantwortet zu lassen. Aber wer von früh bis spät am Abend in den Schraubstock des Dienstes gespannt ist, der taugt wenig dazu, freundlichen Gedankenaustausch zu pflegen und wichtige politische Fragen zu erörtern.

Zum Handlanger wird man noch im Getriebe des täglichen Dienstes, ja selbst die nächstliegenden Pflichten gegen die Familie werden auf das ernsteste beeinträchtigt. Nun, auch das hat einmal ein Ende, und sobald ich kann, schüttle ich den Staub des Dienstes ganz von meinen Füßen, um, wenn mir Gott das Leben schenkt, wenigstens noch einige Jahre ein wahrer Freiherr zu

sein und, unbeirrt um alle Rücksichten, leben, schreiben und arbeiten zu können, wie es mir gefällt.

Und nun die Politik. Ja ja, nach alter lieber Gewohnheit kümmern sich die sogenannten Ordnungsparteien, sobald die Schwalben wiederkehren, nicht mehr um diese leidige Sache und überlassen es den Roten, zu arbeiten und zu hetzen für ihren Zukunftsstaat, gegen den Militarismus, gegen alles Bestehende. Sie legen die Hände in den Schoß und meinen, so schlimm wird es wohl nicht werden, dafür wird schon die Regierung sorgen! Aber halt, ich ertappe mich da schon wieder bei dem von Ihnen mündlich schon gerügten Pessimismus und hatte doch versprochen, mich in diesem Punkte zu bessern. Also ich soll Ihnen ja schreiben, was ich mir über das Wahlrecht zu unsrer zweiten Kammer und über die Zusammensetzung der ersten Kammer zurechtgelegt habe. Ich fürchte dabei nur eins, daß Sie am Schlusse meiner Darlegungen den Brief enttäuscht weglegen und ausrufen werden: Wegen so geringer Abänderungen braucht man doch nicht so viel Aufhebens zu machen.

Zunächst, mein verehrter Freund, bin ich, abweichend von sehr vielen meiner Landsleute, der Meinung, daß die sächsische Einteilung in ländliche und städtische Wahlkreise gut und berechtigt ist und darum beibehalten werden soll. Sie sichert wenigstens in etwas und in einigen charakteristischen Merkmalen unsers Volkes den verschiednen wichtigsten Ständen des Landes eine Vertretung, der Landwirtschaft auf der einen, der Industrie, dem Handel, dem Gewerbe, Beamtenstand und Arbeiterstand auf der andern Seite. Ich verkenne natürlich nicht, daß auf dem Lande sehr viel Industrie angesiedelt ist, und daß es eine Anzahl kleiner Städte gibt, die kaum eine nennenswerte Industrie haben, sondern reine Ackerbaustädte sind. Das hindert aber doch nicht, daß durch diese Einteilung, die übrigens völlig eingebürgert ist, Landwirte wie Industrielle sicher die ihnen zukommende Vertretung erlangen können. Wäre diese Einteilung nicht da, so müßte sie meines Erachtens bei jeder Erweiterung des Wahlrechts geschaffen werden. Deshalb soll man sie jetzt erhalten, wie auch die bisherige Zusammensetzung der einzelnen Wahlkreise, in denen die Wähler schon so oft Wahlkämpfe miteinander ausgefochten und ihre verschiedenartigen Interessen abzuwägen gelernt haben. Die kleinen Wünsche der großen Städte nach Einräumung einiger weiterer Wahlkreise können ihnen daneben ja unbedenklich erfüllt werden.

Ich bin auch gegen jede Integralerneuerung der Kammer bei Einführung eines neuen Wahlrechts. Sind in der Politik überhaupt alle schroffen Übergänge vom Übel, so wird die Vermeidung einer solchen Integralerneuerung jedes Zugeständnis, das eine Erweiterung des Wahlrechts für die minderbemittelten Klassen enthält, viel leichter erreichen lassen. Denn in den Kammern sitzen ja auch nur Menschen, und jeder Abgeordnete fragt natürlich bei einer Neugestaltung des Wahlrechts, auf Grund dessen er seinen Sitz inne hat: Dürfen wir bei dieser Neugestaltung auch in die heiligen Hallen zurückkehren

oder nicht? Darum und weil wir bei der Entwicklung eines Volkes und Staates doch nicht mit Jahren, sondern mit Jahrzehnten rechnen müssen, ist es durchaus ratsam, ein neues Wahlrecht möglichst so einzuführen, daß es nur allmählich für die Quoten gilt, die verfassungsmäßig aus der Kammer auszuscheiden haben, so also, daß erst nach drei ordentlichen Landtagen die Kammer völlig auf Grund des neuen Wahlrechts zusammengesetzt ist.

Auch bei dem Wahlrecht selbst würde ich unter Beseitigung vor allem der niemand verständlichen und gänzlich unpopulären indirekten Wahl das jetzige Grundprinzip tunlichst beibehalten. Dieses Grundprinzip besteht aber in der Hauptsache darin, daß die geringe Anzahl der Urwähler in der ersten Klasse ebensoviel Wahlmänner wählt wie die größere Anzahl der Urwähler der zweiten und die große Mehrheit der Wähler in der dritten Klasse. Es ist also im innersten Wesen ein Pluralwahlrecht in dem Sinne, daß das Wahlrecht eines Urwählers der ersten Klasse eine um ein Vielfaches gesteigerte Bedeutung hat gegenüber dem Wahlrecht eines Urwählers einer andern Klasse. Nur ist diese Steigerung und dieses Vielfache in jedem Wahlkreise verschieden, weil die Gesamtsteuerleistung, und zwar nach Paragraph 7 und 9 des jetzigen Wahlgesetzes, entweder des Ortes, sofern er einen Wahlbezirk für sich bildet oder in mehrere Wahlbezirke geteilt ist, dagegen für den Wahlbezirk, wenn er mehrere Orte umfaßt und für den Wahlkreis in Orten, die in mehrere Wahlkreise zerfallen, das sind die Großstädte, die Unterlage für die Verteilung der Wahlrechte bildet.

Ich würde nun vorschlagen, die Einteilung der Wähler in drei Klassen beizubehalten, desgleichen beizubehalten als einzige Grundlage der Zuteilung zu den verschiednen Klassen die Steuerleistung des Wählers. Ich würde aber empfehlen, der dritten Klasse ein einfaches Wahlrecht, den Wählern der zweiten Klasse eine Zuschlagsstimme, also zwei Stimmen, und den Wählern der ersten Klasse zwei Zuschlagsstimmen, also drei Stimmen, einzuräumen und die Klassen nicht mehr nach Teilen der Gesamtsteuersumme, die die Wähler aufbringen, sondern nach der Zahl der Wähler, die nach der Steuerleistung des Einzelnen geordnet werden, einzuteilen, und zwar so, daß die unterste Wählerklasse drei Sechstel oder die Hälfte aller Wähler eines Wahlbezirks oder Wahlkreises (ganz wie bisher) umfaßt, die zweite Klasse zwei Sechstel, die erste Klasse ein Sechstel. Die Wähler werden in jedem Wahlbezirke oder, wenn der Wahlkreis einen Ort umfaßt oder ausschließlich einen Teil eines Ortes bildet, in jedem Wahlkreise nach der Steuerleistung jedes Einzelnen unter Anrechnung der Einkommen-, der Grund- und der Vermögenssteuer rangiert. Würden bei Abtrennung der Hälfte der Wähler zur dritten Wählerklasse Personen mit derselben Steuerleistung teils der dritten Klasse, teils der zweiten Klasse zuzuteilen sein, so sind sie alle der Klasse 2 zuzuteilen; dasselbe gilt für die Abgrenzung der Klasse 2 zur Klasse 1. Alle andern Momente für Gewährung von Zusatzstimmen, die bei den vielfachen Erörterungen eines Pluralwahlrechts bis jetzt eine Rolle gespielt haben, verwerfe ich ebenso wie unser jetziges Wahl

recht dies tut, grundsätzlich, weil mit ihnen im praktischen Staatsleben nichts anzufangen ist.

Ich will aber, um Ihnen gleich auf einmal einen kurzen Abriß meines gesamten Wahlrechtsprogramms zu geben, hinzufügen, daß ich empfehlen würde, zugleich auch die Ergänzung der ersten Kammer durchzuführen. Hier müßte, abgesehen von dem allenthalben gutgeheißnen Vorschlage, einen Vertreter der Technischen Hochschule neu in die Kammer zu bringen, lediglich die Zahl der nach gänzlich freiem Ermessen der Krone zu wählenden Mitglieder sachgemäß erhöht werden, und zwar nicht, wie man bisher versucht hatte, um vier oder fünf, sondern um zehn Mitglieder, sodaß die Krone im ganzen fünfzehn Mitglieder nach freiem Ermessen in die erste Kammer zu entsenden hätte. Diese Wahlen müssen allenthalben, wie die bisherigen, auf Lebenszeit erfolgen, und ich möchte nicht empfehlen, daran irgendeine Beschränkung in bezug auf den Stand und die Stellung der Betreffenden in die Verfassung aufzunehmen, da dies nur wieder zu Schwierigkeiten dann führt, wenn sich jemand von diesen Mitgliedern aus dem Erwerbsstande, dem er angehört, ins Privatleben zurückzieht. Es ist durchaus nicht erwünscht, daß solche Leute dann aus der Kammer auszuscheiden haben, im Gegenteil, sie repräsentieren die größte Summe von Erfahrungen und sind von allen Konkurrenzrücksichten und dergleichen frei. Es versteht sich aber von selbst, daß in der Begründung der Vorlage ausdrücklich zum Ausdruck zu bringen wäre, daß diese Zahl die Möglichkeit bieten soll, vor allem Industrie, Handel und Gewerbe zu sachgemäßer Vertretung in der ersten Kammer zu berufen und auch andern wichtigen Ständen, wie zum Beispiel Ärzten, Lehrern, Künstlern, die an dem Ausbau des Staates mitzuwirken bereit sind, eine Vertretung in der Kammer zu sichern. Übrigens ist eine solche Vermehrung der ersten Kammer auch der Vermehrung der Bevölkerung seit der letzten Verfassungsänderung nur entsprechend, und da die Versuche, einzelnen Berufsständen ein Präsentations- oder Wahlrecht zur ersten Kammer einzuräumen, schon an der Schwierigkeit der Organisation der Wähler bisher gescheitert sind und zweifellos auch künftig scheitern müssen, so bleibt für die Art der Berufung nur die königliche Ernennung, die übrigens die sicherste Gewähr völliger Unabhängigkeit des Berufnen bietet.

Hoffentlich haben wir bald Gelegenheit, uns einmal mündlich über diese schwierigen Fragen auszusprechen. Ihr ergebenster

Germanicus

4

Verehrter Freund!

Ganz wie ich es vorausgesehen hatte, halten Sie meine Vorschläge über das Wahlrecht zur zweiten Kammer für „ungeeignet zur Erfüllung der gegenwärtigen Bedürfnisse unsers Volkslebens“ und meine Ansichten über die Ergänzung der ersten Kammer für „nahezu undiskutierbar“. Mit Ihrer Begründung haben Sie mich aber nicht nur nicht überzeugt, daß ich auf falschen

Wegen wandle, sondern ich habe aus Ihren Darlegungen sogar noch mannigfaltige Gründe entnommen, die meine Anschauungen namentlich in ihrer grundsätzlichen Bedeutung noch weiter befestigt haben.

Ihre Meinung, daß ein ständisch gegliedertes Wahlrecht zur zweiten Kammer, etwa wie das für die Stadtverordnetenwahlen in Chemnitz und in Dresden, einem Pluralwahlrecht vorzuziehen sei, hat manches Verlockende, und ich will nicht in Abrede stellen, daß ich mich früher selbst mit einer solchen Lösung der Frage sehr befreundet hatte. Ich bin aber auch der festen Überzeugung, daß die politischen Parteien aus der Sorge, ihren Einfluß auf die Wahlen mehr und mehr einzubüßen und an die Berufsorganisationen abzugeben, einem derartigen Wahlrechtsvorschlage scharfe Opposition machen würden. Dazu kommt aber die große Schwierigkeit, daß ein direktes Wahlrecht — und nur ein solches ist in den Wünschen und Anschauungen unsers Volkes begründet — für das ganze Land auf der Grundlage von Berufsständen ungemein schwierig zu konstruieren wäre. Die verschiednen Berufe sind natürlich ganz verschieden in den einzelnen Teilen des Landes verstreut. Die Wahlkreise müßten daher für die verschiednen Stände verschieden abgegrenzt werden, was wieder die wünschenswerte Berücksichtigung örtlicher Bedürfnisse bei Auswahl der Kandidaten nahezu unmöglich machen würde. Auch die Verteilung der Mandate auf die verschiednen Stände würde eine kaum lösbare Aufgabe sein.

Wer die indirekte Wahl beseitigen und doch nicht das allgemeine gleiche Wahlrecht zugestehn will, muß notwendig eine Steigerung, eine Verstärkung des Wahlrechts für die Wähler verlangen, von denen er annimmt und hofft, daß sie der großen Masse gegenüber das staatserhaltende, konservative Element darstellen. Als solchen Maßstab kennt das bisherige Wahlrecht nur die Steuerleistung, und ich habe schon in meinem letzten Briefe darauf hingewiesen, weshalb ich empfehlen muß, diesen alleinigen Maßstab beizubehalten. Sie sind dagegen in der glücklichen Lage, ihn überhaupt entbehren zu können, weil Sie das allgemeine und gleiche Wahlrecht verlangen und sich nach Bismarckischen Aussprüchen mit der öffentlichen Stimmenabgabe als Schutzmittel gegen die Mitläufer der Sozialdemokratie begnügen wollen. Ich bin nun gewiß ein großer Verehrer des ersten Kanzlers, ich bezweifle aber entschieden, daß er jetzt noch diese Barriere für ausreichend erachten würde. Wer es erlebt hat, wie auf dem letzten Parteitage der Sozialdemokratie in Mannheim sozialdemokratische Gewerkschaften und sozialdemokratische Partei über das Ziel, nämlich die Zertrümmerung der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung, völlig einig waren, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß bei öffentlicher Abgabe der Stimmen vielleicht einige sogenannte Revisionisten mehr als bisher gewählt würden, und daß diese dann vielleicht etwas vorsichtiger, als derzeit geschieht, auftreten würden. Die Gefahr der Sozialdemokratie für den heutigen Staat würde aber damit sicher nicht geringer, sondern nach meiner Überzeugung eher verstärkt werden.

Auch den Vorschlag, einen Teil der Abgeordneten durch das allgemeine Wahlrecht, einen andern, und zwar den größern Teil, durch ein ständisch gegliedertes Wahlrecht oder durch indirekte Wahlen nach Art des jetzigen wählen zu lassen, vermag ich nicht gutzuheißen. Abgesehen davon, daß es immer etwas Gekünsteltes hat, zwei verschiedne Wahlrechte gutzuheißen, und daß die durch das allgemeine Wahlrecht gewählten Abgeordneten versuchen würden, sich eine besondre Stellung und ein besondres Ansehen zu erkämpfen, sieht ein so konstruiertes Wahlrecht doch gleich auf den ersten Blick wie ein Angstprodukt aus, und es ermangelt ihm die innere Logik. Ich vermag aber für die Konstruktion des allgemeinen Wahlrechts als ausreichenden Grund die Sorge, daß die Sozialdemokratie in der Volksvertretung überwiegt, überhaupt nicht anzuerkennen. Das Wahlrecht muß vielmehr auf einem organisch richtigen und positiven Staatsgedanken aufgebaut sein, wenn anders es vom Volke verstanden und richtig gewürdigt werden soll. Ein solcher Gedanke ist aber die Anpassung der Bedeutung der einzelnen Wählerstimmen an die Leistungen des Wählers gegenüber dem Staate. Wird dieser Grundsatz nicht durch Übertreibungen zu einem Plutokratismus ausgebildet, sondern nur zu einer vernünftigen Differenzierung des Wahlrechts benutzt, so wird sich solange gegen ihn nichts einwenden lassen, als nicht das allgemeine und völlig gleiche Wahlrecht möglich ist. Das aber ist es für den Staat nicht, dessen männliche erwachsne Bevölkerung in ihrer Mehrheit der sozialdemokratischen Fahne folgt und den Staat und die gegenwärtige Gesellschaftsordnung überhaupt bekämpft, die Verfassung und die Monarchie nicht anerkennt und an die Stelle der harmonischen allmählichen Ausgleichung der sozialen Gegensätze die Herrschaft eines Standes, des Standes der mit der Hand arbeitenden Bevölkerung, setzen will. Ich erwähnte schon in meinem letzten Briefe, daß ja auch das jetzige Wahlrecht auf diesem Grundsatze der Bemessung der Wahlrechte nach der Steuerleistung aufgebaut ist. Nur ist es weit über das Ziel hinausgegangen, und es entrechtet dadurch, daß in jeder Klasse die Wahlmänner besonders gewählt werden, geradezu die eine Klasse der Wähler, sobald die Mehrheiten in den beiden andern über die Kandidaten einig sind.

Bei dem von mir vorgeschlagnen Wahlrechte kommt aber jede Stimme in allen drei Klassen für das Endergebnis vollständig zur Geltung, weil das Mittelglied der Wahlmänner ausgeschaltet ist.

Auch daß ich der geistigen Bildung keine besondern Rechte eingeräumt habe, beanstanden Sie, und doch werden Sie mir Recht geben, daß es ein höchst zweifelhafter, ja nach meiner Ansicht ungangbarer Weg ist, etwa an das Bestehen von Staatsprüfungen besondre Wahlvorrechte zu knüpfen. Denn abgesehen davon, daß das Bestehen solcher Prüfungen durchaus keine Gewähr für ein größeres Verständnis für das Staatswohl bietet, als eine praktische Tätigkeit im gewerblichen und Geschäftsleben, würde ich mich niemals dazu entschließen können, einen Bauer oder einen Handwerker politisch geringer zu

bewerten als einen mit dem Einjährigfreiwilligen-Zeugnis ausgestatteten Handlungsgehilfen.

Nun fragen Sie sehr mit Recht: Wie wird die Wirkung des Vorschlags in der Praxis sein? und wird überhaupt nicht jede Regierung und jede Kammer eine ganz genaue Vorberechnung über die Erfolge eines solchen Wahlrechtsvorschlags verlangen? Hier muß ich vor Ihnen kapitulieren. Das muß ich anerkennen, daß vor praktischer Bearbeitung meines Gedankens in Form eines Gesetzentwurfs genaue Aufnahmen durch das statistische Landesamt erforderlich sind, wenn man erkennen will, wie die Vorschläge in den einzelnen Wahlkreisen tatsächlich wirken. Ich fürchte diese Prüfung aber um deswillen nicht, weil ich den grundlegenden Gedanken für richtig erachte und darum der festen Überzeugung von seiner Durchführbarkeit bin, auch wenn sich einzelne Unebenheiten in der Praxis zeigen und einige Sozialdemokraten mehr als erwünscht in die Kammer einziehn sollten. Jede Änderung des Wahlrechts wird aber zweifellos auf der einen Seite unbefriedigte Wünsche zurücklassen und auf der andern Seite die Befürchtung erwecken, daß man in der Gewährung von Rechten schon zu weit gehe. Nur in einem Punkte, glaube ich, werden Sie jetzt schon richtig vorausgesehen haben, daß nämlich mein Vorschlag eine bedeutende Stärkung der Stellung des Mittelstandes zur Folge haben wird. Denn wenn, rein theoretisch gesprochen, die Hälfte der Wähler mit dem geringsten Einkommen und das Sechstel der Wähler mit dem höchsten Einkommen die gleiche Stimmenzahl haben, so liegt die Entscheidung bei der zweiten Klasse. Das aber wäre mir nur erwünscht, wenngleich es sich natürlich in der Praxis, wo die Parteien durch die Klassengrenzen nicht mehr geschieden sind, vielfach anders gestalten wird.

Und nun Ihre Einwendungen gegen meine Vorschläge über die Ergänzung der ersten Kammer. Sie meinen, wenn meine Wahlrechtsvorschläge in betreff der zweiten Kammer Annahme fänden, müßte erst recht Ihr Verlangen nach der gänzlichen Neugestaltung der ersten Kammer als berechtigt anerkannt werden. Ich kann Ihnen auch hier nicht folgen. Meines Erachtens ist die Verstärkung der ersten Kammer um zehn Mitglieder schon ein sehr bedeutender Schritt vorwärts, und die Ernennung der Mitglieder durch die Krone bei der mangelnden gesetzlichen Organisation der meisten Berufsstände unumgänglich notwendig. Sie wollen zwar das Oberhaus als aus Berufsständen hervorgegangen organisieren, wollen aber seine Rechte womöglich vermindern. In bezug auf den letzten Punkt kann ich erst recht nicht mit Ihnen gehn. Je liberaler man das Wahlrecht zur zweiten Kammer gestaltet, desto vorsichtiger muß man meines Erachtens mit den Rechten des Oberhauses umgehn. Ja ich gehe noch einen Schritt weiter und komme damit zum Schluß auf einen Punkt zu sprechen, den Sie da neulich mündlich berührt haben. Ich halte auch dafür, daß das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag nicht angetastet werden kann, solange die Sozialdemokratie nicht eine wirkliche Revolution und den gewaltsamen Umsturz

des Reichs versucht. Bleibt sie in den Grenzen des Gesetzes, so müssen wir uns anders helfen, um eine etwaige rote Majorität im Reichstage möglichst unschädlich zu machen. Ich glaube, daß die Einsetzung eines Oberhauses, eines Senats nach dem Muster von England durchaus nützlich und erwünscht sein würde. Sie ist auch mehr eine Weiterentwicklung als eine völlige Änderung der Grundlagen unsrer Verfassung. Und wenn das Oberhaus gewählt würde durch die Landtage der Einzelstaaten, so würde zugleich das bundesstaatliche Element in unserm Reiche eine erwünschte Stärkung erfahren. Ich behalte mir vor, Ihnen hierüber meine Ansicht noch einmal ausführlicher darzulegen.

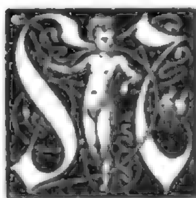
Für heute leben Sie wohl und lassen bald einmal etwas von sich hören.

Ihr ergebenster Germanicus

König Friedrich der Große und der Baron Warkotsch

Von W. Berg

2



Noch während des verhängnisvollen Vormittags erhielt der Rittmeister im Dragonerregiment von Zastrow, Ferdinand von Rabenau (nach andern der Stabskapitän in demselben Regimente von Königsegg), den Befehl, mit einem Kommando von achtzig Dragonern die beiden Staatsverbrecher zu verhaften. Rabenau schickte einen Unteroffizier mit zwölf Mann nach Siebenhufen ab, um sich des Kuraten zu versichern. In Siebenhufen erfuhr der Unteroffizier, daß sich Schmidt als Tischgast bei einem benachbarten Edelmanne, dem Gutsbesitzer Leonhard von Nimptsch, in Allgersdorf befinde. Dort wurde Schmidt auch gefunden und festgenommen. Nimptsch, der den Kuraten nur oberflächlich kannte und von dessen verbrecherischen Umtrieben nichts ahnte, erklärte sich bereit, ein gesatteltes Pferd zur Wegführung des Verhafteten zu leihen. Kurz vor dem Aufbruch erlaubte der Unteroffizier dem Kuraten, den Abort aufzusuchen, nachdem der Gutsbesitzer versichert hatte, daß der im ersten Stockwerke liegende Abort keinen weitern Ausgang habe und an ein Entkommen nicht zu denken sei. Es gelang aber Schmidt trotzdem, sich durch das kleine Fenster hindurchzuschieben und an einer zufällig an der äußern Wand angelehnten Stange hinabzulassen. Die nach der Entdeckung der Flucht sofort nachgeschickten Dragoner konnten ihn nicht mehr finden. Der Unteroffizier mochte aber gegen Nimptsch Verdacht geschöpft haben, verhaftete ihn als den vermutlich Mitschuldigen und lieferte ihn gefangen ein. Nimptsch mußte später in Brieg und Breslau noch mehrere Wochen in Untersuchungshaft sitzen, bis er als gänzlich unschuldig entlassen wurde. Der rührende

Brief*) des grundlos Verdächtigten an seine Gattin (Barbara, geborne von Rothkirch) möge hier einen Platz finden:

Mein Härtz.

Die Fäder lässet mör Tränen, den Tünde flüssen, dier meinen Jammer zu Awiesieren, wie ich durch diesen Infammen Menschen nebst meinen Kindern in die Miserabelsten Umstände versätzet worden bin. Allein dem Ungeachtet wiel ich meine gerechteste Sache dem Himmel anhaimställen, der alle Mahl ein Richter der sachen seyn wirdt; Mir bleibt alsv nichts übrich, als Dich inständigst zu bietten, wan ich Dich womit beleidiget, mier zu verzaihen und als einer getreuen Mutter meiner Armen Kinder sich Ihrer Anzunähmen, indem Mein Arrest noch lange tauern könte, bieß die Inquisition mit Baron Werkutz nebst dem Filu vorbey sein wurdt, Eher ich des Arrest nicht entlädiget wärde, waß wegen der Wierthschafft anbelanget, so verlaße mich auf Deine Vorsicht und niem den Hans Frantze mit zu Rathe, in specie aber wegen des sammen und futters, wo du Allemahl selbsten da seyn wierst und Niemanden den Schiedtbodenschlüßel anvärtrauen mußt, heit zu Tage heißt Trau schau Wem. Doch aber verlaße ich mich auf meine gerechteste Sache und fürchte mich garnicht vor dem Arrest, welchen ich mit Honoer leide und der Weldt darthun wärde, daß ich durch mein redlich Gemüth, welches ich gegen den Filu gehabt, in Ungelick kommen bien. In Uebrigens bien ich alle Zeit Dein getreuer Mahn bieß in Todt Dein

Brieg, den 4. Decbr. 1761. Leonhard von Nimptsch.

Auch dem Rittmeister von Rabenau gelang es nicht, den Baron einzubringen. Er verhaftete Warkotsch, der gerade bei Tische saß. Warkotsch zeigte große Unbefangenheit und erklärte leichthin, die ganze Sache beruhe auf Streitigkeiten, in die er infolge eines Mißverständnisses bei Fouragelieferungen mit dem Minister von Schlabrendorf geraten sei. Rabenau, dem die Schwere des Falles wohl nicht bekannt war, ließ sich durch die Ruhe und Sicherheit des Barons täuschen. Er behandelte Warkotsch darum als Kavalier und folgte dessen Einladung, mit ihm zu speisen. Während des Nachtisches bemerkte Warkotsch die Dragoner, die das Haus umstellt hatten, und bat den Offizier, zu erlauben, daß die Leute auf seine, des Barons, Kosten im Dorfwirtshause einen Trunk nebst Imbiß zu sich nähmen; er könne ja doch nicht entrinnen. Rabenau, der seinen Auftrag als erledigt ansah, nahm die Einladung für seine Dragoner an, und diese rückten ab bis auf einen Mann, der gemäß dem Befehle zum Rapport über die Sache nach Woiselwitz abritt. Warkotsch hatte schon vorher, als das Anspannen des

*) Geschrieben am Tage seiner Abführung nach Breslau. Original St.-A. Breslau M. R. III 7 p. Abdruck in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, Band 25, Seite 343.

Reisewagens bestellt wurde, Gelegenheit gefunden, heimlich zu befehlen, daß sein bestes Reitpferd im Stalle bereit gehalten würde. Nun begab er sich ins Nebenzimmer, um sich, wie er sagte, umzukleiden und Wäsche mitzunehmen, flüchtete aber von dort durch eine zweite Tür in den Hof, bestieg das bereitgehaltne Pferd und jagte nach der Richtung weg, aus der die österreichischen Husaren, die Wallis zum Handstreich kommandiert hatte, kommen mußten. Er erreichte sie auch wirklich wohlbehalten. Als Rabenau die Flucht des Verbrechers entdeckt hatte, verfolgte er ihn natürlich mit seinen Dragonern, konnte aber seiner nicht mehr habhaft werden. Statt dessen verhaftete er die Baronin und kehrte mit ihr nach Woiselwitz zurück. So waren beide Verbrecher ihren zu leichtgläubigen und nachlässigen Häschern entronnen.

Am 1. November, in der Frühe, hatte der Kuratus von dem Jägerburschen Böhmelt die Gerlachsche Abschrift des von Warkotsch geschriebnen Briefs erhalten und das Schriftstück durch eine gewisse Eva Paul, ein Mädchen seiner Gemeinde, an Wallis befördern lassen. Eva Paul war um ein Uhr Mittags abgegangen. Wallis hatte nach dem Empfang des Briefs sein kleines Kommando von etwa dreißig Husaren auf den verabredeten Wegen abgeschickt. Seine Leute hatten zu dem Handstreich eine besondre Montur erhalten, die der preußischen ähnelte, damit sie unerkannt in die Strehlener Gegend kommen konnten. Der entronnene Warkotsch traf die Streifschar, als sie schon im Strehlener Kreise war, und berichtete rasch, daß der Anschlag vereitelt sei; er war der Meinung, irgendeine Patrouille habe seinen Jäger aufgehoben. Er hatte übrigens die Frechheit, in der Nacht mit einem starken Geleit österreichischer Husaren nach Schönbrunn zurückzukehren, das er um ein Uhr Nachts ganz verlassen fand. Nur die Frau Kappel war noch da. Warkotsch forderte von ihr die Schlüssel, ging in sein Arbeitszimmer und nahm von dort noch viel Geld, Juwelen und einige andre Gegenstände mit. Nachdem er die Husaren reichlich belohnt hatte, befahl er der Frau Kappel, sie solle zwei im Schlafzimmer stehende kleine Koffer voll Geld und Wertsachen nach dem Kloster Heinrichau schaffen lassen. Dann verließ er Schönbrunn für immer. Wäre er eine Stunde früher nach Hause gekommen, so wäre er wahrscheinlich doch noch in die Hände der Preußen gefallen, denn ein Leutnant von Brausen lag mit einer starken Abteilung im Hinterhalte, rückte aber, seinem Befehle gemäß, um Mitternacht wieder ab. So war Warkotsch der Gefangenschaft zum zweitenmal entgangen.

Über das Staatsverbrechen berichtete der Kabinettsrat Eichel unter dem 3. Dezember 1761 an den Etatsminister Grafen Finckenstein in Magdeburg folgendermaßen:

Strehlen, 3. December 1761.

Es ist fast nicht zu zweifeln, daß nicht wenigstens der publique Ruf wegen einer Entreprise, so der Feind auf des Königs hohe Person hier gemachet haben soll, nicht schon bis an Ew. Excellenz gekommen sein sollte, da bereits ganz Breslau davon voll ist und der Oberamtsregierung allda alle

Pièces davon communiciret worden, um dem verrätherischen Menschen, der hauptsächlich dabei impliciret, den Proceß darüber zu machen. Fast jedermann soupçonniret, daß der General Laudon diesen unglücklichen Menschen dazu instipiret habe. Ich meinestheils suspendire noch mein Urthel davon, und ein von letzterem uns in die Hände gerathener Brief, welchen er an einen gewissen Obristlieutenant in österreichischen Diensten, einen Graf Wallis, geschrieben, machet mich fast glauben, daß der schändliche Mensch, da er die Möglichkeit, einen dergleichen Coup zu thun, wahrgenommen, den zweiten Tome von dem Verräther Judas gespielet, den ersten Plan vor sich formiret und solchen auszuführen die Sache mit gedachtem Obristlieutenant entamiret hat, da dann vielleicht der General Laudon sich solches allenfalls, wenn es möglich gemachet werden könnte, gefallen lassen.

Der Traître ist eigentlich ein Schlesischer von Adel, einer von Warkotsch und ein Bruder von dem verstorbenen von Warkotsch, welcher ein starker Spieler und derjenige war, so in den Carnevalszeiten vordem nach Berlin zu kommen pflegete, und den Ew. Excellenz vermuthlich allda gesehen haben werden. Nach dessen Tode erbete dieser unglückliche Warkotsch alle Güter und Vermögen des ersteren, die sich über 200,000 Reichsthaler betragen sollten. Er war vorhin in österreichischen Diensten Officier gewesen, woraus er sich noch vor jetzigem Kriege in der Hoffnung solcher reichen Succession dimittirete, und endlich nach des Bruders Tode sich auf eines von seinen Gütern, Schönbrunn, ohngefähr $1^1/_2$ Meilen von hier, etablirete. Als die Armee hieher kam, gab ihm die Nähe seines Gutes Gelegenheit, fast tagtäglich hier zu sein, und ward er als ein sonst ganz belebter Mensch von unsern Officiers sehr wohl tractiret, die beständig mit ihm conversireten; selbst des Königs Majestät gracieusireten ihn bei allen Gelegenheiten. Niemandem kam es in die Gedanken, daß er ein Traître, geschweige dann zu einer solchen extremen Infamie capabel sei. Er profitirete von solcher Vertraulichkeit, und, nachdem er die Lage und alle Êtres des königlichen Quartiers, wobei er aber Hülfe gehabt haben muß, ganz genau und sorgfältig epiiret und weil dieses Quartier in der offenen Vorstadt fast isoliret ist, examiniret, auch die Positions derer Vor- und Außenpostirungen nebst allen Zugängen sich genau bekannt gemachet hatte, auch die Facilité und Möglichkeit, seinen verfluchten Coup auszuführen, gefunden haben mochte, ging er nach seinem Gute Schönbrunn und schrieb an gedachten Graf Wallis umständlich davon, welchen er zugleich sehr animirete, nunmehro den Coup, und zwar in der Nacht vom 1. auf den 2. December mit einem nur kleinen Trupp determinirter Leute auszuführen, weil sonsten, wie er meinete, der Vogel nachher ausgeflogen sein möchte. Man kann wohl nicht in Abrede sein, daß die infame Trame von ihm gut eingefädelt und die Sache nicht ganz ohnmöglich war, daher er auch gedachten Wallis um so mehr dadurch zu animiren vermeinet, daß auf den Fall auch, den er aber nicht glaubete, es damit umschlüge, der Wallis dabei nichts mehr zu riskiren hätte,

als ein Kriegsgefangener zu werden. Diesen seinen Brief gab er einem Domestiquen, dessen er sich zu dieser Correspondance schon mehr, jedoch nicht weiter gebrauchet hatte, als solchen an einen katholischen Dorfpfaffen zu tragen, welcher alsdann die Briefe weiter an den Wallis befördert hatte. Erwähnter Domestique, der ebenfalls ein Katholike und überdem ein geborner Böhme war, glaubte bei seiner Abfertigung eine besondere Unruhe in dem Gesichte seines Herrn bemerket zu haben, welches ihm den Soupçon gab, daß der Brief von gefährlichen Sachen handeln möchte, welches ihm eine besondere Unruhe und zugleich den Entschluß zuwege brachte, daß, anstatt solchen an den gewohnten Pfaffen zu tragen, wozu ihm eine gemessene Zeit gesetzet war, er selbigen hieher brachte und an den Generalmajor Krusemarck mit Bekennung seiner Unruhe darüber abgab, nach dessen Eröffnung dann sich gleich die ganze infame Trame in allen ihren Umständen gleich zu Tage legete. Der Generalmajor schickte sogleich einen sonst recht tüchtigen Officier mit einem hinlänglichen Commando Dragoner nach Schönbrunn, um sich des von Warkotsch zu bemächtigen, und ein anderes Commando, um den mit implicireten Pfaffen zu arretiren. Beide wurden gefunden und arretiret, die Vorgesetzten dieser Commandos aber nahmen sich so übel, daß beide schon arretirete unter ihren Augen Gelegenheit fanden, sich unsichtbar zu machen und zu echappiren.

Dieses seind die ohngefährliche Umstände von dem infamen Complot des Warkotsch, und eines Vorfalles, [der] wenig [seines] gleichen hat. Ich habe dabei nicht umhin gekonnt, die gnädige Hand Gottes zu adoriren, die in dieser Gelegenheit auf eine besondere Art über den König gewachet und ihn, so zu sagen, auf dem Point, da die Execution des Verrathes geschehen sollen, aus einer Gefahr sauviret hat, die möglich war, ihn zu entraîniren und an welche und deren Folgen man nicht ohne Horreur gedenken kann. Ich bin zu wenig, als daß dabei von meinem kleinen Individu etwas mit anhängen sollte. Ich nehme mir die Freiheit, alles dieses nur ganz naturellement zu Ew. Excellenz alleinigen Information zu schreiben, und weiß noch nicht, wie und auf was Art des Königs Majestät die Sache in das Public bekannt gemachet wissen wollen. Der Procès wird inzwischen bei der Oberamtsregierung zu Breslau instruiret und vermuthlich in contumaciam darin erkannt werden. Dem Domestiquen en question muß man das Zeugnis geben, daß er in dieser Sache ganz desinteressiret und nur bloß aus einer innerlichen Bewegung, ohne einige Passion gehandelt hat, worunter ich nach meiner Einfalt eine höhere Hand zu erkennen glaube. Es seind in der Nacht, da das infame Project ausgeführet werden sollen, wirklich an 300 feindliche Dragoner und Husaren auf dem Gute Schönbrunn gewesen. Ob selbige zu der Expedition destiniret gewesen oder nur mit dem Traitre dahin gekommen, um einige seiner nothwendigsten Sachen und Papiere, wie man saget, abzuholen, solches lässet sich nicht mit Gewißheit sagen. Wohin dieser Judas sich wenden, und wie er selbst bei dem Feinde darüber werde angesehen und aufgenommen werden,

solches wird die Zeit geben. Gott sei gelobet vor den Schutz, so er dem König auch in diesem Fall erwiesen! er bewahre ihn ferner und führe ihn endlich mit Gloire aus allen seinen jetzigen Embarras! gez. Eichel.

Der Hochverratsprozeß fand, wie der Kabinettsrat Eichel schrieb, in Breslau vor der Oberamtsregierung mit Beobachtung aller Formen statt. Als Gerichtspersonen waren dabei tätig der Generalfiskal Schultes, der Kriminalrat Böhm und der Inquisitor Belach. Die Verteidigung des flüchtigen Warkotsch lag in den Händen des Fiskals Gerlach. Die Zeugenvernehmungen belasteten fast allseitig die beiden Schuldigen stark. Der Verteidiger ließ zwar seinem Klienten alle Unterstützung angedeihen, indem er zum Beispiel verschiednemal Handschriften vergleichen ließ und auch Zeugen verdächtigte. Aber er mußte alle seine Bemühungen aufgeben, als ein Brief des Warkotsch an seine Frau aufgefangen und als echt anerkannt wurde. In diesem Schreiben hieß es: „Mein Kind! Der verfluchte Gedanke, den ich gegen meinen König gefaßt habe, hat mich in das Elend gestürzt. Und wenn ich den höchsten Berg bestiege, kann ich solches nicht übersehen. Lebe wohl! Ich befinde mich an der äußersten Grenze der Türkei. gez. Warkotsch."

Am 22. März erstattete der Gerichtshof den aktenmäßigen Bericht und trug auf das Erkenntnis in contumaciam an, „daß Heinr. Gottl. ehemals Freiherr von Warkotsch und Franz Schmidt durch die wider ihren Souverain geschmiedete Unternehmung, ersterer seines Adels verlustig, beide recht- und ehrlos werden, und ihr gesammtes Vermögen, beweglich und unbeweglich, mit Vorbehalt derer, der Ehekonsortien des ersteren Verbrechers und einem jeden daran zustehenden erweislichen Anforderungen, dem Fisco als verwirktes Gut zu verabfolgen; daß demnächst ersterer lebendig zu viertheilen, der zweite zuförderst zu enthaupten, und sodann der Körper in vier Theile zu theilen, auch bis zum Erfolg ihrer Habhaftwerdung das Urtheil in effigie zu vollziehen und dabei des ersteren Verbrechers Wappen durch den Scharfrichter zu kassiren und zu zerbrechen." Dieses vom König bestätigte Urteil wurde am 11. Mai 1762 vor dem Oberamtshause auf dem Salzringe, dem heutigen Blücherplatze, in Breslau auf einem dazu errichteten Schafott an den auf Brettern gemalten Bildnissen der beiden Verbrecher sowie an dem Wappen des Barons durch den Scharfrichter vollzogen. Der König, der bekanntlich eine Scheu vor Bluturteilen hatte, mochte im Grunde ganz zufrieden damit sein, daß sich die beiden Schuldigen der Strafe entzogen hatten. Es wird ihm, als er das Urteil unterzeichnete, die launige Äußerung zugeschrieben: „Das mag immer geschehen, denn die Porträts werden vermutlich ebenso wenig taugen, als die Originale selbst." Die Güter des Barons wurden verkauft, und das aus der Gesamtmasse stammende Kapital wurde den Glogauer und den Breslauer Kirchen und Schulen überwiesen. Der König nahm nichts davon.

Die Öffentlichkeit wurde von dem Staatsverbrechen durch eine, wie es scheint, amtliche Druckschrift: „Zuverlässige Nachricht über den Hochverrath des

Freiherrn von Warkotsch und des Kuratus Franz Schmidt" in Kenntnis gesetzt. Natürlich berichteten auch die Zeitungen über den Fall. Ja in Magdeburg wurde sogar am 26. Januar 1762 in Anwesenheit des Thronfolgers ein kirchliches Dankfest für die Errettung des Königs gefeiert. Dazu dichtete die einst als „deutsche Sappho" über Verdienst gepriesne Gelegenheitsdichterin Anna Luise Karschin eine Kantate. Im allgemeinen scheint aber das Aufsehen über den ganzen Fall im Volke geringer gewesen zu sein, als man bei der Größe der Gefahr erwarten durfte, die sich über dem Haupte des Königs und damit über dem preußischen Staate zusammengezogen hatte. Vermutlich hatte das seinen Grund in dem für die ganze Lage des preußischen Staats hochwichtigen Thronwechsel in Rußland, der gerade um jene Zeit erfolgte.

Der König selbst scheint, vielleicht weil er sich wegen der ungeschützten Lage des Hauptquartiers in Woiselwitz nicht ohne Schuld fühlte, es ungern gesehen zu haben, daß man das Ereignis erörterte. Wenigstens findet es sich in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges nicht erwähnt, und auch ein Brief des Königs vom 23. Dezember 1761 aus Breslau an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich von Preußen, zeigt das offenbare Bestreben, die ganze Sache abzuschwächen. Der König schreibt nämlich am Schlusse dieses Briefes: Je vous remercie de la part que vous prenez à l'aventure que l'ennemi m'avait préparée. Le danger n'était pas aussi réel qu'il paraît de loin. Le dessein que l'ennemi avait formé, témoignait plus la volonté de nuire que son intelligence militaire. Le traître qui leur avait suppédité ce projet, s'est sauvé. Voilà le dénoûment qu'a eu l'aventure. J'espère de vous donner dans quelques jours des nouvelles plus intéressantes. gez. Federic.

Bezeichnend für des Königs Auffassung ist auch der Umstand, daß er es vermied, dem Marquis d'Argens, der brieflich auf das Verbrechen angespielt hatte, darauf zu antworten.

Wohin sich Warkotsch nach seiner Flucht gewandt hatte, steht nicht fest. Doch empfahl ihn Laudon der Gnade der Kaiserin Maria Theresia. Warkotsch scheint sich den Österreichern als ein Mann dargestellt zu haben, den nur die treueste Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus zu seinem Unternehmen angetrieben habe. Da Laudon ferner in Warkotsch nicht einen Untertan des Königs von Preußen sondern der Kaiserin sah, so ist es nicht verwunderlich, daß er ihn der Gnade seiner Monarchin empfahl, wobei noch der Umstand unterstützend in Betracht kam, daß Warkotsch sein ganzes Vermögen hatte opfern müssen. Der Flüchtling erhielt darum von der Kaiserin eine lebenslängliche Pension von viertausend Gulden jährlich. Wegen der eingezognen Güter erhob sie zwar nicht Widerspruch, lieferte den Warkotsch aber auch nicht aus. Er durfte in den österreichischen Staaten bleiben, erhielt jedoch durch den Staatskanzler Kaunitz den Rat, er möge seinen Namen ändern und sich fern von Wien, etwa in Görz aufhalten, um einer etwaigen unliebsamen Begegnung mit preußischen Offizieren, die in Wien leicht möglich war, auszu-

weichen. Er soll in der Nähe von Pest, einer andern Nachricht zufolge in Raab gestorben sein.

Sein Mitschuldiger, der Kurat Schmidt, hatte das Bestreben, in Österreichisch-Schlesien eine Pfarrerstelle zu erhalten; seine Anstellung wurde jedoch durch den Fürstbischof Schaffgotsch abgelehnt. Im Wiener Staatsarchiv ist eine Eingabe des Staatskanzlers vom 21. März 1763, die die Randbemerkung von Maria Theresias eigner Hand trägt: „Meyer wird vor das Weib (gemeint ist die Überbringerin des Briefes an Dreskowich, Katharina Schusser oder Schuster. Vgl. Janko, Laudons Leben S. 314) und den Pfarrer sorgen.“

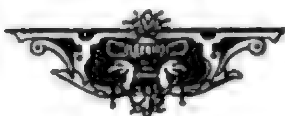
Wallis, dessen Person nie aufgeklärt worden ist, wurde trotz dem mißlungnen Anschlag als ein tüchtiger Parteigänger von Laudon dem Wohlwollen der Kaiserin empfohlen.

Die Baronin Warkotsch, die schon nach dem ersten Verhör in Freiheit gesetzt worden war, gab sich während des Prozesses in Breslau vergebliche Mühe, für ihren Gatten auf alle Weise zu wirken, obwohl er es nicht um sie verdient hatte. Auch ließ sie später für ihn dreißig Seelenmessen lesen. Sie soll sich frommen Bußübungen hingegeben haben, und nachdem sie ihr Vermögen den Familienangehörigen und ihren Dienstboten vermacht hatte, im Jahre 1789 in Raab gestorben sein.

Kappel erhielt später als königlichen Gnadenbeweis eine Hegemeisterstelle bei Germendorf in der Nähe von Oranienburg, wo er noch länger als dreißig Jahre gelebt haben soll. Der König soll kurz nach dem Schlusse der Verhandlungen zu ihm gesagt haben: Lasse Er sich nicht von den Österreichern fassen, sonst wird Er in Öl gesotten. Übrigens sah der König ihn selten. Doch als seine Amtswohnung im Jahre 1779 oder 1781 abbrannte, bekam Kappel zum Wiederaufbau und als Entschädigung vom König 3900 Taler. Auch der Jägerbursche Johann Böhmelt erfuhr die Gnade des Königs; er erhielt eine Anstellung im Forstwesen bei Bromberg.

Der protestantische Pfarrer Benjamin Gerlach bekam eine einträgliche Pfarre zu Tschepplowitz und Großneudorf bei Brieg.

Über den Rittmeister von Rabenau wird berichtet, er habe sich nach der Entdeckung der Flucht des Warkotsch in Verzweiflung den Degen in den Leib rennen wollen, sei aber daran durch die Baronin gehindert worden. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, aber da er sonst ein tüchtiger Offizier war, nur mit Arrest und Verweis bestraft. Der König soll zu ihm gesagt haben: Er ist ein dummer Teufel! Mit dem Majorscharakter und einer Pension von dreihundert Talern nahm Rabenau seinen Abschied und starb 1784 auf seinem Gute Tschertschendorf (Schenkendorf?) bei Grünberg.



Erstwerke der Hochrenaissance-Architektur

n der Entwicklungsgeschichte der italienischen Renaissance-Architektur war man gewohnt, die Grenzscheide zwischen den Perioden der Frührenaissance und der Hochrenaissance um das Jahr 1500 anzusetzen und Bramante mit seiner ultima maniera, die er seit seiner Übersiedlung nach Rom (1499) herausbildete, als den Schöpfer des „klassischen Stils“ der Hochrenaissance zu betrachten. Daß diese allgemeine Annahme der Berichtigung bedürfe, hat schon vor einer Reihe von Jahren F. von Reber überzeugend nachgewiesen, indem er, einer Anregung Schmarsows (in dessen Melozzo da Forli, Berlin und Stuttgart, 1886) folgend, den Architekten Luciano da Laurana, den Erbauer des Schlosses in Urbino, als den „ersten Pionier der Hochrenaissance“ kennzeichnete, als den Meister, bei dem aller Wahrscheinlichkeit nach auch Bramante, der, 1444 auf einem Landgut in der Nähe von Urbino geboren, nach Vasaris Notiz zunächst bei Fra Carnevale in Urbino die Malerei erlernte, sich als Schüler und Gehilfe in seinen eigentlichen Beruf einarbeitete. (Luciano da Laurana, der Begründer der Hochrenaissance-Architektur. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften. München, 1889.)

Was die gediegne Abhandlung Rebers in den Hauptzügen festgestellt hatte, wird nun in breiterer Ausführung und mit Hilfe eines außerordentlich reichen und guten Abbildungsmaterials in einem „monumental“ ausgestatteten Werke von Architekt Professor Theobald Hofmann nochmals dargelegt.*) Seit Jahren mit der Herausgabe eines großangelegten Werkes über „Raffael in seiner Bedeutung als Architekt“ beschäftigt, dessen erster Teil, „Villa Madama zu Rom“, 1900 erschienen ist (Leipzig, Gilbers), glaubte Hofmann vor der Fortsetzung dieses Werkes der Lauranafrage weiter nachgehn zu müssen, „weil Lucianos Bauwerke hinsichtlich ihrer architektonisch reifen Ausgestaltung die Urstätte für das bauliche Wissen Bramantes und Raffaels, der wahre Mutterboden ihres baulichen Könnens und somit der eigentliche Unterbau für das goldne Zeitalter gewesen sind“.

---

*) **Bauten des Herzogs Federigo di Montefeltro als Erstwerke der Hochrenaissance.** Von Professor Theobald Hofmann, Architekt, korrespondierendem Mitglied der Regia Accademia Raffaello. 109 Seiten Text, 112 Seiten Lichtdruck (451 Einzelbilder) in Querfolio. Leipzig, Gilberssche Verlagsbuchhandlung (Eugen Twietmeyer), 1905. Preis 100 Mark.

Der Schwerpunkt des vornehmen Werkes liegt in den Abbildungen, sowohl nach der Zahl wie nach der Güte. Die Lichtdrucke, nach vorzüglichen photographischen Aufnahmen auf dickes, mattes Kupferdruckpapier gedruckt, sind von großer Schärfe und feiner „Tonigkeit". Nicht ganz einwandfrei ist manchmal die Zusammenordnung einer größern Anzahl von Bildchen auf einem Blatte (schräg gelegte, über die Ecken der nächsten übergreifende Bildchen!).

Text und Abbildungen geben Zeugnis von einer mit außergewöhnlicher Hingebung und Gründlichkeit unternommnen Forschung, deren Ergebnisse nur leider die aufgewandten Mühen nicht in dem erhofften Maße gelohnt haben. Neue urkundliche Daten und Belege von Wichtigkeit vermochte Hofmann nicht beizubringen. Seine Angaben über Federigo di Montefeltro, der Urbino zu einem der glänzendsten Musensitze in Italien erhob, und über die von ihm beschäftigten Meister (Luciano da Laurana, Francesco di Giorgio, Baccio Pontelli) sind aus denselben literarischen Quellen geschöpft, die auch Reber benutzt hat. Insbesondre die sehr dürftigen Nachrichten über Luciano, den Bruder des Bildhauers Francesco Laurana, die Reber sichtend und kombinierend zu einem knappen Lebensabriß vereinigt hat, konnten nicht vermehrt werden. Nur der Ursprungsort der Künstlerbrüder, der zugleich ihren Namen erklärt, ist nun wohl mit Sicherheit in dem Städtchen Vrana bei Zaravecchia in Dalmatien erkannt worden. (Vrana = lat. Aurana, ital. Laurana.) Die Zuteilung des gegen die Piazza gekehrten Flügels vom Palazzo Prefettizio in Pesaro an Laurana als eines „sicher von ihm vor 1465 ausgeführten Baues" gibt Hofmann ohne Beleg. „Was unser Meister vorher in Italien geschaffen hat, bedarf ebenso wie die Ergründung seiner ersten Ausbildung noch der eingehendsten Erforschung." Das Hauptdokument bleibt nach wie vor jener Erlaß Federigos vom 10. Juni 1468, durch den mit höchst ehrenden Worten Lauranas Stellung als Oberarchitekt des Urbiner Schloßbaues beglaubigt und befestigt wurde. Nach einem Brieffragment vom 19. September 1483 hat der Meister um diese Zeit in San Sepolcro, einer Vorstadt von Pesaro, den Seinigen sein Vermögen testiert. Damit ist zwar nicht das Todesjahr festgelegt, aber es darf wohl auch nicht sehr viel später angenommen werden.

Die über die Frührenaissance hinauswachsende künstlerische Art Lucianos hatte Reber an dem Schloßbau in Urbino, namentlich an dem edeln Säulenhof und an dem ganz ähnlichen Hofe des kleinen Schlosses in Gubbio erläutert. Die unersättliche Baulust Federigos aber — das Lobgedicht von Giovanni Santi (Raffaels Vater) auf Federigo spricht von hundertunddreißig Plätzen, an denen der Fürst gebaut haben soll — ließ ihn die Erwartung hegen, daß eine spätere Forschung wohl in der Lage sein werde, in den Palästen zu Mercatello, Fossombrone, Castel Durante und an etwa sechs andern Orten, die als Schauplatz von Federigos Bautätigkeit genannt werden, den noch nicht gesuchten Anteil Lucianos nachzuweisen. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. „Viele Jahre lang — so berichtet Hofmann — habe ich nach allen Richtungen das Gebiet

durchquert und all den Bauten an den kleinern Orten nachgespürt zu einer festern Begründung und erneuten Vertiefung, zu einer größern Vervollständigung der Tatbestände, soweit sie sich noch aus den Resten feststellen ließen. Leider war ich für die bekannten wie für die neuaufgefundnen Werke diesmal nicht so glücklich, weder im Schatze der Urzeichnungen in den Uffizien zu Florenz noch in andern Archiven Urkundliches über ihren baulichen Werdegang aufzufinden." Und die baulichen Bestände selbst lieferten nur eine geringe Ausbeute. Die Ortsumwallungen und die Burgenreste, die auf Federigos Zeit zurückgeführt werden dürfen, sind dem Francesco di Giorgio zuzusprechen, der zweiundzwanzig Jahre lang (1477 bis 1499) vornehmlich als Festungsbaumeister, aber auch als Bildhauer und Maler den Herrschern von Urbino Dienste geleistet hat. Sie sind zudem in formaler Hinsicht für die behandelte Frage ohne Belang. Dasselbe gilt für die Bauten kleinern Umfanges. „Bedauerlicherweise sind die wertvollern Bauten zweiten Ranges nicht in ihrer Ursprünglichkeit auf uns gekommen. Der Palast zu Pergola ist beispielsweise nicht der alte, der zu Fossombrone zum großen Teil verfallen und der Architekturteile beraubt, der zu Cagli hat seine einstige Säulenhalle an der Platzseite verloren.... Der Palast zu Mercatello scheint bis zur Unkenntlichkeit umgebaut; Pietrarubbia ist fast ganz zerstört; Pietracolora nicht zu finden, San Ippolito vernichtet, und wenn Sasso di Montefeltro = Sassofeltrio ist, so ist auch nichts mehr von der alten Bergbefestigung vorhanden."

Trotz diesem im ganzen negativen Ergebnisse hat Hofmann in seinem Werke mit einer großen Menge von Bildern und registrierendem Text eine Art von Inventar aller Gebäudereste des ehemaligen Herzogtums zusammengestellt, die irgendwie mit der fraglichen Zeit und den am Urbiner Hofe tätigen Meistern in Beziehung gebracht werden könnten. Manche hübsche Einzelheiten, da ein Portal, dort eine Holzdecke, ein Marmorkamin usw., finden sich unter dem Aufgenommnen, auch ein paar kleine Privatpaläste mit guten Fassaden und einige Befestigungsbauten von trotziger Monumentalität (runder Wehrturm in Cagli!); auch mögen die malerischen Gesamtansichten der kleinen Orte und der Burgruinen auf aussichtsreichen Bergeshöhen wohl den Wunsch erwecken, gleich dem Verfasser einmal jene landschaftlich so reizvollen Gegenden mit Muße zu durchstreifen. Für die stilkritische Untersuchung aber, der doch eigentlich das Werk gewidmet ist, sind diese vielen Bildchen von baulichen Resten, die „nichts mehr über Federigo, noch weniger über Laurana zu sagen haben", unwesentlich; sie machen die Verfolgung des Hauptthemas etwas umständlich.

Von Lauranas berühmtester Schöpfung, dem Schlosse zu Urbino, gibt Hofmanns Werk eine genaue, eingehende Beschreibung des Äußern und des Innern mit sorgfältiger Abschätzung der Entstehungszeit der einzelnen Teile. Grundrisse, ein Querschnitt durch den Hof und eine große Zahl vorzüglicher Lichtdruckbilder geben von der ganzen Anlage wie von allen noch erhaltnen künstlerisch wertvollen Einzelheiten eine vollkommen klare Vorstellung, wie es nach

den persönlich und zeitlich gefärbten Zeichnungen in Bernardino Baldis Descrizione del palazzo ducale d'Urbino (in Bianchinis Memorie concernenti la città di Urbino, Roma, 1724) und in Arnolds Werk: „Der herzogliche Palast in Urbino" (Leipzig, 1857) nicht möglich war. Man wird für die schönen Abbildungen der herrlichen Marmortüren und Kamine, an denen der Ornamentbildhauer Ambrogio Barocci da Milano die unerschöpflich phantasiereiche Zierlust der Frührenaissance mit der höchsten Feinheit spielen ließ, wie der schmuckarmen, tektonisch strengen, nur durch edle Verhältnisse und reine Linienführung wirkenden Hofarchitektur besonders dankbar sein. Dieser Hof, um 1480 vollendet, ist in der Tat fertige Hochrenaissance. Damit geht Laurana der von Bramante geführten Entwicklung in Rom um zwanzig bis dreißig Jahre voran. Welche hohe Bedeutung dem Urbiner Schloßbau von den Zeitgenossen beigemessen wurde, geht außer aus den literarischen Lobpreisungen (bei Giovanni Santi, Luca Paoli, dem Bettelbichter Antonio da Mercatello) aus dem Umstande hervor, daß sich der Mediceer Lorenzo Magnifico durch Baccio Pontelli, der seit 1480 an dem innern Ausbau mit tätig war, Zeichnungen vom ganzen Palast hat anfertigen lassen. Wenn der Name des Pontelli des öftern mit dem Hallenhof des Urbiner Schlosses in Verbindung gebracht wurde, so wird dies, wie Hofmann hervorhebt, schon dadurch widerlegt, daß Pontelli bei Übersendung der Aufmessungspläne an Lorenzo Magnifico in seinem Begleitschreiben vom 18. Juni 1481 allein auf die schönen Schnitzwerke und Intarsien im Schlosse hinwies und sich als lignaiolo (Holzschnitzer) unterzeichnete, was er gewiß nicht getan hätte, wenn er sich als Architekt des Prachthofes hätte rühmen können.

Die Klosterkirche San Bernardino dei Zoccolanti in Urbino, worin die Gebeine Federigos des Zweiten, seines Nachfolgers Guidobaldo des Ersten und andrer Familienglieder ruhen, ein bescheidner Bau von einiger Ähnlichkeit mit Bramantes ersten Kirchen- und Kapellenbauten, dürfte nach Hofmann von Laurana geplant und begonnen worden sein. „Allein die Vollendung scheint in weniger sichern Händen gelegen zu haben; denn innere Gestaltungsfehler und Maßstabsfehler im obern Abschluß verraten dies."

Gebührende Würdigung in Wort und Bild hat noch der Palazzo Ducale in Gubbio gefunden, wo an ein mittelalterliches Saalgebäude von mäßiger Größe unter Federigo ein Anbau mit prächtigem Säulenhof angefügt wurde. Schmarsows Meinung, daß dies vor dem Schloßbau in Urbino geschehn sei, weil Federigos zweite Gemahlin, Battista Sforza, hier wohnte und im Januar 1472 nach sechs Töchtern dem Herzoge den Nachfolger Guidobaldo gebar, hat schon Reber mit dem Einwande entkräftet, daß die Fürstin schwerlich in Gubbio residiert haben wird, während dort gebaut wurde, daß sie sich vielmehr wohl bei Ankunft Lucianos in Urbino nach Gubbio zurückzog, um dem urbinatischen Baurubel zu entgehn. So nimmt auch Hofmann an, daß der Erweiterungsbau von Gubbio kurz nach dem Tode Battistas (am 6. Juli 1472) begonnen und bis zum Jahre 1474 durchgeführt worden sei. Dann wurde Gubbio neben

Urbino Residenz. Die Vollendung des reichen innern Ausbaues erlebte Federigo nicht mehr.

Die auffallende Ähnlichkeit der Hofarchitektur mit der im Schlosse zu Urbino hat es bisher als unzweifelhaft erscheinen lassen, daß auch hier Laurana der planende Meister gewesen sei. Hofmann will nun dieser von Redtenbacher, Laspeyres, Schmarsow, Reber und andern vertretnen Annahme nicht beistimmen, glaubt vielmehr, daß der Umbau in Gubbio das erste Werk des Francesco di Giorgio gewesen sei, das eine reichere formale Durchbildung forderte, weshalb es noch Anlehnungen an das Urbiner Schloß, an Lauranas Formengebung zeige. Er stützt sich dabei auf eine Stelle in des Aloysius Guido de Callio Vita Federici Feltrij (Cod. Urb. Vatic. 1553), die lautet: „In Gubbio erbaute er (Federigo) von einem prächtigen Palast einen großen Teil; er konnte ihn nicht vollenden, weil er vom Tode überrascht wurde, worauf er von seinem Sohne Guidobaldo vollendet wurde. Der Architekt dieses Baues wie auch des herzoglichen Palastes in Urbino war Francesco di Giorgio aus Siena, dessen sich Federigo wie auch zu vielen andern Bauten bediente." Als „sichre Überlieferung" kann aber diese Angabe des Aloysius keineswegs gelten; denn so gut die Zuteilung des Palastes von Urbino an Francesco irrtümlich ist, kann es auch die von Gubbio sein. Auch die stilistischen Erwägungen Hofmanns sind nicht überzeugend genug. Gerade die große Ähnlichkeit der Hofarchitekturen gibt ihm zu denken, besonders die fast gleiche Form der Säulenkapitelle. Er hält es für ausgeschlossen, „daß Laurana, der im Urbiner Schlosse jedes einzelne Dienstkapitell der Gewölbestichkappen mit neuen Formen versah, hier den Abklatsch von dort angeordnet haben sollte, um so mehr, als hier in dem viel kleinern Hofe das Kompositkapitell zu schwer erscheint und im Mißverhältnis zu der obern Architektur steht". Dagegen läßt sich einwenden, daß der Meister eben schon sehr im Banne der Antike stand, deshalb bei diesem wichtigen Zierglied auf eigne Erfindung verzichtete, vielmehr beidemale ein und dasselbe alte Vorbild benutzte. So kennzeichnete ja auch schon Reber die „von dem Charakter der Frührenaissance völlig freie" Hofarchitektur von Urbino mit folgenden treffenden Worten: „Die gründlichste, ja ängstlichste Nachahmung der Antike ist an die Stelle der Freiheit getreten, somit das kanonische Wesen da, welches jede Selbständigkeit in Verhältnissen und Bauformen verpönt. Die Säulen des Erdgeschosses sind in ihren attischen Basen, in den Verhältnissen und der feinen Schwellung der monolithischen Schäfte, insbesondre aber in den Kapitellen sklavisch nach antiken Mustern geformt, ja man kann so weit gehn zu behaupten, daß die Kapitelle des Hofs von Urbino wie von Gubbio den Kompositkapitellen des Cerestempels, die jetzt in Santa Maria in Cosmedin in Rom eingebaut sind, mittelst Abgüssen oder Zeichnungen nachgebildet worden sind." Vielleicht war für die Wiederholung des schönen Kapitells in Gubbio ein Wunsch des fürstlichen Bauherrn entscheidend, wie überhaupt für die große Ähnlichkeit dieser Hofarchitektur mit der Urbiner. Wenn das Obergeschoß in Gubbio weniger reif erscheint, so ist zunächst zu berücksichtigen, daß die ungünstigern Haupt-

verhältnisse durch die geringere Höhe verursacht worden sind, an die der Meister durch den vorhandnen gotischen Saalbau gebunden war. Die Fensterbildung, von der Hofmann behauptet, sie stehe den andern Werken Francescos weit näher als die Urbiner von der Hand Lauranas, findet sich ganz ähnlich an der nordöstlichen Ecke des Urbiner Schlosses (an der Piazza Duca Federigo) und am Palazzo Prefettizio in Pesaro. Wäre Francesco di Giorgio wirklich der Meister des Palasthofes in Gubbio gewesen, so hätte er im ganzen wie in den Einzelheiten den Laurana in der weitestgehenden Weise kopiert. Wie aber vertrüge sich dies mit folgenden Sätzen Hofmanns: „Eines aber wollen wir Francesco hoch anrechnen, daß er sich gelegentlich in seinem Schriftwerke über Plagiare (Nachahmen) in der Baukunst beklagt. Das ist ein goldnes Wort, ganz in jenem Geiste der Hochrenaissance gesprochen, der allein zur Meisterschaft in der Blüte geführt hat!“?

Nach der Schilderung der baulichen Bestände werden in den Kapiteln „Tektonik“ und „Formenwertung“ die Eigentümlichkeiten aufgezeigt, nach denen sich die Erstwerke der Hochrenaissance von den Werken der Frührenaissance unterscheiden. Zur Beobachtung gewisser Feinheiten in der Formgebung sind zweckmäßigerweise einige Einzelheiten von wichtigen Bauten der Florentiner Quattrocentisten in guten Lichtbildern zum Vergleich geboten. Ein eigner, von Professor Dr. Breitfeld bearbeiteter Abschnitt gibt Aufschluß über die Steinmaterialien. In den Schlußkapiteln „Zeitgenossen und Hilfskräfte“ und „Nachfolger und Schulen“ wird dann der Einfluß Lauranas auf die Blütezeit erörtert, knapp, klar und treffend. Lag auch das Übergewicht, das die urbinatische Bauschule durch Bramante und Raffael in Rom zunächst über die florentinische Richtung gewann, in den Persönlichkeiten, so ist doch deren Wachsen und Heranreifen — mit dieser glaubhaften These entläßt uns der Verfasser — in entscheidender Weise vorbereitet worden durch Jugendeindrücke, Anregungen und Lehren, die sie dem Meister des Schloßbaues in Urbino, Luciano da Laurana, zu verdanken hatten.

R. Streiter

Am Fuciner See

Von Alexander Rumpelt

2

uerst galt es die römischen Wasserbauten vom Seebecken zu trennen. Dies geschah durch einen langen Damm. Nach achtzehn Monaten begann die Durchbohrung des Monte Salviano, des Bergrückens zwischen dem See und dem Liristal. Der Fürst wollte den ganzen See trocken haben. Deshalb begnügte er sich nicht wie Claudius mit einer Weite von $8^{1}/_{2}$ Quadratmetern, sondern legte den Kanal 20 Quadratmeter haltend und zugleich in einer größern Tiefe an. So wurde er mit 6300 Metern auch 700 Meter länger als das

Emissar des römischen Kaisers. Erst nach sieben Jahren, nach Überwindung aller möglichen Bedenken und Hindernisse konnte man darangehn, die ungeheuern Fluten abzuzapfen. Der 9. August 1862 war der große Tag, an dem das erste Wasser aus dem See durch den Tunnel abfloß. Obwohl es in der Stärke von acht Kubikmetern und mit dem überall gleichen Gefäll von 1 : 1000 ablief, dauerte es doch mehrere Monate. Nur ganz allmählich sank die Oberfläche, und trat an den Rändern das Land heraus. Aber damit war die Arbeit noch lange nicht beendet. Ein Teil in der Mitte des Talbeckens war noch unter Wasser, und vor allem hieß es nun zur Vermeidung von Katastrophen durch ein Kanalsystem Zu- und Abfluß zu regeln, namentlich für den Fall großer Zuströmung durch Regen. Der bisherige Kanal sollte nur einstweilen dienen. Nach dem Mittelpunkt der ehemaligen Seefläche zu wurde, das Becken in seiner ganzen Länge durchschneidend, ein zwanzig Meter breiter Sammelkanal gegraben, in den rechts und links Seitenkanäle mündeten. Jener in einer Ausdehnung von achtzehn, diese in einer Gesamtlänge von dreihundert Kilometern. In der Mitte wurde ein Reservoir als Schutz gegen etwaige Überschwemmungen geschaffen, indem man einen Damm von 2½ Metern Höhe aufwarf, der zwanzig Millionen Kubikmeter Wasser aufnehmen kann. Der Sammelkanal durchschneidet diesen tiefsten Teil des ehemaligen Sees. Für gewöhnlich ist auch dieser Teil trockenes Land, herrliche Wiese und Weide, nur bei ungewöhnlich starken Regen, wenn Dutzende plötzlich entstandner Wildbäche ihr Wasser von den umliegenden Höhen rings ergießen, verwandelt sich für kurze Zeit dieser Flecken wieder in einen See. Die Arbeiten zogen sich noch lange hin. Erst im Juni 1876 war bis auf einen ganz kleinen Tümpel, den sogenannten Laghetto, das weite Becken, 6217 Hektar, trocken gelegt und der geschichtlich so bedeutsame See von der Erde verschwunden. Wohl für immer.

Ein gigantisches Werk! Zweiunddreißig Jahre hatte es gefordert und vierundzwanzig Millionen Lire gekostet. Weitere neunzehn Millionen verwandte der Fürst darauf, den gewonnenen Grund nutzbar zu machen. Um ihn abzugrenzen, baute er eine breite, schöne Straße von zweiundfünfzig Kilometern Länge — auch eine „Ringstraße“ —, die die früher rund um den See liegenden Orte Luco, Ortucchio, San Benedetto berührt. Ebenso durchzog er den Seeboden mit einem rechtwinkligen Netz von großen und kleinen Straßen. Etwa je einen Kilometer voneinander entfernt errichtete er an den Straßen vierzig Meierhöfe und schlug zu jedem ein Areal von fünfundzwanzig bis dreißig Hektaren. Langgedehnte Flächen bestimmte er zu Weiden für Kühe, Ochsen und Pferde. Denn auch ein großes Gestüt schuf er, um edle Rosse zu züchten. Im Osten wurden nach lombardischem Muster etwa hundert Hektar in Rieselfelder umgeschaffen, andre Strecken mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt. Weite Kleefelder umgeben eine „Bergamina“, eine große Käserei, in deren Ställe hundertzwanzig Schweizerkühe eingestellt wurden. Zweihundertfünfzig Hektar mit den dazu gehörenden Gebäuden stehn unter der fürstlichen Verwaltung unmittelbar als

ökonomische Musteranstalt, während die Meierhöfe an tüchtige Landwirte verpachtet sind. Natürlich fehlt es auch nicht an Magazinen für Korn, Stroh und Heu und riesigen Schweine- und Schafställen. Kurz ein wahres Elysium für einen „armen Agrarier"! Im ganzen sind hundertfünfzig Gebäude da entstanden, wo früher Tang und Binsen im sumpfigen Seegrunde wucherten, auch eine Kirche und eine Schule. Und wo früher die dummen Fische schwammen, tummelt sich jetzt ein ganzes Heer Menschen. Man schätzt die Zahl der Beamten, Pächter, Halbpächter, Hirten, Tagelöhner, Kanalreiniger, Straßenwärter usw. auf vierzehntausend Köpfe, die der trockengelegte See heute ernährt statt der armseligen dreihundert Fischer von ehedem.

Dagegen fällt es wahrlich wenig ins Gewicht, daß das landschaftliche Bild gegen früher verloren hat, und daß die Wintertemperatur, seitdem die ausgleichende Wirkung einer so großen Wassermasse fehlt, um einige Grade gesunken ist.

Alexander Torlonia wurde das dem feuchten Element abgerungne Territorium überlassen und von Viktor Emanuel dem Zweiten feierlich als „Fürstentum" bestätigt. Ein kleines, aber ein wahres Fürstentum, wie man es in der Welt vergeblich wieder suchen dürfte. Wenn es auch nicht souverän ist, so gehört doch der gesamte Grund und Boden des principato del Fucino dem Fürsten zum vollen Eigentum, und er hat sich sein prächtiges kleines Ländchen nicht durch Waffengewalt und Blutvergießen erobert, sondern nur mit den Kräften des Friedens durch eine bewundernswerte Umsicht und Ausdauer.

* * *

Eine gute Schilderung des einstigen Fuciner Sees oder Lago di Celano, wie er früher auch hieß, findet man im neunten Bande der gesammelten Werke von Friedrich Waiblinger (1839—40 herausgegeben von v. Canitz). Dieser halbvergessene schwäbische Dichter (gestorben in Rom 1830, fünfundzwanzig Jahre alt) besuchte ihn im April 1828 mit sechs deutschen Architekten. „Die sanfte, blaue Seefläche steigt mit ihren entzückend duftigen Ufern aus der Tiefe in hesperischer Pracht und Schönheit" (S. 50). „Am liebsten verweilt das Auge auf dem lachenden Tale von Avezzano und der großen Spiegelfläche dieses unbeschreiblich schön gefärbten Sees .... Welch ein blau, welch violette, grünliche Töne!" (S. 53. 58). Sehr anschaulich berichtet er von den Räumungsarbeiten, die die bourbonische Regierung damals in dem Claudischen Tunnel durch Strafgefangne vornehmen ließ. „Eine kotige Unterwelt." „Die Galeerensklaven standen bis über den Leib im Schlamm und füllten die Karren" (S. 64).

Im Altertum führte die Via Valeria von Rom hierher. Sie benutzte Kaiser Claudius und wohl noch, zum Teil wenigstens, Konradin von Hohenstaufen. Unter den Bourbonen aber war diese Gegend unwegsam und besonders die Strecke: Tivoli bis Tagliacozzo durch Räuber unsicher, die Verpflegung

überaus elend, wie aus Waiblingers Beschreibung hervorgeht, der mit seinen Gefährten oft geradezu Hunger litt. Kein Wunder, daß sich deutsche Maler, sogar Koch und Reinhart, die über drei Jahrzehnte in Rom lebten, noch nicht bis hierher verirrt hatten. So ruft er in seiner etwas burschikosen Weise aus: „Hier stört uns das gewöhnliche Reisegesindel: haushohe Kutschen voll englischer Familien, alles wegpinselnde Landschaftsmaler, geschmacklose Antiquare [das heißt Archäologen] und süddeutsche Magister nicht mehr. Aber — fügt er besorgt hinzu — wenn die Reisewut so fortgeht, und noch einige hinter mir den Fuciner See besingen und ausposaunen, so ist in hundert Jahren ein Hotel d'Angleterre in Avezzano und ein Dampfboot auf dem Lago di Celano."

Waiblingers Befürchtung ist nur zur Hälfte Wahrheit geworden. Die Dampfbootfrage hat sich ja mittlerweile erledigt, aber ein recht gut geleitetes Hotel — es heißt Albergo Vittoria — steht jetzt neben einigen weniger zu empfehlenden italienisch geführten Gasthäusern dem Fremden offen, während 1828 die sieben Deutschen „von einem Privatmann Muscatello bestens aufgenommen wurden".

Überschaut man jetzt von einem der Hügel bei Avezzano die sich in der dämmernden Ferne verlierenden Segensgefilde des Fuciner Kessels, so erscheint es beinahe unglaublich, daß er einst weithin mit Wasser ausgefüllt war, worin sich Städte und Weingärten, Velino und Majella spiegelten; unglaublich, daß Waiblinger (Band VIII, S. 302) den ersten schönen Tag in Avezzano auf folgende Weise auszunützen riet: „Von hier aus besucht man die hauptsächlichsten Küstenstädte zu Wasser und bestellt sich dazu einen Schiffer von Luco. Man bricht vor Tag auf und steigt in Luco in die Barke. Landung in Trasacco, Ortucchio, San Benedetto und Celano. Die Tour ist groß. Denn der See hat einen Umfang von sechsunddreißig Miglien (= neun deutsche Meilen, vierzehn Wegstunden). Man landet wieder am Ufer von Avezzano."

Es war ein echter deutscher Herbstmorgen, als ich — fünfundsiebzig Jahre nach Waiblinger — in dem „allerliebsten Städtchen" auch vor Tage aufbrach und in der Richtung nach Luco zu wanderte, nicht um dort in eine Barke zu steigen, sondern in den Entwässerungsanlagen einen der größten Triumphe neuerer Ingenieurkunst zu besichtigen. Ich betrat den schönen Park, der die Einflußstelle des Wassers in den Tunnel umgibt. Die hier angepflanzten Bäume: Fichten, Birken, Linden und Ulmen, machten mich ebenso wie der ungewohnte dichte Frühnebel vergessen, daß ich nicht im deutschen Mittelgebirge, sondern im Herzen Italiens weilte. Aber nicht lange, so zerteilte die Sonne die grauen Schwaden, die um die entblätterten Pappeln schwebten, und lächelte sieghaft auf dem feuchten Laube, das in all den Wunderfarben des Herbstes leuchtete. Mit reichlichem Neuschnee beworfen, strahlte alsbald der Doppelgipfel des nahen Velino, später auch der breite Rücken der Majella, fern im Osten auf.

Über der Einflußstelle erhebt sich ein Maschinenhaus, worin ein gewaltiger Stauapparat die Wasserhöhe regelt. Ich sah vier große Schraubengewinde,

bestimmt, den Schützen auf und nieder zu ziehen. Leider blieb mir eine eingehende Besichtigung versagt, da der Maschinist nicht zur Stelle war. So führte mich ein Knabe nur die enge Schneckentreppe hinab bis zum Niveau des Wassers. Unheimlich im trüben Schein unsrer Lämpchen floß es rauschend durch den hier beginnenden Tunnel in den tiefen Berg hinein. Draußen begab ich mich auf die imposante Brücke, die den hier mündenden Sammelkanal überspannt. Diesen breiten Kanal, der vom Seebecken herkommt, sieht man weit hinaus. Von zwanzig Meter hohen Wällen eingefaßt, führt der graugrüne Strom das Wasser von vielen Quadratmeilen in der Runde langsam daher. Mit wundervoller Klarheit, nur zuweilen leis erzitternd, spiegelten sich die hohen Pappeln der Wälle in der Tiefe wieder. Wendet man sich nach der andern Seite, dem Maschinenhaus zu, so sieht man unten das Wasser in einem künstlichen Fall abstürzen, kurz bevor es im Innern des Berges verschwindet. Dann zieht es hinab, beinahe eine deutsche Meile unter der Erde hin, und vereinigt sich kurz nach dem Austritt mit den Wellen des jungen Liris. Sieben Meter hoch erhebt sich auf der Mitte der Brücke eine Madonnenstatue aus weißem Marmor von großer Anmut. „Unter den Auspizien der Maria ist dieses Werk, das die römischen Kaiser und spätere Könige vergeblich unternahmen, vollendet worden." So steht auf dem Sockel zu lesen. Da dessen obere Fläche zugleich die einstige Höhe des Sees bezeichnet, wird einem an diesem Punkte die Größe des Unternehmens so recht deutlich. Hier beginnend bedeckte noch vor fünfzig Jahren Wasser, lauter Wasser weit nach Osten, nach Norden und nach Süden hin die jetzt so blühenden Fluren.

Ich begab mich zu dem eine Stunde entfernten Gestüt. Ein etwas einförmiger Marsch die schnurgeraden Pappelalleen dahin. Aber das Gefühl, auf ehemaligem Seegrunde zu wandeln, belebte meine Schritte, ebenso die Erwartung, alsbald eine Menge edler Pferde bewundern zu können.

Diese Hoffnung erfüllte sich allerdings nur in bescheidnem Maße; denn beinahe alle vierbeinigen Insassen des Gestüts, sämtliche Stuten und Fohlen, waren auf entlegnen Weideplätzen, wo sie Tag und Nacht unter Aufsicht ihrer Hirten im Freien weilen. Erst im Dezember kehren sie in ihre Ställe hierher zurück. So bekam ich nur die beiden Zuchthengste, ein englisches Halbblut und ein englisches Vollblut zu sehen. Jeder hatte zur Wohnung einen besondern Raum, den ein Wärter öffnete. Ohne Sattel, Zaum und Zügel, in edler Nacktheit standen die herrlichen Tiere und schauten mit den wilden, kühnen Augen auf uns Eindringlinge, wahre Wunder an Kraft und Schönheit. Das ganze Jahr hindurch weilen sie einsam hier in ihren Verließen oder werden gefesselt auf besondre Weiden geführt, während der drei Frühlingsmonate aber decken sie etwa hundert Stuten, nach der Reihe, täglich früh und abends.

Der Anblick einer andern eigentümlichen Tierbildung wurde mir auf dem Heimwege. Ich kam gerade an einer der Meiereien vorbei, in deren Nähe zwölf Strohfeimen, jeder vom Umfang eines mäßigen Hauses, den Segen der kürzlich

beendeten Ernte verkündeten. Da führten aus dem Hofe zwei Männer zwei weiße Stiere heraus, toscanische Rasse, 1,85 Meter hoch am Bug, mit düster wildem, blödem Auge, Urbilder gesammelter Naturkraft. Die Sonne glänzte auf ihrem weißen Fell wie auf frischgefallnem Schnee. Beide Tiere hatten Nasenringe. Diese wurden durch einen Riemen, der sich um die kurzen, dicken Hörner schlang, stramm gehalten. Als die zwei Riesen mit einer sonderbaren Würde die Landstraße entlang trotteten, von Zeit zu Zeit durch einen argwöhnischen Blick von unten ihre unzähmbare Wut verratend, da verstand ich, daß diese Tiere einst den Römern und den Sabellern als geweiht, als heilig galten. Das geht nicht nur aus den ältesten Sagen hervor, sondern auch aus geschichtlich kaum anfechtbaren Daten. Einen weißen Stier spannte Romulus an den Pflug, mit dem er die Grenzen des zu gründenden Roms umzog. Ein wilder Stier von außerordentlicher Schönheit führte einen Ver sacrum (Kolonie) der Sabiner in das Land der Osker, und diese Auswandrer wurden die Ahnen des später so mächtigen Stammes der Samniten. Und als Decius Mus, im ersten Samniterkriege mit seiner kleinen Schar umstellt, sich nachts kühn durch das Lager der Feinde durchschlug (Livius VII, 34), wurde ihm unter andern Geschenken ein weißer Stier mit vergoldeten Hörnern verehrt, den er in frommer Dankbarkeit sogleich dem Mars opferte.

* * *

Im Norden von Avezzano unter dem Felsen des Monte Velino sieht man einen Hügel mit einer kleinen Ortschaft: Albe auf dem Gipfel. Scheinbar nichts merkwürdiges. Aber der Name Albe bewahrt die Erinnerung an das alte Alba Fucensis, eine der stärksten römischen Festungen, die auf jenem Hügel stand. Den alten Mauern, die noch heute unserm späten Geschlecht den kriegerischen Geist der einst hier ansässigen Äquer verkünden, galt mein nächster Besuch.

Nach einer Stunde Wanderns durch Weingärten und Felder rastete ich bei den ersten „Cyklopenmauern“. Riesige Quadern in allen möglichen Vielecken, ohne Mörtel aneinandergepaßt, also vorrömischen Ursprungs.

Wenig nur wissen wir über die Erbauer. Die Äquer gehörten zu den Oskern oder Ausoniern, der Urbevölkerung Mittelitaliens. Sie werden immer in Verbindung mit den Volskern genannt. Der erste Krieg Roms mit den Äquern fand unter Tarquinius Priscus statt. Tarquinius der Zweite schließt Frieden mit ihnen; 494 fallen sie in Latium ein. Die Latiner bitten Rom um Hilfe. In der Zeit von 494 bis 460 sind die Äquer auf der Höhe ihrer Macht, entreißen mit den Volskern im Bunde den Latinern fünf Städte. Und vielleicht wurden in dieser Zeit die gewaltigen Mauern getürmt, deren Fuß den Jahrtausenden stand gehalten hat. Denn bald wandte sich das Blatt: im Jahre 458 siegte Cincinnatus, 428 Aulus Posthumius über die Äquer. Von 386 bis 85 wütete ein neuer Krieg. Der letzte Kampf entbrannte 304 und endigte mit der

Vernichtung des tapfern Bergvolkes. Nach Livius nahmen die Römer einundvierzig Ortschaften der Äquer, historisch beglaubigt sind nur drei ihrer Städte: Carseoli, Cliternia (bei Celano) und Alba Fucensis.

Nichts war den Römern erwünschter als der Besitz der beiden starken Festungen Carseoli und Alba, weil sie nämlich durch sie die Marser in Schach halten konnten, die an den Ufern des Fuciner Sees ihre blühenden Städte hatten. Die Marser mußten ihnen zu Willen sein im guten oder im schlimmen. Denn durch deren Gebiet ging der kürzeste Weg zu den Samniten, mit denen Rom gerade damals blutige Kriege führte. Da drüben, bei dem im Abendschein blinkenden Städtchen Gioja de' Marsi öffnen sich die Berge. Dort geht der Paß hinüber nach Samnium, den die römischen Heere oft beschritten, 340 zum erstenmal, als die mit Rom befreundeten Marser den Durchzug durch ihr Gebiet gestatteten, vermutlich aber auch 298, als der Konsul Cnejus Fulvius mit seinen Legionen hinüber nach Aufidena marschierte und dieses Bollwerk der samnitischen Caracener zerstörte.

Im Jahre 302 wurden sechstausend römische Kolonisten nach Alba gelegt und jedenfalls die Mauern aufgeführt, die den spätern Polygonalstil aufweisen, regelmäßige, sauberer bearbeitete Vielecke. Der dritte Baustil, dem wir hier begegnen, ist der namentlich im Dörfchen Albe vertretene, wo die eigentliche Burg stand. Hier finden wir große rechteckige Quadern noch vielfach als Unterbau der Häuser. Auch ein Tor und der polygonal gepflasterte Weg, der durch das Tor empor führt, rühren aus der Römerzeit her. Mit schweren Seufzern mögen die hohen Gefangnen durch dieses Tor geschritten sein, als sie hier heraufgeführt wurden. Lasciate ogni speranza —

Die Römer benutzten nämlich die durch einen dreifachen Mauergürtel geschützte einsame Bergfeste als Staatsgefängnis für die Könige, denen sie in ihrer unersättlichen Herrschsucht die Kronen vom Haupte gerissen hatten.

Hier schaute Syphax sehnsuchtsvoll über den Monte Viglio hinüber nach Süden, wo jenseits des blauen Meeres sein Reich Numidien seinem Todfeind Massinissa verliehen worden war. Seiner edeln Gemahlin, der Karthagerin Sophonisbe, Hasdrubals Tochter, zuliebe hatte er die verlorne Sache seines Nachbarlandes ergriffen, war aber in der Schlacht, nachdem ihm sein Pferd getötet worden war, von den Römern gefangen genommen worden (203 v. Chr.). Nun herrschte Massinissa in seiner Königsburg Cirta. Freiheit und Königreich hatte Syphax geopfert für Sophonisbe. Was war aus ihr geworden? Hat er sie hier oben in seinem Kerker erfahren, die Tragödie dieser herrlichen Frau? Sie bat den Massinissa, sie nicht lebend in die Hände der Römer fallen zu lassen, und willigte ein, da sie kein andres Mittel sah, seine Gemahlin zu werden, zugleich in der Hoffnung, Massinissa für Karthago zu gewinnen. Diese Gefahr erkannte Scipio und forderte Sophonisbes Auslieferung. Massinissa sandte der Gattin den Giftbecher, und sie leerte ihn, nachdem sie ihren königlichen Schmuck angelegt hatte, ohne Besinnen, im Tode groß wie im Leben.

Auch Syphax blieb es erspart, vor dem Triumphwagen des Siegers durch Roms Gassen einherzuschreiten. Er saß nicht lange hier oben gefangen. Hat Zama ihm das Herz gebrochen, oder hat er selbst ein Ende gemacht?

Fünfunddreißig Jahre später wurde ein andrer König hier herauf geführt, ein Grieche, Perseus von Mazedonien. „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ Damit konnte sich Held Syphax trösten. Der letzte Herrscher auf dem Throne Philipps und Alexanders des Großen war kein Held. Seinem heroischen Namen zum Trotz hatte er sein ganzes Leben eine knechtische Unentschlossenheit und einen ganz unköniglichen Geiz gezeigt, und so entfiel seiner unwürdigen Hand bei Pydna das Zepter. Aus der Schlacht, die er durch einen kühnen Angriff seiner Reiter vielleicht zu seinen Gunsten hätte entscheiden können, wenn er sich an ihre Spitze gesetzt und auf die ermatteten Römer eingehauen hätte, floh er, bis ihm in Samothrake das Schiff, auf dem er seine Schätze geborgen hatte, heimlich davon schwamm. Er hatte sich einem falschen Kreter anvertraut, dem des Königs Gold offenbar mehr am Herzen lag als dieser selbst. So ging er hin und überlieferte sich und seinen Sohn Philippus dem römischen Admiral. In goldnen Ketten wurde er dann mit seinen Kindern im Triumph in Rom aufgeführt. Die empfindsamen adlichen Damen Roms sollen über den jämmerlichen Aufzug der armen kleinen Prinzen damals sehr gerührt gewesen sein. Aber die Rührung half diesen nichts: Perseus und seine Familie wurden nach Alba Fucensis geschafft. Ihn heimlich im Gefängnis zu ermorden, wie das die Römer mit gefährlichern Feinden beliebten (z. B. mit Jugurtha, Vercingetorix), schien ihnen bei Perseus unangebracht zu sein. Der feige König hat dann noch viele Jahre hier in den Abruzzen fern vom griechischen Meere dahingelebt. Einer seiner Söhne wurde später als Schreiber auf dem Amtsgericht beschäftigt.

Ja, diese Mauern, wiewohl stumm und arg zerfallen, reden, reden laut. Aber vor allem raunten sie mir ein weises Sprüchlein ins Ohr: Glücklich, wem das Geschick versagt hat, in dieser schwankenden Welt allzu hoch zu stehn.

* * *

Gott suchet die Sünde der Väter heim an den
Kindern bis ins dritte und vierte Glied ....

Noch ein andres Verhängnis hat sich in der Nähe des Fuciner Sees erfüllt, an einem weit edlern und mächtigern Geschlechte.

Schon von Alba aus hatte ich Scurcola und das Kastell von Tagliacozzo liegen sehen. So galt mein nächster Ausflug dem Schlachtfelde des 23. August 1268. Bald nach Sonnenaufgang stand ich schon auf der Paßhöhe des Monte Salviano bei dem großen schwarzen Kreuz, das nach der Inschrift hier „auf Grund eines Gelübdes der Stadt Avezzano das Haus Torlonia errichtet hat“. So anziehend der Blick nach Osten war auf das blühende Seebecken mit seinem stolzen Bergkranz und der beschneiten Majella im Hintergrund, ich wandte diesem Bilde den Rücken und überschaute lange Zeit das Tal im Osten, dessen Boden einst Tausende

meiner Landsleute im Kampf um ein falsches Ideal mit ihrem Blute gerötet hatten. Leider erwies sich infolge schweren Schirokkos mein Plan, zur Abflußstelle des Emissars und dann das obere Liristal hinauf zu gehen und so Tagliacozzo vom Gebirge her zu erreichen, unausführbar. Ich stieg also in das Imeletal hinab und schritt quer durch die Ebene auf Scurcola zu. Ich hatte gelesen, daß in der Nähe dieser Stadt Karl von Anjou eine Zisterzienserabtei S. Maria della Vittoria gegründet hatte, wo die Gebeine der Erschlagnen in Massengräbern beigesetzt wurden. Die Mönche haben nicht lange ihre Seelenmessen gesungen. Wie wenn der Fluch des Himmels auf der Stätte gelegen hätte, wurde das Kloster alsbald von Grund aus durch Erdbeben zerstört und erhob sich nicht wieder. Was jetzt noch von der Abtei steht, sind ein paar traurige Mauern hinter einer Meierei an der Straße Scurcola—Avezzano. Ein schönes Akanthuskapitäl römischen Meißels liegt mitten in den Trümmern, jedenfalls von dem nahen Alba stammend, ebenso wie mehrere Säulen- und Architravstücke. Denn Karl beutete für sein Kloster die verfallne Stadt droben am Berge rücksichtlos aus. So lehnt auch eine weibliche Gewandstatue ohne Kopf und Arme an der Wand des ehemaligen Klosterhofes, die vielleicht damals als Heilige auf einen Altar gestellt und angebetet wurde (Beispiele hierfür finden sich noch heute, z. B. in Pisa). In eine der Mauern ist eine Sandsteintafel eingelassen worden mit der Inschrift (Versen Dantes aus dem 28. Gesang des Inferno):

E là da Tagliacozzo
Ove senz' arme vinse il vecchio Alardo.
Und da bei Tagliacozzo,
wo ohne Waffen der alte Alardo siegte.

Das Wort ist ohne Kenntnis des Verlaufs der Schlacht nicht zu verstehn, weshalb ich hier an der Hand eines zeitgenössischen Berichts eine kurze Darstellung ihrer nähern Umstände einflechten will.

Konrad der Vierte von Hohenstaufen hatte schon 1254 nach kaum vierjähriger Regierung im Dom von Messina die ewige Ruhe gefunden. Sein Sohn Konradin, von seiner Mutter Elisabeth auf Burg Trausnitz bei Landshut erzogen, ließ sich, wiewohl erst sechzehn Jahre alt, nicht zurückhalten, auf die Kunde, daß Karl von Anjou im Königreich Neapel eingefallen sei und durch den Sieg bei Benevent (1266) ganz Süditalien an sich gebracht habe, die deutsche Ritterschaft aufzubieten und mit ihr die Alpen zu überschreiten, um sein väterliches Erbe wiederzuerobern. Von Rom her kam er am Anio herauf über Tivoli, Arsoli und gelangte unbehelligt durch die Talsperre von Colli, da hörte er zu seinem Staunen, daß Karl schon an den Ufern des Fuciner Sees stehe. Der Anjou hatte kaum vom Herannahen des Hohenstaufen vernommen, als er die Belagerung von Lucera in Apulien abbrach. In beschleunigten Märschen war er nach Aquila geeilt, um sich die Hilfe dieser starken Stadt zu sichern, dann nach Avezzano vorgedrungen.

Zwischen Scurcola und Tagliacozzo trafen die Heere aufeinander. Karl hatte nur dreitausend, Konradin fünftausend Ritter bei sich. Im Gefolge Karls aber war ein alter Haudegen, der französische Baron Alard de Saint-Valéry, der eben aus dem Heiligen Lande zurückgekehrt war, wo er sich trotz seinem grauen Haupte noch weidlich mit den Sarazenen herumgeschlagen hatte. Der wog, wie sich nur zu bald zeigte, mit seiner Verschlagenheit die zweitausend Ritter reichlich auf, die seinem Herrn fehlten. Er gab ihm den Rat, sein Heer in drei Teile zu teilen. Den ersten bildeten die Provenzalen, Toscaner und Kampaner unter dem Befehl des Herzogs Heinrich von Cousence. Dieser Herzog hatte eine große Ähnlichkeit mit Karl und legte auf sein Geheiß das königliche Gewand an mit den königlichen Abzeichen. Das zweite Treffen bestand aus Franzosen unter Johann von Crari. Diese beiden Scharen stellte Karl bei der Brücke zur Verteidigung des Flüßchens Imele auf, das die Ebene von Tagliacozzo in weitem Bogen durchzieht. Der König mit Saint-Valéry und achthundert Rittern verbarg sich in einem Seitental, um dem Gegner in die Flanke oder in den Rücken zu fallen.

Konradin teilte die Seinen ebenfalls in drei Treffen. Der Herzog von Österreich befehligte die Deutschen, Graf Lancia die Italiener, Heinrich von Kastilien die Spanier.

Das deutsche Heer setzte über den Fluß und warf zuerst die Provenzalen, dann auch die Franzosen. Karl sah auf einem Hügel aus sicherm Versteck diese schlimme Wendung und wollte losbrechen. Aber Saint-Valéry hielt ihn zurück, es sei noch nicht an der Zeit. Die Deutschen fanden auf dem Schlachtfeld einen Ritter in königlichen Gewändern tot — es war Heinrich von Cousence, der sich in echter Lehnstreue für seinen Herrn geopfert hatte. Sie hielten ihn für Karl von Anjou. Nun war am Siege nicht zu zweifeln. Sie lösten die Reihen und verstreuten sich über das Gelände, um das feindliche Lager zu plündern. „Jetzt ist es an der Zeit!“ sprach Saint-Valéry und ließ die Banner entrollen. Die achthundert frischen Reiter stürzten sich auf die vom Kampf ermatteten Deutschen und richteten ein großes Blutbad an. Konradin mit dem Herzog von Österreich, mit Lancia und andern Anführern floh. Am Strand von Astura erreichte er das Meer und bestieg eine Barke, um sich in sein Erbland Sizilien zu retten. Aber Johann Frangipane, Herr von Astura, verfolgte ihn zu Schiff, nahm ihn gefangen und lieferte ihn Karl von Anjou aus. Am 29. Oktober 1268 wurde Konradin in Neapel auf der Piazza del Mercato enthauptet.

Wohl dachte ich auf Schritt und Tritt an die fürchterliche Schlacht, die hier einst gewütet hatte, als ich nach Scurcola kam und dann, als ich mit dem Mittagszug über den Imele nach Tagliacozzo fuhr. Aber dazwischen freute ich mich doch wieder der heitern Gegenwart. In einer Schenke in Scurcola kredenzte mir zu meinem frugalen Frühstück, das ich mit mir führte, ein junges, sehr hübsches Mädchen köstlichen Wein. In der Tracht des Ortes — schwarzem Mieder über gefälteltem Hemd und kurzem Bauscherock — vor mir stehend,

erzählte sie mir, daß ihr Bräutigam in Amerika sei, um quattrini (Geld) zu machen, erst nächstes Jahr gebe es Hochzeit, und als sie erfuhr, daß ich Deutscher sei, rief sie: „O wie viele Leute aus unserm Dorf sind schon in Deutschland gewesen, Maurer und Steinmetzen! Erst heute morgen sind wieder sieben dahin abgereist.“ Im Winter, nach getaner Feldarbeit ist wenig Erwerb im Gebirge, und wie sich die meisten Männer von Rocca di Mezzo im Herbst nach der römischen Campagna als Tagelöhner verdingen, so scheuen die Bewohner andrer Orte die weite Reise über die Alpen nicht, um dort Brot für ihre Familie zu verdienen. Andre Mädchen in derselben Tracht wie meine Hebe kamen herein, lachten munter, sahen mich freundlich, einige auch etwas spöttisch an, wohl wegen meines breiten, sonnenschirmähnlichen Leinwandhutes. Welcher Gegensatz zu den nonnenhaften Sizilianerinnen! Und wenns auch auf meine Kosten ging, wie gönnte ich den guten Kindern ihr glückliches Lachen!

In Tagliacozzo stieg ich aus dem Tal durch das ganze Nest bis hinauf zu S. Maria del Soccorso, einem einsamen romanischen Bergkirchlein, der Sage nach auch von Karl von Anjou aus Dank für die Hilfe gebaut, die ihm die Mutter Gottes in der Schlacht hatte zuteil werden lassen.

Tagliacozzo mit seinen durchschnittlich achthundert Metern Seehöhe ist eine beliebte Sommerfrische der Römer, die zum Teil in der Stadt, zum Teil außerhalb in einer Anzahl kleiner Villen hausen. Auch die Orsini, denen Tagliacozzo seit dem dreizehnten Jahrhundert als päpstliches Lehen gehörte, sind von ihrer verfallnen Burg über dem Ort herabgestiegen und bewohnen im Sommer einen ganz entzückenden romanischen Palast aus dem vierzehnten Jahrhundert in halber Höhe. Tagliacozzo zieht sich nämlich in einer Schlucht vom Imeletal nach dem Hochtal hinauf, worin der Liris seinen Ursprung hat. Sein Fuß berührt Weingärten und Oliven, sein Scheitel, 250 Meter höher, ragt beinahe schon in die Region der Buchen und der Kartoffelfelder. Auch sonst ist das altertümliche Städtchen reich an mittelalterlichen Palästen, z. B. die Palazzi Mastrobdi, Resta und Mancini mit gotischen Doppelfenstern, Loggien mit Ziersäulen, romanischen Fenstern mit Arabesken usw., nicht zu vergessen das Portal und die Rosette der schon 1160 von den Orsini gegründeten Stadtkirche San Francesco, wo der Dichter des berühmten Liedes: Dies irae, dies illa, der später selig gesprochne Thomas von Celano (gestorben 1253) bestattet ist.

Gern wäre ich nun das ganze Liristal hinabgegangen und hätte auch mit dem letzten Zuge Avezzano Abends erreichen können. Aber der Schirokko, der schon in den ihm gewöhnlich folgenden feinen Nieselregen umschlug, hielt mich ab. Auch mahnte mich eine innere Stimme, daß ich dem für uns Deutsche so bedeutsamen Ort doch noch nicht die ihm geziemende Aufmerksamkeit und Betrachtung gewidmet habe. So stieg ich zu den Ruinen des Kastells der Orsini empor und lagerte mich hoch über dem grünen Tal gegenüber den kahlen Felsenschroffen des Monte Velino. Als der junge Staufe, der letzte, auf dessen Augen die Hoffnung von ganz Deutschland und halb Italien stand, in Rom den Velino

sah — als kleine, kühne Kuppe ragt er da über das Sabinergebirge hinüber —, ahnte er wohl, daß er angesichts dieses Berges alles aufs Spiel setzen und alles verlieren würde: Freiheit, Krone, zuletzt sogar das Leben?

Weithin nach Rom zu konnte ich den Weg verfolgen, den er gekommen war. Aber wo war die Stelle, wohin Karl seinen Hinterhalt legte? Ich konnte nicht klug daraus werden. Die einzige Erklärung scheint mir die Annahme, daß früher mehr Wald hier gestanden haben muß. Nur der Wald kann in so leicht gewelltem Talgrund eine Schar von achthundert Rittern mit ihren blinkenden Rüstungen und gepanzerten Pferden verdecken. Am wahrscheinlichsten dünkt mich, daß der Hinterhalt in einem Seitental jenseits, d. h. nördlich von Scurcola gewesen ist.*) Nahe bei dieser Stadt, wo sich das Tal nach dem Liris wie nach dem Monte Velino hin öffnet, ist das Lager Karls anzunehmen. Und hier fand das Gemetzel statt, nicht in dem verhältnismäßig engen Defilee zwischen Tagliacozzo und der Brücke über den Imele.

Hier oben dachte ich der stolzen Burg Trausnitz fern im deutschen Lande, die ich vor Jahren besucht hatte, und dann stieg vor meiner Seele das einfach würdige Denkmal Konradins auf, das Ludwig der Erste „dem Verwandten seines Hauses“ in der Carminekirche zu Neapel gesetzt hat, mit dem Standbilde des jungen, unerfahrnen Jünglings und den beiden Reliefs am Marmorsockel, wie er daheim von seiner Mutter Abschied nimmt, und wie er dann angesichts des Richtblocks den letzten Abschied nimmt von seinem Todesgefährten Friedrich von Österreich.

Er verdient unser Mitleid, aber nicht mehr. Es blieb Karl, der sein Herrscherrecht auf die Belehnung durch den Papst gegründet hatte, wohl kein andres Mittel, den unbequemen Nebenbuhler für immer los zu werden und sein neu gewonnenes Reich vor ihm zu schützen. Oft genug waren die deutschen Könige, geblendet vom eiteln Glanz der römischen Kaiserkrone, mit ihren Heeren über die Alpen gezogen. Immer wieder trugen sie die Kriegsfackel in das verarmte Land, wo sie — wenigstens vom natürlichen Rechtsstandpunkt — als Fremde nichts zu suchen hatten und ihre nordische Heimat vernachlässigend deutsches Gut und Blut in Strömen vergeudeten.

Der eine Name Tagliacozzo hat dann durch seinen schrecklichen Klang bewirkt, daß sich beinahe ein halbes Jahrhundert kein deutscher König mehr in Italiens Händel mischte. Rudolf von Habsburg, der nach fünfzehnjährigem Interregnum Deutschland wieder aufrichtete, verzichtete auf das Idol des Kaisertitels, und der nächste, der dem Drange nach dem Süden und dem Ruhme, römischer Imperator zu heißen, nicht zu widerstehn vermochte, Heinrich der Siebente von Luxemburg, bezahlte, durch die Hostie des Priesters vergiftet, seine Eitelkeit mit dem Leben, wie Konradin seine jugendliche Unbesonnenheit.

*) Raumer (Geschichte der Hohenstaufen IV, 370) verlegt den Hinterhalt in die Nähe des Dorfes Capelle.

Deutsche Geschichtschreiber haben sich über die Grausamkeit Karls gewaltig aufgeregt. Mit Unrecht, scheint mir. Wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts vermögen die rauhen Sitten des Mittelalters schwer zu begreifen, uns in seine Weltanschauung kaum hineinzudenken. Damals hieß es: Wer im Spiel um eine Krone verliert, hat nichts mehr zu hoffen. Und es unterliegt für mich keinem Zweifel: hätte Konradin gesiegt und den Anjou gefangen genommen, so wäre diesem von den Deutschen dasselbe Schicksal widerfahren. Hatte doch Konradins eigner Urgroßvater, Heinrich der Sechste, um seinen Thron zu befestigen, siebzig Jahre früher, dem letzten Sprossen des Hauses Hauteville in Palermo, dem Knaben Wilhelm dem Dritten, beide Augen ausstechen, ihn entmannen und dann über die Alpen schaffen lassen, wo er im Burgverlies einsam einem frühen Tode entgegensiechte! Diesem Verfahren gegenüber muß man die Köpfung Konradins als einen Akt der Gnade und der Milde bezeichnen. Mit Blut und Tränen war das Hohenstaufenreich in Süditalien aufgebaut worden, mit Blut und Tränen sank es in Trümmer.

Der geflügelte Sieger

Von Georg Stellanus

(Fortsetzung)

Anfang Oktober — die Hochzeit sollte im Mai des nächsten Jahres stattfinden — gab es auf dem Schlosse, wie alljährlich immer um diese Zeit, viel Besuch, wahre Serien von Wohnbesuchen, wie sie zu Napoleons des Dritten Zeiten in Compiègne üblich waren. Die beiden Töchter mit ihren Gatten und ihren kleinen Familien kamen, zu ihnen gesellten sich Universitätsfreunde des Bräutigams sowie junges Volk aus der Nachbarschaft, und als ob es daran noch nicht genug gewesen wäre, wurden einmal über das andre die Offiziere der nahegelegnen kleinen Kavalleriegarnison geladen, sodaß man nicht selten zu zwanzig und dreißig Personen zu Tisch ging. Fast ebenso zahlreich war die von den Gästen samt Pferden und Wagen mitgebrachte Dienerschaft, deren Einquartierung und Verpflegung als etwas Selbstverständliches auf keinerlei Schwierigkeiten stieß. Die Gewohnheit dieser „Einlagerungen", die aus dem nahe benachbarten Polen herübergekommen sein dürfte, hatte mit dem fürstlichen Luxus, den die angesessenen großen englischen Familien bei solchen Gelegenheiten zur Schau tragen, nichts gemein. Unterbringung, Verpflegung und Bedienung waren vielmehr in Lunzenau grundsätzlich primitiv, obwohl am Essen und Trinken, was die Fülle anlangte, so wenig gespart wurde, daß nur die „zehrende Luft" die Massenhaftigkeit des alltäglich an Trank und Atzung Aufgehenden einigermaßen zu erklären vermochte. An Regentagen waren um zehn Uhr beginnende, ohne Unterbrechung in das gewöhnlich um zwei Uhr aufgetragne Mittagessen „übergehende" zweite Frühstücke keine Seltenheit, und wenn es gut ging, das heißt wenn es weiter regnete, blieb man dann auch noch bei einem Gläschen und einem Spielchen bis zum Abendbrot sitzen.

Die Natur, die jedes Land mit besondern Schönheiten und Schätzen beschenkt, die aber für die weiten flachen Landstrecken des östlichen Preußens neben Sonne, Mond und Sternen, neben Waldesrauschen und Wasserspiegel, neben Feldreichtum und Wiesengrün nicht auf malerischen Reiz noch auf romantische Großartigkeit oder reichen Wechsel der Szenerie bedacht gewesen ist, hat dem preußischen Osten, um ihn nicht stiefmütterlich zu behandeln, das Pferd, das Schwein und die Gans in üppiger Fülle beschert, und die Kultur hat als Leckereien den Bordeaux und den Schnaps hinzugefügt.

Weit entfernt, daß diese köstlichen Gaben der Natur und der Kunst in Lunzenau gering geachtet oder gar verschmäht worden wären, waren sie im Gegenteil der Kern und Mittelpunkt der geselligen Freuden, in deren behaglichem Strom man die vom Schlummer nicht in Anspruch genommnen sechzehn bis achtzehn täglichen Feststunden leichten Herzens und fidel wie der Fisch im Wasser durchschwamm.

Das junge Brautpaar trieb mit im Strom, ungefähr wie es sich bei frühern Gelegenheiten hatte treiben lassen, nur daß es bei Tisch wie auch sonst stets zusammensaß, und daß beim Pfänderauslösen — „was soll das Pfand tun, das ich in meiner Hand halte?" — ganz unverhohlen gemogelt wurde, damit sich die beiden küssen mußten.

Eine Art Schlaraffenland war ja Lunzenau während solcher gastlicher Zeiten, aber kein nordöstliches Capua, was es für die Nachbarschaft hätte werden müssen, wenn es in Tante Minnas Hause jahraus jahrein wie auf Matzens Hochzeit zugegangen wäre. Hat doch die chronisch gewordne Gasterei und Schmauserei den von der Natur so reich veranlagten polnischen Adel moralisch herunter- und großenteils an den Bettelstab gebracht. Ein Trappist hätte sich freilich, ohne seinen unheimlichen Gelübden untreu zu werden, an dem fidelen Treiben nicht beteiligen können, und auch der große Kant, dessen Denkmal auf dem Königsberger Paradeplatz sie alle kannten, würde in der um Tante Minna versammelten Gesellschaft weder für den „gestirnten Himmel über sich" noch für das „moralische Gesetz in sich" eine recht erkenntnisdurstige Gemeinde gefunden haben, aber wenn man auch etwas sehr materiell war, und wenn deshalb das Goethische „mit wenig Witz und viel Behagen" nicht ganz unangebracht gewesen wäre, so war man doch dabei in der Hauptsache durchaus harmlos und ehrbar.

Hans, Rosas Bruder, der seinen Urlaub in Leudeck zubrachte, hatte nach wie vor das von ihm schon als Knaben bewohnte, von seiner Mutter gegen die Übergriffe der „lieben Malwine" mit Löwenmut verteidigte Stübchen inne.

Ihm zu Ehren hatte man einen seiner Kameraden von der Kriegsschule her, Leutnant von Herzberg, aus der benachbarten Kavalleriegarnison eingeladen, und dieser kam in den Hof geritten, als die Gesellschaft, des Mittagessens harrend, an den Fenstern stand. Er saß — das war in Lunzenau immer das erste, was man sah — auf einem kapitalen Gaul und war selbst von so gutem Schlag, daß er, im Kommißtuchrocke mitten unter der Schwadron in Reih und Glied haltend, jeden, der etwas von Rekrutenaushebung verstand, zu der Bemerkung veranlaßt haben würde: Donnerwetter, ist das ein schöner Kerl!

Als er der jungen Braut durch deren Bruder, seinen Freund, vorgestellt wurde, blieb sein Auge — niemand, auch der Bräutigam nicht, schien es zu bemerken — mit einem so warmen, sonnigen Blick haften, daß sie errötete und für einen Augenblick nicht mehr wußte, wie ihr geschah. Auch er errötete, faßte sich aber sofort und versicherte ihr, wie sehr er sich freue, ihren Bruder, seinen liebsten Kriegsschulkameraden — sie waren schon im Kadettenhaus gute Freunde gewesen — nach längerer Trennung wiederzusehen. Die Bemerkung lag ja nahe genug, und

an den Worten, die er brauchte, war nichts Ungewöhnliches, und doch kam es ihr vor, als legte er in das, was er sagte, sein ganzes Herz. Konnte er immer so sprechen? Da mußten ihn, dachte sie, seine Kameraden und seine Leute ganz besonders gern haben. Oder klang seine Stimme so warm und so weich, weil er von ihrem Bruder sprach, der sein Freund war? Oder? . . . Nein, das konnte es nicht sein, denn er wußte ja, daß sie Braut war. In diesen Dingen sollte man sich, wenn man sicher gehn will, nie auf eine Unmöglichkeit verlassen, denn eine solche gibt es, wo Gefühle in Frage kommen, überhaupt nicht. Da sie von dieser weisen Vorsicht, die vertrauensseliger Jugend fremd ist, nichts wußte, verschanzte sie sich hinter der Annahme, daß diese Wärme, diese schmeichelnde, wie eine Liebkosung klingende Stimme ihm von Natur eigen sei, daß er nicht anders könne, als die Leute so anzusehen, so mit ihnen zu reden, und da diese Auffassung jeden Skrupel beseitigte, gab sie sich ohne Bedenken dem Vergnügen hin, ihn anzusehen und ihn reden zu hören.

Ihm war es auch nicht viel anders gegangen. Sie war, ohne eine blendende Schönheit zu sein, ein wunderhübsches Mädchen. Aber damit ist bei weitem noch nicht alles und namentlich nicht die Hauptsache gesagt. Der Zauber, der von ihr ausging, und den zum Beispiel ihr Bruder empfand, lag in dem Ausdruck, den ihre Züge annahmen, wenn sie sich freute, wenn sie teilnahm, wenn sie etwas interessierte, wenn sie jemand gern hatte. Zuze un peu, würde der kleine Franzose gesagt haben, ob sie je hätte reizender aussehen können, als wenn sie mit ihres Bruders Freunde sprach, der ihr so gut gefiel. Auch wohnte — und das war das Sirenenhafte an ihr — in ihrem Köpfchen oder in ihrem Herzen ein reizender kleiner Schalk, der, wenn die Umstände danach waren, freundlich-listig herausguckte oder gar illuminierte. Wo die lieben kleinen Kerlchen eigentlich wohnen, ob im Herzen oder im Kopfe, ist nie recht ergründet worden. Ich wäre geneigt, zwei verschiedne Arten davon anzunehmen, von denen die eine in Herzen, die andre in Köpfen ihren Wohnsitz hätte, und wenn diese Vermutung richtig ist, so wohnte Rosas kleiner Schalk höchstwahrscheinlich in deren jederzeit wie eine gute Stube aufgeräumtem Herzen. In Leudeck war für ihn zum Rausgucken oder gar zum Illuminieren wenig Gelegenheit. Ihre Mutter war durch das leider nötige Um- undumwenden der Nickel in zu ernster Weise in Anspruch genommen, als daß sie für ein junges Mädchen ein recht anregender Umgang hätte sein können. Onkel Franz und Hans, wenn er da war, bekamen von dem kleinen Schelm noch das meiste zu sehen. Ihm, dem kleinen Schäker, möchte ichs auch zuschreiben, daß Hans von jeher seiner nur zwei Jahre jüngern Schwester so besonders gut gewesen war. Die beiden konnten sich den ganzen Tag necken, ohne daß bei dem einen oder dem andern der Geduldsfaden riß, und wenn mich ein auf Freiersfüßen gehender Leser um meine Meinung fragte, so würde ich ihm raten, sich für ein Mädchen zu entscheiden, das von seinen Brüdern mit einer an die Voreingenommenheit des Liebhabers erinnernden Zärtlichkeit behandelt wird. Wenn er neben vielen andern Dingen, auf die er sich wahrscheinlich ebenso gut wenn nicht besser verstehn wird als ich, auch darauf achten will, wird er seine Wahl schwerlich zu bereuen haben.

Obwohl, wenn ich mich dieser etwas veralteten Trope bedienen darf, der kleine Liebesgott seine beiden für Rosa und Herzberg bestimmten, in den anscheinend süßesten Honig getauchten Pfeile gleich im ersten Augenblick, at first sight abgeschossen, und obwohl das Gift unverzüglich zu wirken begonnen hatte, ging die Sache, dank der von den beiden Verwundeten aufrecht gehaltnen Fiktion, daß man sich nicht in die Braut eines andern verlieben könne, den ersten Tag noch glatt genug ab. Nur beim Pfändereinlösen gab es einen kleinen Zwischenfall, der zwar

dem Bräutigam nicht den geringsten Eindruck machte, der aber dem als Gast anwesenden Onkel Franz und der noch ungleich scharfsichtigern Tante Minna nicht entging. Da bei dem ebenso erlaubten wie beliebten Mogeln ein Irrtum untergelaufen war, so begab es sich, daß das Pfand, das Tante Minna in der Hand hielt, und das ein ihrer Nichte Rosa gehöriges, rührend einfaches kleines Armreifchen war, den Befehl erhielt, dem sich in Onkel Franzens Hand befindlichen korrespondierenden einen Kuß zu geben. Die Pfänder wurden, damit es möglichst wenig zu Banalitäten kam, immer paarweise ausgelöst, und da die gestrenge Porcia, die in diesem Falle die Buße zu bestimmen hatte, von der Ansicht ausgegangen war, daß ein kostbarer, wundervoll gearbeiteter Herrenmanschettenknopf, den ihr Onkel Franz verstohlnerweise ein bißchen hatte sehen lassen, dem Bräutigam gehöre, so war sie über das, was unter diesen Umständen die allein richtige Buße sei, nicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen. Da das Kleinod aber nicht dem Bräutigam, sondern Herzberg gehörte, so hätte das an sich den Spaß nur noch schöner gemacht, und Rosa hatte vollkommen gesellschaftliche Erfahrenheit genug, um sich mit ehrbarer Grazie der ihr auferlegten Verpflichtung zu entledigen. Jedem andern gegenüber würde sie die Sache, wie es das Spiel mit sich brachte, ohne falsche Zimperlichkeit erledigt haben, als sich aber herausstellte, daß Herzberg der Eigentümer des Knopfes war, hörte für sie — und das war ein Beweis, daß das Gift schon gewirkt hatte — die Sache auf ein harmloser Spaß zu sein. Sie sagte, da Ernst auf dergleichen Ware mit vollem Recht Embargo gelegt habe, so wolle sie ihm den fälligen Kuß geben, den er, wenn er sonst wolle, dem Eigentümer des Knopfes ausfolgen könne. Natürlich wurde protestiert. Ernst, der sich noch immer nicht über die ihm zur Gewohnheit gewordnen kameradschaftlichen Gefühle hinweg zu zärtlichern aufgeschwungen hatte, stimmte lachend bei, und es war nur Tante Minnas Geistesgegenwart und geschickter Dazwischenkunft zu verdanken, daß Rosa und Herzberg, der das erworbne reizende Anrecht für sein Leben gern geltend gemacht hätte, es aber nicht zu tun wagte, weil auch bei ihm das Gift schon zu wirken begann, jede weitere Verlegenheit erspart wurde.

Am nächsten Morgen, als beratschlagt wurde, wie man die Zeit bis zum Mittagessen verbringen wolle, wies Herzberg alle Vorschläge, sich an dem oder jenem Ausfluge zu beteiligen, zurück: er habe, sagte er, Rosas Bruder versprochen, ihn in Leudeck zu besuchen, auf dem Wege hin und zurück werde er, um seinem Gaule Bewegung zu machen, das Terrain ein wenig rekognoszieren und sich so einrichten, daß er pünktlich um zwei zum Essen fertig sei.

Seinen Körper, seine Muskeln und Gliedmaßen hatte Herzberg in der Gewalt wie wenige; auf der Zentralturnanstalt, zu der er das Jahr vorher kommandiert gewesen war, hatten es ihm, was Kraft und Gewandtheit anlangte, nur die besten gleichtun können; er saß gut zu Pferde und hatte trotz seiner Bärenkräfte bei der Zügelführung eine leichte weiche Hand. Man hätte glauben sollen, ein körperlich so normal ausgebildeter Mensch müsse auch, was den Geist anlangte, hervorragendes leisten. Das war indes wenigstens insofern nicht der Fall, als ihm die Fähigkeit zu urteilen, zu entwirren, zu kombinieren, vorauszusehen, zu vergleichen, Pläne zu machen fast völlig abging. Da er sonst viele sehr liebenswürdige und solide Eigenschaften hatte, so soll das kein herber Tadel sein. Es wird nur erwähnt, um zu erklären, wie es kam, daß er ohne viel Überlegung und ohne sich von der Bedenklichkeit eines Unternehmens Rechenschaft zu geben, dessen Mißerfolg unvermeidlich war, seiner Leidenschaft die Zügel schießen ließ und so auf dem besten Wege war, sich in eine Sackgasse zu verrennen, aus der es so oder so keinen erfreulichen Ausgang gab. Denn war sich in Rosa bis über die Ohren verlieben und sie doch

nicht heiraten können nicht ein sinnlos dummer Streich? Und wie sollte er sie heiraten, da sie mit einem andern verlobt war, der als „Partie“, was Vermögen und Stand anlangte, jedenfalls nicht schlechter war als er? Sollte er, um zu seinem Ziele zu gelangen, diese Verlobung rückgängig zu machen suchen, und wenn er das beabsichtigte, wie sollte ers anfangen?

Auf keine dieser Fragen hatte er sich Antwort zu geben versucht. Er hatte sie sich nicht einmal vorgelegt, und daß er das im ersten Augenblicke versäumt hatte und es auch später nicht nachzuholen suchte, war so recht wie er. Dem Triebe seines liebenden Herzens nachgebend, hatte er es nur mit der ihn ganz in Anspruch nehmenden Gegenwart zu tun: an die Zukunft dachte er nicht. Er war im Schritt auf einem Umwege nach Leudeck geritten, weil er sich einredete, er müsse nachdenken. Für das, was er statt nachzudenken tat, finde ich keinen andern Ausdruck als schmoren, ein schwächliches, behagliches Schmoren in den hellen, warmen Strahlen der Oktobersonne, die aus einem wolkenlosen Himmel auf die sich in unabsehbarer Fläche ausdehnenden abgeernteten Felder herabsah, ein sanftes, unentschlossenes Schwelgen in anmutigen Träumen, deren Mittelpunkt immer wieder ein Paar unbeschreiblicher Augen war, aus denen der Schalk lachte. Der gute Junge! Daß er unter so verwirrenden Eindrücken zu einem überlegten Entschlusse, wie ihn Onkel Bernhard so leicht und sicher gefaßt hätte, nicht kommen konnte, war ja am Ende begreiflich, aber gefahrlos war sein ins Blaue Hineinrennen deswegen noch lange nicht.

Als ihm infolge seines Rekognoszierungsritts Leudeck von einer Seite zu Gesicht kam, von der aus es schwerlich je ein von Lunzenau Kommender gesehen hatte, kamen ihm Rosa und deren Bruder entgegen, und wenn ihn unterwegs noch ein schwacher Vernunftschimmer geleitet hatte, verblich auch dieser, als er abgestiegen war und, den Braunen am Zügel, neben dem Engel, der zwar heute nicht, wie gestern, in ein an zarteste Rosenblätter erinnerndes Gewand gehüllt war, aber deswegen doch nicht weniger reizend aussah, in süßer Bewußtlosigkeit einherschwebte. Von Gehen war für sein Gefühl weder für sie noch für ihn die Rede. Vielleicht sind Kinder annähernd so glücklich und so ahnungslos wie ein solches liebendes Paar. Sie gebärden sich auch ungefähr wie sie: es wird einem, wenn man sie sieht, klar, daß der Mensch, frisch aus Gottes Hand, und ehe die Welt Gelegenheit gehabt hat, ihn im Staube herumzukollern, gut und rein und unschuldig ist: ob immer sehr verständig und sehr vernünftig, mag dahingestellt bleiben.

Hinter dem Hause — es hatte früher Schloß geheißen, und die Leudecker nannten es noch so — befand sich das, was der Garten hieß, eine malerische Wildnis.

Vielleicht hat der Leser, wenn ihn das Schicksal nicht besonders begünstigt hat, noch nie einen solchen im Übergang zum Urwald begriffnen Garten gesehen. Wenn das alttestamentliche Paradies so dicht verwachsen, so heimlich, so verschwiegen war wie dieser sogenannte Garten, so möchte man wirklich die Geschichte mit dem Apfel halb und halb entschuldigen; wer halbwegs verliebt war, und das muß doch unser Stammelternpaar gewesen sein, dem hat es in dem grünlichen Dunkel und in der sich breit machenden Verbummlung der Natur auf eine kleine Dummheit nicht ankommen können. Wenn der Trampel und dessen warmherziger Freund frei und von der Leber weg sprechen wollten, sie würden mir das bestätigen.

Während Rosa und Herzberg — Hans war glücklicher- oder unglücklicherweise von Onkel Franz abgerufen worden — in der herbstlich prangenden kleinen Wildnis herumstanden, die für ihre Existenzberechtigung neben der Erzeugung von Holunderbeeren nur das eine anführen konnte, daß Trampel, Tröster und Konsorten für ihre abendlichen Zusammenkünfte ein lauschig verschwiegnes Laubdach,

einen bower, wie es Milton nennt, brauchten, griff die Wirkung des vergifteten Pfeils, jede verständige Erwägung im Keime zerstörend, immer gewaltiger um sich. Das Bild des Majoratserben, das vom ersten Augenblick an Herzberg nie zürnend vor Augen gestanden hatte, schien auch für Rosa mehr und mehr zu verblassen wie ein Nebelbild, das dem nächsten Platz zu machen im Begriff ist. Wenn liebende Ehepaare — denn ihnen werden ja solche moralische Geschichten mit besondrer Vorliebe erzählt — sich freundlich erinnern wollen, wie es ihnen im ähnlichen Falle trotz der festesten Grundsätze gegangen ist, wie sie nach einer Weile, statt reizende Albernheiten zu stammeln, es ganz aufgegeben haben, anders als nur mit den Augen zu reden, wie sie immer dichter und dichter nebeneinander hergetaumelt sind, wie sich ohne ihr Zutun die Hände gefunden und nicht wieder losgelassen haben, und wie es endlich — bei Gott, ganz ohne Absicht — zum Allerschrecklichsten, zum ersten Kuß gekommen ist, so werden sie meiner im Vergleich zu ihren Erinnerungen doch ohnehin kühlen Beschreibung nicht bedürfen, wogegen ich in solchen Dingen unerfahrnen Herzen auf einem so gefährlichen Pfade lieber nicht als Wegweiser dienen möchte. Als Hans fast unmittelbar nach einem solchen „unversehens" gewechselten Kuß zurückkehrte, wurde bei seinem Eintritt in den Holunder- und Liebesgarten vor Rosas geistigem Auge die zur Mumie eingetrocknete Gestalt ihres Verlobten mit einemmal wieder lebendig, und es war ihr, als könne sie nicht verstehn, wie sie sich und wie sich Herzberg zu etwas so Unehrenhaftem habe hinreißen lassen können. Man bezeichnet das als den moralischen Rückschlag, und unser Stammelternpaar hatte in einem ähnlichen Falle zum abgepflückten Laub der Bäume und zum Sichverstecken seine Zuflucht genommen. Herzberg verabschiedete sich bald. Da das Geschwisterpaar und Onkel Franz für Mittag in Lunzenau erwartet wurden, war es ja ohnehin keine Trennung für lange, und Herzberg ritt Schritt, wie er gekommen war, aber nun auf geradestem Wege zu dem Schlosse zurück, für dessen gastlichen Empfang er sich in so sonderbarer Weise erkenntlich gezeigt hatte. Als einigermaßen entlastendes Moment kann ich nur das eine berichten, daß beide, Herzberg wie Rosa, Hans für seine Rückkehr aufrichtig dankbar waren, während ihn ein weniger wurzelechtes Paar als Störenfried angesehen haben würde. Noch war also an ihnen Hopfen und Malz nicht verloren. Als Herzberg in den Hof ritt, traf er mit Ernst zusammen, der den Braunen lobte und ihm den schönen, wie Atlas glänzenden Hals streichelte. Würde er das auch getan haben, wenn er gewußt hätte, was der schöne Braune, der in der Wildnis behaglich herumgeschnuppert hatte, indes sein Herr im Irrgarten der Liebe herumtaumelte, gesehen hatte oder doch hätte sehen können? Keiner von uns ahnt, wie oft er sich in einer der seltsamen Lagen befindet, wo er dem Komödiendichter zum Opfer fallen müßte, wenn der eine Ahnung von der sich abspielenden Ironie des Schicksals hätte, und wo, wie mit Recht gesagt wird, ignorance bliss ist.

Als man zu Tisch ging, erfuhr Herzberg, daß sich Rosa hatte entschuldigen lassen. Obwohl er sich dieser Nachricht gegenüber ebenso kühl stellen mußte, als sie der Bräutigam tatsächlich ohne besonders warme Teilnahme aufgenommen hatte, so war es für ihn doch mit jeder Freude an der ihn umgebenden Geselligkeit vorbei. Aber statt sich, wie es am Platz gewesen wäre, über seine mindestens unüberlegte Handlungsweise Vorwürfe zu machen, faßte er — solch närrische Kerle sind wir alle, wenn uns der allgewaltige Besieger der Olympier wie der Sterblichen beim Wickel hat — einen ganz unmotivierten Widerwillen gegen Rosas Verlobten, den doch, abgesehen von seiner Froschnatur, für die er nichts konnte, keinerlei Schuld traf. Entweder fand Onkel Franz, der bei Tisch neben Herzberg saß, daß dieser kein so guter Gesellschafter sei, wie er ihm gestern geschienen hatte, oder ihm schwante etwas, denn er versuchte es mehrere male, den in trübe Gedanken Versunknen aus

seiner Lethargie zu lebensfreudigerer Anteilnahme zu erwecken: aber vergebens. Daß ich mehr der Annahme zuneige, Onkel Franz habe Lunte gerochen und habe in seinem Innern sogar unbegreiflicherweise für den räuberischen Prätendenten Partei ergriffen, hat folgenden Grund. Wer in jungen Jahren, wie Onkel Franz, durch eine Tänzerin in die Geheimnisse der Liebeswelt eingeweiht worden ist, bleibt für seine ganze übrige Lebensdauer, auch wenn sich Dutzende von Onkel Bernhards und Tante Malwinen seiner moralischen Aufrichtung annähmen, einer geheimen Neigung zur Kuppelei zugetan.

Was Onkel Franz von Ernsts und Rosas Verhältnis gesehen hatte, war für ihn unverständlich gewesen. Es schlug nicht in sein Fach. Wie er aber Gelegenheit gehabt hatte, Rosa und Herzberg gestern beim Pfänderspiel und heute in der paradiesischen Wildnis zu beobachten, so hatte ihn sein in solchen Dingen erfahrner Sinn sofort auf die richtige Fährte gebracht.

Onkel Franz war es daher auch, der vermöge der ihm von der Tänzerin anerzognen feinern Spürnase Herzberg zuerst vermißte, als sich dieser, wie er glaubte, unbemerkt nach Einbruch der Dunkelheit weggeschlichen hatte, um nach Leudeck hinüberzugehn. Er mußte mit ihr sprechen und den verfahrnen Karren wieder flott zu machen suchen. Wie, wußte er nicht. Nur das eine war ihm klar: aufgeben konnte er sie nicht. Er hatte mit Bleistift auf eine seiner Visitenkarten geschrieben: Bin unten im Park. Bitte nur auf ein paar Minuten herunter zu kommen. Warte sehnsüchtig. Der gute Junge. Seine Phantasie verschönte alles, was mit ihr zusammenhing. Sogar die kleine Wildnis war durch sie für ihn zum Park geworden. Wie groß, oder richtiger gesagt, wie klein das Gärtchen war, wußte er ebensowenig, wie ihm sonst außer ihr etwas deutlich gegenwärtig war, das er innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden gesehen hatte. Als das gute liebe Leudeck in finstrer Nacht schweigend vor ihm lag, handelte es sich darum, jemand zu finden, der bereit und imstande war, Rosa die für sie bestimmte, zu einem kleinen Bolzen zusammengerollte, mit dem ersten besten Faden umwickelte Karte zu überbringen. Jemand, der sich hinaufzugehn getrauen durfte, und der Mittel und Wege kannte, wie er inmitten des nie rastenden, allgemeinen Spioniersystems unbemerkt bis zu Rosa gelangen oder ihr auf sicherm Wege die für sie bestimmte Karte zukommen lassen konnte. Da es, wie für Diebe und Trunkenbolde, auch für Verliebte besondre Schutzgeister gibt, deren Hilfe selten vergeblich angerufen wird, so konnte es Herzberg nicht fehlen. Der erste Mensch, auf den er in der Dunkelheit stieß, war Wilhelm, der Pferdeknecht, der am Eingang des Gärtchens auf den Trampel und auf das gesegnete Viertelstündchen wartete, das für ihn und seine Johanna der eigentliche Lichtpunkt des Tages war: da ihn der Leser, dem er nur im allgemeinen als warmherzig gerühmt worden ist, nicht genauer kennen lernen wird, so soll ihm hier nur ein kleines, bescheidnes Denkmal mit den Worten gesetzt werden: die seiner Pflege anvertrauten Pferde hätten sich keinen bessern wünschen können, und der Trampel auch nicht. Als Wilhelm hörte, worum es sich handle, schlug er zwar jede Belohnung aus, weil es seinem Gefühle widerstrebte, sich für einen derartigen Dienst bezahlen zu lassen, erklärte sich aber bereit, die Sache mit Hilfe von „der gnädigen Frau ihrem Mädchen“, mit dem er „bekannt“ sei, zu probieren. Wer ihn, nachdem er geschmeidig wie eine Katze aus seinen schweren Holzschuhen herausgeschlüpft war, flink wie ein Eichhörnchen und immer zwei Stufen auf einmal die Treppe hätte hinaufsteigen hören, müßte ein sehr, sehr scharfes Gehör gehabt haben. Herzberg hätte glauben können, er habe seine Botschaft einem wesenlosen Schatten anvertraut, so geräuschlos war Wilhelm da, wo die Treppe nach dem ersten Absatz rechtwinklig abbog, um die Ecke geschlüpft. Auf verschlossene Herzen schien er ebensowenig gestoßen zu sein wie auf verschlossene Türen, denn er war nach wenig

Minuten wieder da, mit der Antwort, der Herr Offizier möge „immer“ in den Garten gehn, das gnädige Fräulein werde gleich herunterkommen. Nachdem er seine Holzschuhe mit den Zeigefingern wie mit ein Paar Angelhaken weggehoben hatte, war er, „als ob die Erd ihn verschluckt“, mit einemmale verschwunden.

Rosa kam, und wenn Herzberg nicht ganz und gar außer sich gewesen wäre, würde ihm ihre Haltung als die einer wirklichen Heldin erschienen sein: so wenig kommt es in diesem Punkt auf die Umgebung und so viel auf die Persönlichkeit an. Sie gab zu, daß sie nur mit Herzberg hätte glücklich werden können. Wenn sie ihn gekannt hätte, sagte sie, ehe sie sich mit ihrem Vetter verlobte, würde sie lieber nie geheiratet haben als einem andern als ihm ihre Hand zu reichen. Es sei anders gekommen. Sie habe ihn zu spät kennen gelernt. Sie habe ihrem Vetter ihr Wort gegeben, und das werde sie halten, und wenn ihr das Herz darüber brechen sollte. Sie sei das ihm und ihrer Mutter und seinen Eltern schuldig, die nie anders als mit verwandtschaftlicher Liebe und Treue an ihr gehandelt hätten.

Herzberg, der weder ein Don Juan noch ein Demosthenes war, versuchte ihren Entschluß durch inständiges Bitten zu erschüttern. Er ging so weit, ihr zu sagen, sie würde auf diese Weise ihn und sich unglücklich, ihren Vetter aber nicht glücklich machen.

Ob es ihr gelingen werde, Ernst glücklich zu machen, entgegnete sie, könne sie freilich nicht sagen, aber bemühen werde sie sich redlich, es zu tun, und da er, Herzberg, sie wirklich liebe, wie sie recht wohl fühle, so werde er ihr die einzige Bitte nicht abschlagen, die sie nun an ihn habe. Er müsse ihr versprechen, er wolle alles tun, was in seiner Macht stehe, damit ein Wiedersehen zwischen ihnen vermieden werde. Bei diesen Worten brach sie zusammen, und mit von Tränen erstickter Stimme rief sie: Versprechen Sie es, wenn Sie mich lieben, Herzberg, versprechen Sie es.

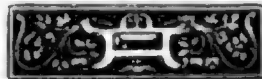
Ihr Jammer und auch der seine hätten Steine erweichen müssen. Er versprach endlich, was sie verlangte, und nach einem langen schmerzlichen Händedruck — beide glaubten, sie könnten es nicht überleben — trennten sie sich, wie sie sagte, und wie er mit gebrochner tonloser Stimme wiederholte, für ewig.

Er war wie ein im Traum Wandelnder nach Lunzenau zurückgekehrt, und als er sich so weit gefaßt hatte, daß er die um diese Zeit gewöhnlich in kleinen Gruppen zerstreute Gesellschaft wieder aufsuchen konnte, sagte er, er müsse sich für den nächsten Morgen verabschieden. Er habe Nachrichten bekommen, die zunächst seine unverzügliche Rückkehr in die Garnison und, sobald er Urlaub erhalte, eine längere Reise ins Ausland nötig machten. Der Gattin des Schloßherrn, die sich, wie bisher, freundlich und wohlwollend für ihn zeigte, war der mögliche Zusammenhang zwischen Rosas heutigem Ausbleiben und seinem spätern Verschwinden nicht entgangen. Sie war beunruhigt und konnte ihre gewohnte Fassung nur mit Mühe bewahren. Onkel Franz war mit seinem Neffen, dem Leutnant, zu ungewöhnlich früher Stunde nach Leubeck zurückgekehrt. Daß er aufgebrochen war, sobald er Herzbergs Verschwinden bemerkt hatte, wußte sie recht wohl. Es hatte sie in dem Glauben, daß sie mit ihren Vermutungen auf richtiger Fährte sei, bestärkt. Sie rechnete im stillen darauf, daß sie am nächsten Morgen aus dieser verschwiegnen und zuverlässigen Quelle erfahren werde, was es gegeben habe. Der alte Herr und Ernst, die, wie das von ihnen nicht anders zu erwarten war, nichts besondres bemerkt hatten, waren wie alle Tage und machten beide wiederholte Versuche, den ihnen sehr wohl gefallenden Gast zu längerm Bleiben zu bereden.

Als Herzberg am nächsten Morgen — er hatte gebeten, auch Ernst möge sich nicht inkommodieren — von seinem Burschen gefolgt aus dem Hofe ritt, gab Fritz seine Ansicht dahin kund, daß er sagte, er wolle nur wünschen, daß in „dem jungen

Herrn seine Heiratsgeschichte“ kein Meltau gefallen sei. Die gnädige Frau habe noch gestern abend spät an den Herrn Kammergerichtsassessor — so lautete Onkel Franzens Titel in der Welt — einen Brief geschrieben, mit dem heute ganz früh ein Bote hinübergeschickt worden sei. Der habe die Antwort zurückgebracht, der Herr Assessor werde gleich nach dem Frühstück selbst herüberkommen. Das sei, so lange er im Hause sei, noch nicht vorgekommen und deute, ebenso wie der plötzliche Weggang des Leutnants von Herzberg, auf irgendetwas Besondres, Unerwartetes, das sich entweder schon ereignet habe oder noch in Vorbereitung sei. Herzberg wurde von ihm als ein „sehr feiner“ Mann bezeichnet: vielleicht ahnt der Leser, wie man das in Fritzens Augen wurde. Mit Frauenzimmern, das könne man ihm glauben, sei man keine Minute vor Überraschungen sicher. Da Frauenzimmer in Fritzens Leben eine große Rolle spielten und deren Taufnamen, der eine hinter dem andern, einen Streifen von ziemlicher Länge gefüllt haben würden, so machte man sich nun auch, einem so erfahrnen Gewährsmann vertrauend, im Dienerzimmer und in der Küche auf losbrechende sensationelle Ereignisse Hoffnung.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Das letzte Stadium des Wahlkampfs. Fürst Bülow über die Lage. Kolonialpolitik als Einigungspunkt der Parteien. Vom Zentrum und den Polen.)

Der Wahlkampf nähert sich seinem Ende, die Entscheidung steht nahe bevor. Leider gewinnt damit nicht die Sicherheit der Vorhersagung des Ausgangs. Im Gegenteil, die Meinungen und Leidenschaften stoßen heftiger denn zuvor aufeinander. Wenn man auch verschiedne Urteile darüber hört, so erkennt man doch sehr bald, daß sie mehr die Eigenart und das Temperament der Beurteiler selbst als eine objektive Beobachtung wiedergeben. Die einen glauben ehrlich, daß jeder in diesem Fall derselben Meinung sein müsse wie sie selbst, und berauschen sich an einem weitgehenden Optimismus; die andern gefallen sich mehr in der Rolle der Kassandra und weissagen Unheil. Es ist nun einmal nicht anders, gegenüber einem Vorgang wie der Reichstagswahl versagt alle Prophetenkunst. Auch dann, wenn man einen bestimmten Zug in der Stimmung der Massen zu erkennen glaubt, ist man nicht vor Überraschungen sicher, weil man nicht weiß, in welchem Maße eine solche Richtung praktische Geltung gewinnen wird. Man erinnere sich zum Beispiel der letzten englischen Wahlen. Zwar war jedermann überzeugt, daß der Liberalismus als Sieger hervorgehn werde, aber doch wurde alle Welt durch den vollständigen Zusammenbruch der alten konservativen Mehrheit überrascht. In unserm Wahlkampf kann man nur das eine als einen erfreulichen Zug feststellen, daß nämlich eine viel größere Tätigkeit und Regsamkeit unter Leuten zu bemerken ist, die sonst in der Wahlbewegung träge und gleichgiltig abseits standen.

Bei den Gegnern der nationalen Parteien wird freilich mit all dem Hochdruck gearbeitet, den die feste Organisation dieser Parteien ermöglicht. Leider sind die nationalen Parteien darin hinter ihren Gegnern zurückgeblieben. In der sozialdemokratischen Presse spiegelt sich die wilde Verhetzung wieder, die den Wahlversammlungen das Gepräge gibt. Es wird alles aufgeboten, die nationalen Regungen in den Arbeiterschichten zu unterdrücken, alle höhern Ziele auszuscheiden oder als

Lug und Trug hinzustellen und dafür zu sorgen, daß sich der Blick des Arbeiters nicht über die nächsten Kalamitäten des Lebens, über Fleischteuerung und Steuerdruck erhebt. Nichts darf davon verlauten, wie der weltwirtschaftliche Aufschwung, der durch Kolonialpolitik und Flottenbau unterstützt und gesichert wird, auf die Lage und die Aussichten der deutschen Arbeiter zurückwirkt, wie eben dadurch ein Ausgleich der wirtschaftlichen Erscheinungen gegeben werden kann, die den Arbeiter heute in der Sorge um das tägliche Brot bedrücken.

Dennoch scheint es übereilt, ohne weiteres anzunehmen, daß die Sozialdemokratie bei den Wahlen einen Zuwachs erfahren müsse. Ob diesmal das Heer der Mitläufer wieder so groß sein wird wie bei den Wahlen von 1903, steht doch nicht so ganz fest. Darauf deutet schon die Geschichte mancher Nachwahlen in den letzten Jahren hin.

Nicht minder arg als bei der Sozialdemokratie wird die Verhetzungsarbeit beim Zentrum betrieben. Die Partei, die auf ihre Fahne die Devise: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht!" geschrieben hat, scheut vor keiner noch so greifbaren Lüge zurück. Hier wird das Trugbild eines bevorstehenden Kulturkampfes vorgegaukelt, dort das Budgetrecht als in Gefahr stehend bezeichnet, und wenn Herr Erzberger darüber ertappt wird, daß er seine Behauptungen in Wahlversammlungen mit falschen Ziffern und ungeheuerlichen Begründungen gestützt hat, dann entschuldigt er sich hinterher mit „Druckfehlern". Zwar hat das Zentrum klugerweise ein offnes Bündnis mit der Sozialdemokratie abgelehnt, dennoch aber arbeiten die schwarzen und die roten Brüder Hand in Hand.

Den nationalen Parteien ist die größte Sorge durch die Notwendigkeit bereitet worden, die Gegensätze von Rechts und Links mehr als sonst zurücktreten zu lassen. Es ist bekannt, wie schwierig es in der ersten Zeit nach der Auflösung des Reichstags war, die Unversöhnlichen auf beiden Seiten in gewissen Schranken zu halten. Man erinnert sich, wie die Kreuzzeitung aus Furcht vor starken Erfolgen des Liberalismus an der alten Freundschaft mit dem Zentrum festhalten wollte, und wie auf der andern Seite die Leute um Barth, Naumann und Gothein ihren stark zusammengeschmolznen Heerbann gegen die Reaktion aufriefen, um ihn der Sozialdemokratie als Bundesgenossen zuzuführen. In der Hauptmasse der Konservativen und der Liberalen ist trotzdem das Verständnis durchgedrungen, daß dem gesunden Parteiorganismus durchaus nicht zu nahe getreten wird, wenn überall das Ziel: „Gegen Sozialdemokraten, Zentrum, Polen und Welfen" als Grundlage der Verhandlungen betrachtet wird. Es handelt sich eben nicht um die allgemeine Verwischung der Parteigegensätze, sondern nur um die Anerkennung, daß über diesen Gegensätzen gewisse Fragen stehn, über die sich auch Konservative und Liberale verständigen müssen.

Die Regierung hat es an eifriger Aufklärung nicht fehlen lassen, und soeben hat auch Fürst Bülow persönlich noch einmal in den Wahlkampf eingegriffen, natürlich nur im Sinne einer neuen Darlegung der Grundsätze, von denen sich die Regierung hat leiten lassen. Es war in der konstituierenden Sitzung des kolonialpolitischen Aktionskomitees, wo der Reichskanzler persönlich das Wort ergriff. Die Versammlung selbst war eine geschlossene, aber die Rede des Fürsten Bülow wurde sofort veröffentlicht. Es ist darin noch einmal alles zusammengefaßt, was die Regierung über die Lage sagen konnte. Bemerkenswert erscheint vor allem die Hervorhebung, wie gerade die Kolonialpolitik geeignet ist, Konservative und Liberale zu vereinigen. Wir haben erst vor kurzem diesen Punkt wenigstens angedeutet. Für die heimischen Parteigegensätze ist in der Kolonialpolitik allerdings kein Raum. Die Voraussetzung für sie ist ein starker Staat, der das Machtprinzip energisch betont, der seine Kräfte stramm zusammenhält und nicht in einseitig

individualistischen Bestrebungen zerfließt. Bei dem Charakter und der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes kann das nur geschehen, wenn die konservativen Grundlagen des Staatswesens erhalten bleiben. Andrerseits brauchen wir in den Kolonien selbst einen kräftigen Individualismus, ein Unabhängigkeitsgefühl von bureaukratischer Schablone, eine gesunde Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit an neue Existenzbedingungen, Eigenschaften, die ihre Nahrung aus den liberalen Kreisen der Heimat schöpfen müssen. Auch die wirtschaftlichen Interessen, die in der Heimat so leicht zu Gegensätzen führen, mischen sich in der Kolonialwirtschaft in harmonischer Weise. Sozialpolitische Gegensätze sollten in diesem Neuland, wo die Deutschen als eine geschlossene Schar von Herren den Eingebornen gegenüberstehn, eine Unmöglichkeit sein. Keine der innern Ursachen unsrer Parteizerrissenheit trifft auf die Verhältnisse in den Kolonien zu. Wohl aber haben wir alle ein gleichmäßiges Interesse an der Erweiterung des Betätigungsraumes für unsre Nation. Wie wir schon früher auseinandergesetzt haben, ist der Widerstand unsers radikalen Liberalismus gegen die Kolonialbestrebungen eine Naturwidrigkeit und eine Inkonsequenz. Es ist sehr erfreulich, daß auch Fürst Bülow die einigende Kraft, die in den Kolonialbestrebungen liegt, so stark hervorgehoben hat.

Eine weitere Sorge der nationalen Parteien liegt in der Erwägung, daß es zwar vielleicht gelingen kann, der Sozialdemokratie, dem Zentrum, den Polen und den Welfen so viel Sitze abzunehmen, daß sie zusammen nicht mehr die Mehrheit im Reichstage haben, daß aber doch die Machtstellung des Zentrums nicht wesentlich erschüttert werden wird. Demgegenüber haben wir schon in der vorigen Woche auf die Broschüre des Professors von Savigny und den Düsseldorfer Aufruf der rheinischen Zentrumsnotabeln hingewiesen und daran die Meinung geknüpft, daß „das Zentrum, auch wenn es in derselben Stärke wieder in den Reichstag einziehen sollte, nach den jetzigen Erfahrungen über kurz oder lang einer innern Umwandlung nicht wird entgehn können". Auch darauf möchten wir heute noch einmal zurückkommen. Das Zentrum enthält — das hat auch Fürst Bülow in seiner jüngsten Rede hervorgehoben — eine bunte Musterkarte von allen möglichen Anschauungen, die nur durch das katholische Bekenntnis zusammengehalten werden. Es beruht auf Silbenstecherei, wenn behauptet wird, die Partei sei trotzdem keine konfessionelle, weil das offizielle Programm nur politische Forderungen enthält und nur solche, die auch von Nichtkatholiken unterschrieben werden können. Alle diese politischen Forderungen sind so unbestimmt und dehnbar, daß sie praktisch niemals als Grundlage einer fest organisierten Partei verwandt werden könnten, wenn nicht ein unausgesprochnes, mächtigeres Prinzip dahinterstünde. Während sich daher die Zentrumspresse, um den Vorwurf der „konfessionellen Partei" abzuwehren, einerseits daran klammert, daß auch ein Nichtkatholik Zentrumsmann sein könne, predigt sie andrerseits ganz ungescheut, daß jeder Katholik Zentrumsmann sein müsse. Damit wird der Anspruch einer Vertretung spezifisch katholischer Anschauungen erhoben. Das hat die Partei während des Kulturkampfs auf ihre Höhe geführt, hat sie unter geschickter Führung auf ihrer Höhe erhalten, als der Staat seinen Frieden mit der katholischen Kirche machte, und hat ihr endlich die ausschlaggebende Stellung verschafft, als das Anwachsen der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstage die Parteiverhältnisse immer mehr zuungunsten der nationalen Parteien verschob. Diese Entwicklung hatte eigentümliche Rückwirkungen auf den Charakter und die innern Zustände der Partei. Einerseits stärkte der sichere Machtbesitz die demagogischen Elemente, die der Kulturkampf großgezogen hatte, und die der Partei unentbehrlich geworden waren, weil sie sich zur Erhaltung ihres Besitzes in jedem Wahlkampfe rücksichtslos auf die breiten Massen stützen mußte. Andrerseits wußten die Führer sehr wohl, daß die Macht auch Pflichten auferlegte, und daß man sich der Mitarbeit an den nationalen Aufgaben nicht entziehen durfte, um die

nationalgesinnten Katholiken nicht von der Partei abzustoßen. So hat das Zentrum eine Entwicklung erfahren, die einen innern Widerspruch enthielt. Auf der einen Seite mußte es nationale Arbeit tun, auf der andern Seite verfiel es immer mehr der Demokratisierung. Das hat auch Professor von Savigny in seiner mehrfach erwähnten Broschüre sehr treffend hervorgehoben. Lange Zeit ist dieser Riß dadurch verkleistert worden, daß die Führer sorgfältig bemüht waren, jedes nationale Zugeständnis durch die Forderung von Sondervorteilen für die Partei oder durch Abschwächungen, die den Wünschen der demokratischen Elemente der Partei entsprechen, auszugleichen. Das hat sich am deutlichsten bei dem Flottengesetz und der Reichsfinanzreform gezeigt. Auf die Dauer konnte jedoch nicht verhindert werden, daß sich der Einfluß der demokratischen Elemente so geltend machte, daß den nationalgesinnten Katholiken der Anschluß an die Partei unmöglich gemacht würde. Diese Krisis trat ein, als der Kampf des Abgeordneten Erzberger gegen die Kolonialpolitik Formen annahm, die bei allen ernsten und wahrheitsliebenden Vaterlandsfreunden schweres Ärgernis erregen mußten. Die Sorge um die Einheit der Partei und die falsche Einschätzung der Entschlußkraft und Selbständigkeit der Regierung ließen die Führer der Partei trotzdem bei den alten Fehlern beharren. Nach dem 13. Dezember aber wird das Zentrum auf diesem Wege nicht mehr bleiben können. Es wird bei der Notwendigkeit, möglichst eine Vertretung aller Kreise der katholischen Bevölkerung zu bleiben, die Empfindungen der nationalgesinnten Katholiken nicht noch weiter gegen sich aufreizen dürfen. Auch Stimmen aus Süddeutschland, wo die demokratische Richtung des Zentrums am festesten wurzelt, haben sich schon in diesem Sinne ausgesprochen. Man darf nicht so weit gehn, daß man an eine Spaltung des Zentrums glaubt. Eine Partei, die durch so manchen Wandel der Zeiten hindurch die hervorragendsten Elemente zusammengehalten hat, spaltet sich nicht so leicht. Aber eine innere Umwandlung wird sie notwendig durchmachen müssen, um, wenn auch nicht eine Spaltung, so doch einen Abfall in stärkerm Maße zu vermeiden.

Besondres Ärgernis hat bei den nationalen Katholiken die Haltung des Zentrums in der Polenfrage erregt. Die deutschen Katholiken in der Ostmark haben sich in der Wahlbewegung eng ihren deutschen Landsleuten angeschlossen; die Zentrumsblätter im Reich scheuen sich jedoch nicht, ihnen in den Rücken zu fallen und zu bedauern, daß sie nicht den Polen ihre Unterstützung leihen. Und das in demselben Augenblick, wo die polnischen Bestrebungen immer mehr den Charakter der Auflehnung gegen die Staatsautorität annehmen. Schon seit längerer Zeit wächst der Radikalismus in der polnischen Nationalbewegung. Das ist eine Erscheinung, die ebenso auch in Galizien und Russisch-Polen hervorgetreten ist und sich überall ebenso unter einem milden wie einem energischen Regiment gezeigt hat. Kennern des Polentums wird damit nichts neues gesagt, aber es ist doch notwendig, darauf hinzuweisen, weil von einigen Seiten immer wieder der Glaube zu erwecken versucht wird, die schärfere Tonart, die in den polnischen Agitationen angeschlagen wird, sei die Folge eines besondern Drucks und unzweckmäßiger Maßregeln von unsrer Seite. In Wirklichkeit handelt es sich um einen natürlichen Entwicklungsprozeß des polnischen Volks, das, obwohl politisch unselbständig und unter verschiedne Staaten geteilt, sich doch durch Sprache, Sitte und Geschichte weiter geistig verbunden fühlt, wirtschaftlich erstarkt ist und auf diesen Grundlagen ein Eigenleben weiter führt, das besondre, aus dem Nationalcharakter fließende Erscheinungen zeitigt. Dem erwachenden Selbstbewußtsein der slawischen Natur entspricht der wachsende Radikalismus. Recht ein Kind des internationalen Polentums ist auch die sogenannte nationaldemokratische Partei unter den Polen, die sich jetzt mit aller Kraft durchzusetzen und alle vergleichsweise gemäßigten Elemente zu verdrängen sucht. Es ist

sehr bezeichnend, daß Persönlichkeiten, die noch vor zwanzig Jahren als national-polnische Heißsporne galten, jetzt von den Nationaldemokraten direkt als Leisetreter und halbe Verräter verdächtigt werden. Solche Reibungen zwischen den polnischen Parteien haben sich bei den letzten Wahlkämpfen immer gezeigt; sie haben immer damit geendet, der Gesamtheit des Polentums einen weitern Ruck in das radikale Fahrwasser zu geben. Den Deutschen gegenüber fehlte es im entscheidenden Augenblick nie an der nötigen Geschlossenheit, und die kurzsichtigen Beurteiler, die aus den hitzigen Parteikämpfen der Polen Hoffnungen auf eine Spaltung schöpften, wurden jedesmal bitter enttäuscht. Als Kuriosum mag immerhin erwähnt werden, daß in diesem Wahlkampf ein führendes Blatt der Polen in der Provinz Posen, als es sich von den wilden Angriffen der Radikalen bedrängt sah, zum erstenmal in der Lage war, auf das Beispiel der geschlossen vorgehenden Deutschen hinzuweisen. Das mag man wenigstens als ein gutes Vorzeichen auch auf diesem Kampffelde betrachten.

Nun müssen am 25. Januar die Würfel fallen.

„Die Presse.“ Die Bankettrede des Fürsten Bülow gab einem Teil der Berliner Presse Gelegenheit, ein seltsames Schauspiel zu bieten. Das Aktionskomitee der „Intellektuellen“ hatte den Plan, die Spitzen der deutschen Wissenschaft und Kunst mit dem Reichskanzler zusammen zu einem Bankett zu laden. Von politischen Persönlichkeiten waren nur der Kolonialdirektor Dernburg und einige Herren aus der nächsten Umgebung des Fürsten Bülow geladen. Das Aktionskomitee war der Ansicht, daß, wenn der Sinn der Veranstaltung gewahrt werden sollte, von einer Ladung der Journalisten abgesehen werden müßte. Wenn außer den siebzig Gelehrten und Künstlern dreißig bis vierzig Journalisten — weniger zu laden, hätte wieder Anstoß wegen der Auswahl erregt — an dem Bankett teilgenommen hätten, so wäre eben dessen Charakter ein total andrer gewesen.

Jene Berliner Blätter zeigten sich sehr indigniert über diese Argumentation. So etwas, konnte man lesen, wäre in England ausgeschlossen. Die Bedeutung der Presse werde verkannt. Bülow habe hinter verschlossenen Türen eine Rede gehalten. Da der Reichskanzler also selbst seine Worte als für die Öffentlichkeit ohne große Wichtigkeit erachte, so genüge es wohl, einen Auszug zu geben, usw.

Dieser femininen Nadelstichtaktik braucht vom Standpunkt des Geschmacks aus nichts entgegnet zu werden. Sachlich ist dagegen zu sagen:

Es ist ein Unterschied zwischen der Presse und den Herren Chefredakteuren. Die Bedeutung der Presse wurde bei der Bankettrede schon dadurch gewürdigt, daß das Wolffsche Telegraphenbureau, als Vermittler für die breiteste Öffentlichkeit, imstande war, eine Stunde nach Beendigung der Rede einen wörtlichen Bericht zu verbreiten. Die Öffentlichkeit und ihr Organ, die Presse, sind also sicherlich nicht zu kurz gekommen. Das Interesse der Öffentlichkeit war dadurch befriedigt, und die Herren Chefredakteure hätten nur als Persönlichkeiten, aber nicht als Vertreter dieses Interesses einen Anspruch auf Teilnahme gehabt. Sicherlich werden nun weder das Aktionskomitee noch Fürst Bülow diesen Persönlichkeiten den Grad von Bedeutung absprechen wollen, der sie als Persönlichkeiten zur Teilnahme an solchen Essen berechtigen würde. Dieses Essen aber sollte Gelehrte und Künstler vereinigen.

Der Satz: Wer die Redakteure nicht einlädt, schätzt die Presse nicht und verdient daher, nicht beachtet zu werden, ist aber nicht nur sachlich unhaltbar, sondern für die Vertreter der Presse selbst bedenklich. Die Herren der Presse würden gewiß die Würde ihres Standes mit weniger Empfindlichkeit wirkungsvoller wahren. Je größer, älter, sicherer ein Besitzrecht ist, mit desto größerer Selbstverständlichkeit

und geringerer Ängstlichkeit wird es bewahrt. Wenn sich die Herren Redakteure ihrer Würde so wenig sicher fühlen, daß sie sie durch eine nicht erfolgte Einladung bedroht glauben können, sind sie unklug genug, Leuten, die dem Journalismus übel wollen, Anlaß zu falschen und unangenehmen Vergleichen zu geben.

Otto von Leixners neustes Buch. An Kapuzinaden gegen Zeittorheiten und Zeitlaster — gut gemeinten naiven, spekulativen und parteipolitischen — haben wir Überfluß. Sie schaden im allgemeinen mehr, als sie nützen, weil sie übertreiben, Wahres mit Falschem mischen und weder die Quellen der Übel richtig anzugeben wissen noch einen gangbaren Weg zur Besserung zeigen. Otto von Leixner gehört nicht zu den auf Sensation spekulierenden oder im Unmut gedankenlos polternden Bußpredigern, sondern er ist ein kundiger Diagnostiker und Therapeut. In dem vorliegenden Büchlein: Fußnoten zu Texten des Tages (Berlin, Emil Felber, 1906) werden besonders zwei große Übel ins rechte Licht gestellt: „Die Kinder sind heute zumeist schon bei der Geburt körperlich geschädigt, und die erdrückende Überzahl der Mütter weiß nichts mehr von der Kunst der Erziehung, die in den ersten Lebensjahren fast nur von der Frau geübt werden kann.“ Von den falschen Besserungsvorschlägen und Reformbewegungen, die Leixner kritisiert, wollen wir nur zwei nennen: ästhetische Erziehung und Emanzipation der Frau mit allem, was drum und dran hängt. Gegen die ästhetische Erziehung schreibt er: „Wo hat es jemals ein ästhetisches Volk gegeben? Als Dichter kann ich im Traumlande hellenischer Schönheit wandeln, aber es ist ein Traumland. Die Wirklichkeit war nicht schön.... Nicht schön im Sinne eines verweichlichten Geschlechts, nicht ästhetisch ist das Gesetz, nach dem sich das Werden und Welken der Völker vollzieht. Es ist hart, aber groß und erhaben, am größten dann, wenn es von den Völkern das Aufgebot aller männlichen Willenskraft verlangt. Wie unsre Lage, wie unsre Anlage ist, würde ein ästhetisches Deutschland den Fall und Verfall unsers Volkes bedeuten.“ Von der Frauenbewegung wird anerkannt, daß sie in ihrem Ursprung durch die Behandlung, die das Weib vielfach vom Manne zu erdulden hat, gerechtfertigt gewesen ist. Die zurzeit gefeiertste Führerin, Ellen Key, wird an zwei verschiednen Stellen charakterisiert. An der zweiten schreibt der Verfasser: „Sie mag es noch so gut meinen, mag selbst in ihrem Leben ein Beispiel fleckenlosester Reinheit bieten. Aber sie besitzt weder Weltblick noch Menschenkenntnis, und so schafft sie in ihren Behauptungen und Ausführungen nur Gründe, mit denen der unreine Trieb sein Recht, sich auszuleben, erhärten kann.“ Von der Wirksamkeit dieses neuen weiblichen Heilands in Berlin erzählt er: „Als sie hier vor die Öffentlichkeit trat, hat man die Säle gestürmt und sich tatsächlich um den Eintritt geschlagen. Unreife Mädchen und Jünglinge von siebzehn bis zwanzig Jahren lauschten atemlos und mit brennenden Augen ihren Worten. Und sie hörten, daß ein junger Mann und ein Mädchen, die sich lieben, Mann und Weib seien. Sie hörten, daß die äußern Formen bedeutungslos seien, und daß es nur auf das Kind ankomme. Aber sie lauschten nicht als reine Seelen den Worten einer reinen Seele, sie horchten als Kinder einer Zeit, wo verfrühte Sinnlichkeit Hunderttausende schon in der Zeit des Werdens um die Keuschheit des ersten Liebesgefühls betrogen hat. So deuten sie sich das Wort von Mann und Weib aus, ans Kind denken sie gar nicht.“ Das Buch wird gleich den frühern sozialethischen Schriften des Verfassers viel Segen stiften.

Der Durchbruch des nationalen Gedankens

Ein herrlicher, klarer und doch milder, stiller Wintertag leuchtete diesmal zur Wahlschlacht. Scharenweise drängten sich den ganzen Tag über die Wähler zur Urne; am Abend sammelten sich Hunderte vor den Redaktionen der Zeitungen, Tausende in den Versammlungssälen der Parteien, mit leidenschaftlicher Spannung die eintreffenden Resultate aus den einzelnen Bezirken erwartend und berechnend, um endlich in hellen Jubel auszubrechen über einen schweren, vielleicht unerwarteten Sieg oder verstimmt davonzuschleichen nach einer kaum gefürchteten Niederlage. Es war fast wie bei den ruhmvollen Septennatswahlen vor zwanzig Jahren, im Februar 1887. Und als der Morgen des 26. Januar das Schlachtfeld beschien, da ging ein frohes Gefühl des Staunens durch die deutschen Gaue, denn auch das Ergebnis ähnelte dem der Wahl von 1887. Wieder wie damals hatte die Reichsregierung von dem Gezänk und der Kleinlichkeit kurzsichtiger und eigensinniger Parlamentsparteien an die Nation appelliert, weil wie damals eine nationale Frage zur Entscheidung stand; damals handelte es sich um die Frage, ob das Reich seine schwer errungne Stellung in Europa gegen offne und heimliche Bedrohung durch ihre Waffenrüstung sichern sollte, die von den wechselnden Mehrheiten des Reichstags auf sieben Jahre unabhängig wäre, jetzt um die weit umfassendere Frage, ob das Reich seine Kolonien, die mehr als das Fünffache seines eignen Umfangs einnehmen und es zum Nachbarn fast aller Kulturvölker machen, verkümmern lassen und preisgeben oder zu seinem und ihrem Heile behaupten und weiterentwickeln, ob es seine Weltstellung verlieren oder ausbauen solle. Das deutsche Volk hat dem Appell entsprochen, es hat seinen Willen gezeigt, eine Nation zu sein, es hat damit auch die schadenfrohen Hoffnungen unsrer lieben Nachbarn diesseits und jenseits des Kanals zerschlagen, es hat seinem Kaiser das schönste Geburtstagsgeschenk dargebracht. Zwar das Zentrum wird wohl in alter Stärke wiederkehren, denn es beherrscht durch seine geistlichen Verbündeten die politisch unmündigen Massen, aber die sozialdemokratische Partei ist, was man kaum zu hoffen wagte, halb zertrümmert; von 79 Sitzen hat sie schon jetzt 20 verloren, darunter einer Reihe

großer Städte, und sie hat, wie es scheint, bei den Stichwahlen nur wenig Aussicht. Sie hat vor allem in Sachsen, ihrer Hochburg, dem „roten Königreich“, von dessen 23 Wahlkreisen ihr 21 (nach den Wahlen von 1903 sogar 22) gehörten, nur 8 behauptet, 5 endgiltig verloren und geht in 8 andern der Stichwahl mit geringen Siegeshoffnungen entgegen. Vor allem hat die Leipziger Bürgerschaft die rote Fahne, die sie stets als eine Schande empfand, herabgerissen, andern Großstädten zum Vorbild. Freilich, der Liberalismus selber hat sich auch bei den Wahlen in Fraktionen und Fraktiönchen so zersplittert, daß die Zahl seiner schon heute sicher gewählten Abgeordneten kaum über 30 beträgt, also noch ein sehr großer Teil der 160 Stichwahlen zu seinen Gunsten ausfallen muß, wenn das deutsche Bürgertum eine seinen hohen Ansprüchen und seiner wirklichen Bedeutung gemäße Vertretung im Reichstage wieder erringen soll. Einen schönen Wahlsieg haben die Konservativen der verschiednen Schattierungen erfochten; schon jetzt sind ihnen über 50 Mandate sicher. Kurz, die Taktik der Regierung hat sich glänzend bewährt: das deutsche Volk will ihr zur Verfügung stellen, was sie wollte und braucht: eine sichere nationale Mehrheit ohne das Zentrum.

Und sie hat auch das Ihrige getan, um dieses Ergebnis herbeizuführen. Der Reichskanzler selbst hat durch seinen Silvesterbrief an den General von Liebert und durch die Rede, die er bei dem Mahle des kolonialpolitischen Aktionskomitees vor einem ausgewählten Kreise von Vertretern der Wissenschaft, der Industrie und des Handels hielt, gewissermaßen die Wahlparole ausgegeben, die von so vielen Seiten verlangt wurde, obwohl sie klar genug war, und er hat dabei Formen gewählt, die der deutschen Bureaukratie in ihrer steifen und selbstbewußten Art bisher ganz fremd waren, so gebräuchlich sie in England sind. Wahrhaft bewundernswert aber war die Unermüdlichkeit, Frische, Klarheit und Offenheit, mit denen der Kolonialdirektor Dernburg, der ihr niemals angehört hat und den entscheidenden Schlag gegen die Zentrumsherrschaft geführt hatte, durch seine stille Arbeit das deutsche Kapital in ungeahntem Umfange für die Kolonien heranzuziehen und durch seine Vorträge in Berlin, München, Stuttgart Tausende für die Kolonien zu gewinnen, zu begeistern verstand. Auch das ist eine neue Erscheinung, daß einer der ersten Reichsbeamten außerhalb des Parlaments seine Sache aufklärend und gewissermaßen agitatorisch vertritt, aber eine höchst wirksame und freudig zu begrüßende Taktik, bei der auch der Eindruck der Persönlichkeit wirkt. Heute ist Dernburg vielleicht der populärste Mann im Reiche.

So konnten denn die nationalen Parteien getrost und zuversichtlich die vorbereitende Arbeit in den Wahlkomitees und in der Presse leisten, und sie haben sie geleistet mit Energie und oft mit Selbstverleugnung. Zwar nur in einer beschränkten Anzahl von Wahlkreisen gelang gleich im Anfang die Vereinigung auf einen gemeinsamen Kandidaten, aber der gute Wille, bei den Stichwahlen einander zu unterstützen gegen den gemeinsamen Feind, ist doch überall vorhanden, und die liberale Presse hat jede kulturkämpferische Anwandlung vermieden, obwohl sie hier und da von einem Kampfe um deutsche Geistesfreiheit sprach, die doch nur bei den Katholiken bedroht oder verkümmert wird, insofern sie ihr Denken dem Willen einer Hierarchie unterordnen. Aber daran kann

die evangelische Mehrheit des deutschen Volks nichts ändern, und es ist nicht ihre Sache, wenn sich die katholischen Deutschen dieser geistigen Bevormundung unterwerfen; jedenfalls werden diese durch Angriffe auf Rom und dergleichen von ihrem Standpunkte nicht abgebracht, im Gegenteil. Und das sollte man doch gerade vermeiden. Denn mächtig bleibt das Zentrum trotz alledem. Es hat auf die unselbständigen Massen, die es am Rhein und in Bayern an die Urne kommandiert, im Wahlkampfe auch durch die gröbsten Lügen und Entstellungen gewirkt, es hat sogar, ohne einen Schatten des Rechts, das Gespenst des Kulturkampfes heraufbeschworen, es hat überall, auch da, wo es nicht die geringste Aussicht auf einen Wahlerfolg hatte, Zählkandidaten, in Sachsen in allen 23 Wahlkreisen den Demagogen Erzberger, den Führer seines demokratischen Flügels, aufgestellt, bloß um zu demonstrieren, gewissermaßen um Heerschau abzuhalten, und es hat dort verdientermaßen die Beschämung erlebt, daß allerdings da, wo geschlossene katholische Bevölkerungsgruppen bestehn, wie in der Oberlausitz, oder eine stärkere katholische Gruppe lebt, wie in Dresden, einige hundert Stimmen auf den Zählkandidaten fielen, in weitaus den meisten Wahlkreisen aber nur wenige oder auch gar keine, in Leipzig, wo zwei katholische Pfarreien bestehn, von mehr als 38000 Wahlstimmen ganze 214! Wann wird diese provokante Torheit, die dem Katholizismus nur schadet, endlich aufhören! Und doch, trotz aller Wahlerfolge, der Riß im Turme des Zentrums ist da. Die „Intellektuellen“ am Rhein und in Westfalen sind abgefallen, die natürliche Spaltung zwischen dem rechten aristokratischen und dem linken demokratischen Flügel, die schon bei der Abstimmung vom 13. Dezember nur durch die Unterwerfung des rechten Flügels (Spahn und Graf Ballestrem) unter den Willen des stärkern linken (Erzberger und Roeren) nur mit Mühe zusammengehalten wurden, ist gar nicht mehr zu verbergen, und sie wird, mögen auch jetzt noch bei den Wahlen, eben weil sie Massenwahlen sind, die Zahlen entscheiden, nicht die Intelligenz, weitergehn. Denn schließlich, für den Schutz der kirchlichen Interessen des Katholizismus ist eine politische Partei vollkommen überflüssig geworden, und Lügen haben kurze Beine, auch die dumme Lüge, an die die Agitatoren selbst nicht glauben, daß ein neuer Kulturkampf bevorstehe, wenn die einfältigen Wähler nicht den Zentrumsmann wählen würden. Und nichts ist mehr zu wünschen als die Heranziehung auch der katholischen Deutschen zur nationalen Arbeit.

Sieht man auf die Haltung der Sozialdemokratie, so hat man wie immer den halb erheiternden, halb widerwärtigen Eindruck, als ob da ein Stamm von Rothäuten aus Coopers Lederstrumpf auf dem Kriegspfade sei und mit rollenden Augen und wütenden Gebärden, den Tomahawk in der Faust und nach dem Skalp des Feindes lüstern auf den Todfeind heranstürme, nicht im friedlichen Wahlkampf mit den Söhnen des eignen Volkes sich messen wolle. Denn was sozialdemokratische Redner, Zeitungen und Aufrufe an frecher Verdrehung oder Ableugnung von Tatsachen, an rohen Beschimpfungen des Gegners, in Verhöhnung alles vaterländischen Interesses und Gefühls und jeder nationalen Gemeinschaft geleistet haben, das stellt dem gerühmten Berufe der Sozialdemokratie zur Volkserziehung das allerschlechteste Zeugnis aus. Aber auch

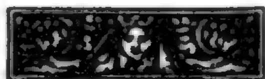
hier ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eine Partei, die nur von der öden Negation alles Bestehenden lebt, die an allen sozialen Reformen ihre Mitarbeit verweigert und niemals auch nur ein Wort der Anerkennung für alles das gehabt hat, was ohne sie und gegen sie zustande gekommen ist, die alles nationalen Empfindens bar ist und nur einen Gedanken kennt, die Masse der deutschen Arbeiterschaft zum einseitigen Klassenbewußtsein zu erziehen, also in die unheilvolle, jämmerliche Zeit ständischer Gegensätze zurückzulenken und sich dabei immer an die schlechten Eigenschaften des Menschen wendet, an Haß, Neid und Begehrlichkeit, und die guten, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Treue, Gottesfurcht planmäßig mit allen Mitteln der Lüge und der Aufhetzung auszurotten strebt, die hat keine Zukunft. Und schon jetzt hat sie die empfindliche Lehre empfangen, daß sich ihre Mitläufer in Scharen von ihr abwenden, denn schließlich lassen sich die deutschen Arbeiter zwar verführen, solange sie wähnen, jene Agitatoren seien ihre natürlichen Vertreter, aber sie sind keine Idioten, die auf die Dauer als blöde Herde den Leithammeln nachlaufen, in den sozialdemokratischen Zwangsstaat hinein, ins eigne Verderben, Zielen zu, die bei jedem Wahlkampfe sorgfältig verschleiert werden. Nicht die deutsche Arbeiterschaft ist am 25. Januar besiegt worden, sondern die paar hundert Leute, die sich als ihre Führer aufspielen.

Zu lernen aber haben alle Parteien von diesen Wahlen, auch die nationalen. Niemand verlangt, daß sie ihre Prinzipien und ihre Sonderinteressen aufgeben, aber sie müssen sie beugen unter das Interesse der Gesamtheit. Die praktische Politik wird nicht von Prinzipien gemacht, sondern in Kompromissen. Keine der großen Parteien kann verlangen, daß das Reich allein in ihrem Interesse regiert werde, auch die Liberalen nicht. Soeben haben die Konservativen ihnen bewiesen, daß sie einer stattlichen Reihe von Wahlkreisen ganz sicher sind, daß also die agrarischen Interessen und konservativen Gedanken, Gott sei Dank! noch einen recht ansehnlichen Teil der Nation beherrschen. Sie können und müssen verlangen, daß das liberale Bürgertum ihre Interessen und ihre Traditionen nicht als etwas Unberechtigtes behandelt, sondern sie versteht und achtet, wie dieses das für die seinigen von jenen Kreisen verlangt, daß es nicht immer von rückständigem und hochmütigem oder beschränktem Junkertum redet. Die soziale Schicht, die künftig herrschen soll, kann und soll weder die eine noch die andre Interessengruppe allein sein, sie soll sich vielmehr aus beiden Ständen zusammensetzen. Und auch das muß der Liberalismus lernen, wo er es unter dem Einfluß eines abgewirtschafteten Materialismus und eines impotenten Pessimismus verlernt hat, daß die Religion eine lebendige Macht ist und bleiben muß, daß ein religionsloses Volk seinem Verderben entgegengeht, und daß es nicht wohlgetan ist, in dem atheistischen Frankreich, das soeben nicht an der Befreiung von der römischen Kirche, sondern an der Entchristlichung des Volkes arbeitet, ein nachahmungswertes Vorbild zu sehen. Und wie die Kirche, so muß der Liberalismus auch die Monarchie, nicht das englische Schattenkönigtum, dessen Träger zwar trotz aller Parlamentsherrschaft großen Einfluß haben kann, aber nicht regiert, sondern die bei uns historisch gewordne, lebendige, persönliche Monarchie mit ihrem tiefen

Verantwortlichkeitsgefühl als eine traditionelle, wohltätige, staatenbildende Macht begreifen und darf sich nicht herausnehmen, sie nach fremden, undeutschen Anschauungen entsprungnen Vorurteilen modeln zu wollen. Das Reich wird sein mit einem lebendigen Kaisertum, oder es wird gar nicht sein. Verschwinden muß vollends die ekle Simplicissimusstimmung, die alles Ehrwürdige, alles Hohe in den Kot zerrt und dabei behauptet, den echt nationalen Geist zu fördern. Wenn wir aber im Innern von den nationalen Parteien gegenseitige Achtung verlangen, so fordern wir in allen Fragen, bei denen es sich um die Macht und das Ansehen des Reiches handelt, daß sie hier einheitlich zusammenstehn und der Reichsregierung eine feste Mehrheit gewähren ohne „Kuhhandel". Der soeben errungne, immerhin noch recht bescheidne Wahlerfolg darf nicht zu einem nur vorübergehenden Aufflackern nationaler Gesinnung führen, wie wohl sonst; wenn der Liberalismus mitregieren will, so muß er regierungsfähig sein.

Das alles sind Forderungen jener großen, nur nicht organisierten, dem Parteitreiben vielmehr abgeneigten Partei der vernünftigen Leute, deren Organ die Grenzboten immer gewesen sind. Sie möchten das auch in Zukunft bleiben und immer mehr werden. Ohne einer der bestehenden Parteien zu dienen, möchten sie allen denen dienen, die das Vaterland über jede politische oder kirchliche Partei stellen, denen die Ehre und das Ansehen und die innere Einheit der Nation durch das Zusammenwirken aller ihrer Elemente über alles geht, die festhalten an der Monarchie, an den alten gesunden sittlichen Grundlagen alles Kulturlebens. Für alle diese wollen sie ein Sammelpunkt sein, um hinauszuwirken in weite Kreise unter der alten Losung:

„Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu beschützen." *



Das Mexiko des Porfirio Diaz

ir Deutschen stecken noch tief in den politischen Kinderschuhen und gewöhnen uns nur langsam und zaghaft daran, daß wir ein großer Staat geworden sind, dessen Angehörige ganz andre nationale Pflichten haben als in den Zeiten vor der Reichsgründung. War es früher verständlich, daß sich die öffentliche Meinung in Deutschland nach der jahrhundertelang währenden Abhängigkeit vom Auslande für auswärtige Politik nur wenig oder gar nicht interessierte, so ist es jetzt nach der glorreichen Bismarckischen Zeit, die doch alle leitenden Männer mitgemacht haben, geradezu unverständlich, daß sich die deutsche Nation fast gar nicht um die auswärtige Politik und um die politische Entwicklung der andern Staaten kümmert. Das ist aber doppelt verhängnisvoll in einem Augenblick, wo die außereuropäischen Mächte zum erstenmal in der Weltgeschichte einen von Tag zu Tag wachsenden Einfluß auf die Weltpolitik zu nehmen begonnen haben. Die Zeiten, wo nur der Lauf der Dinge in Europa

unsre Aufmerksamkeit verdiente, sind für immer entschwunden. Japans Siegeslaufbahn hat alle Welt mit Staunen verfolgt. Die Vereinigten Staaten von Amerika nehmen unter ihrem genialen Präsidenten Roosevelt immer regern Anteil an der Weltpolitik, und daneben sind andre Nationen in schnellem wirtschaftlichem und politischem Emporblühen begriffen, die vor einigen Jahren überhaupt noch keine Rolle auf der Weltbühne spielten und zu der großen Zahl interessanter Länder gehörten, von denen man nur als Briefmarkensammler oder auf der Schulbank etwas gehört hatte. Und doch wird unsre Zukunft mehr oder weniger davon abhängen, wie weit es uns gelingt, zu diesen Ländern gute Beziehungen zu erhalten. In Südamerika sind es Chile, Brasilien und Argentinien, von denen wir eine genaue Kenntnis haben müßten, und in Nordamerika sind nicht nur Kanada und die Union für uns von der größten Wichtigkeit, sondern auch Mexiko.

Ein Blick auf die Weltkarte, wo alle Länder in demselben Maßstabe dargestellt sind, zeigt uns, daß Mexiko ungefähr viermal so groß ist als das Deutsche Reich, und dabei ist Mexiko jetzt nur halb so groß, als es früher war, hat es doch nach dem unglücklichen Kriege mit den Vereinigten Staaten von Amerika im Frieden von Guadelupe im Jahre 1848 von seinen ihm damals gehörenden 216 000 Quadratmeilen 110 000 Quadratmeilen an diese Schwesterrepublik abtreten müssen. Die Bevölkerung Mexikos beträgt 18 Millionen Einwohner, kommt also der Spaniens gleich und wird sie bei dem viel schnellern Wachstum bald bedeutend übertreffen. Aller Voraussicht nach wird Mexiko in absehbarer Zeit sein Mutterland wirtschaftlich noch in ganz andrer Weise in den Schatten stellen als die Vereinigten Staaten England. Mexiko hat in dreißig Jahren das nachgeholt, was sich Europa im Laufe von Jahrhunderten errungen hatte, und wenn natürlich auch die allgemeine Bildung nicht annähernd mit der deutschen verglichen werden kann, so sind doch die wirtschaftliche Kraft, das Verkehrswesen und vor allem der auswärtige Kredit des Landes auf eine Höhe gebracht worden, die sehr wohl einen Vergleich mit europäischen Verhältnissen aushält.

Und dies alles ist das Werk eines einzigen Mannes, der sein dreihundert Jahre hindurch von den Spaniern ausgesognes und dann sechzig Jahre lang von Bürgerkrieg und fremden Invasionen zerfleischtes Vaterland mit der Macht des Genius in moderne Kulturbahnen gelenkt und aus dem Chaos eines wirtschaftlich und politisch zerrütteten Landes einen Musterstaat geschaffen hat, der allen andern amerikanischen Republiken zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß soeben die erste Biographie dieses seltnen Mannes, die auf seinen eignen Tagebuchaufzeichnungen beruht, in deutscher Übersetzung erschienen ist. Das Werk führt den Titel: Alec Tweedie, Porfirio Diaz, der Schöpfer des heutigen Mexiko (Berlin, B. Behrs Verlag, 1906). Die Verfasserin ist eine Engländerin, die sich zweimal längere Zeit in Mexiko aufgehalten hat und schon ein andres, weniger bedeutendes Werk über Mexiko veröffentlicht hat. Das vorliegende Buch verdient wegen der persönlichen Aufzeichnungen des Präsidenten Diaz große Beachtung. Diese sind so neu und

so ungemein lehrreich für die Entwicklung des modernen Mexiko, daß das Buch sicher auch in Deutschland die weiteste Verbreitung finden wird, wenn es näher bekannt geworden ist.

Mit Recht geht die Verfasserin davon aus, daß sich zu der Zeit, wo Porfirio Diaz am 15. Dezember 1830 geboren wurde, die Nachwirkungen der spanischen Unterdrückung noch geltend machten. Was aus Mexiko geworden wäre, wenn die fanatischen Spanier nicht die hohe Aztekenkultur in Stücke geschlagen und Tausende von Mexikanern dem Feuertode der Inquisition überliefert hätten, ist gar nicht auszudenken. Alexander von Humboldt, der wissenschaftliche Entdecker Mexikos, der dort wie ein Nationalheros verehrt wird, hat in seinem berühmten Traité politique sur la Nouvelle Espagne darauf hingewiesen, daß der noch jetzt vorhandne Steinblock mit dem eingemeißelten Kalender die genaueste Kenntnis der Einteilung des Jahres durch die Azteken beweist, daß die vier Seiten der mexikanischen Tempelpyramiden fast genau nach den vier Kardinalpunkten des Kompasses gerichtet sind, und daß die wenigen von den Spaniern nicht verbrannten Hieroglyphenaufzeichnungen auf einen hohen Kulturgrad schließen lassen. Die Spanier haben diese Kultur in der erbarmungslosesten Weise ausgerottet und die ganze mexikanische Bevölkerung zu Sklaven herabgewürdigt. Kein Wunder, daß der Charakter der Mexikaner, wie er sich in den Revolutionen während der Jugendzeit von Porfirio Diaz zeigte, das Produkt der spanischen Vergewaltigung war: listig, grausam, unstet, zur Verräterei neigend, trotz persönlichen Mutes, und politisch völlig unfähig.

Den ersten aktiven Anteil an der Revolution nahm der auf dem römisch-katholischen Seminar erzogne und später zum Rechtsstudium übergetretne junge Diaz am 1. Dezember 1854. Der damalige Direktor der mexikanischen Republik, General Santa Anna, wollte, dem Beispiel Napoleons des Dritten folgend, durch eine Volksabstimmung entscheiden lassen, daß er auch fernerhin die höchste Gewalt in Händen behielte. Alle Studenten stimmten unter dem Druck ihrer Professoren dafür, aber Diaz stimmte gegen Santa Anna und für den General Alvarez, das Haupt der Revolutionspartei. Man wollte Diaz verhaften, aber er entzog sich seiner Festnahme durch die Flucht, sammelte einige verwegne Altersgenossen um sich und brachte einer Regierungstruppe in einem Engpaß durch Steinlawinen Verluste bei. „Das war mein erstes Gefecht", schrieb er in sein Tagebuch. Hernach kämpfte Diaz für die Reformgesetze des Benito Juarez gegen die Kirche und unterstützte als Hauptmann in der Armee die Wahl des Juarez zum Präsidenten der Republik, 1857. Zwei Jahre darauf wurde Juarez von den Vereinigten Staaten als rechtmäßiger konstitutioneller Präsident von Mexiko anerkannt. Diaz wurde der wichtige Posten eines Gouverneurs und Militärkommandanten des Distrikts Tehuantepec übertragen. Unglaublich waren die Strapazen, die Diaz während der Revolutionskriege zu erdulden hatte. Fast immer mußte im Freien biwakiert werden, die Verpflegung war höchst mangelhaft, und die Heilung der Wunden kaum möglich. Zweimal erhielt Diaz eine gefährliche Schußwunde. Die eine Kugel hatte er ein Jahr und acht Monate mit sich herumtragen müssen. Sie hatte ihm

dauernd Beschwerden, oft großen Schmerz verursacht, ihn aber nicht gehindert, an sechs oder sieben Gefechten teilzunehmen. Die militärische Karriere von Diaz war infolge seiner glänzenden Waffentaten ungemein schnell. Schon im Jahre 1860 beförderte ihn Juarez zum Obersten der mexikanischen Armee, 1861 zum Brigadegeneral, 1863 zum Divisionsgeneral, der höchsten Charge der mexikanischen Armee. Im Jahre 1861 wurde er zum Abgeordneten des Kongresses gewählt. Während der französischen Okkupation und der Kaiserzeit Maximilians hat Diaz wie ein Löwe für die republikanische Sache gekämpft und sich besonders bei den Verteidigungen von Puebla und Oaxaca ausgezeichnet; schließlich mußte er sich aber der Übermacht ergeben, da er keinen Entsatz erhielt, wurde gefangen genommen, entfloh nach neunmonatiger Haft, sammelte die republikanischen Scharen und trat den Franzosen wieder im Felde entgegen. Die Schilderung dieser Episode in dem Diazschen Tagebuche ist von einer fabelhaften Lebendigkeit und Anschaulichkeit und liefert den Beweis, daß Diaz auch als Schriftsteller besonders begabt ist. Eine edle nationale Begeisterung durchweht alle seine Schilderungen von den Kämpfen für Mexikos Freiheit.

Mit dramatischer Wucht wird die Tragödie des Kaisers Maximilian geschildert. Der Anfang seiner Regierung war nicht ungünstig. Die blonde Heldengestalt des Kaisers und die elegante Erscheinung der Kaiserin Charlotte machten auf die Mexikaner einen begeisternden Eindruck, und alles wäre wohl anders gekommen, wenn Napoleon der Dritte sein Wort gehalten, und wenn der Kaiser bessere Ratgeber gehabt hätte. In dem Tweedieschen Werke wird dies auch im allgemeinen richtig hervorgehoben, aber der Hauptfehler, den Maximilian machte, wird nicht erwähnt. Er hatte es in der Hand, den römischen Klerus, der durch die mexikanischen Reformgesetze fast das gesamte Kirchenvermögen verloren hatte, durch Milderung dieser Gesetze an sich zu fesseln und auf diese Weise die von den Priestern damals stark beeinflußten Indianer für sich zu gewinnen. Statt dessen stützte sich Maximilian auf Republikaner, die ihre Partei verräterischerweise verlassen hatten, tat nichts für die Indianer und stieß den Klerus vor den Kopf. Erst als es zu spät war, und die Franzosen das Land schon wieder verlassen hatten, suchte er die Geistlichkeit durch Versprechungen an sich zu fesseln, und auch hier war er mehr der Geschobne als der Schiebende. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte Maximilian nicht im letzten Moment seine Abreise nach Europa aufgegeben, wenn ihm nicht die Klerikalen Geld und Truppen versprochen hätten. In Wahrheit belief sich diese Beihilfe, wie Mrs. Tweedie richtig angibt, auf 50000 Pesos.

Die Peripetie für Maximilian trat ein mit dem Siege der amerikanischen Nordstaaten über die Südstaaten und mit dem verhängnisvollen Erlaß, den der Kaiser am 3. Oktober 1865 gegen die Republikaner veröffentlichen ließ. In dem Erlaß hieß es: „Fortan wird der Kampf nicht länger zwischen zwei sich einander feindlich gegenüberstehenden Regierungssystemen geführt, sondern zwischen dem durch den Willen des Volkes gegründeten Kaiserreiche und zwischen Verbrechern und Banditen, die das Land unsicher machen.“ Tatsächlich wurde

aber Juarez von der Union nach wie vor als rechtmäßiges Oberhaupt des Landes anerkannt, hatte weder das Land verlassen noch die Regierung aufgelöst. Die von ihm ernannten Befehlshaber als „Verbrecher und Banditen" zu bezeichnen, war deshalb ein grober Mißgriff. Als dann aber verschiedne höhere Offiziere der Republikaner gefangen genommen und auf Grund des Erlasses binnen vierundzwanzig Stunden kriegsrechtlich erschossen wurden, flammte die Entrüstung über dieses barbarische Vorgehn der kaiserlichen Regierung im ganzen Lande auf und entfremdete Maximilian die wenigen Anhänger, die er damals noch hatte. In einem an Bazaine kurz vor dessen Abreise gerichteten Briefe vom 21. Oktober 1866 gibt der Kaiser seinen Irrtum auch unumwunden zu, indem er schreibt: „Drei Punkte lasten schwer auf mir, und ich wünsche mich von der drückenden Verantwortlichkeit zu befreien.

Erstens: Politische Verbrecher sollen nicht mehr dem Urteil des Kriegsgerichts unterworfen werden.

Zweitens: Der Erlaß vom 3. Oktober soll sofort aufgehoben werden.

Drittens: Niemand soll seiner politischen Ansicht wegen verfolgt, und alle Feindseligkeiten sollen eingestellt werden."

Zu spät! Die Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges machte die Streitkräfte der für Juarez günstig gesinnten Nordstaaten für eine etwaige Aktion gegen Maximilian und das französische Okkupationsheer frei. Eine Beobachtungsarmee wurde, als man in Washington die Nachrichten von den in Maximilians Namen vorgenommnen Füsilierungen erhalten hatte, an die mexikanische Grenze entsandt, und zugleich wurde Napoleon durch eine energische diplomatische Note aufgefordert, seine Truppen zurückzuberufen. Napoleon, der sich in dem Vertrage von Miramare verpflichtet hatte, sechs Jahre lang in Mexiko fünfundzwanzigtausend Mann zu unterhalten, setzte sich mit souveräner Verachtung über die ihn bindenden Abmachungen hinweg und rief alle Truppen zurück, nachdem sie noch nicht zwei volle Jahre auf mexikanischem Boden gewesen waren. Auch die Reise der Kaiserin Charlotte nach Paris vermochte hieran nichts zu ändern.

Eine geradezu erbärmliche Rolle spielte aber nach den Aufzeichnungen des Generals Diaz der französische Oberbefehlshaber Marschall Bazaine. Dieser bot Diaz, dem in offnem Felde gegen Maximilian stehenden General, die noch vorrätige wertvolle Ausrüstung der französischen Truppen zu lächerlich geringem Preise an, nämlich zu einem Dollar für jede Muskete oder eine Drillichuniform mit Stiefeln. Don Porfirio war aber noch schlauer als der abgefeimte Franzose, entnahm aus dem Anerbieten Bazaines, daß die Franzosen keine Transportmittel hatten, um die Ausrüstungsgegenstände mitzunehmen, und erklärte in einem weit verbreiteten Rundschreiben alles, was die Franzosen unter irgendeinem Vorwande in Mexiko zurücklassen würden, für Kriegskonterbande. Der Erfolg war so bedeutend, daß Diaz mehrere tausend Mann mit der in seine Hände gefallnen Ausrüstung der abgezognen Franzosen uniformieren, bewaffnen und mit Munition versehen konnte.

Schon vor der Heimbeförderung der französischen Invasionsarmee hatte Diaz mit seinem immer stärker gewordnen Heere die Staaten Chiapas, Tlaxcala und Oaxaca für die Republikaner zurückerobert und sich besonders bei der Befreiung seiner Vaterstadt Oaxaca ausgezeichnet. Sobald die Franzosen abgezogen waren, rückte Diaz gegen die Hauptstadt Mexiko vor, während sich Escobedo gegen Queretaro wandte, wo Maximilian mit dem Reste seiner Truppen eingeschlossen wurde. Diaz eroberte auf dem Marsche zunächst Puebla, das er früher zweimal gegen die Franzosen verteidigt hatte und deshalb genau kannte. Am 2. April 1867 erfolgte die Erstürmung der Stadt. Diaz machte einen Scheinangriff auf die feindlichen Verschanzungen bei dem Kloster El Carmen, wodurch es ihm gelang, die Hauptmacht der Kaiserlichen dorthin zu ziehen. Der gleichzeitige Angriff von vierzehn Sturmkolonnen lieferte dann die an den andern Stellen nur schwach verteidigte Stadt in seine Hände. Die Proklamation an die siegreichen Truppen zeigt eine der hervortretendsten Charaktereigenschaften des Generals, die Mäßigung. Er ruft seinen Soldaten zu: „Fremde Eroberer und Bedrücker werden ein Land meiden, dessen Söhne unerschrocken in der Schlacht, mäßig im Siege sind. Puebla bewundert eure Tapferkeit und zollt euch Dank für eure bewiesene gute Mannszucht."

Diaz war in der Tat der erste republikanische Heerführer Mexikos, der seinen Truppen keinerlei Raub oder Beschädigung von Privateigentum gestattete und jede Übertretung seiner hierüber gegebnen Befehle rücksichtslos ahndete. Mrs. Tweedie erzählt, daß er überall an Mauern, Bäumen und Zäunen folgendes Plakat anschlagen ließ: „Jeder, der etwas im Werte von 25 Centavos (etwa 50 Pfennig) aufwärts stiehlt, wird gehängt", und daß diese Order strikt befolgt wurde, wenn ein Soldat des Diebstahls überführt worden war. Diese eiserne Disziplin ist doppelt anerkennenswert, wenn man die ungeheuern Schwierigkeiten bedenkt, mit denen Diaz bei der Verpflegung seiner Truppen zu kämpfen hatte. Monatelang war er oft von jeder Verbindung mit der Regierung des Juarez abgeschnitten, erhielt weder Geld noch Proviant nachgesandt. Die Offiziere bekamen schließlich überhaupt keinen Sold mehr, die Soldaten begnügten sich mit einer täglichen Löhnung von 12 Centavos (etwa 24 Pfennig). Bescheiden bemerkt Diaz in seinem Tagebuche: „Aus allen Städten werden mir Leute angeboten, aber da ich keine Mittel habe, um ein großes Heer zu unterhalten, so begnüge ich mit einem kleinen tauglichen." Zuletzt waren es aber doch 21000 Mann, die er gesammelt hatte. Jedenfalls beweisen der Verzicht der Offiziere auf jeden Sold und die Zufriedenheit der Soldaten mit einer so geringen Löhnung ein selten hohes Maß von selbstverleugnender Vaterlandsliebe, werden doch bei allen europäischen Heeren noch jetzt im Kriegsfalle immer doppelte Löhnungen gezahlt.

Eine andre spezifisch mexikanische Eigenschaft erwähnt Mrs. Tweedie nicht, und doch hat Diaz ihr einen großen Teil seiner Erfolge in den vielen Gefechten zu verdanken gehabt. Die Marschleistung der mexikanischen Soldaten ist nämlich mehr als doppelt so groß wie die der europäischen Soldaten. Der Indianer, der größere Strecken zurückzulegen hat, geht nicht, sondern läuft in

einem kurzen Dauertrab, auch wenn er Lasten von einem halben Zentner und darüber auf dem Rücken hat. Das kann man noch heute täglich in Mexiko beobachten, wenn man die Indianer an den Markttagen mit ihren Produkten aus oft vierzig und fünfzig Kilometer entfernten Orten in die Stadt laufen sieht. Im Kriege gab diese Beweglichkeit seiner Truppen Diaz die Möglichkeit, sowie er die Anwesenheit einer feindlichen Abteilung an einem bestimmten Punkte erfahren hatte, sich in Eilmärschen auf ihn zu werfen, ehe von den nur halb so schnell marschierenden Franzosen Hilfe gebracht werden konnte.

Von Puebla aus rückte Diaz gegen die Hauptstadt Mexiko und schlug auf dem Wege dahin den kaiserlichen General Marquez, der unter Mißachtung der ihm von Maximilian gegebnen Befehle nicht mit Ersatztruppen nach Queretaro, sondern nach Puebla marschiert war, ohne zu wissen, daß dieses schon von Diaz eingenommen war. Marquez zog mit seinen Truppen in die Hauptstadt zurück, und kurz darauf begann die Belagerung durch Diaz, die ihr Ende erst erreichte, nachdem die Würfel in Queretaro schon zuungunsten des unglücklichen Habsburgers gefallen waren, und dieser mit dem Tode für die kurze Kaiserherrlichkeit hatte büßen müssen.

Die Verfasserin vermeidet es, die Frage zu ventilieren, was mit Maximilian geschehen wäre, wenn er in der Hauptstadt geblieben und sich an Diaz ergeben hätte und nicht in die Hände des rohen und blutdürstigen Escobedo gefallen wäre. Und doch liegt diese Frage bei den aus dem Werke so schön hervorleuchtenden Charaktereigenschaften des Generals sehr nahe. Immer wieder hat Diaz seine Mäßigung, von der schon oben ein Beispiel angeführt wurde, bewiesen. Als er schon die Nachricht erhalten hatte, daß Escobedo am 15. Mai 1867 in Queretaro eingezogen war, machte er dem in Mexiko eingeschlossenen Marquez noch den Vorschlag, alle Waffen und Munition abzuliefern und sich mit seinen Truppen, Offizieren und den ausländischen Beamten in Vera Cruz nach Österreich einzuschiffen. Und als Diaz Mexiko eingenommen hatte, erlaubte er dem österreichischem Befehlshaber Prinz Khevenhüller seine Waffen und den Oberbefehl über die österreichischen Truppen noch drei Tage zu behalten und sich dann nach Ablieferung der Waffen mit seinen Leuten nach Europa zu begeben. Diaz hat Maximilian, wie er auch Mrs. Tweedie erzählt hat, nie gesehen, aber ihr gesagt: „Er hat mir von Herzen leid getan.“ Es ist nach diesen Worten kaum anzunehmen, daß er so wie Escobedo an dem Kaiser gehandelt hätte.

Durch die Verräterei des kaiserlichen Stabsoffiziers Miguel Lopez war Queretaro nach einer vom 12. März bis 15. Mai währenden Belagerung in die Hände Escobedos gefallen. Interessant und neu ist die auf einer Erzählung des bei der Erstürmung beteiligten Obersten José Rincon Gallardo beruhende Version, wonach dieser den Kaiser hätte retten wollen, indem er seinen Truppen bei der Annäherung Maximilians und eines Begleiters zugerufen hätte: Laßt sie durch, sie sind Bürger. Immerhin ist es möglich, daß es unter Escobedos Offizieren einige gab, die eine Flucht des Kaisers gern gesehen hätten, aber diese Bestrebungen scheiterten an dem unerschütterlichen

Willen Maximilians. Bekannt ist, was die Verfasserin aber nicht hervorhebt, daß der Kaiser zu Beginn seiner Gefangenschaft fast gar nicht bewacht war und ohne Zweifel hätte entfliehen können. Die schärfere von Escobedo persönlich angeordnete Bewachung, bei der sich ein Wächter sogar in dem Zimmer Maximilians aufhalten mußte, trat erst ein, als die Versuche der Prinzessin Salm, den Kaiser zu befreien, bekannt geworden waren. Daß das Kriegsgericht Maximilian nur infolge des Befehls Escobedos verurteilte, ist ebenfalls bekannt. Nicht genügend hervorgehoben hat Mrs. Tweedie die seltne Aufopferung, die der preußische Gesandte Baron Magnus für den Kaiser an den Tag legte. Er war der einzige Diplomat, dem Diaz erlaubte, Mexiko zu verlassen und sich nach Queretaro zu begeben. Hier sprach er Escobedo und sah sofort, daß dieser zum Äußersten entschlossen war, eilte infolgedessen in das weit nördlich liegende San Luis Potosi, wo Juarez weilte, und erreichte von diesem einen Aufschub des Todesurteils um drei Tage. Inzwischen hatten die Damen von Queretaro ein langes telegraphisches Gnadengesuch an Juarez gerichtet, aber dieser wagte nicht das kriegsgerichtliche Urteil zu mildern. Am 19. Juni wurde der Kaiser zusammen mit den Generalen Miramon und Mejia erschossen. Um die Leiche Maximilians entspann sich ein Kampf zwischen Baron Magnus und Escobedo, da dieser offenbar die Leiche als Faustpfand bei etwaigen Verhandlungen mit Österreich behalten wollte, aber schließlich gelang es dem preußischen Gesandten doch, die Leiche zu erhalten, die dann sofort von zwei speziell dazu von ihm nach Queretaro gerufnen Ärzten einbalsamiert und im Kloster San Teresita bei Queretaro provisorisch beigesetzt wurde. Erst nach langen Verhandlungen wurde die Leiche von Mexiko herausgegeben und dann in Wien in der Kapuzinergruft zur letzten Ruhe bestattet.

Diaz, der nach der Einnahme Mexikos auf der Höhe seiner militärischen Erfolge stand, nahm im Mai 1868 zur allgemeinen Überraschung den Abschied und zog sich auf das ihm von seiner Vaterstadt Oaxaca geschenkte Landgut La Noria zurück. Hier widmete er sich mit demselben Feuereifer, den er bisher als Soldat gezeigt hatte, der Landwirtschaft und erwarb sich die praktischen Kenntnisse, die nachher bei der wirtschaftlichen Erschließung seines Vaterlandes so glänzend verwertet wurden. Hunderte von Konzessionen für Bewässerungsanlagen sind später von der Bundesregierung und den einzelnen Staatenregierungen in der Zeit der Präsidentschaft von Diaz erteilt worden, weil er damals erkannt hatte, daß die mexikanische Landwirtschaft nur durch Ausnutzung alles im Lande vorhandnen Wassers bei der Abnormität des dortigen Tropen- und Höhenklimas vorwärts kommen und die für die Einwohner notwendigen Lebensmittel liefern könne. Der Hauptgrund, der Diaz veranlaßte, sich ins Privatleben zurückzuziehen, war das immer gespannter gewordne Verhältnis zu dem Präsidenten Juarez. Im August 1867 war Juarez durch eine konstitutionelle Wahl auf vier Jahre als Präsident der Republik bestätigt worden. Als er im Jahre 1871 die Absicht zeigte, sich wiederum wählen zu lassen und im Oktober tatsächlich gewählt worden war, trat Diaz aus seiner Reserve heraus und erließ am 8. November einen

Protest. Ehe aber noch eine Entscheidung mit den Waffen erfolgte, starb Präsident Juarez am 18. Juli 1872, und an seine Stelle trat auf Grund der damals giltigen Konstitution Lerdo de Tejeda, der Präsident des obersten Gerichtshofes, den Diaz zunächst unterstützte, dann aber infolge der reaktionären Maßnahmen der neuen Regierung erbittert bekämpfte. Zuerst kommandierte er Truppen im Norden der Republik gegen die Generale Lerdos und begab sich dann auf dem Seewege, wobei er nur mit knapper Not dem Tode von Feindeshand entging, nach Vera Cruz und von dort nach Oaxaca, wo es ihm in kürzester Zeit gelang, ein Heer von 4000 Veteranen zu sammeln, die früher unter ihm gedient hatten. In schnellem Siegeszuge besetzte er Puebla und erschien mit seiner inzwischen auf 12000 Mann angewachsnen Macht am 23. November 1876 vor der Hauptstadt. Am nächsten Tage zog er in Mexiko ein und nahm Quartier im Nationalpalast.

Mit diesem Tage begann ein neuer, hochbedeutsamer Abschnitt in der mexikanischen Geschichte. Zweiundfünfzig Staatsoberhäupter hatten nacheinander das Land in den letzten neunundfünfzig Jahren regiert. Wirtschaftlich war Mexiko an den Rand des Verderbens gebracht worden. Politisch war es so zerrissen, daß niemand Aussicht zu haben schien, sich in der Präsidentschaft halten zu können. Da geschah das Unerwartete, wie so oft im Leben der Völker. Diaz war Präsident von 1876 bis 1880, überließ von 1880 bis 1884 die Präsidentschaft seinem Freunde González und ist seit 1884 immer wieder zum Präsidenten gewählt worden, wodurch eine Kontinuität der Regierung geschaffen worden ist, die keine andre Republik aufzuweisen hat.

Der Wahlspruch des Präsidenten, den die Verfasserin leider nicht erwähnt, ist: Wenig Politik, viel Verwaltung. Zunächst handelte es sich darum, Ruhe und Ordnung herzustellen. Als Diaz zur Regierung kam, war die Unsicherheit des Landes so groß, daß Reisende kaum von einem Ort zum andern fahren konnten, ohne unterwegs von Banditen ausgeplündert zu werden. Die Banditen waren dabei oft so unhöflich, daß sie den Ausgeplünderten nicht ein einziges Kleidungsstück ließen, sodaß diese oft nur mit Zeitungen bedeckt am Bestimmungsort aus der Postkutsche herauskrochen. Mrs. Tweedie schildert in richtiger Weise, wie Diaz diesem Banditenwesen in kluger Weise dadurch ein Ende bereitete, daß er sie als Gendarmen (Rurales) mit vorzüglicher Besoldung in den Staatsdienst stellte und mit diesen dann das Land von den Räuberbanden säuberte. Es soll dabei vorgekommen sein, daß er zwei besonders gefährliche Banden engagierte, ohne daß eine dies von der andern erfuhr, und dann beiden den Auftrag gab, die andre abzufangen, wobei sie sich dann fast ganz aufrieben. Daß in den ersten Jahren der Präsidentschaft Don Porfirios sehr viel Blut geflossen ist, übergeht Mrs. Tweedie mit Stillschweigen. Der Erfolg hat dem Präsidenten in so hohem Maße Recht gegeben, daß man mit Sicherheit annehmen kann, daß die heutigen friedlichen Zustände, wo man unbewaffnet durchs ganze Land reisen kann, ohne drakonische Maßnahmen nicht eingetreten wären.

Die genialste Leistung des Präsidenten war aber die systematische Be-

günstigung des fremden Kapitals, mit dessen Hilfe vor allem das große Eisenbahnnetz geschaffen wurde. Diaz fand 567 Kilometer vor, und jetzt erstrecken sich die mexikanischen Eisenbahnen auf 16285 Kilometer. Die Telegraphenlinien wurden von 10000 auf 110000 Kilometer gesteigert. Viele neue Industrien traten ins Leben. Die reichen Wasserkräfte des Landes werden hauptsächlich zur Erzeugung elektrischen Stromes ausgenutzt. Dagegen wird ein Aufschwung der Landwirtschaft erst dann möglich werden, wenn die jetzige Latifundienwirtschaft aufhört und das Land wirklich im Innern kolonisiert wird.

Die ungleiche Verteilung des Grundeigentums ist ein Übel, das sich in Mexiko noch aus der Kolonialzeit erhalten hat, und immer ist die Vereinigung des Territorialbesitzes in nur wenig Händen als der Hauptgrund für die langsame landwirtschaftliche Entwicklung der Republik bezeichnet worden. Die Latifundien werden im allgemeinen ganz extensiv bewirtschaftet, und ihre Besitzer, die in den Hauptstädten ein üppiges Leben führen, sehen nur darauf, auf die Dauer ihres Lebens so viel wie möglich an Renten herauszuschlagen, ohne sich selbst mit der Bewirtschaftung zu befassen, wobei sie an ihre Pächter Bedingungen stellen, die jede Kultur und Verbesserung verhindern. Natürlich gibt es einige glänzende Ausnahmen, wie zum Beispiel den Sohn des Präsidenten Major Porfirio Diaz und den Schwiegersohn Ignacio de la Torre y Mier, die beide Mustergüter bewirtschaften, die den Vergleich mit europäischen aushalten, aber die Mehrzahl der Hacendados scheut die hauptsächlich durch die in dem Klima gebotnen Bewässerungsanlagen entstehenden Ausgaben und tut nichts zur Modernisierung ihrer Betriebe. So kommt es, daß alljährlich noch für ungefähr vier Millionen Pesos Nahrungsmittel aus dem Auslande nach Mexiko eingeführt werden müssen.

Die Haupteinnahmequelle des Landes bildet noch immer der Bergbau, dessen Produktion sich jetzt auf ungefähr 130 Millionen Pesos jährlich beläuft. Bei der Erzgewinnung steht an der ersten Stelle Silber, dann folgen Kupfer, Gold, Blei, Quecksilber und Eisen. Die modernsten Abbaumethoden sind in den mexikanischen Bergwerken eingeführt und haben es ermöglicht, daß die Produktion in nie geahnter Weise vergrößert und verbilligt werden konnte.

Der auswärtige Kredit Mexikos hat sich infolge der steigenden Staatseinnahmen und des unbedingten Vertrauens der internationalen Finanzwelt zu dem Charakter des Präsidenten Diaz sehr gehoben. Während die sechsprozentige Anleihe in den achtziger Jahren zu 54 Prozent notiert wurde, haben Speyer Brothers 1904 eine vierprozentige Staatsanleihe zu 94 Prozent übernommen. Am 1. Mai 1905 ist ein Gesetz in Kraft getreten, wodurch der Goldwert des mexikanischen Peso auf fünfzig amerikanische Cent festgesetzt ist. Dadurch sind endlich die für den Handel so überaus nachteiligen Schwankungen des Wechselkurses des mexikanischen Dollars fast ganz beseitigt und auf ein unbedeutendes Minimum zurückgeführt worden.

Wie für die wirtschaftliche Erstarkung ist Porfirio Diaz aber auch für die Kulturentwicklung seines Landes unablässig tätig gewesen. Jedes Jahr wird die Anzahl der Schulen bedeutend vergrößert. Neben den Volksschulen bestehen höhere

und Fachschulen, auch Fortbildungs- und Arbeiterschulen. Merkwürdigerweise wachsen aber neben den staatlichen Schulen die Klosterschulen wie Pilze aus der Erde, obgleich durch die Verfassung alle Ordensniederlassungen verboten sind.

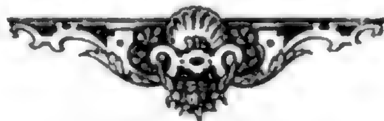
Der jetzt wieder zunehmende klerikale Einfluß scheint von Mrs. Tweedie bei ihren allerdings kurzen Besuchen in Mexiko nicht bemerkt worden zu sein, und doch gibt er genügend Grund zum Nachdenken. Es existieren jetzt allein in der Hauptstadt 35 Männer- und Frauenklöster, im Widerspruch mit den Gesetzen, aber unter stillschweigender Duldung der Regierung. Vor einigen Jahren wurde ein einzigesmal ein solches Kloster und zwar das der Karmeliterinnen aufgehoben, aber man fand nur zwei Nonnen darin, weil die Insassen offenbar rechtzeitig gewarnt worden waren. Auch ein päpstlicher Delegat hat seinen Wohnsitz in einem ihm vom mexikanischen Klerus geschenkten Palast in der Landeshauptstadt genommen und spinnt von dort seine ultramontanen Spinnefäden über das mexikanische Volksleben. Der Grund aller klerikalen Erfolge liegt in der Frömmigkeit der allbeliebten graziösen Doña Carmelita, der jungen Gattin des Präsidenten, die auf den ritterlichen sechsundsiebzigjährigen Gemahl nicht ohne Einfluß ist, ihrerseits aber ganz von der Geistlichkeit abhängt. In andrer Beziehung hat Diaz ihr allerdings unendlich viel zu danken, da sie ihn durch ihre edle Weiblichkeit und feine Geistesbildung erst zu dem weltgewandten, tadellos auftretenden Gentleman gemacht hat, der er jetzt ist, während er vor dieser Ehe den rauhen, in langen Kämpfen verhärteten Krieger nicht verleugnet haben soll. Am 7. November 1906 haben der Präsident und Doña Carmen Romero Rubio de Diaz ihre silberne Hochzeit gefeiert und hierzu auch von unserm Kaiser einen telegraphischen Glückwunsch erhalten.

Die Beziehungen zu Deutschland spielen in der Geschichte Mexikos eine für uns sehr erfreuliche Rolle, sind aber von der englischen Verfasserin selbstverständlich höchst stiefmütterlich behandelt worden. Sie klagt darüber, daß Amerika und Deutschland den ganzen Handel mit Mexiko bekommen habe, und konstatiert, daß der deutsche Handel mit Mexiko noch reißender anwächst als der amerikanische. Tatsächlich sind jetzt fast alle großen Handelsfirmen der Hauptstadt in den Händen von Deutschen. Über dreihundert Millionen deutschen Kapitals arbeiten in Mexiko. Die Deutsch-Südamerikanische Bank besitzt seit Anfang November 1906 eine Filiale dort, und die Deutsche Bank in Berlin ist an dem Banco Mexicano de Comercio é Industria beteiligt. Die Hamburg-Amerika-Linie und die mit ihr in Verbindung stehende Kosmos-Linie haben durch ständige Vermehrung der Schiffahrtsverbindungen und Einstellung neuer Dampfer viel für die Belebung des deutsch-mexikanischen Handels getan. Außerdem hat der weitschauende Generaldirektor Ballin einen Vertrag mit Mr. Stilwell, dem Erbauer der neuen Eisenbahn von Kansas City nach Topolobampo an der pazifischen Küste, und mit den Gould-Linien wegen direkter Beförderung von Waren vom Atlantic zum Pacific und nach und von Japan und China abgeschlossen. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft und die Firma Siemens und Halske haben bedeutende Interessen im Lande. Auch am Bergbau sind die Deutschen beteiligt. Besonders großartig sind die Gruben der Compania

de Peñoles und die Grube El Zopolito. Viele Kaffee-, Zucker- und Getreideplantagen werden von deutschen Eigentümern bewirtschaftet. Eine Musterplantage ist El Triumfo im Staate Chiapas, eine Schöpfung des deutschen Konsuls Rau. Die besten Ärzte der Hauptstadt und auch die Apotheker sind Deutsche.

Präsident Diaz hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seine große Vorliebe für die Deutschen durch Wort und Tat an den Tag zu legen. Die mexikanische Infanterie und Kavallerie sind mit Gewehren der Vereinigten Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken (früher Löwe) und zwar mit demselben Modell wie unser Heer bewaffnet. Alle Stationen Mexikos für drahtlose Telegraphie sind aus Deutschland bezogen und nach dem System Arco-Slaby gebaut. Wiederholt sind mexikanische Offiziere zur preußischen Armee kommandiert worden. Deutsch ist obligatorischer Unterrichtsgegenstand auf der mexikanischen Militärakademie in Chapultepec bei Mexiko. Seiner persönlichen Bewunderung für den Kaiser hat Präsident Diaz vor drei Jahren dadurch Ausdruck gegeben, daß er ihm sein lebensgroßes Ölporträt übersandte, und der Kaiser hat ihm darauf das seinige übermitteln lassen. Besonders gern beteiligt sich aber der Präsident als Zuschauer bei den gemeinsamen Rennen des mexikanischen Offizier-Reitvereins und des unter dem Ehrenprotektorat des Kronprinzen stehenden Deutschen Reitvereins. Der Hamburgische Korrespondent schrieb vor längerer Zeit über eines dieser Wettrennen: „Die Anwesenheit des Präsidenten Diaz und das besonders lebhafte Interesse, das er als schneidiger Soldat diesem hier neuen Ausdruck militärischer Tüchtigkeit entgegenbrachte, verliehen dem ganzen Vorgange eine erhöhte Bedeutung. Der Präsident benutzte in offenbar willkommner Weise die Gelegenheit, der deutschen Kolonie Mexikos wieder einmal seine ehrenden Sympathien zu erweisen; er lud nicht nur den kaiserlichen Geschäftsträger Dr. von Flöckher ein, als Ehrengast an seiner rechten Seite während der mehr als dreistündigen Dauer der Rennen teilzunehmen, sondern verlieh auch in zwanglosen, anerkennenden Worten seiner Sympathie für die Kolonie freundschaftlichen Ausdruck. Es ist dem General Diaz wohl bekannt, daß diese seine Gefühle von uns Deutschen in Mexiko dankbar erwidert werden. Seine militärische Offenheit und die Gediegenheit seines Charakters und seiner Handlungen im öffentlichen und Privatleben sichern ihm ausnahmlos Anerkennung und Verehrung aller deutscher Landsleute.“

Sehr zu wünschen ist, daß sich immer mehr Deutsche diese guten Beziehungen zunutze machen und ihr Kapital dort nutzbringend anlegen. Sie können dies auch ohne jedes Risiko tun, denn Mrs. Tweedie betont mit Recht, daß von einer Okkupation Mexikos durch die Vereinigten Staaten keine Rede sein kann. Sie ist schon deshalb ausgeschlossen, weil das mexikanische Nationalheer dem amerikanischen Söldnerheere numerisch und qualitativ weit überlegen ist.



Bildung und Bildungsmittel der Gegenwart

Von Carl Jentsch

Im siebzehnten Heft (1906) haben wir von dem enzyklopädischen Sammelwerk, das unter dem Titel: Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele, bei B. G. Teubner in Berlin und Leipzig erscheint, den zuerst herausgegebnen Band: Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion angezeigt. Seitdem sind drei weitere Bände erschienen: einer behandelt die orientalischen Literaturen, einer die griechische und die lateinische Literatur und Sprache, und der dritte, der uns vorliegt, trägt den unsers Erachtens nicht ganz passenden Titel: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Im Vorwort beruft sich der Organisator des großartigen Unternehmens, Professor Paul Hinneberg, auf einen Satz in der Festschrift zum Zweihundertjahrsjubiläum der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften: „Wir sind es müde, bloß Stoffe zu sammeln, wir wollen geistig des Materials Herr werden; wir wollen hindurchdringen durch die Einzelheiten zu dem, was doch der Zweck der Wissenschaft ist: zu einer allgemeinen großen Weltanschauung." Ein Rezensent des Bandes bemerkt: die fehle auch hier; so vortrefflich darum auch die einzelnen Abhandlungen seien, in Beziehung auf den angegebnen Zweck leiste dieses Sammelwerk nicht mehr als jede beliebige Realenzyklopädie. Das heißt denn doch den Zweck gründlich mißverstehen. Daß es nicht die Absicht des Unternehmens sein könne, in unsrer gärenden Zeit, die alle alten scheinbar feststehenden Begriffe in Fluß gebracht hat, und die auf allen Gebieten nach Neubildungen ringt, dem Publikum eine in sich geschlossene Weltanschauung aufzudrängen (die doch nichts andres sein könnte als ein Kirchendogma oder ein einseitiges philosophisches System), das sagt Hinneberg ausdrücklich. Es handelt sich nur darum, die modernen Kulturgebiete und Kulturzweige so darzustellen, daß man ihre Geschichte, ihren gegenwärtigen Stand und ihre mutmaßlichen oder zu erstrebenden Ziele überschaut und Einblick in ihren innerlichen organischen Zusammenhang gewinnt. Das kann kein aus Zehntausenden von alphabetisch geordneten Artikeln bestehendes Reallexikon leisten, „Die Kultur der Gegenwart" aber leistet es. Daß sie sich keine dogmatischen Entscheidungen anmaßt, weder im theistischen noch im atheistischen, weder im pessimistischen noch im optimistischen Sinne, wird ihr jeder billig Denkende als hohen Vorzug anrechnen. Und Hinneberg hat in der

Auswahl der Mitarbeiter eine glückliche Hand gehabt. Sie sind nicht auf ein gemeinsames Dogma oder Evangelium eingeschworen, etwa auf das Nietzschische oder Haeckelsche oder Tolstoische oder Marxische oder das von Männern wie Treitschke, aber sie stimmen allesamt darin überein, daß sie alles Exzentrische, übertrieben Einseitige ablehnen und sich zu gesunden Ansichten bekennen. Wir wollen das an einigen ihrer Aussprüche zeigen und schicken nur voraus, daß der Band (der geheftet 16, in Leinwand gebunden 18 Mark kostet) in achtzehn Abhandlungen folgende Themata behandelt: das Wesen der Kultur; das moderne Bildungswesen; die wichtigsten Bildungsmittel: Schulen (Volksschule, Knaben-, Mädchenschulen, Fach- und Fortbildungsschulen, geistes- und naturwissenschaftliche Hochschulen), Museen, Ausstellungen, Musik, Theater, Zeitungswesen, das Buch, die Bibliotheken; die Organisation der Wissenschaft.

In dem Essay über das Wesen der Kultur kommt Wilhelm Lexis natürlich auch auf die Rassenfrage zu sprechen. Als unzweifelhaftes Rassenmerkmal erkennt er nur die Farbe an. Von den Völkerfamilien, die die weiße Rasse ausmachen, sagt er, ihre körperlichen Unterschiede seien nicht derart, daß man berechtigt wäre, von verschiednen Rassen zu reden. „Die beiden wichtigsten Völkerfamilien der weißen Rasse sind die arische und die semitische, von denen jede wieder in mehrere Zweige zerlegt ist. Ihre Bedeutung für die allgemeine Kulturentwicklung gegeneinander abzuwägen ist hier nicht die Aufgabe, und in wirklich wissenschaftlichem Sinne läßt sich diese Frage wohl überhaupt nicht beantworten. Semiten und Arier haben seit Jahrtausenden zur Ausbildung der als eine geschichtliche Einheit erscheinenden orientalisch-europäischen Kultur zusammengewirkt, und zwar haben die semitischen Völker, denen sich auch die Ägypter zunächst anschlossen, zeitlich den Vortritt gehabt.“ Von der sozialen Frage meint er, daß sie etwas durchaus neues sei. Denn es handle sich heute nicht um den alten Gegensatz von Arm und Reich, auch nicht um den von Herr und Sklave, sondern um den zwischen Kapital und Arbeit (der doch wohl praktisch einigermaßen mit dem von Herr und Knecht zusammenfällt). Um es genauer zu bestimmen, darum, daß erst für eine hinreichende Produktenmenge gesorgt werden müsse, ehe zur bessern Verteilung geschritten werden könne, und daß nur durch den Großbetrieb die höchste mögliche Steigerung der Produktivität der Arbeit erreicht werde. Im Ausblick auf die Zukunft wird bemerkt, vorläufig seien zwar malthusische Befürchtungen noch unbegründet. Aber wenn das Menschengeschlecht fortfahre, sich in der bisherigen Progression zu vermehren, müsse doch zuguterletzt ein Mißverhältnis zwischen Bevölkerung und nutzbarer Bodenfläche entstehen. Sollte eine automatische Hemmung eintreten, bestehend in Entartung durch Überfeinerung, so würde sie nicht weniger ein Übel sein als die bekannten repressive checks. Gelänge es aber, nach den Berechnungen der Optimisten durch eine über die ganze Erdoberfläche verbreitete Treibhauskultur die auf das zweihundertfache der jetzigen Zahl angewachsne Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen, so würde auch dieser Zustand als ein großes

Übel anzusehen sein, „weil in ihm der Mensch selbst zu einem Treibhausprodukt würde und durch die völlige Entfremdung von der Natur ein Teil seines Wesens verkümmern müßte“.

Der Begriff der Bildung, den Friedrich Paulsen entwickelt, ist den Lesern aus Grenzbotenaufsätzen des berühmten Verfassers bekannt. In einem Ausblick auf die Zukunft bekennt er, er halte es „für nicht unwahrscheinlich, daß die Loslösung der Schule von der Kirche, die Sonderung des Lehrerstandes vom geistlichen als selbständiger Berufsstand, ihre Fortsetzung finden wird in einer entsprechenden Herauslösung des Lehrerstandes aus dem Staatsbeamtentum und einer, nicht Lösung, aber doch Lockerung des Verhältnisses der Schule zum politischen Gemeinwesen“. Erst nach erlangter Autonomie werde die Schule auch die notwendige gründliche Reform des Religionsunterrichts vollziehen können.

„Der schulmäßige Religionsunterricht ist ein Werk der Reformation. ... Dieser altprotestantische Religionsunterricht, und ebenso der nach seinem Vorbild eingerichtete katholische, hat drei Dinge zur Voraussetzung: daß die Schulen in erster Linie seminaria ecclesiae sind; daß die Lehrer ihrem Wesen nach zu den Kirchendienern gehören; endlich, daß das Bekenntnis der Kirche Ausdruck des wirklichen, persönlichen Glaubens der Eltern und der Lehrer ist. Keine dieser drei Voraussetzungen trifft für die Gegenwart noch zu. Die Schulen sind heute Anstalten des Staats und der weltlichen Gemeinde, die Schulordnungen sind nicht mehr, wie im sechzehnten Jahrhundert, ein Stück der Kirchenordnung. Ferner, die Lehrer haben aufgehört, Kirchendiener zu sein; sie bilden einen Berufsstand mit eigner, in Staatsanstalten erworbner Berufsbildung. Endlich, das Bekenntnis ist nicht mehr der spontane Ausdruck der persönlichen Überzeugung aller oder auch nur der Mehrzahl derer, die als Angehörige der katholischen oder der evangelischen Kirche in die Listen eingetragen werden. Das gilt eingestandnermaßen von sehr zahlreichen Gliedern der evangelischen, uneingestandnermaßen auch der katholischen Kirche. Lehrer und Eltern stehn nicht mehr auf dem Boden der Welt- und Lebensanschauung, auf dem die Bekenntnisformeln des sechzehnten Jahrhunderts erwachsen sind. Im besondern die Lehrer, auch die Lehrer der Volksschule; sie wissen zu viel von all den Dingen, die sich seit dreihundert Jahren im Gebiet der Naturwissenschaften und der geschichtlichen Kritik zugetragen haben, um zur Schrift und zum Bekenntnis noch dieselbe Stellung einnehmen zu können wie ihre Vorgänger vor zweihundert oder dreihundert Jahren.“ Nur der Religionsunterricht sei von allen Wandlungen unberührt geblieben. Die Folgen davon seien ein klaffender Zwiespalt zwischen ihm und den Überzeugungen der Lehrer und vieler Schüler, Gewissensnot, Abstumpfung des Wahrheitsgefühls, Gleichgiltigkeit und Feindschaft gegen die Religion. „Haeckels Welträtsel, die in kurzem ihren Weg durch die Hände der Lehrer, der Eltern und vielfach auch schon der Schüler unsrer Schulen gemacht haben werden [Paulsen hat dieses Buch bekanntlich entschieden verurteilt], sie sind die Antwort darauf, daß unser Religionsunterricht fortfährt, die Tatsache zu ignorieren, daß wir nicht im sechzehnten, sondern im zwanzigsten Jahrhundert leben.“ Die Pädagogen seien einig darin, die Fortdauer dieses gefährlichen Zustandes zu beklagen. „Ebenso aber auch darin, daß es nicht möglich sei, den Religionsunterricht überhaupt aus der Schule zu beseitigen, wie es in den westlichen Ländern meist geschehen ist, und wie es von radikalen Politikern auch

uns empfohlen wird. Das Christentum ist ein zu großes Stück unsers geschichtlichen Lebens, als daß ein Unterricht, der die Bestimmung hat, in das Verständnis des geistigen Lebens der Gegenwart einzuführen, an ihm vorübergehn dürfte; es gibt in der Geschichte der Literatur, der Malerei und Bildnerei, der Architektur, der Musik, der Philosophie, der Wissenschaft, der Sitten keinen Punkt, groß genug, den Finger darauf zu setzen, ohne daß man die Spuren jener großen geschichtlichen Lebensmacht berührt, die wir das Christentum nennen." Durch eine Reform des Religionsunterrichts werde auch ein unbefangnes Verhältnis der Schule zum Unterschiede der Konfessionen angebahnt werden. Konfessionelle Mischung der Schüler erzeuge Hemmungen und Reibungen, und weise sei es nicht, einer widerwilligen Bevölkerung ohne Not die Simultanschule aufzuzwingen. „Auf der andern Seite darf man aber die Schonung konfessioneller Empfindlichkeit oder die Duldung kirchlicher Unduldsamkeit — denn der Widerstand wird fast immer nicht von Laien, sondern von Geistlichen ausgehn — nicht zu einem unerträglichen Hemmnis gesunder Entwicklung des Bildungswesens werden lassen. Und gewisse Hemmungen, die aus der Anwesenheit »Andersgläubiger« dem Unterricht erwachsen, wird man weder in pädagogischer noch in nationaler Absicht als ein Unglück ansehen dürfen: wird es dadurch unmöglich, im Geschichtsunterricht Luther als den Auswurf der Menschheit, wie er jüngst noch wieder von Denifle geschildert worden ist, oder umgekehrt den Papst als den Antichrist darzustellen, so ist das kein Verlust."

Gottlob Schöppa bezeichnet es in seiner Abhandlung über das Volksschulwesen als einen Übelstand, daß unsre Volksschule zu sehr nach städtischen Verhältnissen und Bedürfnissen und nach den Ansichten der in Vereinen und Zeitungen tonangebenden großstädtischen Lehrer zugeschnitten sei. Die Volksschule, fordert er unter andern, sei grundsätzlich konfessionell einzurichten. „Am allerwenigsten sind Zeiten konfessioneller Spannung geeignet, sie simultan zu gestalten. Feste Geschlossenheit in der eignen Konfession ist aber nicht identisch mit Polemik gegen Andersgläubige und hat nichts zu tun mit der Herrschaft der Kirche über die Volksschule. Wirkliche Toleranz, nicht Indifferentismus, in religiösen Dingen gedeiht nur auf dem Boden der Sicherheit des eignen Glaubensstandpunktes. Tatsächlich ist die Volksschule unter normalen Verhältnissen auch immer konfessionell gestaltet gewesen. Die Auffassung, daß in dem preußischen Landrechte die gesetzliche Unterlage für die allgemeine Simultanschule gegeben sei, konnte nur zu einer Zeit entstehn, die zu wenig geschichtlich in die Anschauung des großen Friedrich eingedrungen war." Das höhere Mädchenschulwesen hat Hugo Gaudig bearbeitet. Die Frauenzimmer, die „sich ausleben" wollen, verweist er auf die Ehe. In keinem andern Berufe wie in dem der Gattin und Mutter könne die Frau eine so vollkommne Persönlichkeit werden, alle edeln Anlagen ihrer Natur entfalten und sich ausleben. Womit nicht gesagt sei, daß sie in strenger Beschränkung auf den Pflichtenkreis der Familie etwaige darüber hinausreichende Fähigkeiten verkümmern lassen solle. An der Schwelle abzuweisen seien alle die Meinungen, „die für die höhere Mädchenschule entweder eine ungeschlechtige oder gar schlankweg die männliche Erziehungs- und Bildungsweise fordern". Sehr interessant ist die Darstellung des in den verschiednen Staaten ungemein mannig-

faltig gestalteten Fach- und Fortbildungsschulwesens. Unsern deutschen zwei- oder gar einstündigen Fortbildungs- und Sonntagsunterricht erklärt der Verfasser, Georg Kerschensteiner, mit Recht für beinahe wertlos. Die geisteswissenschaftlichen Hochschulen, d. h. also die Universitäten, hat wieder Paulsen bearbeitet. Er legt unter anderm dar, daß es praktische Beweggründe gewesen seien, die den Fakultäten ihren Lehrstoff zugewiesen hätten, ohne Rücksicht auf die Stellung der einzelnen Fächer im Organismus der Wissenschaften, fügt jedoch hinzu: „daß dies nicht im Sinne des Tadels gesagt ist; es liegt mir fern, die jüngst erhobne Forderung mir anzueignen, die theologische Fakultät in eine religionswissenschaftliche umzuwandeln oder sie etwa unter diesem Namen als Abteilung in die philosophische zu versetzen. Wer das wollte, der müßte ein gleiches natürlich auch für die juristische fordern und dann wohl auch die weitere Folgerung ziehn, daß diese religions- oder rechtswissenschaftliche Abteilung nun die Religionen oder die Rechtssysteme aller Völker der Erde, ohne allen Vorzug, ob christlich oder tibetanisch, römisch oder babylonisch, mit gleicher Eindringlichkeit erforsche und darstelle.“ Aus der Geschichte der Bibliotheken, die Fritz Milkau erzählt, wird der Leser viel Neues oder vielmehr ihm bisher unbekannt gebliebnes Altes erfahren, und er wird unter anderm darüber erstaunen, wie nachlässig und stiefmütterlich diese Anstalten, auf denen die Stetigkeit des Bildungsfortschritts zu einem so großen Teil beruht, bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein behandelt worden sind. Für den soeben angegebnen Zweck der Bibliotheken hat auch „die Kultur der Gegenwart“ etwas zu bedeuten. Sie ist selbst eine kleine Bibliothek, deren Inhalt als der Extrakt ganzer Bibliotheken bezeichnet werden kann, ergänzt durch vieles, was aus dem lebendigen Strome der Gegenwart geschöpft ist. Wer diesen Inhalt in sich aufgenommen hat, der hat damit eine sichere Grundlage gewonnen für ersprießliche selbständige Teilnahme an der Kulturarbeit unsrer Tage und unsers Volkes.

Die Schöpfung der Sprache

Von Dr. Ernst Meyer in Duisburg

Im vergangnen Jahre erschien im Verlage der Grenzboten unter dem Titel „Die Schöpfung der Sprache“ ein interessantes Buch, das einen damals noch unbekannten Sprachforscher Wilhelm Meyer in Rinteln zum Verfasser hatte. Eine geradezu überraschende Fülle von neuen Erkenntnissen brachte dieses Werk, die Frucht jahrelanger, mühsamer Forschungen; und so wurde denn auch seine Bedeutung bald von größern Zeitungen und Zeitschriften besprochen. Allen voran ging die Kölnische Zeitung, die ihren bemerkenswerten Artikel mit den Worten

schloß: „Wer das Buch im Zusammenhang liest, wird sich klar werden, daß die Wissenschaft zu diesen neuen Forschungen Stellung nehmen muß.“ Tönte hier dem Forscher der Beifall entgegen, daß es ihm gelungen sei, mit einem Schlage die Grenzen unsers Wissens über Wesen und Gestaltung der Sprache weit hinausgerückt zu haben, so zeigte sich doch auch lebhafter Widerspruch bei den Gelehrten, die von dem neuen Evangelium schon deshalb nichts wissen wollten, weil es alte, liebgewordne Anschauungen einfach umzustürzen schien. Hier hatte jemand selbständig neue Pfade zur Wahrheit gesucht, sich selbständig in hartem Ringen mit dem Stoffe eine Stellung zu den Erscheinungen der Sprache erkämpft, hier war alles neu. Neu zunächst die Methode: eine große Idee, die der Einheit und Entwicklung, die die Naturwissenschaften zu so vielen glänzenden Entdeckungen geführt hat, wird auch hier zum erstenmal für die Erkenntnis der Sprache höchst fruchtbar gemacht; neu sind auch die auf diesem Wege gewonnenen reichen Ergebnisse und Zusammenhänge, die zugleich die blind ratende Etymologie alten Stils erschüttern, ja vernichten; neu ist endlich die souveräne Stellung des Verfassers, der aufs glücklichste historische und philosophische Betrachtungsweise verbindet und zum erstenmale die Sprache in ihrem Natur- und Weltzusammenhang zu erfassen sucht. Schon aus diesem Grunde muß das Buch, das zudem bei aller Fülle des darin enthaltnen gelehrten Wissens im besten Sinne des Wortes populär-wissenschaftlich geschrieben ist, weitere Kreise der Gebildeten interessieren, und in dem Augenblicke, wo sich der eigentliche Kampf in der Wissenschaft um die neue Lehre entspinnt, ergreife ich doppelt gern die Gelegenheit, auch die Leser dieser Zeitschrift mit den neuen Entdeckungen bekannt zu machen, die in ihrem Wesen so einfach und klar sind, daß sie ein jeder Gebildete verstehn kann.*)

Der Verfasser des Buches geht von dem zentralen Problem der Sprachwissenschaft aus, das seit dem Altertum den Menschengeist immer wieder beschäftigt hat: Wie kam der Mensch dazu, gerade mit diesem Lautgebilde diese Vorstellung, mit jenem jene andre dauernd zu verknüpfen? Wie hat sich zum Beispiel an das lateinische Wort timor der Begriff „Furcht“ geheftet, oder genauer an die sogenannte Wurzel tim, da ja or nur ein sekundärer, formaler Bestandteil ist, der nichts mit dem Wesen des Wortes zu tun hat, wie ein Vergleich einerseits mit tim-eo (ich fürchte) und tim-idus (furchtsam), anderseits mit cal-or (Wärme), cal-eo (ich bin warm) und cal-idus (warm) zeigt.

*) Wer sich genauer über den Stand der alten und der neuen Sprachforschung unterrichten will, den darf ich hinweisen einmal auf meine Programmabhandlung, die unter dem Titel „Die neusten Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft“ in Duisburg-Ruhrort erschienen ist, und zugleich auf das epochemachende Werk des italienischen Sprachforschers Alfredo Trombetti: L'unità d'origine del linguaggio (Die Einheit des Ursprungs der Sprache), dann auf einen Aufsatz von mir, der unter dem Titel „Die Schöpfung der Sprache“ in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (Märzheft 1906) erschienen ist. Auch weiterhin wird diese Zeitschrift Aufsätze über die neuen Forschungen bringen.

(Das gesperrt Gedruckte bezeichnet jedesmal den Urbestandteil des Wortes, dem die Sprachwissenschaft die Bezeichnung „Wurzel“ gegeben hat.) Dieses Wort timor nun kann doch nicht jeden beliebigen andern Begriff bezeichnen, sondern nur diesen einen oder einen engverwandten, wie zum Beispiel den Begriff „Schrecken“. Freilich, ein Blick in irgendein Wörterbuch scheint uns das Gegenteil sagen zu wollen, da bezeichnet oft ein und dasselbe Wort scheinbar die verschiedenartigsten, bisweilen entgegengesetzten Begriffe. Das kann nicht sein. In Wirklichkeit, so sagt unser Verfasser, ist es dann nicht ein und dasselbe Wort, sondern verschiedne sind zufällig in derselben Form in ihrer Entwicklung gemündet, wie zum Beispiel das französische Verbum louer zugleich „loben“ und „mieten“ bedeuten kann. Der Kenner weiß, daß hier zwei im Kern grundverschiedne Wörter vorliegen, indem das eine aus dem lateinischen laudare, das andre aus dem lateinischen locare entstanden ist. Es muß also nach tiefern Gründen für die Zusammengehörigkeit von Sprachgebilden gesucht werden, und man darf nicht, wie es die Etymologie bisher immer getan hat, nur nach dem äußern Gleichklang Wörter verbinden wollen. Ein solches Verfahren muß zu den größten Ungereimtheiten führen.

Wir stehn damit vor dem Problem der Sprachschöpfung, das gleichbedeutend ist mit der Frage nach dem innersten Wesen des Wortes. Es müssen doch Gründe dafür vorhanden sein, weshalb das einzelne Wort gerade den von ihm ausgedrückten Gegenstand bezeichnet, und es darf doch auch nicht jeden beliebigen andern bezeichnen können: zwischen Lautkörper und Begriff muß irgendwie von Anbeginn eine innere, naturnotwendige Verbindung bestehn. Im andern Falle hörte alles Forschen auf; auf dieser Voraussetzung ruht, bewußt oder unbewußt, die ganze vergleichende Sprachwissenschaft wie auf einem granitnen Sockel. Dieser einfache Gedanke muß uns als Leitstern bei der Lösung der Frage führen: Auf welche Weise sind die tausend und abertausend Wortgebilde entstanden, wie wir sie Tag für Tag in unsrer Muttersprache sprechen, wie sie uns in der griechischen und in der lateinischen Schwestersprache, kurz in allen Sprachen der indogermanischen Völker entgegentreten? Indem zwischen dem Lautkörper und der Bedeutung der zahllosen Sprachgebilde ein inneres Band bestehn muß, muß diese unendliche, zunächst verwirrende Vielheit der Wortgebilde hervorgegangen sein aus einer einfachen Einheit, ähnlich wie die mannigfaltigen Schöpfungen der übrigen Natur bei aller Verschiedenheit eine tiefe Einheit durchzieht. Es gilt deshalb, die Einheit in der Vielheit der Sprachgebilde überall aufzudecken, die Gesetze zu erforschen, nach denen die Sprache den ungeheuern Reichtum ihrer Gebilde geschaffen hat. Diese Gesetze müssen dieselben sein, nach denen sich die Sprache weiter entwickelt hat. Da nun das Wesen eines Wortes an seine Wurzel gebunden ist, die gleichsam seine Seele enthält, während alles andre wie Endung, Suffix usw. nur sein äußeres Kleid ausmacht, in dem andre Wörter ebensogut erscheinen können, so ist uns unser Weg klar vorgezeichnet, indem wir

überall durch das Sekundäre hindurch zum Primären vordringen, und das Problem der Sprachschöpfung spitzt sich zu in der einen Aufgabe: die Vielheit der Urgebilde der Sprache, der sogenannten Sprachwurzeln, zurückzuführen auf eine einfache Einheit. Wir treten also an die Sprache mit einem großen treibenden Gedanken heran, der den Schlüssel zu ihren Geheimnissen führen muß, mit einer philosophischen Idee, die den ungeheuern Sprachstoff zunächst der indogermanischen Sprachfamilie dadurch zu beherrschen sucht, daß sie das Einzelne im Ganzen und das Ganze im Einzelnen erkennt, mit jener intuitiven Anschauung eines Goethe und Spinoza, die jede Einzelerscheinung als Teil eines großen Organismus in seiner innersten Bedingtheit, in seiner Notwendigkeit schaut und darum überall Gesetz sieht.

Treten wir mit dem innern Bedürfnis der Einheit in das unermeßliche Reich des Sprachstoffs ein, so liegt ein Gesetz, nach dem die Sprache die Vielheit ihrer Formen hervorgebracht hat, sofort zutage, das ist die vokalische Abwandlung ein und derselben Wurzel, die von Haus aus jeder vokalischen Differenzierung fähig ist. Jedem, sogar dem Laien, springt diese Wahrheit ins Auge, wenn man ihn nur darauf hinweist, wie dieselbe Wurzel im Neuhochdeutschen zum Beispiel als brech-en, ge-broch-en, (er) brach, (er) brich-t, Bruch, also mit sämtlichen fünf Vokalen erscheint. Einiges Nachdenken erfordert schon die Erkenntnis, daß nach demselben Gesetz matt und müd-e, Blatt und Blüt-e, kal-t und kühl, Tor und Tür, Hahn und Huhn jedesmal Variationen ein und derselben Wurzel sind, und zugleich stellen wir fest, wie die formelle Differenzierung hinterher in den Dienst einer innern treten kann, wie also zum Beispiel die Formen Hahn und Huhn, die ursprünglich unterschiedslos beide die Art bezeichnen, hinterher von der Sprache zur Bezeichnung des innern Gegensatzes von männlichem und weiblichem Geschlecht verwandt werden.

Ein zweites, in seiner Tragweite bisher unbekanntes Gesetz der Wurzelabwandlung, das nach seiner äußern Wirkung zunächst etwas ganz Überraschendes an sich hat, ist die Metathesis oder Lautumsetzung. Wie die äußere Verschiedenheit mancher anorganischen Körper nur auf die verschiedenartige Lagerung der Atome zurückzuführen ist (ich erinnere nur an die Kohle und den Diamant), so hat auch die Sprache die Vielheit ihrer Gebilde zum Teil durch das einfache Mittel der Umlagerung der Laute hervorgebracht: die Wurzel kann in jeder Lagerung ihrer Bestandteile erscheinen. Im Lichte dieses Gesetzes traten mit einemmal uns allen wohlvertraute Wortgestalten in engste Verbindung, die dem oberflächlichen Blicke weit getrennt erscheinen und doch ihrem innersten Wesen nach zusammengehören. Von früher Jugend auf sind wir gewohnt, die beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für „Furcht“, tim-or und met-us, oft in einem Atem zu nennen, aber jetzt erst begreifen wir die völlige Gleichartigkeit ihres Wesens nach Bedeutung und Form, wo wir sehen, daß der Begriff „Furcht“ an die Wurzel tem wirklich gebunden ist,

und daß diese Wurzel auch in der ihr völlig gleichwertigen umgelagerten Form erscheinen kann, kurz, daß tim-or und met-us ein und dasselbe Wort sind. Und nicht anders steht es mit dem lateinischen form-a (Gestalt) gegenüber dem gleichbedeutenden griechischen μορφ-ή, sodaß der Geograph im Grunde den gleichen Ausdruck für die gleiche Sache gebraucht, wenn er in der „Morphologie" der Erdoberfläche ihre „Formen" beschreibt. Zu dem lateinischen fol-ium tritt nun die germanische Erscheinung mhd. loub (Laub), zu dem lateinischen sol-vere unser deutsches lös-en, zu dem lateinischen ren-es unser Nier-en, zu dem lateinischen sil-ere unser leis-e (mhd. lîs-e). Wir dürfen fortan nicht mehr sagen, das griechische φιλ-έω heißt in unsrer Sprache lieb-en, sondern es ist es in umgelagerter Form, wie auch mhd. buol-en (nhd. buhlen) eine Variation der gleichen Wurzel ist. Schauen wir uns nach der Wirksamkeit des Gesetzes nur in unsrer Muttersprache um, so finden wir bald zu unsrer größten Überraschung, daß wir dasselbe Tier im Grunde mit demselben Namen bezeichnen, mögen wir es Zieg-e oder Geiß, Zick-e oder Kitz-e nennen, daß wir im Kern verwandte Worte aussprechen, wenn wir von dem Kranken hoffnungsvoll sagen können, daß er ge-nes-e oder ge-sund-e. Die engere Zusammengehörigkeit unsrer beiden edelsten Waldtiere, des Hirsches und des Rehes, haben wir immer empfunden, aber nicht, daß sie bei ihrer Wesengleichheit auch den gleichen Namen in umgelagerter Form tragen: Hir-sch (ahd. hir-uz, engl. har-t) und Reh (mhd. rêch). Es ist nicht nur der gleiche Begriff, sondern auch das gleiche Wort, wenn wir nebeneinander gebrauchen lasch und schal, Tug-end und gut, Kahn und Nach-en oder für den draußen im Felde aufgeschichteten Haufen Stroh sowohl Stroh-diem-e als auch Stroh-miet-e. Fast neckisch will uns die Erscheinung anmuten, wenn wir sehen, daß dem Niederdeutschen das oberdeutsche Topf in der umgelagerten Gestalt Pot geläufig ist, in der es auch der Franzose übernommen hat. Aber noch unumschränkter hat das Gesetz gewirkt: nicht nur konnten, wie in den angeführten Beispielen, die Konsonanten gegenseitig ihre Stelle vertauschen, sondern einer von ihnen konnte bald vor, bald hinter den andern treten. Hiernach finden sich wie dem Wesen, so auch dem sprachlichen Ausdruck nach eng zusammen lateinische Wortgebilde wie gel-idus und alg-idus (kalt), das lateinische nos und unser uns, das lateinische gen-u, unser Knie (got. kni-u) und englisch nook. Daß das lateinische ang-ulus (Ecke, Winkel) nichts andres ist als das griechische γῶν-ος (Ecke, Winkel), wird uns noch besonders fühlbar in so parallelen Bildungen wie griechisch τρί-γων-ον (Dreieck) und lateinisch tri-ang-ulum (Dreieck). Wie im Deutschen „Fluß" zu „fließen" und im Lateinischen fluv-ius nebst flu-men zu flu-ere gehört, so das lateinische amn-is (Fluß) zu man-are (fließen), in deren Bund sich noch als dritte Erscheinungsform derselben Wurzel das griechische νᾶμ-α (Fluß, Quell) einreiht: wir sehen immer wieder aus allen Erscheinungen das Wesen hervorbrechen und das Wesengleiche, wie es nicht anders sein kann, sich auch in

der Sprache organisch zusammenfinden in seinem gemeinsamen Ursprunge, der Wurzel, in so verschiednen Formen diese auch äußerlich auftreten mag. So könnte ich noch Hunderte, ja Tausende von Beispielen für die Wirksamkeit dieses sprachschöpferischen Gesetzes anführen und in seinem Lichte die interessantesten, bisher verborgen gebliebnen etymologischen Zusammenhänge aufweisen; aber auch so schon wird man sich überzeugt haben, wie uns unser Glaube an ein inneres Band zwischen Form und Inhalt in der Sprache nicht betrogen hat: die Form der Wurzel wechselt, während ihr Weseninhalt derselbe bleibt. Zugleich sieht man, welch erstaunlichen Formenreichtum die Sprache durch die Wirkung des Metathesisgesetzes auf dem einfachsten Wege hervorzubringen vermochte, einen Formenreichtum, der denn in der Tat über die Gesamtheit der indogermanischen Sprachen ausgegossen ist, sodaß uns hier dieser, dort jener Typus je nach der Entwicklung der besondern Sprachgenossenschaften entgegentritt.

Was ist denn nun die Metathesis der Laute ihrem Wesen nach? Worauf beruht diese eigentümliche, für die Urschöpfung der zahllosen Sprachgebilde so grundbedeutsame Erscheinung? Zweifellos haben wir es mit einem physiologisch-psychologischen Vorgange zu tun, einer Reproduktion der Lautgruppen, indem die zuletzt in das Bewußtsein gelangten Laute als der frischeste Eindruck die Vorstellung ganz beherrschen und so bei einer Wiedergabe leicht zuerst wieder zur Erscheinung kommen, und zwar besonders, wenn diese Wiedergabe durch ein zweites Individuum erfolgt, das den Eindruck der Laute empfangen hat. Man denke sich in die Zeit der Sprachschöpfung, in die erste Kindheit des Menschengeschlechts zurück, wo das sprechende und das hörende Individuum gleichmäßig Naturkinder waren, wo noch nicht der leiseste Gedanke an eine schriftliche Wiedergabe der Sprachgebilde aufgetaucht war, und das Kulturprodukt der schriftlich fixierten Sprache noch nicht seine unberechenbare Wirkung auf den Menschen ausübte: dann kann man sich eine schwache Vorstellung von der ursprünglichen Wirksamkeit dieses Gesetzes machen, das sich auch heute noch überall dort geltend macht, wo sich das Leben der Sprache in ähnlich naiven, unbewußten Formen abspielt. Die Sprachen der Naturvölker zeigen uns die Erscheinung auf Schritt und Tritt in so reicher Entfaltung, daß zum Beispiel die Sprache der Suahelineger, deren Material im Munde ihrer Träger bis auf den heutigen Tag gleichsam flüssig bewegt geblieben ist, ein und dasselbe Wort in jeder möglichen Lagerung seiner Laute aufweist. Die Mundarten in ihrer Urwüchsigkeit sind voll davon, und zwar bei allen Kulturvölkern. Mag im Munde des deutschen Volkes das französische sergent (Sergeant) die Form Schersant angenommen haben oder der alte mons Vosegus des Cäsar, wie ihn auch unsre Vorfahren in Übereinstimmung mit der heutigen Bezeichnung W a s-gen-wald nannten, die Form V o g e s-en, mag uns in italienischen Dialekten statt des gewöhnlichen telegrafo ein telefrago, statt parola (Wort) ein palora ans Ohr schlagen, mag uns unser k i tz-eln aus dem

Munde des Engländers als tick-le entgegenklingen usw., immer und überall sehen wir das Gesetz der Metathesis bis auf den heutigen Tag seine ewige Wirksamkeit ausüben, freilich längst nicht mehr in der großartigen Weise wie an dem Tage, als die Sprache ihr „Werde“ sprach, sondern in stillerer Art, hier und da umgestaltend, aber wir wissen jetzt, es ist die alte Urkraft, die von Anbeginn da war. Wie sehr wir eben für die Vollziehung der Metathesis veranlagt sein müssen, das können uns endlich jeden Tag aufs neue die häufigen Fälle von Versprechen dieser Art zeigen, die wir nicht nur bei Kindern und dem gemeinen Manne, sondern sogar bei dem erwachsnen Gebildeten beobachten. So muß man sich unter Umständen ordentlich Mühe geben, sich zum Beispiel bei den beiden Worten konservieren und konversieren, in denen die mittlern Lautgruppen zufällig im Verhältnis der Metathesis zueinander stehn, nicht zu versprechen. Oft geben wir auch bewußt in scherzhafter Weise der Wirkung des Gesetzes nach, besonders wenn das neue Resultat einen entsprechenden Sinn ergibt: man denke an Umbildungen wie Freischütz zu Schreifritz und an das scherzhafte eo piso der Studentensprache, eine Umsetzung, zu der der Antrieb offenbar in dem sehr starken Hiatus von eo ipso lag. So sehen wir von dem Verhältnis von tim-or : met-us bis herab zu dieser scherzhaften Neubildung dieselbe ewige Schöpfungskraft wirken und erkennen zugleich, wie die Sprache ihren Urstoff, die Wurzelgebilde, durch das einfache Mittel der verschiednen Lagerung ihrer Bestandteile zur Mannigfaltigkeit geformt und damit eine Möglichkeit für die reichste Entwicklung von Anbeginn in sie hineingelegt hat.

Das dritte große Gesetz, nach dem die Sprache die Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde aus einer einfachen Einheit geschaffen hat, ist die konsonantische Abwandlung ein und derselben Wurzel: danach können in jeder Wurzel sämtliche Konsonanten von Haus aus miteinander wechseln, genau so wie die Vokale. Ganz allmählich, Schritt für Schritt, in langem, hartem Ringen mit dem Stoffe ergab sich diese einfache Erkenntnis, die zunächst stutzig machen muß. Es würde zu weit führen, wenn ich hier auch diese neue Wahrheit an den Tatsachen zeigen wollte, so sehr ich mir bewußt bin, daß ich den Leser von dieser letzten neuen Erkenntnis nur auf demselben langen und mühsamen Wege ganz überzeugen könnte, der den Forscher zu diesem Ziele geführt hat. Ich muß mich vielmehr darauf beschränken, in knappen Zügen die Art und Weise vorzuführen, wie er allmählich nur durch die Gewalt der Tatsachen zu dieser zuerst kühn erscheinenden Erkenntnis geführt, ja gedrängt wurde. Zunächst zeigte sich, daß bei der Urschöpfung der Sprache in jeder Wurzel, die einen liquiden oder einen nasalen Laut enthält, von vornherein ein beliebiger Wechsel zwischen den Lauten l, r, m, n eintreten konnte. Die Beispiele sind wieder ungezählt, und um das Gesetz zur Anschauung zu bringen, führe ich nur unser deutsches Wort „scheinen“ an, dessen Wurzel wir in sämtlichen vier Erscheinungsformen nebeneinander hervortreten sehen als schein-en (gotisch

skein-an), schimm=ern, schill=ern und als gotisch skeir-s (klar, glänzend). Deutlich spiegelt das Gesetz wieder das griechische σειρ-ά (Seil) gegenüber unserm Seil, das englische dark gegenüber unserm dunk=el, das Nebeneinander von lateinisch mur-us (Mauer) und moen-ia (Stadtmauer), von unsern Mun=d und Maul (mhd. mûl), summ=en und surr=en, brumm=en und brüll=en, und wenn wir nun im Lichte dieses Gesetzes als Angehörige derselben Wurzelfamilie nicht nur das griechische (σ)ἥλ-ιος (Sonne) mit σελ-ήνη (Mond), das lateinische sol, das deutsche Sonn=e (englisch sun), sondern auch das griechische σέλ-ας (Licht, Glanz), das lateinische ser-enus (heiter, hell), ja sogar das griechische (σ)ἡμ-έρα (Tag) erkennen, so sehen wir immer aufs neue, wie sich das Wesengleiche auch in seinem Ausdruck in der Sprache zusammenfindet. Sonne und Tag, wie Ursache und Wirkung, aufs engste verknüpft, sodaß die dichterische Anschauung sie wieder unmittelbar einander gleichsetzen kann. Und in einen solchen naturnotwendigen Zusammenhang tritt nun auch unser „Meer“, das gotische mar-ei, das lateinische mar-e, das nichts andres ist als die schon erwähnten lateinischen Wortgebilde man-are (fließen) und amn-is (Fluß), ein Typus derselben Wurzel, die in andrer Gestalt im griechischen μύρ-ω (fließen), in ναρ-ός (fließend) und in dem Namen des allbekannten Meergottes Νηρ-εύς vorliegt. So selbstverständlich der Begriff „Fluß“ zu „fließen“ gehört, so selbstverständlich muß auch der Begriff „Meer“ dazu gehören, diese große „Flut“, die alles Fließende in sich aufnimmt.

Aber weiter. Mit fortschreitendem Eindringen in den Sprachstoff erwies sich nicht nur der generelle Wechsel der Spiranten f, v, ch, th (φ, χ, ϑ) innerhalb derselben Wurzel als primäres sprachschöpferisches Gesetz, wie es das Nebeneinander von griechisch ϑύρ-α, unserm Tür und lateinisch for-es (Tür) kurz andeuten möge, sondern mehr und mehr, trotz eignem langen Widerstreben, ergab sich die Erkenntnis, daß Liquiden, Nasale und alle Spiranten, also auch s und j, unterschiedslos in ein und derselben Wurzel von vornherein wechseln können. Hatte man in dem Streben, aus dem Wirrsal der Erscheinungen nach gesetzmäßiger Klarheit zu gelangen, vorn auf seinem Wege diese Klarheit nur da zu sehen vermocht, wo sie sich in ihrer einfachsten Form gab, so mußte man weiterschreitend die vorher in klarer Isolierung laufenden Fäden auch da noch leicht verfolgen lernen, wo sie sich kreuzen und verbinden, und wo das ungeübte Auge nur ein verwirrendes Durcheinander wahrnehmen würde. Oder hätte man gewaltsam die Augen schließen sollen vor solchen zutage liegenden Beziehungen, wie sie bestehn zwischen dem griechischen μύρμ-ηκ-ς (Ameise) und dem gleichbedeutenden lateinischen form-ica, zwischen dem griechischen λαυκ-ανία (Schlund, Kehle) und dem gleichbedeutenden lateinischen fauc-s, zwischen dem lateinischen salt-us (Waldgebirge) und unserm Wald (mhd. walt), besonders wenn Tausende von Beispielen an allen Ecken und Enden des weiten indogermanischen Sprachgebietes immer wieder dieses Gesetz mit lauter Stimme

predigten? Lange Zeit glaubte Meyer hiermit am Ende zu sein und das Ergebnis ziehen zu können: Die Liquiden, Nasale und Spiranten können infolge ihrer flüssig-beweglichen Natur in jeder Wurzel ursprünglich miteinander wechseln, die starrern Verschlußlaute p, t, k, b, d, g dagegen, deren Artikulationsstelle völlig festgelegt ist, sind von diesem generellen Wechsel ausgeschlossen. Und doch zeigten sich schon Fälle, in denen auch die Verschlußlaute offenbar an diesem Wechsel teilnahmen, wie zum Beispiel in dem Nebeneinander der beiden gleichbedeutenden lateinischen Wörter für „Höhle" spec-us und spelunca! Neue mächtige Bundesgenossen traten hinzu, sodaß sich der allgemeine Wechsel der Mitlauter als wirklich erwies. Im Lichte dieser Erkenntnis schwindet zugleich das letzte Dunkel, das noch über vielen Sprachgebilden lag: jede Sprachform wird in ihrem Wesen durchsichtig, und so allein geht der gewaltige Sprachstoff, wie es unser Geist von Anfang an als notwendig gefordert hatte, restlos in einer einfachen Einheit auf. Auf der jetzigen Höhe unsrer Erkenntnis, zu der wir uns langsam aus der Masse des Stoffes hinaufgearbeitet haben, sehen wir ein und dieselbe Wurzel mit dem Begriffe „kriechen", um auch hier das Beispiel anzuführen, das die Kölnische Zeitung in ihrem längern Artikel über die neuen Forschungen gewählt hat, in folgenden individuellen Sprachgestalten: lateinisch verm-is (Wurm), litauisch kirm-is (Wurm), griechisch *καρκ-ινος* (Krebs), *κερδ-ώ* (Wiesel); lettisch zerm-e (Wurm), lateinisch tarm-et-s (Holzwurm) nebst lettisch tarp-s (Wurm), griechisch *θριπ-ς* (Wurm) und lateinisch serp-o (kriechen); griechisch *μύρμ-ηκ-ς* (Ameise), lateinisch form-ica (Ameise), altindisch harm-útas (Schildkröte). Wir erkennen schon an diesem einzigen Beispiele, welchen Formenreichtum eine Wurzel aus sich hervorzutreiben vermochte.

Die Wurzel in ihrer generellen, die einzelnen Wurzelformen in ihrer individuellen Begriffsbezeichnung — im Lichte dieser einfachen Wahrheit findet alles seine natürliche Erklärung, und ich darf noch einmal, gleichsam als Probe aufs Exempel, die Summe unsrer Erkenntnisse an einem plastischen Beispiele vergegenwärtigen, und zwar jetzt mit der gebietenden Sicherheit der Deduktion: allen Namen der Flüsse — so folgern wir von unserm auf induktivem Wege gewonnenen Standpunkt aus — liegen Wurzeln mit dem allgemeinen Bedeutungsinhalte „fließen" zugrunde, die Namen der Flüsse bedeuten nichts andres, als was diese sind, nämlich Fluß, und so sehen wir in diesem Falle, wo das Individualisierungsbedürfnis am größten war, den von der Natur geschaffnen Formenreichtum der Wurzeln im größten Maße praktisch verwandt. Ich greife einmal nur eine einzige Wurzel ser „fließen" heraus, die in ihren verschiedensten Formen sehr vielen Flußnamen Europas und Asiens, des Gebietes der indogermanischen Völker, zugrunde liegt, und suche dabei den ungeheuern, schier unerschöpflichen Gestaltenreichtum dieser Wurzel einmal nur nach drei Richtungen als erstens ser, zweitens fer, drittens mer und ver mehr anzudeuten als zu erschöpfen.

Dieselbe Wurzel ser „fließen“ also, die unter andern in den Appellativen altindisch sar-it (Fluß), lateinisch sal-um (Meer, See), altindisch sav-am (Wasser), gotisch saiw-s (See, Meer), neuhochdeutsch ries=eln usw. vorliegt, tritt uns auch in den Flußnamen Saar und Saal=e entgegen, die sich uns jetzt sofort in klarer Deutlichkeit als individualisierte Typen des generellen Begriffes „Fluß“ enthüllen. Dann klärt sich auch in einfacher, natürlicher Weise die Tatsache auf, daß zwei oder gar mehrere Flüsse denselben Namen führen können. Die Individualisierung hat sich dann in gleicher Weise vollzogen, ein Unterscheidungsbedürfnis hat sich ursprünglich nicht geltend gemacht, und so ist es gekommen, daß sowohl der bekannte Nebenfluß der Elbe wie der weniger bekannte Nebenfluß des Mains denselben Namen trägt: den Anwohnern beider Flüsse war und ist ihr Fluß die Saale = der Fluß. Erst das Unterscheidungsbedürfnis des gelehrten Kenners schafft auf künstlichem Wege die Bezeichnungen der Sächsischen und der Fränkischen Saale. Außer diesen beiden Saalen gibt es noch manche andre, so entspringt eine Saal=e zwischen Ith und Hils, und wie wir im Alpengebiet eine Saal=ach finden, so in Livland die Sal=is mit der gleichnamigen Stadt an ihrer Mündung in den Rigaer Meerbusen. Zu Saar und Saal=e aber gesellt sich die schweizerische Saan=e (daran Saan=en) und der große Nebenfluß der obern Weichsel, der San, wie der kleine Nebenfluß der Save, die Sann, und zu Saar, Saal=e, Saan=e haben wir den entsprechenden vierten Typus, allerdings in umgekehrter Lagerung, in der Maas vor uns, der sich sofort die Mos=el und weiterhin die in Böhmen fließende Mies u. a. anreihen. In Norddeutschland begegnen wir der Wes=er, und tief im Süden, in Kampanien, treffen wir ganz denselben Flußnamen als Ves-eris wieder, im Osten haben wir die Vis-la der Römer (unsre heutige Weichsel) und am Oberrhein die von Hebel besungne Wies=e, wie in Franken die Wies=ent; in umgelagerter Form haben wir ferner als Nebenfluß der Donau die Sav=e, in Italien als Nebenfluß des Arno die Siev-e, in der Schweiz die Seew=ern, in England den Sev-ern, und im Westen Frankreichs eilen zwei kleinere Flüsse dem Meere zu, die beide den Namen Sèv-re tragen und der Gegend die Bezeichnung als Département Deux-Sèvres verschafft haben. In Norditalien finden wir nicht weit von Venedig den Sil-e, in der Schweiz bei Zürich die Sihl und nahe bei der Saan=e die Simm=e, in Deutschland als Nebenfluß der Nahe die Simm=er, in der Landschaft Troas den durch Homer berühmten Σιμ-όεις, und mit der Saal=e sehen wir an derselben Stelle, bei Gemünden, die Sinn in den Main fließen, während der Inn eine Sill als Zufluß in sich aufnimmt. Wieder in umgelagerter Gestalt haben wir als Nebenfluß der Mosel und ebenso in Kärnten eine Lies=er, in Belgien als Nebenfluß der Maas die Less-e, wie wir in Thüringen die Ness=e und im alten Thrakien den Fluß Νέσσ-ος antreffen, dazu gesellt sich die Neiß=e, der wir nicht weniger als dreimal in Deutschland begegnen. In Italien ferner tritt uns der Ser-io entgegen, in Rußland zweimal

der Ser-eth, in Frankreich als Nebenfluß der Oise die Serr-e, und bei uns in Deutschland mündet der Saar gegenüber die Sauer, die luxemburgisch-französische Sur-e, wie eine andre Sauer bei Wörth vorbei in den Rhein fließt und wieder eine andre östlich von Lorch in die Wisper. In ganz andrer Gestalt treffen wir immer wieder dieselbe Wurzel in dem Flüßchen Ers-e an, einem Nebenfluß der bei Peine in Hannover vorüberfließenden Fuse, in Westfalen begegnet uns die Els-e, die an Melle und Bünde vorbeifließt, auch sonst finden wir denselben Flußnamen Els-e noch mehrfach in Deutschland, und auf einer ganz andern Stelle, im nördlichen Italien, tritt uns ganz derselbe Name wieder entgegen als Els-a bei einem Nebenflusse des Arno. Ihnen gesellt sich zu die Ils-e als Name zahlreicher Flüßchen in Nieder- und Mitteldeutschland, unter denen am bekanntesten die auf dem Brocken entspringende, sagenumwobne Ils-e ist, und ein äußerst charakteristisches Beispiel bietet uns das Quellgebiet der Oder und der Weichsel: nahe beieinander entspringen hier am Nordabhang der Beskiden zwei kleine Flüsse, von denen der eine sich als Sol-a in den Oberlauf der Weichsel, der andre als Ols-a in den Oberlauf der Oder ergießt, und nicht allzuweit davon treffen wir einen dritten entsprechenden Typus in der Osl-awa, einem Nebenflusse der mährischen Iglawa. Dazu gesellen sich die Loss-a, ein Nebenfluß der Unstrut, wie die Loss-e, ein Nebenfluß der Fulda bei Kassel, und die Joss-a in Hessen u. a.; auch der in den Dnjepr fließende Roß steht nicht allzufern, und mit ihm steht wieder im engsten Bunde die schweizerische Reuß.

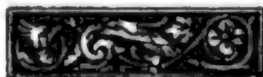
Eine andre Formart dieser Wurzel für „fließen" ist fel, die wir im lateinischen flu-o (fließe) und flu-men (Fluß) vor uns haben, und die ebenfalls appellativ im Schwedischen als Elf (= Fluß) vorkommt in Dal Elf, Göta Elf, Tornea Elf usw. Auf deutschem Sprachgebiet erscheint sie als Elb-e, die wir, abgesehen von dem großen Strom, in Nassau antreffen als Elb-bach, der vom Westerwald herab bei Limburg in die Lahn fließt, und in Hessen als Elb-e, die an Fritzlar vorbei der Eder zufließt. In andrer Form begegnen wir der gleichen Wurzel wieder in der pommerschen Leb-a, in dem tschechischen Namen für den großen Elbstrom Lab-e wie in der Lab-er, die wir auf engem Gebiete nicht weniger als viermal vorfinden: zweimal auf dem linken Donauufer in der Nähe von Regensburg, zweimal oberhalb Straubing als rechte Zuflüsse der Donau. Es ist die gleiche Wurzel für „fließen", die wir in der ungarischen Raab wie in der bayrischen Nab antreffen, wie ja denn in Bayern „Nab" noch appellativ für „Wasser" in Gebrauch ist. Die Biel-a, der wir so häufig begegnen, so bei Brüx in Böhmen, bei Königstein in Sachsen, bei Neiße in Schlesien, ferner die Eld-e, Led-a, Dill, Diem-el, Nied, Nidd-a, Nidd-er, Wied, an deren Mündung in den Rhein Neuwied liegt, Weid-a, Adl-er usw., sie sind alle Angehörige einer Sippe, von denen aber jeder seine individuellen Züge hat. So ließen sich weiter unzählige Flußnamen anführen, in denen die Wurzelform man zur Individualisierung verwandt ist,

die Wurzelform also, die wir als Appellativbezeichnung in lateinisch amn-is (Fluß), lateinisch man-are (fließen), lateinisch mar-e (Meer), griechisch ναρ-ός (fließend) u. a. vorfanden: so der Main (lateinisch Mœn-us), die Möhn-e, die Mem-el (russisch Njem-en), die Mur, Mar-os, Mühl, Rhein (mhd. Rîn), Rhin, Ruhr, Nar (Nebenfluß des Tiber), Ner (in Polen), Werra, Werre (bei Oeynhausen), Weil im Taunus, daran Weilburg, Weilnau, Weilmünster, die Leine, Laur-a, Orl-a usw., doch ich muß mich bescheiden. Nur das möchte ich noch hervorheben, daß oft, so besonders auf romanischem Sprachgebiete, die sekundäre Weiterentwicklung die ursprüngliche Wurzel ganz verwischt hat. Zum Beispiel ist der Name des größten Stromes Frankreichs, der Loire, das Ergebnis einer Entwicklung aus dem römischen Lig-er, die sich in derselben lautgesetzlichen Weise vollzogen hat wie die Entwicklung von lateinisch nig-er (schwarz) zu noir. Die Loire ist also einer Wurzelform ger (fließen) zuzuweisen, die uns appellativ in lateinisch rig-are (bewässern) und in gotisch rig-n (Regen) entgegentritt, individualisiert in den Flußnamen Gar-onne (lateinisch Gar-umna), Gal-aso (in Unteritalien), Reg-en, Lech und Leck. Der römische Nig-er dagegen, als Flußname des germanischen und speziell oberdeutschen Sprachgebiets, entwickelte sich nach deutschen Lautgesetzen ganz regelrecht zu Neck-ar, die alten Liger und Niger sind also im Kern das gleiche Wort. In dieser Weise finden die Namen sämtlicher Flüsse des indogermanischen Besiedlungsgebiets ihre natürliche, einfache Erklärung. Überall treten uns dabei unsre Gesetze in solcher Selbstverständlichkeit entgegen, daß wir die Formen mit mathematischer Sicherheit bestimmen können, und so sind gerade die Flußnamen besonders geeignet, das Wesen des Sprachschöpfungsaktes zu charakterisieren.

In der Schöpfung der Sprache wie auch in ihrer weitern Entwicklung sehen wir also die Prinzipien der Freiheit und der Notwendigkeit wirksam. Fest ist das Allgemeine, das heißt das Band zwischen Form und Inhalt der Wurzel als Genus, frei dagegen ist das Besondre, Individuelle, das heißt der Verband zwischen der einzelnen Wurzelform und dem bestimmten Begriff im individuellen Sinne; jener allgemeine Verband ist von Natur und darum innerlich notwendig, dieser besondre ist geschichtlicher Art, bis zu einem gewissen Grade dem Willen des Menschen unterworfen und darum frei. Die eine Wurzel mit ihrem festen generellen Begriff entwickelt auf dem Wege der Differenzierung aus sich in fortwährender Umgestaltung stufenweise eine unerschöpfliche Menge von Formen, von denen jede einzelne sich mit einem individuellen Vorstellungsinhalt zu füllen sucht, der unter die Allgemeinvorstellung fällt. Von den der Sprache zur Verfügung stehenden Mitteln, das heißt den wenigen Lauten, wird dabei ein unendlicher Gebrauch gemacht, und damit die unendliche Freiheit der Sprache, die doch in einem festen Punkte gebunden ist, möglich. So gehört die Sprache nach der physischen Seite ganz in den Bereich der Naturwissenschaft, die Prinzipien ihres Werdens finden wir in ähnlicher Weise zum Beispiel

auf den Gebieten der Zoologie oder Botanik wieder; nach der Seite ihrer Anwendung aber gehört die Sprache dem Gebiete der Geisteswissenschaften an.

Einheit, Einfachheit, Entwicklung, das sind die leitenden Gedanken, die sich durch das ganze Werk des Verfassers hindurchziehn. Es bestätigt sich auch hier wieder, daß die Prinzipien des Werdens im ganzen Universum dieselben sind. Mag auch der Verfasser in Einzelheiten hier und da geirrt haben — hier bleibt eben der Zukunft eine Menge Arbeit vorbehalten —, die große einfache Idee, die das Ganze beherrscht, ist klar und einleuchtend, weil vernünftig. Daher kann sein Werk mit Ruhe den Angriffen der Kritik entgegensehen.



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelch

3

Im Staate São Paulo

Am Morgen des folgenden Tages, des 27. Juli, also genau vier Wochen nach der Abfahrt von Hamburg, sollte ich das Ziel meiner Reise erreichen. Die Insel São Vicente, auf der Santos liegt, ist von dem Festlande durch einen schmalen, flußähnlichen Meeresarm getrennt. Auf dem Festlande erhebt sich neben der Einfahrt — vom Schiff aus gesehen rechts — eine Festung alten Schlages, die mit ihrem bröckelnden Gemäuer einen mehr ehrwürdigen als trutzigen Anblick bietet; gegenüber auf der Insel liegt eine gut eingedeckte, mit Geschützen neuerer Art armierte Strandbatterie. Von Santos selbst war hier, weil die Wasserstraße einen großen Bogen beschreibt, noch nichts zu sehen, nur der mit seiner weißen Kirche weithin sichtbare Gipfel des Monserrate, an dessen Fuß sich die Stadt ausbreitet, zeigte deren Lage an. Die Ufer des Meeresarmes sind fast bis zu den Hafenanlagen hin mit Negerhütten besetzt, die aus Bambusbuschwerk freundlich hervorlugen. Die Landschaft, die durch die nahe an das Meer herantretenden Gebirgszüge einen wirkungsvollen Abschluß erhält, hat den Charakter des Lieblichen und des Intimen.

Im Hafen angelangt mußte sich der Prinz Sigismund vorläufig noch gedulden, weil am Kai erst Abends ein Platz für ihn freigemacht werden konnte. Meine Lieben holten mich deshalb in einem Boote vom Schiff an Land. Noch vor zwei Monaten hatte keiner von uns eine Ahnung von diesem Wiedersehen im fernen Erdteil gehabt — so plötzlich hatte ich meinen Entschluß gefaßt; desto größer war nun die Freude. Der Prinz Sigismund blieb zwei Wochen im Hafen, sodaß wir ihn noch wiederholt besuchen konnten. Da die Dania erst acht Tage später fuhr, hatten wir also volle drei Wochen vor uns.

Santos, jetzt eine Stadt von 40000 bis 50000 Einwohnern, hat sich in dem letzten Jahrzehnt ähnlich wie Rio, nur in entsprechend kleinerm Maßstabe, gehoben. Die Kaianlagen sind sehr umfangreich, man erweitert sie noch immer, um die Verschiffung der Landeserzeugnisse, insbesondre des Kaffees, möglichst zu erleichtern. Die Stadt ist nämlich fast ausschließlich auf den Kaffeehandel angewiesen. Der Umstand, daß es im Handelsverkehr eine besondre Marke „Santoskaffee“ gibt, könnte zu der Annahme verleiten, daß gerade dieser Kaffee in der Umgegend von Santos gewonnen wird. Dies ist aber nicht der Fall; bei Santos gibt es überhaupt keine Kaffeefacenden. Der Kaffee wird vielmehr von dem Hinterlande aus zumeist auf der Eisenbahn nach Santos geschafft und von hier aus nur verschifft, und zwar ebenso die allerbesten und teuersten Sorten wie die natürlich die Hauptmenge ausmachende geringere und billigere Sorte, die speziell den Namen Santoskaffee führt. Andrerseits gelangt Santoskaffee keineswegs nur über Santos, sondern auch unmittelbar über Rio zum Versand. Der von den einzelnen Facenden in Säcken nach Santos gelieferte Kaffee wird zunächst vom Bahnhof aus auf Mulikarossen in die Armazems (Magazine) geschafft, hier ausgeschüttet, umgeschaufelt, gemischt und wieder in Säcke gefüllt, dann in die Lagerhäuser am Kai befördert und aus diesen durch Träger, die bis zu drei Sack, jeden zu 120 Pfund, auf einmal auf die Schultern nehmen, in die Schiffe getragen. Dies alles gibt dem Leben auf den Straßen, die auf weiten Strecken ganz merklich von dem feinen Duft des ungebrannten Kaffees erfüllt sind, ein eigentümliches Gepräge.

Auch Santos hat wie Rio außer einem eng bebauten alten Stadtteil neuere Bezirke mit gut angelegten Straßen. Von hervorragendern Gebäuden möchte ich die beiden großen Krankenhäuser sowie das Haus des Deutschen Klubs erwähnen, das von den Mitgliedern der deutschen Kolonie viel besucht wird und durch seine hübsche Bauart, zweckmäßige Raumverteilung und behagliche Einrichtung sowie durch seinen gut gepflegten Garten einen sehr angenehmen Eindruck macht.

In bezug auf Hygiene ist außerordentlich viel geschehen. Früher hatte das gelbe Fieber epidemisch in Santos geherrscht und hauptsächlich unter den Europäern große Verheerungen angerichtet, sodaß ganze Schiffsbesatzungen dahingerafft worden waren. Da die Weiterentwicklung der Stadt, der man sogar den Namen „Fremdenkirchhof“ beigelegt hatte, dadurch ernstlich in Frage gestellt war, so ist man vor einer Reihe von Jahren mit der größten Energie daran gegangen, durch Trockenlegung von Sümpfen und durch andre durchgreifende Maßregeln dem Übel die Wurzeln abzugraben, und hat auch die Genugtuung gehabt, die Krankheit gänzlich zu unterdrücken und von Santos fernzuhalten. Zu den im Interesse der Hygiene ausgeführten Anlagen gehört auch der öffentliche Schlachthof. Der Weg hat uns täglich vorübergeführt, ohne daß uns üble Gerüche aufgefallen wären. Das Vieh wird von abenteuerlich

aussehenden Reitern, echten Söhnen der Steppe, herdenweise angetrieben; oft spielen sich dort bewegte Szenen ab, wenn einzelne Rinder störrisch werden und mit dem Lasso, den die Reiter mit fabelhafter Geschicklichkeit werfen, gebändigt werden müssen. Für die Beseitigung der Abfälle sorgen die Aasgeier, die sich in großer Anzahl auf den Dächern und in der nächsten Umgebung aufhalten und auf den Palmen oft so dicht sitzen, daß sie die harten Blattstiele tief herunterbeugen. Diese Geier üben in Südamerika das Amt der Sanitätspolizei aus und erfreuen sich in den meisten Ländern eines besondern gesetzlichen Schutzes. Wer in Brasilien einem Aasgeier nachstellt, wird ebenso hart bestraft wie in Deutschland der, der sich eine Beamtenbeleidigung zuschulden kommen läßt.

Die ebenfalls sehr wichtige Trinkwasserfrage hat durch Anlage einer Leitung vom Gebirge her die beste Lösung erfahren. Das Wasser ist vorzüglich, sodaß auch die Schiffskapitäne die Tanks gern damit füllen.

Nach alledem brauchten wir keinerlei Besorgnis zu hegen, daß wir für das Wandeln unter den Palmen bestraft werden würden.

* * *

Für mein Unterkommen war schon aufs beste gesorgt worden. Mein Schwager, der in Santos als Arzt praktiziert und deshalb in der Stadt selbst wohnen muß, hatte für seine Mutter und Schwester ein Landhaus in dem durch Dampfbond leicht erreichbaren Vorort São Vicente gemietet, sodaß ich in diesen Hausstand nur einzutreten brauchte. An die Zeit, die wir dort draußen verlebten, kann ich nur mit Sehnsucht zurückdenken. Die Villa war wohnlich eingerichtet und vollständig ausgestattet. Soweit wir nicht auf Ausflügen begriffen waren, brachten wir den größten Teil des Tages auf der geräumigen rosenumrankten Veranda zu, bald in ein Buch oder in eine der nur selten zu uns gelangenden Zeitungen vertieft, bald die Augen auf die dunkeln Berge oder das brandende Meer gerichtet. Auch nach der Hauptmahlzeit, die nach Landessitte in die Abendstunde gelegt war, hielt es uns nicht im Zimmer; mindestens mußte draußen noch den Glühkäfern, die so stark wie Handlaternen leuchteten, und den großen Fledermäusen ein Weilchen zugeschaut werden. Der mehrere Morgen große Garten enthielt neben südländischen Gewächsen, wie Palmen, Araukarien, Baumfarnen, Orangenbäumen und gegen hundert Bananenstämmen, auch Vertreter der europäischen Flora, insbesondre Rosen und Veilchen vom schönsten Duft; sogar die deutsche Geißblattlaube fehlte nicht. Ein rot blühender Strauch übte offenbar eine besondre Anziehungskraft auf die Kolibris aus. Regelmäßig konnten wir diese zutraulichen und reizenden Tierchen aus der nächsten Nähe betrachten, wie sie unter munterm Gezirpe in den Zweigen hin und her schossen oder nach Art der Libellen die Flügel vibrieren ließen und sich dadurch vor den Blüten in der Schwebe hielten.

Infolge der Behaglichkeit unsers Lebens überkam uns ein gewisses Heimatgefühl, das uns die Vergänglichkeit dieses Daseins fast vergessen machte. Hierzu trug wesentlich der Umstand bei, daß wir eine Anzahl von Haustieren um uns hatten. Ein Hund und zwei niedliche Katzen hatten sich uns schnell angeschlossen, sodaß die Trennung später schwer fiel. Auch für einen gutbesetzten Geflügelhof hatte mein Schwager gesorgt. Die Hühner und die Enten, die er zu uns in die Winterfrische gesandt hatte, waren durchweg edel gezogne Tiere, die jeder Voliere zur Zierde gereicht hätten und sich übrigens auch im Kochtopf und in der Bratpfanne sehr bewährt haben. Anfänglich hat es uns in Erstaunen gesetzt, daß die Tiere vor den sich häufig unter sie mischenden Aasgeiern nicht die geringste Furcht zeigten. Wir machten jedoch bald die Wahrnehmung, daß die Geier, die von weitem wie Truthennen aussehen und deshalb im Geflügelhof gar nicht auffallen, das in sie gesetzte Vertrauen durchaus rechtfertigten und sich niemals an den Tieren, auch nicht an den kleinsten Kücken vergriffen.

Das Hauswesen wurde auf echt brasilianische Art geführt und verursachte der Hausfrau nicht viel Kopfzerbrechen, obgleich wir wöchentlich mehrmals Gäste bei uns sahen. An die Preise, die in Santos und São Vicente bedeutend höher sind als z. B. in der Stadt São Paulo, konnten wir uns freilich nur schwer gewöhnen. Billig war nur das Rindfleisch, 400 Reis = 60 Pfennige das Pfund, dafür war es aber unvorteilhaft geschnitten und in ausgewählten Stücken überhaupt nicht zu haben; eine Flasche Milch von dreiviertel Litern — am Hause von der die Runde machenden Kuh gemolken — kostete 700 Reis = 1 Mark 5 Pfennige, das Pfund Butter 3 Milreis = $4^1/_2$ Mark, eine Flasche brasilianisches Bier von der Größe einer Champagnerflasche 1 Milreis = $1^1/_2$ Mark, alles andre war entsprechend teuer. Aber das war einmal nicht zu ändern. Morgens, während wir auf der Veranda saßen, erschienen teils weiße, teils schwarze Männer, meldeten sich durch lautes Händeklatschen an und brachten in ihren großen, auf dem Kopfe getragnen Körben das bestellte Fleisch sowie zur Auswahl Fische, Obst und Gemüse, von diesem außer den gangbaren europäischen Sorten auch Palmkohl in der Form von Holzbündeln, Machocho usw. Wenn in schwierigern Fällen die Sprachkenntnisse auf unsrer Seite nicht ausreichten, mußte die von deutschen Eltern aus dem Staate Santa Catharina stammende, auch der portugiesischen Sprache mächtige Köchin Hedwig zur Hilfe gerufen werden, um das Geschäft zum Abschluß zu bringen. Damit war im wesentlichen die Arbeit der Hausfrau beendet; das übrige konnte sie der Köchin, die für ihren Lohn von 80 Milreis = 120 Mark monatlich auch Gutes leistete, getrost überlassen. Der Köchin war auch die Vermittlung des Verkehrs mit unserm nur portugiesisch sprechenden Alfonso übertragen, der den Garten instand zu halten und außerdem das Maultier und den Wagen zu besorgen hatte.

Unser braver Burro (Esel) — so werden die Muli gewöhnlich genannt — mußte uns in dem gerade vier Personen fassenden Trolly (Wägelchen) regelmäßig in der Morgenfrische oder in den Abendstunden auf dem Strande spazieren fahren.

Der Strand zieht sich meilenweit bis zu der schon erwähnten Batterie hin, dient allgemein als Reit- und Fahrweg und wird auch den ganzen Tag über als Badeplatz benutzt. Er ist sehr flach und besteht aus reinem weißem, von der starken Brandung festgeschlagnem Sande. An der Landseite ist er fast ununterbrochen mit Villen besetzt, deren Einfriedigungen bei hoher Flut von den Wellen bespült werden, während auf der andern Seite eine weit hervortretende, mit dichtem Wald besetzte Halbinsel und zwei ebenfalls bewaldete hohe Felseneilande, die Ilha Porchat und die Ilha das Cobras, vorgelagert sind. Die See ist beständig von ein- und ausfahrenden Ozeandampfern und Küstenfahrern sowie von Dampfbaggern und Fischerfahrzeugen belebt, und die Berge der unmittelbar an die See herantretenden Serra do Mar fesseln den Blick immer von neuem, weil sie sich dem Auge während der Fahrt immer wieder von andern Seiten darbieten.

Auch an sich waren die Fahrten sehr vergnüglich, da wir entweder in dem ganz seichten Wasser oder doch so nahe daran fuhren, daß der Wasserstaub der Brandung uns einhüllte und die letzten Ausläufer der Wellen in den Wagen schlugen. Der Boden des Wagens war eigens hierfür mit Abflußspalten versehen, und der Burro war an die See gewöhnt, durchschritt auch die sich ins Meer ergießenden Bäche ohne Sträuben. Zauberhaft schön war es in der Vollmondwoche sowie beim Meerleuchten; nicht nur die Wellen und die vom Trolly hochgeschleuderten Spritzer leuchteten, sondern auch das in den Gleisen und Hufspuren austretende Wasser; sogar der nebenherlaufende Terrier hinterließ leuchtende Fährten.

Zu der soeben erwähnten Ilha Porchat, einem Kleinod landschaftlicher Schönheit, gingen wir an einem klaren Morgen bei der tiefsten Ebbe trocknen Fußes hinüber. Der Pfad, den wir unter Führung einer ortskundigen Dame einschlugen, war wenig begangen und ziemlich angreifend, zumal da die Felsen auf weitern Strecken recht schlüpfrig waren und uns an einigen Stellen zum Kriechen, an andern zu gewagten Sprüngen und Kletterkunststücken nötigten. Wir wurden für unsre Mühe aber reichlich entschädigt, da wir in den zerrissenen und hochumbrandeten Klippen der Insel einen völlig neuen und ungemein wirkungsvollen Vordergrund erhielten, der dem ganzen Bilde einen Zug ins Romantische verlieh. Hat man solche Schönheit genossen, so erscheint es fast unglaublich, daß viele gebildete Santisten — so nennen sich die Einwohner von Santos — noch niemals einen Fuß auf die Ilha Porchat gesetzt haben. Dieselbe Erfahrung machten wir aber, als wir nach der keineswegs beschwerlichen Besteigung des Monserrate die vom Gipfel sich darbietende Aussicht rühmten.

Auch die weitere Umgebung suchten wir nach Möglichkeit kennen zu lernen. So unternahmen wir an einem Sonntag unter Führung eines englischen Kapitäns einen Ausflug nach dem Seebade Guaruja. Wir mußten zunächst vom Kai in Santos aus auf einem kleinen Dampfer den Hafen durchqueren und dann eine durch undurchdringlich dichten, mittelhohen Wald führende Kleinbahn benutzen. Guaruja liegt an einer vom Ozean ziemlich weit zurücktretenden Bucht,

deren Strand für Badezwecke besonders geeignet ist. Die wohl meist aus der Stadt São Paulo, aber auch von weiter her aus dem Innern stammenden Badegäste wohnen zum kleinern Teil in dem einladend aussehenden Hotel, zum größern Teil in saubern, von Gärten umgebnen Holzhäusern, deren Bestandteile in Nordamerika gefertigt und erst an Ort und Stelle zusammengesetzt worden sind. Die Bauart des Hotels und dieser Logierhäuser paßt ausgezeichnet zu der Umgebung, sodaß wir den Eindruck der vollsten Harmonie gewannen und selbst Lust bekamen, hier gelegentlich einige Wochen zuzubringen. Von Guaruja aus machten wir noch eine längere Wagenfahrt nach der Schildkrötenbucht. Wir hielten in einem Dörfchen, dessen Bewohner sich nur vom Fange großer Seeschildkröten nähren, und sahen schon in einem Garten eins dieser Tiere, wie es in sein trauriges Schicksal ergeben dalag, ohne auch nur an dem fesselnden Stricke zu zerren. So ungeschickt die Tiere auf dem Lande sind, so gewandt sind sie im Wasser, wie wir alsbald von einer Anhöhe aus zu beobachten Gelegenheit hatten. In den auf und nieder gehenden Wogen, die sich an den wild durcheinander liegenden Felsblöcken brachen, wiegte sich eine mächtige Schildkröte hin und her, sodaß wir jeden Augenblick glaubten, sie müsse an den Felsen zerschellen. Aber das Tier war der Wellen Herr und wußte sich ihrer mit großer Geschicklichkeit zu bedienen, um sich in der von ihm gewünschten Richtung treiben zu lassen. Leider kam es nicht an den Strand, sonst hätten wir gewiß den Versuch gemacht, es zu erlegen und uns zu der vortrefflichen argentinischen Hammelkeule, die der Hauptbestandteil unsers mitgebrachten Frühstücks war, noch ein delikates Schildkrötensteak zuzubereiten.

An einem andern Sonntage hatte der Deutsche Klub in Gemeinschaft mit einigen Herren vom Prinz Sigismund einen Ausflug in den Urwald veranstaltet. An der Bondstation Matadouro (Schlachthof), wo ein Motorboot der Firma Zerenner, von Bülow und Komp. und eins der größten Rettungsboote des Prinz Sigismund bereit lagen, fand sich die lustige Gesellschaft zusammen. Nachdem wir die großen Körbe und Kisten mit allen möglichen Mundvorräten und einige ausgekühlte Fässer Bier gehörig verstaut hatten, und das Rettungsboot von der Barkasse ins Schlepptau genommen worden war, setzten wir uns in Bewegung. Dreiviertel Stunden fuhren wir auf dem Meeresarm hinter São Vicente und bogen dann in die Mündung des Rio Branco (Weißer Fluß) ein. Zur linken Hand hatten wir niedriges Schwemmland, die sogenannte Moskitoküste, die an menschlichen Behausungen nur wenig Fischerhütten aufweist. Die Bewohner, die wir auf ihren Einbäumen beim Aufnehmen der am Abend zuvor ausgelegten Netze trafen, führen in ihren in der einfachsten Weise aus Lehm und Palmblättern errichteten Baracken wahrlich kein beneidenswertes Dasein; sie müssen bei Tage und bei Nacht durch qualmige Feuer die blutgierigen Moskitos abzuwehren suchen und werden doch halb von ihnen aufgezehrt. An diesem Ufer trafen wir auch einige Krokodile, die sich sonnten, und sobald ihnen unsre Nähe bedrohlich schien, in den Fluß hinabglitten. Am andern Ufer steigt

unvermittelt bis zu tausend Meter Höhe die Serra auf, in deren Schluchten weiße Wasserfälle herabstürzen. Der Wald ist echter, unerforschter Urwald und nur von wenigen schmalen Jägerpfaden durchzogen; es werden dort Hirsche, Tapire, Gürteltiere, Affen, Periklten und Fasanen erbeutet. Wir landeten an einer Lichtung, aus der uns schon von fern eine deutsche Flagge gegrüßt hatte, stiegen einige hundert Schritt durch einen Obstgarten aufwärts und waren damit an unserm Ziele angelangt.

Der in São Paulo wohnende Großkaufmann von Bülow, dessen Firma in Santos eine Zweigfirma unterhält, hat sich dieses Sitio (Ansiedlung) angelegt, um alljährlich einige Monate hier zu verleben. Das luftig gebaute Haus enthält außer der Familienwohnung des Verwalters einen großen Speisesaal, verschiedne Schlafräume, Küche, Vorratsräume und vorn in der ganzen Breite eine offne Halle, die wohl am meisten von allen Räumlichkeiten benutzt wird. Von der Halle aus hat man nach beiden Seiten hin den Blick auf den Wald, während man den sich abdachenden Garten, den in der Sonne glänzenden Fluß und das gegenüberliegende, nicht unbedeutend ansteigende Ufer gerade vor sich hat. Von dem Platze vor dem Hause führt ein breiter, mit riesigen Agaven eingefaßter Weg zu einem von der Natur geschaffnen Bade: ein kristallklares, kühles Bächlein ergießt sich mit einem kleinen Fall in eine Felsenmulde, durchströmt sie und fließt auf der andern Seite über ein natürliches Wehr wieder ab; das Becken, dessen Durchmesser etwa zwanzig Schritt beträgt, ist so abgestuft, daß es verschiedne Tiefen hat, gerade so, wie sie für Jung und Alt angenehm sind; die ganze Stelle ist von Bäumen beschattet, aber nicht so dicht, daß nicht die Sonne hier und dort hindurchscheinen und ihr Licht auf dem Wasser spielen lassen könnte. Es muß himmlisch sein, hier die Glieder zu erfrischen.

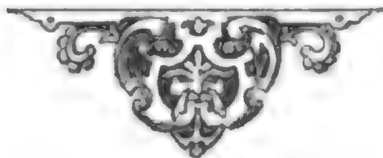
Bei einem Rundgange durch das Anwesen fiel mir auf, daß außer einigem Geflügel kein Vieh vorhanden war. Zur Erklärung teilte mir der Verwalter mit, daß der Versuch, Rinder und Ziegen zu halten, aufgegeben worden sei, weil gar zu viele Tiere auf der Weide den Bissen giftiger Schlangen erlegen seien; auch die Geflügelhaltung sei wenig lohnend, weil man sich der Raubvögel nicht erwehren könne. Noch in andrer Weise wurden wir daran erinnert, daß wir uns mitten in der Wildnis befanden. Der Verwalter zeigte uns gar nicht weit vom Wohnhause entfernt eine Stelle, an der er vor einigen Tagen die Reste eines Zwerghirsches vorgefunden hatte; die Spuren hätten ergeben, daß das Tier zweifellos einer Onza (Jaguar) zum Opfer gefallen war. Nun, uns war bekannt, daß der Jaguar, wo er nur irgend kann, dem Menschen ausweicht, und so ließen sich denn sogar unsre Damen durch diese Erzählung nicht abhalten, die weitere Umgebung des Besitztums zu durchstreifen.

Mit schwanken Gerten gegen die Schlangen ausgerüstet, begaben wir uns zunächst auf leidlichem Wege nach der landeinwärts liegenden Erholungsstation des Norddeutschen Lloyd. Diese Station ist zur Aufnahme fieberkranker Seeleute bestimmt, hat aber glücklicherweise — ebenso wie die Station der Hamburg-

Amerika-Linie, die sich auf einer Insel vor der Einfahrt zum Hafen von Santos befindet — schon seit Jahren leer stehn können. Die hölzernen Gebäude hat man auf hohe Pfeiler gestellt, um sie vor der Feuchtigkeit des Bodens zu schützen, und um den vielerlei Kriechtieren das Eindringen zu erschweren. Rings um das ganze Hauptgebäude zieht sich eine breite Galerie; der Raum unterhalb des Fußbodens ist zur Anlage einer Kegelbahn benutzt worden. Das für den Betrieb bestimmte Inventar wird alljährlich von einem Beamten des Lloyd revidiert, und soweit es nötig ist, ergänzt; in der in den Zimmern aushängenden Hausordnung wird alles Wissenswerte mitgeteilt; auch wird auf die durch Giftschlangen drohende Gefahr aufmerksam gemacht und vor jeder Unvorsichtigkeit beim Gehen im Walde gewarnt.

Nachdem wir alle Räume in Augenschein genommen hatten, ging es weiter auf schmalem, schlüpfrigem Pfade in den Wald hinein bis zu einer Schlucht, deren Sohle von einem Netz von Rinnsalen bedeckt war. Die meisten kehrten an dieser Stelle um, nur wenige Unermüdliche kletterten hinunter, balancierten auf lose liegenden, glatt geschliffnen Blöcken über die Wasserläufe hinweg und drangen dann bergauf und bergab unter fortwährendem Kampfe mit den sich über den Weg ziehenden Lianen weiter vor. Bei einer Wendung wurde die feierliche Stille fast unvermittelt durch ein gleichmäßiges Brausen unterbrochen, und wenige Augenblicke später traten wir aus dem beklemmenden Dickicht in einen freien Grund hinaus. Die Szenerie war überraschend und von wunderbarer Schönheit. Rechts von der Höhe stürzten schäumende Wassermassen über zerrissene Felsengebilde in einen Kessel, sammelten sich hier und strömten als reißender Bach weiter, hier über wildes Geröll hinwegspringend, dort durch moorige, trügerisch überwachsene Flächen in glatter Flut dahinschießend, während sich von dem Falle her der feine Wasserstaub wie ein zarter Schleier über den Grund zog. Unter dem Einfluß dieser sich jahraus jahrein gleich bleibenden Feuchtigkeit hatte sich eine Vegetation von unbeschreiblicher Üppigkeit entwickelt. Die Palmen, die Philodendren, die Farne und die verschiedensten Schlinggewächse prangten in einem tiefsatten, strotzenden Grün, von dem sich der blendend weiße Wassersturz wirkungsvoll abhob. Der Gebirgsurwald zeigte sich in seiner vollen Pracht.

Inzwischen waren die im Hause zurückgebliebnen Vorstandsdamen nicht müßig gewesen, sodaß wir bei unsrer Rückkehr die Tafel in der Halle schön mit Blumen geschmückt und reich mit Speise und Trank besetzt vorfanden. An das Mahl, das den heitersten Verlauf nahm, schloß sich sogar noch ein Tänzchen an, das schuld daran trug, daß wir die festgesetzte Abfahrtsstunde versäumten. Deshalb konnten wir erst bei der tiefsten Dunkelheit, und nachdem wir einige kleine Fährlichkeiten glücklich überstanden hatten, wieder bei dem Schlachthof anlegen.



Der geflügelte Sieger

Von Georg Stellanus

(Schluß)

Onkel Franz kam, noch ehe man in Lunzenau mit dem ersten Frühstück fertig war, in Gesellschaft von Rosas Bruder mit einem sehr sorgenvollen Gesicht an. Beide waren keineswegs erstaunt, daß Herzberg Lunzenau so plötzlich verlassen hatte, denn sie wußten mehr, als der scharfsinnige Jäger je hätte vermuten können. Sie waren, als sie am gestrigen Abend im Geschwindschritt heimgekehrt waren, um Herzberg womöglich noch unterwegs einzuholen, „drüben" gerade zur rechten Zeit angekommen, um unbemerkt von der Gartentür aus dem herzzerreißenden Abschiede beizuwohnen, den die beiden Liebenden voneinander „für ewig" genommen hatten.

Ein Haufen Tänzerinnen in ein und derselben Familie wäre vielleicht, da der mit ihrem Unterhalt verbundne Aufwand groß zu sein pflegt, von Übel, aber eine ab und zu hat ihr Gutes. Den sechsten Sinn, den Onkel Franz hatte, und der ihm anzeigte, wenn irgendwo Liebe im Spiele war, verdankte er zwar nicht den kunstfertigen Beinen, wohl aber der sonstigen Erfahrenheit seiner schönen Freundin. Wo es berechtigte, beglückende Liebe ohne Hindernisse gab, wie dies zum Beispiel zwischen dem Pferdeknecht und seiner Johanna der Fall war, war er der erste, der in diskretester Weise die Augen schloß, um die Mysterien des Gottes nicht zu entweihen oder zu stören. Wo sich aber etwas anzubahnen schien, das den Keim des Todes in sich trug, weil man im Begriff stand, sich mit den Gesetzen und dem Herkommen der bürgerlichen Gesellschaft in Zwiespalt zu bringen, da hielt er es für seine Pflicht, einzuschreiten, und schritt auch in der Regel erfolgreich, wenn auch mit der ihm dem Nächsten gegenüber eignen zarten Schonung ein. Hätte Onkel Bernhard der Trennung der beiden Liebenden aus dem Hinterhalte beigewohnt, so würde er zwar mit der Zusammenkunft an sich nicht einverstanden gewesen sein, da er überall etwas auszusetzen haben mußte, aber er würde es übrigens ganz in der Ordnung gefunden haben, daß Rosa, „der eine so gute Partie, wie Ernst es war, unverdientermaßen ins Netz geflogen war", den Liebesunsinn in die Rumpelkammer geworfen und sich, wie ers nannte, ans „Solide" gehalten hätte. Nicht so Onkel Franz, der sich noch an demselben Abend mit seinem Neffen, dem netten kleinen Leutnant, aufs freie Feld begeben hatte, seiner Meinung nach den einzigen Ort, wo man in Leubeck und dessen nächster Umgebung vor lauschenden Ohren sicher war, um ihm da seine Bedenken auseinanderzusetzen. Man würde sich, meinte er, an dem Herzen und an der Zukunft seiner Schwester schwer versündigen, wenn man ihre Heirat mit Ernst zuließe, die sie mit denselben Gefühlen über sich ergehn zu lassen bereit sei, mit denen der Bauer in den Turm krieche. Man müsse vielmehr die Sache Tante Minna je eher je lieber melden, die, davon sei er überzeugt, Mittel und Wege finden werde, alles ins Gleiche zu bringen. Tante Minna hätte ihm also nicht erst zu schreiben gebraucht, er wäre ohnehin

gleich nach dem ersten Frühstück nach Lunzenau hinübergeeilt, eine Leistung, die für ihn ungefähr dem auf Alarm Ausrücken eines Truppenteils entsprach. Auch Rosas Bruder war für seine Person, so hoch er das Familienpanier hielt, und so gute Meinung er von den ehrenwerten Eigenschaften seines Vetters hatte, in Wahrheit doch eigentlich mehr für die Werbung seines Freundes Herzberg eingenommen, einmal weil er mit eignen Ohren gehört hatte, wie sehr sich die beiden liebten, und dann auch weil er wie seine Schwester gedacht und den warmblütigen Leutnant dem fischblütigen Majoratserben vorgezogen haben würde, wenn er ein Mädchen und kein Leutnant gewesen wäre.

In welchem Zustande von Aufregung und Durcheinander die beiden bei ihrer Heimkehr von dieser Besprechung auf freiem Felde Leudeck gefunden hatten, spottet jeder Beschreibung. Rosa, von heftigem Fieber und Schüttelfrost befallen, hatte zu Bett gebracht werden müssen, Tante Anna taumelte aus einer Synkope in die andre, Rosas Mutter hatte, was bei ihr ein Beweis allerhöchster Aufregung war, die zum trousseau gehörende Nachthaube, an der sie arbeitete, erschöpft aus der Hand gelegt, Onkel Bernhard und Tante Malwine mit ihren Gefolgschaften waren auf dem Kriegspfad.

Was war denn aber so Furchtbares geschehen, daß es an allen Ecken und Enden zu brennen schien? Eigentlich wenig genug. Aber da das liebe gute Leudeck auch geringes zu gewaltigen Sensationseffekten aufzubauschen verstand, um den immer wieder erstehenden Lindwurm des unerträglichen Einerleis und Nichtsgeschehens wenigstens einigermaßen zu bekämpfen, so war das Geschehene mehr als genügend gewesen, in dem sich nach außen hin gern den Anschein höchster Friedlichkeit gebenden Familienheim alles auf den Kopf zu stellen. Herzbergs zu einem kleinen Bolzen zusammengerollte Karte, auf die Rosa, erst in ihrer Bestürzung und dann in ihrem Kummer, nicht genügend geachtet hatte, war Tante Malwinen bei dem geheimen Streifzuge in die Hände gefallen, den sie allabendlich, nachdem sie den Trampel zu Bett geschickt hatte, durch ihr Gebiet unternahm, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei: der Aschekasten geleert, der Gossendeckel aufgelegt, die Zündhölzchenschachtel an der von ihr erwählten Stelle, der Wasserständer gefüllt, das Küchenfenster geschlossen. Da sie nicht wußte, daß die von dem jungen Offizier in so unternehmender Weise erbetne Zusammenkunft schon vorüber und wie elegisch ihr Ende gewesen war, so hatte sie sich, jedes Geräusch mit katzenhafter Vorsicht vermeidend, die Treppe hinunter und im Waschhaus an ein Fenster geschlichen, das den lauschigsten Teil des davor gelegnen verwilderten Paradieses zwar nicht mit dem Auge, wohl aber mit dem Ohr unter Beobachtung zu nehmen erlaubte. Da die gute Johanna die ihr erteilte Erlaubnis, sich zu Bett zu legen, nicht sogleich benutzt, sondern es vorgezogen hatte, die Treppe ebenso geräuschlos, wie dies ihre Herrin zu tun verstand, hinunterzugleiten und im verschwiegnen Dunkel der herbstlich buntgewordnen, aber ihres Laubes noch nicht beraubten Bäume mit dem lieben Wilhelm, der nach Herzbergs Weggang seinen Posten wieder eingenommen hatte, ein kleines Plauderstündchen abzuhalten, so war Tante Malwine in den unter den obwaltenden Umständen begreiflichen Irrtum verfallen, daß für die Küsse und Seufzer, die sie vernahm, Herzberg und Rosa verantwortlich seien. Natürlich hatte ihr das von ihrer Nichte einen grundfalschen Begriff gegeben, und obwohl sie sofort zu dem Entschluß gekommen war, die „nötige" Auseinandersetzung auf den nächsten Morgen zu verschieben, um deren Wonne besser auskosten zu können, hatte sie es doch, als ihr die Kunde von Rosas leidendem Zustande mit unheimlicher Schnelligkeit hinterbracht worden war, nicht über sich gewinnen können, ihre vermeintliche Entdeckung ein paar Stunden länger für sich zu behalten,

sondern sie war spornstreichs zu Rosas Mutter hinübergegangen und hatte nicht eher geruht, bis diese aus ihren mehr oder weniger verblümten Andeutungen verstanden hatte, was in allen Einzelheiten zu schildern ihr das Herz abdrückte. Da es unter den Umständen unmöglich war, Rosa sofort zu befragen, so war es zwischen den beiden Damen zu einem mit ebenso scharfen wie feinen Waffen geführten Gefecht gekommen, das Tante Anna — ein beklagenswerter Erfolg drahtloser Telegraphie — die erste Synkope gekostet hatte. Wie der Tiger nie beutegieriger ist, als wenn er Blut geleckt hat, so konnte Tante Malwine, wenn es bei einem Wortgefechte nicht zu einem eigentlichen Ausbruch gekommen war, nicht rasten, bis sie ihr Mütchen an einem andern, sich weniger auf vorsichtige Paraden verstehenden Gegner gekühlt und sich gegen diesen nach Herzenslust ausgekreischt und ausgeweint hatte. Wilhelm, dem Pferdeknechte, das fiel ihr jetzt ein, war sie noch ziemlich spät abends auf dem Gange begegnet. Da er wie ein Dieb auf Socken einhergeschlichen war und sich auf dem nur spärlich erleuchteten Gange ihren Blicken scheu zu entziehen gesucht hatte, so war er ohne Zweifel der Überbringer des ihre Nichte zu einem Stelldichein auffordernden Bolzens gewesen, und daß so etwas in Leudeck vorkommen konnte, daran war niemand anders schuld als „der gute Bernhard", der sich „offenbar wider Vernunft und Recht" die Oberaufsicht über das männliche Personal angemaßt hatte und die „unverschämten Bengels" auch noch in Schutz nahm, wenn sie sich — „mit Fug und Recht" — das Vergnügen machen wollte, ihnen die Leviten zu lesen. Aus Wohlwollen für die, deren er sich in solchen Fällen annahm, tat dies Onkel Bernhard allerdings nicht, sondern aus Widerspruchsgeist und um, wie er sich ausdrückte, der wie ein Ölfleck um sich greifenden Anmaßung der herrschsüchtigen „Peronelle" ein Paroli zu biegen. Bei ihm war Tante Malwine auch am heutigen Abend ganz an den rechten gekommen, sie hatte nicht lange zu knuffen und zu sticheln gebraucht, bis ihr Wunsch, sich zu tummeln und auszuschreien, in Erfüllung gegangen war. Warum es bei solchen Gelegenheiten nicht zu einem Handgemenge kam? Tätlichkeiten verbot die Familientradition, die verträgliche Liebe und gegenseitiges Entgegenkommen heischte. Als Onkel Franz und Hans die Treppe heraufkamen, klang es, als ob es oben auf dem Gange — der war hergebrachtermaßen die Arena — „Mord und Totschlag" gäbe, aber auch dieses Gewitter zog, wie so viele ähnliche, von deren Donner und Blitz die „friedlichen" Räume des lieben, guten Leudeck widergehallt hatten, vorüber, nachdem es sich ausgetobt hatte, und um zehn Uhr — nach Onkel Bernhards unfehlbarer Uhr — lag alles in den Betten und schlief.

Onkel Franz hatte sich ein wenig vor der Notwendigkeit gegrault, Tante Minna eine Mitteilung zu machen, die ihrem Herzen peinlich sein mußte. Er hatte deshalb den netten kleinen Leutnant mitgebracht, der das Erlebnis des gestrigen Abends mit ihm geteilt hatte und ihm, wenn es nötig war, die Richtigkeit seiner Angaben bezeugen konnte. Er hatte sich jedoch in dieser Beziehung unnötige Sorge gemacht, denn die kluge Frau stimmte auch nicht das leiseste Klagelied an. Sie war im Gegenteil, wie es ihre Art war, sofort, als sie den Bericht ihres Vetters vernommen hatte, mit einem bis ins kleinste ausgearbeiteten Plane da, vor dem jeder Diplomat den Hut abnehmen konnte. Unbehilfliches Zögern, wie es schwachen und unentschiednen Naturen eigen ist, war ihr völlig fremd. Natürlich, meinte sie, müsse man dem liebenden Paare so rasch wie möglich aus der Patsche helfen, in die sie durch beiderseitige Unerfahrenheit geraten seien, und dazu sei es vor allen Dingen nötig, daß man den Rittmeister von Löwenhaupt, der diskret und ein Ehrenmann sei, und den man zum tausendsten Glücke zur Hand habe, ins Vertrauen ziehe, um von ihm, der als Herzbergs unmittelbarer Vorgesetzter die sicherste

Quelle sei, über dessen Führung und Verhältnisse verläßliche Auskunft zu erlangen. Wenn diese, wie sie kaum bezweifle, zufriedenstellend laute, so wolle sie anspannen lassen, damit Vetter Franz und Hänschen — sie war dessen Patin und hatte die Diminutivform seines Vornamens in ihrem mütterlichen Wohlwollen für den ihr äußerst sympathischen jungen Leutnant beibehalten — gleich hinüber in Herzbergs Garnison fahren und mit ihm Rücksprache nehmen könnten. In der Zwischenzeit werde sie ihrem Manne und ihrem Sohne die Sache vorstellen. Sie zweifle keinen Augenblick, daß sie mit ihr der Ansicht sein würden, es sei das beste, die Verlobung ohne großen Rummel, aber auch ohne Heimlichtuerei je eher je lieber rückgängig zu machen. Ohne allerhand Gerede werde das freilich nicht abgehn, aber was die Leute in einer solchen Angelegenheit, die nur die drei nächstbeteiligten angehe, zu vermuten und zu sagen für gut fänden, sei durchaus nebensächlich. Ihr sei es in erster Reihe um ihren Sohn zu tun, den sie nicht zeitlebens als ungeliebten, nur aus Pflichtgefühl geheirateten Gatten herumgehn lassen wolle, und auch um Rosa, die ein reizendes kreuzbraves Mädchen sei und einen wirklich geliebten Mann verdiene. Jedermann habe das Recht, sich etwas anders zu überlegen. Man könne es also auch einem Mädchen nicht verdenken, wenn sie eine angenommne Wahl rückgängig mache, um eine andre treffen zu können, die mehr nach ihrem Herzen sei. Angenehm seien ja solche Sachen für keinen der Beteiligten, aber je aufrichtiger man die Wahrheit sage, je rascher man handle, um so geringer sei der Schaden. Rosa habe in der ehrenwertesten Weise gehandelt, und es sei ein Glück, für das man dem Himmel nicht dankbar genug sein könne, daß sie die Bekanntschaft Herzbergs jetzt gemacht habe, wo es noch möglich sei, die Sache für alle drei Beteiligten ins rechte Gleis zu bringen. Er, der liebe Vetter Franz, habe sich ein großes Verdienst um sie alle dadurch erworben, daß er die rechte Fährte so sicher aufgespürt habe und auf ihr ohne Zögern vorgegangen sei, denn davon sei sie felsenfest überzeugt: Rosa würde, wenn man sie nicht durch das, was er und Hänschen gehört hätten, vom Gegenteil überführen könnte, nie zugeben, daß sie im Begriff gestanden habe, ihrem einmal gegebnen Worte ein so schweres Opfer zu bringen. Sich die Einwilligung von Rosas Mutter besonders zu sichern, halte sie weder für nötig noch unter den Umständen für ratsam. Wie Rosa über die Sache denke, und wie sie die in ihrem Interesse getanen Schritte aufnehmen werde, wisse man ja, und Hänschens Mama — Tante Minna war wirklich nicht totzumachen, und einen kleinen Scherz konnte sie sich auch in einem so ernsten Augenblicke nicht versagen — werde nichts einzuwenden haben, wenn sie sich sagen könne, das trousseau sei nicht umsonst angeschafft worden.

Der Rittmeister, mit dem alsbald die Angelegenheit besprochen wurde, wußte, daß Herzberg, der aus Holstein stammte und beide Eltern früh verloren hatte, unter der Obhut eines Bruders seiner verstorbnen Mutter erzogen worden war. Was dessen Charakter anlange, so würde er, Löwenhaupt, sich nicht einen Augenblick besinnen, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Da der Rittmeister unverheiratet war, so hätte diese Äußerung wenig Wert gehabt, wenn ihn Tante Minna nicht als einen Mann gekannt hätte, der sich der Wichtigkeit der von ihm übernommnen Bürgschaft wohl bewußt war. Was die pekuniäre Frage anlange, sagte er, so sei Herzberg der bei weitem bestgestellte Offizier des Regiments. Sein Vater habe ihm ein schönes Rittergut in der Nähe von Neumünster hinterlassen, die Kapitalien, die er von seiner Mutter geerbt habe, seien während der langen Vormundschaftsdauer erheblich angewachsen. Der gedachte Oheim und Vormund, ein vermögender Mann, habe ihm, Löwenhaupt, gelegentlich auch mitgeteilt, daß er sein Mündel zum Universalerben zu machen beabsichtige. Übrigens, fügte der Rittmeister

hinzu, ist Herzberg, soweit meine Kenntnis von ihm reicht, in Geldsachen sehr verständig, im Verhältnis zu seinen Einkünften ist er sogar sparsam.

Das ist eine große Hauptsache, sagte Onkel Franz, worauf der kleine Leutnant, der, wie es sich gehörte, bei der ganzen Verhandlung nur den schweigenden Zuhörer gemacht hatte, Tante Minna halblaut zuflüsterte: Sparsam, Tantchen, das kann ein jeder sein: deshalb würden wir ihn noch lange nicht heiraten.

So fuhren die zwei denn mit den beiden Füchsen, die im Vierspänner als Spitzenpferde gingen, nach der Garnison Herzbergs hinüber, nachdem sie Tante Minna versprochen hatten, sich von den Ulanen, Herzbergs Kameraden, nicht einseifen zu lassen, sondern sobald wie möglich zurückzukommen. Wie der Bär im Zoologischen Garten, bemerkte Hänschen, zu dem der Wärter sagt: Mischke, klettern! aber nicht oben bleiben, gleich wieder runter kommen.

Tante Minna hatte sich die bei weitem schwerere Last aufgeladen, indem sie die beiden zu Herzberg schickte und sich die Aufgabe vorbehielt, ihrem Jungchen, dem eigentlichen Verlierer, und dessen Vater die Sache beizubringen, die aus allen ihren Himmeln Gerissenen zu trösten und für ihre Auffassung der Sache, für ihren Plan zu gewinnen. Vielleicht war sie, da sie von der Annahme ausging, jeder vernünftige Mensch müsse in diesem für sie so einfach liegenden Falle denken wie sie, auf die ernsten Schwierigkeiten nicht vorbereitet, die ihr die gekränkte und die dem verletzten Selbstgefühl eigne Empfindlichkeit beider bereiten sollte. Recht hübsch und erfreulich war ja das eigentlich kaum, was die beiden sagten, als sie erfuhren, worum es sich handle. Vorurteilsfreie, objektiv urteilende Philosophen, die das Recht des Nächsten gegen das ihre in billiger und gerechter Weise abzuwägen bemüht gewesen wären, waren die beiden nicht. Ihr Ärger, man möchte beinahe sagen, ihre Entrüstung war allerdings begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigte, daß sie beide nicht weit davon entfernt gewesen waren, Ernsts Werbung um seine unbemittelte Base als eine hochherzige Handlung anzusehen, und daß die Frage, was die Leute von der „Entlobung" denken und dazu sagen würden, für sie von allergrößter Wichtigkeit war. Schließlich gelang es der klugen und wohlmeinenden Frau indes doch, die beiden mit ihrem Schicksal sowie mit Rosa und Herzberg einigermaßen auszusöhnen, indem sie hervorhob, daß eine von einem Mädchenherzen in des Herzens blindem Drange gefaßte Leidenschaft kein Maßstab sei für den Wert eines Mannes, sondern eine Zufälligkeit, aus der kein vernünftiger Mensch einen andern Schluß ziehen könne, als daß es bisweilen auch für ein junges Mädchen nicht ganz leicht sei, sich davon Rechenschaft zu geben, wie der wahre Abgott auf dem Altare ihres Herzens aussehen und beschaffen sein müsse. Ernst, davon sei sie überzeugt, werde leicht eine Partie finden, die vielleicht alles, was man wünsche, besser vereinige, als es „so" der Fall gewesen wäre. Der Umstand, daß bei ihrem Jungchen von leidenschaftlichen Gefühlen nicht die Rede war, erleichterte ihr ihre Aufgabe. Sie brauchte keinen Balsam für ein liebeswundes Herz zu mischen: es genügte, wenn sie die von seinem Selbstgefühl erlittene Verstauchung mit lindernden Kräutern zu bähen verstand. Sie schlug vor, Ernst solle, um sich zu zerstreuen und um jeder peinlichen Begegnung fürs erste aus dem Wege zu gehen, nach Unteritalien reisen, wo ihre jüngere Schwester in der Campanischen Ebene zwischen Neapel und Benevent an einen vornehmen und reichen Grundbesitzer verheiratet war. Da das dortige Ehepaar wiederholt brieflich den Wunsch ausgesprochen habe, den einen oder den andern ihrer deutschen Verwandten bei sich zu sehen, werde er mit offnen Armen aufgenommen werden. Den Winter über möge er in Neapel oder in Rom bleiben, und wenn er im Frühjahr zurückkomme, so werde sie inzwischen über einige für ihn geeignete Partien, die sie in Aussicht habe, Erkundigungen eingezogen haben. Treffe er dann eine sich in jeder Beziehung eignende, vielleicht sogar nach der einen

oder der andern Seite hin glänzende Wahl, so werde das, was ihm jetzt ein so gewaltiges Ereignis scheine, als nebensächlicher Zwischenfall bald ganz vergessen sein.

Sie war mit dieser doppelten Sisyphusarbeit gerade zustande gekommen, als Fritz mit der Meldung erschien, die gnädige Frau von drüben (Tante Malwine) wünsche die gnädige Frau zu sprechen: er habe sie in den kleinen Salon geführt. Tante Minna hatte diesen Besuch vorausgesehen: wo etwas schief ging, war Tante Malwine sofort da, wie die Raben, wenn einer gehenkt wird. Aber in welchem Irrtum sich diese mit ihren vom Waschhausfenster aus gemachten Wahrnehmungen befand, konnte Tante Minna freilich nicht wissen. Sie hatte in richtiger Voraussicht eines solchen Besuchs ihr liebes Männchen ernstlich beschworen, er möge, bis die beiden von ihrem Besuche bei Herzberg zurück seien, und bis man mit Rosa habe sprechen können, der Leudecker „Heimoberin" gegenüber unter keinen Umständen auch nur entfernt auf das brenzlige Thema eingehen, denn die harmloseste Bemerkung genüge ihr, daran die haarsträubendsten, dem guten Rufe ihrer Mitmenschen schädlichsten Vermutungen und Kombinationen anzuknüpfen. Ihre beiden mit ihren Gatten in Lunzenau anwesenden Töchter und die Schwiegersöhne selbst wollte sie von dem Geschehenen erst unterrichten, wenn, wie sie sich ausdrückte, alles in dem Töpfchen sei, wo es kochen solle. Bis dahin sollte in Lunzenau alles seinen gewohnten Gang weiter gehen. Übereiltes Abreisen der auf Wohnbesuch Anwesenden mußte wegen des Geredes, das dadurch veranlaßt worden wäre, möglichst vermieden werden. Wenn die Leute sähen, meinte sie, mit welchem Gleichmut und mit welcher Seelenruhe man die Sache behandle, werde davon auch in weitern Kreisen nicht so viel Aufhebens gemacht werden, als wenn man selbst unsicher und bestürzt erscheine. Ernst, von dem man nur zu sagen brauche, daß er im Begriff sei, nach Berlin zu fahren, konnte, um jede spätere Glosse über seine ernste oder heitere Haltung zu vermeiden, auf seinem Zimmer essen und die so gewonnene Zeit zum Einpacken verwenden. Um zum Eilzuge zurecht zu kommen, mußte er vor vier auf der Station sein. Der alte Herr sollte mit ihm dahin fahren: sie wollte Tante Malwine, die unbeaufsichtigt in Leudeck wie in Lunzenau das größte Unglück anrichten konnte, bis nach Tisch dabehalten und sie streng überwachen, daß von ihr nichts zu befürchten wäre. Franz und Hans konnten, wenn sie nicht in die Hände der jüngern Kameraden Herzbergs gefallen waren, zwischen ein und zwei Uhr wieder zurück sein: nach deren Rückkunft wollte sie mit Tante Malwine nach Leudeck hinüberfahren und die Angelegenheit mit ihrer Cousine und deren Tochter endgiltig besprechen.

Als sie in den Salon trat, kam ihr Tante Malwine entgegen, wahrhaft verjüngt durch die Schadenfreude, die sie empfand, und im freudigen Vorgefühl aller der Nadelstiche, die sie diesmal ungestraft und mit bestem Erfolge nach allen Seiten hin austeilen zu können hoffte. Die verwandtschaftliche Teilnahme heuchelnde Maske, die sie vorzunehmen für gut befunden hatte, war durchsichtig wie der feinste Tüll. Wären Tante Minnas Vorkehrungen in der Form ebenso fix und fertig gewesen, wie sie es de facto waren, so würde sie, die von Natur großmütig war wie der einen kläffenden Bologneser im Käfig duldende Löwe, einfach gesagt haben: Liebe Malwine, rege dich nicht auf: es ist alles zum besten geordnet: du kannst dein falsches Trübsalsspritzengesicht getrost wieder in die Tasche stecken und dir lieber zu deinem Vergnügen eine neue Marter für deinen Trampel ausdenken. Da es aber — so wichtig ist in unserm geselligen Leben die Form — nach beiden Seiten hin an einem wirklichen Abschluß fehlte, so war ein Aufdecken der Karten erst möglich, wenn dieser zuvor erreicht war. Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, befand sich Tante Minna, bis die neue Verlobung perfekt war, in der Lage des Herzogs Alba, ehe ihm, in Goethes Egmont, sein Sohn die Nachricht bringt, daß seine Befehle aus-

geführt sind, und daß er nunmehr handeln kann. Sie mußte deshalb, da Tante Malwine nie ohne Übertreibungen und phantastische Ausschmückungen berichten konnte, die auf diese Weise doppelt unglaublich gemachte Geschichte von den Küssen und Seufzern mitanhören, ohne daß es ihr bei ihrer völligen Unkenntnis vom eigentlichen Sachverhalt möglich gewesen wäre, das Gehörte mit dem zusammen zu reimen, was sie von den beiden Herren erfahren hatte. Da sie auf nichts, was die gute Malwine erzählte, einging und trotz allen haarsträubenden Einzelheiten eine stoische Ruhe bewahrte, so war diese, die auf eine aufregende Auseinandersetzung gerechnet hatte, schmerzlich enttäuscht. Wäre alles gegangen, wie sie bestimmt erwartet hatte, hätte sie nicht bloß Rosa und deren Mutter, sondern auch Herzberg und Hans etwas Ölfarbe auf den Rücken schmieren können: die wildeste Schadenfreude empfand sie freilich darüber, daß die „drüben" — das waren für sie die Lunzenauer — „einmal tüchtig geduckt" wurden; aber auch der Umstand war nicht zu verachten, daß sie Gelegenheit hatte, dem guten Bernhard im Zusammenhange mit dem als Liebesbote in Verdacht stehenden Pferdeknecht ein Bein zu stellen und so über seinen Leib weg wieder für einige Zeit zur uneingeschränkten Tyrannis emporzusteigen. Was sich in Leudeck abspielte, wenn man laut und giftig wurde und die Türen warf, nannte man Szenen. Sich gegenseitig Szenen zu machen war einigen Leudecker Damen und dem Onkel Bernhard unwiderstehliches Bedürfnis, wie dem Trinker sein periodisches Räuschchen. In der Berichterstattung über neuste und über weiter zurückliegende Vorkommnisse dieser Art war Tante Malwine heute unerschöpflich, und die Meldung, daß das um zehn Uhr einzunehmende zweite Frühstück serviert sei, war daher Tante Minna, die an solchem Klatsch wenig Vergnügen fand, mehr als willkommen. Bis zu Tisch teilten sich dann Tante Minna, der alte Herr und Rittmeister Löwenhaupt in die schwere Pflicht des Bewachens und geduldig Zuhörens.

Endlich kurz nach ein Uhr fuhr ein Wagen in den Hof: die beiden Füchse ohne ein nasses Haar: wenn es gegolten hätte, Berlin und das Deutsche Reich vom Untergang zu retten, schneller als seinen Gäulen zuträglich war, wäre Karl, der Kutscher, nicht gefahren. Onkel Franz saß allein im Wagen, der kleine Leutnant war an einem Kreuzwege abgestiegen, um auf kürzestem Wege nach Leudeck zu gehen. Er brachte für Rosa einen kleinen, sehr hübsch aussehenden Brief, den sie — ihr Bruder hatte sie noch in ihrem Schlafzimmer getroffen — sofort öffnete und — das allereinzigste mal muß ich doch aus der Schule schwatzen — mehrmals küßte. „Einzige, Angebetete! schrieb Herzberg, Hans wird dir alles sagen, er wird auch mit eurer lieben Mama sprechen. Um vier Uhr komme ich selbst, um dich an mein Herz zu drücken. Dein ganz glücklicher Viktor." Der Ausdruck „ganz glücklich" war kein Plagiat am Onkel Franz, er war allereigenster Eingebung entsprungen. Es gibt Dinge, die auch Geheime Medizinalräte nicht erklären können: Rosa wurde auf dem Flecke gesund. Tante Ernestine, die von nichts wußte und nur an eine von „dieser schrecklichen Malwine" angezettelte Kabale geglaubt hatte, fiel aus den Wolken, als ihr Sohn, wie er mit Herzberg verabredet hatte, ihr den Sachverhalt mitteilte. Da sie wegen des Stelldicheins unten im Garten, von dem ihre Base gesprochen hatte, doch nicht ganz ohne Besorgnis gewesen war, fiel ihr bei dem Bericht, den ihr ihr Sohn erstattete, ein wahrer Stein vom Herzen. Sie eilte sofort in Rosas Zimmer, um diese zu umarmen und an ihrem Busen den unvermeidlichen Tränenstrom zu vergießen. Auch ihr hatte Herzberg gut gefallen, und was die Hauptsache war, das Trousseau war doch nicht umsonst angeschafft worden. Daß Herzberg an dem, was Tante Malwine erlauscht hatte, unschuldig war, erfuhr diese erst einige Tage später, als Herzberg, der das mit seiner zusammengerollten Karte lautlosen Fußes die Treppe hinaufkletternde Eichhörnchen in dankbarer Erinnerung behalten und

von dessen Beziehungen zur guten Johanna gehört hatte, in Lunzenau eine Kate erstand und damit Herrn Wilhelm beschenkte, indem er gleichzeitig den Wunsch aussprach, dessen Hochzeit möge an demselben Tage stattfinden wie die seine. Sie fand jedoch schon früher statt, da man den vom Herrn Pfarrer gegebnen Rat, die Sache lieber nicht auf die lange Bank zu schieben, nicht in den Wind schlagen wollte.

Ja, wer diese in den Annalen von Leudeck alles frühere, einschließlich der Stiftsaffäre, in den Schatten stellenden Nachmittags- und Abendstunden des heutigen Tages beschreiben könnte! Tante Minna, die den Wagen hatte warten lassen und sich gleich bei ihrer Ankunft von dem erfreulichen Fortgang der Dinge durch den Umstand überzeugt hatte, daß Tante Ernestine schon wieder fleißig an einer der zum Trousseau gehörigen Nachthauben stichelte, hatte sich beizeiten aus dem Staube gemacht. Sie fühlte, sie war in Lunzenau nötiger als hier, um der geflügelten Fama das Trompetenstückchen zu lehren, das sie blasen sollte, und wenn Alfred von der Bahn zurückkam, so sollte er seine „Alte“ finden, jederzeit bereit, auch die leiseste sich auf seiner Stirn zeigende Runzel zu glätten.

Es handelte sich für Herzberg um Stellung eines feierlichen Antrags: er war deshalb in der Tschapka und in allem, was sonst noch zur großen Uniform gehört, angeritten gekommen. Er hatte seinem auf dem Chargepferd mit ihm gekommnen Burschen das seine zu halten gegeben und umarmte — der nette kleine Leutnant war ihm unten an der Treppe entgegengekommen — in seiner Herzensfreude zuerst auf dem Gange Tante Adele, der so etwas noch nie vorgekommen war, und die in der Folgezeit nie ohne Rührung von ihm sprach, dann aber im Zimmer der Reihe nach Tante Ernestine, Rosa und Hans. Da es niemand weiter zu umarmen gab, fing er bei Rosa wieder an und war vermutlich fest überzeugt, daß er seinen Antrag in hergebrachter üblicher Weise gestellt habe.

Obwohl Onkel Bernhard und Tante Malwine mit „einer solchen Liebeskaupelei“ nicht einverstanden waren, so mußten sie es doch aus Furcht vor Tante Minna, die die Sache unter ihren Schutz genommen hatte, widerwillig mit erleben, daß die Enfilade hergestellt und in Tante Ernestinens Zimmer ein feierlicher Freudenkaffee eingenommen wurde. Tante Anna, derentwegen man „recht besorgt“ gewesen war, da sie gesagt hatte, es sei „zu viel“ für sie, hielt tapfer aus wie der Soldat auf der Bresche und klappte erst hilflos zusammen, als die Enfilade wieder in Einzelkäfige parzelliert worden war, und es nichts mehr zu sehen, zu hören, zu essen und zu trinken und überhaupt zu erleben gab. Dafür, daß Herzbergs Burschen und den beiden Pferden nichts abging, hatten Onkel Franz und Hans um die Wette gesorgt.

Da es schönen hellen Mondscheinhimmel gab, so wartete Herzberg, um nach Hause zu reiten, bis es an seiner Uhr, die glücklicherweise gegen die des Onkel Bernhard ein paar Minuten vorging, zehn Uhr war, und bat Rosa, die ihn hinunter begleitet hatte, noch einen Augenblick mit ihm in das kleine verwilderte Paradies einzutreten. Ja, jetzt war es ein wirkliches Paradies, und indes ringsumher alles im friedlichen Glanze des Mondes zu schlummern schien, standen sie, er sie im Arm haltend, eine Weile schweigend da, das Herz übervoll von seliger, dankbarer Freude, bis er seinen Kopf sanft auf ihre Schulter legend leise flüsterte: Wer uns das gestern gesagt hätte, Rosy!

* * *

Die Hochzeit sollte, da Lunzenau nicht der geeignete Ort gewesen wäre, Anfang Mai in Leudeck gefeiert werden. Im Januar traf ein Brief Ernsts an seine Eltern ein, worin er ihnen mitteilte, daß er sich mit der einzigen Tochter des Prinzen von Carbagnano, Herzogs von Bassanello, Montelibretti und Anticoli-Corrada,

Granden von Spanien erster Klasse, verlobt habe. Die Hochzeit solle Anfang Mai stattfinden; er werde seinen Eltern, denen er rate, die Osterzeit in Rom zuzubringen und erst Ende April nach Neapel weiter zu fahren, bis Florenz entgegen reisen. Ein Blick in den Gothaischen überzeugte den alten Herrn, daß sein sehnlichster Wunsch erfüllt war. Alte, sagte er gerührt, wenn ich es mitansehn könnte, wenn Ernings Schwiegervater bedeckten Hauptes vor dem Throne des allerkatholischsten Königs steht, würde ich da nicht ein Jahr meines Lebens darum geben? Lieber nicht, sagte Tante Minna, dazu sind wir zu glücklich.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Das Ergebnis der Hauptwahlen zum Reichstag.)

Eine große, helle Freude durchzittert nach der Wahlschlacht, die am 25. Januar geschlagen worden ist, die Mehrheit des deutschen Volkes. Was uns dieser Tag gebracht hat, war eine frohe Überraschung. Niemand hatte sich so recht gefreut, einen guten Ausgang vorherzusagen. Zwar fehlte es nicht an Anzeichen — und das haben wir vor acht Tagen kurz vor der Wahl noch feststellen zu können geglaubt —, daß die Stimmung unter den nationalen Wählern besser und gehobner war, als noch kurz zuvor. Aber wer durfte sich vermessen, vorher zu beurteilen, wie weit es gelingen würde, diese Stimmung in die Tat umzusetzen? Konnte nicht wieder — um an eine berühmte Rede des Fürsten Bismarck zu erinnern — der Lokigeist geschäftig sein, der den blinden Hödur, den Wähler, anstiftete, daß er wieder einmal den deutschen Völkerfrühling erschlage? So hat wohl jeder dem Wahltage mit Bangen entgegengesehen. Und doch hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk in der Tat aufgerüttelt war und bereit war, sein Bestes zu tun.

Freilich hat sich das bedächtige, zur Kritik hinstrebende Temperament des Volkes auch hier nicht verleugnet. Zaghaft und unbeholfen ist immer noch die Aufforderung zur Tat aufgenommen worden. Auch die zur Schau getragne Zuversichtlichkeit, die in den letzten Tagen vor einer Wahl zu den regelmäßigen Requisiten der Parteiagitation gehört, konnte nicht darüber täuschen. Ein Musterbeispiel politischer Pflichterfüllung ist auch diese Wahl nicht gewesen. Aber sie kann doch auch für die Zukunft ermutigend wirken, wenn einmal wieder das deutsche Volk müde und flügellahm scheinbar am Boden liegen sollte. Schon dieser verhältnismäßig schwache Aufschwung, dieser Ansatz zur Selbstbesinnung hat genügt, wenigstens der Sozialdemokratie eine starke Niederlage zu bereiten. Geschlagen ist also die Partei, die am sichersten glaubte aus der allgemeinen Nörgelstimmung ihren Vorteil zu ziehen. Was könnte geschehen, wenn sich die Nation noch ernstlicher und entschiedner aus dieser Stimmung herausreißen und dauernd ihre Kräfte anspannen wollte, um sich zum Widerstand gegen die bösen Geister, die unsre innere Entwicklung bedrohen, zu wappnen!

Wir haben mehrfach nachgewiesen, daß der Hauptstoß gegen die antinationale Mehrheit des alten Reichstags vom Liberalismus zu führen war. Das werden auch Konservative, wenn sie unbefangen urteilen, zugeben müssen, es ergab sich eben aus der ganzen Lage von selber. Und die Erfahrungen bei der Wahl haben die Richtigkeit dieser Meinung bewiesen. Im wesentlichen hat der Liberalismus die Frucht der Stimmung, unter der die Wahlen vollzogen wurden, geerntet. Man

hätte meinen sollen, die Erkenntnis dieser Gunst des Augenblicks hätte schon vor der Wahl alle liberalen Kreise des deutschen Volkes mit stolzer Zuversicht und besondern Hoffnungen erfüllen müssen. Wenn das wirklich so gewesen ist, dann hat man sicherlich in der liberalen Presse vor der Wahl nichts davon gemerkt. Deutlicher, als es diesesmal geschehen ist, konnte eine im Grunde konservative Regierung den Liberalen nicht bemerkbar machen, daß ihre Parteien eigentlich die Lage in der Hand hatten. Die extremen Konservativen, die ja in dieser Beziehung sehr hellhörig sind, hatten das besser verstanden; sie fanden, daß die Regierung eigentlich schon zu viel gesagt hatte und beinahe schon zu einer parteiischen Ermutigung des Liberalismus übergangen war, obwohl doch nur eine Tatsache festgestellt wurde, die ein Kind mit Händen greifen konnte. In der liberalen Presse aber war, wie gesagt, von alledem nichts zu merken. Hier fand man es für wichtiger, im unfruchtbaren Kritisieren zu verharren, und kam sich sehr interessant vor, wenn man die Rolle des Begriffsstutzigen spielte. Man erklärte immer wieder, durchaus nicht zu begreifen, was die Regierung eigentlich meine, verlangte unausgesetzt eine Wahlparole, obwohl der Partei doch das bequemste Ziel gegeben war, das einer Partei überhaupt gesteckt werden kann, und das in der einfachen Aufforderung besteht, nach Kräften sich selbst und ihre Grundsätze durchzusetzen. Und weil man nun feststellte, daß die Regierung nicht die gesamte Denkarbeit für den Liberalismus übernehmen konnte und nicht das bequeme Schlagwort erfand, das den Liberalen die gebratnen Tauben direkt in den Mund treiben sollte, so schimpfte und höhnte man tapfer weiter über den Fürsten Bülow, stellte ihn als einen Mann dar, der nicht wußte, was er tat, als er die Reichstagsauflösung vorschlug, und machte den Wählern immer wieder klar, daß es so, wie die Regierung wolle, unmöglich gehe. Die Regierung sei reaktionär, und der Feind sei die Reaktion; was Fürst Bülow gesagt habe, sei einfach lächerlich. Ja, wenn die Regierung vorher das Versprechen abgebe, liberal zu regieren, dann ließe sich darüber reden, dann könnte sich vielleicht die Partei dazu herbeilassen, für ihre eigne Sache Anstrengungen zu machen!

So ungefähr schallte es aus der linksstehenden bürgerlichen Presse heraus. Es war im großen und ganzen die Weisheit jenes Lehrjungen, der sich freut, daß ihm die Hände erfrieren, weil sein Vater ihm keine Handschuhe gekauft hat. Zum Glück war wenigstens ein Dokument politischen Verstandes aus diesem Parteilager vorhanden, das war der würdige und verständnisvolle Wahlaufruf, den die linksliberalen Parteien zusammen alsbald nach der Auflösung des alten Reichstags erlassen hatten. Was sonst an Stimmen von dieser Seite an die Öffentlichkeit gedrungen war, konnte von unbefangnen Beurteilern nur mit Kopfschütteln aufgenommen werden; es erklärte wenigstens, warum es bisher in Deutschland noch niemals ein entschieden liberales Regiment gegeben hat. Es gehörte eine unglaubliche Naivität dazu, von der Regierung nach solchen Proben zu verlangen, daß sie sich vor der großen Entscheidung solchen Forderungen förmlich verschreiben sollte. Wenn das vor der Wahl um des Friedens und der größern Zwecke willen nur angedeutet werden konnte, so muß es jetzt offen gesagt werden, daß der entschiedne Liberalismus in dem eigentlichen Wahlfeldzug einmal wieder eine erschreckende Unfähigkeit bewiesen hat, der Lage und den Forderungen realer Politik gerecht zu werden.

Trotz aller dieser Fehler haben sich die Wähler klüger und vernünftiger erwiesen als ihre Presse. Sie sind ihrem richtigern Urteil und Instinkt gefolgt und haben den Sturmlauf gegen die schwarz-rote Koalition nach Kräften wacker durchgeführt. Und damit hat die rote Herrlichkeit und Siegesgewißheit trotz ihrer bessern Organisation einen so starken Stoß erlitten, wie es unsre größten Optimisten nicht zu hoffen gewagt hatten. Was könnte erst geschehen, wenn der bürgerliche Liberalismus anfangen wollte, sich zu positiver Arbeit auf nationaler Grundlage zu organisieren

und sich unter tüchtiger Führung aus eigner Kraft zur Geltung zu bringen! Es ist eben aus dieser Wahl recht viel zu lernen.

Der Sozialdemokratie ist, den Erwartungen der meisten Beurteiler entgegen, eine Lehre erteilt worden, die hoffentlich von den bürgerlichen Parteien ausgenutzt werden wird. Vor der Wahl war der Glaube sehr verbreitet, daß die sozialistische Hochflut immer noch im Wachsen sei, entsprechend der Prophezeiung Bebels, daß die Sozialdemokratie um etwa zwanzig Sitze verstärkt in den neuen Reichstag einziehen werde. Nun hat es ja zwar mit der Prophetenkunst Bebels eine eigne Bewandtnis, aber auch ein erfahrner und ruhig urteilender Politiker wie Graf Ballestrem hatte die Äußerung getan, daß er das Präsidium des Reichstags wohl in die Hände Singers werde geben müssen, da die Sozialdemokratie sicher die stärkste Partei im Reichstage sein werde. Obwohl wir das unsichre Geschäft des Prophezeiens in politicis stets ablehnen, haben wir doch nicht verhehlt, daß wir dieser Meinung nicht waren. Es schien uns vielmehr der Glaube an neue Erfolge der Sozialdemokratie unter den obwaltenden Umständen recht wenig begründet zu sein, aber wir müssen gestehn, daß unsre unsichern und bescheidnen Erwartungen eines Stillstandes in der sozialistischen Bewegung durch den erfreulichen Ausfall der Wahl bedeutend übertroffen und im Sinne einer angenehmen Überraschung korrigiert worden sind. Die Niederlage der Sozialdemokratie rechtfertigte die Auffassung derer, die über alle häßlichen und kleinlichen Züge unsrer Parteientwicklung hinweg noch den Glauben an den Idealismus, der tief im deutschen Wesen wurzelt, festgehalten haben. Allen Unkenrufen zum Trotz, daß für die Kolonien kein besondres Interesse im Volke bestehe, daß die Kolonialskandale die Stimmung verdorben hätten, daß Fleischnot und neue Steuern den Sinn des Volks mehr beschäftigen als überseeische Fragen — allen diesen und ähnlichen Vorhersagen zum Trotz hat das Ehrgefühl und das Verständnis des Volks für seine höhern Interessen nicht versagt. Wenig Sinn hat die breitere Masse des Volks freilich für die kleinen Schwierigkeiten und die leidigen intimen Notwendigkeiten der Tagespolitik und der parlamentarischen Arbeit. Sind die Aufgaben, die dieser Arbeit gestellt werden, an sich nicht populär, so bemächtigt sich weiterer Kreise sehr leicht das Gefühl einer politischen Blutstauung, das sich in Unbehagen und Nervosität ausdrückt. Die Reichstagsauflösung hat die Befreiung von dieser Stimmung gebracht; es war eine Tat nach einer Zeit, die in ihrem Eindruck auf die Volksseele als tatenlos erschien, und sofort hat auch der echtdeutsche Sinn den Bann der Verärgerung und Verdrossenheit durchbrochen.

Hinter den Erwartungen zurückgeblieben ist der Erfolg der nationalen Parteien gegenüber dem Zentrum. Das gilt auch für die, die nicht so weit gingen, eine wesentliche Schwächung des Zentrums zu erwarten. Es ist nicht unmöglich, daß die Partei in der gleichen Stärke im neuen Reichstag wieder erscheint. So weit hat sich also die Wirkung der Wahlparole der Regierung nicht erstreckt, diese Stellung zu erschüttern. Und doch hatten sich viele eine ganz besondre Wirkung von der Parole: „Los vom Zentrum“ versprochen. Man darf trotzdem nicht verkennen, daß ein gut Teil der aufrüttelnden Wirkung, die von der Reichstagsauflösung und den Wahlen ausging, auf diesen Ruf: „Los vom Zentrum“ zurückzuführen ist. Er hat die Wähler mobil gemacht. Im weitern Verlauf der Bewegung wurde dann erst klar, daß bei dem praktischen Vorgehn in den Wahlkreisen, die für eine nationale Mehrheit zu erobern waren, die Sozialdemokratie doch der nächste Gegner war. So suchte sich die einmal entfesselte Bewegung von selbst das richtige Ziel. Darin liegt zugleich eine Rechtfertigung der auch von nationaler Seite oft so bitter angegriffnen Regierungspolitik, die mit dem Zentrum so lange praktisch rechnen zu müssen glaubte, als nicht der sozialdemokratischen Vorwärtsbewegung ein Halt geboten worden war.

Aber zugleich bleibt es wohl auch dabei, daß das Zentrum nach der Schwächung der äußersten Linken vielfach vorsichtiger wird operieren und seine Taktik einer gründlichen Revision wird unterziehn müssen.

Noch stehn wir einem unfertigen Ergebnis gegenüber. Die Frage der Stichwahlen liegt jetzt zunächst. In vielen Fällen haben wir es mit einer einfachen Sachlage zu tun. Es wird hoffentlich unter dem Eindruck der Hauptwahlen nicht schwer sein, die bürgerlichen Parteien überall, wo es not tut, gegen die Sozialdemokratie zu vereinigen und dabei namentlich die Wahlbeteiligung noch zu steigern. Aber bedenklich wird die Lage, wo das Zentrum in der Stichwahl eine ausschlaggebende Stellung erhält. Wird es der Versuchung folgen, dem roten Bundesgenossen aus Rache gegen die Regierung und die nationalen Parteien die Hand zu reichen, oder werden die Klugen und Weiterschauenden siegen, die, nachdem der Bestand der Partei gerettet ist, das Prinzip der bürgerlichen Solidarität gegenüber der Sozialdemokratie hochhalten und sich durch dieses billige Opfer manche Aussicht für die Zukunft offenhalten? Wir müssen abwarten, welche Meinung siegt. Aber den allzu Ängstlichen mag auch heute schon gesagt werden, daß der moralische Erfolg dieser Reichstagswahlen feststeht und nicht ohne tiefgehende politische Wirkungen bleiben kann.

Die Besprechung einzelner bemerkenswerter Erscheinungen bei den Wahlen kann für später vorbehalten bleiben.

Beiträge zur Psychologie. Kurt Graeser definiert in seiner interessanten, gehaltvollen, wenn vielleicht auch in manchem anfechtbaren Schrift: Die Vorstellungen der Tiere; Philosophie und Entwicklungsgeschichte (Berlin, Georg Reimer, 1906): Leben ist Vorstellen. Es gibt auch unbewußte Vorstellungen; solche machen das Leben der Pflanzen und der niedersten (hirnlosen) Tiere aus, die man eigentlich zu den Pflanzen rechnen sollte, auch wenn sie sich scheinbar willkürlich, frei bewegen können. Das durchs Hirn vermittelte Bewußtsein erzeugt neue Vorstellungen, in denen sich dem Tiere die Bedeutung der wahrgenommnen Vorgänge enthüllt, und die es in den Stand setzen, die passenden Mittel zur Erreichung seiner Zwecke auszuwählen. Das geschieht auch bei den meisten Instinkthandlungen; unbewußt bleiben nur: „der erste Antrieb zum instinktiven Handeln, dessen zukünftiger Nutzen und solche Bestandteile der einzelnen Instinktbetätigung, die gewohnheitsmäßig stattfinden". Der letzte Abschnitt ist dem „sittlichen Handeln" der Tiere gewidmet. Als strenger Monist polemisiert Graeser mehrfach gegen Wundt, besonders gegen dessen psychophysischen Parallelismus, und verwirft schon die Ausdrücke psychisch und physisch. — Wilhelm Wundts Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele sind (bei Leopold Voß, Hamburg und Leipzig, 1906) in vierter, umgearbeiteter Auflage erschienen. Da das Buch zu bedeutend ist, als daß es an dieser Stelle abgefertigt werden dürfte, beschränken wir uns vorläufig auf die einfache Anzeige. Gleichzeitig hat Wundts Einleitung in die Philosophie (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig) die vierte Auflage erlebt. — Dr. Sante de Sanctis, Professor der Experimentalpsychologie und Dozent der Psychiatrie in Rom, behandelt in einer bei Carl Marhold in Halle, 1906, in deutscher Übersetzung von Dr. Johannes Bresler erschienenen sehr interessanten Schrift Die Mimik des Denkens. Das Tier mimt, bekundet zum Beispiel seine Aufmerksamkeit, mit dem ganzen Leibe, das höhere Tier hauptsächlich mit den Ohren. Nur beim Affen kommen auch schon Stirnfalten vor. „Die höhern Tiere, einschließlich der Primaten, besitzen im Gesicht noch kein eigentliches Zentrum für die attentive Mimik, wie wir sie beim Menschen kennen lernen. Ein wesentliches Merkmal der attentiven Mimik der Tiere ist ihre Verteilung und Irradiation auf den Kopf und den ganzen Körper

(Unbeweglichkeit, Muskelspannung bei erregter Aufmerksamkeit), worin sich der Einfluß des affektiven Elements verrät. Während der Mensch fähig ist, mit einer auf eine kleine Muskelzone des Gesichts beschränkten expressiven Tätigkeit aufzumerken und angestrengt nachzudenken, ist dies den Tieren nicht möglich, bei denen, sobald sich die Aufmerksamkeit steigert, die Mimik einen emotionellen Charakter gewinnt, d. h. sich über den ganzen Körper zu erstrecken strebt." Das Kind und der Ungebildete sind darin den Tieren ähnlich. Je höher die geistige Entwicklung steigt, desto mehr treten den emotionellen Bewegungen Hemmungen entgegen, und die allerinnerlichste, rein geistige Tätigkeit bringt auch das Muskelspiel des Antlitzes zur Ruhe. Die höchste Stufe der Verinnerlichung und Konzentration vollzieht sich in der Ekstase, die gleich den übrigen mystischen Zuständen nach dem Verfasser zwar als ein abnormer aber nicht als ein Krankheitszustand aufzufassen ist. Den bildenden Künstlern, mehr natürlich den Malern als den Bildhauern, wird die genaue anatomische Beschreibung des Mienenspiels in dem Büchlein, die mit vielen Illustrationen veranschaulicht wird, gute Dienste leisten, obwohl, wie der Verfasser hervorhebt, die großen Maler der Renaissance ohne anatomische und physiologische Studien den richtigen Ausdruck der Seelenzustände, die sie darstellen wollten, getroffen haben; es ist doch eben nicht jeder, der sich heute mit Malen sein Brot verdienen will, ein treffsicherer Genius. Und auch bei der Erziehung schwachsinniger Kinder läßt sich dieses Lehrbuch der Mimik praktisch verwerten. De Sanctis hat folgende Erfahrung gemacht: „Die methodischen Übungen der mimischen Muskeln der obern Gesichtshälfte — auf Geheiß, mit Zuhilfenahme des Spiegels und unter Benutzung des selbst bei schwachsinnigen und degenerierten Kindern gut entwickelten Nachahmungssinns wiederholt ausgeführt — sind ein unmittelbar wirksames Mittel, die Aufmerksamkeit zu fixieren, und ein höchst zweckmäßiges und erziehliches Spiel, die Entwicklung dieser Funktion anzuregen." — Johanna Pirscher zeigt in einer hübschen kleinen Schrift: Wachstum (München, C. H. Beck, 1906), daß im Werden und Wachsen, nicht im Sein und Besitzen das Glück liegt, und wie sich die neue Richtung, die Christi Lehre dem Willen gegeben hat, in den biologischen Prozeß einfügen läßt, den die heutige Wissenschaft erkannt und Herbert Spencer am erschöpfendsten dargestellt hat. — Das Buch vom Genie von Paul Dahlke (Leipzig, Max Altmann, 1905) ist zwar zu drei Vierteln Poesie und nur zu einem Viertel Wissenschaft, betrifft jedoch immerhin die Menschenseele, der, auf dem Umwege über witzige Vorreden und anmutige Erzählungen, die indische Weisheit empfohlen wird. Wie diese nach Dahlkes Vorstellung mit dem Genie zusammenhängt, mögen drei Sätze andeuten. „Das Höchste hienieden entsteht nicht durch Tun, sondern durch Lassen." „Weshalb es kein Vorzug ist, nach Gründen zu handeln? Weil das Genie, die Blüte der Welt, ohne Gründe handelt, grundlos, sich selbst unfaßbar." „Sehr gut sagt Byron in einem seiner Briefe: Die dichterische Begabung ist eine ganz bestimmte, absonderliche Fähigkeit, eine eigne Seele, und hat mit der Alltäglichkeit des Individuums ebensowenig zu tun wie die Begeisterung der pythischen Seherin mit ihrem eignen Selbst, nachdem sie den Dreifuß verlassen hat." Auch nach Hartmann muß der geniale Denker und Dichter erkennen: nicht ich denke und dichte, sondern: es denkt und dichtet in mir. — Wir nennen noch einige Titel von philosophischen Werken, für deren Besprechung wir keinen Raum haben: Die Ekstase, ein Beitrag zur Psychologie und Völkerkunde von Dr. phil. P. Beck; Bad Sachsa im Harz, Hermann Haacke, 1906. — Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie von Walter Kinkel, a. o. Professor der Philosophie an der Universität Gießen; Gießen, Alfred Töpelmann, 1906. — Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand von G. W. v. Leibniz. Übersetzt, mit Einleitung, Lebensbeschreibung des Verfassers und Erläuterungen versehen von C. Schaarschmidt.

Zweite, 1904 erschienene Auflage. 69. Band der von der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig herausgegebnen Philosophischen Bibliothek. (Der 1879 erschienene 71. Band dieser Bibliothek enthält die von J. H. von Kirchmann übersetzte berühmte Theodicee Leibnizens.)

Theodore Roosevelt als Literarhistoriker. Der Präsident der großen nordamerikanischen Republik ist einer der vielseitigsten Männer, die sich in hervorragender Stellung befinden. Das vorige Jahr brachte uns eine große Publikation des erfolgreichen Weidmanns Roosevelt; sein Erlaß über die Aussichten des Panamakanals, über die sanitären Verbesserungen und die Aufgaben der Ingenieurtechnik auf dem Geld und Menschenleben verschlingenden Isthmus ist überaus beachtenswert; und mit seinen Bestrebungen zur Vereinfachung der englischen Rechtschreibung hat sich der Präsident schon ins eigentliche literarische Gebiet gewagt, in das er jetzt mit einem Aufsatz über die altirischen Sagas fest eingedrungen ist. The ancient irish Sagas by Theodore Roosevelt im Januarheft von The Century Magazine ist keine eigentliche kritische literargeschichtliche Studie; abgesehen davon, daß damit vielleicht auch eine sanfte captatio benevolentiae der zahlreichen Bürger irischer Herkunft der Vereinigten Staaten bezweckt ist, schreibt der Präsident nur, was ihm an der altirischen Literatur besonders gefallen hat und ihm aufgefallen ist. Dabei zeigt sich der Politiker, Kriegsmann und Jäger von ganz außerordentlicher Belesenheit in der Weltliteratur, und die Vergleiche mit Homer, den Artus- und Rolandsagen, Beowulf, der Edda und dem Nibelungenlied sind ebenso zahlreich wie treffend. Namentlich die Hinweise auf die Ähnlichkeiten der Kulturverhältnisse, die in den keltisch-irischen Sagas herrschen, mit den homerischen sind aufs höchste interessierend. So kämpfen die Helden der Chuchulain Sagas vom Streitwagen herab zusammen mit dem Wagenlenker, der Freund und Genosse des Helden ist wie die homerischen. Wenn die Kämpfer aus dem Felde heimkehren, heißt die Königin die Mägde das warme Bad bereit halten, wie im Homer; die Feste und Mahlzeiten der Helden sind die homerischen. Nicht anders — fügen wir noch hinzu — wie in der Szene, in der Helena auf den Mauern Trojas den Greisen die griechischen Könige und Helden erklärt, beschreibt die Tochter der Königin Meave — aus der nachher die Queen Mab geworden ist — von dem Dach des Hauses der Mutter die Art des Streitwagens, Farbe der Pferde, Rüstung usw. der herankommenden drei Kämpen, wonach die Königin die Einzelnen unterscheidend erkennt und nennt. Und endlich kann man die Schilderung des Palastes des Odysseus oder die Ruinen der Paläste aus der mykenischen Periode vom griechischen Festlande — nicht der kretischen — wohl mit dem aus drei Häusern bestehenden Palaste des Königs Conchubar zu Emain Macha vergleichen. Sehr hübsch ist Roosevelts Beobachtung, wie es gekommen ist, daß die irischen Sagas nicht in ein großes Epos verwoben worden sind wie die homerischen, wie Edda und Nibelungenlied. Auch ihnen wäre dies geschehen, oder sie hätten wenigstens eine definitive und ineinandergearbeitetere Form angenommen, wenn sich Irlands Geschichte in einer ähnlichen Weise entwickelt hätte wie die des alten Griechenlands und seiner Kolonien oder die andrer Völker des westlichen Europas. Aber furchtbare nationale Tragödien haben Irlands Geschichte gebrochen. Auf die Wikinger-Plage folgte die anglonormannische Eroberung mit ihren vernichtenden Wirkungen auf Erins nationales Leben. Die frühen Dichtungen der Barden der grünen Insel konnten sich nicht entwickeln wie die andern Lays, die nachher die Artus-, Roland- und Siegfriedsammelgedichte geworden sind. Auch sonst unterscheiden sich diese keltisch-irischen Sagas von den nordisch-teutonischen Erzählungen. Es läuft viel Übernatürliches und Romantisches durch sie und mildert ihre Grimmigkeit und Wildheit in ganz

andrer Weise, wie es sonst in den teutonischen Gedichten geschieht. Gewiß ist die Göttin mit den roten Augenbrauen, die die Helden Erins auf den Schlachtfeldern aus dem Leben holt, nichts andres als die Walküre, und es gab Land- und Wasserdämonen in Irland gerade so schrecklich wie die, gegen die Beowulf kämpfte. Aber dazu tritt in den irischen Erzählungen oft auch Unirdisches, das jeder Monstruosität und jeder Schreckhaftigkeit entbehrt. Aus diesen überirdischen Wesen sind dann die Feen des Mondlichts und des grünen Waldes geworden, die von den Trolls, den Gnomen und den mißgestalteten Riesen, die die spätern Generationen von der nordischen Mythologie überliefert erhielten, rein gar nichts an sich haben — und die die Nacherzählung der Brüder Grimm uns Deutschen näher gebracht hat. Roosevelt erzählt ausführlich von den drei tränenreichen Dichtungen Erins, von Deirdrés Tragödie, von dem tragischen Schicksal der Kinder Lirs und Tuirenns. Aus der Deirdrédichtung ist von dem Ruhm und der Schönheit von drei Kriegern, von den drei Drachen, von drei Kämpen, von den drei Falken, von den drei Lieblingen der Frauen Erins usw. die Rede, ohne daß Roosevelt auf die Wichtigkeit der Zahl drei speziell in der irischen Poesie aufmerksam macht. Dies hat Professor Kuno Meyer, der hervorragende keltische Philologe, jüngst getan, als er in einer Publikation der Royal Irish Society „Trecheng Breth Fene“, die irischen Triaden, die dreiheitliche Anordnung von Sprüchen der Irländer, herausgegeben hat. Man hat die Vorliebe des irischen Volkes für die Dreiheit auf den Einfluß der Trinitätslehre zurückführen wollen, als wenn die Dreiheit nicht auch im heidnischen Volksbewußtsein lange vor dem Christentum aufgetaucht gewesen wäre. Usener hat in seinen Aufsätzen „Dreiheit“ gar viele vorchristliche Beispiele aufgezählt. Roosevelt datiert die Entstehung der irischen Sagas, aus denen er Anregung und Freude schöpft, sehr früh; sie blühten schon zu der Zeit, als sich das Beowulflied, vom Anfang des siebenten Jahrhunderts an, zu entwickeln begann, und waren einige Jahrhunderte älter, als die nordischen Sagen eine Gestaltung anzunehmen begannen, die man in ihrer jetzigen überlieferten Form noch wiedererkennen kann. Und aus dem frühesten Heidentum bis zum heutigen Tage behielt die Dreiheit in den Erzählungen der gälisch und englisch sprechenden Bewohner Irlands ihre große Rolle. Es ist natürlich, daß der Präsident der großen nordamerikanischen Republik bedauert, daß Amerika bis jetzt so wenig für das Originalstudium der irischen Literatur getan hat und auch die Popularisierung dieses, in Anbetracht der starken irischen Bevölkerung für das Land jenseits des Ozeans so wichtigen Sagenzweiges unterlassen hat. Er wünscht deshalb Lehrstühle für keltische Philologie an den amerikanischen Universitäten und verlangt, daß die Resultate des wissenschaftlichen Studiums der Keltik den Laien nahe gebracht werden. Was deutsche, französische, irische — die Engländer kommen hier ganz zuletzt — Gelehrte für die altkeltische Literatur getan hätten, müsse in Nordamerika nachgeahmt werden; nicht minder müßten den wunderschönen Popularisierungen der irischen Sagas, wie sie die Irländerin Lady Gregory hervorgebracht hätte, solche durch amerikanische Erzähler und Dichter folgen. M.

Auch eine Sittlichkeitsbewegung. Wie unermüdlich gerade in Frauenkreisen daran gearbeitet wird, die in so mancher Hinsicht durchaus berechtigte Frauenemanzipation zu diskreditieren und lächerlich zu machen, beweist der vor kurzem begründete Bund für Mutterschutz, hinter dessen harmlos klingendem Namen sich offenbar höchst seltsame Tendenzen verbergen. Bei der ersten öffentlichen Versammlung dieses Vereins, am 12. Januar, hielt Fräulein Dr. Helene Stöcker mit der bekannten Sachkenntnis, mit der die unverheiratete Weiblichkeit heutzutage über Geschlechtsleben, Kindererziehung usw. redet, einen Vortrag, der das Thema „die heutige Form der Ehe“ behandelte. Nach dem üblichen Klagelied auf

die bösen Männer und deren angebliche „doppelte“ Moral kam sie zu dem trostlosen Schluß, daß die jetzt geltende, staatlich abgestempelte Eheform nichts wert sei, und daß deshalb auch „freie Verhältnisse“, geknüpft durch freie Entschließung der beiden Teile ohne Mitwirkung von Standesamt und Altar, rechtliche und gesellschaftliche Geltung haben müßten. Als ob die doppelte Moral ein Privilegium der Männer wäre! Als ob sie allein die Schuld an all den Eheirrungen trügen, die seit den Tagen der schönen Helena bis heute vorgekommen sind! Und was die öffentliche und gesellschaftliche Anerkennung „freier Verhältnisse“ anlangt, so weiß Fräulein Stöcker wohl nicht, daß es gerade die Frauen sind, die ihre Geschlechtsgenossinnen, deren Beziehungen zur Männerwelt ihnen nicht völlig legitim erscheinen — und darin haben sie eine wunderbar feine Empfindung! —, erbarmungslos boykottieren.

Eine zweite Rednerin, Fräulein Adele Schreiber, zu deren Garderobe der Doktorhut merkwürdigerweise nicht zu gehören scheint, schoß aber den Vogel ab, indem sie sich klipp und klar für die freie Liebe erklärte, die überhaupt keine engern Bande und Pflichten kennt, und deren Technik die Dame offenbar den Hunden abgelauscht hat. Über die praktischen Konsequenzen ihrer Forderung scheint sich Fräulein Adele nicht klar geworden zu sein. Vielleicht hat sie sich am Collegium logicum vorbei gedrückt und ihren Durst nach philosophischer Erkenntnis gleich am trüben Wässerlein der Weisheit des armen Friedrich Nietzsche gelöscht, dessen widerspruchsvolle Sentenzen und Paradoxen ja schon manchem in den Nöten der Pubertät oder des verspätet eingetretnen Geschlechtstriebes den Kopf verdreht haben. Oder sollte die ganze Veranstaltung „für Mutterschutz“ nur als ein Ulk der Faschingszeit aufzufassen sein?

J. R. H.

Der Ausbau der türkischen Eisenbahnen

Von R. A. Koernig

as Eisenbahnnetz des Ottomanischen Reiches ist in seiner heutigen Bedeutung nahezu ganz unter der Regierung des Sultans Abdul Hamid des Zweiten geschaffen worden. Nach dem Ende des Krieges mit Rußland 1877 zählte man rund tausend Kilometer. Es bestanden in Europa die Bahnstrecken: Konstantinopel–Adrianopel mit 319 Kilometern, die von Saloniki–Üsküb–Mitrowitza mit 363 Kilometern. Asien hatte die kleinen Strecken Haidar Pascha–Ismid (93 Kilometer), Smyrna–Kassaba (100 Kilometer) und Smyrna–Aidin (192 Kilometer). Das gab zusammen erst 1067 Kilometer.

Seitdem ist an den Bahnen so viel gebaut worden, daß die Kilometerzahl an 6000 erreicht, mit einem Einkommen von fünfzig Millionen Franken. Der große Hafen von Saloniki, dem noch eine glänzende Zukunft bevorsteht, ist jetzt angeschlossen an das eigentliche europäische Bahnnetz; die Strecke Saloniki–Üsküb–Sibeftsche (serbische Grenze) mit der Rumpfbahn nach Mitrowitza hat 1264, die einst durch Albanien weiterzubauende Strecke Saloniki–Monastir, die an den ehemals so üppigen Residenzen der alten Makedonerkönige, Pella und Edessa, vorüberführt, hat 220 Kilometer, die Verbindungsbahn (Jonktion) von Saloniki mit dem Hafen Dedeagatsch 511 Kilometer. Von Dedeagatsch gehts nach Adrianopel, Konstantinopel, Bakarel (bulgarische Grenze), Tirnowo, Seymen, Jamboli.

Das sind freilich noch lange nicht genügende Verkehrswege durch die zu erschließenden reichen Gebiete, der Fortschritt ist aber groß, und nicht zuletzt ist es der Handel unsers Reiches, der davon Vorteil hat.

In Asien drüben ist die kurze Strecke Haidar Pascha–Ismid weiter gebaut worden nach Eski Schehir und Angora (579 Kilometer), von Eski Schehir nach Koniah (444 Kilometer). Vom Hafen Mudania führt nach dem betriebsreichen Brussa eine 41 Kilometer lange Strecke. Der erste Teil der eigentlichen Bagdadbahn führt bis Bulgurlu an den Taurus (200 Kilometer),

und von dort aus wird nun der Bergzug durchbrochen werden, eine tüchtige Arbeit, mit der deutsche Ingenieure eifrig beschäftigt sind, und wofür sie schon viel vorgearbeitet haben. Die Bahn Smyrna–Aidin–Dinair hat 376 Kilometer mit 139 Kilometern Zufahrtslinien, die Kassababahn Smyrna – Afiun Kara Hissar 252 Kilometer mit 96 Kilometern Zufahrtslinien. Auch das Bahnnetz Syriens hat sich in kurzer Zeit sehr wesentlich ausgedehnt. Hier sind die Bahnen Beirut–Damaskus (149 Kilometer), die Hauranbahn (100 Kilometer), ferner die Strecken Rajak–Hama–Aleppo (331 Kilometer), Mersina–Adana (67 Kilometer), Jaffa–Jerusalem (87 Kilometer). Die Hedschasbahn ist zurzeit bis nach Tabuk in Nordarabien ausgebaut (714 Kilometer), mit der Verbindungsbahn vom syrischen Hafen Haifa nach Derat in einer Länge von 168 Kilometern.

Das sind die amtlichen Zahlen über die bis zum Jahre 1905 im Eisenbahnbau der Türkei gemachten Fortschritte, wie sie sich in dem von Alexis-Bey, Administrator der sogenannten französischen Linien, herausgegebnen Werke finden: „Jahrbuch der Einkünfte der Eisenbahnen des Ottomanischen Reiches für 1905".

Es sei gestattet, hier besonders auf die Vorteile hinzuweisen, die einige der erwähnten Linien dem deutschen Handel versprechen. Namentlich bieten sich durch Anlage und Ausbau dieser Verkehrswege besonders der Ausbeutung des ungemein großen Erzreichtums der Türkei gute Handhaben, eines Reichtums, der immer noch zu wenig beachtet wird. In der europäischen Türkei kommen da, was Erze betrifft, besonders Makedonien und Thrakien in Betracht. Von den Linien Saloniki–Serbien, Saloniki–Monastir aus wäre eine Anzahl von Seitenbahnen dringend nötig. In unmittelbarer Nähe von Saloniki finden sich Chromlager von seltner Bedeutung und Gehalt. Rechts und links vom Wardar betreiben die Bulgaren der Gegend seit alter Zeit, wenn auch verbotnerweise, Goldwäsche mit gutem Erfolge, besonders in dem etwas nördlich von Saloniki liegenden Kreise Awret Hissar. Die Goldstätten liegen im Kruscha Balkan, der eine etwa 1000 Meter hohe Wand bildet zwischen dem Struma (Strymon) und Wardar (Axios). Das Goldvorkommen da wird schon von Herodot erwähnt. An vielen Stätten findet man alte Schutthalden, die an sich schon sehr ergiebig wären, denn die Griechen von damals beuteten wesentlich nur die reichen Erze aus und ließen die ärmern liegen, manches, wie zum Beispiel Galmei, das über Blei und Silber lagert, blieb unbenützt. Nördlich von der großen dreigezackten Halbinsel Chalkidike — die Erzreiche schon im Altertum genannt — sind große, sehr ausgiebige Lager von Silber und Blei, beide Erze sehr reich. Auf der dem Golfe von Saloniki zugewandten Halbinsel Kassandra findet sich Blei, Antimon, Mangan, Silber, besonders Mangan wird abgebaut. Hierhin ließe sich von Saloniki her eine Küstenbahn leicht führen, mit kurzen Zufahrtslinien zur See. Auf der Halbinsel Athos — Hagion Oros, Heiliger Berg der bekannten Klöster wegen genannt — ist Magnesit in Massen vorhanden. Vielfach sieht man an den leuchtend weißen, zur See abstürzenden Felsen die blaue See der

Ägäa branden: was man aber zunächst für einen schönen weißen Marmor hält, ist Magnesit, der sich also dort der Verfrachtung zu Schiffe gewissermaßen anbietet. Die uralten Bergwerke auf der Insel Thasos sind jetzt im Betriebe der deutschen Firma Speidel, die vornehmlich Galmei fördert, in einem Erze, das reicher ist als die dafür berühmten Gruben zu Beuthen und Tarnowitz in Oberschlesien. Unweit Kassandra ist im Meere eine Erdölquelle erschienen. Erdöl findet sich angeblich auch bei der Stadt Florina, an der Strecke nach Monastir. An dieser Linie bemerkt man schon vom Zuge aus großen Eisenreichtum; leider handelt es sich fast nur um Manganeisen, dessen Verfrachtung nicht lohnt. Die Kohle, die die Einwohner an der Strecke gefunden haben wollen, ist keine Steinkohle, sondern Braunkohle und Lignit von geringem Werte. Ganz ohne brauchbare Verkehrswege, mit Ausnahme der über Doiran—Serres—Drama nach Dedeagatsch führenden Jonktion=Bahn ist das nicht minder als das eigentliche Makedonien sehr erzreiche Thrakien, dessen wichtiger Hafen, Kawalla, Thasos gegenüber, nicht einmal angeschlossen ist. In der Nähe besaß Athens Feldherr und Admiral Thukydides, der Geschichtschreiber des Peloponnesischen Krieges, selbst ein Thrakerfürst, wichtige Goldbergwerke. In den Bergen findet man alte Stollen und Schutthalden von Silberbergwerken und Bleiwerken die Menge. Die Verbindungsbahn berührt die Stadt Xanthi (Eskidsche). Dort, an dem Abhange des Karlük=Dagh, hat eine englische Gesellschaft ein Kupferbergwerk begonnen. So erwünscht ein gutes Kupfervorkommen am Balkan wäre, so ist doch bisher, soweit mir bekannt geworden ist und nach allem, was ich selbst von Erzen im Lande gesehen habe, kein reiches Erz gefunden worden. Mag sein, daß die Erschließung der vielen so ungenügend bekannten Gebiete der Balkanberge zu bessern Ergebnissen führt, zeigt doch, wo man gründliche Aufschlüsse gemacht hat, das ganze Gebiet ein außergewöhnliches Erzvorkommen bei selten günstigen Verhältnissen. Ist doch erwiesenermaßen der Goldreichtum von Makedonien und Thrakien nicht umsonst im Altertum so gepriesen worden, denn die heutige bergmännische Untersuchung hat ergeben, daß, sind die eigentlichen Erzstätten erst einmal modernem Betriebe zugänglich gemacht, sie sich reicher erweisen werden als der Ural und selbst der Rand von Johannesburg.

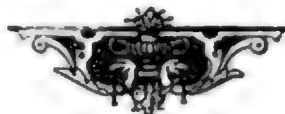
In Kleinasien sollten ebenfalls die Eisenbahnen, um sie ertragfähig zu machen, mit Rücksicht auf die Ausbeutung der Erze weiter ausgebaut werden. Schon in nächster Nähe von Konstantinopel, am Marmarameer, finden sich reiche Mineralbezirke, bei dem alten Panorma (Panderma) mit Galmei, Blei, Silber, ebenso am Golfe von Ismid. Von der Linie Mudania—Brussa und von vielen Stellen der Anatolischen Bahn sollten da Zufahrtslinien geschaffen werden. An dieser Strecke sind besonders wertvoll die verschiednen Erzlager bei Kutahia (Chrom, Antimon), Eski Schehir (Zinn, Meerschaum wie bei Brussa).

Aufgabe des Ausbaues der Bagdadbahn wird es sein, von Anfang an den Anschluß an die reichen Erzbezirke zu sichern, die sich im Hochlande Armeniens vorfinden. Da ist Eisen, Mangan, Blei, Silber, Kupfer, Kohle. Die größte Kupferausbeute der Türkei findet bei Diarbekir statt, das Bergwerk leidet aber

an Feuerungsmangel, obwohl Kohlen, und zwar Steinkohlen, in starken Flözen in der Nähe sind. Auch hier werden Zufahrten geschaffen werden müssen.

Der Ausbau der ottomanischen Eisenbahnen wird zum guten Teile davon abhängen, daß ihre Finanzverwaltung eine andre wird. Aber es ist eben mit dem Begriffe „Verwaltung" in der Türkei fast immer die Vorstellung von Mißwirtschaft zu sehr verbunden. Einen Krebsschaden in der Eisenbahnfrage haben die ausländischen Konzessionäre selbst erzeugt in der Kilometergarantie. Die türkische Regierung vergibt den Bau und verpflichtet sich, einen Mindestertrag für den Kilometer zu verbürgen. Ist der Ertrag ungenügend — da liegt der Schaden —, so muß ihn der Bezirk aufbringen. Die Folge ist, daß anstatt einer Bereicherung des Bezirks durch seine Aufschließung dessen Verarmung durch Aussaugung eintritt. Ehe nämlich die Bahnstrecke genügende Erträge liefert, ist der Kreis verarmt, und der verarmten, durch Auswanderung verminderten Bevölkerung sollen noch obendrein höhere Lasten aufgelegt werden. Der Nachteil ist offenbar. Daher ist der Sultan nicht mehr geneigt, für Bahnbauten dem Staate neue Verpflichtungen auflegen zu lassen. Er sträubt sich mit Recht dagegen, denn bisher hat noch keine der Bahnen mit Kilometerbürgschaft ihre Nettoeinnahme auf einen Betrag bringen können, der dem Staate die Zahlung der Bürgschaft erspart hätte. Andre Strecken, die ohne Kilometerbürgschaft gebaut worden sind — zum Beispiel die Aidinbahn, die Strecken Jaffa—Jerusalem, Mersina—Adana und Mudania—Brussa —, zahlen ganz hübsche Dividenden.

Es wird sich also bei der weitern, so wünschenswerten und so aussichtsvollen Ausgestaltung des türkischen Eisenbahnnetzes darum handeln, einen Weg zu finden zum Bau der Bahnen ohne die schädigende Kilometerbürgschaft. Die türkische Regierung aber sollte endlich mit rücksichtsloser Entschiedenheit die mittelalterlichen Wirtschaftsverfahren — vielmehr Mißwirtschaft — verlassen und den Bewerbern um Konzessionen nicht durch schier unglaubliche Schikanen die Wege verlegen zur Hebung der reichen Schätze des Landes. Jeder Ausländer wird gern ein modernes Minengesetz befolgen, wird die von ihm verlangte Steuer richtig zahlen. Er wird sich aber weigern, sich außerdem und nachträglich vom Wali, Kaimakam usw. bei den geringsten Anlässen und unter den unglaublichsten Vorwänden immer neue Trinkgelder auspressen zu lassen, die jedes ernste Geschäft unmöglich machen. Man muß in Konstantinopel endlich zu der Einsicht gelangen, daß Dampfmaschinen, Eisenbahnen Dinge der Neuzeit sind, und daß wir heute 1907 schreiben und nicht 1323. Erst wenn diese mittelalterliche Auffassung, das größte Hindernis jeglichen Fortschritts im ganzen Orient, beseitigt sein wird, erst dann wird die Türkei von den reichen Schätzen ersprießlichen Vorteil ziehen können, die im ganzen Lande der Hebung harren.



Die neue Personen- und Gepäcktarifreform

eit vielen Jahren war das Verlangen nach einer Vereinfachung des Personentarifs und nach einer Änderung des Gepäcktarifs im reisenden Publikum sehr groß. Im Sommer des Jahres 1901 wurde nun mit der gewünschten Vereinfachung ein rühmlicher Anfang gemacht, indem zu Beginn der großen Ferien zur großen Freude und Überraschung aller Reisenden — ganz besonders wurden alle die erfreut und überrascht, die in den großen Ferien weitentlegne Badeorte oder Sommerfrischen in den Bergen aufzusuchen pflegen — die Giltigkeit der Rückfahrkarten für den Bereich der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft auf fünfundvierzig Tage verlängert wurde. Das war wirklich ein Geschenk, für das wir dem damaligen Eisenbahnminister nicht dankbar genug sein konnten. Diese segensreiche Einrichtung mußten natürlich alle deutschen Eisenbahnverwaltungen in der kürzesten Zeit auch auf ihren Bahnen einführen. Eine Vereinfachung war mit dieser Giltigkeitsverlängerung insofern verbunden, als die Benutzung der zusammenstellbaren Rundreisehefte — wie mühsam und zeitraubend war es oft, ein solches Heft zusammenzustellen! — seit dem Sommer 1901 allmählich auf ein Minimum zurückgegangen ist. Aber auch eine große Verbilligung war mit der Einführung der fünfundvierzigtägigen Rückfahrkarten verknüpft, da erstens Rückfahrkarten an und für sich etwas billiger als Rundreisehefte sind und außerdem auch für die verlängerten Karten 25 Kilo Freigepäck gewährt wurden, eine Vergünstigung, die im Rundreiseverkehr wegfällt. Trotzdem wollte der Ruf nach einer weitern Vereinfachung und Verbilligung nicht verstummen; namentlich verlangte man immer lauter und lauter eine völlige Abschaffung der Rückfahrkarten. Man sagte sich, es sei ganz unsinnig, daß man für eine Strecke von A nach B und wieder von B nach A zurück, die im ganzen zum Beispiel 400 Kilometer beträgt, ein Viertel weniger bezahlen solle, als wenn man von A über B nach C fahre und dabei im ganzen auch nur 400 Kilometer zurücklege. Auch würden, so sagte man weiter, im Reiseverkehr weit mehr Rückfahrkarten als einfache Karten verlangt, und außerdem werde der Staat bei dem System der Rückfahrkarten durch den dabei möglichen und amtlich auch anerkannten Billettschwindel um viele Millionen alljährlich betrogen.

Diesen Erwägungen konnten sich die deutschen Eisenbahnverwaltungen auf die Dauer nicht verschließen, und so traten sie dann vor zwei Jahren in Beratungen und Verhandlungen über eine Vereinfachung des Tarifs und

namentlich über die Aufhebung der Rückfahrkarten ein. Bei der großen Verschiedenheit der Tarife in den einzelnen Staaten war es vorauszusehen, daß sich die Verhandlungen lange hinziehen würden, ehe man zu einer allseitigen Einigung gelangen würde. Bald hieß es, die Einigung sei in kurzem zu erwarten, bald wieder, sie werde gar nicht zustande kommen. So war man denn sehr gespannt, was für einen Ausgang die Sache schließlich nehmen würde, immer aber war man der Meinung, daß die geplante Verständigung und Vereinheitlichung zugleich auch eine Verbilligung, zum mindesten aber doch keine Verteurung des Reisens bringen werde. Um so größer und allgemeiner waren deshalb die Überraschung und die Enttäuschung, als zu Anfang Dezember des vorigen Jahres im Reichsanzeiger zu lesen stand, daß zwischen den deutschen Bundesregierungen ein volles Einverständnis erreicht worden sei, und als zugleich der neue Tarif mit dem Bemerken bekannt gemacht wurde, daß seine Einführung wahrscheinlich schon zum 1. Mai 1907 erfolgen werde. Damit wir den weitern Ausführungen besser folgen können, geben wir den neuen Tarif hier wieder.

1. Fahrpreise für Personenzüge

Mindesteinheitssätze für 1 Personenkilometer	I. Klasse	7	Pfennige
	II. „	4,5	„
	III. „	3	„
niedrigste Klasse (IV oder — in Bayern rechts des Rheins und Baden — IIIb)		2	„

2. Wegfall der Rückfahrkarten zu ermäßigten Preisen

3. Feste Schnellzugszuschläge

Für 1 bis 75 Kilometer	0,50 Mark	in I. bis II. Klasse,	0,25 Mark	in III. Klasse
„ 76 „ 150 „	1,— „	in I. bis II. „	0,50 „	in III. „
über 150 „	2,— „	in I. bis II. „	1,— „	in III. „

4. Gepäcktarif

Gepäckfracht für Sendungen im Gewicht bis zu 200 Kilogramm:

Auf Entfernungen von (Zonen)			für je angefangne 25 Kilogramm
Nahzone	1 bis 25	Kilometer	0,20 Mark
I.	26 „ 50	„	0,25 „
II.	51 „ 100	„	0,50 „
III.	101 „ 150	„	0,75 „
IV.	151 „ 200	„	1,— „
V.	201 „ 250	„	1,25 „
VI.	251 „ 300	„	1,50 „
VII.	301 „ 350	„	1,75 „
VIII.	351 „ 400	„	2,— „
IX.	401 „ 450	„	2,25 „
X.	451 „ 500	„	2,50 „
XI.	501 „ 600	„	3,— „
XII.	601 „ 700	„	3,50 „
XIII.	701 „ 800	„	4,— „
XIV.	über 800	„	5,— „

Für schwereres Gepäck, das auf eine Fahrkarte aufgegeben wird, kommen dieselben Sätze mit der Maßgabe zur Anwendung, daß das 200 Kilogramm übersteigende Gewicht doppelt zu rechnen ist. (Der Tarif findet nur Anwendung bei gleichzeitiger Lösung einer Fahrkarte.)

5. Allgemeine Ausnahmesätze

a) Zusammenstellbare Fahrscheinhefte des Vereinsreiseverkehrs.

Kilometrische Einheitssätze:	I. Klasse	7,3	Pfennige
	II. „	4,8	„
	III. „	3,2	„

Die Fahrscheinhefte berechtigen zur Benutzung aller Züge.

b) Ermäßigte Preise für Kinder und für Monats-, Schüler- und Arbeiterkarten.

c) Fahrpreisvergünstigungen im Anschlusse an die bestehenden Verhältnisse für Ausflüge zu wissenschaftlichen und belehrenden Zwecken, für Schulfahrten und Ferienkolonien, zu milden Zwecken usw.

d) Ermäßigte Mindesteinheitssätze für Sonder- und für Feriensonderzüge.

6. Abweichungen

Allgemein vorbehalten für den Stadt- und Vorortverkehr sowie für den Sonntagsverkehr.

Zur Aufhebung kommen insbesondre die bayrischen, württembergischen und badischen Fahrscheinhefte, die württembergischen und oldenburgischen Landeskarten und die badischen Kilometerhefte.

Da die Vorarbeiten zur Durchführung der gefaßten Beschlüsse von den Eisenbahnverwaltungsbehörden eifrig gefördert worden sind, so ist darauf zu rechnen, daß die neuen Tarife am 1. Mai 1907 eingeführt werden. Auch die überwiegende Mehrzahl der deutschen Privateisenbahnen wird sich dem Vorgehn der Staatsbahnen anschließen, jedoch sind ihre Einheitssätze zum Teil anders bemessen.

* * *

Betrachten wir zunächst den neuen Personentarif! Ohne weitres ist klar, daß eine Verbilligung eintritt für die wenigen Reisenden, die bisher mit einfachen Fahrkarten zu reisen gewohnt waren. Der Einfachheit wegen legen wir bei den folgenden Berechnungen immer nur die dritte Klasse und die preußisch-hessischen Eisenbahnen zugrunde, da bei den andern Eisenbahnen, namentlich den süddeutschen, die Verteuerung eine geringere ist, und die Hinzunahme der ersten und der zweiten Klasse die Rechnung weniger übersichtlich machen würde. Für eine einfache Karte dritter Klasse betrug der Preis für Personenzüge bisher für den Kilometer 4 Pfennige und für Schnellzüge 4,67 Pfennige; in Zukunft soll der Preis 3 und 3,2 Pfennige betragen. Der Unterschied beträgt also 1 Pfennig für Personenzüge und 1,47 Pfennig für Schnellzüge. Diese Ver-

billigung ist recht bedeutend; leider aber werden von ihr nur sehr wenig Leute Nutzen haben, da nur die wenigsten Reisenden einfache Karten zu benutzen pflegen. Wie steht es nun aber mit der überwiegenden Menge von Reisenden, die bisher mit Rückfahrkarten zu reisen gewohnt waren? Bei Benutzung von Personenzügen bleibt der Preis derselbe, das heißt also für den Lokalverkehr, der sich immer nur auf kurze Entfernungen erstreckt. Ganz anders aber stellt sich die Sache für alle die, die Schnellzüge benutzen müssen, und das gilt doch für die ganze Schar der Kaufleute, der Vergnügungsreisenden, der Erholungsbedürftigen usw., das heißt also für alle die, die weite Strecken zurücklegen müssen, um an ihr Ziel zu gelangen. Für alle diese Leute verteuert sich die Reise, sobald diese mehr als 150 Kilometer beträgt, um mindestens je 1 Mark für Hin- und Rückfahrt. Wer aber bei weiten Entfernungen verschiedne Fahrkarten lösen muß — und das wird leider nur zu oft vorkommen —, der muß nicht 2 Mark, sondern 4 oder 6 Mark oder gar noch mehr bezahlen. Von allen Orten und nach allen Orten wird es und kann es unmöglich bestimmte Fahrkarten geben, wenn auch der Eisenbahnminister wiederholt erklärt hat, daß die Fahrkarten vermehrt werden sollen. Was wird die natürliche Folge dieser Verteuerung sein? Es werden wieder die gräßlichen Rundreisehefte, die ja, wie schon erwähnt worden ist, seit dem Sommer 1901 immer seltner und seltner zu sehen waren, in den Verkehr kommen; denn für gewisse Entfernungen wird in Zukunft die Reise mit Rundreiseheften billiger werden. Bei einer Fahrt zum Beispiel von 600 Kilometern erspart man 80 Pfennige, da das Rundreiseheft 19 Mark 20 Pfennige kostet, während die einfache Hin- und Rückfahrt mit Zuschlag 20 Mark kostet. Diese Ersparnis verringert sich immer desto mehr, je weiter die Strecke ist, die man mit einem Rundreiseheft zurücklegt, bis bei einer Fahrt von 1000 Kilometern die Preise gleich sind. Sollte man aber genötigt sein, sich mehr als eine einfache Karte zu lösen, dann würde auch über eine Entfernung von 1000 Kilometern hinaus ein Rundreiseheft billiger sein. Dazu kommt noch ein andrer Umstand. Wer für die Strecke von A bis B eine einfache Karte löst, muß dafür die betreffende Steuer bezahlen; wer aber unter Umständen für eine andre ebenso weite Strecke C bis D zwei Karten lösen muß, muß zweimal Steuern bezahlen, deren Summe größer ist als die einmalige Steuer für A bis B. So kann es vorkommen, daß ein Reisender, der ein Rundreiseheft benutzt, nur einmal Steuer zu zahlen hat, während der Reisende mit gewöhnlicher Fahrkarte zweimal oder sogar mehrmals Steuern bezahlen muß, deren Summe größer ist als die einmalige Steuer für das ganze Rundreiseheft. Wenn dieser Preisunterschied zwischen einfacher Karte und Rundreiseheft auch kein bedeutender sein wird — es wird sich höchstens um einige Mark handeln —, so werden doch gewiß viele auch diesen kleinen Faktor, der sich überdies bei mehreren Personen aus derselben Familie vervielfacht, mit in Rechnung ziehn, zumal da ja das Freigepäck bei den gewöhnlichen Karten in Wegfall kommen soll.

Wir kommen nun zur Besprechung des neuen Gepäcktarifs. Es soll also kein Freigepäck mehr gewährt und für die kleinste Sendung 20 Pfennige bezahlt werden, während bisher 25 Kilo frei befördert wurden und bei Mehrgewicht für jeden Kilometer und für je angefangne 10 Kilo $^1/_2$ Pfennig bezahlt wurde. Die einfachste Rechnung ergibt, daß nur die, die mit Übergewicht zu reisen gewohnt oder gezwungen waren, in Zukunft billiger, daß dagegen alle Leute, die mit Freigepäck reisten, wesentlich teurer reisen werden. Ein einfaches Exempel zeigt dies klar. Die Entfernung zum Beispiel von Elbing bis Berlin beträgt 474 Kilometer; für 25 Kilo Gepäck sind nach dem neuen Tarif für Hin- und Rückreise 5 Mark zu zahlen, während früher dafür nichts zu entrichten war. Nehmen wir nun an, daß 50 Kilo Gepäck — für ein verreisendes Ehepaar gewiß nicht zu viel! — zu befördern sind, so beträgt die Fracht dafür 10 Mark, während man jetzt nichts zu zahlen hat, da auf jede Karte 25 Kilo frei befördert werden. Bei größern Entfernungen und mehr wiegenden Sendungen erhöht sich diese Summe immer mehr; bei 800 Kilometern und 75 Kilo würde die Gepäckfracht 30 Mark für Hin- und Rückreise betragen, während der Reisende für die Beförderung seiner eignen Person mit dem Personenzuge nur 48 Mark zu bezahlen hat. Und dazu kommt noch, daß jedes überschießende Kilo immer gleich für volle 25 Kilo gerechnet werden soll! Was wird die Folge dieser unglaublich hohen Gepäckfracht sein, falls sie wirklich, was wir noch immer nicht recht glauben können, eingeführt wird? Niemand — wir sprechen immer von den Reisenden der dritten Klasse — wird in Zukunft sein Gepäck aufgeben, sondern wird nur die allernotwendigsten Dinge mitnehmen und diese so geschickt verpacken, daß die Gepäckstücke im Abteil untergebracht werden können. In Zukunft wird man also in Zeiten starken Verkehrs nicht bloß um einen Platz für seine eigne Person, sondern noch viel erbitterter um einen Platz für sein Gepäck kämpfen. Die in den Wagen zur Unterbringung des Gepäcks getroffnen Einrichtungen werden natürlich nicht ausreichen, und so wird man denn, zwischen Gepäckstücken eingekeilt, in fürchterlicher Enge und gräßlicher Unbequemlichkeit die Eisenbahnfahrt „genießen". Und das heißt Erleichterung und Vereinfachung im Eisenbahnverkehr, von der so oft und so viel gesprochen wurde? Das heißt „im Zeichen des Verkehrs stehn"? Übrigens wird sich, so hoffen wir, die erfinderische Industrie der Sache bald annehmen und Reisekoffer herstellen, die recht leicht, sehr handlich und doch so geräumig sind, daß man Kleider gut in ihnen unterbringen kann. Wir finden schon heute in den Koffergeschäften leichte und doch feste Kleiderkartons, die uns für die bisher benutzten Reisekörbe einen gewünschten Ersatz geben. Auch zu einem andern Mittel wird man in Zukunft häufiger als bisher greifen: man wird das Reisegepäck, falls man eine größere Reise unternimmt, als Frachtgut voraussenden, um die ungeheuern Kosten des neuen Tarifs zu vermeiden.

Die obenstehenden Ausführungen wollen wir uns nun an einem bestimmten Beispiel klar machen. Ein Ehepaar reist mit seiner Tochter von Breslau zu

einem längern Aufenthalt nach Berlin, im ganzen werden 75 Kilo Gepäck mitgenommen. Es ergeben sich folgende Möglichkeiten:

a) Drei Rückfahrkarten Breslau–Berlin kosten 59 Mark 10 Pfennige; das Gepäck kostet nichts.

b 1) Drei einfache Karten Breslau–Berlin und drei Berlin–Breslau kosten nach dem neuen Tarif im Schnellzuge 65 Mark 10 Pfennige, und für Gepäck ist für Hin- und Rückreise 10 Mark 50 Pfennige zu zahlen, macht zusammen 75 Mark 60 Pfennige, also gegen den jetzigen Preis eine Verteuerung von 16 Mark 50 Pfennigen, das heißt fast um 27 Prozent!

b 2) Wird das natürlich verringerte Gepäck im Abteil untergebracht, so beträgt der Preis 65 Mark 10 Pfennige.

c) Die Rundreisehefte Breslau–Berlin und zurück würden sich auf 63 Mark stellen.

Wir erhalten also folgende Preise: 59 Mark 10 Pfennige, 75 Mark 60 Pfennige, 65 und 63 Mark. Das Rundreiseheft würde sich demnach von den letzten drei Arten am billigsten stellen, aber immerhin noch immer fast 4 Mark teurer als die bisherige Rückfahrkarte. Die Differenz zwischen a und b 1 würde natürlich im Verhältnis noch größer werden, wenn man bei größern Strecken und bei Benutzung verschiedner Eisenbahnlinien gezwungen wäre, sich mehrere einfache Karten zu kaufen und so die Schnellzugszuschläge sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise mehrmals zu bezahlen. Das oben durchgeführte Beispiel ließe sich natürlich leicht vervielfältigen und nach manchen Richtungen hin variieren, aber immer wird sich die gewaltige Preisdifferenz zwischen a und b 1 herausstellen.

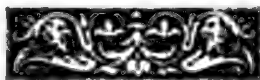
Und wer wird unter dieser Verteuerung und Erschwerung des Reisens am meisten zu leiden haben? Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten: der Beamtenstand, der schon sowieso an der allgemeinen Teuerung schwer zu tragen hat. Alle übrigen Stände können mehr oder weniger das, was das Leben in heutiger Zeit mehr kostet, auf die Schultern andrer abwälzen, der Beamte dagegen ist allein auf seinen für die heutigen Verhältnisse nur kärglich bemessenen Gehalt angewiesen und kann nirgends einen Ausgleich suchen. Die letzten Jahre haben eine ungeahnte Preissteigerung aller Lebensmittel gebracht, im vorigen Jahre hat der Reichstag allerlei Steuern bewilligen müssen, das neue Jahr soll nun diese große Verteuerung des Reisens herbeiführen, und die Gehalte bleiben immer auf derselben niedrigen Stufe? So kann es nicht weitergehn. Und noch eine zweite Frage bleibt hier zu beantworten: welcher Teil des preußischen Staats wird am meisten bluten? Auch die Antwort hierauf dürfte nicht schwer sein: der Osten der Monarchie. Der Zug der Reisenden geht nach Westen oder nach Süden, wie es ja ganz natürlich ist, da hier die Natur alles Schöne, was des Menschen Herz erfreut, die kranke Seele labt und den siechen Körper wieder verjüngt, in reicher Fülle und großer Auswahl geschaffen hat und eine viel ältere Kultur Vorzüge und Annehmlich-

keiten der Lebensweise bietet, wie man sie im Osten nur ganz vereinzelt findet. Die geplante Verteuerung des Reisens, die den Osten des Staats vom Süden und Westen noch mehr trennt, wird diesem Zuge nach dem Westen noch mehr Vorschub leisten, ist also auch aus politischen Gründen nicht zu billigen. Der Staat will doch dem Osten alle möglichen Vorteile verschaffen und sucht doch Bewohner und Kolonisten nach dem Osten zu locken; durch die geplante Tarifreform arbeitet er aber diesen Bestrebungen geradezu entgegen. Auch den Mitgliedern des Beamtenstandes, den er doch durch allerlei künstliche Mittel im Osten seßhaft zu machen sucht, schlägt er mit dieser Maßregel geradezu ins Gesicht, anstatt ihm den Verkehr und den Zusammenhang mit den westlichen und südlichen Teilen unsers Vaterlandes durch billige und bequeme Eisenbahnfahrten zu erleichtern und zu begünstigen. Seitdem wir die Ostmarkenpolitik haben, ist ja mit Worten viel für den Osten getan worden, aber in Wirklichkeit ist doch, besonders für den Beamtenstand, recht wenig geschehn. Sehen wir uns doch einmal zum Beispiel in vielen kleinen Städten Westpreußens oder Posens die Wohnungen oder vielmehr die Löcher an, in denen die Beamten hausen müssen! Verteuere man also nicht den Beamten die Reisen nach den schönen Gegenden unsers Vaterlandes!

Ob auch — das sei die letzte unsrer Erwägungen — die deutschen Eisenbahnverwaltungen die Mehreinnahmen haben werden, die sie aus der geplanten Reform erhoffen? Wir können es nicht recht glauben. Denn erstens wird jeder den hohen Gepäcktarif zu vermeiden suchen, indem er, wie schon oben erwähnt worden ist, sein Reisegepäck so verpackt, daß er es im Abteil unterbringen kann; und umgekehrt wird die Staatskasse eine Einbuße dadurch erleiden, daß Gepäckstücke, die mehr als 25 Kilo — Musterkoffer usw. — wiegen, in Zukunft bedeutend billiger befördert werden. Zweitens werden doch künftighin unbemittelte Personen manche Reisen unterlassen, zu denen sie sich bei billigern Fahrpreisen vielleicht doch entschlossen hätten. Drittens — und das wird vielleicht ein bedeutender Einnahmeausfall sein — werden viele Reisende, die eben reisen müssen, durch die Not der Verhältnisse gezwungen, in einer niedrigern Klasse fahren, als sie bisher gewohnt sind. Der Übergang aus den höhern in die niedern Klassen wird recht bedeutend sein, und besonders aus der dritten in die vierte Klasse, da diese sowohl von der lästigen Fahrkartensteuer als auch von der geplanten Preissteigerung befreit ist, und somit die Differenz zwischen der dritten und vierten Klasse noch größer geworden ist. Aus allen diesen Gründen fürchten wir, daß die Staatskasse die erhofften und erwünschten Mehreinnahmen nicht haben und hier dieselbe Enttäuschung erfahren wird, die sie mit der verhaßten Fahrkartensteuer gehabt hat.

Wir kommen zum Schluß unsrer Betrachtungen. Noch ist die Reform nicht eingeführt, noch ist es Zeit, sich mit aller Kraft dagegen zu wehren. Das deutsche Volk — wir stehen doch im Zeichen des Verkehrs — muß aufgerüttelt werden, daß es Maßregeln nicht duldet, die den Verkehr hemmen und

belästigen. In Versammlungen muß lauter Widerspruch erhoben werden gegen eine Reform, die statt der erhofften Verbilligung eine bedeutende Verteuerung bringt, daß es den maßgebenden Behörden gellend in die Ohren dringt, und daß sie noch in der zwölften Stunde von dem unseligen Plan abstehn. Abschaffung der Rückfahrkarten, halber Preis der bisherigen Rückfahrkarten für einfache Karten, keine Zuschläge für die Schnellzüge, Beibehaltung des Freigepäcks und Verbilligung des Gepäcktarifs für Sendungen, die mehr als 25 Kilo wiegen — das wäre eine Reform, die alle mit Freuden begrüßen würden und die dem Staat und allen seinen Gliedern zum Segen gereichen würde. Um das, was wir hier verlangen, noch besonders zu bekräftigen, kommen uns die Verhandlungen bei Eröffnung des preußischen Landtages sehr gelegen. Der Herr Finanzminister hat in seiner Etatsrede mit unwiderleglichen Zahlen dargelegt, wie überraschend hoch die Einnahmen der preußischen Eisenbahnverwaltung im letzten Jahre gewesen sind. Er entwarf dabei ein so glänzendes Bild von den steigenden Überschüssen unsrer Eisenbahnen, daß sich jeder Freund des Vaterlandes hierüber nur von ganzem Herzen freuen kann; um so weniger liegt ein Grund vor, den Reiseverkehr zu verteuern, zumal da jedermann bekannt ist, daß jede Erleichterung und Verbilligung bei Dingen, bei denen es sich um Verkehr in irgendeiner Form handelt — Beispiele dafür ließen sich in großer Menge anführen —, die betreffenden Einnahmen beträchtlich zu erhöhen pflegen.



Der Paragraph 23 des preußischen Einkommensteuergesetzes vom 19. Juni 1906

ür die Veranlagung zur Einkommensteuer wird gegenwärtig in Preußen zum erstenmal der Paragraph 23 des Einkommensteuergesetzes in der Fassung vom 19. Juni 1906 angewandt. Er legt den Arbeitgebern die Verpflichtung auf, das Einkommen der von ihnen dauernd gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Personen, sofern es den Betrag von 3000 Mark nicht übersteigt, der Behörde auf deren Verlangen anzugeben.

Diese Vorschrift hat bei vielen Arbeitgebern Unzufriedenheit geweckt. Bei den Behörden ist dagegen Beschwerde geführt, sie ist in den Zeitungen erörtert worden, die Handelskammern haben darüber verhandelt, und vom Finanzminister ist die Angelegenheit zum vorläufigen Abschluß durch eine Anweisung an die Behörden gebracht worden, wonach bei der Beantwortung der geforderten Auskunftserteilung das möglichste Entgegenkommen geübt werden soll.

Deuten die breiten Erörterungen schon darauf hin, daß die Vorschrift des Paragraphen 23 als eine einschneidende Neuerung empfunden wird, so

dürfte die abgeschlossene Veranlagung zeigen, daß die Einführung der Lohnnachweisungen eine so schwerwiegende und nachhaltige Wirkung haben wird, wie sie beim Erlaß des Gesetzes weder beabsichtigt noch geahnt wurde.

Als in der Kommission des Abgeordnetenhauses der nationalliberale Antragsteller unter Hinweis auf eine gleiche Bestimmung im sächsischen Einkommensteuergesetz den Antrag auf Einforderung von Lohnlisten stellte, rief er beim Finanzminister und seinen Räten nicht geringe Überraschung hervor. Der Minister bezeichnete, allerdings irrtümlich, den Antrag als schon früher von der Regierung eingebracht, stimmte ihm nach Besprechung mit seinen Räten aber dann wohl nicht ungern zu. Ihm wie jenen dürfte er aber mehr als eine willkommne Maßregel zur Erleichterung der Veranlagungsarbeiten erschienen sein, während sie die von ihm zu erwartenden finanziellen Ergebnisse nicht allzu hoch anschlugen. Um so angenehmer muß die Überraschung der Regierung sein, wenn sie, wie solches jetzt schon der Fall sein mag, erfährt, welche Summen diese Maßnahme dem Staate einbringen wird.

Den Antragsteller leitete wohl die Absicht, den Behörden die Möglichkeit und die Mittel an die Hand zu geben, die gegen Lohn beschäftigten Personen, deren zutreffende Einschätzung überaus schwierig ist, angemessen zu veranlagen und damit dem freilich unerreichbaren Ideal einer durchweg gerechten Besteuerung aller Bevölkerungsklassen nahe zu kommen. Dabei schwebte hinsichtlich der finanziellen Wirkung mehr das Interesse der Gemeinden als des Staates vor seinen Augen.

Das ist jedenfalls unbestreitbar. Der für alle Steuern zu fordernde, so schwer zu erfüllende Grundsatz der Gerechtigkeit erfährt durch jene Vorschrift eine mit Genugtuung zu begrüßende Förderung. So mancher Arbeitgeber, der sie als unbequeme Neuerung empfindet, sie als belästigende Zumutung der Behörden ansieht, hat sich ihre weitreichende Bedeutung für die Allgemeinheit, für Gemeinde und Staat nicht klar gemacht. Selbstische Rücksichten, Besorgnis vor Unannehmlichkeiten mit Behörden und Arbeitern, Vermehrung der Arbeit, in großen Betrieben Verstärkung des Beamtenpersonals traten in den Vordergrund und trübten den Blick.

Es kann zugegeben werden, daß die Ausführung der Bestimmung Betrieben mit großer Arbeiterzahl Pflichten auferlegt, die unvorbereitet gefordert als schwere Last empfunden werden. Sie sind genötigt, früher nicht verlangte Nachweisungen aufzustellen, die in großen Städten ihnen in der Regel unbekannten Wohnungen ihrer Arbeiter sollen ermittelt werden. Dazu treten die Zweifel über die gestellten einzelnen Fragen. Für welche Zeitabschnitte, bis zu welchem Zeitpunkt sollen die Löhne eingetragen werden? Das Gesetz legt der Veranlagung das Kalenderjahr zugrunde. Aber zur Zeit der Einforderung der Nachweisungen ist dieses noch nicht abgelaufen. Für die Behörden ist die Angabe der Wohnungen der Arbeiter meist unentbehrlich. Ohne solche ist es fast unmöglich, in größern Städten, bei Betrieben, die aus-

wärtige Arbeiter beschäftigen, den einzelnen Steuerpflichtigen mit Sicherheit festzustellen. Der Arbeitgeber wendet dagegen ein, er kümmere sich nicht um die Wohnungen seiner Arbeiter, habe auch kein Mittel, deren Angabe von ihnen zu erzwingen.

Das sind Schwierigkeiten, die nicht kurzerhand können abgetan werden, die bei gutem Willen aber behoben werden. Die Anweisungen zur Ausführung des Gesetzes sind leider spät ergangen. Die Aufforderungen zur Einreichung der Lohnlisten kamen vielen Arbeitgebern überraschend und fanden keine Vorarbeiten. Die Auskünfte der Behörden über entstandne Zweifel waren nicht immer einwandfrei; zu den Unklarheiten traten Mißverständnisse, die Abneigung gegen die Anordnungen der Behörden wuchs und ließen diese als Schikane, als zu weitgehende Belästigungen erscheinen.

Bei der nächsten Veranlagung wird die Ausführung der alsdann nicht mehr unbekannten Vorschrift, auf die sich einzurichten nunmehr die Betriebe in der Lage gewesen sind, auf keine großen Schwierigkeiten mehr stoßen. Unerfindlich wäre auch, weshalb in Preußen nicht ausführbar sein soll, was in Sachsen, und zwar in schärferer Form — das sächsische Gesetz ist wie in seinen meisten sonstigen Bestimmungen auch hier weniger rücksichtsvoll gegen die Steuerpflichtigen als das preußische — möglich ist. Wie wenig übrigens die sächsischen Arbeitgeber die Auflage der Einreichung von Lohnnachweisungen als Last empfinden, zeigt das Verhalten an der Grenze seßhafter Fabrikbesitzer, die schon seit Jahren preußischen Gemeindebehörden Lohnlisten ihrer in Preußen wohnenden Arbeiter zusenden.

In großen Unternehmen müssen gegenwärtig schon zur Bearbeitung der sozialpolitischen Aufgaben und Auflagen Beamte gehalten werden. Es wird keine Schwierigkeiten machen, diesen Beamten die Aufstellung der vom Einkommensteuergesetz geforderten Listen zuzuweisen.

Wenn bei der ersten Veranlagung nach dem neuen Gesetz mit Recht Entgegenkommen und Milde geübt worden ist, so wird und muß späterhin wohl ein schärferer Wind wehen. Im Interesse einer zutreffenden Veranlagung der Steuerpflichtigen können sich die Behörden nicht der Pflicht entziehen, ausreichende Auskunft gebende Unterlagen für die Einschätzung einzufordern. Unternehmen mit großer Arbeiterzahl ist es deshalb zu empfehlen, nicht erst die Aufforderung der Gemeindebehörde abzuwarten, sondern sich schon vorher mit ihr über Form und Inhalt der einzureichenden Listen zu verständigen. Hingewiesen sei hierbei auf eine Probe mit Lohnkarten, die für den einzelnen Arbeiter ausgefertigt und im Herbst der Behörde eingereicht werden.

Wenn in einem bekannten Berliner Blatte ein bewegliches Klagelied angestimmt wurde, die armen Arbeiter würden durch die Vorschrift des Paragraphen 23 des Einkommensteuergesetzes nunmehr bis auf den letzten Pfennig besteuert, so kann ein solches oberflächliches Geschwätz nicht scharf genug verurteilt werden. Die Behörden haben die Aufgabe, das Einkommen der Steuer-

pflichtigen so genau wie möglich zu erkunden. Vernachlässigen sie ihre Pflicht, so schädigen sie nicht allein den Staat und die Gemeinden, sie schädigen auch die Steuerpflichtigen, die selbst ihr Einkommen richtig angeben wie alle die, die zutreffend eingeschätzt sind. Denn diese müssen bei der Aufbringung der Gemeindesteuern für die zahlend miteintreten, die nicht entsprechend ihrem Einkommen zur Staatssteuer veranlagt sind und deshalb nicht nur zu geringe Einkommensteuer, sondern wegen der nach jener berechneten Zuschläge auch zu wenig Gemeindesteuer zahlen.

Solche Erwägungen und Empfindungen waren es, die in den Voreinschätzungskommissionen Äußerungen der Genugtuung hervorriefen und die Vorschrift als eine Wohltat für die Gemeinden begrüßten. Lächelnd wies der Vorsteher einer kleinen, in einem Kohlenrevier liegenden Gemeinde, die bisher zwanzig Steuerzahler gehabt hatte, auf die jetzt dreißig Steuerpflichtige zählende Staatssteuerliste hin. Und in dem Kreise, dem diese Gemeinde angehört, wurde vorläufig der Zuwachs an durch die Lohnnachweisungen ermittelten Steuerpflichtigen auf 1500 angenommen. Zahlreich sind daneben die Erhöhungen der vorjährigen Steuersätze der beiden untersten Stufen auf 16, 21, 26 Mark, sogar Sprünge von 9 Mark auf den Steuersatz von 52 Mark konnten beobachtet werden. In den von großen Unternehmen eingereichten Lohnlisten ist nicht selten die Bemerkung zu lesen: der Lohn übersteigt 3000 Mark. Behörden und Einschätzungskommissionen wurden in Erstaunen versetzt über die bisherigen zahlreichen Unterschätzungen, über die Fehlgriffe, die sie gemacht und gutgeheißen hatten.

Das erwähnte Berliner Blatt kann übrigens beruhigt sein, die Zahl der Arbeiter wird immer noch überwiegen, die nicht bis auf den letzten Pfennig eingeschätzt sind. Kenner der wirtschaftlichen Verhältnisse sind der unzweifelhaft richtigen Ansicht, daß sich gerade in Arbeiterkreisen viel Einkommen der Besteuerung entzieht und immer entziehen wird. Das oft nicht unbedeutende Einkommen aus der Beschäftigung der Frauen und Kinder wird nur in Ausnahmefällen zur Anrechnung gelangen. Und wer einen Blick in die Bücher der Sparkassen wirft, wird unter den Sparern die Arbeiter zahlreich vertreten finden. Diese Kapitalien sind aber nur selten, meist nur auf eigne Angaben hin, den Behörden und den Einschätzungskommissionen bekannt.

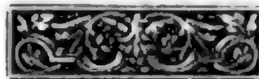
Ob die Wirkungen des Paragraphen 23 a. a. O. auf die politischen Wahlen einen wesentlichen Einfluß ausüben werden, ist mit Sicherheit nicht vorauszusagen. Unwahrscheinlich ist es nicht. Und in mancher Stadt wird vielleicht, sofern die gegenwärtige wirtschaftliche Hochkonjunktur anhält, die Freude über den Abschlag einiger Prozente von der Gemeindesteuer getrübt werden durch das Ergebnis der Stadtverordnetenwahlen.

Doch das sind Vermutungen, die nur angedeutet werden sollen. Bei den Wahlen sprechen ja noch viele andre Dinge mit. Ein sicheres Ergebnis der diesjährigen abgeschlossenen Veranlagung wird sein, daß als Beitrag zur Lehre

von der Verelendung der Massen die Wirkungen des Paragraphen 23 des preußischen Einkommensteuergesetzes nicht verwandt werden können.

Im Abgeordnetenhause ist bei der Beratung des Staatshaushaltsetats über den Paragraphen 23 a. a. O. verhandelt worden. Aus der Mitte derselben Partei, die seine Einfügung in das Gesetz beantragte, wurde an den Finanzminister die Frage gerichtet, ob er ihn aufrecht zu erhalten gedenke. Mit Entschiedenheit hat der Minister diese Frage bejaht. Seine ausführlichen, überzeugenden Ausführungen schließen mit der Versicherung, eine Aufhebung der Vorschrift schade nach seiner Ansicht einem gerechten Besteuerungsverfahren.

Die Fragesteller haben hierauf nicht geantwortet. Sie werden weise handeln, wenn von ihnen die Frage nicht wieder angerührt wird. Ihre jetzige sehr einseitigen Interessen dienende Auffassung ist unhaltbar gegenüber den wohlbegründeten Ausführungen des Ministers, die zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit, des Staates und der Gemeinden, Wahrheit und Gerechtigkeit bei der Besteuerung für alle Staatsbürger fordern.



Altes und Neues aus England

Bücher über England, die im Jahre 1862 erschienen sind, darf man im allgemeinen höchstens zitieren. Wenn jedoch der Verfasser Hippolyte Taine heißt, und wenn das Buch 1906 in deutscher Übersetzung (bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig) neu herausgegeben worden ist, dann darf man ihm schon eine eigne Betrachtung widmen. Taine hatte 1861 und 1862 England gründlich durchforscht und beobachtet, das Ergebnis unter dem Titel: Aufzeichnungen über England veröffentlicht und es bei einem dritten Besuche des Landes 1871 trotz den sich anbahnenden großen Veränderungen im ganzen bestätigt gefunden. Einige Eigentümlichkeiten des englischen Charakters und Volkslebens, an die wir oft erinnert haben, die aber im allgemeinen keineswegs nach ihrer entscheidenden Bedeutung gewürdigt werden, finden wir bei ihm scharf und deutlich gezeichnet und bis in die feinsten Züge ausgemalt.

Überall, wohin er kommt, fällt ihm auf, daß in keinem andern Lande der Erde (die Vereinigten Staaten ausgenommen, muß man heute sagen) der Abstand von Reich und Arm so groß und der Gegensatz ihrer äußern Erscheinung so grell ist. Paris hat ihm keine Ahnung zu geben vermocht von dem Luxus, den er in den Landsitzen genießt, auf denen er Gast war. Dieser Luxus umfaßt bekanntlich außer tausenderlei kostbaren Eitelkeiten auch eine

gediegne Bibliothek und eine Gemäldegalerie und besteht seinem Kerne nach aus dem Komfort, den die vornehmen Engländer erfunden haben. An einem einzelnen Bestandteile dieser luxuriösen Einrichtung, der zugleich eine Grundbedingung aller höhern Kultur ist, läßt sich der Gegensatz der englischen Aristokratie zum englischen Proletariat am wirkungsvollsten veranschaulichen. Jeder Gast eines solchen Edelsitzes bekommt, wie jedes Familienglied, täglich viermal eine ganze Garnitur von allerlei Gefäßen mit kaltem und warmem Wasch- und Badewasser gefüllt, und eine Waschanstalt ist alle Wochentage ununterbrochen im Betrieb, um dem ungeheuern Verbrauch von Leib-, Tisch-, Bett- und Toilettenwäsche zu genügen. Dagegen leben Hunderttausende, wo nicht über eine Million, deren Leib, ihrem Aussehen und Aufenthaltsorte nach zu schließen, niemals ein Tropfen reinen Wassers berührt hat, und denen Wäsche ein völlig unbekannter Begriff ist. Von den Vornehmen wird einmal im Scherz gesagt, sie brächten den fünften Teil ihres Lebens in der Badewanne zu. Taine hat die Lumpenviertel von London, die Arbeiterviertel von Manchester und Liverpool besucht. Von den Massen der Prostituierten, die in London an ihm vorüberzogen und ihn anbettelten, schreibt er: „Es ist nicht Ausschweifung, was sich breit macht, sondern Elend, und was für ein Elend! Die bejammernswerte Prozession in dem Dunkel der monumentalen Straßen macht einen krank. Mir war, als sähe ich einen Zug von Toten." Und die Arbeiter der Industrie- und Hafenstädte machen ihm keinen bessern Eindruck als die Londoner Lumpe; abgemagert, blaß, schmutzig, trübselig sind alle. Die Bettler Rembrandts, notiert er in Liverpool, „waren in ihren malerischen Hundelöchern glücklicher. Und die Iren habe ich nicht einmal gesehen. Sie strömen hier zusammen; man sagt, es gebe hunderttausend; ihr Viertel ist der unterste Höllenkreis. Doch nein! Es gibt noch Schlimmeres und Niedrigeres, vornehmlich in Belfast, wie man mir sagt; dort zögen abends nach Fabrikschluß die Mädchen ohne Schuhe, ohne Strümpfe, ohne Hemd in ihren grauen Arbeitskitteln auf den Straßen umher, um ihren Tagelohn um ein paar Pfennige zu vermehren." Die Landarbeiter findet er vertiert. Die englischen Armen aller Kategorien machen ihm einen widerwärtigern Eindruck als die französischen und überhaupt die südländischen. Darüber äußert er sich oft. Von den armen Leuten, die bei dem prunkvollen Derbyrennen in Epsom eine Kleinigkeit zu verdienen suchen, schreibt er: „Fast alle gleichen abgehetzten verprügelten räudigen Hunden, die nicht allzu hoffnungsvoll auf einen Knochen warten. Ihr Ausdruck von Verdummung oder Gier ist schmerzlich zu sehen. Die meisten sind barfuß, und alle schauerlich schmutzig und lächerlich, weil sie abgelegte Herrenkleider tragen, ehemals elegante Anzüge, kleine Hüte, die einst die Köpfe junger Damen zierten. Ein solcher Rock, der über drei oder vier Leiber gewandert ist und sich unterwegs aufgelöst hat, ist mir stets peinlich anzusehen; er verhäßlicht. Durch ihn gibt sich das Wesen, das sich mit ihm bedeckt, freiwillig oder unfreiwillig als Auswurf der Menschheit zu erkennen. [Leider sieht

man dieses Häßliche jetzt auch in Italien und bei den Negern überhandnehmen, in dem Maße, als die malerische Nationaltracht und die dem Klima angemessene Kleiderlosigkeit der modernen „Kultur" hat weichen müssen.] Ein Bauer, ein Arbeiter, ein Handwerker ist bei uns ein andrer aber nicht ein schlechterer Mensch als der Vornehme; seine Jacke gehört ihm, wie mir mein Rock, und sie hat nur ihm gedient. Diese Verwendung von Lumpen ist mehr als eine bloße Eigentümlichkeit; sie verrät einen Mangel an Stolz; die Armen fügen sich hier darein, Stufen für die Füße andrer zu sein." Der menschliche Auswurf, sagt er an einer andern Stelle, sieht nicht allein in England sondern auch in Deutschland und in Holland jämmerlicher aus als in den romanischen Ländern, und selbst in den Armenhäusern, wo damals schon die Leute gut genährt und mit einem gewissen Komfort versehen wurden, fand er die alten Männer verbrauchter als daheim. Den Gesamteindruck seiner Schilderungen kann man in die Worte zusammenfassen: unmittelbar neben dem Gipfel des raffiniertesten und nicht mehr zu überbietenden Komforts gähnt der Höllenschlund absoluter uncomfortableness.

Diese Nachbarschaft ist nun nicht etwa ein Zufall, sondern deutet auf einen kausalen Zusammenhang hin. Taine stellt keine volkswirtschaftlichen Betrachtungen an, aber aus seinen Schilderungen läßt sich die Geschichte der englischen Volkswirtschaft ablesen. Die Spartheorie, die der philisterhafte und halbpuritanische Schotte Adam Smith wider den von ihm selbst zugestandnen Augenschein in die Geschichte des Kapitals hineingebracht hat, wird in England gründlicher als in jedem andern Lande von der Erfahrung widerlegt. Der Engländer, wiederholt Taine oft, spart nicht. Das einzige, womit der Mann des Mittelstandes für seine und der Seinigen Zukunft sorgt, ist ein Versicherungsbeitrag. Sein Wahlspruch lautet: viel verdienen und viel ausgeben. Der Reichtum der englischen Reichen (das sagt nicht mehr Taine) ist nicht in der Weise entstanden, daß ein paar Millionen kleiner Leute in einem entbehrungsvollen Leben Pfennig zu Pfennig gelegt hätten, sondern er ist geschaffen worden durch die Anhäufung des Grundbesitzes in den Händen verhältnismäßig weniger Familien, durch die rücksichts- und schonungslose Ausbeutung der heimischen Armen und durch die teils gewaltsame, teils kommerzielle Ausplünderung andrer Nationen.

Die Wurzel der englischen Macht ist, wie Taine an den verschiedenartigsten Erscheinungen zeigt, die kräftige und gesunde Leiblichkeit des nicht verkümmerten Teils des Volkes, die nicht, wie bei uns, durch Schul- und sonstigen Drill unterdrückt, sondern sorglich gepflegt wird, nur daß strenge Sitte ihre weniger wünschenswerten Äußerungen in Schranken hält. Alle englischen Schuljungen sehen healthy and active aus, energisch und selbständig, kindlich und männlich zugleich; kindlich, weil sie gern spielen und sich balgen, ohne Verlangen nach den sogenannten Genüssen der Erwachsnen, männlich, weil sie frei und selbständig sich selbst regieren. Taine zitiert Tom Brown, ein seinerzeit beliebtes Buch.

Als sich Tom einige Jahre nach seinem Abgang aus der Schule einmal fragt, was er dort gewollt und getrieben habe, findet er nach einigem Besinnen die Antwort: „Ich wollte in Kricket, Fußball und in allen andern Spielen Nummer eins sein und mich meiner Fäuste gut genug bedienen können, um meinen Kopf gegen die Fäuste eines jeden andern, sei er ein Gentleman oder ein Bauernlümmel, verteidigen zu können. Ich wollte von hier so viel Latein und Griechisch mit fortnehmen, daß ich mich an der Universität einigermaßen behaupten könnte, und ich wollte hier den Ruf eines Jungen zurücklassen, der niemals einen kleinern mißhandelt und niemals vor einem größern Fersengeld gegeben habe.“ Demgemäß ist der noch nicht proletarisierte Engländer unternehmungslustig, kühn und von einem kraftvollen Tätigkeitsdrange beseelt. Verliert aber seine Vernunft einmal die Zügel, zum Beispiel in dem sehr häufigen Alkoholrausch, oder gerät er an einen Ort, wo die Schranken der Sitte, die Kontrolle durchs Publikum fehlen, dann brechen die animal spirits, die das englische Weltreich aufgerichtet haben, in der Gestalt der Bestie hervor. Taine hat diese nicht bloß bei Proletariern, sondern bei Gentlemen und Ladies in Epsom beobachtet. „Der Gegensatz zwischen dem fein gekleideten künstlichen Menschen und dem natürlichen, zwischen dem Gentleman, der mechanisch aus Gewohnheit seine Würde wahrt, und zwischen dem Tier, das ausbricht, ist grotesk.“ Und ganz so wie wir vor Jahren getan haben, erklärt er hieraus die englische Prüderie. Der Engländer ist entweder prüde oder ein Tier; darum kann ohne Prüderie eine anständige Öffentlichkeit und ein gesittetes Familienleben nicht aufrecht erhalten werden. Das „Laster“ kennt er nicht in seinen feinen, anmutigen und reizenden Gestalten, sondern nur in der gröbsten und rohesten Form, die allerdings in kolossaler Ausdehnung herrscht. Aber der Engländer schämt sich dieser Erscheinung und tut namentlich dem Fremden gegenüber so, als wüßte er nichts davon. Und es ist das nicht reine Heuchelei; er hält das Laster wirklich für Laster und schätzt nichts höher als ein behagliches und reines Familienleben, wenn er sich auch nicht enthalten kann, hier und da eine Extratour zu unternehmen, die jedoch streng bewahrtes Geheimnis bleibt. In unserm heutigen Deutschland, wo der Simplicissimus eine Macht geworden ist, lohnt es sich, daran zu erinnern, daß Taine im Punch nicht ein einziges Dirnenbild gefunden hat, und daß, wie er sich überzeugt hat, die Witzblätter das Familienleben und besonders den treuen Ehemann zwar humoristisch behandeln, aber niemals dem Gespött und der Verachtung der sogenannten starken Geister preisgeben.

Das englische Erstgeburtsrecht wirkt nach Taine zwar verderblich auf die glücklichen unglücklichen Majoratserben, die von Kindheit an wissen, daß sie keiner Anstrengung bedürfen, um zeitlebens im Luxus leben zu können, und die deshalb zu einem großen Teil sittlich verkommen, aber sehr heilsam auf die nachgebornen Söhne, die alle Kräfte aufbieten, um ein Vermögen zu erwerben, das ihnen den Luxus und die soziale Stellung sichert, deren sie sich

im väterlichen Hause erfreut haben. Und das sei dann zugleich ein gewaltiger Vorteil für den Staat, den die auf solche Weise entfesselten Kräfte groß machen. Bei der aristokratischen Verfassung Englands verweilt Taine mit Vorliebe. Auf ihr beruhe die Sicherheit und Stetigkeit der englischen Regierung. Diese wurzle im Volke, weil sie aus dem Parlament hervorgehe, dieses aber aus den natürlichen Repräsentanten des Volkes bestehe.

„Was ist ein Repräsentant? Eine Person oder eine große oder kleine Gesellschaft, gleichgiltig welcher Art, repräsentieren, heißt, sie dort, wo sie nicht ist, gegenwärtig machen, an ihrer Stelle und für sie das tun, was sie wegen Abwesenheit, Unwissenheit, Unfähigkeit oder sonstiger Behinderung selbst zu tun nicht imstande ist, indem sich ihr unwirksamer Wille dem wirksamen Willen ihres Repräsentanten unterordnet. So handelt ein Geschäftsführer, ein Anwalt, ein Kapitän, der beauftragt ist, ein Schiff zu führen, oder ein Ingenieur, der eine Brücke bauen soll. In allen öffentlichen und privaten Geschäften ist mein wirklicher Repräsentant der, dessen Entscheidungen meiner Zustimmung sicher sind. Mag sich diese Zustimmung in einem Votum offenbaren oder nicht, das ist gleichgiltig; gezählte Voten und Wahlstimmen sind nichts als bloße Zeichen. Das Wesentliche ist, daß die Zustimmung, geschrieben oder nicht geschrieben, laut oder stumm, vorhanden sei. Man beachte nun, daß die legalen Zeichen, durch die man sie festzustellen glaubt, keineswegs untrüglich sind. Das allgemeine Stimmrecht oder irgendeine andre Wahleinrichtung mag immerhin auf einen Namen oder auf eine Liste die Mehrheit der Stimmen vereinigen, diese Mehrheit beweist durchaus nicht die feste Zustimmung. Gezwungen, zwischen zwei Listen oder Namen zu wählen, über die er keine eigne klare Ansicht hat, wählt der Unwissende aufs Geratewohl. Die zwanzigtausend Bauern, Arbeiter und Kleinbürger, die man zur Urne führt, kommen hin wie eine Herde; sie kennen die Kandidaten meistens nur vom Hörensagen. In jedem Falle ist ihre Vorliebe für den einen leidenschaftslos und darum schwach und schwankend; folglich fehlt es der Regierung, die aus der Mehrheit hervorgeht, an Wurzeln. Ein Meinungsumschwung, ein Straßenaufstand kann sie wegfegen und an ihre Stelle eine andre setzen.“ Anders in England, wo die gebornen Herren und Führer des Volks seine Repräsentanten sind. „Jede Gemeinde, jeder Bezirk kennt die seinen, ein Tagelöhner kennt sie so gut heraus wie der Gebildete. Gleich den fünf oder sechs größten Bäumen des Orts sind sie an Gestalt und Haltung leicht kenntlich; jedermann bis zu den Kindern hinab hat sich schon einmal unter ihrem Schatten ausgeruht und von ihrer Gegenwart Nutzen gezogen. Bei mangelnder Einsicht und Unterscheidungsgabe würden Interesse, Gewohnheit, Achtung und manchmal Dankbarkeit genügen, auf sie die Stimmzettel zu vereinigen, denn Tradition, Empfindung und Instinkt sind starke Ketten, und eine stärkere als Zuneigung gibt es nicht. Sie sind also im voraus zur Herrschaft bestimmt, und die Stimmzettel oder die erhobne Hand bekräftigt nur eine längst bestehende stillschweigende Einwilligung. Schon in der Zeit der verfallnen Burgflecken stellte das Parlament den Volkswillen dar. Es repräsentiert ihn auch heute, obgleich die Zahl der Stimmenden gering ist, und wird ihn auch noch in zehn Jahren repräsentieren, falls das Wahlgesetz das Stimmrecht erweitert.“

Ein Vergleich Englands mit Frankreich ergibt, daß dort drei Dinge besser seien: die Staatsverfassung, die (mehr moralische als dogmatische und rituelle) Religion und die Kraft, Reichtümer zu schaffen. Dafür genieße Frankreich drei andre Vorzüge: ein besseres Klima, eine bessere Verteilung des Volksvermögens

und ein schöneres, heiteres Gesellschafts- und Familienleben. Alles in allem: der Engländer sei stärker, groß im Guten wie im Bösen, der Franzose lebe glücklicher.

Seit 1871 hat sich so manches geändert. Der stetig wachsende englische Reichtum ist auf den von uns oft beschriebnen Wegen in tiefere Schichten hindurch gesickert, die Lage der Lohnarbeiter hat sich verbessert, sie sind auch durch Mitteilung von Kenntnissen und anderm Bildungsmaterial einigermaßen humanisiert, und der Höllenpfuhl des Lumpenproletariats ist verengert worden — zum Teil durch organisierte Auswanderung. Daß das industrielle Leben des Inselreichs noch häßlich genug bleibt, haben wir aus Steffens Schilderungen erfahren, und auch mancher andre Festlandsreisende wirft mitunter einen unbefangnen Blick darauf. Vorigen Sommer erzählte in der Nationalzeitung, die der Feindschaft gegen die Industrie nicht verdächtig ist, ein Berichterstatter von den Seebädern, in denen sich die Arbeiterbevölkerung erholt — die Fabrikanten pflegen ihren Arbeitern acht bis vierzehn Tage Sommerferien zu bewilligen. Die respektabeln Leute, bemerkte er unter anderm, beschwerten sich über das wüste Treiben dieser Badegäste, aber wer die Hölle kenne, in der sie ihre Arbeitzeit zubringen, der werde es ihnen nicht verargen, daß sie in der karg bemessenen Freiheit ihren animalischen Trieben keinen Zwang auflegten. Doch besser, viel besser ist es geworden, und einzelne Fabrikanten, wie die Besitzer der Sunlight Soapfabriken, Gebrüder Lever, haben ihren Arbeitern Gartenstädte angelegt, die mit allem Komfort versehen und wahre Paradiese sein sollen. Aber diese Besserung der Lage hat die Wendung der innern Politik nach links nicht verhindert. Ein paar Jahrzehnte hindurch ist Taines Voraussage eingetroffen, daß die Erweiterung des Stimmrechts in den Wahlergebnissen nichts ändern werde. Doch allmählich ist die gewerkschaftliche Organisierung der Lohnarbeiter immer mehr politisch geworden, hat zur Wahl von Arbeiterabgeordneten und schließlich zu der jetzigen liberalen Regierung geführt, deren Liberalismus nichts mehr mit dem der alten Whigs zu schaffen hat, sondern demokratisch ist: den untern Schichten unmittelbaren Einfluß auf die Regierung sichert. Es haben eben städtische und industrielle Arbeiter die Wahlberechtigung erlangt, die von Anhänglichkeit an die gebornen Führer nichts empfinden, und während zu Taines Zeit noch drei Fünftel des Volkes Analphabeten, also der Mittel der gegenseitigen Verständigung, der Organisierung, Agitation und Massenwirkung beraubt waren, macht sich seit zwanzig Jahren die Wirkung der Schulgesetze der siebziger Jahre bemerkbar. Wir haben in den Berichten über die beiden Werke von Josef Redlich dem Verfasser zugestanden, daß sich bis jetzt die bewunderungswürdige politische Weisheit der englischen Aristokratie bewährt hat, und daß sie immer noch imstande gewesen ist, den Staatsorganismus der veränderten sozialen Struktur und dem erwachten intellektuellen Leben der Massen anzupassen, zugleich aber dem Zweifel Ausdruck gegeben, ob ihr das noch lange gelingen werde.

Was Dr. K. Dove, a. o. Professor der Geographie an der Universität Jena, in der kleinen Schrift: Das britische Weltreich*) lehrt, ist an sich alt: die Natur Englands und seiner Kolonialgebiete, aber doch in dieser Darstellung aus mehreren Gründen neu zu nennen. Daß die Mineralschätze Englands: Kohle und Eisen, erst im Maschinenzeitalter ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben und die politische Macht der Engländer erlangen konnten, während der Inselcharakter, die Lage und die Bodengestalt schon seit Jahrhunderten der englischen Politik die Richtung gegeben haben, ist allgemein bekannt. Von Dove erfahren wir jedoch noch manches andre, zum Beispiel: „Die Begünstigung britischer Häfen durch große Fluthöhen war ehemals, bei dem geringen Tiefgang der früher verwendeten Fahrzeuge, eine ziemlich gleichgiltige Erscheinung. Neuerdings bedeutet sie gegenüber vielen von diesen einen ganz unbestreitbaren Vorzug, da selbst der Gütertransport zur See heute mit ganz erheblich gewachsnen Schiffsgrößen rechnen muß.“ Scharf tritt er der Ansicht entgegen, daß es allein die Industrie sei, die den Rückgang des Ackerbaues verschuldet habe. England sei seinem Klima nach Weideland und für den Anbau von Körnerfrüchten wenig geeignet. Deswegen würde es bei Zunahme der Volksdichtigkeit jedenfalls auf den Import von Brotgetreide angewiesen gewesen sein, und darauf habe sich der Volksinstinkt beizeiten eingerichtet. (Die heutigen 34 Millionen Englands vermöchte keine noch so intensive heimische Landwirtschaft zu ernähren.) Der starke Viehbestand aber habe die Engländer an den reichlichen Fleischgenuß gewöhnt, dem sie ihre starken Leiber zu verdanken haben.

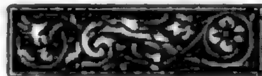
Die mancherlei Beziehungen der Engländer zu ihren Kolonien und die Art, wie sie diese benutzen, werden teils aus der natürlichen Beschaffenheit dieser Länder, teils aus den wirtschaftlichen Bedürfnissen des herrschenden Volkes erklärt. Das riesige indische Reich und seine 290 Millionen Bewohner mit einer kleinen Armee im Gehorsam zu erhalten, wird durch die Schlaffheit jener, die eine Wirkung des Klimas ist, möglich, und die Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß die Bevölkerung zugleich verstreut und zusammengedrängt wohnt: zusammengedrängt in der Gangesniederung, die nur ein Sechstel des Flächeninhalts ausmacht, aber 42 Prozent der Bevölkerung beherbergt, verstreut in den dicht wie in den dünn bevölkerten Gegenden insofern, als es sehr wenig große Städte gibt, in denen sich etwaiger Widerstand konzentrieren könnte. Das Volk lebt zum allergrößten Teil in Dörfern. In Indien kommen 1490 Menschen auf einen Soldaten (die aus Eingebornen gebildeten Truppenteile eingerechnet), in Algerien bloß 84. Wenn Dove diesen Unterschied auf die Genialität der Engländer allein zurückführt, so ist doch wohl dem gegenüber auch zu bedenken, daß die Kabylen ganz andre Kerls sind als die schlappen Hindu. Weil das

*) Erstes Heft einer größern Arbeit: Die angelsächsischen Riesenreiche, eine wirtschaftsgeographische Untersuchung. Jena, Hermann Costenoble, 1906.

dicht bevölkerte Land zur Not die für seine Bewohner erforderlichen Nahrungsmittel erzeugt, kann es nicht durch Plantagen, sondern nur durch Besteuerung ausgebeutet werden. Von seinen beiden Plantagenerzeugnissen wird das eine, die Baumwolle, größtenteils in Indien selbst verarbeitet, und das andre, das Zuckerrohr, deckt noch nicht einmal den heimischen Zuckerbedarf. Ceylon ist Plantagenkolonie. In welchem Grade das Schicksal ganzer Länder durch wirtschaftliche Bedürfnisse bestimmt wird, die oft gar keine Bedürfnisse, sondern nur Moden oder Laster sind, wird an einigen asiatischen und afrikanischen Gebieten gezeigt. Die Überschätzung der Gewürze, mit deren übermäßigem Genuß sich die Europäer des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu vergiften pflegten, hat den bald zerronnenen Reichtum der Portugiesen und den dauerhaftern der Holländer begründet. In der heutigen Weltwirtschaft spielen Pfeffer, Gewürznelken und Muskatnüsse keine Rolle mehr. Wären die Engländer nicht Teetrinker sondern Kaffeetrinker, meint Dove, so würden sie längst Java den Holländern entrissen haben, und hätte sich vor dreißig Jahren schon die elektrische und die Fahrradindustrie auf ihrer heutigen Höhe befunden, so wäre Kamerun mit seinen Kautschukbeständen nicht deutsch sondern englisch. Ein typisches Beispiel für die vollständige Abhängigkeit eines Kolonialgebiets von dem Wirtschaftsleben des beherrschenden Volkes ist die Insel Mauritius. Die Engländer haben sie ganz und gar mit Zuckerplantagen bedeckt. Obwohl sie zu Afrika gehört, wohnten 1901 nur 432 Afrikaner dort, dagegen 108000 Weiße und Mischlinge, 261000 indische Kulis und 3500 Chinesen.

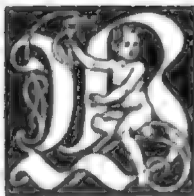
Von den drei sogenannten Ackerbaukolonien Englands kommt als solche nach Dove nur eine ernsthaft in Betracht. Australien ist seiner ganzen Beschaffenheit nach, soweit es überhaupt bewohnt werden kann, nur ein Land für Schafzüchter; für diese allerdings in solchem Grade geeignet, daß es die Wollproduktion für die ganze Welt zu monopolisieren vermag. Südafrika ist größtenteils eine für Ackerbau kaum brauchbare und durch alle möglichen Verkehrshindernisse abschreckende Steppe. Dagegen vermag Kanada noch eine große Zahl von Ackerbaukolonisten aufzunehmen, und es hat noch außerdem als Holzlieferant einen hohen Wert für das Mutterland. Vor der Raubwirtschaft, die die Wälder der Vereinigten Staaten vernichtet hat, sind seine ungeheuern Wälder nach Doves Ansicht sicher, weil sie in der für Ackerbau nicht mehr geeigneten Zone liegen. Es kommen in Kanada auf einen Einwohner 59 Hektar Wald, in Schweden 4,1, in Deutschland 0,25, in England 0,03. Die wirtschaftliche Eröffnung und Entwicklung Afrikas, meint der Verfasser, hänge mehr als die der andern außereuropäischen Erdteile von den Leistungen der Technik ab und habe darum noch eine große Zukunft. England besitze nun die bequemsten Eingangstore ins Innere, und eigentlich nur als solche hätten seine afrikanischen Kolonien Wert. An sich seien sie, besonders das tropische Ostafrika, ziemlich wertlos. Eine verhängnisvolle Entwicklung erleide Südafrika. Während das nicht sehr anziehende Kapland immerhin noch ziemlich gleich-

mäßig von Ackerbaukolonisten besiedelt worden sei, bleibe das wirklich fruchtbare Natal menschenleer, und alle Einwandrer drängten sich in den zwei kleinen städtischen Bezirken von Durban und Maritzburg und in dem neu entstandnen Johannesburg zusammen. So sei der aufnahmefähige Teil des Landes durch den Unsegen, der von den Goldgruben und den Diamantfeldern ausgehe, in eine verkehrte Bahn der Entwicklung gedrängt worden. Aber Gold und Diamanten würden einmal aufhören, Einfluß zu üben; dann werde „britische Entschlossenheit im Verein mit niederdeutscher Zähigkeit sich der ewig fortwirkenden natürlichen Bedingungen des Lebens in diesem weiten Teile des Weltreichs erinnern. Dann wird zwar hier keine sonderlich dichte Bevölkerung von Europäern sitzen, wohl aber eine, die als Lieferant hochwichtiger, im wesentlichen der Tierwelt entstammender Rohstoffe mehr Wert für das Mutterland besitzt als die unruhige Bevölkerung der Goldstadt, die dann längst in alle Winde zerstreut sein wird." Wenn es nur dann noch Engländer gibt, die Lust haben und fähig sind, als Einödbauern und Viehzüchter zu leben! Wir kommen bei einer andern Gelegenheit auf dieses Thema zurück. Die geographischen Charakterbilder, die Dove entwirft, lesen sich sehr angenehm, und die statistischen Vergleiche, die er an passenden Stellen einfügt, sind sehr belehrend.



Wie ich zu dem Roman „Zwei Seelen" kam

Von Wilhelm Speck



Wenn ich hier*) davon erzählen soll, woher mir die Idee zu meinem Roman „Zwei Seelen" gekommen ist, so steigt eine ferne Welt und Zeit vor mir auf und entfaltet sich still vor meinen Augen. Wer ein dichterisches Buch geschrieben hat, ist wohl nur selten imstande, die Quellen aufzudecken, die da hinein geströmt sind, denn es ist ihm ja, während das Werk in ihm wuchs, von allen Seiten zugeflossen: Eindrücke der Gegenwart. Erinnerungen aus vergangnen Tagen haben sich darin vermischt, und häufig ist das Spätere wichtiger geworden als das Ursprüngliche, und sind die Nebenflüsse beträchtlicher und bedeutender gewesen als der Fluß, der dem Buch den Namen gab, und der es ins Leben rief. Noch schwerer ist am Ende zu sagen, wann und unter was für Um-

*) Dieser Aufsatz ist in der Neujahrsnummer der Neuen Freien Presse in Wien erschienen. Da der Aufsatz auch in Deutschland die weiteste Verbreitung verdient, und wir überzeugt sind, daß sich die Leser der Grenzboten, in denen der Specksche Roman zuerst erschienen war, sehr für ihn interessieren werden, drucken wir den Artikel mit Erlaubnis der Redaktion der Neuen Freien Presse hier ab.

ständen die Idee einer Dichtung entstanden ist. Hundertmal haben wir wohl ein Licht von weither leuchten sehen, ehe wir darauf achteten. Inzwischen aber hatte unsre Seele, ohne daß wir es gewahr wurden, schon lange das Bild des ferne scheinenden Lichts in sich aufgenommen, und sie war es dann vielleicht, die uns endlich zwang, daß wir uns mit ihm beschäftigten. So ist es mir auch mit den „Zwei Seelen“ ergangen. Paul Heyse war der erste, der den Ursprüngen dieses Buches nachforschte, und nach ihm haben dann auch andre in Teilnahme an den geschilderten Schicksalen und Stimmungen die Frage an mich gerichtet, wie ich dazu gekommen wäre, das Buch zu schreiben. Was ich ihnen gesagt habe, kann ich, da es so gewünscht wird, auch hier erzählen, in der stillen Hoffnung, damit auch zu einigen zu reden, die den Roman gelesen haben, und ihnen auf eine unausgesprochne Frage zu antworten.

Es sind nun fast zwanzig Jahre her, als ich an eine große, in einem weltverlornen Städtchen gelegne Strafanstalt berufen wurde. Es war der schönste, lachendste Frühlingstag, als wir der neuen Heimat zufuhren. Ringsumher grünten und blühten die Wiesen, in verborgnen Wasserläufen glitt hier und da ein weißes Segel durch den stillen Sonnenschein, weit in der Ferne blauten Hügelreihen, mit dunkelm Wald bestanden, und unter dem blauen Frühlingshimmel klang heller Vogelsang. Mit fröhlichen Augen schauten wir in den heitern Tag und in den Glanz und Schimmer, mit dem uns der Frühling grüßte, und wurden erst ernst, als unweit der Landstraße zwischen den bronzenen Säulen einiger hochwipfligen Kiefern ein einsamer, schmucklos gehaltner Friedhof auftauchte, der Friedhof der Gefangnen. Bald darauf erhoben sich über der Stadt auch die weißen Mauern der Strafanstalt, und wir fuhren durch ein schweres Tor wie in eine Festung hinein, mit beklommnen Empfindungen und bedrückt von dem vielfachen Unglück, das sich hinter den vergitterten Fenstern verbarg. Doch als wir dann durch das Torgebäude hindurch gekommen waren, grüßte uns da wieder ein freundliches Haus und ein Garten mit blühenden Bäumen: der Frühling hatte seinen Weg auch über die Mauern und Zinnen gefunden und lachte uns dort so fröhlich entgegen wie draußen vor den Toren.

Einige Tage später ging ich zum erstenmal durch die Anstalt. In weitläufigen Sälen arbeiteten die Gefangnen zu fünfzig und mehr nebeneinander und warfen mir, als ich an ihnen vorüberging, neugierige Blicke zu. Viele von ihnen waren, wie ich wußte, in lebenslänglicher Haft, die meisten hatten ihre Freiheit auf lange Zeit verloren. Ich sah finstre Gesichter, Augen, die vertrotzt um sich schauten, ich sah Gleichgiltigkeit und Roheit, sah aber auch manches Gesicht, auf dem sich das Unglück und das Leiden schon für den ersten Blick deutlich und schmerzlich widerspiegelten. Bei diesem ersten Gang ging ich jedoch an allen vorüber, ohne einen von ihnen anzusprechen, ich wußte noch nicht, wie ich meine Tätigkeit unter ihnen beginnen könne, und ahnte

es auch noch nicht, daß mancher von diesen finstern Menschen, als ich seine Züge näher betrachtete, ganz freundlich dreinzuschauen vermochte.

Zuletzt kam ich in den Zellenflügel, in dem damals hauptsächlich besonders schwere und gefährliche Verbrecher verwahrt wurden. Der Tag war schon weit vorgeschritten, und eine sanfte Dämmerung schwebte durch die Zellen, in deren jeder ein unglückseliger Mensch den Faden seines armen Lebens langsam weiterspann.

Als ich die erste Tür aufschloß und in die Zelle eintrat, fuhr der Gefangne, der darin lebte, von seiner Arbeit empor und flüchtete sich förmlich in die entfernteste Ecke, von wo er mich dann finster und mißtrauisch ansah und widerwillig auf meine Fragen antwortete. Er war, wie ich später erfuhr, ein vierfacher Mörder, ein ganz verschlossener Mensch, dessen Vertrauen ich dennoch nachher auf kurze Zeit gewann. Eines Tages mußte ich ihn in einer besondern Stimmung angetroffen haben, denn er fing plötzlich ganz von selbst an, sein Leben zu schildern. Er erzählte mir von seiner unglücklichen Jugend, wie er ohne alle Liebe aufgewachsen sei, von jedermann zurückgestoßen, ohne Freund und ohne eine Zuneigung von irgendeiner Seite her, von den eignen Eltern gehaßt und mißhandelt. So hätte er die Menschen vom Anfang an mit Haß und Bitterkeit angesehen, und so sei er zum Mörder geworden. Keine Spur von Reue oder Schmerz zeigte sich, während er zu mir sprach, in seinen Zügen, nur der Ingrimm über sein ewiges Gefängnis durchbrach hin und wieder seine eintönig hingesprochne Erzählung. Dies geschah in einer Abendstunde, unter dem Schleier der Dämmerung, in der er vor mir stand, und so wenig Erfreuliches ich zu hören bekam, war es mir dennoch wertvoll, da ich hoffte, seine verschlossene Seele werde sich nun langsam und allmählich öffnen. Als ich ihn aber am andern Tage wieder aufsuchte, verhielt er sich völlig stumm. Einmal hatte sich der Vorhang von seinem Innern aufgehoben, nun war er wieder niedergefallen und hob sich niemals wieder. An diesem ersten Abend brachte ich nur wenig Worte aus ihm heraus und verließ ihn endlich mit bedrückten Gefühlen.

Um so mitteilsamer war sein Zellennachbar, ebenfalls ein Raubmörder, der die Angehörigen eines frühern Mitgefangnen aufgesucht, ihnen von dem fernen Sohne erzählt und sich von ihnen hatte bewirten und unterstützen lassen, worauf er sie überfiel und tötete. Er war einer von den Menschen, die unwillkürlich an eine Katze erinnern, schmeichelnd, schmiegsam, auf leisen Sohlen schleichend, mit falschem Blick im Auge.

Dann sah ich einige Gefangne, die in meiner Erinnerung keinen Eindruck hinterlassen haben, darauf einen Mann, der mir auf den ersten Blick hin Teilnahme einflößte. Eine große, schöne Gestalt, warme, dunkle Augen, ein sympathisches Gesicht — und doch ein berüchtigter Einbrecher, vormals aber ein angesehener und kunstgeübter Schlossermeister. Nicht oft habe ich das Weh eines verfehlten Lebens einem Antlitz so deutlich eingeprägt gesehen

wie dem seinen. Einst hatte er ein Weib, das ihn liebte, und liebliche Kinder, ein blühendes Geschäft und einen ehrlichen Namen — das war nun alles dahin. Seine Gefangenschaft sollte viele Jahre dauern, und den Tag der Freiheit, man ahnte es schon damals, erlebte er nicht mehr.

Nach ihm besuchte ich noch zwei jüngere Leute, lebenslängliche Gefangne und wegen Vatermords bestraft, beide tief niedergeschlagen und krank an Leib und Seele. Hierauf wollte ich das traurige Buch, in dem ich zu lesen angefangen hatte, für diesen Abend schließen.

Auf den Gängen war es nun schon dunkel geworden, matt schimmerten einige Lampen über die grauen Mauerwände hin, und lautlos, als lebte niemand um mich her, war es in dem ganzen finstern Hause. Im tiefsten Herzen traurig stand ich auf dem einsamen Korridor und fragte mich, wie ich es ertragen würde, solche Bilder Tag für Tag vor mir zu haben. Bei dem Gedanken aber, daß ich diese Bilder nicht nur zu betrachten hätte, sondern daß ich an allen diesen Menschen auch eine Aufgabe erfüllen sollte, befiel mich das Gefühl völliger Mutlosigkeit. Hatte ich vermutlich auch beim ersten Aufschlagen des Buches zufällig seine dunkelsten Blätter angesehen, so durfte ich doch nicht erwarten, daß das übrige viel heller sein würde. Im Begriff zu gehn und das Haus zu verlassen, blieb ich noch vor einer Zelle stehn und sah durch das Türfensterchen in sie hinein. Was ich da erblickte, veranlaßte mich, auch diese Tür noch aufzuschließen.

Es war eine Zelle wie alle andern, grau getüncht, kahl und nüchtern, und dennoch sah sie anders aus als alle Zellen, die ich vorher betreten hatte. Über der Lampe, die sie erleuchtete, hing ein Lampenschirm, aus Leinen verfertigt und mit etlichen bunten Läppchen verziert, durch die das Licht warm und gemildert hindurchglänzte. Alle Zellen waren ja in gleicher Weise aufgeräumt, über dieser lag ein Hauch von Wohnlichkeit, ein friedlicher Abendschimmer. Ein Familienbild, einen alten, einfachen Mann darstellend, stand auf dem Arbeitstisch, ein paar grüne Zweige waren an der Wand befestigt. Es war der allerdürftigste Schmuck, den man sich denken konnte, und gleichwohl war er allenthalben zu merken und zu fühlen.

Der Gefangne, der bei meinem Eintritt aufgestanden war, sah mich freundlich und zutraulich an. Was für gute, sanfte Augen, sagte ich damals zu mir, es war der erste Eindruck, den ich von ihm empfing. Er war von schlanker Gestalt und hatte ein zartgebildetes blasses Gesicht, worin diese Augen klar und intelligent leuchteten.

Ich fragte ihn nach seinem Namen und nach seiner Strafe. Ein schwerer Schatten zog über sein Gesicht, als er mir antwortete. Auch er war ein lebenslänglicher Gefangner, wegen Mordes bestraft, und befand sich schon viele Jahre in dieser Zelle.

Dieser Mann mit der milden Stimme, den guten, freundlichen Augen, dem feinen, stillen Wesen, ein Mörder — es war unfaßbar. Gern hätte ich

gefragt, wie dies hatte geschehen können, aber der tief schmerzliche Zug in seinem Gesicht, der qualvolle Blick seines Auges hielt mich davon ab. Ich verschob es auf ein andresmal und bin niemals dazugekommen.

An diesem Abend ließ ich mir erzählen, wie er seine Gefangenschaft bisher ertragen hätte.

Es ist nicht so schlimm, wie Sie wohl denken, erklärte er. Zuerst wollte ich mir freilich den Kopf einrennen, aber allmählich bin ich ruhig geworden. Ich habe meine Strafe verdient und nehme sie willig auf mich. Das heißt, unterbrach er sich, wenn ich rein verstandesmäßig darüber nachdenke. Daneben habe ich Stunden, wo sich alle meine Gefühle dagegen auflehnen, dann bin ich sehr unglücklich. Sie kommen jedoch immer seltner über mich, und ich glaube, ich habe nun Ruhe gefunden.

Und auf welche Weise? fragte ich.

Er errötete und zeigte nach dem Fenster hin. Draußen am dunkeln Nachthimmel schwebte die Mondsichel zwischen leichtem Gewölk und glänzten einige Sterne.

Wenn man immer nur in die Höhe schauen kann, sagte er dann, und wenn man von dem, was drunten vorgeht, kaum noch eine Ahnung hat, dann muß man ja wohl auf Gedanken kommen, in denen Ruhe ist.

Er sprach sich nicht deutlich aus, wie er denn überhaupt große Scheu hatte, von seinen innersten und so besonders von seinen religiösen Gefühlen zu reden. Diese zarte Zurückhaltung machte ihn mir von vornherein sympathisch. Auch später haben wir nur ganz selten von religiösen Dingen gesprochen, nur etwa dann, wenn ihn seine Lektüre zu einer Frage veranlaßte. Er suchte sich über alles, was ihm beim Lesen eines Buches unklar geblieben war, Belehrung zu verschaffen und wich in einem solchen Falle auch Fragen nicht aus, die in die Welt des Religiösen hinübergriffen, sie bezogen sich dann mehr auf äußere, sein inneres Wesen nicht unmittelbar berührende Dinge. Man fühlte es aber deutlich heraus, daß er im tiefsten Herzen religiös war. Er suchte seinen Glauben zu verbergen und konnte es doch nicht verhindern, daß er durch alle seine Gedanken hindurchschimmerte.

Am Ende meines Gesprächs mit ihm fragte ich ihn, ob er denn nicht das Verlangen hätte, wieder mit andern Menschen zusammen zu sein.

Nein, ganz und gar nicht, versetzte er fast erregt. Ich habe ja selbst darum gebeten, hier bleiben zu dürfen. Hier merke ich nicht viel davon, daß ich gefangen bin, nur wenn ich die Zelle verlasse, dann fühle ich es wieder, und dann fällt es mir schwer aufs Herz. Dieses Zimmer ist meine Welt und mein Haus. So viel ich es vermochte, habe ich es mir traulich gemacht, und wenn die Tür geschlossen ist, bin ich ruhig, dann bin ich bei mir zu Hause. Ich habe meine Arbeit, meine Bücher, einige Briefe von meinem verstorbnen Vater und sein Bild. Und dann kann ich auch hinausschauen in die Ferne. Es ist nicht eben viel zu sehen, ein Stück Ackerland, ein Strich Wald in der

Ferne und darüber der Himmel mit den Wolken und den Sternen. Ich wäre aber unglücklich, sähe ich es nicht mehr.

Sie lesen gewiß viel? fragte ich in Verwunderung über seine feine Ausdrucksweise.

Sehr viel, bestätigte er. Fast immer, wenn die Arbeit vorüber ist, und des Sonntags lese ich, aber auch während der Arbeit liegt häufig ein Buch aufgeschlagen neben mir, und ich blicke dann und wann hinein. Ich habe jedoch nicht viele Bücher gelesen. Was mir einmal gefallen hat, lese ich gern immer wieder. Manches Buch kenne ich fast auswendig und finde doch immer wieder etwas Neues darin. Es ist das einzige noch, was ich habe, und es ist nicht wenig.

Als ich von diesem Mann wegging, hatten sich die schweren und unheimlichen Eindrücke, die mich vorher beunruhigt hatten, verzogen, als wäre ein frischer, reiner Wind über dunkle Wolken gekommen und hätte sie verjagt, und das finstere Haus, in dem ich meinen Beruf ausüben sollte, lag mit einemmale in einem hellen, freundlichen Scheine vor mir.

Ich bin nachher oft bei diesem einsamen Menschen gewesen. Während sich aber die erste Begegnung meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hat, habe ich von allen spätern eine undeutliche Erinnerung. Der Gefangne war von einfacher Herkunft und Bildung, hatte aber seinen Geist unablässig geschult, und er hatte über alles, was in seinen Gesichtskreis gelangte, eigne und besondre Gedanken. Trotz seines traurigen Geschickes war er nicht schwermütig, sondern zwar ernst, aber doch zugleich heiter. Ich habe ihm das Beste aus der Literatur gebracht, merkte aber bald, daß er Erzählungen aus der Gegenwart unruhig hinnahm und davon leicht verstimmt wurde. Dagegen machte es ihm stets Freude, gute Bücher aus ältrer Zeit zu lesen. Sein Entzücken aber war groß, als ich ihm ein Buch von Stifter gab. Immer wieder nahm er es vor und versenkte sich immer tiefer hinein. Die schöne, stille, von heiterm Licht verklärte Welt dieses Dichters wurde seine ganze Freude und ersetzte ihm, was er verloren hatte, Heimat und Natur.

Eines Wortes von ihm entsinne ich mich noch. Ich war über etwas verstimmt zu ihm gekommen und sagte zu ihm: Heute muß ich mich bei Ihnen aufheitern.

Er lächelte und antwortete: Die Sonne scheint so schön, und hören Sie, wie es draußen in den Gärten singt. Ich glaube, Sie sitzen zu viel zu Hause und arbeiten zu viel, und Sie sind zu viel zwischen diesen Mauern. Davon wird man verdrießlich. Sie müssen viel im Walde herumlaufen, das macht fröhlich.

Und was fangen Sie an, wenn Ihnen nicht wohl ist? fragte ich.

Ich? Ich mache es ebenso, antwortete er leise. Freilich, hinaus komme ich nicht mehr, das geschah früher. Aber zuweilen setze ich mich an meinen Tisch, schließe die Augen und sehe dann alles noch einmal, was ich einst gehabt habe.

Dieses Wort, das ich, wie alles andre, so wiedergegeben habe, wie es die Erinnerung in mir weiter tönen ließ, ist das letzte, dessen ich mich zu entsinnen vermag, und sein Klang ist auch in den „Zwei Seelen“ angeschlagen worden. Dort erzählt der Heinrich, dessen Schicksale das Buch erfüllen, von seiner Jugend:

„Am liebsten lief ich in den Wäldern herum und konnte auf einem sonnigen Hügel stundenlang liegen, ohne etwas zu denken, horchend auf den Wachtelschlag in den Feldern, auf den Kuckucksruf, auf das Zirpen der Grillen und irgendwelche ferne Töne. So ließ ich mir das Leben zwischen den Händen hingleiten und verlor einen schönen Tag nach dem andern. Dennoch habe ich von jenen flattrigen Stunden manches in mich aufgenommen, was mir jetzt zugute kommt. Wenn ich jetzt in meinen kahlen Wänden eine stille Stunde habe und, den Kopf in beide Hände gestützt, vor mich hinbrüte, dann fliegt so ein Tag vor mir auf, wogende Felder, spielende Sonnenlichter im Waldesschatten, eine goldne Abendröte über dunkeln Wipfeln. Wie die gefrornen Töne in jenem Posthorn ruhen diese Stimmungen in meiner Seele, alle die kleinen bunten Bilder, die ich, ohne es zu merken, in mir aufgespeichert habe, und ihr Betrachten tröstet mich nun und hilft mir über vieles hinweg.“

Nach einigen Jahren wurde ich versetzt. Zahlreiche neue Eindrücke stürmten nun auf mich ein, ernste und schwere, aber auch sehr schöne und erfreuliche, an die ich stets gern gedenken werde. Und wieder nach einer Reihe von Jahren wurde ich nach Halle berufen. Der mehrfache Wechsel und die Menge neuer Gestalten, die an mir vorübergingen, ließen die stille Gestalt des Gefangnen, von dem ich erzählt habe, allmählich in meiner Erinnerung zurücktreten und brachten es dahin, daß sein Bild nach und nach in mir verblaßte. Aber verloren ging es mir nicht, sondern es schaute mich immer wieder einmal aus der Ferne still an. Ja, je mehr sich die Zeit dazwischen drängte, und je ferner sie mir sein Bild rückte, um so klarer hob es sich aus den Nebeln der Vergangenheit empor, und um so verlangender blickten seine Augen zu mir herüber.

Eines Tages zog ich dann über ihn Erkundigungen ein, aber ich kam zu spät, sein Licht war schon lange erloschen, er hatte Ruhe gefunden, und die zarte Spur seiner letzten Lebensjahre war verloren gegangen. Jetzt hätte ich gern erfahren, wie eine so feine und weiche Natur jemals zu einer so schweren Tat hatte gelangen können. Als ich es von ihm selbst hätte hören können, hatte ich die Frage gescheut. In langem Ringen war es ihm gelungen, die dunkle Nacht vergangner Zeiten hinter sich zu lassen, ich gewann es nicht über mich, ihre Schatten heraufzubeschwören. Jetzt, wo es zu spät war, empfand ich meine Zurückhaltung als ein Versäumnis, das mich jedoch nicht gereute. Es gibt Fehler, an die man tröstlichen Herzens zurückdenkt.

Das wieder lebendig gewordne Bild ließ mich nun nicht mehr los, ich mußte sein Geheimnis auf irgendeine Weise zu ergründen suchen. Das innere Werden des nun gänzlich still gewordnen Menschen ließ sich nicht mehr aufdecken, nur seinen äußern Lebensgang hätte ich allenfalls enthüllen können,

woran jedoch, da die Hauptsache fehlte, nicht viel gelegen war. So geriet ich auf den Gedanken, ein neues Lebensbild mit den Mitteln der dichtenden Phantasie zu entwerfen und die Farben so zu mischen, daß am Ende mein Erinnerungsbild herauskommen mußte. Ich begann auch damit, ließ die Arbeit aber wieder liegen, bis mich unmittelbar vor dem Antritt meiner Sommerreise die Bitte meines Verlegers ereilte, ich möchte ihm die Lebensbeschreibung, von der ich zu ihm gesprochen hatte, für die Grenzboten geben. In meiner frohen Reisestimmung, in der mich alles fröhlich anlachte, versprach ich ihm, den Aufsatz zu schreiben und fuhr mit meinen Papieren wohlgemut nach Gomagoi unter dem Ortler. Aber aus dem Aufsatz wurde ein Buch, aus der Schilderung ein Roman, und mit der einen Gestalt, die ich hatte malen wollen, drängten sich mancherlei andre Schatten an mich heran, die von mir Leben empfangen wollten. So saß ich, statt der Ferienluft zu genießen, Tag für Tag am Schreibtisch und vor den weißen Blättern. Das geschah jedoch in der herrlichsten Natur, inmitten frühlingsfrischer Wälder, mit dem Blick auf samtgrüne Matten, ferne blaue Bergbilder und weiße Schneehäupter über mir. Da schweifte das Auge weit hinaus und kehrte nie leer zurück.

Da ich keine kriminalistische Erzählung schreiben wollte, sondern da mein Blick auf den innern Vorgängen in der Seele des Heinrich dieser Geschichte ruhte, so mußte ich mich ganz in seine Seele zu versetzen suchen und sein Leben in mir erleben. Jeder Spaziergang in die Wälder, das Rauschen des Wildbaches, das ich immerfort vernahm, Sonne, Mond und Sterne, die über mir auf und nieder gingen, kurz alles, was um mich her lebte und webte, floß da in das Buch hinein und bildete sich darin ab. Und wenn ich später bei der Korrektur die einzelnen Sätze wieder lesen mußte, so mußte ich immerfort an das, was ich damals gesehen und erlebt hatte, zurückdenken: es wachte wieder auf und schimmerte zwischen den Zeilen hervor, Erinnerungen an Menschen und Erinnerungen an die Sommertage in dem schönen Lande, darin ich das Buch begonnen hatte. Den Schluß mit der Alpenschilderung schrieb ich dann, als es Herbst und Winter wurde, und als das liebe Bergland auch für mich zu einer Erinnerung geworden war.

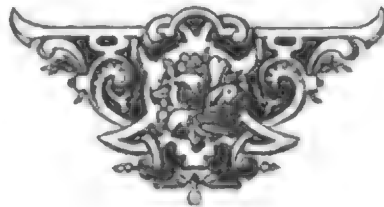
Viele haben sich nachher an dem Buch erfreut, einige hätten dem Heinrich, den sie lieb gewonnen hatten, gern die Hand gedrückt, und mehrere waren verdrießlich, als sie erfuhren, daß sie ihre Teilnahme einem erdichteten Leben zugewandt hatten. Sie wollten nun wenigstens wissen, wieviel Wahrheit in der Erzählung enthalten sei. Ich habe immer wieder die Antwort gegeben: Es ist alles Wahrheit. Wahr ist vor allem der letzte Eindruck, den der Leser empfängt, auf ihn hin ist das Buch überhaupt geschrieben worden. Wahr ist der Zwiespalt in der menschlichen Natur, und wahr sind die Einzelheiten des Buches. Sie sind nicht nach der Wirklichkeit gezeichnet, aber daran kontrolliert worden.

Sind die Bilder der Menschen alle verschieden, und hat jedes von ihnen seine Besonderheiten, so enthüllen sie doch dem, der sie lange anschaut, etwas,

worin sie sich alle ähnlich sind, und was bei allen wiederkehrt. Bis zu diesem Punkte zu führen, wo alles Fremde schwindet, und wo man das eigne Auge im Auge eines andern schimmern sieht, das war die Aufgabe des Buches. Wer seinen Beruf unter Menschen auszuüben hat, die ihn durch die Verirrungen ihres Seelenlebens und ihrer Lebensführung abstoßen, muß danach trachten, aus den krausen Linien des fremden Lebens das darunter verborgne, uns allen verwandte Menschenantlitz herauszufinden. Nur so kann er dem andern etwas sein, und nur so darf er hoffen, daß sich ihm die fremde Seele erschließen werde. In dem Roman tut sie dies aus eignem Entschluß, sie öffnet sich mit allem Licht und allem Dunkel, wodurch sie ihren Weg genommen hat, und sie läßt uns in ihre verborgensten Tiefen schauen. Da sollte dann, das war mein Wunsch, der Leser schließlich nicht mehr die fremde Stimme hören, sondern er sollte sich selber lauschen und die Sprache der eignen Seele in sich vernehmen. Tua res agitur, hat jemand gesagt, der über die „Zwei Seelen“ geschrieben hat.

Der Weg, den ich beim Schreiben des Buches zurücklegen mußte, war nicht immer erquicklich, er führte in Finsternisse, die mich selbst beklommen machten. Dennoch hoffte ich, daß niemand das Buch bedrückt aus der Hand legen sollte, sondern womöglich bereichert und erhoben. Es ist ja nicht auf den Ton der Resignation gestimmt, sondern auf den Ton des Sieges, der endlichen Erhebung über alle äußern Hemmungen, ihrer innern Überwindung. Fällt es manchem schwer, von diesen Dingen zu lesen, so war es noch schwerer, davon zu schreiben. Gleichwohl hatte ich, als ich die Feder niederlegte, das Herz voll Wehmut, daß ich nun von dem allem, was meine Gedanken erfüllt und bewegt hatte, scheiden sollte. Mir war am Ende weihnachtlich zumute gewesen, und als wäre ich lange durch eine Winternacht gegangen und sähe zuletzt das goldne Weihnachtslicht aus dunkeln Zweigen leuchten. Ich mußte an ein Wort denken, das mir Wilhelm Raabe einmal geschrieben hatte: „Möchte das Licht allen scheinen, die in dem großen Zuchthaus »Erde« sitzen und Weihnachten feiern wollen.“

Wie ich dann das ganze Buch vor mir hatte, ging es mir freudig durchs Herz, denn nun leuchtete mir mein blasses Erinnerungsbild in neuen Farben und in frischem Leben, aber doch so, wie es in mir geruht hatte, auch aus den Blättern des Buches entgegen.



Der Landverlust der deutschen Küsten

Von R. Hennig in Berlin

Von dem Umfang des Verlustes, den die deutsche Küste allenthalben durch Meeresbrandung, Regengüsse, Frostwirkung und Sturm, doch auch durch Abtreten der Kanten und durch Pflanzenwurzeln fortgesetzt erleidet, macht man sich schwerlich eine richtige Vorstellung. Die gewaltigen Verheerungen, die an den Ostseeküsten die große Silvestersturmflut 1904 angerichtet hat, die größte seit der furchtbaren Sturmflutkatastrophe vom 13. November 1872, haben dem bekannten Geologen Professor Geinitz von der Rostocker Universität Veranlassung gegeben, dem Problem des Landverlustes der deutschen Küsten wieder einmal näher zu treten, und es sind ganz erschreckende Resultate, die er bei seiner Untersuchung gefunden hat. Man rechnete bisher, daß die deutsche Ostseeküste im Durchschnitt in hundert Jahren etwa 44 Meter an Terrain verlöre, also im Jahr etwa einen halben Meter, eine im Verhältnis zur Kürze der Zeit und zur Dauer der Wirkung recht bedeutende Menge. Geinitz fand aber, daß diese Menge eher noch zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte, daß insbesondre die Steilküsten mit ihrem Geschiebemergel einen weit größern Abgang zu verzeichnen haben, während der durch Dünenketten geschützte Landstrand den Zerstörungen wesentlich besser widersteht. Friedrich teilt z. B. mit, daß ein großer Stein, der 1880 am Brothener Ufer bei Travemünde an der untern Kante des Steilufers zuerst bloßgelegt wurde, und der seinen Platz seither nicht verändert hat, heute schon 15 Meter weit draußen im Wasser und 27 Meter von der Steilküste entfernt liegt. Ein andrer Stein an demselben Ufer, den vor fünfzig Jahren die Kinder beim Baden zum Ablegen ihrer Kleider benutzten, liegt heute 40 Meter weit draußen im Meer, woraus sich der Landverlust an dieser Stelle auf volle 60 Meter in nur einem halben Jahrhundert berechnen läßt.

Es ist wahrlich ein trauriges Bild, das sich hier dem Blick in die Zukunft eröffnet. Alle die Herrlichkeiten unsrer deutschen Ostseeküsten, insbesondre die weitberühmten Schönheiten der Insel Rügen mit Stubbenkammer und Arkona, der einzig schöne Gespensterwald von Heiligendamm usw., gehen einem zwar nur langsamen, aber sichern und unvermeidlichen Untergang entgegen. Gerade Rügen weist schon jetzt nur allzu zahlreiche Spuren auf vom Kampf des Meeres wider die Naturschönheiten des Landes.

Der Königsstuhl von Stubbenkammer, der nach den Feststellungen Friedels ein altes Hünengrab trägt, ist ein Beispiel hierfür, denn das Hünengrab, das

doch sicher dereinst im tiefen, gesicherten Waldfrieden errichtet worden ist, liegt heute am Steilhang der gewaltigen Kreideküste. Der Tempelwall des Swantewitheiligtums, dessen imposante Reste man jetzt noch auf Arkona findet, ist ebenfalls schon zum größern Teile mit dem heiligen Gebiet, das er umschloß, in das Meer abgestürzt, sodaß er heute schon nicht einmal mehr ganz einen vollen Halbkreis bildet, dessen Enden jäh über dem Abgrunde hängen, und die Zerstörung des berühmten, von Schenkendorf besungnen Adlerhorstes auf Arkona in der Sturmflut vom 19. April 1903 zeigt, daß das Werk der Vernichtung noch in unsern Tagen rüstige Fortschritte macht. Auch Rügens Nachbarinsel, das schöne, stille Möen, hat noch vor nicht langer Zeit dem anstürmenden Meer einen besonders schmerzlichen Tribut zahlen müssen: bis 1868 trug hier die ungeheure weiße Kreidemauer des „Dronningestolen" (Königinnenstuhl) als stolzesten Schmuck einen Hauptfelsen, „Königin Margaretens Auge" genannt, die höchste Erhebung in dem großartigen Möener Berglabyrinth. Dieser Fels wurde im genannten Jahre während eines furchtbaren Weihnachtssturmes ins Meer geschleudert und langsam von den Wogen zerfressen. Der große Möener Bergsturz vom 5. November 1905 gab noch zuletzt Kunde von der auch hier unaufhaltsam vor sich gehenden Zerstörung des schönen Ostseestrandes.

Welche Wirkung die Nagearbeit der Wogen in wenig Jahrhunderten ausüben kann, erkennt man erst so recht, wenn man einen Blick auf einige der durchgreifenden Wandlungen wirft, denen die Ostsee im Laufe der historischen Zeit unterworfen war.

Die kleine Insel Ruden im Südosten von Rügen, berühmt geworden durch Gustav Adolfs Landung am 4. Juni 1630, ist erst im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von der Hauptinsel Rügen durch eine furchtbare Sturmflut getrennt worden, als deren Jahreszahl abwechselnd 1304, 1308 und 1309 angegeben wird, sodaß eine genauere Datierung nicht möglich erscheint, während man das Datum des Ereignisses kennt; es war der Tag des Allerheiligenfestes (1. November). In derselben Flut erfolgte die Abtrennung der Insel Hiddensee von Rügen, während die Entfernung zwischen beiden Inseln heute im Norden schon eine gute Stunde Segelfahrt beträgt. Daß in noch früherer Zeit Rügen auch mit der etwa 60 Kilometer entfernten dänischen Insel Möen zusammengehangen hat, ergibt schon die auffallende geologische Ähnlichkeit der beiderseitigen prachtvollen Kreidegebirge. Auch in unsern Tagen sind Inseln der Ostsee noch wiederholt in zwei Teile zerrissen worden. Solche Durchbrüche sind immer deshalb so besonders gefährlich, weil sie bei jeder neuen Flut dem Meer ein leichtes Spiel gewähren, den klaffenden Riß ins Unermessene zu erweitern. Die Insel Hiddensee wurde 1867 durch eine Sturmflut zwischen den Dörfern Neuendorf und Plogshagen in zwei Teile zerrissen, und die große Flut vom 13. November 1872, die größte Flut, die die deutsche Ostseeküste seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts gesehen hatte, erweiterte nicht nur diesen Durchbruch, sondern spaltete auch die Insel Usedom in zwei Teile infolge des Durchbruches des Meeres in das große Achterwasser der Peene.

Beide Durchbruchstellen fordern andauernd gespannte Aufmerksamkeit, damit sie sich nicht erweitern, und waren erst in der jüngsten großen Ostseeflut in der Nacht zum 31. Dezember 1904 wieder ein Ort sehr ernsthafter Gefahr. Eine schwer bedrohte Stelle auf Rügen ist auch die große schmale Landzunge der Schabe, die Arkona und die Halbinsel Wittow mit der Halbinsel Jasmund und der Stubbnitz verbindet: in ihrer ganzen Ausdehnung der Gewalt der Nordoststürme preisgegeben, ist sie eine stete Gefahr, daß auch das vielgegliederte Rügen bald einmal in zwei gesonderte Inseln zerspalten wird. Noch akuter aber ist diese Gefahr für die Insel Usedom: die vom Meer schon erzwungne, eben erwähnte Verbindung mit dem großen Achterwasser der Peene wird sich bei künftigen Sturmfluten mehr und mehr ausbreiten — ungeachtet aller Sicherheitsmaßregeln —, und das heutige östliche und westliche Usedom wird schließlich, in hundert oder mehr Jahren, in zwei durch eine breite Wasserstraße getrennte Inseln auseinanderklaffen, womit der Oder ein vierter Mündungsarm in die Ostsee eröffnet sein wird.

So treffen wir an der Ostseeküste allenthalben auf Spuren schwerer Zerstörung. Die berühmte Erzählung von der im Meer untergegangnen schönen Wunderstadt Vineta, die einst am Fuß des Streckelberges auf Usedom an der Stelle der heutigen Damerower Riffe gestanden haben soll, ist freilich, wie einwandfrei feststeht, eine gegenstandslose Sage, deren historischer Kern nur in der Zerstörung (1172) und dem raschen Niedergang der einst unermeßlich reichen und mächtigen Wendenstadt Julin (Wollin) zu suchen ist. Die Geschichte der Ostsee weiß nichts von Städten und Flecken, die in Sturmfluten urplötzlich verschwunden und spurlos vom Meere verschlungen worden sind. Wohl aber kennt die Nordsee solche Ereignisse, sogar in einer erschreckend großen Zahl! Die Nordsee, „die Mordsee“, wie sie Liliencron nennt, ist ja noch viel gefährlicher und furchtbarer als die Ostsee; ihre Stürme sind viel häufiger und heftiger, und ihre Fluten sind wohl die schwersten und zahlreichsten in allen Meeren Europas.

Wenn man einen Blick auf die Karte der deutschen und der niederländischen Nordseeküste wirft, so fallen einem als besonders charakteristisch die zahlreichen, der Küste vorgelagerten größern und kleinern Inseln auf, die sogleich den Eindruck erwecken, daß sie sowohl miteinander wie mit dem Festlande zusammengehangen haben müssen, da sich in ihren Konturen der Verlauf der alten Festlandküste noch deutlich widerspiegelt. Das Meer hat in jahrtausendlangem Kampf das Land zersägt und zerrissen und seine Grenzen tief in das einstige Innere vorgeschoben; die Inseln sind die Denkmäler eines unaufhaltsamen Siegeszugs, und jede einzelne gibt Kunde von schweren Stürmen und Überschwemmungen, die einst ihre Verbindungen mit dem Lande zersprengt haben. Nicht mit Unrecht singt Liliencron in seinem prachtvollen Gedicht von der „Blanken Hans“:

> Und Zeugen weltenvernichtender Wut
> Taucht Hallig auf Hallig aus fliehender Flut.

Zweifellos am großartigsten sind an der Nordseeküste die Umwandlungen, die die Insel Helgoland in der historischen Zeit im Lauf der Jahrhunderte

durchgemacht hat. Wir wissen, daß sie noch ums Jahr 800, also vor etwa 1100 Jahren, mindestens zwanzigmal so groß wie heute gewesen ist. Oft wiederholte, schwere Sturmfluten haben sie nach und nach, besonders im dreizehnten und im vierzehnten Jahrhundert, bis auf den heutigen Umfang verkleinert. Eine ungeheure Flut des Jahres 1300 soll allein etwa die Hälfte der damaligen Insel verschlungen haben, und auch in neuerer Zeit ist die Landeinbuße noch sehr bedeutend gewesen. War doch die heutige „Düne", die jetzt bei jeder größern Flut aufs schwerste gefährdet ist, noch bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein mit der Hauptinsel verbunden, aber die verbindende Landbrücke wurde, nachdem sie schon in der großen Weihnachtsflut 1717 schwer gelitten hatte, in einer neuen, gewaltigen Flut am Silvestertage 1720 ganz vom Meer verschlungen. Ohne die neuen, kostspieligen Buhnenbauten, die zu ihrem Schutz aufgeführt werden, wäre die für das Badeleben Helgolands nahezu unentbehrliche Düne wohl auch schon völlig zerstört worden, und trotzdem bedräut sie auch jetzt noch jede größere Flut, zuletzt die vom 13. März 1906, mit dem Untergang. Wie lange die zerbröckelnde Hauptinsel dem Andrang der Fluten noch standhalten wird, läßt sich nicht sagen, aber auch ihr Leben wird wohl, aller Schutz- und Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, nur noch nach wenigen Jahrhunderten zählen.

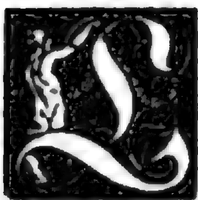
Auf Sylt und auf den andern nordfriesischen Inseln haben besonders die Fluten der Jahre 1300 und 1362 ungeheure Einbuße an Land und Leuten gebracht — manche neuern Karten der Inseln geben ein Bild von dem Umfang der damaligen Zerstörungen; auch das alte Wendingstadt ging damals zugrunde, dessen Name sich im Dörfchen Wenningstedt bei Westerland noch bis auf unsre Zeit erhalten hat. Die berühmten Halligen bildeten einst mit den beiden größern Inseln Pellworm und Nordstrand eine einzige große Insel, das alte Nordstrand. Nachdem diese Insel schon durch mehrere Sturmfluten schwer gelitten hatte, wurde sie durch die besonders furchtbare Flut vom 11. Oktober 1634 gänzlich zerstückelt, und die Gegend erhielt ihre heutige Gestalt. Der jetzige Jadebusen entstand durch einen Einbruch des Meeres während der sogenannten „Antonius"- oder „Eisflut" vom 17. Januar 1511. Die gewaltige Zuyderzee in Holland war früher ein Binnensee, Lacus Flevo von den Römern genannt, der durch eine breite Landzunge vom Meere geschieden war. Nachdem schon verschiedne Fluten die trennende Landbrücke angegriffen und geschwächt hatten, wurde sie durch zwei besonders große Fluten vom 25. Dezember 1277 und 14. Dezember 1287 gänzlich vernichtet, und das Meer hatte einen neuen, großen Sieg über das Land errungen und ein riesiges Terrain erobert, das man erst in unsern Tagen durch künstliche Trockenlegung wenigstens zum Teil wieder zurückzugewinnen sucht. Von den an der holländischen Küste sonst vorgekommenen großartigen Umwandlungen seien nur zwei noch kurz erwähnt: die gewaltige Umlagerung der Rheinmündung, die während einer Sturmflut im Jahre 860 erfolgte, indem die Wassermassen des Flusses, die sich bis dahin durch den „alten Rhein" in die Nordsee ergossen hatten, infolge von Windstauung in den Lek durchbrachen, sodaß sich die Hauptmündung des Flusses

seit jener Zeit nicht mehr bei Katwyk, sondern bei Hoek van Holland befindet, und außerdem der Untergang einer ganzen Stadt im Jahre 1337, den Liliencron so wunderbar besingt: „Heut bin ich über Rungholt gefahren, die Stadt ging unter vor sechshundert Jahren usw.“ Schließlich sei an dieser Stelle noch der Entstehung des Dollart bei Emden gedacht, der durch dieselben beiden großen Fluten, wie die Zuyderzee, in den Jahren 1277 und 1287 geschaffen worden ist. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine hier liegende Stadt, Torum, mit zahlreichen kleinern Ortschaften und Flecken vom Meer begraben.

Gerade in den letzten Jahren ist die Nordseeküste wieder zu verschiednen Malen der Schauplatz schwerer Sturmfluten und Zerstörungen gewesen, so zuletzt noch am 7. Januar 1905 und am 13. März 1906, ein Tag, der allem Anschein nach die größte Flut seit dem verhängnisvollen Februar 1825 gebracht hat. Freilich sind hier, an dem überall sandreichen Strande, die Gefahren und Verwüstungen nicht so in die Augen springend wie an der Ostsee mit ihren Steilküsten, ihren dem Untergang geweihten Buchenwäldern und Felslandschaften. Bedroht aber sind die Küsten beider Meere in gleich schwerer Weise, und die Verluste sind hier wie dort gleich schmerzlich. Die Geschichte der Nordsee können wir notdürftig fast zweitausend Jahre, die der Ostsee ziemlich tausend Jahre zurückverfolgen, und diese zweitausendjährige Geschichte der deutschen Meere kündet uns in reichstem Maße von Sturm- und Flutenkatastrophen, vom rasenden Kampfe der Wogen mit den Menschenwerken und von dem zähen Widerstande, den die tapfern Küstenbewohner immer wieder dem drohenden Unheil entgegengesetzt haben, ungebeugt durch Not, Unfälle und Enttäuschungen aller Art. Wie ein großer, gewaltiger Heldensang tönt die Geschichte der deutschen Meere und ihrer Küsten in unsre Tage hinein, und noch dauert der Sang fort, und sein Ende ist noch nicht gedichtet.

Schicksal

Eine kuriose Geschichte von Beate Bonus-Jeep



Der Hagen packte seinen Handkoffer am Tisch inmitten des Wohnzimmers.

Es mündeten sechs Türen in dieses Zimmer, und hinter jeder der angelehnten Türen stand ein Familienmitglied und zitterte. Einige davon waren blaß, die andern dunkelrot oder fleckig, je nachdem die Aufregung in ihnen wirkte, denn sie wirkt verschieden in den Menschen. Einem treibt sie das Blut ins Gesicht, einem andern nach dem Herzen, sodaß er um Nase und Mund ein fahles Aussehen bekommt, einem dritten werden die Hände kalt, und auf Gesicht und Hals bekommt er große unregelmäßige rote Flecke wie Typhuskranke.

Mit dem beschleunigten Herzschlag dieser sechs Menschen hätte man eine mäßige Maschine treiben können, denn die Aufregung war groß.

Das konnte Lex auch verlangen. Er war ein Mensch von großen Anlagen. Schon als er noch klein war und neben dem Kleidersaum seiner Mutter am Boden

gekauert und mit den rätselvollen Augen beobachtet und mit dem lieblichen Stimmchen gefragt hatte, zweifelte niemand daran. Man war sicher, daß hier einer heranwüchse, ein Künstler oder Reformator, ein Entdecker in den verschleierten Gebieten, aus denen die Seele herkommt, aus denen sie sich verirrt hat, von woher seltne Laute zu uns dringen wie das ferne Rauschen der Brunnen im Paradies.

Er hieß Alexander oder Alex, aber als er seinen Namen selber in „Lex“ abgekürzt hatte, damals, als er noch klein war, behielt man auch das bei und hielt es für einen angemessenen Ausdruck dafür, daß er einmal die Richtschnur für viele werden würde.

Lex selber teilte die Erwartungen, die man an seine Zukunft knüpfte, ein Bewußtsein von großen Kräften begleitete ihn — und die Zeit würde machen, daß sie wüchsen und siegreich ausbrächen — dann würde die Welt staunen und sich erregen!

Beim Abgang von der Schule bekam er eine Prämie — eine „Geschichte der Philosophie“, eine Übersicht über die philosophischen Systeme bis zur Gegenwart. Mit diesem Geschenk glaubte man das Gebiet bezeichnet zu haben, für das er vorzugsweise begabt wäre. Das Buch machte auf seine Kommilitonen einen großen Eindruck. Der Nimbus, von dem Lex in seiner kleinen Vaterstadt umgeben war, pflanzte sich ohne weiteres fort.

Er hatte auch wirklich in dem Buche gelesen und war bis zu Heraklit gekommen. Da blieb er hängen, einmal weil er meinte, daß zum eingehenden Studium die Universitätsjahre noch lang genug wären, und dann weil diese Figur ihm plastisch und ganz mächtig wurde. Die Lehre vom Dämon, der des Menschen Schicksal ist, paßte auf seine Helden wie eine Offenbarung.

Nehmen Sie Friedrich den Großen, sagte er. Es ist die Frage, ob er ein so großer Feldherr war — er machte unverzeihliche Fehler —, aber dies, daß er sich nicht niederwerfen ließ, das ist das Dämonische an der Figur. Das machte ihn zu dem Großen, der er war — sein Dämon blieb siegreich in ihm und darum schließlich auch er selber in der Geschichte.

Oder Luther! Wer sagte ihm, daß er mit der Lawine Schritt halten könnte, die es das Schicksal gehabt hatte, mit dem Ton seiner Stimme loszulösen? Sie machte ihren Weg unaufhaltsam und hätte ihn verschüttet, wenn er gezögert oder betroffen um sich geblickt hätte. Aber sein Dämon führte ihn, er blieb oben, er machte die titanische Reise über Abgründe, nicht wie ein Stück Holz, das mitgeführt wird und zerscheitert, sondern wie der Herr des Stromes. Sein Dämon, der in ihm brannte wie ein verzehrendes Feuer, der war so stark wie das Schicksal, er rang mit dem Schicksal, er würgte es und wurde selber Schicksal!

Lex hatte als kleines Kind das Wort Schicksal aufgefangen und einen rätselvollen Sinn darin gesucht. Es klang drollig, wenn er danach fragte, wie das Schicksal aussähe — wo es wäre, man gab lächelnde Antworten, bis er eines Tages in einem Buche die Abbildung eines indischen Götzenbildes fand, ein zweiköpfiges Ungetüm. Das ist das Schicksal! sagte er entschlossen und fragte seitdem nicht mehr, weil er sicher war, wie es aussah.

Es war aber, als wenn sich die Bedeutung, die der Klang des Wortes in seinem kindlichen Ohr gewonnen hatte, in seinem reifern Bewußtsein wiederfände. Das Schicksal für sich gewinnen, darüber Herr werden und etwas daraus machen, das ist der Sinn eines großen Lebens, sagte er. So kennzeichnet sich das Feuer, die unaufhaltsame Bewegung, die Heraklit als Erzeuger und Bildner aller Dinge setzt.

Im Anfang war das Feuer, und wer von dem Feuer in sich trägt, hilft den Ring weiter schmieden, einen dieser konzentrischen Kreise, in denen alles Leben immer wieder von der Gottheit ausläuft und zu ihr zurückkehrt. Sie, die Gefäße des

ewigen Feuers, stehen, wenn ihr Weg vollendet ist, um den göttlichen Thron, leuchtend, mit dem Hammer ihrer Macht in Händen, die Heerscharen um ihren Herrn!

Lex stand hoch aufgerichtet unter seinen Altersgenossen, wie einer aus dem Kreis der Heerscharen, und sie schlossen sich ihm gern an. Das Schicksal der vielen, die nur zu vergeblichen Leiden gelebt hatten, brauchte sie nicht zu kümmern; denn wer sich von dem vorüberschreitenden Feuer mitreißen und entzünden ließ, der hatte Teil an seinem siegreichen Wege. Der Dämon zog einen breiten leuchtenden Streifen aus dem Gewimmel der Lebendigen mit sich nach oben.

Das wären alles nur Gedankensplitter, sagte Lex, er würde sie ausführen und in einem Werke niederlegen, jetzt mußten erst die Studentenjahre und die Examina abgetan sein, dann das Einleben in seinen Universitätsberuf und nebenbei die gesellschaftlichen Pflichten, um sich einzuführen.

Lex war gern gesehen, ein Begehrter in der Gesellschaft bei seiner glänzenden Unterhaltungsgabe, und da wäre kaum ein Haus gewesen, das ihn nicht auch als Familienglied begrüßt hätte. Aber er verstand zu überraschen, er zeigte seinen feinen Sinn: über die Zäune der Herkömmlichkeit hinweg und durch alle Weihrauchwolken hindurch wandte er sich einem jungen zarten Kinde zu, das er zum allgemeinen Erstaunen heiratete.

Sie war in der Gesellschaft noch unbekannt und ganz ungeeignet, seine Triumphe zu steigern. Sie schwieg, wenn die eleganten Frauen Unterhaltung machten, und auf Hofmacherei antwortete sie mit nichts als dem stummen, prüfenden Blick, den man in Kinderaugen findet, wenn sich die großen Leute töricht benehmen.

Aber wenn sie allein waren, und er ihr seine Zukunftspläne enthüllte, wie verstand sie zuzuhören. An ihrer Zuversicht fühlte er sein eignes Feuer wachsen. Sie lauschte wie ein zarter Vogel dem Rauschen, das vom Flügelschlag des Adlers kommt.

Und sie wurde nicht müde darin. Wenn er am Abend vor ihr stand, im schwarzen Leibrock und der blendenden Wäsche und die Handschuhe über die Finger streifte, es sah aus, als wären es so viel Ringe der Statthalterschaften, die er aufstreifte; wenn er sich aus seiner Höhe zu ihr niederbeugte, dann sah sie mit leidenschaftlicher Erwartung zu ihm hinauf oder sah ihm nach. Heute hatte er noch keine Zeit gehabt, aber morgen! Jetzt wußten es die Menschen noch nicht, was er in sich trug. Aber sie würden den Ruck nach aufwärts spüren, wenn er erst reden wollte. Heute ließ er seinen Geist noch zu ihrer Unterhaltung spielen, er wußte es ja, er war ein glänzender Mann!

So gingen die Jahre hin, und sie wartete noch immer. Ihm wurde es mitunter lästig, daß sie nicht müde wurde zu warten, und daß sie es ihn fühlen ließ, wie sie wartete. Sie mußte doch dem Leben Rechnung tragen, nun wurde sie doch allgemach alt genug, um zu verstehen, daß der laufende Tag auch seinen Anspruch hatte, nicht nur für sie, die ihre Arbeit im Hause und unter den Kindern hatte, sondern auch für ihn, der seinem künftigen Werk den Boden vorbereitete, der sich vom Leben und von den Menschen nicht abschließen konnte. Es machte sich bei ihr sogar etwas wie Enttäuschung geltend oder etwas wie Mißbilligung — als wenn er nun gerade heute sich hinsetzen und beginnen müßte, und er hatte es sich doch für künftige Woche vorgenommen. Montag nicht, da war der Abend beim schwedischen Gesandten, aber Dienstag. Er ging in seinem Zimmer auf und nieder und dachte an den Anfang seines Werkes. Hatte er nicht die Kraft? Schlummerte sie nicht in ihm, daß er sie atmen spürte? Aber dieses wortlose Drängen störte ihn und lenkte ihn ab. Er wandte sich zur Tür und ging ins Familienzimmer.

Dort machte sich bei seinem Schritt ein ängstliches Verstummen geltend. Irgendeine zerknitterte Buchseite oder ein umgestoßnes Glas oder eine rauchende Lampe fand sich auch immer, um daran ein Strafgericht zu knüpfen und dadurch die

Tränen fließen zu machen. Die Fröhlichkeit war ausgetilgt, und er ging wieder in seinem Zimmer auf und ab und fragte sich, ob sie nicht Schuld an allem seinem Unglück trüge. Drängte sie ihn nicht mit ihrem leidenschaftlichen Warten, mit ihrer wortlosen Enttäuschung? Wie bald würde sie diese Stimmung auf die Kinder übertragen haben! War er nicht schon jetzt gezwungen, ihnen seine Bedeutung auf Kosten ihrer Liebe einzuprägen wie eben jetzt?

* * *

Aber nun sollte er seine jährliche Reise machen. Es war, als wenn ein vulkanisches Gebirge, das die Umwohnerschaft in Atem hält, auf vier bis sechs Wochen versetzt würde — anderthalb Monate Sicherheit! Man würde aufwachen, ruhig aufwachen und einschlafen ohne die Aussicht auf Schrecknisse, die sicher bevorstanden, und denen man doch nicht vorher begegnen konnte. Aber die Versetzung eines Gebirges konnte nicht ohne Aufregung vor sich gehn, und so zitterte jeder, so gut er es vermochte. Es wurde gelaufen, geweint, gefragt, herbeigetragen und fortgeschleppt; der Aufruhr entsprach einigermaßen der Bedeutung des Augenblicks.

Jetzt hörte man seine tönende Stimme: Da fehlen wieder die seidnen Taschentücher! Es ist doch merkwürdig, daß ich für meine Sachen keine Sorgfalt durchsetzen kann. Auf der vorigen Reise kaufte ich ein volles Dutzend, und seitdem sind nicht mehr als zwei da!

Wenn du sie nur nicht auf der vorigen Reise schon verloren hast? entgegnete eine ängstliche Stimme. Du hast nicht mehr als zwei zurückgebracht.

Ach was verloren! es sind ja jetzt noch sechse da! Seine Stimme vergrollte wie die des Donners, gegen den es niemand unternimmt, Recht zu behalten.

Lex fing an, die Uhr in kurzen Zwischenräumen hervorzuziehen — die Familie wußte noch nicht, wohin er seine Reise wenden würde, auch nicht, ob er jetzt gleich oder am folgenden oder am dritten Tage fahren würde. Das alles war einem letzten Machtspruche vorbehalten. Denn da er die Erschütterungen, mit denen er die Welt hatte bewegen wollen, nun auf die Familie beschränkte, war sein Dasein nicht einfacher als das eines beschäftigten Diplomaten.

Jetzt könnte eine Droschke geholt werden, sagte er endlich.

Jungen lauft und holt eine Droschke! Der Befehl zuckte weiter hinter die angelehnten Türen.

Nein, laß das Dienstmädchen gehen, die Jungen sollen bleiben; ich habe euch noch etwas mitzuteilen.

Die Haustür klappte, das Dienstmädchen war gegangen; lähmende Erwartung hielt alle auf die Stühle gebannt, die er ihnen mit stummer Gebärde angewiesen hatte.

Dies hier ist mein Testament, sagte Lex und legte eine umfangreiche Schrift vor sich auf den Tisch, für den Fall, daß ich nicht zurückkehren sollte. Ich denke eine Seereise zu machen. Bis Gibraltar und weiter — nicht mit einem der großen Passagierdampfer, die Ausgabe kann ich mir in Rücksicht auf meine Familie nicht erlauben, sondern mit einem Frachtschiff. Den Kapitän, einen rechtschaffnen Mann, habe ich neulich kennen und schätzen gelernt. Es ist unbestritten, daß ein Dampfer von den kleinen Maßen des seinigen den Gefahren der See weit mehr ausgesetzt ist. Doch bin ich durch die Sorge für meine Familie darauf hingewiesen, und den Kapitän habe ich voller Verständnis gefunden, auch für das Unglück meines Lebens.

Nachdem Lex die Anklage von einem Unglück seines Lebens über den Seinigen aufgehängt hatte, und die Zerknirschung keine Steigerung mehr erfahren konnte,

rasselte der Schlüssel in der Haustür, und die robuste Stimme des Mädchens von draußen rief: Die Droschke wartet!

Man durfte aufspringen, nach den Gepäckstücken laufen und in der hastigen Bewegung sich vergewissern, daß der seelische Druck noch nicht körperlich versteinernd gewirkt hatte.

* * *

Lex hatte den Kapitän auf folgende Weise kennen gelernt.

Er war in den Anlagen spazieren gegangen, in halblaute Gespräche vertieft, wie er pflegte, wenn er einen einsamen Weg ging. Der Geist, von dem er sich einmal so große Wirkungen versprochen hatte, suchte seinen Ausweg. Lex sah sich in Verantwortung vor der ganzen Welt, der er sich zu großen Taten verpflichtet hatte.

Ich bin immer bereit gewesen, sagte er halblaut und ingrimmig. Nehmt das Leben hin, an dem ihr ein Recht zu haben glaubt; nehmt es hin! Er begleitete die Worte mit einer großen Gebärde der erhobnen Hand.

Da riß ihn ein scharfes Aufbellen und die Berührung einer kalten Hundenase aus seinen Gesichten.

Gleich darauf wurde gepfiffen und gerufen: Phöbo! Phöbo! Ein blonder stämmiger Mann mit luftgerötetem Gesicht ging rasch auf ihn zu und lachte unbefangen.

Entschuldigen Sie nur! Der Hund hat Sie mißverstanden; er dachte, daß Sie ihm etwas zuwerfen wollten. Er versteht sich an Land nicht recht zu benehmen. Er ist fast das ganze Jahr mit mir an Bord.

Dann ist es also ein Seehund! sagte Lex mit dem Ausdruck, um dessentwillen man in seiner Jugend von ihm gesagt hatte, daß er ein goldnes Lächeln hätte. Es tauchte auch jetzt noch auf, wie aus der Kinderzeit, wenn sich ihm von außen her eine Brücke bot, auf der der Humor den Zutritt fand in die tragische Welt, die er als Gefängnis um sich her aufgerichtet hatte.

Und Phöbo heißt er?

Ja, sagte der Kapitän halb beglückt und halb verlegen, es ist aus einem Gedicht. Ich mochte früher gern Gedichte lesen.

Sie gingen miteinander weiter, der große grüblerische Mann und der kleine muntere praktische. Die Gegensätze zogen sich an. Der Kapitän erzählte, daß er Witwer wäre und seine einzige Tochter hier auf einem Seminar hätte, und daß er sich gegen die Einsamkeit den Hund angeschafft hätte. Und Lex erzählte mit Zögern und doch mit Freimut, daß er verheiratet wäre und Kinder besitze und doch einsam wäre, nicht verstanden! Daß es leichter wäre, einem Beruf folgen zu können, der einem die täglichen Pflichten zuweist, in denen auch der simpelste Geist einen kontrollieren könne, als auf Gebiete angewiesen zu sein, in denen das Wachstum der gesäten Arbeit kaum einer zu sehen verstünde, und in der das grobe Drängen der Arbeitshände einem alle Weihe zerstreute und das Samenkorn umbrächte, ehe es hätte keimen können.

Über das kindliche Gesicht des Seemanns zogen Wolken des Mitgefühls, und Lex hatte Tränen in den Augen. Als sich ihre Wege trennten, forderte er den Kapitän auf, ihn daheim aufzusuchen. Aber der schüttelte den Kopf: nein, er wollte dem Hause fern bleiben, in dem soviel Prüfungen für seinen edeln Freund enthalten waren. Lex nickte wehmütig, und sie schieden mit Händedruck.

Sie sahen sich öfter, und schließlich war es beschlossene Sache, daß sich Lex zur Erfrischung seines müde geriebnen Geistes einmal der See und der Pflege des Mannes anvertrauen sollte, der voller Verehrung zu ihm aufsah.

* * *

Lex hatte seinem Freunde geschrieben, mit welchem Zuge er in Hamburg eintreffen würde; aber der Kapitän war nicht am Bahnhof. Lex mußte sich in den räuchrigen, staubigen Hallen herumschlagen, nach seinen Koffern jagen, stehen und auf Dienstmänner warten, bis die Zeit hatten, ihn zu bedienen. Aber schließlich saß er in einer Droschke. Die Plebs blieb hinter ihm zurück; das war immerhin wohltuend. Und dann sollte der Hafen kommen, ein Erlebnis, bei dem sich ihm die Brust weitete.

Einstweilen sah man nur Schuppen und Laderäume, dazwischen einen schmutzigen Wasserarm, aus dem ein paar Dampferschlote aufragten. Die Droschke hielt.

Weiter, weiter! sagte Lex.

Dies ist unser Kai, sagte der Kutscher.

Nun, und die Lydia? fragte Lex. Der Mann mußte doch einsehen, daß das Schiff, mit dem er fahren sollte, hier nicht liegen konnte.

Der Kutscher stieg ab, ging ein paar Schritte zwischen den Schuppen vorwärts und kam zurück: Da liegt die Lydia! sagte er.

Lex schüttelte den Kopf, erhob sich aber doch und folgte dem Kutscher, der die Koffer mit den Händen gepackt hatte, bis zum Kai.

Lex war nicht wenig gereist. Er kannte die Schweiz, kannte Luzern mit seinem Kai unter den Platanen, mit dem weiten See und den fernen Ufern, die bergig aus dem Duft aufsteigen. Solche Berge wollte er ja von Hamburg nicht verlangen, aber dies einen Kai zu nennen, das war doch stark.

Das Schiff lag tiefer als der Kai, weil Ebbe war. So sah es noch kleiner aus, als es war; schwarz und schmierig lag es da unten und teilnahmlos wie ein toter Rußkäfer. Von einem Krane am Lande senkten sich übelriechende Kisten und Bündel in seinen Bauch hinab. Irgendein Seemann, aber nicht der Kapitän, stand dabei und überwachte den Vorgang; er stand mit dem Rücken zum Lande gekehrt; um Lex, der da zwischen seinen Koffern stand, kümmerte sich niemand.

Endlich trat er auf die Planke, die vom gemauerten Kai bis zum Schiff hinunter gelegt war. Auch der Wasserspalt zwischen Schiff und Mauer sah unergründlich schwarz aus.

Wo sind die Kajüten für die Passagiere? fragte Lex, denn von den Lebendigen, die auf dem Rußkäfer hantierten, schien jeder fest entschlossen, nicht der erste zu sein, der das Wort ergriffe.

Auf diese Frage näherte sich einer der Männer, und nun krochen sie miteinander eine gewundne Treppe hinunter, die ebenfalls schwarz und rußig war und in einen Raum führte, der wohl der Gesellschaftsraum sein mochte. Es befand sich ein großer Tisch in der Mitte mit Wachstuchbänken an den Langseiten. Wenn man am Tisch saß und die Hand hinter sich streckte, berührte man die Kajütenwand, in der sich die Türen zu den Schlafkammern befanden.

Sein Begleiter öffnete eine solche Tür. Lex staunte: außer im Sarge hatte er nicht erwartet, jemals zwischen so engen Brettern liegen zu können.

Das ist die Kammer für die Passagiere, sagte der Mann.

Für die Passagiere? So? Gehören da zwei hinein?

Jawohl, ich weiß aber nicht, ob die Kammer schon bestellt ist.

Mir ist gesagt worden, es wäre eine Kammer für mich da, sagte Lex mit Würde.

Wenn er sich der Lebensgefahr einer Seereise aussetzte, so waren die Förmlichkeiten gering, die man sich seinetwegen machte.

Ja dann stimmt das, sagte der Mann, ein Passagier ist gemeldet.

Ein Passagier — also nicht einmal der Name — wie eins der Frachtkolli — zweitausend Säcke Reismehl, sechshundert Felle, fünfhundert Eisenschienen und ein Passagier!

Der Mann ging weg und ließ Lex stehn.

Er versuchte sich in der Kammer umzudrehen. Wenn er die Strümpfe anzog, mußte er die Tür aufmachen, das war natürlich, wo sollte er sonst mit seinen Beinen hin? Wenn nun aber eine zweite Nummer von Passagier gewesen wäre, was für ein Durcheinander von Beinen zur Tür hinaus und was für eine Gelegenheit zum Hader, falls sie es zugleich täten, und falls zu verschiednen Zeiten — um wie viel schwieriger sich zu einigen, wann die Tür auf und wann sie zu sein sollte.

Er wollte die Sprungfedermatratze prüfen und griff in eins dieser Holzfächer — schmal und übereinandergebaut wie Särge zur Zeit einer Seuche —, die man Betten nannte. Sie hatten winzige unebene Kopfkissen — vermutlich mit Holzspänen gefüllt wie für Tote —, und unter dem dünnen Polsterstreifen fand seine Hand nur den hölzernen Sargboden, der mit einer dünnen Moderschicht schlüpfrig überzogen war.

Und dabei kein Mensch, der zitternd davor stand, um sich wegen so vieler Mängel schuldig zu fühlen, den man zermalmen konnte, um sich an den dampfenden Tränen zu wärmen.

Lex knöpfte sich seinen Mantel zu und ging auf Deck. Er fragte kurz und gemessen, wann das Schiff abfahren würde, schritt auf dem schmalen Brett über den finstern Wasserspalt und hatte wieder Land unter den Füßen.

Nein, das sollte gewiß sein, mit diesem gottverlassenen Fahrzeug wollte er die Welt nicht umsegeln. Schon die Vorstellung, dieses armselige Gebäude im Kampf mit dem Ozean zu denken, hatte etwas Mörderisches. Er wollte das vorausbezahlte Fahrgeld laufen lassen, auf die Agentur gehn und sich abmelden. Ein paar gesalzne Bemerkungen über die Einrichtung ihres Schiffes sollten sie dabei aber zu hören bekommen — das Fahrgeld sollte sie in der Tasche brennen, wenn er ihnen seine Meinung entgegenschleuderte.

Das Gefühl sich wiederherstellender Würde belebte ihn und machte seine Schritte elastisch, die Eindrücke der letzten beiden Stunden, die ihm etwas in die Knie gesunken waren, fingen nun seiner wehrhaften Stimmung gegenüber an, sein Kraftgefühl zu heben. Er ging an den finstern Wasserstraßen vorbei über die windigen Brücken hinter dem aufwirbelnden Staube her, den der Wind unmutig aufscheuchte, denn der machte es wie andre vernachlässigte Machthaber und griff zu kleinen Mitteln, um sich bemerkbar zu machen.

Lex ging bis zum Alsterbassin, um in dem größten Café eine Erfrischung zu genießen. Der Wohlgeruch von Kaffee und Kuchen steigerte seine Stimmung. Er überdachte seine Rede und sprach einzelne Worte halblaut vor sich hin, den Blick an dem Kaffeegeschirr vorüber ins Weite gerichtet. Er sah sich im Geiste dem Reeder selber gegenüber, der kaum mehr aufzublicken wagte, und Lex bewegte die Hand mit einer abschließenden Gebärde.

Aber gerade das bewirkte das Wiedererkennen an einem der entfernten Tische. Ein Stuhl wurde geräuschvoll zurückgeschoben, und das blonde, luftgerötete Gesicht des Kapitäns kam eilig heran.

Mein verehrter Freund, da sehe ich Sie schon vor Abend. Waren Sie schon auf dem Schiff? Ja? schon eingerichtet — warten Sie nur, wenn wir erst in See sind, da wird es Ihnen noch viel besser gefallen. Ich glaube, das Seeleben wird etwas für Sie sein. Auf Wiedersehen — ich habe drüben noch mit ein paar Bekannten zu tun.

Lex fühlte den festen Händedruck und sah dem Kapitän nach. Da war nicht ein Schimmer von Verlegenheit, völlig unbefangen und heiter ging er hin, als wenn nicht die geringste Versäumnis vorläge. Wenn er Lex mit Flaggen und aus-

gebreiteten Teppichen erwartet hätte, so hätte er nicht zufriedner sein können über den angemessenen Empfang, den er seinem verehrten Freunde dargebracht hatte. Lex fühlte, daß hier der Boden fehlte, auf dem seine Entrüstung wirken konnte. Nachdenklich verließ er das Kaffeehaus, und halb unentschieden nahm er den Weg zurück, dahin wo „sein Schiff" lag.

Und als die Flut um acht Uhr Abends eintrat und den Dampfer flott machte, war Lex mit an Bord.

Er hatte stehend an Deck noch einen letzten Gruß an die Seinigen geschrieben. Der Arbeiter, der zuletzt an Land ging, bekam ein Trinkgeld, damit er ihn zur Post brächte. Der Brief lautete:

Liebe Frau und liebe Kinder!

Wir machen die erste Bewegung der See entgegen. In Malaga jenseit Gibraltar werden wir das Land wieder zuerst berühren — falls wir diesen Platz erreichen.

Das Schiff entspricht dem Bilde, das ich mir von ihm gemacht habe: ein ärmlicher Kahn, von dem man sich wundert, wie er den Mächten des Ozeans begegnen will.

Aber das Schicksal, dem diese wackern Männer hier entgegengehn, wird auch das meine sein.

In alter Zeit übergab man dem Tode Bestimmte dem Dienst auf dem Meere und überließ es den Geistern der Tiefe, das Opfer entgegenzunehmen, wann es ihnen gefiel.

Mögen, falls dies mein Tod wird, damit alle Irrtümer gesühnt sein, die meinen Lebensweg verkrümmt haben, und möge ein gnädiger Wille Euch nicht anrechnen, wie weit Ihr Werkzeuge dabei waret. . . .

Nachdem Lex dies entworfen hatte, fühlte er sich von dem tragischen Stoffe befreit, den er angesammelt hatte, und dem der Schiffsreeder entgangen war. Die humoristische Schicht seines Wesens war zuoberst gekommen. Es war doch alles wie ein Abenteuer — wild und erfrischend. Auch dies, daß er sich bei der Mahlzeit bald den Finger abgeschnitten hätte, weil die Tischmesser scharf waren, belustigte ihn. Während der Kapitän ihm den Finger verband, sagte er:

Sehen Sie, darauf ist man in der heutigen Zivilisation nicht mehr gefaßt, auf diese kriegerische Eigenschaft der Messer. Das liest man in Indianergeschichten, aber für uns liegt es so fern wie das Skalpieren selber.

Der Kapitän nahm seinen gütigen Freund mit auf die Kommandobrücke. Lex sah die Elbufer mit ihren Lichtern fernerrücken, sah die Feuerschiffe liegen und sah Salondampfer vorüberfahren, die die beleuchteten Passagierwohnungen wie ein ungeheures Lichtergebäude auf ihrem Riesenrumpfe trugen.

Lex ging spät schlafen. Während er versuchte, in eins der niedrigen und schmalen Holzfächer zu kommen, freute er sich auf das freie Lachen des Kapitäns, wenn er ihm am andern Morgen diesen Versuch beschreiben würde.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Aus der Zeit zwischen den beiden Wahlschlachten.)

Wenn das vorliegende Heft der Grenzboten zur Ausgabe gelangt, ist die letzte Entscheidung über die Zusammensetzung des neuen Reichstages gefallen. Aber in dem Augenblick, wo diese Betrachtung niedergeschrieben wird, stehen wir noch in der Zeit der Erwartung und können nur hoffen, daß der Tag der Stichwahlen zur Vollendung bringt, was der 25. Januar verheißen hat. Auf eine Betrachtung der Woche zwischen den beiden Wahlschlachten müssen wir uns also diesmal beschränken.

Wir können uns dabei mit Erscheinungen beschäftigen, die auch über die Zeit der Wahlen hinaus ihre Bedeutung behalten.

Stichwahlen unterscheiden sich von den Hauptwahlen immer dadurch, daß bei ihnen nicht Überzeugungen, sondern taktische Rücksichten bestimmend sein müssen. Darin liegt gewöhnlich eine große Schwierigkeit. Denn der Wahlkampf hat häufig die Köpfe so erhitzt, daß für ruhige Erwägungen über die zweckmäßigste Entscheidung kein Raum mehr bleibt. Zorn und Rachegefühl, die nur zu leicht in der Wahlbewegung erweckt werden, sind schlechte politische Ratgeber. Während es bei den Hauptwahlen wünschenswert ist, daß die Wähler in der Abgabe ihrer Stimmen den allgemeinen Prinzipien folgen, die für die Verhältnisse im Wahlkreise maßgebend sind, knüpfen die Stichwahlen an die schon festgelegten Ergebnisse an, und die Wähler sind nicht selten vor eine Entscheidung gestellt, bei der sie ihre eigentliche politische Überzeugung ganz in den Hintergrund schieben müssen. So liegt die Gefahr nahe, daß der Parteifanatismus noch im letzten Augenblick mancher durchaus im Bereich der Möglichkeit liegenden Hoffnung eine schwere Enttäuschung bereitet. Deshalb ist es gerade für die Stichwahlen von der größten Bedeutung, daß in der von den Parteiorganisationen empfohlnen Taktik die größte Klarheit herrscht, und alle verwirrenden Einflüsse möglichst ferngehalten werden.

In der Praxis ist das freilich oft nur ein „frommer" Wunsch. Es hat auch diesmal nicht an irreführenden Stimmen gefehlt, die, um ihr Lieblingsprinzip zur Geltung zu bringen, dem nächsten und wichtigsten Erfordernis der Wahltaktik hindernd in den Weg getreten sind. Wie weit das auf das Wahlergebnis wirklich von Einfluß gewesen ist, wird später festzustellen sein. Heute beschäftigen wir uns nur mit der Begründung, womit ein solches Verhalten zu rechtfertigen versucht worden ist. Denn in diesen Gründen sprechen sich Anschauungen aus, die auch für die fernere Politik ihre Bedeutung behalten.

Für die Hauptwahlen war allen nationalen Parteien die Richtschnur gegeben worden: „Gegen Sozialdemokraten, Zentrum, Polen und Welfen!" Die Wirkung war eine überraschende Niederlage der Sozialdemokratie gewesen, während das Zentrum in seinem Bestande augenscheinlich nicht erschüttert worden war. Vom nationalen Standpunkte aus konnte es unter diesen Umständen nur ein Ziel für die entscheidenden Stichwahlen geben, nämlich die Vervollständigung des Sieges nach der Richtung hin, in der er schon halb erfochten war. Die Sozialdemokraten mußten nun wenigstens vollständig geschlagen werden. Dieses Ziel konnte von allen, die überhaupt geneigt waren, die schwarz-rote Koalition vom 13. Dezember zu bekämpfen, um so eher anerkannt werden, als die Verluste der Sozialdemokratie ja das Zentrum ebenfalls trafen. Je mehr im neuen Reichstag die Stimmen derer, die zu jeder positiven Gesetzgebungsarbeit um jeden Preis Nein sagen, vermindert werden, desto weniger wird auch das Zentrum imstande sein, die Rolle einer regierenden Partei zu spielen. Auch die stärkste Partei im Reichstage muß sich mit einer andern verbinden, wenn sie die Mehrheit und dadurch bestimmenden Einfluß auf die Gesetzgebung gewinnen will. Schon nach den Hauptwahlen stand

fest, daß das Zentrum die stärkste Partei des Reichstags bleiben würde. Das Prinzip, das diese Partei zusammenhält, liegt außerhalb der nationalen Interessen. Sie vereinigt mit Hilfe dieses Prinzips — des konfessionellen — konservative und liberale Elemente. Wenn das Zentrum nun, um die Mehrheit zu erlangen, gezwungen wird, sich mit den Konservativen oder den Liberalen zu verbinden, so wird es auf die eine oder die andre Art immer genötigt, solchen Interessen, die mit nationalen Anschauungen im Zusammenhang stehn, Zugeständnisse zu machen. Ein Bündnis des Zentrums mit den Konversativen mag den Liberalen sehr unerwünscht sein und umgekehrt, aber es liegt in dieser legitimen Geltendmachung politischer Parteigrundsätze nichts, was in wichtigen nationalen Fragen gefährlich wirken könnte. Anders steht die Sache, wenn das Zentrum außerdem in der Lage ist, sich mit einer dritten Partei zu verbinden, die weder konservativ noch liberal, sondern grundsätzlich verneinend und Feindin unsrer ganzen Staatsordnung ist. Ein solches Bündnis kann nur taktischen Zwecken dienen, es kann nicht auf Übereinstimmung in der Sache, sondern nur auf zufälliger Übereinstimmung in einem gegebnen Ziele beruhn, und dieses Ziel kann lediglich negativer Natur sein, denn jedes positive Ziel müßte gerade diese beiden Parteien auseinanderbringen. Nur die Sorge um die Machtstellung der Partei, um die Förderung ihrer konfessionellen Zwecke, kurz der rücksichtloseste Parteiegoismus und das daraus entspringende Bedürfnis, den Staat um jeden Preis seine Macht fühlen zu lassen, ist imstande, in einer Frage, in der Konservative und Liberale einig sein müssen, das Zentrum im Gegensatz zu allen gesunden politischen Prinzipien an die Seite der Sozialdemokratie zu führen. Darin aber, daß das Zentrum diese Rolle wirklich übernommen hat, zeigt es sich als eine antinationale, staatsfeindliche Partei, die bekämpft werden muß. Weiter jedoch ist klar, daß, wenn es nun einmal nicht gelungen ist, dem Zentrum eine genügende Zahl von Mandaten zu entreißen, wenigstens alles geschehen muß, zu verhindern, daß die Sozialdemokratie auch fernerhin dem Zentrum noch als ein begehrenswerter Bundesgenosse oder doch Weggenosse erscheint. Ist die Sozialdemokratie im Reichstage so schwach vertreten, daß das Zentrum nicht mehr darauf rechnen kann, bei der rücksichtslosen Verfolgung seiner Machtpolitik stets die indirekte Hilfe einer Partei zu finden, die Opposition macht, nur weil es Opposition ist, so ist das Zentrum gezwungen, sich entweder ganz auszuschalten oder mit dem rechten oder linken Flügel der bürgerlichen Parteien zu gehn, und verliert damit seine Bedeutung als Schädling unsers parlamentarischen Lebens.

Ähnliche Erwägungen haben nun aber die Wortführer der freisinnigen Vereinigung veranlaßt, sich besonders der Möglichkeit zu erinnern, daß das Zentrum künftig vorwiegend mit den Konservativen zusammengehn könnte. Dann würde — so meinen sie — infolge der Schwächung der Sozialdemokratie der Liberalismus im neuen Reichstage erst recht an die Wand gedrückt werden. Das Zentrum sei wohl geneigt, sich zur Verfolgung seiner parteipolitischen Sonderziele auch der äußersten Linken zu bedienen; könne das aber nicht mehr geschehen, so werde der reaktionäre Charakter des Zentrums um so stärker hervortreten. Deshalb sei es nach dem überraschenden Ergebnis der Hauptwahlen erste Pflicht aller entschieden liberalen Wähler, eine weitere Schwächung der Sozialdemokratie nicht zuzulassen. So predigten die Propheten dieser liberalen Gruppe bis zum letzten Augenblick vor den Stichwahlen den Kreuzzug gegen die Reaktion und damit die Loslösung des entschiednen Liberalismus von dem nationalen Block zugunsten der Sozialdemokratie.

Herr Theodor Barth hat in seiner Wochenschrift „Die Nation“ diesen Standpunkt näher zu begründen versucht. Es ist bemerkenswert, von welchem Standpunkt aus er die Aussichten der Zukunft beurteilt. So meint er unter anderm: „Der entschiedne Liberalismus konnte bisher bei jeder ernsthaften liberalen Aktion auf die Stimmen der Sozialdemokratie zählen und wird es in Zukunft auch können.“

Die Wahrheit ist, daß die Sozialdemokratie in ihrer Presse und, wo sie konnte, auch im Parlament den bürgerlichen Liberalismus ohne Unterschied der besondern Färbung bis aufs Messer bekämpft hat. Wenn sich trotzdem oft genug die Stimmen der immer verneinenden Sozialdemokratie mit denen des radikalen Liberalismus vereinigten, so beweist das nicht eine Gemeinschaft der Interessen und Grundsätze, sondern nur die leidige Tatsache, daß die sogenannten „ernsthaften liberalen Aktionen" jedesmal Äußerungen einer unfruchtbaren und doktrinären, sich gänzlich verirrenden Politik waren, der dann auch die Umsturzpartei mit Freuden ihre Unterstützung leihen konnte. Das Vorgehn der freisinnigen Vereinigung bei den entscheidenden Beratungen über den Zolltarif war typisch für diese Politik, die sogar von dem andern Flügel des entschiednen Liberalismus, damals noch durch den Mund Eugen Richters, die stärkste Verurteilung erfuhr. Es gibt vielleicht kein schlagenderes Beispiel für die Art, wie diese Gruppe durch ihre Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie den Liberalismus zu diskreditieren und die Reaktion zu stärken verstand. Denn wenn wir uns einmal — was in Wirklichkeit unsre Meinung nicht ist — auf den Standpunkt der Gegner des Zolltarifs stellen, so muß man doch sagen: diese rein wirtschaftspolitische Frage hätte mit sehr viel geringerm Schaden für den Nimbus der liberalen Ideen erledigt werden können. Daß sie in liberalen Augen wirklich den Anschein einer Niederlage des Liberalismus erhielt und mit einer schweren Schädigung des parlamentarischen Ansehens verbunden war, ist doch nur der Obstruktion der freisinnigen Vereinigung und der Sozialdemokratie zu verdanken. Die liberalen Aktionen, die mit Hilfe der Sozialdemokratie unternommen worden sind, begründen die schärfste Kritik, die an der Haltung unsers radikalen Liberalismus nur möglich ist. Wenn der Liberalismus gesunden will, so muß er positiver und selbständiger werden und die nationale Grundlage wieder zu gewinnen suchen. Es ist ihm jetzt die erste praktische Gelegenheit geboten worden, sich in gut nationalem Sinne zu betätigen, ohne seine Prinzipien aufzugeben; aber es hieße diese Gelegenheit verpassen, wenn er es jetzt nicht versteht, die Sozialdemokratie endgiltig abzustoßen.

Es berührt merkwürdig, wie wenig Selbstvertrauen und Zukunftshoffnung aus den Meinungen der Kämpen der freisinnigen Vereinigung herausklingt. Wenn in Deutschland liberal regiert werden soll, so ist doch die erste Voraussetzung und das erste Erfordernis dafür, daß die Parteianschauungen einen sichern Rückhalt und das nötige Vertrauen in weiten Volkskreisen finden. Solange die Partei selbst die realpolitischen Möglichkeiten nicht erkennt und sich dadurch zur Geltung zu bringen versucht, daß sie sich auf eine in unfruchtbarer Verneinung stecken bleibende Nachbarpartei stützt, kann sie doch unmöglich erwarten, daß sie eine genügende Zahl von Anhängern gewinnt, geschweige denn, daß in ihrem Sinne regiert wird. Augenblicklich aber sollte wenigstens erkennbar sein, daß der Liberalismus im Sinne des Herrn Barth gar nicht imstande ist, gegenwärtig noch den Einfluß des Liberalismus durch Unterstützung der Sozialdemokratie wesentlich zu verstärken. Denn solche Bemühung wird immer ungenügend bleiben. Soweit sie überhaupt noch in Wirksamkeit tritt, wird sie der Sozialdemokratie nur wenig Mandate retten können; dieses Ergebnis kommt aber nicht dem Liberalismus zugute, sondern hilft nur dem Zentrum, seine alte Machtstellung wiederzugewinnen. Der Standpunkt des Herrn Barth ist also in jeder Beziehung unbegreiflich.

Etwas Richtiges ist wohl an der Besorgnis, daß die Parteiverhältnisse im neuen Reichstage wohl noch mehr als früher ein Zusammengehen des Zentrums mit den Konservativen nahe legen werden. Aber unrichtig ist es, darin eine arglistige Absicht der Regierung bei der Reichstagsauflösung zu sehen. Sie hat loyal an die Meinung und den Willen des Volkes appelliert; es war Sache des Liberalismus, sich bei dieser ihm gebotnen günstigen Gelegenheit selbst durchzusetzen

und zu zeigen, was er hinter sich hat. Ist das nicht gelungen, wem kann daraus ein Vorwurf gemacht werden? Nur die Mitarbeit der Parteien an der Gesetzgebung, ihr Auftreten im Parlament kann ihnen verlornen Boden wieder schaffen. Aber es scheint, die freisinnige Vereinigung ist am wenigsten geeignet, den rechten Weg dazu zu finden.

Der Haß gegen das Zentrum hat auch nationale Parteien, die sonst von dem Doktrinarismus der Gruppe um Barth weit entfernt sind, dazu verführt, noch im letzten Augenblick die Parole, daß bei den Stichwahlen vor allem die Sozialdemokratie bekämpft werden müsse, auf das schärfste zu tadeln. Man hat darin die Neigung der Regierung zu erkennen geglaubt, aufs neue mit dem Zentrum zu paktieren. Der Vorwurf war ungerecht, denn es ist der Regierung nicht eingefallen, den nationalen Parteien da, wo die Bekämpfung des Zentrums auch in der Stichwahl noch möglich und vernünftig war, in den Arm zu fallen. Wo die Sozialdemokratie mit andern bürgerlichen Parteien in der Stichwahl stand, war die Parole: Gegen die Sozialdemokratie! eine Selbstverständlichkeit, und es war einfach Pflicht der Regierung, auch dem Zentrum noch ins Gewissen zu reden. Zweifel konnte nur entstehn, wo ein Kandidat des Zentrums mit einem Sozialdemokraten in der Stichwahl stand. Hier aber hätte die Aufrechterhaltung der Hauptwahlparole: „Gegen Sozialdemokraten und Zentrum!“ praktisch zur Wahlenthaltung der nationalen Parteien führen müssen. Das aber wäre falsch gewesen. Auch hier war das Wichtigere, gegen die Sozialdemokratie zu stimmen, auch wenn man sonst vielleicht der Meinung ist, der Ultramontanismus sei der gefährlichere Gegner. Denn gerade die Möglichkeit eines Mißbrauchs der Macht durch den Ultramontanismus würde durch die Schwächung der Sozialdemokratie am wirksamsten bekämpft; die direkte Schwächung des Zentrums war nach dem Ergebnis der Hauptwahlen ein unerreichbares Ziel geworden.

Wir werden nun schon in der nächsten Betrachtung die Machtverhältnisse der Parteien im neuen Reichstage näher würdigen können.

Ein französischer Bericht aus den Oktobertagen 1806. Der Gedenktag der Schlachten von Jena und Auerstädt hat in letzter Zeit im Mittelpunkte des Interesses gestanden und zahlreiche politische und militärische Erinnerungen und Betrachtungen gezeitigt, die vielfach auch die Persönlichkeit der Königin Luise betrafen. Wir erinnern uns dabei der Memoiren von Constant,*) des langjährigen ersten Kammerdieners Napoleons des Ersten, der der Episode von Jena und der Anwesenheit der Königin Luise bei der Armee eine längere Besprechung widmet. Wenn diese Memoiren auch keinen Anspruch auf historischen Wert erheben, so sind die die tragischen Oktobertage betreffenden Aufzeichnungen, trotz ihrer romanhaften Ausschmückung und vielfachen Unrichtigkeit, als Zeichen der damals kursierenden und geglaubten Gerüchte nicht ganz uninteressant.

„Die Königin war, schreibt Constant, kriegerischer gestimmt als selbst Blücher. Sie trug die Uniform des Regiments, dem sie ihren Namen gegeben hatte,**) zeigte sich bei allen Revuen und befehligte die Truppenübungen.“ An der Schlacht bei Jena, erzählt Constant, habe sie persönlich teilgenommen. Einige Minuten vor dem Angriff sei sie, ein kräftiges und schnelles Pferd reitend, in der Mitte der Truppen erschienen, und die Elite der Berliner Jugend (l'élite de la jeunesse de Berlin) sei der königlichen Amazone gefolgt, die die vorderste Linie der Schlachtordnung

*) Mémoires de Constant, premier valet de chambre de l'Empereur, sur la vie privée de Napoléon, sa famille et sa cour. Paris, 1830.

**) Gemeint sind jedenfalls die Königin-Dragoner.

abgaloppierte. „Alle Fahnen, die sie eigenhändig gestickt hatte, um die Truppen zu ermutigen, und ebenso die des großen Friedrich, die vom Pulverrauch geschwärzt waren, senkten sich bei ihrem Nahen, während begeisterte Zurufe in allen Reihen der preußischen Armee ertönten. Der Himmel war so klar, und die Armeen standen sich so nahe gegenüber, daß die Franzosen leicht die Uniform der Königin unterscheiden konnten. Dieses eigentümliche Kostüm war zum Teil die Veranlassung zu den Gefahren, denen sie bei ihrer Flucht ausgesetzt war. Sie trug einen glänzenden Stahlhelm mit einem prachtvollen Federstutz und einen von Gold und Silber strotzenden Küraß. Ein Gewand von Silberstoff vervollständigte ihren Schmuck; es fiel bis auf die Füße nieder, die mit roten Halbstiefeln, an denen sich goldne Sporen befanden, bekleidet waren. Dieses Kostüm erhöhte die Reize der schönen Königin. Als die preußische Armee die Flucht ergriff, blieb die Königin allein zurück mit drei oder vier jungen Leuten aus Berlin (trois ou quatre jeunes gens de Berlin), die sie verteidigten, bis daß sich zwei Husaren, die sich während der Schlacht mit Ruhm bedeckt hatten, in schärfstem Galopp, mit geschwungnem Säbel auf diese kleine Gruppe stürzten, die augenblicklich zersprengt wurde. Erschreckt über diesen plötzlichen Angriff ergriff das Pferd, das Ihre Majestät ritt, die Flucht im schnellsten Lauf, und es war ein Glück für die flüchtende Königin, daß es so schnell war wie ein Hirsch, da die beiden Husaren sie sonst unzweifelhaft gefangen genommen hätten. Mehr als einmal waren sie ihr so nahe gekommen, daß sie ihre Worte und ihre Späße hörte, geeignet, ihr Ohr zu beleidigen. So verfolgt, erreichte die Königin nahezu die Tore von Weimar, als eine starke Abteilung der Dragonerdivision Klein*) in voller Karriere nahte. Der Chef hatte Befehl, die Königin um jeden Preis gefangen zu nehmen. Aber kaum hatte sie die Stadt erreicht, als die Tore geschlossen wurden. Die Husaren und die Dragonerabteilung kehrten mißvergnügt nach dem Schlachtfelde zurück. Die Einzelheiten dieser eigentümlichen Verfolgung kamen bald zu den Ohren des Kaisers, der die Husaren zu sich kommen ließ. Nachdem er ihnen in sehr strengen Worten seine Unzufriedenheit ausgesprochen hatte über die unanständigen Witze, die sie sich über die Königin erlaubt hatten, während doch ihre unglückliche Lage die Achtung, die ihrem Rang und ihrem Geschlecht zukam, hätte vergrößern sollen, ließ sich der Kaiser Bericht erstatten über das Verhalten der beiden Braven während der Schlacht. Da er erfuhr, daß sie Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten, so gab ihnen Seine Majestät das Kreuz und ließ jedem dreihundert Franken als Gratifikation auszahlen."

Gegenüber dieser romanhaften Erzählung sei nun daran erinnert, wie sich die Dinge wirklich zugetragen haben, und welche Rolle der unglücklichen Königin Luise tatsächlich zufiel. Wir folgen dabei den Aufzeichnungen ihrer treuen Gefährtin, der Gräfin Marie von Voß,**) und dem im Oktoberhefte 1906 der Deutschen Rundschau veröffentlichten Auszug aus einer zu erwartenden Biographie der Königin Luise von P. Bailleu, dem außer bekannten Quellen auch bisher unbenutzte mehrfach zur Verfügung standen.***)

Die Königin Luise war im Frühjahr 1806 öfters unwohl und mußte die Bäder in Pyrmont gebrauchen, die ihr gut taten. Nach Potsdam zurückgekehrt, erfuhr sie „zu ihrem Schrecken" (wie Gräfin Voß schreibt), daß der Krieg gegen Frankreich beschlossen sei und die Armee marschfertig. Sie folgte dem König ins Feld; am 21. September fand die Abreise von Potsdam, am 23. die Ankunft in

*) Die Dragonerdivision General Klein bestand aus den Dragonerregimentern 1, 2, 14, 20 und 26 und gehörte zur Kavalleriereserve Murats.

**) Sophie Marie Gräfin von Voß, Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. Leipzig, Duncker & Humblot, 1876.

***) Deutsche Rundschau, Heft 1, Oktober 1906, S. 32.

Naumburg statt. Hier litt die Königin an schmerzhaftem Kopfreißen und wagte erst nach einigen Tagen auszufahren. Über ihren Anzug schreibt Bailleu: „Sie war, wie gewöhnlich, weiß gekleidet; auf dem meist umhüllten Kopf ein Hut mit Kornblumen und Cyanen.“ Das klingt also anders als die phantastische Uniformbeschreibung bei Constant. Am 4. Oktober wurde das Hauptquartier nach Erfurt verlegt. Hier wurde schon vielfach die Frage erörtert, ob es nicht besser sei, wenn die Königin, ihrer eignen Sicherheit wegen, die Armee verließe. Sie erklärte, sich ganz dem Willen des Königs zu fügen.

Am 10. Oktober fand der Aufbruch des großen Hauptquartiers von Erfurt statt, es erreichte Abends Blankenhain. Bailleu schreibt: „Es war ein schrecklicher Abend, dem eine schreckliche Nacht folgte. Plötzlich fand man sich mitten im Kriege.“ Am 11. Vormittags erreichte die Königin Weimar, wo am Nachmittag auch der König eintraf. Am 13. erhielt die Königin die Mitteilung, daß die Armee aufbreche, um dem Feind entgegen zu gehn. Sie folgte am Nachmittage dieses Tages dem Vormarsche der Armee, und zwar auf persönlichen Wunsch des Königs, der sich nicht von ihr trennen mochte. Sie erreichte mit dem Kürassierregiment Reitzenstein die Straße von Auerstädt, wo sie den Herzog von Braunschweig traf. Gräfin Voß schreibt: „Die Königin, die Viereck, die Tauenzien*) und ich reisten ab (von Weimar) auf der Straße nach Auerstädt zu. Plötzlich ließ der Herzog von Braunschweig uns sagen, wir müßten wieder umkehren, da in jener Richtung am folgenden Tage eine Schlacht erwartet werde.“ Die Königin kehrte demnach nach Weimar zurück, von wo sie am nächsten Morgen — 14. — früh fünf Uhr zum zweitenmale aufbrach. General Rüchel hatte ihr die Reiseroute aufzeichnen lassen; sie sollte den Harz im Westen umgehn und über Braunschweig nach Berlin zurückkehren. Die Reise fand über Erfurt, Mühlhausen, Göttingen, Braunschweig und Tangermünde statt. Am Abend des 17. traf die Königin in Berlin ein. Von Weimar bis Langensalza wurde der Wagen der Königin — sie mußte einen offnen benutzen, da der geschlossene zerbrochen war — von sechzig Mann unter zwei Offizieren eskortiert. Sonst bildete die Begleitung der Königin nur ihre Hofdamen und die Dienerschaft. Schon am 18. Oktober fand die Weiterreise von Berlin nach Stettin statt, nachdem am Abend des 17. die Nachricht von der Niederlage bei Jena und Auerstädt in Berlin eingetroffen war.

Man ersieht aus diesen kurzen Aufzeichnungen das Widersinnige der Constantschen Berichte. Königin Luise war der Inbegriff holder Weiblichkeit und hat, unsers Wissens, nie eine Uniform oder ein dem ähnliches Kleid getragen. Wenn sie sich im Oktober 1806 im großen Hauptquartier befand, so geschah es, um sich nicht von ihrem über alles geliebten Gatten trennen zu müssen und um dessen dringendem Wunsche zu entsprechen. Von einer Begleitung durch „die Elite der Berliner Jugend“ ist natürlich keine Rede, wenn damit nicht Offiziere gemeint sein sollen, die vielleicht zur Eskorte gehörten. Die Königin verließ, wie wir sehen, schon am 13. Oktober die Armee, um nach Weimar zurückzukehren, und reiste am 14. früh von dort, in Begleitung ihrer Damen, nach Berlin ab. Die Nacht vom 14. zum 15. verbrachte sie in Heiligenstadt. Die Königin war also während der Schlacht bei Jena und Auerstädt nicht mehr bei der Armee, und die Erzählung von ihrem Erscheinen vor der Front der Truppen, von ihrem „eigentümlichen Kostüm“ mit Stahlhelm, Federbusch und Küraß sowie von ihrer Flucht, verfolgt durch feindliche Husaren, gehört demnach vollständig in den Bereich der Fabel.

Wir würden es nicht für der Mühe wert gehalten haben, diese Constantsche Erzählung ad absurdum zu führen, wenn wir nicht geglaubt hätten, in diesen Tagen auch dieser französischen Phantasie als eines Kuriosums gedenken zu dürfen.

---

*) Hofdamen.

Zu Eckermanns Briefen an Goethe in Nummer 27 und 29 des vorigen Jahrgangs. Im zweiten Briefe (S. 136) erwähnt Eckermann, das Fräulein von Werlhoff habe ihm erzählt, zwei junge Freunde von ihr, deren einer Müri hieße, hätten kürzlich das Glück gehabt, in Weimar Goethe zu sehen. Als ich die Briefe mitteilte, konnte ich über den „Müri“ nichts feststellen. Jetzt verdanke ich der freundlichen Vermittlung des Professors A. Flöckher in Hildesheim und dem Entgegenkommen des Majors a. D. Dr. jur. Mühry in Hannover folgende Nachrichten:

Die Familie Mühry ist eine alte hannoversche Familie und mit der von Werlhoff eng befreundet gewesen. Ernst Mühry, im Jahre 1826 achtzehnjährig und Student der Rechte in Göttingen, später hannoverscher Obergerichtsrat und als solcher 1854 gestorben, ist der von Fräulein von Werlhoff genannte Jüngling gewesen und hat zu Pfingsten 1826 mit einem Reisegefährten, einem Herrn von Hammerstein, Weimar besucht, wo beide von Goethe empfangen worden sind. Hierüber berichtet Ernst Mühry seinem Vater, der Obermedizinalrat und Hofmedikus in Hannover war, in einem Briefe vom 26. Mai 1826 folgendes:

„... was mir meine Pfingstreise unvergeßlich machen wird, und was ich so leicht nicht aufgeben möchte, ist — daß ich Goethe gesehen und gesprochen habe. Du wirst vielleicht lächeln über mich, der ich über eine so geringfügige Sache ein so großes Aufheben mache, aber ich bin nun einmal ein so großer Verehrer von Goethe, daß es mir unendlich leid gethan haben würde, in Weimar gewesen zu sein, ohne ihn gesehen zu haben. Ich muß es wirklich als ein großes Glück betrachten, ihn gesehen zu haben, da er sonst ohne Empfehlungsbriefe nicht zu sprechen ist. Ich wagte es aber darauf, gieng mit einem meiner Reisegefährten, Herrn von Hammerstein, hin, ließ uns anmelden — und wir wurden angenommen.

Es war wirklich eine eigene Empfindung für mich, als ich in seinem alterthümlich dekorirten Vorzimmer wartete, in dem sein Geist aus allem mich anzuwehen schien, und ich nun wußte, daß ich in einigen Minuten die berühmteste Excellenz, die jetzt auf Erden existiert, sehen sollte. In den paar Minuten besah ich mir, so gut es gehen wollte, das Zimmer, die herrlichen Kupferstiche, und ein ungefähr 8 Fuß hohes Brustbild, das eine Copie einer Antique zu sein schien und, wie ich glaube, eine Juno vorstellte — endlich hörte ich eine Thür gehen, und nach einem Augenblick stand Goethe vor mir. Ich entschuldigte unsere Freiheit mit dem unwiderstehlichen Drange ihm unsere Verehrung zu beweisen, und der alte Herr sprach recht herablassend über unsere Reise, unsere Studien, Vaterland und dergl. So wahren wir wohl 8 Minuten bei ihm, entschuldigten uns dann nochmals und giengen seelenvergnügt nach Haus.“

Der Pfingstsonntag des Jahres 1826 ist auf den 14. Mai gefallen. Die „Pfingstreise“ Mührys und sein Besuch bei Goethe haben also in diesen Tagen stattgefunden und werden uns bestätigt durch Goethes Tagebücher, in denen am 19. Mai 1826 als Besucher „ein paar Göttinger Studierende“ genannt werden.

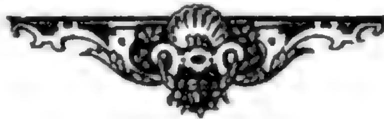
Heinrich Gerstenberg

Lästige Ausländer. Bei der Stichwahl in Döbeln zeigte sich eine neue nichts weniger als erfreuliche Erscheinung: eine Anzahl Russen, Studierende an der Universität Leipzig, hatte sich dem sozialdemokratischen Wahlkomitee als Schlepper zur Verfügung gestellt. Daß das Komitee von diesem Anerbieten dankend Gebrauch gemacht hat, ist nicht verwunderlich, ebensowenig die Tatsache, daß die politisch unreifen russischen Bürschchen mit den Sozialdemokraten sympathisieren, erstaunlich ist nur die Bereitwilligkeit, mit der deutsche Institute für Wissenschaft und Kunst — wir denken zunächst an Universität, Handelsschule und Konservatorium in Leipzig — den mehr als zweifelhaften slawisch-orientalischen Subjekten, die neuerdings Deutschland überschwemmen, ihre Tore öffnen. Wer Gelegenheit gehabt

hat, diese östlichen „Jünger der Wissenschaft“ zu beobachten, der wird uns bestätigen, daß diese halbzivilisierten, aber desto arroganter auftretenden Burschen, deren äußere Erscheinung Nase, Auge und Ohr in gleicher Weise beleidigt, und die man regelmäßig in Gesellschaft halbwüchsiger Mädchen sieht, ein öffentliches Ärgernis sind, von dem sich der Deutsche energisch befreien sollte.

Wenn diese Leute nun damit beginnen, dem Staate, der einen großen Teil der Kosten ihrer Ausbildung trägt, ihren Dank dadurch abzustatten, daß sie eine Partei unterstützen, die sich die Untergrabung jeder staatlichen Ordnung zum Ziele gesetzt hat, so sollte das den maßgebenden Behörden doch endlich die Augen öffnen. Oder ist der Deutsche immer noch daran gewöhnt, sich jede Frechheit gefallen zu lassen, wenn sie ihm von einem Ausländer zuteil wird? Von den Bürgern Döbelns hoffen wir, daß sie den Russen, die der deutsche Wahlkampf nicht das geringste angeht, einen Beweis von der „Steilheit fremder Treppen“ gegeben haben; von den deutschen Studenten sind wir überzeugt, daß sie sich für die Ehre bedanken werden, mit — sagen wir: theoretischen — Bombenwerfern und Meuchelmördern auf einer Bank zu sitzen; von der Universität, dem Konservatorium und der Handelsschule aber glauben wir erwarten zu dürfen, daß sie die Listen ihrer Hörer und Schüler einer Revision unterziehen und den Herren Ausländern, soweit sie nicht durchaus „zweifelsohne“ sind, den Rat erteilen, den Staub Leipzigs von den Füßen zu schütteln. Die deutsche Wissenschaft, die deutsche Kunst werden nichts verlieren, sondern können nur gewinnen, wenn sie einmal ein großes Reinemachen vornehmen. J. R. H.

Zur Schulreform. Der kürzlich verstorbne Gelehrte P. J. Möbius hatte die Schrift eines ungenannten Freundes: Gedanken über die Schule. Von einem alten groben Manne. (Leipzig, S. Hirzel, 1906) veröffentlicht. Es sind die allbekannten Klagen, kräftig und verständig vorgebracht, und diskutable Reformvorschläge. Eine Stelle wollen wir abschreiben, weil die darin niedergelegte Wahrheit noch nicht abgedroschen, auch in der Fachliteratur noch nicht genügend erörtert worden ist. „Der Knabe wird bei uns mit etwa fünfzehn Jahren geschlechtsreif. Im Beginn der zwanziger Jahre erreicht das Geschlechtliche in ihm seine größte Lebendigkeit. Damit aber hält die Lebhaftigkeit der geistigen Kräfte gleichen Schritt. Die Zeit vom 20. bis zum 30. Jahre ist die Blütezeit des menschlichen Geistes, und unter günstigen Umständen leistet er während dieser Zeit sein Bestes. Das will sagen, er ist dann am meisten zeugungsfähig; wenn er ursprünglicher Gedanken, wertvoller Einfälle fähig ist, so schafft er das Beste während dieser Zeit der Jugend. Es braucht nicht gleich alles zum Vorschein zu kommen, aber es keimt. ... In Hinsicht auf diese unabänderlichen Einrichtungen der Natur sind unsre gesellschaftlichen Einrichtungen so unvernünftig wie möglich. Je mehr man von einem jungen Manne erwartet, desto mehr erschwert man ihm den Eingang ins Leben. Vor allem macht man es ihm unmöglich, zur rechten Zeit zu heiraten, und drängt ihn so gewaltsam in Unsauberkeit, Ausschweifung, leibliches und geistiges Verderben hinein. Man läßt ihn auch von seinen Geisteskräften nicht den rechten Gebrauch machen, sondern zwingt ihn, sich da noch vorzubereiten, wo er schon leisten könnte und sollte, hält ihn zurück, wenn er in den Wettlauf eintreten möchte, und verzettelt die Zeit, bis die beste vorüber ist. Siebzehn und mehr Jahre soll er nur aufnehmen, in sich hineinfressen, ehe er zur Lebensarbeit zugelassen wird, und auch nachher ist von einer freien Tätigkeit noch gar keine Rede.“



Die englische Herrschaft in Indien

Die englische Herrschaft in Indien steht noch für lange Zeit auf festen Füßen. Und das ist gut. Denn Indien ist zur Selbstregierung noch nicht reif. Es könnte sich nur darum handeln, ob es einen andern Herrn bekäme. Möge dieser nun Rußland oder Japan heißen: für das Land selbst wie auch für Deutschland wäre es ein schlechter Tausch. Wo der russische Zöllner hintritt, da wächst kein Gras wieder, und auch eine japanische Zollherrlichkeit in fremden Ländern möchten wir nicht erleben. England dagegen läßt in Indien fast uneingeschränkten Freihandel walten, und wo es Zölle erhebt, müssen englische Waren sie ebensogut bezahlen wie deutsche. Höchstens könnte man sagen: den indischen Zuckerschutzzoll bezahlt England nicht, weil es keinen Zucker ausführt, wohl aber Deutschland. Das ist richtig, doch ist eine solche Einzelheit nicht maßgebend für den ganzen Charakter der englischen Herrschaft.

So lange die Geschichte von Indien weiß, hat sich das Land niemals selbst regieren können. Es ist ethnographisch durchaus keine Einheit, denn immer sind kräftige Bergvölker von Norden hereingedrungen und haben die verweichlichten Bewohner des Flachlandes unterworfen. Dann verweichlichten sie in dem feuchtwarmen Klima selber und wurden die Beute andrer. Sogar von den hindostanisch sprechenden sogenannten Arisch-Indiern ($195\,^{1}/_{2}$ Millionen Einwohnern) sind nur die obern Kasten, die Brahminen und Soldaten indogermanischen Ursprungs, die übrigen sind allerlei Ureinwohnerstämmen entsprossen. Die Draviden mit 53 Millionen und die zahlreichen kleinern Völkerschaften haben mit den eigentlichen Indern keine Stammesgemeinschaft. Auch jetzt würden die Inder keine nationale Herrschaft entwickeln können, schon weil sie selber wieder in eine zur Hindureligion gehörende Mehrheit und eine mohammedanische Minderheit von 57 Millionen gespalten sind. Es fehlen noch durchaus die Elemente, die über die zur Aufrichtung einer Herrschaft erforderliche Kraft verfügten. Alle miteinander sind weichliche Völkerschaften. Wenn man auf den gefährlichen Aufstand von 1857 verweist, so ist doch mancherlei ernstliches dabei zu bedenken. Damals

unterschätzte England die Wehrhaftigkeit des Volkes gründlich. Es erzwang an sich nützliche Reformen ohne Rücksicht auf die Gefühle der Eingebornen und bedachte nicht, daß seinen 57000 Mann europäischen Truppen noch immer 700000 Mann farbiger Soldaten gegenüberstanden, teils in unmittelbarem britischen, teils im Dienste von Vasallenfürsten. Das Faß zum Überlaufen brachte die Ausgabe eingefetteter Patronen; die Hindu verehren das Rind als heilig, die Mohammedaner verabscheuen das Schwein. War das Fett nun vom Rind oder vom Schwein, jedenfalls hatte man die religiösen Gefühle beider großen Religionsgemeinschaften gründlich verletzt. Solche Fehler wird man zu vermeiden wissen.

Seitdem hat sich nun Indien in jeder Beziehung großartig entwickelt. Die Eisenbahnen, Telegraphen, Kanäle, Wasserleitungen, die Schulen, die Polizei, die Gerichte verkünden die segensreiche englische Herrschaft. Ein halbes Jahrhundert ohne Aufstände liegt hinter uns. Die Wohlfahrt eines Volkes von 290 Millionen, dem es an eigner Tatkraft mangelt, emporzubringen, ist ein Riesenwerk. Daß das noch nicht vollbracht ist, kann nicht überraschen. Gewiß ist, daß auch hierin große Fortschritte gemacht sind.

Schließlich erlebt England aber mit den Hindus dasselbe, was unser Schicksal mit den Polen ist: gerade dadurch, daß England das Volk so wesentlich gehoben hat, kommen auch die Triebe zur Unabhängigkeit zum Leben. In Indien hat man es erst mit den Anfängen zu tun. Aber unausbleiblich sind die Fortschritte. Denn der heutige Stand der Humanität verträgt es nicht mehr, daß man eine unterworfne Masse von den Segnungen der Bildung ausschließt, wie die Amerikaner das mit den Negern gemacht haben. Die Kultur hat einen innerlichen Drang, andre an ihren Vorteilen teilnehmen zu lassen, und England hat dem in vollem Umfange nachgegeben, indem es im Lande niedere und hohe Schulen errichtet und die Studien von Indern an seinen eignen Hochschulen begünstigt hat. Damit ist eine Schicht hochgebildeter Inder entstanden, die an englischer Literatur und Wissenschaft regen Anteil nimmt. Viele davon stehen auf englischer Seite und verfechten vor ihren Landsleuten die Überzeugung, daß Indien nur gewinnen könne, wenn auch fernerhin die Engländer am Ganges und am Indus geböten. Es sind aber auch viele andre da, die von einer Unabhängigkeit, von einem Regiment träumen, das sie sich wohl wesentlich als in ihren Händen liegend vorstellen.

Das trat schon längst vor dem russisch-japanischen Kriege hervor. Oft hat England schon mit einiger Unruhe auf diese Dinge geblickt und sich zur Wachsamkeit ermahnt. Der große Sieg eines asiatisches Volkes über eine weiße Großmacht hat nun das bewirkt, was eigentlich alle Welt im voraus als unausbleiblich voraussah: eine ganz wesentliche Hebung des Selbstgefühls der Inder, eine Stärkung der Unabhängigkeitsträume. Die Inder wissen recht gut, daß Englisch-Indien von mehr als 290 Millionen Einwohnern bewohnt ist, während Japan nur den sechsten Teil hatte. Sie wissen ferner, daß wie stark

auch England zur See sein mag, seine Landtruppen gegen das, was Rußland in der Mandschurei aufstellen konnte, gar nicht verschlagen. Und doch hat das erst so kurze Zeit unter den Einwirkungen der europäischen Kultur stehende Japanervolk die russische Landmacht glänzend besiegt. Damit werden natürlich die Hoffnungen, daß sich auch die riesige Volksmasse Indiens einst von dem Joche der Engländer befreie, sehr gekräftigt. An einen bewaffneten Aufstand denken wohl zurzeit nur wenige. Denn die englischen Truppen, wenn auch nicht viel zahlreicher als 1857, halten die wichtigsten Posten besetzt. Sie haben sich viele farbige Soldaten angegliedert, auf deren Abfall die kleine allenfalls unruhige Schicht der Gebildeten denn doch nicht rechnen kann. Die Vasallenfürsten haben aber nur halb so viele Soldaten wie 1857, und eins hat ihnen die britische Regierung niemals erlaubt: Kanonen zu besitzen; Kanonen vertraut man nicht einmal unter britischem Kommando stehenden farbigen Truppen an. Obendrein hütet sich England, wie schon oben erwähnt, sehr sorgfältig, die Mohammedaner und die Hindus abermals gemeinsam zu kränken.

So lange nicht etwa ein auswärtiger Feind auf indischem Boden erscheint, ist ein indischer Aufruhr also ein wesenloses Gespenst. Doch kann man unbedenklich sagen, daß die Sache schon so weit ist, daß England nicht ohne die größte eigne Gefahr japanische Regimenter herbeirufen dürfte, etwa um die Nordgrenze gegen Rußland zu verteidigen. Es wüßte wohl, wann sie kämen, aber nicht, wann sie gingen. Vielleicht machte es eine ähnliche Erfahrung wie Süditalien, als es gegen die Sarazenen die Normannen zu Hilfe rief, die fortan als Herren im Lande sitzen blieben. Oder wenn Japan auch so weit nicht gehn wollte, so könnte doch die bloße Abhängigkeit der englischen Herrschaft von dieser asiatischen Hilfe den Indern die beschränkten Machtmittel ihrer Beherrscher allzu deutlich machen.

Vor offen aufrührerischen Bestrebungen müssen sich die Inder natürlich hüten. England würde nicht fackeln, um sie sogleich im Keim unschädlich zu machen. Aber innerhalb der Gesetze kann man sich viel erlauben. Die gebildete Schicht sucht zunächst eine Selbstverwaltung des Landes durch die Inder zu schaffen und sich für diese Zwecke ein geeignetes Organ heranzubilden, ein indisches Parlament. Die eigentlichen Träger dieser Forderung sind die Hindus, die zur brahmanischen Religion gehörigen Inder, die mit 207 Millionen Seelen die große Mehrheit bilden. Sie sind es auch, denen die Regierung in erster Linie mißtraut. Bengalen, der am dichtesten bevölkerte Teil des Landes, ist der Hauptsitz der Brahmaanhänger. Die Provinz hat $74^1/_2$ Millionen Einwohner, wovon 48 Millionen Hindus und $23^1/_2$ Millionen Mohammedaner sind; der Rest verteilt sich auf verschiedne Religionen. Die Mohammedaner bilden in der Osthälfte die Mehrheit. Die Regierung ist nun wohl gewillt, den Eingebornen ein gewisses Maß von Selbstverwaltung zu geben, aber an eigentliche parlamentarische Formen denkt sie nicht. Das hat der Vizekönig Lord Minto am 1. Oktober 1906 einem mohammedanischen Ausschuß deutlich erklärt, der

bei ihm war, nicht um eine Volksvertretung zu fordern, sondern seine Besorgnis auszusprechen, daß die Anhänger des Propheten dabei in eine hoffnungslose Minderheit kämen. Um diese in der wichtigen Osthälfte Bengalens in den Besitz der Macht zu setzen, hat die Regierung Bengalen in zwei Hälften zerlegt.

Damit hat sie die Hindus noch oppositioneller gemacht. Diese haben einen „Allindischen Bund" gegründet, und unter solchem vielversprechenden Namen haben sie die unzufriednen Elemente gesammelt. Ende Dezember hielt der Bund seine Versammlung ab. Er wählte den gemäßigtsten Mann zu seinem Vorsitzenden. Nach dem, was dieser gemäßigtste forderte, kann man sich die Gesinnung der andern leicht ausmalen. Er wollte „Selbstverwaltung", wie sie die übrigen britischen Kolonien genössen. Auch den Indern könnte England eine solche nicht abschlagen, denn sie wären britische Untertanen gleich den Bewohnern von Australien, Kapland und Kanada. Da diese britischen Europäerkolonien nur noch in einem ganz losen Zusammenhang mit dem Mutterlande stehn, so weiß man, was das für das übervölkerte Indien zu bedeuten haben würde. Es wird aber noch präzisiert: „Die Verwaltung soll in allen Zweigen und Einzelheiten in den Händen des Volkes sein; alle Gesetzgebung und Besteuerung sowie alle Ausgaben sollten von den zu wählenden Volksvertretern bestimmt werden. Alle Gehalte, Pensionen, Vergütungen, Lieferungen, alles, was Indien an Ausgaben für den Zivil-, Heeres- oder Flottendienst aufwendet, sollte nur Indien zugute kommen."

Natürlich hat England schnell begriffen, worum es sich handelt. Natürlich antwortet es mit einem runden Nein und gibt sich doppelte Mühe um die Mohammedaner. Aber als den Anfang einer Bewegung, von der es noch mehr hören wird, muß es die Sache doch ansehen.

Militärische Jugenderziehung

Von Rittmeister von Witzleben

Je größer und je mehr die physischen und moralischen Kräfte der Nation in Anspruch genommen werden, um den sich stetig steigernden Anforderungen zu genügen, die an die Ausbildung jedes Einzelnen während seiner Dienstzeit als Soldat und an seine Leistungsfähigkeit in ernster Stunde, wenn das Vaterland in Gefahr ist, gestellt werden, desto notwendiger ist es, daß alle jene Kräfte möglichst schon von der frühesten Jugend an geweckt, sorgfältig und systematisch weiter entwickelt, gefördert und in lebendiger Frische erhalten werden. Die militärische Jugenderziehung ist zu diesen schönen Aufgaben am besten berufen. Aber so leicht sich dies ausspricht, so einfach ist das hohe Ziel doch nicht zu

erreichen, so wie die Dinge nun heute im allgemeinen im Staat und in den Schulen liegen. Um zu günstigen Resultaten zu kommen, wird es besonders notwendig werden, daß sich Heer und Schule mit noch größerm Verständnis als bisher gegenseitig in die Hände arbeiten, und daß vor allen Dingen die Schule auch die militärische Erziehung des jungen Nachwuchses der Nation im Auge hat und sie leicht und zielbewußt vorwärts bringt. In Betracht kommen hierfür natürlich nicht nur die Gymnasien und Realschulen, sondern namentlich auch die Volks- und Fortbildungsschulen, die an diesen großen Aufgaben mitwirken und nach einem ganz bestimmten, in den leitenden Grundsätzen völlig übereinstimmenden Programm arbeiten müssen. Schon Moltke hat nach dieser Richtung den Schulen die Wege angedeutet, die zum Ziele führen, als er das geflügelte Wort von dem preußischen Schulmeister, der die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe, dahin berichtigte, daß „nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, unsre Schlachten gewonnen hat“. Und den Moltkeschen Gedanken hat Graf Häseler mit ganz besondrer Wärme aufgenommen und weiterentwickelt, indem er auch in Wort und Schrift darauf hinwies, worauf es bei dieser militärischen Jugenderziehung ankommt, und was erstrebt werden müsse. Aus seinen Hinweisen ist zu entnehmen, daß sich die Schule in Zukunft nicht mehr damit begnügen dürfe, den Körper durch turnerische Übungen geschmeidig und biegsam zu machen oder durch exerziermäßige Bewegungen und dergleichen auf den Spielplätzen ihren jungen Zöglingen eine ausreichende Vorbereitung auf die spätre militärische Dienstzeit oder für den Soldatenberuf überhaupt geben zu wollen, sondern daß sie ganz besonders bestrebt sein müsse, auch den Geist und Verstand für die Bedeutung unsers gesamten Heerwesens zu wecken, daß sie Hand und Auge unsrer Jugend üben solle durch militärische Spaziergänge in das Gelände, die mit kleinen Zeichenaufgaben, Entfernungschätzen usw. zu verbinden seien, und daß sie namentlich in den niedern Volksschichten durch geschichtliche Belehrung den Patriotismus und das Interesse für die Armee anspornen und auch erhalten müsse. Auf den zuletzt genannten Punkt hat Graf Häseler schon in seiner Eigenschaft als kommandierender General ganz besondern Wert gelegt, und wer je Gelegenheit gehabt hat, ihn bei den Instruktionsbesichtigungen der Rekruten zu sehen, der wird sich gern und lebhaft erinnern, wie er mit seinen Fragen immer wieder auf die vaterländische Geschichte zurückkam und dabei betonte, daß ihre Kenntnis das Fundament sein müsse, das jeder junge Soldat aus der Schule in seine Dienstzeit mit hinüberbringen müsse.

Natürlich müssen wir uns aber bei allen diesen wertvollen Bestrebungen vor Übertreibungen hüten und dürfen nicht in Extreme verfallen, die von Nachteil sein können. Also Schülerbataillone oder Schießübungen auf der Schule, wie sie anderwärts organisiert sind und gepflegt werden, gehn nach unserm Dafürhalten über das Ziel hinaus, dagegen muß nach einem militärischen Bindeglied gesucht werden, das das auf der Schule Erlernte bis zum

Diensteintritt ins Heer nicht nur zusammenhält, sondern noch erweitert und befestigt. Denn gerade in diesem Zwischenraum von etwa sechs bis sieben Jahren liegt unzweifelhaft eine ernste Gefahr für die heranwachsende Jugend der Volksklassen. „Der junge Bursche, der mit vierzehn Jahren die Schulen verläßt, so sagt Graf Häseler, tritt in den Dienst als Knecht ein oder erlernt ein Handwerk, oder er sucht den Erwerb in Fabriken und Bergwerken. Harte rein körperliche Arbeit stumpft ab, die Erholungsstunden werden im Wirtshause verbracht; der Geist ruht, der Körper wird einseitig ausgebildet. Tritt schlechter Umgang hinzu, so verrohen Charakter, Sitte und Gemüt." Hier ist also eine Lücke in unsrer Jugenderziehung vorhanden, die ausgefüllt werden muß, je eher je besser. Ein vorzügliches Mittel hierzu bildet die „Jugendwehr", die allerdings vorderhand nur in Berlin existiert und hier im Jahre 1896 als „ein Verein für militärisches Turnen, Exerzieren und Schwimmen der männlichen Jugend" begründet wurde. Es ist damit beabsichtigt, junge Leute im Alter von vierzehn bis zwanzig Jahren (Lehrjungen, Laufburschen, Arbeiter, Handlungsgehilfen usw.) in den freien Abendstunden und an Sonntagen vor und nach dem Vormittagsgottesdienste in zweckmäßiger Weise zu beschäftigen, um sie den Gefahren der Großstadt, den schlechten Wohnungsverhältnissen zu entziehen und so auf Körper, Geist und Gemüt vorteilhaft einzuwirken. Die Beaufsichtigung und Leitung des Vereins ist in Händen von mehreren inaktiven Offizieren. Die Jugendwehr ist eingeteilt in ein Musikkorps, ein Korps der Spielleute, fünf Kompagnien, eine Marineabteilung und eine Sanitätskolonne. Das Musikkorps besteht aus den Musikschülern der Militärmusikervorschule zu Treptow. Es sind junge Berufsmusiker, die bei den Militärmusiken sehr gern eingestellt werden. Die Übungen der Spielleute leitet ein aktiver Bataillonstambour. Die Ausbildung geschieht nach dem Exerzierreglement für die Infanterie. Gewehre besitzt die Jugendwehr nicht. Es handelt sich also um Übungen auf der Stelle, im zerstreuten Gefecht und Marschbewegungen. Der Hauptwert aber wird auf Turnen an Geräten, auf Frei- und Gewehrübungen und Fechten gelegt. Auch findet theoretischer Unterricht statt. Diese Übungen werden bei jeder Kompagnie von einem mit den besten Zeugnissen entlassenen ältern Unteroffizier geleitet. Die Marineabteilung der Jugendwehr ist aus den Zöglingen gebildet, die beabsichtigen, dereinst in die Kaiserliche Marine einzutreten. Ihre Ausbildung hat ein früherer Feldwebel der Marine. Es finden im Sommer Übungen im Rudern, Klettern am Mast und Turnen statt. Die im Gebrauch befindlichen drei Boote (ein Kutter, zwei Gigs) gehören der Jugendwehr. Im Winter ist der Dienst wie bei der Kompagnie. Den Unterricht im Krankenträgerdienst erhalten die dazu sich meldenden jungen Leute durch einen früheren Sanitätsunteroffizier.

Nach dieser kurzen allgemeinen Darlegung und Schilderung der einschlägigen Verhältnisse bei uns dürfte es wohl nicht ohne Interesse sein,

einmal zu sehen, was für die militärische Jugenderziehung in andern Ländern geschieht, und was für Einrichtungen dort getroffen sind.

Da ist vor allen Dingen Japan zu nennen, das unbestritten einen Teil seiner jüngsten Kriegserfolge allein der Tatsache zu verdanken hat, daß es seine Jugend in den höhern und niedern Schulen ausgesprochen militärisch erzieht und besonders auch dafür Sorge trägt, daß das Erlernte in der Zwischenzeit vom Verlassen der Schule bis zum Beginn der militärischen Dienstpflicht nicht wieder verloren geht. Ein zu diesem interessanten Thema aus Tokio zugegangner Originalbericht enthält alle nähern Einzelheiten und sei hier eingefügt:

„In alten Zeiten — das ist für Japan bis vor ungefähr dreißig Jahren — lernten auch die Samuraifrauen das Fechten, um die Besitzungen ihrer Herren in deren Abwesenheit verteidigen zu können, ja mehr als das, sie stählten die Herzen ihrer jungen Söhne sowohl gegen die abergläubische Furcht wie auch gegen die natürliche Scheu vor dem Schrecklichen, indem sie sie um Mitternacht aussandten, abgeschnittne Köpfe von dem Galgen und den Schlachtfeldern zu holen oder ihnen ähnliche abschreckende Aufträge erteilten. Heutigentags nimmt sowohl der Sohn des Landbesitzers wie auch der Sohn des Exsamurai mit der größten Begeisterung teil an dem Kompagnieexerzieren, das allen Regierungsschulen zur Pflicht gemacht ist, und das die meisten Privatanstalten angenommen haben. Sogar Kinder von sechs bis sieben Jahren vergnügen sich bei günstigem Wetter damit, in Reihen hinter einem die Fahne der »aufgehenden Sonne« tragenden Führer anzutreten und im Tritt und gut militärischer Ordnung meilenweit in der glühenden Sonne zu marschieren. Um solche Ziele zu erreichen, sind in den Schulen die Einrichtungen und Bestimmungen für die körperlichen Übungen und militärischen Spiele sehr sorgfältig ausgesucht. Dazu gehört, daß jede Schule, nach den Gesetzen des Landes, über einen großen freien Platz verfügt. Hier werden in jeder Pause zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden unter Aufsicht und Leitung der Lehrer Spiele getrieben, meist in der Art, daß sich zwei Parteien bilden, die sich durch verschiedenfarbige Kopfbedeckungen unterscheiden, und es nun für jede Partei hauptsächlich darauf ankommt, nicht durch wüste Rauferei, sondern durch körperliche Gewandtheit und geschickte Bewegungen den Gegner abzudrängen und in die von ihm besetzte Stellung zu gelangen. Während aber an diesen Spielen die Knaben jedes Alters beteiligt sind, sich sogar nicht ausschließen dürfen, werden die ältern außerdem noch in der Handhabung des Gewehrs, im Felddienst, im Aufnehmen sowie in den wichtigsten Gebieten der Kriegskunst unterwiesen. Wer sich hierbei durch Fleiß, gute Leistungen, Geschicklichkeit und Umsicht besonders auszeichnet, erhält am Schlusse des Schuljahres eine Belobigung.

Auch während des theoretischen Schulunterrichts werden die Jungen wiederholt und nachdrücklich auf die Bedeutung der Armee, überhaupt auf den Wert des einzelnen Soldaten und die militärischen Pflichten jedes guten

Staatsbürgers sowie auf die Verdienste der großen vaterländischen Heerführer durch eine Art Instruktionsstunde hingewiesen. Hier richtet der Lehrer an seine Schüler zum Beispiel die Frage: Wer ist der glücklichste Mensch auf der Welt? worauf von allen im Chor geantwortet wird: »Das ist der Samurai, der das Schwert zieht zur Verteidigung des Vaterlandes.« Eine andre Frage lautet: Wer ist der größte Mann auf Erden? »Das ist der Admiral Togo!« erwidern die Knaben mit flammender Begeisterung.

Bei alledem darf aber nicht übersehen werden, daß diese ganze Art der militärischen Vorbildung der Jugend nicht etwa übertrieben oder gar zu frühzeitig begonnen wird. Der Japaner schickt seine Kinder im allgemeinen gern in die Schule. Einmal weil der Unterricht in den höhern sowohl wie in den niedern Volksschulen unentgeltlich erteilt wird, weil die gesamte Lehrzeit nicht über vier Jahre dauert, und weil wöchentlich nur 17 Stunden für den Unterricht festgesetzt sind. Dazu beginnen alle Schulen im Sommer erst um acht, im Winter um neun Uhr. Auch die bemittelten Stände haben für ihre Söhne, die die Gymnasien erster oder zweiter Ordnung besuchen, nur ein ganz geringes Schulgeld von 2 bis $2^1/_2$ Yen (4 bis 5 Mark) zu entrichten. Übereinstimmend ist dann für sämtliche Schulen des Landes festgesetzt, daß mit den körperlichen Übungen nicht vor dem zweiten Schuljahre begonnen werden darf, und die eigentlichen militärischen Exerzitien erst in den Plan des dritten Jahres aufzunehmen sind. Empfohlen wird aber von den Schulbehörden, daß sich die Schüler öfters auch während der Ferien zu kleinen soldatischen Übungen zusammenfinden möchten, wozu einiges Lehrpersonal, freie Plätze und in der letzten Zeit auch ältere Muratagewehre, die zum Preise von $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Yen käuflich sind, angeboten werden. An Ferien kennt die japanische Schulordnung nur die Zeit vom 1. bis 31. August, vom 26. Dezember bis 8. Januar und vom 27. bis 31. März. So marschierten im August vergangnen Jahres 670 Knaben der Keio Gigiku, einer der führenden Privatschulen, nach einem Dorfe in einiger Entfernung von Tokio und führten dort vollständig ausgearbeitete Manöver aus, an denen mehrere Offiziere teilnahmen."

Am schnellsten und ausgiebigsten ist dem Beispiel der Japaner in der militärischen Jugenderziehung Rumänien gefolgt. Denn hier wurde im Vorjahre ein eignes Lehrkorps für Militärschüler errichtet, nachdem ein zuvor im Distrikt Ilsow gemachter Versuch, die ältern Schüler der Dorfschulen in verschiednen militärischen Dienstzweigen (Exerzieren, Scheibenschießen, Instruktion über Heereseinrichtungen usw.) durch Militär unterweisen zu lassen, gute Erfolge ergeben hatte. Das neue Lehrkorps ist ausschließlich zur theoretischen und praktischen Ausbildung solcher Schuljugend bestimmt, die Staats- oder Privatschulen besuchen, und steht, was den Unterricht anlangt, unter dem Unterrichtsministerium, in jeder andern Hinsicht aber unter dem Kriegsministerium. Von besondrer Wichtigkeit sind aus dem die Errichtung dieses Lehrkorps betreffenden Gesetz die Artikel 3 und 6 hervorzuheben. Der Artikel 3

setzt fest, daß die militärischen Übungen, die militärtheoretischen Kenntnisse und das Schießen nach der Scheibe obligatorisch für die Schüler sämtlicher Schulen sein sollen. Und weiter spricht sich dieser Gesetzparagraph dahin aus, daß die in diesen Unterrichtsgegenständen erlassenen Zeugnisse denselben Einfluß auf die Versetzung in die nächst höhere Klasse haben sollen wie die Urteile der Lehrer in den andern Lehrfächern. Was Artikel 6 des Gesetzes anlangt, so geht daraus hervor, daß das Königreich Rumänien in fünf Kreise geteilt ist, die der militärischen Territorialeinteilung in vier Armeekorps und einen Divisionsbezirk entspricht. Jeder dieser Kreise ist in eine Anzahl militärischer Schulrevisorate geteilt, die durch die Ausführungsbestimmungen zu dem Gesetze festgesetzt ist.

Kommandeur des Lehrkorps für Militärschüler ist ein aktiver Stabsoffizier der Infanterie, der den Titel führt: Generalmilitärinspekteur sämtlicher öffentlicher und Privatschulen Rumäniens. Dieser Offizier trägt die ganze Verantwortung für den methodischen Militärunterricht an den Schulen. In seiner Tätigkeit wird er von einem Stabe unterstützt, der sich zusammensetzt aus einem aktiven Infanteriehauptmann als Adjutant, fünf Hauptleuten z. D. als Vorsteher der Kreise, 38 Hauptleuten oder Oberleutnants z. D. als Vorsteher der Militärschulrevisorate, 120 aktiven Unteroffizieren oder Kapitulanten als Untervorsteher der Militärschulrevisorate und aus drei Verwaltungsoffizieren. Außerdem ist dem Korps noch das nötige Kanzleipersonal beigegeben. Die Offiziere und Unteroffiziere dürfen nur aus der Infanterie entnommen werden, der Kommandeur des Korps und sein Adjutant müssen der aktiven Armee angehören, während die übrigen Offiziere (Kreis- und Vorsteher der Schulrevisorate) aus den zur Disposition gestellten Offizieren entnommen werden. Die Unteroffiziere, die als Untervorsteher der Militärschulrevisorate Verwendung finden, werden im Einvernehmen mit dem Kriegsminister aus dem aktiven Stande der Infanterie genommen; sie können sowohl Kapitulanten als auch solche Unteroffiziere sein, die noch ihre Präsenzdienstpflicht zu beendigen haben. Als Gehalt erhalten sie monatlich 125 Lei. Alljährlich wird am 1. (14.) April in Bukarest das gesamte Aufsichtspersonal zu einer dreitägigen Waffenübung zusammengezogen, und am 29. April (12. Mai) werden sämtliche Lehrer zu einer vierzigtägigen Ausbildungsperiode durch das Unterrichtspersonal versammelt, die mit einer Schlußprüfung endigt.

Sehr beachtenswert ist auch die militärische Ausbildung in den Schulen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das hierfür giltige Programm beruht auf einer Verordnung des Kriegsdepartements vom 6. April 1904. Nach dieser steht die militärische Ausbildung unter der Oberaufsicht des Präsidenten der Vereinigten Staaten, der zu seiner Hilfe Inspektionen zur Verfügung hat, die zunächst dem Kriegsdepartement Bericht erstatten.

Jede höhere Lehranstalt, die mehr als 150 Schüler unterrichtet, hat das Recht, einen Antrag auf Abkommandierung eines Offiziers als militärischen

Lehrer bei ihr zu stellen. Vorläufig soll aber die Zahl dieser Offiziere nicht 110 übersteigen. In die höhern Lehranstalten sind militärische Bildungsanstalten, Seminare, Akademien, Gymnasien und Universitäten einbegriffen. Die abkommandierten Offiziere werden in erster Linie den staatlichen Instituten zugeteilt, bei denen der militärische Unterricht schon obligatorisch ist. In zweiter Linie soll, soweit es angängig ist, die Zuteilung der Lehroffiziere an die Anstalten im Verhältnis zur Bevölkerungszahl stattfinden. Jeder abkommandierte Offizier muß schon fünf Jahre aktiv dienen, sein Kommando soll die Dauer von drei bis vier Jahren nicht überschreiten. Reserve- und inaktive Offiziere können auf ihren Wunsch ebenfalls als Militärlehrer zu den höhern Lehranstalten kommandiert werden. Vor Abkommandierung der Offiziere zu den privaten Lehranstalten überzeugt sich der militärische Inspektor, ob die Lehranstalt ihre Schüler im Geiste des Anstandes und der Disziplin erzieht. Das Kriegsdepartement ist bereit, den Lehranstalten, bei denen die militärische Erziehung eingeführt ist, Bekleidung, Ausrüstung, Waffen und Munition für die Schüler zu verabreichen. Für jeden Verlust an Material ist die Lehranstalt ersatzpflichtig. Hiervon ist jedoch die natürliche Abnutzung ausgenommen.

General von Gersdorf berichtet, daß dazu für den militärischen Unterricht die höhern Lehranstalten in drei Klassen eingeteilt sind, und zwar umfaßt Klasse A alle höhern Lehranstalten, die nicht zur Klasse B und C zählen. Klasse B umfaßt die wirtschaftlichen Schulen, die laut Gesetz zur Erteilung militärischen Unterrichts verpflichtet sind; Klasse C die militärischen Schulen, d. h. die Lehranstalten, deren hauptsächlichster Zweck das Aneignen eines hohen Grades von militärischen Dienstkenntnissen und Wissenschaften ist. Der Lehrplan für eine jede der drei genannten Klassen ist in wissenschaftliche und praktische Übungen eingeteilt. Er besteht in der Klasse A aus folgenden Disziplinen: a) praktischen: Exerzieren in geschlossener und aufgelöster Ordnung. Avant-, Arrieregarden und Vorpostendienst. Marschübungen. Wachtdienst. Scheibenschießen. Erste Hilfeleistung bei Verwundeten. b) theoretischen: Infanteriedienstreglement verbunden mit praktischer Instruktion. Wachtdienstinstruktion. Kleingewehrinstruktion. Schießinstruktion. Kriegsartikel. Vorlesung über Feldwachtdienst und eine solche über Gesundheitslehre. Außerdem: einiger Unterricht in der Listenführung, wie Aufstellung von Rapporten und Einstellungs- und Entlassungspapieren und dergleichen. In der Klasse B aus: a) praktischen: derselbe Kursus wie in Klasse A. Es tritt vermehrter Wachtdienst hinzu. b) theoretischen: derselbe Kursus wie in Klasse A. Es treten hinzu Vorlesungen über nachfolgende Gegenstände: a) Patrouillen und Vorposten. b) Marschdienst. c) Angriff und Verteidigung von Avantgarden, Arrieregarden und Militärtransporten. d) Operationsbasis und Operationslinien. e) Lager und Lagerhygiene. Alle diese Vorträge werden durch historische Beispiele erläutert. Die Schüler machen sich Notizen und halten später Vorträge über denselben Gegenstand. In der Klasse C aus:

a) praktischen: derselbe Kursus wie in Klasse B. Es treten hinzu erhöhte Anforderungen im Avantgarden-, Arrieregarden- und Vorpostendienst. b) theoretischen: derselbe Kursus wie in Klasse B. Es treten hinzu: a) Die Grundzüge in der Feldbefestigung und die des Festungskrieges. b) Das Studium eines Werkes über die Kriegskunst.

Sämtliche Schüler der Lehranstalten mit militärischem Unterricht werden Kadetten genannt. Sie erscheinen täglich zum Rapport. In den Schulen der Klasse A müssen wöchentlich vier, in den der Klasse B fünf und in den der Klasse C sechs Stunden für die militärische Unterweisung zur Verfügung stehn. Der als militärischer Lehrer bei der Anstalt angestellte Offizier hat vierteljährlich an seine militärischen Vorgesetzten zu berichten, ob der Geist der Anstalt ein guter ist, und ob sie die vom Staat gestellten Bedingungen erfüllt. Ferner berichtet er über die Schüler, die besondre Befähigung für den militärischen Beruf gezeigt haben. Diese werden in das Armeejournal der Vereinigten Staaten eingetragen. Ihnen stehen später besondre Bevorzugung bei der Beförderung in der Armee in Aussicht. Aus dem letzten Bericht des Kriegsdepartements geht hervor, daß zurzeit in den Klassen A, B und C nicht weniger als 38000 Schüler dergestalt militärisch erzogen werden.

Wenngleich die hier beschriebne militärische Jugenderziehung in den Vereinigten Staaten bis jetzt nur, wie wir gesehen haben, auf die höhern Lehranstalten beschränkt ist und nicht in allen Stücken unserm Ideal entsprechen kann, da zum Beispiel die Gymnastik dort anscheinend ganz vernachlässigt wird, während einige theoretische Unterrichtsgegenstände uns für den Gesichtskreis der Schüler als zu hoch gesteckt erscheinen, so hat die Einrichtung als Ganzes betrachtet doch zweifellos hohen Wert und verdient beachtet zu werden. Um so mehr, wenn erst die Projekte, annähernd gleiche Bestimmungen auch auf den Volksschulen durchzuführen, der Verwirklichung näher gerückt sein werden.

Auch die Schweiz hat die Bedeutung militärischer Jugenderziehung längst erkannt, denn schon die Militärorganisation vom Jahre 1874 nahm im Artikel 81 die Jugend bereits vom zehnten Lebensjahre ab gesetzlich in Anspruch. Dieser Artikel verlangte wörtlich: „Die Kantone sorgen dafür, daß die männliche Jugend vom zehnten Lebensjahre ab bis zum Austritt aus der Primärschule, dieselbe mag letztere besuchen oder nicht, durch einen angemessenen Turnunterricht auf den Militärdienst vorbereitet werde. Für die ältesten Jahrgänge können vom Bunde auch Schießübungen angeordnet werden."

Nun haben aber wohl den Schweizer Behörden im Laufe der Jahre mit den wachsenden Anforderungen an die Wehrkraft des Volkes und mit den zunehmenden Interessen einer unter allen Umständen gesicherten Landesverteidigung jene alten Bestimmungen aus dem Jahre 1874 nicht mehr ausreichend geschienen. Denn unterm 28. Juni 1906 hat das Militärdepartement ein ganz neues Programm für den militärischen Vorunterricht der männlichen Jugend herausgegeben und darin verlangt, daß der junge Schweizer Bürger mehr als bisher

auf den Dienst in den Rekrutenschulen vorbereitet werde, und daß die Übungen vor allem Rücksicht zu nehmen hätten auf die hauptsächlichsten militärischen Tätigkeiten: Marschieren, Überwinden von Hindernissen und Schießen. In Kraft getreten sind diese neue Bestimmungen erst am 1. Januar 1907. Aus dem lehrreichen und beachtenswerten Inhalt der neuen Verordnung seien besonders die Grundsätze hervorgehoben, die sich mit der Organisation und den Unterrichtsstatuten beschäftigen. Es sollen Jünglinge vom siebzehnten bis neunzehnten Lebensjahr sowie Zurückgestellte bei der Aufnahme zu den Kursen in erster Linie berücksichtigt werden. Kräftigen Leuten kann jedoch die Teilnahme schon im sechzehnten Altersjahr bewilligt werden.

Der militärische Vorunterricht wird in gemeindeweise zu bildenden Sektionen erteilt, deren Stärke nicht unter acht Mann betragen soll. Bei geringer Teilnehmerzahl oder bei Mangel an Lehrpersonal können sich auch mehrere Gemeinden zu einer Sektion vereinigen. An der Spitze der Sektion steht der Sektionschef, der für richtige Erteilung des Unterrichts und die Führung der administrativen Geschäfte verantwortlich ist. Im Interesse eines intensiven individuellen Unterrichts soll auf etwa acht Schüler ein Lehrer fallen. In jedem Kanton ist ein kantonaler Verband vorhanden, an dessen Spitze ein kantonales Komitee steht, das den Verkehr mit dem schweizerischen Militärdepartement vermittelt und diesem für die Durchführung des Vorunterrichts im Kanton verantwortlich ist. Ferner können in größern Kantonen eine Anzahl Sektionen zweckmäßig einem Kreischef unterstellt werden, der den Unterricht und die administrativen Geschäfte der Sektionen überwacht. Mit Vorunterrichtsschülern, die schon einen oder mehrere Jahreskurse bestanden haben, können bei genügender Zahl besondre Unterrichtsklassen gebildet werden. Diese arbeiten nach einem Unterrichtsprogramm mit erhöhten Anforderungen.

Die Teilnehmer an militärischen Vorunterrichtskursen werden vom Bunde durch Vermittlung der kantonalen Zeughäuser ausgerüstet mit: einem Infanteriegewehr, Modell 1889/96, mit ordonnanzmäßigem Zubehör, einem Patrontaschenpaar gegenwärtiger Ordonnanz mit Leibgurt, einer Patronenschlaufe, einer Exerzierbluse. Für diese Gegenstände sind die Verbandsleitungen verantwortlich. Diesen gegenüber haftet jeder Schüler für seine Ausrüstung. Mit Bewilligung des schweizerischen Militärdepartements kann der militärische Vorunterricht, wo sich Chargen der Armee nicht zur Verfügung stellen, auch von Turnverbänden durchgeführt werden. Zu diesem Zwecke sind besondre Vorunterrichtsklassen (= Riegen) zu bilden, an deren Spitze geeignete Vorturner stehen. Sämtlicher Unterricht ist möglichst individuell zu erteilen. Er umfaßt: Turnen, Soldatenschule, Gewehrkenntnis (Zerlegen, Zusammensetzen, Reinigen und Instandhalten des Gewehrs), Schießlehre (Visiereinrichtung, Anleitung zum Zielen), Schießen, Entfernungschätzen und die Zugschule, die jedoch auf das Bilden der Marschkolonne und das Wiederherstellen der Linie zu beschränken ist.

Mit besondrer Sorgfalt soll von diesen Übungen der Schießdienst betrieben werden unter Berücksichtigung der Individualität des Schülers. Alle Vorübungen wie Laden, Entladen, Anschlag und Abdrücken dürfen zuerst nur mit Platzpatronen und immer nur gegen Scheiben vorgenommen werden. Auf die Vorübungen folgt das Versuchsschießen mit scharfer Munition, und den Schluß bildet das Bedingungsschießen. Zu diesem werden die Schüler in zwei Schießklassen geteilt; die erste ist aus dem ersten Unterrichtskursus, die zweite aus dem zweiten oder auch dritten Jahreskurse gebildet. In jeder Klasse sind vier Übungen auf Entfernungen von 200 und 300 Meter, aber nur liegend und knieend, aufgelegt und freihändig, zu erfüllen. Für jede Übung erhält der Schütze fünf Patronen, doch können bis zu acht Patronen bewilligt werden, falls die Bedingungen nicht erfüllt wurden. Das Munitionsausmaß ist reichlich festgesetzt und beträgt je fünfzehn Platzpatronen für die Vorübungen, fünfzehn Patronen für das Versuchsschießen und zwanzig bis dreißig Patronen für die vier Übungen des Bedingungsschießens. Das neue Gesetz bestimmt endlich noch, daß jeder Jahreskursus der Gesamtausbildung mindestens fünfzig Unterrichtsstunden umfassen solle. In dieser Zahl sind größere Übungsmärsche und die auf die Besichtigungen verwandte Zeit nicht mit inbegriffen. Von den Stunden soll mindestens die Hälfte auf gymnastische Übungen und Soldatenschule mit Gewehr, die andre Hälfte für die Vorbereitungen zum Schießen und das Bedingungsschießen verwandt werden.

Jeder, der mit Aufmerksamkeit und unparteiischem Urteil diese strengen Satzungen zur militärischen Erziehung des jungen „freien" Schweizer Bürgers durchsieht, wird zu der Auffassung gelangen müssen, daß unter solchen Umständen auch das Milizheer an Bedeutung und soldatischem Wert gewinnen muß. Besonders der deutschen Sozialdemokratie, die ja allen Militarismus verwirft und bei jeder Gelegenheit das Ideale des Milizsystems in der Schweiz in den Vordergrund zu stellen weiß, werden diese Fortschritte und diese Art Ausgleich für das Fehlen eines stehenden Heeres ein Dorn im Auge sein.

In der Presse, auch des Auslands, wird von den neuen Schweizer Einrichtungen zur militärischen Vorbildung der Jugend besonders eingehend die sorgfältige Handhabung des Schießdienstes besprochen und dabei betont, daß die Schweiz mit diesen eingehenden Bestimmungen an der Spitze aller Nationen marschiere und die erste sei, die diesen Dienst in ein Schulprogramm aufgenommen habe. Diese Angaben sind aber unrichtig, sondern Frankreich ist es gewesen, das den Gedanken, schon die Jugend im Schießen auszubilden, zuerst gehabt und durchgeführt hat. Und zwar geschah dies unmittelbar nach dem großen Kriege von 1870/71, wo die Mobilmachung und Bewaffnung der großen Volksmassen zum Teil mit Erfolg durchgeführt worden war. Es wurden damals Schulkadettenkorps errichtet, und die jungen Krieger mit hölzernen Schwertern und Musketen ausgerüstet und nach militärischen Vorschriften geübt. Selbst an Paraden fehlte es nicht. Nach einigen Jahren wurde allerdings dieser

Versuch wieder aufgegeben auf das Drängen der Pädagogen und militärischen Sachverständigen. Namentlich die letztgenannten verwiesen darauf, daß die jungen Rekruten bei der Einstellung gewöhnlich alles vergessen hätten, was sie während der Schulzeit an Soldatenkunst gelernt hätten. Außerdem verursachte die ganze Einrichtung zu viel Kosten, besonders wegen der Munition, die bei der Truppe gespart werden mußte, um jenen Bedarf zu decken. Seitdem hat bei der französischen Republik die Idee eines militärischen Vorunterrichts für die heranwachsende Jugend so gut wie ganz geruht, und nur vereinzelt tauchten Wünsche auf, es möchten die alten Einrichtungen wieder aufgenommen werden. Aber zunächst ohne Erfolg. Erst die Resultate des russisch-japanischen Krieges und mit ihnen die Tatsache, daß Jung-Japan der Ursprung aller glorreichen Siege gewesen sei, hat den Franzosen die Augen geöffnet und die Gedanken einer militärischen Jugenderziehung neu belebt. Greifbare Gestalt haben die verschiednen Vorschläge allerdings noch nicht angenommen. Immerhin finden aber die Grundsätze, die einer der bekanntesten französischen Militärschriftsteller, der General Prudhomme, kürzlich in der France Militaire in beredten Worten veröffentlicht hat, solch allgemeine Beachtung, daß sich ihre Wiedergabe an dieser Stelle wohl verlohnt. Der General will die ganze Arbeit den bestehenden Turn-, Schützen- und Kriegervereinen überlassen und dazu mindestens in jedem Departementshauptort einen militärisch organisierten, dem kommandierenden General des Armeekorps oder des Territorialkreises unterstellten Verein ins Leben rufen. Jeden Sonn- und Feiertag sollen die der Schule entlassnen Jünglinge von Offizieren und Unteroffizieren des stehenden Heeres, der Reserve und des Landsturmes ausgebildet werden, ebenso sollen die Reservisten verpflichtet werden, bis zu ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre an diesem Dienst teilzunehmen. Die Veteranen, die sich beteiligen, sollen in Landsturmverbände der zweiten Reserve vereinigt werden. Die Brigadekommandeure der Gendarmerie (Sektionschefs) sollen genaue Kontrolle führen und an die Vereine Waffen und Munition, Turngeräte und Schießmaterial austeilen. So würden alle männlichen Hilfskräfte von Anfang an bis ins hohe Alter hinein militärisch geschult und lieferten dem Lande jederzeit eine für die Verteidigung des Vaterlandes brauchbare Wehrmacht. Die jungen, gut vorbereiteten Soldaten brächten in die Armee jene Begeisterung mit, die, ohne sich zu besinnen, kühn jeder Gefahr entgegentritt und die andern mitreißt. Die verfügbaren Reservisten (réservistes disponibles), die meist unverheiratet sind, gäben dem Ganzen Festigkeit und Rückgrat.

Die eigentlichen Reservisten würden, ohne beständig um ihre Familien besorgt sein zu müssen, ebenfalls mitgerissen. Sie würden im Training bleiben, als kräftige Leute für das Ertragen von Strapazen vorbildlich wirken und durch treue Pflichterfüllung den jungen ein Ansporn sein. Man könnte sie im Falle der Not, in Einheiten mit Reserveunteroffizieren und -Offizieren an der Spitze formiert, direkt in der Reservearmee verwenden. Die Leute vom Landsturm könnten ebenfalls sofort verwandt werden. Sie kennten ihre Vorgesetzten

von den Übungen her und würden eine mutvolle Truppe abgeben, während die Veteranen, die nur im Falle der höchsten Not aufzubieten wären, alsdann eine wirklich brauchbare Macht abgäben, die das nötige Selbstvertrauen hätte, pro aris et focis zu kämpfen.

„Man muß sich nur an die Verhältnisse von 1870/71 zurück erinnern,“ so schließt General Prudhomme seine interessanten Ausführungen, „jenen verhängnisvollen Krieg, wo innerhalb dreier Monate die Feldarmee nur ihre Waffenehre zu retten vermochte, und wo zwar in einem Augenblick neue Heere geschaffen worden sind, die aber aus lauter gewesenen Soldaten bestanden, die ihr Handwerk gänzlich vergessen hatten, sowie aus jungen Mobilgarden, denen jede Instruktion fehlte — wie froh wäre man damals gewesen, wenn die Leute, die heldenmütig ihr Vaterland, unerschrocken die Hauptstadt verteidigten, eingeübt gewesen wären! Wie ganz anders hätte man damals dem beinahe beständig siegreichen Erobrer entgegentreten, ihm Abbruch tun können!

Sind wir wirklich ein Volk in Waffen? Was müßte ein Volk zu leisten imstande sein, das nicht nur glühende Vaterlandsliebe, Heldenmut und eine gute Erziehung, sondern auch eine entsprechende militärische Ausbildung hat! Nur ein obligatorischer militärischer Unterricht von der Kindheit hinweg bis ins höchste Lebensalter hinauf führt uns dazu, einmal nicht nur passiv uns zu verteidigen — was stets zur Niederlage führt —, sondern gegen jeden Feind begeistert offensiv vorzugehen, ihn zu besiegen, zurückzuwerfen, vom Boden des heiligen Vaterlandes endgiltig zu vertreiben.“

Das sind große Gedanken und gewaltige Worte. Sie zeigen, wie man in Frankreich vorgehen will, um den schlimmen Begriff „Zahl“, von dem immer noch so viel die Rede ist, mit der Zeit aus der Welt zu schaffen. Die Franzosen haben durch die Annahme des Gesetzes über die zweijährige Dienstzeit gezeigt, welche Opfer sie dem Vaterlande zu bringen bereit sind; wer weiß, ob nicht auch die Prudhommesche Idee auf fruchtbaren Boden fällt, aufgegriffen wird und dadurch die uns benachbarte Republik zu einem zweiten Sparta macht.

Wie in Frankreich General Prudhomme so ist in England Feldmarschall Roberts der eifrigste Vorkämpfer für eine systematisch geregelte militärische Jugenderziehung. In Wort und Schrift tritt der greise Marschall immer wieder dafür ein, daß sowohl in den Volksschulen wie in den niedern Klassen der höhern Schulen die Knaben körperlich auf den Militärdienst vorbereitet werden müßten; in den höhern Klassen dieser Schulen sei diese Ausbildung ähnlich wie in den Kadettenanstalten einzurichten. Sämtliche Zöglinge der höhern Bildungsanstalten hätten nach beendetem Unterricht durch eine Prüfung den Nachweis ihrer militärischen Fähigkeit zu führen, wodurch sie die Anwartschaft auf spätere Beförderung zu Offizieren bei der Miliz oder den Freiwilligen erwürben. In das soldatische Programm aller Schulen seien Turnen, Exerzieren, Schwimmen und vorbereitende Schießübungen aufzunehmen. Lord Roberts sieht in der Annahme seiner Vorschläge das einzige Mittel, die Wehrkraft der Nation,

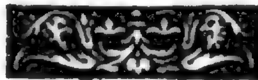
solange die allgemeine Wehrpflicht nicht eingeführt ist, auf eine gesunde Basis zu stellen und jeden waffenfähigen Mann so weit zum Soldaten zu erziehen, daß er im Falle der Not zur Verteidigung der Landesgrenzen mithelfen kann. Vorderhand sind Lord Roberts Ideen und Wünsche allerdings auf keinen sehr fruchtbaren Boden gefallen. Nur das Turnen soll etwas lebhafter betrieben werden, exerziermäßige Übungen auf der Schule werden dagegen für wenig zweckdienlich erachtet. Was den Schießunterricht anlangt, so hatte das Unterrichtsministerium der Volksschule in Bashey provisorische Erlaubnis dazu für Knaben von mehr als zwölf Jahren erteilt. Als aber diese Genehmigung infolge eines Mißverständnisses von noch vier andern Schulen in Anspruch genommen und dadurch die Neueinrichtung im ganzen Lande allmählich bekannt wurde, zeigte es sich, daß sie im höchsten Grade unpopulär war und von der Mehrheit der Bevölkerung durchaus nicht gebilligt wurde. Das Ministerium hat daraufhin einen wenig rühmlichen Rückzug angetreten, wie ein kürzlich veröffentlichtes Rundschreiben des Unterstaatssekretärs Birrell zeigt, der die ursprünglich gegebne Erlaubnis zurückzog und erklärte, daß der Schießunterricht in Volksschulen nicht nur nicht als ein notwendiger Bestandteil der körperlichen Erziehung, sondern nicht einmal für die Zwecke der nationalen Verteidigung erforderlich zu betrachten sei. Ihm seien keine neuen, England bedrohenden Gefahren bekannt, die die vermehrten Vorbereitungen in dieser Richtung notwendig machten, und solange er im Unterrichtsministerium sei, werde es nicht eine Art Vorbereitungsbehörde für die Armee werden. Nach diesen schroffen Erklärungen des Ministergehilfen darf man einigermaßen gespannt sein, wie sich in England das Problem der militärischen Jugenderziehung weiter entwickeln wird.

In die Reihe der Staaten, die auch erst neuerdings der militärischen Jugenderziehung ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben, ist endlich noch das uns verbündete Österreich zu nennen. Hier ist vor etwa einem halben Jahre in dem auf der Landstraße liegenden Bezirke der Hauptstadt Wien ein erster Knabenhort gebildet worden, der unter der bewährten Leitung des Hauptmanns Franz Opelt steht und in seinen Einrichtungen in mancher Hinsicht an die bei uns organisierte schon erwähnte Jugendwehr erinnert. Falls sich der Verein bewähren und er Anklang finden sollte, ist schon jetzt beabsichtigt, gleiche Vereinigungen in den Stadtbezirken Margareten und Mariahilf sowie in der innern Stadt ins Leben zu rufen. Der nächste Schritt dürfte dann die Begründung solcher Knabenhorte in andern Städten der Monarchie sein, um auf diese Weise allmählich die ganze männliche Jugend in sachgemäßer Art auf ihre dereinstige Militärdienstzeit vorzubereiten.

Dem Programm, das der „Landstraßenverein" für seine Tätigkeit aufgestellt hat, muß durchaus zugestimmt werden, denn es bewegt sich maßvoll in den Grenzen, innerhalb derer sich wirklich etwas Gutes erreichen läßt. Es sollen danach „die Knaben täglich nach den Schulstunden durch Jugendspiele — Turn-,

Fecht- und Gelenkübungen, militärische Exerzitien, systematische Marschübungen und anregende Ausflüge im Freien — beschäftigt und dadurch ihre körperliche und geistige Entwicklung gefördert werden, womit dem zügellosen Treiben und der zunehmenden Verrohung der Jugend in wirksamster Weise entgegengetreten werden könne". Der erste Knabenhort zählt gegenwärtig etwa dreihundert Knaben im Alter von neun bis zwölf und vierzehn Jahren; der Unterricht und die körperliche Ausbildung werden in drei großen Sälen und im Freien geleitet, und die Übungen gipfeln in einem Kompagnieexerzieren, wozu vier Kompagnien gebildet und zu einem Bataillon zusammengestellt werden. Zu Zug- und Kompagnieführern werden zehn- bis zwölfjährige Knaben bestimmt, während die Stelle des Bataillonskommandeurs von einem vierzehnjährigen Knaben eingenommen wird. Sämtliche Knaben sind uniformiert, sie tragen Matrosenblusen und Schiffskappen mit Abzeichen an den Ärmeln.

Wir sind damit am Ende unsrer Ausführungen. Sie haben zeigen sollen, wie verschiedentlich eine der größten Fragen der Gegenwart, die im engsten Zusammenhange steht mit der Wehrkraft der Völker und den Interessen der Landesverteidigung, beurteilt, behandelt und gelöst wird. Und sie haben auf die Notwendigkeit hinweisen wollen, daß, ob Großmacht oder Kleinstaat, jede Regierung innerhalb der Grenzen ihrer Möglichkeit die Pflicht hat, zu prüfen, wie die heranwachsende Jugend am zweckmäßigsten militärisch vorgebildet werden kann.



Treuhänder und Treuhandvereinigungen

Unstreitig die sicherste Kapitalanlage ist die in guten Hypotheken. Diese gewähren eine höhere Verzinsung als Sparkasseneinlagen und bieten in weit geringerm Maße die Möglichkeit, Verluste zu bringen, als etwa die Anlage in Wertpapieren. Doch zwei Nachteile haben Hypotheken: sie können nicht so bequem übertragen werden wie Wertpapiere und lauten überwiegend auf größere Beträge. Um auch dem kleinen Sparer die Beteiligung an dieser sichern Anlage zu ermöglichen, sammeln, neben andern ähnlichen Instituten, die Hypothekenbanken durch Ausgabe von Pfandbriefen in Stücken bis zu fünfzig Mark hinab das Kapital und leihen es in größern Beträgen hypothekarisch aus. Die Pfandbriefe ermöglichen den Inhabern, jederzeit ihre Forderung durch Verkauf der Papiere weiter zu übertragen. Zum Schutze der Pfandbriefinhaber trifft das Reichshypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899 weitgehende Bestimmungen. Der Betrieb der Hypothekenbanken ist konzessionspflichtig, die Banken bedürfen zur Ausübung ihres Geschäftsbetriebes der Genehmigung des Bundesrats. Ihr Geschäftskreis ist eng begrenzt auf nur wenige sichre Geschäftszweige. Damit

die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften kontrolliert werden kann, stehn die Hypothekenbanken unter strenger Staatsaufsicht. Schließlich ist zur weitern Sicherung der Pfandbriefinhaber bei jeder Hypothekenbank durch die Aufsichtsbehörde ein sogenannter „Treuhänder“ zu bestellen, der die spezielle Aufgabe hat, ständig zu prüfen, ob für die ausgegebnen Pfandbriefe die gesetzlich vorgeschriebne Deckung vorhanden ist. Man wählte die Bezeichnung „Treuhänder“ für diesen staatlich bestellten Aufsichtsbeamten erstens, weil sie erkennen läßt, daß er nur im Interesse der Pfandbriefgläubiger bestellt ist, sodann, um eine Verwechslung mit einem unter Umständen von den Pfandbriefinhabern zur Wahrung ihrer Interessen gewählten Vertreter zu vermeiden.

Auf den Treuhänder richtet sich in der jüngsten Zeit das Interesse; man hat die Frage aufgeworfen, ob neben den übrigen Sicherungsvorschriften seine Pflichten zum Schutze der Pfandbriefgläubiger ausreichen, zunächst im Hinblick auf das riesenhafte Anschwellen des Obligationenumlaufs der Hypothekenbanken, sodann mit Rücksicht auf die in den letzten Jahren üblich gewordnen „Millionenbeleihungen“ dieser Banken, die teils als Folge der immer fortschreitenden Ausdehnung und Konzentration in Handel und Industrie, teils als Ursache dieser modernen Erscheinungen zu betrachten sind; schließlich kann man einen Nachteil für die Pfandbriefgläubiger auch in der ungünstigen Einwirkung der neuern Grundsteuerreformen auf den Hypothekarkredit sehen.

Die Hauptaufgabe des Treuhänders ist, wie wir erwähnt haben, die gesetzlich vorgeschriebne Deckung der Pfandbriefe zu überwachen. Laut Paragraph 6 des Gesetzes muß der Gesamtbetrag des Pfandbriefumlaufs in Höhe des Nennwerts durch Hypotheken in mindestens gleicher Höhe und von mindestens gleichem Zinsertrage gedeckt sein. Er hat die Pfandbriefe vor der Ausgabe mit einem Vermerk zu versehen, daß die vorschriftsmäßige Deckung vorhanden und in ein bei jeder Hypothekenbank zu führendes Hypothekenregister eingetragen worden ist. Diese Eintragung ist von großer Wichtigkeit, da durch sie das Konkursvorrecht der Pfandbriefgläubiger begründet wird. Nur mit schriftlicher Zustimmung des Treuhänders dürfen in diesem Register Eintragungen gelöscht werden. Er verwahrt die Hypothekenurkunden sowie vorübergehend als Ersatz für Hypotheken hinterlegte Wertpapiere und Geld unter dem Mitverschlusse der Bank und braucht diese Unterlagen nur herauszugeben, wenn andre Deckung eingeliefert wird, es sei denn, daß die Bank die Hypothekenurkunden nur vorübergehend braucht oder dem Hypothekenschuldner gegenüber zur Auslieferung verpflichtet ist, etwa zum Zwecke der Berichtigung des Grundbuches u. a. m. Das Gesetz räumt dem Treuhänder das Recht ein, jederzeit die Bücher und die Schriften der Bank einzusehen, soweit sie sich auf die Pfandbriefe und ihre Deckung beziehen.

Der Treuhänder hat also wichtige Aufgaben im Interesse der Pfandbriefgläubiger zu erfüllen, nur ist zu beachten, daß er, wie das Gesetz ausdrücklich bestimmt, lediglich die Quantität und die rechtliche Ordnungsmäßigkeit,

nicht aber die Qualität der Hypotheken zu prüfen hat. Bei dem enormen Obligationenumlauf — das Bankarchiv berechnet ihn für den 30. Juli 1906 auf 8688844000 Mark! — ist aber die Frage von der größten Bedeutung, ob die Hypothekenbanken in so hohem Betrage Hypotheken erster Klasse erhalten können, zumal da auf dem Hypothekenmarkte gewichtige Konkurrenten auftreten. So haben die 44 deutschen Versicherungsgesellschaften von ihrem Vermögen, das Ende 1905 3677 Millionen Mark betrug, mehr als 3 Milliarden in Hypotheken angelegt.

Das Gesetz trifft zwar Bestimmungen über die Qualität: in der Regel ist die Beleihung, die auf inländische Grundstücke beschränkt ist, nur zur ersten Stelle zulässig und darf drei Fünftel, bei landwirtschaftlichen Grundstücken ausnahmsweise zwei Drittel des Wertes des Grundstücks nicht übersteigen. Für die Schätzung dieses Wertes sowie für Hypotheken an Bauplätzen und noch nicht fertig gestellten, nicht ertragsfähigen Bauten sind weitere Beschränkungen gegeben, und dennoch bietet sich hinreichend Spielraum, Hypotheken als Deckung zu verwenden, die nicht als Hypotheken erster Klasse bezeichnet werden können. Hier sind es besonders die Millionenbeleihungen, die zuweilen Bedenken erregen und sogar — so in Hamburg — die Behörden nötigten, einige Banken zur Zurückhaltung zu veranlassen. Die Hypothekenbanken suchen allerdings das Risiko durch Verteilung auf mehrere Banken oder durch Beleihung unter Bürgschaft einer Großbank zu verringern. So leistete die Diskontogesellschaft Garantie für ein Darlehn der Hypothekenbank in Hamburg auf das Warenhaus A. Wertheim, Berlin, Leipziger Straße in der Höhe von 12 Millionen Mark, die Deutsche Bank garantierte für eine Hypothek von 5,3 Millionen, die die Preußische Boden-Kredit-Aktien-Bank auf das Kaufhaus des Westens G. m. b. H. in Berlin, Wittenbergplatz gegeben haben soll. Eine Hypothek von 3,2 Millionen gaben die Preußische Hypotheken-Aktien-Bank und die Deutsche Grundkreditbank in Gotha jede zur Hälfte auf das Neue Schauspielhaus, Berlin, Nollendorfplatz, unter Bürgschaft der Nationalbank für Deutschland.

Zieht man schließlich noch in Betracht, wie stark der Hypothekarkredit durch die Grundsteuerreform beeinflußt werden kann, indem die Grundwert- wie auch die Wertzuwachssteuer häufig zu unrichtigen Taxen führen müssen,*) so ist wohl zu verstehn, daß sich das allgemeine Interesse diesen Fragen zuwendet, und daß geprüft wird, ob neben dem Institut des Treuhänders weitere Einrichtungen getroffen werden müssen, um einem Sparkapital von nahezu $8^3/_4$ Milliarden die denkbar größte Sicherheit zu gewähren. Es ist scharf hervorzuheben, daß der Treuhänder nicht Vertreter der Pfandbrief-

*) Vergleiche Näheres hierüber in Nr. 20 des Bankarchivs vom 15. Juli 1906: „Der Einfluß der Grundsteuerreform auf den Hypothekarkredit" von Bankdirektor Dr. jur. et. phil. Walther Immerwahr.

gläubiger ist, sondern, ohne zu den Gläubigern oder der Bank in einem Vertragsverhältnis zu stehn, die ihm gesetzlich übertragnen Kontrollrechte ausübt, die, was die Qualität der Deckung anlangt, jedenfalls unter den wesentlich veränderten modernen Wirtschaftsverhältnissen eine Ergänzung zu fordern scheinen.

Zwar sind seit dem Jahre 1900 der Aufsichtsbehörde sachkundige Bankinspektoren als Berater zur Seite gegeben, doch stellt die Entwicklung des Hypothekenbankwesens die Aufsichtsbehörde vor immer neue Aufgaben. So haben sich als Folge der Abneigung der bestehenden Hypothekenbanken, in kleinen und mittlern Städten Darlehen zu gewähren, Hypothekenbanken der Hausbesitzer gebildet, die in der Form eines Vereins des bürgerlichen Rechts Pfandbriefe ausgeben. Diese Institute werden doppelter Aufsicht bedürfen, da das Risiko der hypothekarischen Beleihung in kleinern Städten bedeutend größer ist.

Der beste Schutz für die Pfandbriefinhaber gegen alle diese Komplikationen im Hypothekenbankwesen dürfte eine Vermehrung der Bankinspektoren sein.

Zugleich richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Treuhandvereinigungen, die als eine Hauptaufgabe die Vertretung der Pfandbriefgläubiger im Sinne des Gesetzes vom 4. Dezember 1899 betreffend die gemeinsamen Rechte der Besitzer von Schuldverschreibungen in ihr reiches Programm aufgenommen haben. Die Bestimmungen dieses Gesetzes sind eine Ergänzung derer des Hypothekenbankgesetzes über die rechtliche Sicherstellung der Pfandbriefgläubiger. Eine Versammlung der Gläubiger hat das Recht, zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen Beschlüsse zu fassen, die für alle Pfandbriefgläubiger bindend sind. Die Versammlung kann einen Vertreter zur Wahrung der Rechte der Gläubiger bestellen. Diese Vertretung übernehmen die Treuhandvereinigungen. Das Programm der Vereinigungen in seiner Gesamtheit bietet hinreichend Interesse für eine nähere Betrachtung.

Es existieren bis jetzt vier Treuhandvereinigungen, die, im Gegensatz zu den staatlich bestellten Treuhändern, Privatunternehmungen sind, sei es in der Form der Aktiengesellschaft, wie die Deutsche Treuhand-Gesellschaft, die Treuhand-Vereinigung und die Revisions- und Vermögensverwaltungs-Aktiengesellschaft, sämtlich in Berlin, sei es in der Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, wie die Mecklenburgische Treuhandgesellschaft m. b. H. in Schwerin. Die drei zuletzt genannten Gesellschaften stehn noch im Anfange ihrer Tätigkeit, während die Deutsche Treuhand-Gesellschaft fast seit zwei Jahrzehnten in steter Erweiterung ihres Wirkungskreises ihre Ziele verfolgt. Das Programm aller vier Gesellschaften ist im wesentlichen gleich. Neben der oben erwähnten Vertretung der Pfandbriefgläubiger ist die Hauptaufgabe eine ausgedehnte Revisionstätigkeit.

Man hat schon lange erkannt, daß der Aufsichtsrat der Aktiengesellschaften die gesetzlichen Kontrollpflichten namentlich großen Gesellschaften gegenüber

nicht zu erfüllen vermag. Er muß sich auf Stichproben beschränken, die den Anforderungen des Gesetzes und dem Interesse der Aktionäre vielfach nicht genügen. Dr. Richard Passow begründet in seiner Habilitationsschrift „Die Bedeutung des Aufsichtsrats für die Aktiengesellschaften"*) diese Behauptung eingehend. Auch er hält die Treuhandvereinigungen, diese „Revisoren auf Aktien" für besser geeignet, die dem Aufsichtsrat obliegenden Revisionen vorzunehmen, weil sie unabhängig von den zu revidierenden Gesellschaften und den Mitgliedern des Aufsichtsrats sind. Zu dieser Frage nahm der 28. Deutsche Juristentag in Kiel Stellung, indem er fast einstimmig nach einem Referate des Reichsgerichtsrats Dr. Düringer und des Geheimen Justizrats Professor Dr. Rießer die These annahm: „Für größere Aktiengesellschaften mit einem Grundkapital von mindestens nominal einer Million Mark empfiehlt sich die obligatorische Einführung jährlicher Bilanzrevisionen durch besondre von der Gesellschaft unabhängige, seitens der Generalversammlung zu wählende Sachverständige, die für sorgfältige Ausübung ihrer Pflichten verantwortlich zu machen sind."

Aber nicht nur die Ausführung von gesetzlich vorgeschriebnen Revisionen suchen die Treuhandgesellschaften zu übernehmen, vielmehr haben sie sich das hohe Ziel gesteckt, in den weitesten kaufmännischen Kreisen eine regelmäßige dauernde Revision einzubürgern, um womöglich, wie der Jahresbericht der Deutschen Treuhand-Gesellschaft von 1903 erwähnt, eine dem Institut der englischen Revisoren, der Chartered Accountants, ähnliche Revisionsinstanz in Deutschland zu schaffen. Die Chartered Accountants sind in einer hochangesehenen Körperschaft vereinigt, die zur Vornahme von Revisionen privilegiert ist. Die englischen Gesellschaftsakte von 1900 geben den Chartered Accountants, die als auditors von den englischen Aktiengesellschaften angestellt sind, weitgehende Rechte, um ihnen eine peinlich genaue, unabhängige Revision zu ermöglichen. Jeder Revisor soll zu allen Zeiten das Recht haben, Bücher, Rechnungen und Belege der Gesellschaften einzusehen und Auskunft von den Direktoren und Beamten zu fordern. Er soll am Schlusse jeder Bilanz eine Bescheinigung darüber ausstellen, ob seine Anforderungen nach jeder Richtung hin erfüllt worden sind u. a. m.**) Wenn auch das frühere Mißtrauen mehr und mehr schwindet, so besteht doch zurzeit vielfach noch ein Vorurteil gegen Revisionen, und es muß Aufgabe der Treuhand-Vereinigungen sein, dieses zu beseitigen und Anschauungen Bahn zu brechen, die den Mangel regelmäßiger Revisionen als fehlerhaft empfinden. Sollten die Treuhandgesellschaften dieses Ziel erreichen, so würden sie sich ein großes Verdienst um unser gesamtes Wirtschaftsleben erwerben, denn regelmäßige, unabhängige Revisionen sind

---

*) Sonderabdruck aus dem Thünen-Archiv, Organ für exakte Wirtschaftsforschung.

**) Vergleiche „Buchhaltungslexikon" von Rob. Stern, bei Leopold Weiß, Wien und Leipzig, 1904, unter Accountant.

geeignet, in gleicher Weise erzieherisch zu wirken, wie es der Giroverkehr der Reichsbank so segensreich für den Geldverkehr getan hat. Der Giroverkehr, der eine möglichst weitgehende Ausschaltung der Barzahlung bezweckt, beruht auf dem Prinzip, Zahlungen der Kunden der Bank untereinander durch bloße Buchung von dem Konto des Schuldners auf das des Gläubigers auszugleichen. Diese bequeme Zahlungsweise hat die Kunden an prompte Bezahlung gewöhnt. Der Giroverkehr hat schlechte Geschäftsgewohnheiten und Mißbräuche bei der Regulierung eingegangner Verpflichtungen abgestellt, überhaupt den gesamten Geldverkehr im Lande auf eine solidere Grundlage gehoben.*) Ähnlich wird die geplante Revisionstätigkeit die Solidität des gesamten Geschäftsverkehrs fördern.

Als besondern Geschäftszweig führen die Treuhandvereinigungen die eingehende Begutachtung des gesamten Geschäftsbetriebs nach Rentabilität und Zweckmäßigkeit der Einrichtungen an. Hierbei wird es sich von Vorteil erweisen, daß hinter den Gesellschaften direkt oder indirekt unsre Großbanken stehn. Durch die dadurch gewonnenen Beziehungen werden sie von hoher Warte aus wohl imstande sein, etwa dem Kleinindustriellen oder dem Landwirt wertvolle Informationen zu erteilen, besser, als sich der Einzelne selbst über die allgemeine Wirtschaftslage zu unterrichten vermag.

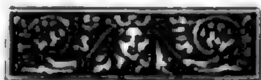
Auch in der Sanierung und der Liquidation von Gesellschaften hat sich die Deutsche Treuhandgesellschaft schon bewährt; die Berufung Dernburgs zum Leiter des Kolonialamts hat die Erinnerung an die Verdienste der Gesellschaft und ihres Direktors um die Sanierung der „Sandenbanken" 1900/01 wachgerufen.

Außer den erwähnten Geschäften übernehmen die Vereinigungen noch Treuhandgeschäfte aller Art; so dienen sie als Hinterlegungsstelle für Aktien und Obligationen, übernehmen Testamentsvollstreckungen und Vermögensverwaltungen. Durch die beiden zuletzt genannten Geschäftszweige werden sich die Treuhandvereinigungen auch für Nichtkaufleute wertvoll erweisen. In den Prospekten heißt es: Bei Vermögens- und Nachlaßverwaltungen wird die Gesellschaft der Eigenheit eines jeden Falles auf das sorgfältigste Rechnung tragen und alle geäußerten Wünsche auf das genaueste beachten. Die Verwaltung von Vermögen und Nachlässen wird speziell auch dann übernommen, wenn unübersichtliche Rechtsverhältnisse zu klären und diffizile Verhandlungen zu führen sind, oder wenn durch das Vorhandensein schwer realisierbarer Immobilien oder andrer illiquider Engagements an die Sachkenntnis der Verwalter außergewöhnliche Anforderungen gestellt werden. Die Gesellschaft empfiehlt ihre Dienste, wenn es sich um die Sicherung des Bezugsrechts langjähriger Renten handelt.

---

*) Vergleiche Reichsbankpräsident Dr. Koch, Exzellenz, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften Band 4 unter „Giroverkehr".

Es hat bisher in vielen Fällen zur Klärung solcher schwieriger Vermögensverhältnisse an einer absolut unabhängigen, vertrauenswürdigen Instanz gefehlt. In privaten Kreisen wird es freudig begrüßt werden, daß diese Lücke durch die Treuhandvereinigungen ausgefüllt wird. Im Interesse einer soliden Weiterentwicklung unsers Kreditverkehrs ist den Vereinigungen insbesondre für die Ausdehnung ihrer Revisionstätigkeit der beste Erfolg zu wünschen.



George Meredith als Psycholog

Von Ernst Groth

chopenhauer nennt den Roman einen „Guckkasten, darin man die Spasmen und Konvulsionen des geängstigten menschlichen Herzens betrachtet". Treten hierbei die objektiven Ereignisse, die äußere Handlung und das anschauliche Leben ganz hinter die Schilderung der innern Vorgänge, des seelischen Lebens und der subjektiven Auffassungen zurück, und entwirft uns der Autor ein Bild von dem allmählichen Keimen, Wachsen und Herrschen einer Seelenerregung, einer Gemütsstimmung, einer Leidenschaft, schildert er die Entwicklung einer Idee oder eines Unternehmens von den ersten unscheinbaren Anfängen und dem dämmernden Zustande an bis zur vollen, alles beherrschenden Klarheit, so entsteht eine Biographie des innern Menschen, der psychologische Roman.*) Es ist erklärlich, daß diese Gattung der Novellistik, zu deren Verständnis ein fein organisiertes Seelenleben, viel Selbstbeobachtung und liebevolle Verinnerlichung notwendig sind, auf die große Masse des Lesepublikums nicht rechnen darf; denn der Durchschnittsleser will äußere Handlung, sichtbare Verwicklungen und den Kampf vollendeter Leidenschaften. Der Psycholog aber wird stets Gefahr laufen, sich bei der vorsichtigen Enthüllung der oft unbewußt wirkenden Motive und bei der gewissenhaften Analyse der innern Vorgänge, der Phänomene des Herzens und des Geistes in mikroskopische Kleinmalerei zu verlieren oder dem sinnigen Nachgehen, dem Meditativen und Moralisierenden einen zu breiten Raum gewähren. Daher kommt es, daß der psychologische Roman oft nur zum Gefäß für die sozialethischen Anschauungen des Schriftstellers wird, für seine individuellen Gedankengebilde, für Aphorismen und Maximen. Das alles wäre freilich im Grunde kein Fehler, denn was könnte der epischen Dichtung angemessener sein als Gedankenreichtum und Gedankentiefe, und was ist erquickender, als in einem Roman eine Fülle von Lebensweisheit und Lebens-

*) Abschnitt aus der von Ernst Groth verfaßten, demnächst erscheinenden „Englischen Literatur der Gegenwart" in der zweiten Auflage von Wülkers „Geschichte der englischen Literatur". Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

wahrheit zu finden! Aber das Übermaß der Reflexion, des philosophischen Elements zerstört leicht den künstlerischen Aufbau der Dichtung, und der Drang, metaphysische Fragen und schwer zu fassende Seelenregungen oder gar Probleme des Unbewußten in Worte zu fassen, führt den Autor leicht dazu, die Sprache zu vergewaltigen, den Ausdruck zu verschieben, zu färben und zu verschleiern, sodaß die epische Sprache, deren erstes Erfordernis Klarheit und Anschaulichkeit ist, oft zu einer rätselhaften und unkünstlerischen Ausdrucksweise hinabsinkt.

Dieser Gefahr ist der Hauptvertreter des psychologischen Romans, George Meredith (geb. 1828), nicht entgangen. Obgleich sein erster Roman: „Die Feuerprobe Richard Feverels, eine Geschichte von Vater und Sohn“ (The Ordeal of Richard Feverel. A Story of Father and Son. Tauchnitz Edition, in Übersetzung erschienen mit andern Romanen von Meredith bei J. C. C. Bruns in Minden und bei S. Fischer in Berlin) schon im Jahre 1859 erschienen ist, hat man die literarische Bedeutung dieses Schriftstellers doch erst in den neunziger Jahren ganz zu würdigen begonnen. Meredith ist bis dahin gewissermaßen nur ein Schriftsteller für Schriftsteller gewesen, und erst seitdem die große Begeisterungsflut für Charles Dickens und George Eliot, die einen andern Autor schwer aufkommen ließ, allmählich gesunken war, Autoren wie Stevenson das Geständnis machten: „Meredith ist der Meister von uns allen“, und viele jüngere Schriftsteller ihn sogar neben Shakespeare stellten, hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums diesem aller Reklame abholden einsamen Schriftsteller zugewandt. Meredith ist jetzt nach vierzig Jahren tatsächlich der Stern der englischen Literatur geworden, und es gehört gegenwärtig in der Gesellschaft zum guten Ton und beweist einen über die subalterne Bildung hinausgehenden feinen Geschmack, für Meredith zu schwärmen und selbst die nebelhaften und bizarren Stellen in seinen mit psychologischen Aphorismen durchsetzten Romanen als Offenbarungen eines großen Genies anzustaunen. Von den Übertreibungen seiner Anhänger und Jünger kann man nur dann auf eine richtige Würdigung dieses Autors zurückkommen, wenn man ihn als einen Vertreter der großen realistischen Bewegung auffaßt, die eine Reaktion war gegen die Verirrungen der Romantik und gegen deren Neigung, die Welt der Erscheinungen lediglich mit dem Gefühl (sentimentalism) zu erfassen.

Meredith ist ein Anhänger des Positivismus; Anschauung, Beobachtung und Erfahrung sind die Grundquellen seiner Philosophie. Die Menschen, die nur ihr Gefühl und nicht ihren Intellekt zur Basis ihrer Weltanschauung und ihrer sittlichen Pflichten machen, gelten ihm als die hilflosen Opfer der Sinnlichkeit, der Genußsucht: „Sentimental ist, sagt er in »Richard Feverel«, wer genießen will, ohne die ungeheuern Schulden für eine Tat auf sich zu nehmen.“ Es ist erklärlich, daß ihn die scharfe Beobachtung der Menschen und Dinge zur Satire führen mußte, und hierin schließt er sich an einen Schrift-

steller des neunzehnten Jahrhunderts, Thomas Peacock (1785 bis 1866, den Verfasser der aristophanischen Satire Headlong Hall, 1817), dessen literarische Bedeutung bis jetzt noch wenig gewürdigt worden ist.

Da sich Merediths charakteristische Züge in seinem ersten Roman: „Die Feuerprobe Richard Feverels“ am deutlichsten offenbaren, so müssen wir auf ihn näher eingehn: Sir Austin Feverel ist der Besitzer von Raynham, einem an der Themse liegenden Schlosse einer westenglischen Grafschaft. Sein Eheglück ist von kurzer Dauer gewesen, denn ein Universitätsfreund, den er bei sich aufgenommen hatte, war der Liebhaber der jungen Schloßherrin geworden, und der vortreffliche, in seiner ehrlichen Liebe und Freundschaft so schändlich hintergangne Sir Austin hatte die Schuldigen hinausgewiesen. So lebt er denn mit seinem kleinen Sohne Richard allein; aber die Leere im Schlosse wird bald ausgefüllt durch eine Reihe merkwürdiger Verwandten, die alle in dem Schlosse Unterschlupf finden; unter ihnen Austins Schwester, die verwitwete Doria, die den jungen reichen Erben Richard für ihre Tochter Klara gewinnen möchte. Sir Austin hat in seiner Einsamkeit viel über die Rätsel und Gefahren des Lebens nachgedacht und seine Gedanken darüber in dem Buche „Das Manuskript des Pilgers“ veröffentlicht. Er will seinen einzigen Sohn und Erben nach einem besondern Erziehungssystem aufwachsen lassen. Die Schule und die Universität, die nach seiner Ansicht Stätten der moralischen Verderbtheit sind, soll Richard nicht besuchen; er soll sich unter der väterlichen Wachsamkeit zum Manne entwickeln. Den Unterricht übernimmt Sir Austins Neffe Adrian, ein weltkluger, aber an epikureischen Neigungen gescheiterter Theologe. Richards Spielgefährte ist Ripton Thompson, der Sohn des herrschaftlichen Advokaten. Während Sir Austin sein System theoretisch vertieft, treiben die Jungen argen Unfug, sie wildern auf dem Grundstück des Farmers Blaize, werden von diesem überrascht und mit der Reitpeitsche durchgeprügelt. Richard sinnt auf Rache; am Wege belauscht er das Gespräch eines Kesselflickers mit einem von dem Farmer weggejagten Knecht; er hört, daß dieser Lust hat, dem Farmer aus Rache den Heuschober anzuzünden. So steckt er sich denn hinter diesen Knecht, gibt ihm Geld, und in der Nacht brennt die Scheune nieder. In ihrer Aufgeregtheit verraten sich die Jungen, und Sir Austin hat Mühe, den Farmer zu beruhigen; dieser wird reichlich entschädigt, und Richard muß persönlich um Verzeihung bitten, die ihm von dem Farmer auch gewährt wird, da dessen kleine Nichte Lucy Desborough den jungen Richard sehr gern hat.

„Zwischen dem einfachen Knabenalter und dem Jünglingsalter, sagt Sir Austin, in der Blütezeit, auf der Schwelle der Pubertät gibt es »eine selbstlose Stunde«, nennen wir sie die »geistige Saatzeit«.“ Diese Zeit sucht der Vater auszunutzen.

Richard soll zu einem Staatsmann erzogen werden; er studiert mit ihm Geschichte, liest die Parlamentsreden der großen Politiker und sucht sein Herz

durch andauernde Gebete zu stärken, denn vor allem soll er ein Christ werden. Die Verse, mit denen der in romantischen Phantasien lebende Richard ganze Bogen vollgeschrieben hat, muß er vernichten, und da er allmählich in „das magnetische Zeitalter“, das Alter erotischer Stimmungen kommt, läßt Sir Austin die nach des Hausmeisters Angaben verliebten Stubenmädchen aus dem Schlosse entfernen, da sie einen ungünstigen Einfluß auf Richards Moral haben könnten. „Kein paarweises Herumschlendern! befiehlt er, kein öffentliches Küssen! Bei solchen Vorgängen sollte kein Knabe Zeuge sein.“ Wenn es diskret geschehe, habe er nichts dagegen einzuwenden. Richard ist daher nicht wenig erstaunt, als er seinen Vater selbst in einer Liebesszene mit einer Lady findet. Eines Tages rudert der junge Held auf der Themse und sieht am Ufer zwischen den Brombeeren ein reizendes Mädchen; es ist Lucy, die Nichte des Farmers Blaize. Die Liebesszene, die Meredith nun zwischen den beiden jungen Menschenkindern spielen läßt, ist eine der lieblichsten der ganzen englischen Literatur, voll von harmloser Natürlichkeit und entzückender Poesie. Sir Austin erfährt von dieser Liebe und sieht darin eine große Gefahr; er läßt Richard nach London kommen, wo er im Begriff ist, für seinen Sohn die Braut aus einer gesunden, noch unverdorbnen Adelsfamilie auszuwählen. „Es gibt Frauen in der Welt, mein Sohn, sagt Sir Austin warnend, wenn du mit ihnen zusammentriffst, dann beginnt die entscheidende Prüfung. Wenn du sie kennen lernst, wird dein Leben dir entweder zum Gaukelspiel oder, nach der Erfahrung andrer, zu einer Gabe des Segens. Die Frauen sind unsre Feuerprobe.“

Sir Austin sucht sein pädagogisches System der Prophylaxe weiter durchzuführen. Der Farmer wird bewogen, Lucy in ein Stift zu geben, und Richard soll in London leben, um seine Jugendliebe zu vergessen. Aber in London trifft er mit Lucy zusammen; sein Freund Ripton mietet sie bei Mrs. Berry ein, und Richard, der alles Vertrauen zu seinem Vater verloren hat, ist entschlossen, das Mädchen gegen den Willen des Vaters und der Verwandten zu heiraten. Die Vermählung wird vollzogen, und das junge Paar verbringt seine Flitterwochen auf der Insel Wight. Mit packendem Humor und feiner Satire sind die Szenen geschildert, wo Adrian den fassungslosen Verwandten je ein Stück des Hochzeitskuchens überbringt. Jetzt beginnen die Intriguen. Die Verwandten wollen Richards Ehe unter allen Umständen ungiltig machen. Sie locken ihn nach London, weil er nur hier mit seinem Vater eine Unterredung haben könne. Er wird in den Kreis leichtsinniger Lebemänner gezogen und fällt in die Hände der raffinierten Demimonde Bella. Richard verliert allen Halt und alle Energie. Gewissensbisse und Scham hindern ihn, zu seiner jungen Frau zurückzukehren. Als er dann erfährt, daß seine unglücklich verheiratete Cousine Klara gestorben sei, und daß sie nur ihn geliebt habe, verläßt er, mit sich und der Welt ganz zerfallen, England. Erst nach der Mitteilung, daß Lucy ihm einen Sohn geboren habe, und daß der Vater zur Versöhnung bereit sei, kehrt er zurück. In London ersieht er aus einem

Briefe Bellas, welche Intriguen man gegen ihn gespielt hat, und daß der Lord Mountfalcon seiner jungen Frau auf Wight nachgestellt habe; nur ein paar Stunden weilt Richard in Raynham bei Lucy, dann eilt er davon, um sich mit dem Lord zu schießen. Richard wird verwundet. Lucy fällt in eine schwere Krankheit und stirbt. Richard wird zwar gerettet, aber die Feuerprobe des Lebens hat er nicht bestanden, sein Glück ist dahin, er hat es der verkehrten Erziehungsart eines „systematischen" Vaters opfern müssen.

Der Roman „Richard Feverel" ist reich an wirkungsvollen Situationen und psychologisch fein gezeichneten Figuren. Die Gestalten aus dem Volksleben, zum Beispiel Farmer Blaize und die alte Kinderfrau Mrs. Berry, sind mit realistischer Naturtreue und feinem Humor entworfen, und auch die geistvoll satirischen Schilderungen der englischen Gesellschaft zeigen uns den Verfasser als einen scharfen Beobachter und erfahrnen Kenner. Die zahlreichen Reflexionen und Betrachtungen erscheinen nicht bloß dekorativ, sondern sind organisch und bedeutungsvoll in das Gewebe der epischen Handlung eingeschaltet. Der prophylaktischen Erziehungsmethode wird zum Beispiel die „Theorie des Austobens" gegenübergestellt. „Es ist alles Unsinn, sagt der gichtische Lord Heddon, der Vater eines schwachsinnigen Sohnes, wenn wir versuchen, einem jungen Manne eine ungewöhnliche Erziehung zu geben. Es ist besser für ihn, wenn er etwas wild ist, so lange er noch grün ist, wenn er seine Knochen und Muskeln fühlt, wenn er die Welt kennen lernt. Er wird niemals ein Mann werden, wenn er nicht zu einer Zeit seines Lebens das alte Spiel getrieben hat; je früher er es tut, um so besser. Ich habe immer gefunden, daß die besten Männer recht wild gelebt haben." Der Autor steht mit seinen Sympathien weder auf der Seite dieser Austober noch auf der Seite der Vorbeuger. Sein Ideal ist die reine Jugendliebe, die ohne Rücksicht auf Traditionen zur Ehegemeinschaft führt. Über die Frauen fällt er oft scharfe Urteile: „Die Frauen sind Feiglinge, sie lassen sich leichter von Ironie und Leidenschaft unterwerfen, als daß sie ihre Herzen der Vortrefflichkeit und Natürlichkeit hingeben." Und doch ist ihr Einfluß unermeßlich: „Wer kann von sich sagen, in welchem Augenblick er nicht als eine von einer Frau geleitete Puppe umhergeht?" Der Verfasser spricht an einer Stelle von der „philosophischen Geographie" und betont, daß jeder Mensch zu der einen oder der andern Zeit einen kleinen Rubikon habe, ein klares oder ein trübes Wasser, das er überschreiten müsse. „Wenn man den glücklichen Punkt der Weisheit erreicht hat, von dem aus man die ganze Menschheit als Narren sieht, dann mögen diese winzigen Geschöpfe doch so viel neue Bewegungen machen, wie sie wollen, man wundert sich nicht mehr über sie; ihr würdiges Benehmen ist ebenso komisch wie ihre Albernheiten, und ihre Leidenschaften sind noch komischer." Diese Meinung Adrians ist auch die des Autors.

Weniger gedankenvoll, aber in der psychologischen Zeichnung der Figuren noch feiner, mannigfaltiger und humorvoller und im Dialog realistischer und

packender ist der Roman „Rhoda Fleming“ (1864). Die Bauerngeschichten, die Meredith uns hier vorführt, erinnern in ihrer Urwüchsigkeit, in ihrer schwerfälligen und gutmütigen Art an Shakespearische Figuren, aber auch an wohlbekannte Typen Fritz Reuters, vor allem der kentische Farmer William John Fleming, der Wirtschaftsgehilfe Robert Eccles, sein Vater Jonathan und der Knecht Gammon, „ein alter Mann mit den Augen einer antediluvianischen Eidechse“.

Bauer Fleming hat zwei Töchter Dahlia und Rhoda, beide hübsch, gesund, über ihren Stand erzogen und voll von Träumen und Lebenshoffnungen. Mißernten hatten ihn in Schulden gebracht, und nach dem Tode seiner Frau geht es in der Wirtschaft nicht mehr recht vorwärts; würde ihm der Schwager Anton Hackbutt in London helfen, der sich als Kassenbote scheinbar viel Geld verdient hat, dann wäre die Sache nicht so schlimm; aber dieser komische Kauz ist ein Geizhals. Und der Bauer ist schon zufrieden, daß Schwager Anton die Dahlia als Gesellschafterin nach London nimmt. Die Szene, wie der Bauer mit Anton zusammensitzt und herausbringen will, wie viel Geld Anton hat, wirkt mit ihrem packenden Humor wie eine Shakespearische. Die hübsche Dahlia wird natürlich in London bald umschwärmt und findet in dem jungen Juristen Edward Blancove, dem Sohne des Barons William, einen Liebhaber. Auch Rhoda, die mit rührender Schwesterliebe an Dahlia hängt, kommt zum Besuch nach London und sieht mit ihrer naiven Unbefangenheit die ganze Liebesseligkeit der Schwester. Dahlia macht mit ihrem Liebhaber eine Reise nach Italien und schreibt darüber der Schwester voll Entzücken. Aber der alte Bauer merkt Unheil; er will wissen, ob Dahlia mit dem jungen Manne verheiratet ist oder nicht, er fährt nach London. Anton führt ihn in ein Theater, und hier sehen sie Dahlia mit ihrem Liebhaber in einer Loge. Es entsteht eine Skandalszene. Edward zieht sich von Dahlia zurück, und diese fällt in eine schwere Krankheit. Jetzt sucht Robert Eccles, der Rhoda liebt, die Ehre der Familie Fleming zu retten, und er bringt Edward endlich so weit, daß dieser Dahlia heiraten will, aber Dahlia schlägt ihn, des Lebens überdrüssig, ab und bleibt einsam auf dem Bauernhofe, den Robert und Rhoda übernehmen.

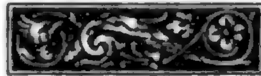
Auch in dem Roman „Rhoda Fleming“ — eigentlich müßte er nach der Heldin „Dahlia Fleming“ heißen — haben wir, wie in „Richard Feverel“, die beiden sich gegenüberstehenden Gruppen: die sentimentale mit ihren unklaren aber nach Lebensgenuß trachtenden Gestalten und auf der andern Seite die gesunde mit ihren das Leben in seiner Wirklichkeit erfassenden Menschen; die erste leidet in den Kämpfen Schiffbruch, die andre ringt sich zu einem reinen und gesunden Lebensgenuß hindurch.

In der kunstvollen Analyse der Frauenseele ist Meredith ein Meister, er hat in dieser Fertigkeit sein Vorbild Richardson weit übertroffen. Das zeigt sich auch in seinem Roman „Vittoria“ (1866), worin die in dem italienischen Aufstande von 1848 eine Rolle spielende Heldin vortrefflich gezeichnet ist, und

noch deutlicher in dem Roman „Diana vom Kreuzweg" (Diana of the Crossways, 1835, deutsch von P. Greve, Minden, Verlag von J. C. C. Bruns), zu dem er Züge aus dem Leben der viel gefeierten Schriftstellerin Caroline Norton (1808 bis 1877) verwertet hat, dem „Byron unter den Dichterinnen" und der Verfasserin der bretonischen Sagendichtung The Lady of La Garaye (1862). Meredith hat offenbar viel von der Schwärmerei und Verehrung, die er für Mrs. Norton empfand, auch auf seine schöne und geistvolle Diana Merion übertragen. Er führt seine Heldin durch alle Triumphe der Jugend, durch alle Leiden einer unglücklichen Ehe und alle Enttäuschungen des gesellschaftlichen Lebens und der schriftstellerischen Tätigkeit in ihrem Hause am Kreuzweg in die Arme des einst von ihr zurückgewiesnen aber treuen Thomas Redworth — sie, deren Seele durch die Leiden nicht verloren, sondern gewonnen hat, denn „alles, was der Körper erleidet, bringt auch der Seele Nutzen" (there is nothing the body suffers that the soul may not profit by). Der Roman ist reich an feinen psychologischen Bemerkungen und geistvollen, oft satirischen Aphorismen. „Die Politik ist das erste Geschäft der Männer, die Schule für die Mittelmäßigkeit, für den Streber und Ehrgeizigen eine Leiter, für den Dummkopf ein Amphitheater, für den verzweifelten Spekulanten eine Titanenwaffe, der Olymp für das Genie." „Man kann folgende Prophezeiung wagen: wenn wir uns in der Dichtung nicht baldigst die Philosophie zu eigen machen, so ist die Kunst unter der schöpferischen Gruppe ihrer Bekenner zum Erlöschen bestimmt." „Maximen haben nur den Wert von Kalkeiern, die den Denker zum Sitzen verlocken."

Während in „Diana vom Kreuzweg" die epische Handlung noch einen bedeutenden Raum einnimmt, verschwindet sie in dem Roman „Der Egoist, eine Komödie in Erzählungsform" (The Egoist. A Comedy in Narrative, 1879, Neudruck bei Archibald Constable, 1902) fast vollständig und überläßt der psychologischen Entwicklung das ganze Feld. Es ist die lang ausgesponnene Geschichte eines dreimaligen Bräutigams, der von dem Grundsatz ausgeht: Besitz ohne Verpflichtung für den besessenen Gegenstand führt einen zur Glückseligkeit (Possession without obligation to the object possessed approaches felicity). Der Held Sir Willoughby Pattern hat von seinem aristokratischen Beruf eine ganz besondre Auffassung; kein grober Magenegoist, sondern nur ein kalter Seelenegoist, sie zeigt sich so stark, daß ihm seine erste Braut mit einem Kapitän durchgeht, daß seine zweite die Verlobung auflöst, und daß er schließlich ein älteres Mädchen bekommt, das im Laufe der Jahre auch eine Egoistin geworden ist. Die Figuren haben in diesen Roman alle etwas schemenhaftes, sie sind ohne kräftig pulsierendes Leben; auch die Sprache ist so kunstvoll abgetönt, der Ausdruck so gewählt und abstrakt, daß man alles wie in weiter Ferne sieht. Das Herz wird einem bei diesen Szenen nicht warm. Der „Egoist" wird zwar von der englischen Kritik als Merediths höchste Leistung bezeichnet. Wir können uns diesem Urteil nicht anschließen, er hat für uns nur den Wert eines virtuosenhaft durchgeführten Experiments.

Als epische Dichtung, als Kunstwerk, stehen „Diana am Kreuzweg“ und „Rhoda Fleming“ weit höher. An diese beiden Romane reichen auch die übrigen nicht heran: Evan Harrington (1861), Sandra Belloni (1864), „Die Abenteuer Harry Richmonds“ (The Adventures of Harry Richmond, 1871), Beauchamps Karriere (Beauchamp's Career, 1875), „Die tragischen Komödianten“ (The Tragic Comedians, 1880), eine Verwertung von Lassalles Lebensgeschichte, „Lord Omont und seine Aminta“ (Lord Omont and his Aminta, 1894), eine Art von pädagogischem Roman, „Die verblüffende Heirat“ (The Amazing Marriage, 1895) u. a. In diesen und andern spätern Romanen zeigt sich mehr des Autors Hang zum Bizarren, Grüblerischen und Dunkeln, Züge, die auch seine Gedichte „Moderne Liebe“ (Modern Love, 1862) und „Die Freude der Erde“ (The Joy of Earth, 1883) trotz mancher einzelnen Schönheiten wenig erquicklich machen.



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelch

4

Schon vor meiner Ankunft in Santos war von dem Guts- und Fabrikbesitzer Francisco Müller in Carioba, mit dessen Sohn und Schwester meine Angehörigen von Hamburg nach Santos gefahren waren, eine freundliche Einladung für uns eingetroffen. Wir waren sofort darüber einig, daß wir diese günstige Gelegenheit, einen Teil des Kaffeebezirks und das eigentliche Landleben aus eigner Anschauung kennen zu lernen, benutzen mußten.

So traten wir denn eines Morgens die Reise an. Bei Cubatão, wo ausgedehnte Bananenpflanzungen sind, deren Erzeugnisse in ganzen Schiffsladungen nach Argentinien gehn, gewinnt die Eisenbahn das Festland und steigt dann von der Station Pé (Fuß) da Serra aus als Seilbahn so steil am Gebirge empor, daß die Paßhöhe von 800 Metern bei Alto da Serra schon in etwa anderthalb Stunden erreicht wird. Die Bahn Santos—São Paulo ist eine der interessantesten und schönsten Bergbahnen der Welt. Sie ist durch umfangreiche Schutzbauten gegen Wasser und Bergstürze gesichert; an den dreizehn Tunnels und den vielen kühnen Viadukten sieht man, welche Schwierigkeiten bei dem Bau zu überwinden waren. Dem Reisenden bietet sich — von Santos aus gerechnet nach der linken Seite hin — fortwährend die herrlichste Aussicht; Schneeberge und Gletscher wie in unsern Alpen gibt es zwar nicht, der Nordländer wird sich aber durch den reichen südlichen Pflanzenwuchs mehr als entschädigt fühlen.

Der englischen Gesellschaft, die die Bahn erbaut hat und noch betreibt, ist in der Konzession die Bedingung auferlegt worden, daß sie das, was über eine

Dividende von 12 Prozent hinaus erlöst wird, an die Staatskasse abzuführen hat. Der Verkehr ist von Anfang an nicht unbedeutend gewesen und hat sich sehr schnell so gehoben, daß er zuzeiten kaum zu bewältigen ist; beispielsweise müssen während der Kaffeernte täglich bis zu 60000 Sack Kaffee befördert werden. Die Dividende von 12 Prozent ist unter solchen Verhältnissen bald erreicht worden. Trotzdem ist aber noch nicht ein Milreis in die Staatskasse geflossen, weil die Gesellschaft alle Überschüsse in das Unternehmen hineinsteckt; sie hat den Bahnkörper verstärkt, neue Sicherheitsbauten ausgeführt, eine zweite Trace angelegt, die Bahnhöfe erweitert und zum Teil von Grund aus neu gebaut, Dienstwohngebäude für die Beamten und Arbeiter errichtet, kurz nach und nach ein Musterwerk geschaffen.

Schon nach etwa zwei Stunden langten wir in São Paulo — 750 Meter — an, hielten uns aber nicht auf, sondern fuhren noch vier Stunden weiter über die Kaffeestadt Campinas — 700 Meter — hinaus bis nach der Station Villa Americana. Bei der Länge der Fahrt empfanden wir es als eine Wohltat, daß die Kopflehnen vor der Abfahrt mit weißen Tüchern frisch bespannt worden waren, und daß die Tücher auf jeder größern Station von Staub gesäubert wurden. Nebenbei bemerkt, würde sich die Verwendung solcher Tücher auch für unsre Eisenbahnwagen, mindestens in der heißen Jahreszeit, sehr empfehlen.

Das Gelände stellt sich als eine im wesentlichen auf demselben Niveau bleibende Hochebene dar und senkt sich nur ganz allmählich nach dem Paranagebiete zu. Der Boden, dessen Farbe an dunkel gebrannte Ziegel erinnert, ist ungemein fruchtbar und zum Teil kultiviert. Wir passierten viele Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen, diese waren schon von fern an der maigrünen Farbe kenntlich. Ein großer Teil des von der Bahn durchschnittenen Geländes war sogenannter Kamp, auf dem Herden von Pferden, Maultieren und Rindern unter der Obhut von Lassoreitern weideten. Die Campos sind mit Gras bestandne, von Busch- und Waldstücken unterbrochne Steppenflächen; die Gräser wachsen in Büscheln und bilden einen grünen, mit blütenreichen Pflanzen durchwirkten Teppich. Wir sahen jedoch auch andre Flächen, die schwarz gebrannt waren und keine Spur von Leben zeigten. Mit der Zeit werden nämlich die Gräser hart und scharf und müssen alsdann, weil sie von den Tieren nicht mehr genommen werden, abgebrannt werden; aus den Wurzeln treibt darauf, ohne daß es einer weitern Pflege bedarf, wieder ein saftiger Nachwuchs hervor.

Eigentümliche Erscheinungen auf dem Kamp sind die kegelförmigen, aus Ton sehr gleichmäßig aufgeführten Bauten der Termiten. Nach der Zahl der Kegel zu schließen, müssen die gefürchteten Insekten in diesem Gebiete zur Landplage geworden sein.

Bei der Ankunft in Villa Americana wurden wir von Herrn Müller und seiner Schwester begrüßt und zu Wagen durch schattige Bambusalleen nach Carioba geleitet. Wir fanden in dem Hause unsers Wirtes, der in Braunschweig geboren und ein Bruder des in Charlottenburg wohnenden Bildhauers Professor

Müller ist, eine so gastfreundliche Aufnahme, daß wir ihm und seiner Familie zum wärmsten Danke verpflichtet sind.

Der Ort Carioba, der nur aus der Müllerschen Baumwollenfabrik — Spinnerei, Weberei und Färberei — und den dazu gehörenden Herrschafts-, Beamten- und Arbeiterhäusern besteht, hat infolge seiner Seehöhe von ungefähr siebenhundert Metern ein gesundes Klima. Die Luft kühlte sich damals im Winter in den Nächten bis zu 5 Grad Celsius ab; die Möglichkeit einer ausgiebigen Erfrischung war mithin gegeben. Das freundliche Wohngebäude liegt inmitten eines Ziergartens auf einer Anhöhe; da die Wohnräume durch eine breite Veranda der unmittelbaren Einwirkung der Sonne entzogen sind, so gelang es, in ihnen auch während der heißesten Tagesstunden eine angenehme Temperatur zu erhalten. Die anmutig wellige Landschaft erinnert an einzelne Teile von Thüringen oder von Hessen, zumal da am Horizont bewaldete Höhenrücken sichtbar sind. Vom Hause aus sieht man nach vorn in das Tal eines größern Flusses, des Piracicaba, der sich in den Tieté, einen Nebenfluß des Parana, ergießt; auf der entgegengesetzten Seite wird der Hausgarten von dem muntern Gebirgsbach Quilombo, der nach kurzem Laufe in den Piracicaba mündet, begrenzt. Die Wasserkraft des Quilombo ist für die Turbinen der Fabrik und eines zur Erzeugung von elektrischem Licht bestimmten Werkes nutzbar gemacht; nur in der Färberei ist Dampfbetrieb eingeführt worden. Etwas abseits liegt ein geräumiger, vom Quilombo aus bewässerter Wirtschaftsgarten, der neben Ananas und andern Südfrüchten auch Erdbeeren vom schönsten Aroma und neben Reis, Maniok, Bataten usw. fast sämtliche in Deutschland heimischen Gemüse liefert. Die letzten entarten freilich in dem heißen Klima nach kurzer Zeit, sodaß alljährlich neue Pflanzen aus europäischem Samen gezogen werden müssen.

Der Geflügelhof war dicht bevölkert, unter anderm mit Perus (Truthühnern), die in ganz Brasilien den Feiertagsbraten abgeben. Reittiere wurden in solcher Zahl gehalten, daß außer der ganzen Familie auch noch Gäste beritten gemacht werden konnten; doch waren für die Pferde und die Maultiere und ebenso für das Klauenvieh, obgleich es auf der Hochebene in den Nächten zuweilen empfindlich kalt wird, keine eigentlichen Ställe, sondern nur die landesüblichen offnen Schuppen vorhanden.

Das zu dem Etablissement gehörende Land von 1600 Morgen wird von einem Unternehmer bewirtschaftet, der die Verpflichtung hat, Baumwolle zu bauen und an die Fabrik zu liefern. Da jedoch die von dem eignen Boden gewonnene Menge zur vollen Beschäftigung der Fabrik nicht ausreicht, so wird das Nötige von den Kolonisten in der Umgegend hinzugekauft. Bei den Besuchen in der Fabrik konnten wir beobachten, wie das vor unsern Augen vom Felde gebrachte Rohmaterial allen Prozeduren der Reinigung und Bearbeitung unterzogen wurde und schließlich als farbig gemusterter und appretierter Stoff in Ballen vor uns lag. Im Staate São Paulo ist es, wie ich hörte, die einzige sich in deutschen Händen befindende Fabrik dieser Art. Damals waren

mit den Frauen und den „Jugendlichen“ zweihundert Arbeiter — sämtlich Italiener — in der Fabrik beschäftigt; es war jedoch schon ein größerer Erweiterungsbau in Angriff genommen worden, nach dessen Fertigstellung die Zahl stark vermehrt werden sollte. Die Arbeitszeit dauert von $^1/_2$6 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit einstündiger Mittagspause. Die Innehaltung dieser langen Zeit wird den Arbeitern dadurch sehr erleichtert, daß ihre Wohnhäuser dicht bei der Arbeitsstätte liegen. Immerhin genießen die Arbeiter das Tageslicht außerhalb der Fabrik nur in der einen Mittagsstunde, weil die Sonne während des ganzen Jahres erst nach dem Beginn der Arbeit aufgeht und vor deren Schluß wieder untergeht und die Dämmerung nur wenig Minuten dauert. Um hierfür einen gewissen Ausgleich zu schaffen, läßt die Fabrikleitung die Arbeit von Sonnabend Mittag an bis Montag früh vollständig ruhen. Die Fabrik gewährt den Arbeitern Wohnung und Gartenland sowie freien Schulunterricht für die Kinder, läßt ihnen Milch zu sehr billigem Preise ab und verschafft ihnen durch die regelmäßige Heranziehung von Metzgern Gelegenheit zum Einkauf von gutem, frischem Fleisch. Die gezahlten Akkordlöhne sind so hoch, daß die Arbeiter, zumal da die Lebensmittel verhältnismäßig nicht teuer sind, durchweg bedeutende Ersparnisse zurücklegen und gern Landsleute auf die günstige Arbeitsgelegenheit aufmerksam machen.

Die Zeit in Carioba ging wie im Fluge dahin. An den Vormittagen unternahmen wir, nachdem ich mich schon früh in den Wellen des Quilombo erfrischt hatte, stundenlange Spaziergänge in Feld und Wald. In der Plantage war die Baumwollenernte fast beendigt; um so mehr freuten wir uns, daß wir noch Pflanzen in allen Stadien der Entwicklung vorfanden und uns am lebenden Objekt über die Kultur belehren lassen konnten. Sobald die Sonne höher stieg, mußten wir den Schatten aufsuchen. Am Quilombo war es am kühlsten, wir ließen uns jedoch auch die größere Anstrengung nicht verdrießen, einen entferntern Wald am Ufer des Piracicaba wiederholt und gründlich zu erforschen. Es war kein eigentlicher Urwald, der Wuchs aber doch so üppig, daß es gar nicht möglich war, die wenigen Wege dauernd frei zu halten. Meist mußte Herr Müller vorangehn und mit dem Waldmesser die Schlingpflanzen beiseite räumen, damit wir übrigen im Gänsemarsche folgen konnten. Nur unmittelbar am Wasser war es bequemer. Glücklicherweise hatte man seinerzeit einige von den Riesen des alten Urwaldes stehn lassen, die uns einen Begriff davon gaben, wie es früher hier ausgesehen haben muß. Namentlich zwei Knoblauchsbäume — so genannt, weil die Blätter stark wie Knoblauch riechen — waren von mächtigem Wuchse. Der eine von ihnen war so hohl, daß mehrere Erwachsene in ihm Platz hatten. In der Höhlung hatte ein allerliebstes Kolibripärchen sein Nest gebaut, auf dem das Weibchen brütete, während das Männchen uns zum Greifen nahe umflatterte. Auch grüne Papageien sahen wir in diesem Walde, wie sie unter lautem Gekreisch über den Wipfeln hin und her flogen.

Nach dem zweiten Frühstück wurde eine kurze Siesta gehalten, dann ging es in die weitere Umgebung hinaus, die Damen im Trolly, der Hausherr, zwei seiner Söhne und ich zu Pferde.

Die zwar kleinen, aber sichern und ausdauernden brasilianischen Pferde haben eine in Deutschland nicht bekannte Gangart, den sogenannten Passo; das Wort bedeutet eigentlich Schritt, ist tatsächlich aber eine zwischen Schritt und Trab die Mitte haltende Gangart, die für den Reiter sehr bequem ist und ihn nur wenig angreift. Sie können in diesem Tempo stundenlang bleiben, ohne zu ermüden, und kommen damit sehr gut vorwärts, sind aber auch in schnellern Gangarten durchaus zuverlässig. Es hat mir großes Vergnügen bereitet, mich auf diese Art beliebig im Gelände bewegen zu können. Zwölf Monate vorher hatte ich das letztemal zu Pferde gesessen; damals war ich auf einem breiten norwegischen Pony von Tromsö aus durch einen Zwergbirkenwald in ein ödes, von Schneebergen eingefaßtes Hochtal geritten und hatte ein Zeltlager von Lappländern, die Hunderte von Renntieren bei sich hatten, aufgesucht — ein schroffer Gegensatz zu diesen Ritten in dem heißen Kaffeebezirk Brasiliens.

An beiden Tagen führte uns der Weg, wenn auch in verschiedner Richtung, durch Kamp, durch Wald, durch die Gebiete von Kaffee- und Rohr- (Zucker-) Facenden und auch bei Ansiedlungen kleinerer Kolonisten vorüber, die erst vor kurzem „Roça geschlagen" (Wald gerodet) hatten. Unter der sachkundigen Führung, deren ich mich zu erfreuen hatte, habe ich mich über alle Einzelheiten der verschiednen Betriebe unterrichten können. Nach allem, was ich gehört habe, mußte ich es nur lebhaft bedauern, daß wir unsern Besuch nicht nach drei bis vier Wochen wiederholen konnten. Dann hätten wir die Kaffeeblüte erlebt, die das Land in ein Paradies verwandeln soll. Einzelne vorzeitige Blüten haben wir wohl gefunden; nach solchen soll man sich aber keine Vorstellung von der Pracht der eigentlichen Kaffeeblüte machen können.

Das Ziel des ersten Ausflugs war der Salto Grande, ein vom Atibaja gebildeter großer Wasserfall. Wir sahen den Fall, zu dem ein hochstämmiger, über und über mit rosafarbnen Blüten bedeckter Paineirasbaum eine liebliche Staffage bildete, schon von der über den Fluß führenden Brücke aus und hernach aus nächster Nähe, stiegen auch noch einen steilen Abhang hinunter, um ihn von dem Ufer des untern Flußlaufes aus zu bewundern. Der Fall hat, was die Wassermenge, die Höhe und die Breite anlangt, eine große Ähnlichkeit mit dem Rheinfall, ebenso darin, daß er durch Klippen in mehrere Arme geschieden wird. Der Grund und Boden gehört zu der Rohrfacenda Salto Grande, deren Besitzerin wir aufsuchten, um für die uns von ihrem Adoptivsohn erteilte Zutrittserlaubnis zu danken. Es war uns sehr willkommen, daß die Besitzerin, eine reiche Brasilianerin von portugiesischer Abstammung, uns ersuchte, näher zu treten. Das augenscheinlich schon ältere Wohnhaus ist mit der zur Sklavenzeit landesüblich gewesenen Raumverschwendung gebaut worden. Die Flure und die Zimmer, namentlich auch der zugleich als Empfangsraum dienende Speise-

saal, hatten sehr bedeutende Dimensionen, waren aber nur in der allereinfachsten Weise möbliert. Das Zimmer des schon verheirateten jungen Herrn war nur mit einem alten gebeizten Schreibtisch, einem Stuhl und einer Anzahl von Spucknäpfen ausgestattet; im Speisesaal war eine der Dame des Hauses als Sitz dienende Hängematte angebracht, die übrige Einrichtung bestand, abgesehen von Spucknäpfen, nur aus Büfett, Tisch und zahlreichen, in einer langen Reihe an der Wand stehenden Stühlen, alles von der ursprünglichsten Ausführung. Der einzige Wandschmuck waren farbige Reklameschilder von Seifen- und Zigarettenfabriken. Später sagte uns Herr Müller, daß diese Art von Ausstattung für die sich im Besitz von Portugiesen befindenden Facenden typisch sei. Wir wurden mit vorzüglicher Limonade bewirtet und dann durch den Garten bis auf die Spitze einer Landzunge geführt, an der sich der Atibaja und der Jaguary zum Piracicaba vereinigen. Es war ein Genuß, im Garten Umschau zu halten; die Zitronen- und die Orangenbäume mit einer überreichen Fülle von goldnen Früchten waren weitaus die schönsten, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Die Besitzerin teilte uns mit, daß sie den Wasserfall, dessen Kraft sich in der wasserärmsten Zeit noch auf 4000 Pferdekräfte belaufen soll, für 100 Contos (100000 Milreis = 150000 Mark) verkaufen wolle. Ein kapitalkräftiger Käufer, der nötigenfalls eine Reihe von Jahren mit der Verwertung der Wasserkraft warten kann, wird bei diesem Geschäft sicherlich auf seine Kosten kommen. Leider waren wir nicht in der Lage, auf die Sache einzugehn.

Der zweite Tag war mehr den Wäldern gewidmet. Von einem Walde sahen wir allerdings nur noch die Reste, da der Besitzer erst vor kurzem das immer noch gebräuchliche Verfahren des Abbrennens angewandt hatte, um das Land urbar zu machen. Einzelne vollsaftige Bäume hatte das Feuer nicht zu stürzen und zu verzehren vermocht, sodaß noch halbhohe, geschwärzte Stämme mit Ästen, die von der Hitze verdreht waren, gespenstisch emporragten, andre Bäume lagen halb verbrannt am Boden; von den meisten aber waren nur verkohlte Stümpfe übrig geblieben. Einen erfreulichen Gegensatz zu diesem traurigen Anblick bot ein andrer Wald, worin wir eine längere Rast machten. Es war ein Wald, der schon durchforstet worden war, sodaß die Stämme nicht mehr allzu dicht standen. In dem Bestande waren unter andern starke und gerade gewachsene Perobabäume, deren Holz als Bauholz geschätzt wird. Die Lianen hingen meist senkrecht von den Ästen zum Erdboden herab, ohne sich von Stamm zu Stamm zu winden und sich untereinander zu einem unentwirrbaren Geflecht zu verschlingen. Die Lianen dieser Art waren übrigens so fest, daß unsre jungen Herren an ihnen wie an Tauen ein gutes Stück in die Höhe klettern konnten. Während wir die im Trolly mitgebrachten Orangen verzehrten, führte ein athletisch gebauter Mulatte sechs Paar Ochsen heran, die vor ein auf eine Achse gesetztes und mit Ketten versehenes Gestell gespannt waren. Er hatte die Aufgabe, einen in einer Lichtung liegenden großen Stamm aus dem Walde zu schaffen. Die Arbeit war schwierig, weil das Gefährt, sobald

es die Lichtung hinter sich hatte, zwischen den Bäumen mehrere Wendungen ausführen mußte. Der Mulatte verstand aber seine Sache und wußte ohne Anwendung seines Bambusstabes, nur durch Namenzuruf jedes einzelne Tier zu bestimmen, das ihm obliegende Manöver gerade im richtigen Augenblick auszuführen. Viele unsrer Arbeitskutscher, die in der unsinnigsten Weise die Peitsche gebrauchen, könnten sich an diesem Mulatten ein Beispiel nehmen.

An allen drei Abenden unsers Aufenthalts in Carioba kehrten wir erst mit Anbruch der Dunkelheit in das Haus zur Mahlzeit zurück und unterhielten uns nach Tische im Familienkreise noch lange über die Erlebnisse und Eindrücke des Tages. Diese Stunden waren nicht nur sehr gemütlich, sondern auch überaus lehrreich, da unser Wirt früher schon lange Jahre an andern Orten Brasiliens, zuletzt in der Stadt São Paulo gewohnt hatte, also über die Verhältnisse des Landes genau unterrichtet war.

Bei der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit mußten wir unsre liebenswürdigen Gastfreunde am vierten Tage wieder verlassen, und zwar schon Morgens, um noch möglichst viele Stunden für São Paulo übrig zu behalten. Ein Kollege meines Schwagers, Dr. Wannowski, widmete sich uns in der freundlichsten Weise, holte uns aus dem Hotel ab und zeigte uns die Hauptsehenswürdigkeiten. Die Stadt, als die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, ist der Sitz aller höhern Behörden. Die Regierung selbst hat sich in dem ehemaligen Jesuitenkollegium niedergelassen; von andern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: der bischöfliche Palast, die Gebäude der Rechtsschule, der theologischen Fakultät und des Appellhofs, das Museum, das Theater, die Hospitäler, das Irrenhaus und das Zuchthaus. Wer als Fremder die Straßen durchwandert, hat das Gefühl, sich in einer internationalen Handels- und Industriestadt zu befinden. Von den Straßen ist die neu angelegte, nur mit modernen Villen besetzte Avenida Paulista hervorzuheben. Die Angaben über die Einwohnerzahl gehn weit auseinander; das Mittel der verschiednen Zahlen ist 200000, während man die deutsche Kolonie ziemlich übereinstimmend auf 20000 Seelen schätzt. Der deutsche Klub hat ein großes, gut eingerichtetes Heim, worin man, wie das uns von Herrn Wannowski vorgesetzte Mahl bewies, ausgezeichnet aufgehoben ist; leider fehlt bei dem Hause ein Garten. Wer Erholung im Freien sucht, geht in den dem Bahnhof gegenüberliegenden öffentlichen Garten, der gut angelegt und wohlgepflegt ist, auch eine reiche Sammlung von Vertretern der Fauna Brasiliens enthält. Er ist der besondre Stolz der Paulisten und namentlich an den Konzertabenden der Sammelpunkt der wohlhabendern Kreise. Im allgemeinen bin ich zu der Ansicht gelangt, daß es dem, der hauptsächlich auf großstädtisches Leben Wert legt, in São Paulo wohl gefallen kann, daß der Naturfreund dagegen weniger auf seine Rechnung kommt, weil Wald und Gebirge für den häufigern Besuch immerhin recht entlegen sind.

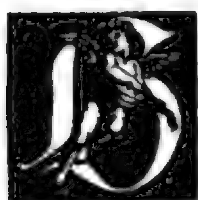
In São Paulo hörten wir, daß unser Gesandter von Treutler anwesend sei, sind ihm aber nicht begegnet. Später wurde uns mitgeteilt, er habe zur

Fahrt von Rio nach Santos ein englisches Schiff benutzt, dessen Abfahrtszeit ihm am besten gepaßt habe; der Kapitän habe ihm voll Stolz sein neues Schiff gezeigt, dabei auf weißglänzende Beschläge hingewiesen und zur Erklärung hinzugefügt, das Metall sei zwar kein Silber, werde aber von den Engländern German silver genannt; darauf habe Herr von Treutler erwidert: „Merkwürdig, wir nennen es Britanniametall."

Schicksal

Eine kuriose Geschichte von Beate Bonus-Jeep

(Fortsetzung)



Hineinsteigen war ausgeschlossen; dazu war kein Spielraum. Sich hineinknien und drinnen aus der geduckten Haltung entfalten und sich ausstrecken? Bei diesem Versuch hatte er sich in die angstvollste Lage seines Lebens gebracht, denn weder die Bretter über noch die unter ihm gaben dem Nacken oder dem Knie nach, und er stak zwischen beiden eingeklemmt wie im Maul des Nußknackers.

Als er sich mit einer leichten Verrenkung da hinaus gewunden hatte, machte er einen dritten Versuch — er näherte den Oberkörper in wagerechter Lage dem schmalen Spalt, schob sich seitwärts hinein, warf die Beine in die Höhe und ließ sich nachgleiten. So war es geglückt.

Wenn ihn in der Nacht das Seufzen seiner Knochen auf den harten Brettern oder der Lärm der Schiffsschraube nahe seinem Kopfe aufweckte, hörte er zugleich das Rauschen des Meeres draußen jenseits der schmalen Wand. Das mußte schon die Nordsee sein. Bald würde der Bruder Ozean sich hören lassen mit der mächtig gleichförmigen Stimme, mit der er seit Jahrtausenden seine Gespräche hielt.

Lex sah ihn, den Alten, wie die Zeiten an ihm vorüberwandelten, wie sie langsam, langsam alles um ihn herum gebildet und ihn unverändert gelassen hatten — wie er sich immer noch wunderte über die winzigen Menschen, die auf ihrem Spielzeug daherschwammen, das hin war wie Schaum, wenn er sich nur einmal erhob, um sich ein wenig anders zu betten.

Ihm verging die Zeit noch immer in titanischer Ruhe oder in verheerendem Spiel, indessen sich die Menschen vorwärts wanden und ameisengleich über winzige Hügel den Ausblick erkämpften.

Wenn ein Starker käme, ihnen lächelnd beizustehn! Lex fühlte wieder das starke Gefieder, das ihn höher trug als die meisten, er sah, wie er berufen war, sie zu heben, er sah, wie er ihnen die nichtigen Hindernisse zeigte, an denen sie sich festliefen, wie er sie den Weg sehen ließ, der erfreulich vor ihnen lag ohne die Mühsal des Hin- und Hersuchens und ohne das Gezänk über die richtige Richtung — Lex streckte sich auf dem harten Bett — er fühlte sich jung — sein Lebenswerk lag noch vor ihm. Unter dem niedergleitenden Schlaf, der ihn wieder umhüllte, sah er von ferne vom Horizont her die Gestalt seines Weibes auf sich zukommen mit dem Blick der Zuversicht wie früher.

Sie hatte an seine Bestimmung geglaubt und mit „dämonischer" Kraft daran festgehalten. Sie sollte sich nicht getäuscht haben!

Gegen Morgen fuhr Lex von neuem aus dem Schlafe auf. Ein freudiges Gefühl der Erwartung weckte ihn — er wollte die Sonne über dem Meere aufgehn

sehen. Und wirklich zog ein rötlicher Schimmer draußen über die undurchsichtige Scheibe seines runden Fensterchens, das wie ein Auge über ihm wachte.

Also hinaus und die umgekehrte Reihenfolge wie am Abend beim Schlafengehn: erst die Beine aus dem Spalt werfen, dann den Oberkörper behutsam nachziehen und auf die Beine stellen. Lex stand und lachte fast wie ein Junge über das Gelingen!

Nun aber die Strümpfe! Die Nacht hatte manches verändert, wie es schien, denn die Kleider waren von dem schmalen Sitz zwischen Wand und Bett, den er gestern hatte als Sofa bezeichnen hören, heruntergefallen. Lex mußte sich bücken, um sie auseinander zu lesen, und dabei begegnete ihm etwas Unerwartetes: während er sich gegen die Tür lehnte, um einen bescheidnen Abstand vom Bett zu gewinnen, sah er sich plötzlich mit Stirn und Nase gegen eben das Bett gestoßen, und ehe er noch recht Zeit gehabt hatte, sich zu wundern oder zu entrüsten, schlug er schon wieder mit der Rückseite seiner Person gegen die Tür.

Dabei wurde er sich seines Magens bewußt — nicht als ob er ein stillbeschäftigtes Glied im Gefüge seines Leibes wäre, sondern als wäre er zu einem unabhängigen Dasein außerhalb bestimmt.

Lex konnte sich in der Verwirrung nicht fassen: Aufruhr war innen und außen und füllte den engen Raum.

Er kam wieder zum Liegen in seinem hölzernen Schrein, er wußte nicht wie. Aber das Unheil ging weiter. Der Magen riß wütend an allen Bändern und Muskeln und wollte zum Halse hinaus. Er zog mit heftigem Zerren aus andern Organen Flüssigkeiten herbei, nachdem er selber nichts mehr auszustoßen hatte, und Lex mußte sich aus seinem Spalt hervorbiegen, um ihm den Willen zu tun.

Wenn er sich dann stöhnend zurücksinken ließ und beobachtete, wie sich der Magen mit unsinnigen Angstbewegungen ebenfalls auf kurze Zeit niederlegte, dann sah er immer wieder die engen Holzwände als einzige Zeugen seines Elends.

Zu Hause war jeder Schnupfen ein Ereignis, auf dessen Entwicklungsstufen man einander flüsternd aufmerksam machte, den er ertrug wie ein anerkanntes Martyrium, hier lag er einsam und ohne Beistand, und der ganze Chor der Mitzitternden fehlte, den er sich dort herangebildet hatte. Anfangs hatte der Groll ihn noch so weit gestärkt, daß er vom Bett aus einen Stiefel fassen und mit aller Macht gegen die Tür seiner Kammer werfen konnte. So hoffte er von der Kajüte her die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Aber es kam niemand. Es gab wohl einen Steward, der in Hemdärmeln und mit unmündigen Frageaugen umherging, wie ein unerlöster Sohn des Nöck. Das Tun der Menschen kleidete ihn fremdartig und zufällig, so als wenn ein glatthäuptiger Seehund aus dem Wasser herauf gekommen wäre, um Tassen zu spülen und Betten zu machen, solange es ihm gefiele. Falls er die Notschüsse hörte, die Lex mit dem Stiefel gegen die Kajütentür gab, so kehrte er sich nicht daran — der Passagier vertrieb sich wohl die Zeit auf seine Weise.

So gingen die Stunden hin bis zur Frühstückszeit, das war halb zehn Uhr. Durch die Tür drang der Geruch von Schweinsknochen und Erbsen. Er drang auf Lex ein wie mit Elefantenfüßen und trat ihn vollends nieder. Lex wandte den Kopf gegen die Wand in einem hilflosen Versuch, ihm zu entgehn, aber da wurde mit einem kräftigen Ruck die Tür geöffnet, so breit wie ihr Rahmen es zuließ, und der Kapitän stand darin.

Sie sind wohl nicht so recht? sagte er laut und gutmütig.

Da Lex nicht antwortete, sondern in stummer Verzweiflung wahrnahm, wie hinter dem Kapitän der fette Speisegeruch hereinflutete und sich rasch in allen Ecken

seines Holzkäfigs festsetzte, näherte der sich der Gruft, die Lex verborgen hielt, und fragte noch lauter:

Soll denn der Steward lieber erst mal kommen und hier ein bißchen wegräumen?

Der Kapitän war nur auf gesunde Leute eingerichtet; daß für einen kämpfenden Lebensfunken das Ringen verzehnfacht wird, wenn man mit Fragen die Luftschicht um ihn her in Bewegung hält, das wußte er nicht. Er war entschlossen, seinem Freunde erst einmal ein Lebenszeichen abzugewinnen.

Lex fühlte in seiner Qual, daß mit dem ersten Wort, zu dem er gezwungen würde, die Ausbrüche von neuem beginnen würden. War denn der Mensch verrückt, oder hatte er es auf seinen Tod abgesehen?

Nein? sagte der Kapitän —

Oder doch lieber?

Aber eine Kleinigkeit ginge vielleicht zu essen?

Soll der Steward ein paar Löffel Erbsen auffüllen und ein schönes Stück Speck?

Steward! — Er streckte die Hand nach draußen gegen den großen Tisch aus und empfing den Teller. Dann näherte er sich damit liebevoll dem Kranken. ...

Da war Lexens Maß erfüllt: mit Zusammenfassung aller Kräfte schlug er die Hand und den Teller zurück. Dann warf er sich halben Leibes aus seinem Schacht hervor, und der Magen tat wieder nach seiner Gewohnheit.

Der Kapitän stand da, mit Erbsensuppe übergossen. Er ging, um sich und seine Kleider abzuwaschen, und der Steward waltete in der Kammer, so gut es ihm geriet.

Lex lag zwischen seinen Stößen und denen des Meeres. Sich leise zu bewegen, das war nicht des Stewards Sache — das Meer rauschte und tönte ja auch, wie es ihm gefiel, und woher hätte er wissen sollen, daß das hilflose Paket da unten im Kasten ein bedeutender Mann war, der gewohnt war, das Leben um sich her nach dem Wellengang seiner Laune zu bewegen?

In den Augenblicken, in denen Lex sein Lebenswerk wie eine Reihe von Absichten zwischen seinen Händen zergehen sah, stellte sich ihm sein eignes Bild in die Lücke — als ein Opfer — ein Opfer der Verhältnisse — ein Opfer der Gesellschaft — ein Opfer der Familie. In diesem Spiegel konnte er das Bild seiner Größe so ausgedehnt sehen, wie er wollte, und fand Genugtuung darin, ohne Mühe davon zu haben.

Nun lag er da — nur den ruhigen Gewohnheiten unterworfen, die sich in dieser kleinen Republik von Männern — von der Einsamkeit des Meeres umschlossen — gebildet hatten.

Aber der Griff der Wirklichkeit ist hart, und als Opfer dieser Unausweichlichkeit litt Lex wirkliche Qualen, die keine Ähnlichkeit mit dem hatten, was er sonst in seinem Opferleben gewohnt war.

Er lag da — dreimal am Tag hörte er draußen neben seiner Tür das Geklapper der Teller — Käse und gebratne Eier und Pökelfleisch und Braten sandten ihre kräftigen Düfte an sein Bett, und vor jeder Mahlzeit riß der hemdärmlige Steward seine Tür auf, zeigte den Kopf des Nöck mit den dunkeln Tieraugen und rief: Wollen Sie essen?

Am Abend des zweiten Tages war Lex so weit, daß er mit der Hand winken und flüsternd das Wort „Zwieback" sagen konnte.

Der Steward, der für die Arbeit des Nachdenkens nicht angeheuert war, ging zum Kapitän: Er sagt, er will Zwieback!

Lex bekam erst Hartbrot, das ist Schiffszwieback, und als er das mit Kopfschütteln abgelehnt und am dritten Tage wieder „Zwieback" geflüstert hatte, bekam

der Steward Anweisung, in die letzten Heiligtümer zu steigen und die Büchse mit Potsdamer Zwieback zu suchen, die da für den Besuch der Konsuln an Bord in ausländischen Häfen aufbewahrt wurde. Da bekam Lex das, was Landratten unter Zwieback verstehn. Das tat ihm wohl. Von da an stieg sein Wohlbehagen, sodaß er vom Bett aus mit der Hand nach seinen Strümpfen wühlen und in Abständen von je zwanzig Minuten, zwischen denen er sich wieder flach in seinen Spalt warf, sie auf irgendeine Weise an seine Füße bringen konnte.

An diesem Tage sah der Kapitän von der Kommandobrücke aus die imposante Gestalt Lexens mit schiefgeknöpften Kleidern und einem wildverknoteten Halstuch aus dem Treppenschacht auftauchen. Dort ragte er in die Höhe, mit den spärlichen Haaren, die ihm wie gesträubtes Gefieder um den Kopf standen, und schaute aus gläsernen, abwesenden Augen auf das Meer.

Der Kapitän kam gelaufen: Da sind Sie ja! Das is man gut! Steward, einen Klappstuhl!

Der Kapitän hatte gesehen, wie Lexens Farbe tiefer nach Grün hinüberspielte, und wie er seine Augäpfel hintenüber rutschen ließ, daß das Weiße zu sehen war. Lex gab sich dem Zeichen seines Elends gern hin. Er hatte lange genug ruhmlos und ohne Zeugen in seinem Käfig gelitten.

Die Männer faßten ihn von beiden Seiten voller Besorgnis, daß er in das Treppengewinde hinunterstürzen könnte. Sie leiteten ihn die wenigen Schritte über das Hinterdeck. Der Steward schleppte einen leinenbespannten Liegestuhl neben sich her, den warf er mit der linken Hand auseinander und half mit der Rechten den Kranken hineingleiten lassen.

Lex sank schwer hin und schloß die Augen halb, wie ein Sterbender. Aber wenn das einigermaßen freiwillig geschah, so wurden sie ihm in demselben Augenblicke unfreiwillig aufgetan: das Schiff hob sich hinter ihm und stieg, das Deck neigte sich auf seiner Seite dem Meere zu, als wenn sein Gewicht es da hinunterzöge, es stand halb senkrecht zum Wasser. Der Liegestuhl mit seiner Last rutschte hinab der See entgegen, und das dürftige Geländer würde nur einen schwachen Schutz bieten. Lex hielt sich verzweifelt an dem gleitenden Stuhl und fühlte sich selber doch noch stärker rutschen. Nun hatte er sein Testament vielleicht doch nicht nur gemacht, um den Seinigen eine außerordentliche Stunde zu bereiten.

Er stieß einen Schrei aus seinem gewaltigen Brustkasten, den das Getöse des Meeres gleichmütig aufnahm wie das Lachen neben ihm.

So macht das Schiff den ganzen Tag, sagte der Steward mit den Tieraugen.

Das ist der Golf, setzte der Kapitän hinzu, da ist immer ein bißchen Bewegung. Steward, bring mal Taue her! Wir wollen den Stuhl von unten festbinden, daß er nicht fortkann!

So lag Lex auf dem Stuhl, der an ein paar großen Eisenklammern verankert war, alle die Tage, solange das Schiff im Atlantischen Ozean vor dem Golf von Biscaya vorüberfuhr. Die Bartstoppeln wuchsen ihm, und wenn der Meergott wild und sturmverweht aus dem Wasser herausgetaucht wäre, würde er sich gewundert haben, da oben einen rauhen Zwillingsbruder zu sehen. Nur der Übermut fehlte dem da oben, ihn machte die Bewegung übel, die den unten freute.

Wenn sich Lex nach eingebrochner Dunkelheit einsam erhob, um zur Treppe zu schwanken, während der Tau auf dem rußigen Deck bei seinen Schritten knirschte, und er sich sorgfältig überall anhielt, dann stand ihm die scheue Aufmerksamkeit, mit der man ihn zu Hause umgab, vor Augen wie einem entthronten König — die wußten hier ja alle nicht, wen sie unter sich hatten — einfache, ungefüge Leute. Man konnte ihnen das auch nicht begreiflich machen!

In dieser Stimmung fing er einen neuen Brief an:

Geliebte daheim!

Ich schreibe mit Bleistift; denn das Schiff ist in wilder Bewegung, und wenn die Tintenflasche sich umkehren würde wie mein Magen, könnte Schaden daraus entstehen, während mein Leiden nicht weiter ins Gewicht fällt.

Die See, die in der Sintflut ihre furchtbare Mission erfüllt hat, ist auch heute noch unerbittlich und macht harte Gemüter. Ihr würdet Euch wundern, wie Euer Vater sich ohne Hilfe oder Teilnahme so hinmüht.

Heute, da das Schiff besonders unruhig ist, muß ich fast vor Hunger umkommen. Die Kost dieser Leute eignet sich wohl für einen ausgepichten und eingesalznen Seemannsmagen. Wer sich aber unter den auferlegten Strapazen nur so notdürftig aufrecht hält wie ich, den wirft sie vollends um.

Ich bat um ein weiches Ei; der Kapitän — ein vortrefflicher Mann, aber ohne Verständnis — erwiderte mir, er hätte Rührei bestellt und dabei besonders an mich gedacht.

Gut, Rührei! sagte ich und dachte an die feine Schüssel, die meine Frau, Eure Mutter, mir in Tagen der Krankheit genau nach meiner Anordnung macht. Was aber gebracht wurde, war ein Schmarren gemeinster Art. Ein zähes, lederartiges Gebilde aus gebratnem Speck, Mehl und Eiern — schrecklich! . . .

Als Lex soweit geschrieben hatte, trat der Kapitän zu ihm. Nun, wieder so fleißig? fragte er, Sie spüren wohl schon den Unterschied?

Welchen Unterschied?

Wir sind am Kap Finisterre vorüber; nun ist die Küste wieder nachbarlicher; es wird stiller, weil nicht mehr der ganze Atlantische Ozean unter uns wühlt!

In der Tat, Lex fühlte sich wohler und freier. Er stand auf und ging auf Deck umher; es erfüllte ihn eine eigentümliche Freude. Er fragte den Kapitän, den Steuermann, den Koch und den Steward, jeden besonders, wie bald man die Straße von Gibraltar erreichen würde; und als es soweit war, bat er jeden einzeln, daß er ihn wecken möchte, sodaß die Aussicht bestand, daß mit Sonnenaufgang alle Bewohner des Achterdecks auf seiner Tür Wette trommeln würden. Er selber aber war auf, noch ehe die Nacht vergangen war.

Er ging im schwindenden Mondlicht auf Deck umher. Der Seegott, der ihn jetzt gesehen hätte, hätte sich schüchtern zurückgezogen vor dem aufgerichteten Hünen, dessen gesträubte Haarsträhne ihn jetzt umgaben wie schußbereite Pfeile aus dem Haupt des Sonnengottes.

Das Grau des Morgens lichtete sich und wurde durchsichtiger. Der Steward, der bei seinem Petroleumlicht für die Wache seinen dünnen Kaffee gebraut hatte, brachte einen Henkeltopf voll und stellte ihn vor Lexens Füße auf Deck. In seinen Tieraugen lag Anerkennung und Freude.

Lex lächelte dankbar zu ihm hinab. Ja, der warme Tropfen tat gut. Der Tau knirschte noch und netzte den Mantelsaum, wenn Lex sich setzte. Aber er saß nicht lange: um sechs Uhr sollte Gibraltar kommen und sechs Stunden später Malaga, der Hafen — Spanien!

Er war ein Weitgereister, der mit seinen Füßen wieder Land betrat, ein Wandervogel wie die, die jährlich aus unsern Büschen und Forsten auffliegen, die Erben des alten Wandertriebs. Lex hätte in die Hände klatschen und vor Freude singen mögen.

Die afrikanische Küste mit ihren Bergen kam aus dem Nebel, weiße Segel tauchten auf. Ein Boot hielt gerade auf den Dampfer zu. Lex hob die Hände

auf: diese keckten Menschen! sie kreuzten ja den Kurs des Dampfers, sie würden niedergerannt werden — aber glatt wie ein Vogel schoß das Segel vorüber und tauchte im Kielwasser des Dampfers übermütig auf und nieder. Das waren schon marokkanische Fischer.

Lex stieg auf die Kommandobrücke. Zur Rechten hob sich die Sonne rötlich empor, und zur Linken lagen ruhevoll die beiden ungeheuern Zwillingshäupter, die Felsen von Gibraltar — Löwe und Löwin nebeneinander, unbeweglich über den ausgestreckten Pranken, an denen das Meer mit seiner Brandung spülte.

Lex faltete die Hände und sah zu den beiden hinüber, die so die Pforten von Europa bewacht hatten, als die ersten Waghalsigen hinausgesteuert waren zwischen den Säulen des Herkules hin, und später, als die Wikinger aus der Heimat der langen Winter mit ihren Segeln herabkamen, die großen Männer, denen das Haar wie ein heller Schein ums Gesicht flog, die dahinfuhren auf fremden Meeren, unbekümmert um ein Leben, dessen sie sich Herr fühlten, das stark genug in ihnen war, keinen Tod zu fürchten.

Die beiden Löwen hatten braune und weiße Männer hinüber und herüber kommen sehen, und immer war Waffengewalt die oberste Gewalt gewesen. Bis in die jüngste Zeit, wo sie drüben am marokkanischen Ufer um den letzten Rest dieses Idealismus kämpften, der nun nirgends mehr gelten sollte als in alten Rüstkammern und seines Wertes nur noch beim Antiquar sicher sein konnte.

Wie anders war das Leben geworden, während die beiden da ruhten, und wieviel war noch zu tun für die, die lebten.

Lex wandte sich zum Kapitän und zeigte auf das Gebirge: In wieviel Wandlungen haben diese die Menschheit schon gesehen. Wer zur Entwicklung beizutragen hat, dem können sie seine Pflicht ins Gedächtnis bringen.

Ja, wir Mittelmäßigen können uns damit nur nicht abgeben! sagte der Kapitän, wir müssen uns dazu halten, daß wir das Schiff überall richtig durchbringen; wir müssen an das Nächste denken.

Lex empfand etwas wie einen Stachel in der bescheidnen Antwort. Er hatte seit seinen jungen Jahren ja niemals Zeit gehabt zu arbeiten. Die fernen großen Ziele beschäftigten ihn zu sehr. Für einen Kapitän oder Steuermann wäre das eine verhängnisvolle Eigenschaft gewesen. Ob der Mann so etwas meinte?

Da Lex schwieg, bekam der Kapitän den Eindruck, daß er noch etwas hinzufügen müßte, um zu erklären, warum er an den großen Menschheitswerken nicht viel arbeiten könnte, mit denen er Lex beschäftigt wußte.

Ich habe mich von früh an dazu halten müssen, sagte er, wir sind eine Familie, in der jeder Junge Seemann wurde. Da war gar keine Frage, was ich werden wollte; es stand schon fest, als sie mich zur Kirche trugen. Mein Vater war Seemann und die Vettern und Onkels auch. Die meisten waren geblieben, wie ich noch ganz klein war. Zuletzt blieb mein Vater. Da war ich schon ein bißchen größer, und er hatte sich gerade ein eignes Schiff gekauft.

Wie er verschollen war und meine Mutter ärmer zurückblieb als da, wo sie mit ihm zusammen angefangen hatte, auf das Schiff hin zu sparen, da kam sie auf den Ausweg, einen kleinen Kramladen anzufangen. Ich mußte ihr dabei helfen, weil ich der Älteste war. Daß aber auch die andern ihre Sorgen haben, das merkte ich an einem Tage, als ich zu viel Geld mit nach Hause gebracht hatte.

Ich mußte meiner Mutter vom Großkaufmann Waren holen. Dazu hatten wir einen kleinen Handwagen. Das Geld wickelte ich mit dem Geldbeutel in mein Taschentuch und knöpfte es mir fest in den Rock. Aber als ich jenesmal nach Hause kam, sagte meine Mutter: Junge, das Geld stimmt nicht!

Ich erschrak. Wo sollte es geblieben sein!

Es ist zu viel! sagte die Mutter.

Dann is das man gut, sagte ich, das können wir brauchen.

Nein, sagte sie, das mußt du wieder hintragen. Die haben sich geirrt, die Scheine haben so fest aufeinandergelegen.

Ich mußte also wieder hin, aber ich wurde das Geld nicht los. Der Herr an der Kasse schickte mich weg, ein Irrtum wäre ausgeschlossen.

Dann können wir ja zufrieden sein, sagte ich zu meiner Mutter zu Hause.

Aber die Mutter blieb beharrlich. Ich weiß, wie das ist, wenn man sich so plagen muß; der hat auch viele Kinder zu Hause, und sagen darf er das nicht, daß er sich gleich um einen Schein geirrt hat. Er muß es aus seinem Verdienst ersetzen.

Die Mutter ging hin in seine Wohnung, und als ich am andern Tage aus der Schule kam, hielt er mich auf der Straße fest und gab mir einen Taler in die Hand: Deine Mutter hat nichts behalten wollen; aber das merke dir, so an Andermanns Verlegenheit denken, das tut nur einer, der die Sorgen kennt; nun mache du man, daß du was wirst, daß du ihr helfen kannst.

Das hab ich ja denn auch versucht, sagte der Kapitän, arbeiten und nach keiner Seite abbiegen, das ist für unsereinen das beste. Für Sie wird das etwas andres sein. Sie haben ein unbegrenztes Gebiet.

Ja ja! Lex nickte; er wußte ja selber nicht recht, wo der Anfang von seiner Arbeit lag. Einstweilen hatte er der Zukunft seines Werkes damit gedient, daß er vor ihm her Glanz verbreitete — allerdings verfing das nicht mehr recht, weil das Werk selber fortfuhr auszubleiben. Man nahm den Hinweis auf seine große Mission mehr als Spaß, und seine Verbitterung war gewachsen, je mehr er das ahnte. Es war eine schwierige Frage, wie man sich da zu verhalten hätte. Wenn er sich ganz zurückzog, um zu arbeiten, dann brachte er sich aus der Erinnerung der Leute. Und wer konnte wissen, ob das für die Sache gut war. Und wieder umgekehrt — lebte er ganz dem geselligen Einfluß, so blieb der Arbeit keine Zeit. Nun, wenn er von dieser Reise zurückkam, da ließ sich ja ein Wechsel leicht einrichten. Jetzt galt es vor allem Eindrücke zu sammeln!

Wann sind wir in Malaga? fragte er zum Kapitän hinüber.

Ungefähr um Mittag müssen wir dort sein.

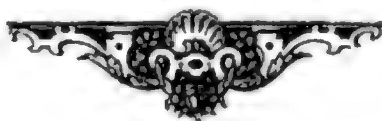
Es hat wohl noch etwas maurischen Charakter?

Das kann ich nicht beurteilen. Schreien tun sie aber wie die Türken.

Die Männer lachten. Lex fühlte sich wieder leicht, fast dankbar, daß er den Antrieb zur Arbeit, zur geistigen Zusammenfassung wieder einmal zurückgeschoben hatte, und zwar mit vollgiltigen Gründen. Erst mußte eingesammelt werden! Erst machte er sich zum Spiegel tausendfacher Eindrücke. Wenn die in ihm gereift sein würden, dann würde sich das Verlangen nach Arbeit gebieterisch einstellen. Und dann war es Zeit, sich daran zu begeben. Er war ja doch zu großen Wirkungen von der Natur ausgerüstet wie wenige. Zu ihrer Zeit würden sie eintreten. Die Natur müßte ja sonst ihr eignes Werk verleugnen.

Und jetzt sah man Malaga liegen und die Bucht mit den Fischerbooten. Lex zählte sechsundneunzig Segel, die wie Schmetterlinge auf dem blauen Wasser saßen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Zur Niederlage der Sozialdemokratie. Die Frage der Mehrheit im neuen Reichstage.)

Der neue Reichstag ist fertig. Die Stichwahlen in den ersten Februartagen haben gehalten, was die Hauptwahlen versprochen hatten. Das hervorstechende Merkmal bleibt die Niederlage der Sozialdemokratie. Von 79 Sitzen im Reichstage hat die Partei nur 43 gerettet. Es bleibt für nachdenkliche Beurteiler der politischen Erscheinungen die Hauptfrage, was das zu bedeuten hat, woher dieser Zusammenbruch kommt, und was für Schlüsse sich daraus ziehn lassen.

Die Sozialdemokraten selbst müssen natürlich eine Formel finden, um den Mut der Partei neu zu beleben und in der Erklärung der Niederlage zugleich einen Trost für die Zukunft zu geben. Dazu müssen ihnen die Zahlen der Stimmen dienen. Schon im Jahre 1903, als die Reichstagswahlen einen großen Sieg der Sozialdemokratie zu bedeuten schienen, rief das wilde Triumphgeschrei der Partei in alle Welt hinaus, daß nicht weniger als drei Millionen deutsche Reichsbürger zur roten Fahne geschworen hätten. Wie ist seitdem nicht mit der „Dreimillionenpartei“ geprahlt und Wucher getrieben worden! Und auch jetzt noch ist die Stimmenzahl der Rettungsanker der geschlagnen Partei. Schon ist herausgerechnet worden, daß die Partei bei diesen letzten Wahlen sogar einen Stimmenzuwachs von einer Viertelmillion gehabt hat. Also ist es sogar ein Sieg, wie „Genosse“ Mehring meint! Und doch trotz allem ein so klägliches Ergebnis, der Verlust von 36 Sitzen im Reichstag? Ja, so lautet die Antwort, das verdanken wir der Wahlkreiseinteilung, die den Bevölkerungsverhältnissen so schlecht entspricht, daß das Wahlergebnis ein entstelltes Bild des Volkswillens gibt. Es würde zu weit führen, die Berechtigung dieser Klage eingehend zu erörtern. Nur wird man die Bemerkung schwer unterdrücken können, daß die Sozialdemokraten immer sehr schnell bereit sind, Änderungen in den Wahleinrichtungen — sei es im Wahlrecht selbst, sei es im Wahlgesetz und der Wahlkreiseinteilung — zu wünschen, ihrerseits aber aus jeder, auch nur akademischen Kritik andrer an denselben Einrichtungen ein Kapitalverbrechen zu machen.

Was jedoch die Hauptsache ist: dieses ganze Stimmenzählen hat ja überhaupt einen recht geringen Wert. Wenn noch immer damit in gewissen Schichten ein großer Eindruck erreicht wird, so beweist das nur, daß die Welt seit den Tagen der napoleonischen Plebiszite nicht klüger geworden ist. Die Zusammenbringung einer großen Stimmenzahl ist eine Frage der Organisation. Eine Organisation, die sich eingelebt und Erfahrungen gesammelt hat und die ganz bestimmte, durch gleiche Lebenslage aufeinander angewiesene Bevölkerungsklassen umfaßt, wird es niemals schwer haben, bei einer geheimen Wahl die Stimmenzahl hinaufzuschrauben. Die Sozialdemokratie hat von vornherein darauf gerechnet, in jedem Fall eine Stimmenstatistik nach dieser bewährten Methode aufzumachen. Denn die bürgerlichen Parteien bilden ihr gegenüber nicht eine so kompakte Masse, daß sie mit ähnlichen Zahlen aufwarten könnten. Der Sozialdemokratie erlaubt der fortgesetzte Ausbau ihrer Organisation in einem Lande, das eine schnell zunehmende Bevölkerung und innerhalb dieser Bevölkerung eine verhältnismäßig noch schneller zunehmende Industriearbeiterschaft hat, die Aufstellung immer zahlreicherer Zählkandidaturen, die ganz ausschließlich der auf eine hohe Gesamtstimmenzahl zielenden Reklametaktik der Partei dienen sollen. Eine wichtige Rolle spielt dabei der ungeheure Terrorismus, den die Partei zu üben versteht. Er wird vielleicht nur noch übertroffen durch

den beispiellosen Terrorismus, den in einzelnen Gegenden die katholische Geistlichkeit durch Gewährung oder Versagung der Gnadenmittel der Kirche und durch den Mißbrauch von Kanzel und Beichtstuhl auf die Wählerschaft zugunsten des Zentrums ausübt. Die Kontrolle, der der Arbeiter bei der Abgabe seines Stimmzettels durch die Vertrauensmänner der sozialdemokratischen Parteiorganisation unterworfen wird, ist ein reiner Hohn auf die Wahlfreiheit und das geheime Stimmrecht. Viele Tausende von Arbeitern stimmen ja nur infolge dieses Zwanges für die Sozialdemokratie. Aber gezwungen oder nicht, diese sozialdemokratischen Stimmen sind da, und es muß damit gerechnet werden, daß die Partei noch für lange Zeit in der Lage sein wird, die Hauptmasse der Arbeiterstimmen für sich zu zählen. Und da die Bevölkerung des Deutschen Reichs und mit ihr die Zahl der Wahlberechtigten auch weiter noch steigen wird, während zugleich die immer reicher entfaltete Gewerbetätigkeit ein immer größeres Heer von Arbeitern an sich zieht, so bedarf es kaum besondrer Mühe, zu erkennen, daß eine absolute Zunahme von sozialdemokratischen Stimmen durchaus nicht als irgendwie besonders merkwürdige Erscheinung anzusehen ist. Man könnte sich bei dem schnellen Anwachsen der Bevölkerungszahl in Deutschland höchstens wundern, daß die Sozialdemokratie so, wie die Dinge nun einmal liegen, in vier Jahren *nur* eine Viertelmillion Stimmen gewonnen hat. Man wird im Gegenteil schon daraus entnehmen dürfen, daß diesmal recht viele ehemalige Mitläufer der Sozialdemokratie von ihr abgeschwenkt sind.

Der Schwerpunkt aber liegt nicht in der Beobachtung der absoluten Stimmenzunahme oder in den Mutmaßungen über die größere oder die geringere Zahl von Mitläufern, sondern in den Erfahrungen über die Widerstandskraft der bürgerlichen Parteien. Sie haben sich bei den frühern Reichstagswahlen immer schwächer und schwächer gezeigt. Darum konnte man wohl die Frage ängstlicher Gemüter verstehn: Wohin soll das führen? Dieselbe Wahlkreiseinteilung, die jetzt nach dem Urteil der roten „Genossen" das Wahlergebnis plötzlich zu einer „Fälschung des Volkswillens" gestempelt haben soll, hat damals mit jeder neuen Wahl eine größere Zahl von Sozialdemokraten in den Reichstag geführt. Vergebens wurde dem deutschen Bürgertum von der nationalen Presse bei jeder nur möglichen Gelegenheit vorgehalten, wie es vor allem darauf ankomme, daß die bürgerlichen Parteien ihre natürliche Kraft und Überlegenheit nur einmal in ihrem wirklichen Umfange zur Geltung bringen und ihre Gleichgiltigkeit und Verdrossenheit überwinden. Darin, daß das endlich geschehn ist, beruht die Bedeutung der letzten Wahlen. Der Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen steht diesmal eine dem Prozentsatz nach ungefähr entsprechende Wahlbeteiligung der bürgerlichen Parteien gegenüber, und die Folge ist, daß die Sozialdemokratie sogleich ihre erste schwere Niederlage erhalten hat und gegen das geschlossen vorgehende Bürgertum nicht aufgekommen ist, obwohl die Verständigung zwischen den bürgerlichen Parteien durchaus nicht überall den Gipfel des Ideals erreichte, und überdies das Zentrum in vielen Wahlkreisen aus leidenschaftlicher Verblendung und törichter Rachsucht für die Kämpfe der Wahlzeit den bedrohten Sozialdemokraten bei den Stichwahlen zuhilfe eilte.

Diese Erhebung des Bürgertums von seinem politischen Faulbett geschah, weil ein Blitz zum erstenmal den Dunstvorhang zerrissen hatte, durch den man die Sozialdemokratie bis dahin gern als die Partei einer allgemeinen, zwar heftigen, aber nicht ganz unberechtigten Unzufriedenheit ansah. Der politischen Bequemlichkeit behagte bis zu einem gewissen Grade ganz gut die mephistophelische Rolle einer Partei, die, wie man meinte, stets das Böse will und stets das Gute schafft. Die Abstimmung vom 13. Dezember und die entschlossene Tat der Regierung brachten nun mit einem Schlage dem nationalen Bürgertum, so weit es noch politisch zu

denken vermochte, zum Bewußtsein, daß es ernst war mit der Gefährdung nationaler Interessen, und daß man das Reich dem Fortgang dieser Bewegung nicht länger ausliefern dürfte.

Es ist wichtig, festzustellen, daß das Hervorbrechen dieses starken Gefühls vollkommen genügte, dem Bürgertum ein entschiednes Übergewicht über die Partei der Verneinung der staatlichen Ordnung zu geben, wie es aber völlig versagte in dem Versuch, eine fest gefügte Organisation zu erschüttern, die — obschon im Grunde nicht minder staatsfeindlich — doch auf dem Boden der bürgerlichen Ordnung steht. Es bleibt dabei, daß der Sturm auf das Zentrum völlig abgeschlagen ist. Aber, wie an dieser Stelle schon mehrfach gesagt worden ist, das eine Hauptmittel des Zentrums, seine Macht zu zeigen und einen starken Druck zum Nutzen der eignen Partei auszuüben, nämlich die Möglichkeit, durch Zusammenstehn mit der in der blinden Verneinung immer zuverlässigen Sozialdemokratie nach Gutdünken eine Oppositionsmehrheit zu bilden, gehört der Vergangenheit an. Will das Zentrum künftig zur Opposition treten, so muß es mit den liberalen oder konservativen Parteien paktieren. Es kann also der Regierung nicht mehr allein und von sich aus Bedingungen stellen. Damit ist die Gefahr beseitigt, die von dieser Seite drohte. Als stärkste Partei wird das Zentrum im Reichstage auch ferner ein großes Gewicht in die Wagschale legen, aber für die Regierung besteht keine Nötigung, mit dem Zentrum zu regieren. Wenn, wofür viele Anzeichen sprechen, jetzt auch der demokratische Liberalismus seine nationale Aufgabe versteht, wird es im neuen Reichstage leicht sein, bei Abstimmungen über nationale Lebensfragen eine Mehrheit zu finden, bei der wir das Zentrum nicht brauchen.

Wie werden sich aber sonst die Parteikonstellationen gestalten? Die Frage ist schon um deswillen zunächst nicht zu beantworten, weil bei dem Verhalten der Parteien selbst viele noch ganz unberechenbare Dinge mitsprechen werden. Die Liberalen stehen der neuen Lage vorläufig mißtrauisch gegenüber. Das Gespenst einer klerikal-konservativen Mehrheit steht ihnen vor Augen. Sie selbst sind nicht mit frischem Selbstvertrauen und dem Wagemut, den eine feste Überzeugung verleiht, in den Wahlkampf gegangen, sie haben sich ängstlich gehütet, eine Kraftprobe zu machen, vielmehr versucht, durch Versprechungen der Regierung eine Versicherungspolice für ihre eignen Parteien zu erlangen. Mit einer solchen Taktik, die noch außerdem durch Quertreibereien und unzeitige Oppositionslust im eigenen Lager beeinträchtigt worden ist, kann eine Partei nicht zur Beherrschung der Lage gelangen. Noch scheinen sich die Liberalen, soweit die Haltung der Presse einen Rückschluß zuläßt, nicht recht darüber klar zu sein, daß sie es eignen Fehlern und einer verkehrten Taktik zu verdanken haben, daß die durch die Auflösung des Reichstags erregte Wellenbewegung sie nicht weiter getragen hat.

Es ist sehr naiv und wohl nur aus einer gewissen Katzenjammerstimmung zu erklären, daß auf der einen Seite voll höchsten Mißtrauens auf das Bestehen einer klerikal-konservativen Mehrheit hingewiesen und noch immer von der angeblichen Vorliebe des Fürsten Bülow für das Zentrum gesprochen wird, und daß auf der andern Seite zugleich von der Regierung gefordert wird, daß sie liberal regieren soll. Unter diesen Umständen gewinnt eine Kundgebung des Reichskanzlers, die diese Fragen berührt, besondre Bedeutung. In der Antwort auf ein Glückwunschschreiben des Zentralverbandes deutscher Industrieller hat Fürst Bülow zwei Punkte festgestellt, die nach den leidenschaftlichen Auseinandersetzungen der Wahlzeit leicht verdunkelt werden konnten. Die erste Feststellung geht dahin, daß „der vorläufig mit Erfolg beendete Kampf sich nicht einzig und allein gegen die Sozialdemokratie richtete“. Es wird ausdrücklich auf die Zentrumspartei hingewiesen als Gegner der

nationalen Parteien bei den Wahlen. „Es hieße den Geist der Nation verkennen, wenn man über dieses charakteristische Merkmal der jüngsten Wahlen hinwegsehen wollte.“ Das ist eine deutliche Absage an das Zentrum, soweit sie zurzeit aus dem Munde des leitenden Staatsmannes nur irgend erwartet werden kann. So kann ein Reichskanzler nicht sprechen, der mit Hilfe eben dieses Zentrums die Liberalen an die Wand zu drücken beabsichtigt. Verstärkt wird dieser Eindruck durch die zweite Feststellung, daß die Niederlage der Sozialdemokratie nicht etwa eine Periode der sozialpolitischen Reaktion einleiten soll. Die Regierung will an der „Abstellung sozialer Mißstände und der Milderung der wirtschaftlichen Gegensätze“ eifrig weiter arbeiten. Auch das ist eine Politik, die nicht gemacht werden kann, wenn die Absicht und die Neigung vorherrschen, eine reaktionäre Mehrheit zur Niederhaltung des Liberalismus zu gebrauchen. Alles deutet also darauf hin, daß die Regierung, abgesehen von den nationalen Forderungen, für die künftig hoffentlich das Gros der Konservativen und der Liberalen vereinigt eintreten wird, eine Richtlinie inne zu halten beabsichtigt, die die alten Gegensätze nicht unnötig in den Vordergrund bringt. Das würde eine Politik des maßvollen Liberalismus sein, die bei der gegenwärtigen Lage gewiß auch ein Teil der rechtsstehenden Parteien mitmachen würde. Und ob sich ihr das Zentrum schmollend und Rache brütend entziehen würde? Das wird man bezweifeln dürfen. Wenn erst die Tagung des neuen Reichstags begonnen hat, wird manches ein andres Gesicht erhalten als in den Aufregungen der Wahlzeit. Es heißt die Dinge sehr mechanisch und schematisch auffassen, wenn man jetzt durch Rechenexempel nachzuweisen versucht, daß die Regierung entweder auf eine Mehrheit verzichten oder eine vollständige Schaukelpolitik treiben müsse. Es ist durchaus noch nicht gesagt, daß nicht ein Programm durchgeführt werden könnte, für das eine Mehrheit sehr wohl zu haben sein wird. Nicht *jede* Politik wird sich zu jeder Zeit auf solche Weise machen lassen. Aber ein Programm der sozialpolitischen und wirtschaftlichen Beruhigung ist für diese nächsten fünf Jahre in einem Reichstag von der Zusammensetzung des jüngst gewählten keineswegs aussichtslos. Inzwischen mögen sich die Parteien, die andre Wünsche haben, organisieren und tätig sein, damit sie nicht wieder durch den Gang der Ereignisse überrascht werden, sondern kräftig und bereit sind, sich die Lage zu schaffen, die sie brauchen. Dann kann auch einmal der Zentrumsturm zusammenstürzen, was ohne angestrengte und hingebende Arbeit der nationalen Parteien schwerlich geschehen wird.

Glossen. Zwischen dem Abschluß der Reichstagswahlen und dem Beginn der Reichstagsverhandlungen liegt eine kurze Spanne Zeit. Die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks ist vielseitig genug, könnte also in mannigfacher Weise glossiert werden. Namentlich gibt die nächste Vergangenheit zu einigen Feststellungen, die nächste Zukunft zu einigen Warnungen Anlaß.

Wer sich die „öffentliche Meinung“ oder vielmehr das, was die Zeitungen dafür ausgeben, im Sommer des vergangnen und in den ersten Monaten des gegenwärtigen Jahres zu vergleichen bemüht, wird die Brücke, die über solche Widersprüche hinwegführen könnte, nicht zu finden vermögen und an den kausalen Zusammenhängen der Volksstimmung, an der Mechanik der öffentlichen Meinung verzweifeln wollen. Damals Unzufriedenheit, Schwarzseherei, Kritik gegen alles, was irgendwie mit der Regierung in Verbindung steht; und nun die Wahlen: ein Votum des Volkes für Kaiser und Kanzler. Nirgends war das Erstaunen über diesen scheinbaren Widerspruch größer als im Auslande: dort, namentlich in England und in Frankreich, war man gänzlich falsch orientiert gewesen. Man

hat nicht nur etwa die Aussichten der Wahl falsch eingeschätzt, sondern Sinn und Stimmung des Wahlkampfes gänzlich mißverstanden. Der Grund dieses Irrtums erklärt zugleich, warum der scheinbare Widerspruch der beiden Volksstimmungen kein Widerspruch ist. Das Ausland informiert sich durch einen Teil der Presse, der dem deutschen Volke nicht allzu nahe steht — und eben auf diesen Teil der deutschen Presse ist zum Teil die Stimmung des Sommers 1906 zurückzuführen, die der Monarch als Schwarzseherei bezeichnet hat. Das Volk wußte nichts von alledem, was ein kleines Häufchen überlauter Asphaltpolitiker, die sich als Vertreter der Volksstimmung gerierten, dem Volke unterschoben. Im Auslande ahnt man nicht, daß hinter der Redaktion des im Auslande leider am meisten verbreiteten Berliner Blattes niemand steht als die Redakteure selber. Wenn es Aufgabe der Presse ist, das Volk in Kontakt zu halten mit seinem Monarchen und den Monarchen mit seinem Volke, so haben einzelne Zeitungen genau das Gegenteil ihrer Aufgabe getan. Das Volk, das am 25. Januar und am 5. Februar abgestimmt hat, hat sich der unberufnen Interpreten entledigt. Wie die Kundgebung der Mitternacht vom 5. Februar zeigt, hat das Volk den Weg zum Monarchen, der Monarch den Weg zum Volke gefunden. Es bewahrheitet sich der alte Satz, daß das Volk vernünftiger ist als seine Demagogen: das Volk als ganzes hat keine Gehässigkeiten und kleinlichen Rankünen — es faßt seine Entschlüsse nach großen allgemeinen Beweggründen und Gefühlen und trifft nicht immer das richtige, nie aber kleinliches.

* *
*

Die Liberalen haben die Wahl. Zwischen einem Anteil an der Macht oder der Freude an Theorien. Sie werden sich ihre Entschlüsse wohl zu überlegen haben. Wenn der Liberalismus jetzt versagt, so wird er sobald nicht wieder zu wählen und lange Zeit zur Reue haben.

Die Aufgabe des Augenblicks ist eine Frage taktischen Geschicks. Sowohl die Reichsregierung als die konservative Partei stehen im Gegensatz zum Zentrum. Das Zentrum war unklug, zwölf Sozialisten in der Stichwahl durchzubringen und hat sich dadurch noch weiter von dem Monarchen, von dem Kanzler, von der konservativen Partei entfernt. Das Zentrum hat sich acht Tage vor dem Faschingsdienstag demaskiert. Auch die Konservativen, deren agrarischem Herzen das Zentrum so nahe steht, werden nicht sobald imstande sein, die demagogische Base zu vergessen.

Wenn nun einzelne liberale Blätter ihre Aufgabe darin sähen, durch sinnloses Wüten gegen den reaktionären Block Kanzler und Zentrum, Zentrum und Konservative einander wieder zu nähern und die agrarischen Erpresser, die Konservativen abzustoßen, so täten sie mit gewohntem Geschick das Gegenteil dessen, was die taktische Situation fordert; ihren Zweck, Leitartikel zu schreiben, hätten sie allerdings erreicht. Es ist freilich nicht einzusehen, warum sie diesen Zweck nicht auch erreichen könnten, ohne ihre eigne Position in der Politik zu verderben. Das ist aber einer von jenen unauffindbaren Gründen, den keiner entdeckt, der nicht an die Dummheit glaubt.

Statt solche ihren eignen Interessen entgegenlaufende Versöhnungskunst zu versuchen, sollten sie lieber, ohne dabei ihren „Standpunkt“ nur um einen Millimeter zu verrücken, die Kluft zwischen ihnen und den Konservativen an den vielen Stellen überbrücken, wo sich die Ränder dieses scheinbar bodenlosen Abgrundes einander nähern, und nur böser Wille und unnötiges Schimpfen die Brücken abgebrochen oder ihre Herstellung verhindert hat. Alle Liberalen sehen es zweifellos ein, daß die Konservativen weder so gemein noch so dumm sind, wie gewisse Blätter,

die die liberalen Parteien im eignen Interesse gründlich desavouieren sollten, sich selber einreden wollen. Die tadellose Haltung der konservativen Partei im Wahlkampf, der Fonds von Energie, Tüchtigkeit, strammem politischen Sinn können auch von Freihändlern anerkannt werden. Die wirtschaftlichen Gegensätze können jetzt in den Hintergrund treten. Jedem Liberalen bleibt es unbenommen, trotzdem daß er fünf Jahre lang nicht jeden Tag schriftlich und mündlich gegen den Schutzzoll protestiert, die Fahne des Freihandels dennoch „unentwegt“ hochzuhalten. Die Liberalen wissen, daß man in Taten keine Konzessionen macht, wenn man in Worten wie eine unwürdige Rotte behandelt wird. Und einzelne liberale Blätter tun das, aber diese einzelnen sind — hoffen wir — nicht der Liberalismus.

Der Liberalismus wird sich, wenn er den Anteil an der Macht erringen und behalten will, etwas mehr von jener Zucht angewöhnen müssen, die das Herrschen fordert und erzeugt. Zu dieser Zucht gehört eine etwas straffere Organisation, die wohl sicher zustande kommt, und eine größere Beachtung von Kleinigkeiten, ein Inachtnehmen auch in Worten. Große politische Taten sind Reihenfolgen von Kleinigkeiten. Die Opposition kann schreiben, wie sie will — da sie nichts besitzt, kann sie nichts verwirtschaften. Die Liberalen haben jetzt viel zu verlieren: eine Gelegenheit; und Gelegenheit ist alles. Es würde deshalb gut sein, wenn die vereinten Parteileitungen Sorge trügen, daß ihre Arbeit nicht wie schon manchmal von Teilen der eignen Presse unterwühlt würde.

Jeder Staatsmann ist genötigt, in der öffentlichen Meinung einen gewissen Rückhalt zu suchen. Er ist gezwungen, wenn er ihn auf der einen Seite findet und auf der andern nicht, sich eben auf die eine zu stützen. Wenn gewisse liberale Blätter dem leitenden Staatsmann in kleinlicher Gehässigkeit ohne sachliche Begründung in den Rücken fallen, zwingen sie ihn dadurch, sich auf der andern Seite Schutz zu suchen. Gewisse liberale Blätter können aber nicht die Ansicht erwecken, daß der Kanzler auch im Falle einer weitern Annäherung an den Liberalismus bei ihnen den nötigen Rückhalt finden würde.

* * *

Kein Mensch hat irgendeinem Teil der liberalen Partei zugemutet, die liberalen Prinzipien zu verraten. Kein Liberaler soll seinen „Standpunkt“ verlassen. Wenn in liberalen Kreisen solche Befürchtungen laut werden, so verraten diese Kreise nur, wie innerlich unpolitisch sie sind und denken. Ist der Zweck der Politik die Verwirklichung oder die Verkündigung der Idee? Die „Idee“, der Standpunkt des wahren Politikers, ist mit seinem Ziele identisch. Die Idee verrät der noch nicht, der eine Woche lang über sie schweigt. Dem Propheten, dem Theoretiker steht es frei, von Bergen in den Himmel zu predigen, in dem Raum, wo die Gedanken frei und leicht beieinander wohnen, Paläste nach Gutdünken zu bauen, sich ein deutsches Reich nach eignem Willen zu gründen: ein deutsches Reich, das vielleicht schön wäre, das aber den Nachteil hat, nur Luft zu sein. Die aber, die da unten wirken wollen, wo sich die Sachen hart stoßen, müssen mit der Schwerkraft der Dinge rechnen. Die Dinge nötigen uns zu Kompromissen, überall, im privaten wie im öffentlichen Leben: der Liberale aber, der im täglichen Privatleben wie jeder Mensch fortwährend Kompromisse schließt, will es im politischen nicht, denn er sieht das politische immer noch mit den Augen des Gelehrten. Und doch ist jede, auch die kleinste Aktion ein Kompromiß. Ein Kompromiß, abgeschlossen zur Erreichung eines bestimmten Zwecks, ist kein Verrat an den Prinzipien. Ein Verrat wäre es, wenn die liberalen Parteien ohne taktische Rücksichten die Initiative

zu reaktionären Anträgen ergreifen würden. Niemand denkt daran, das von den liberalen Parteien zu erwarten oder zu verlangen.

Man könnte einwenden, daß die Aktionsfreiheit des Liberalismus durch Agitationsrücksichten beschränkt sei. Der Liberalismus könne aus Rücksicht auf die Wählermassen sich nur an solchen Aktionen beteiligen, die rein liberalen Charakter trügen. Diese Angst geht jedoch zu weit. Das Volk will positive Leistungen und ist klug genug, das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden. Der liberale Wahlredner, der ein mit den Konservativen geschlossenes Kompromiß taktisch zu begründen weiß, braucht nicht zu fürchten, daß sein sozialistischer Gegner mit dem Hinweis auf schmählich verratne Prinzipien bei Bauern, Arbeitern, Handwerkern Erfolg hat. Das Volk ist viel praktischer, als der Theoretiker glaubt.

In dieser Hinsicht kann die Kölner Stichwahl als klassisches Beispiel gelten. Die liberale Parteileitung glaubte aus Rücksicht auf die Stimmung der Wähler eine Parole für das Zentrum in Köln nicht ausgeben zu können, trotz den Angeboten, die die Zentrumsleitung für andre Wahlkreise machte. Die Wähler aber haben, auch ohne der Kompensation in andern Wahlkreisen sicher zu sein, doch für den Zentrumskandidaten gestimmt.

Wenn der Liberalismus im neuen Reichstag aus Rücksicht auf die Wählermassen die Gelegenheit versäumt, so werden ihm gerade die Wählermassen diese ängstliche Rücksicht am wenigsten verzeihen. Ebenso wie es der Sozialismus heute büßt, daß er nur hat agitieren, nicht aber herrschen wollen, würden es die Liberalen zu bereuen haben, wenn sie statt der positiven Arbeit, die das Volk von ihnen erwartet, nichts als sterile Prinzipien zu leisten hätten. Eine abermalige Enttäuschung zu überwinden, wird der Liberalismus nicht mehr imstande sein. Jetzt oder nie mehr wird er das Gebiet der Theorien verlassen, mit den Objekten ringen müssen: und wenn auch nicht alle Blütenträume reifen können, wird er nicht vergessen, daß das Wenige eine Stufe zum Vielen ist.

Das politische Interesse konzentriert sich jetzt auf das taktische Geschick der neuen Linken. Mancher fragt sich, ob denn in der Politik der Satz gelte, daß, wer ins Wasser falle, schwimmen könne. Der Kanzler hat den Liberalismus ins Wasser geworfen: nun soll er schwimmen!

Noch einmal die Äußerungen des Fürsten Bismarck über die Sozialdemokratie. Daß meine Mitteilungen in Nr. 3 dieses Blattes vom 17. Januar einiges Aufsehen erregen würden, war von vornherein anzunehmen. In der Tat ist der Aufsatz vollständig oder gekürzt durch die ganze deutsche Presse gelaufen, auch in ausländischen, französischen und italienischen Blättern abgedruckt worden. Manche Zeitungen bringen ihn ohne jeden Kommentar, andre tadeln den Zeitpunkt der Veröffentlichung, eine Woche vor der Reichstagswahl, der für die Interessen der nationalen Partei schlecht genug gewählt gewesen sei; der Vorwärts benutzt die Publikation, um auf die gewalttätigen Absichten der [heute] regierenden Kreise hinzuweisen, wobei er natürlich kein Wort der Anerkennung dafür hat, daß der Kaiser solchen Plänen des Kanzlers widerstanden hat, was Blätter andrer Richtung wie die Berliner Volkszeitung rühmend hervorheben. Ein andres Berliner Blatt wittert hinter der Publikation „scharfmacherische Zwecke“, schiebt mir also die Absicht unter, Stimmung für ein neues gewalttätiges Vorgehen gegen die Sozialdemokratie zu machen, ein drittes nimmt an, daß ich eine „Ehrenrettung der Hohenlohischen Denkwürdigkeiten“ beabsichtigt habe. Manche Leute können sich offenbar gar nicht vorstellen, daß eine Veröffentlichung dieser Art ohne einen bestimmten

praktischen Zweck geschieht. Ich kann nur versichern, was sich von selbst versteht: jede Tendenz zugunsten oder ungunsten einer Partei hat mir absolut ferngelegen. Daß sozialdemokratische Blätter die Äußerungen Bismarcks ausbeuten würden, war zu erwarten; aber der Haß der Genossen gegen den großen Kanzler ist seit lange schon so groß, daß eine Bestätigung seiner Gesinnung gegen die Revolutionspartei sans phrase ihn nicht noch zu steigern vermochte, und wie sollten sich Angehörige andrer Parteien bei den bevorstehenden Reichstagswahlen von einem Urteile Bismarcks bestimmen lassen, das vor siebzehn Jahren gefallen war, und das der Kaiser eben nicht zu dem seinigen gemacht hatte! Damit wird auch der Vorwurf hinfällig, die Veröffentlichung sei in diesem Augenblicke für die nationalen Parteien unbequem oder nachteilig gewesen; jedenfalls ist bei den Wahlen eine nachteilige Wirkung schlechterdings nicht hervorgetreten. Eine „Ehrenrettung" der Denkwürdigkeiten Hohenlohes aber lag mir schon deshalb gänzlich fern, weil diese in der Tagespresse vielverleumdeten und wenig gelesnen Aufzeichnungen einer solchen gar nicht bedürfen. Ich habe als Historiker der historischen Wahrheit dienen wollen, das war meine einzige „Tendenz".

Aber auch sachliche Einwendungen sind gemacht worden. Die erste, nach so langer Zeit fehle jede Kontrolle, berührt beinahe komisch. Wie soll man sich denn in einem solchen Falle, wo man Interessantes mitteilen zu können glaubt, eigentlich verhalten? Wenn der Berichterstatter sofort veröffentlicht, was er gehört oder gesehen hat, so heißt es: „Welche Indiskretion!" Läßt er Jahre oder Jahrzehnte vergehn, so wird sein Bericht angezweifelt, weil „die Kontrolle fehlt". Wie hätte denn nun im vorliegenden Falle eine solche ausgeübt werden können? Selbst bei Lebzeiten Bismarcks hätte doch immer, wenn sich der Fürst zu seinen von mir mitgeteilten Äußerungen, für die er, beiläufig bemerkt, kein Verschweigen verlangte, nachträglich etwa nicht hätte bekennen wollen oder können, Aussage gegen Aussage gestanden, und vollends einer seiner Söhne, von denen damals keiner in Varzin war, hätte höchstens nach den ihm sonst bekannten Äußerungen und Ansichten seines Vaters zustimmen oder widersprechen können, denn die Unterredung verlief, wie gesagt, ohne Zeugen. Was bliebe denn von den zahlreichen Publikationen übrig, die auf Tischgesprächen und andern mündlichen Äußerungen des Kanzlers beruhen, wenn man an ihre Glaubwürdigkeit einen solchen Maßstab anlegen wollte? Ein andrer Kritiker findet, Bismarck müsse „in sehr gereizter Stimmung" gewesen sein, als er sich in der geschilderten Weise aussprach. Ich hatte damals den Eindruck, daß er sehr ruhig dabei war und nur einmal und zwar gegen eine bestimmte Persönlichkeit heftig wurde; über den Kaiser sprach er während der ganzen Zeit niemals auch nur ein tadelndes oder geringschätziges Wort. Endlich wird die ganze Erzählung als „olle Kamellen" abgetan, und zwar mit der Berufung auf den Brief, den Fürst Bismarck am 15. August 1878, also lange vor dem Erlaß des Sozialistengesetzes (19. Oktober 1878), von Kissingen aus an den Geheimen Regierungsrat Tiedemann über die Fassung dieses Gesetzes richtete und in dem die Stelle vorkommt: „Ich halte, — wenn das Gesetz wirken soll, es für die Dauer nicht möglich, den gesetzlich als Sozialisten erweislichen Staatsbürgern das Wahlrecht und die Wählbarkeit und den Genuß der Privilegien der Reichstagsmitglieder zu lassen." (Gedanken und Erinnerungen II, 190.) Aber es kommt doch nicht darauf an, daß er diesen Gedanken von jeher hatte, sondern daß er ihn in dem Momente, wo das Sozialistengesetz ablaufen sollte, von neuem aufgriff und in diesem Sinne auf den Kaiser zu wirken versuchte, und davon erzählt auch Hohenlohe nichts. Das sind also keinesfalls „olle Kamellen".

Zuletzt wird auch die Äußerung des Königs Albert bezweifelt, so lange mein Gewährsmann nicht genannt wäre. Das Deutsche Tageblatt hat darüber Erkundigungen

in Sachsen eingezogen, aber ohne Ergebnis, während die Neue Hamburger Zeitung behauptet, sie sei ihm „schon länger bekannt" gewesen. Ich weiß nicht, ob die Quelle dafür nicht etwa gar meine eigne „Deutsche Geschichte (II^2, 531) ist; den Gewährsmann zu nennen, halte ich mich aber auch jetzt noch nicht für befugt, und ich bestreite durchaus, daß das Urteil des Königs, das, wie gesagt, auf dem des Großherzogs von Baden beruhte, in irgendwelchem Widerspruche stehe mit der Verehrung und Bewunderung, die der König sonst dem großen Staatsmann zollte (vgl. meine kurze Biographie des Königs in Bettelheims Deutschem Nekrolog von 1902, VII). Er konnte trotzdem finden, daß unter den damaligen Umständen der Rücktritt des Kanzlers unvermeidlich gewesen sei.

Für die von Delbrück vermuteten Staatsstreichpläne Bismarcks läßt sich aus seinen Äußerungen mir gegenüber keine Bestätigung ableiten, so wenig wie aus Hohenlohe II, 468. Deshalb spricht sich jetzt auch Fr. Meinecke im neusten Heft der Historischen Zeitschrift gegen die Wahrscheinlichkeit solcher Pläne aus. Es bleibt somit nur die Tatsache bestehen, daß Bismarck kurz vor seinem Rücktritt entschlossen war, gegen die Sozialdemokratie schärfere Mittel zu ergreifen, als sie ihm das ablaufende Sozialistengesetz in seiner bevorstehenden Abschwächung bot, und daß er im Falle von ernsten Unruhen militärische Gewalt anwenden wollte (was eigentlich selbstverständlich ist), daß aber der Kaiser diese Gedanken abwies.

Leipzig — Otto Kaemmel

Die militärischen Machtmittel der Japaner

Daß zwischen Japan und den Vereinigten Staaten gespannte Beziehungen bestanden haben und zum Teil noch bestehen, kann trotz aller offizieller Dementis nicht gut in Abrede gestellt werden. Die letzte äußere Veranlassung zu dieser Spannung ist die Schulfrage in Kalifornien gewesen, bei der es sich bekanntlich in der Hauptsache darum handelt, daß der Schulrat von San Francisco beschlossen hat, japanische Kinder von dem Besuch öffentlicher Schulen in Kalifornien auszuschließen. Diese Zurückweisung hat sich Japan erklärlicherweise nicht gefallen lassen und besteht auf dem Wortlaut des im Jahre 1895 mit Amerika geschlossenen Vertrages, der den Angehörigen beider Nationen dieselben Privilegien, Vorteile und Rechte zusicherte wie den Angehörigen der meistbegünstigten Nationen. Präsident Roosevelt — und mit ihm die Regierung in Washington — steht in diesem Streit offenkundig auf seiten der Japaner und verurteilt das Verhalten der kalifornischen Schulbehörde. Aber dem Präsidenten sind insofern die Hände gebunden, als er nach der Verfassung in die Selbständigkeit der Schulverwaltung der einzelnen Gouvernements durch eine kategorische Entscheidung nicht einzugreifen vermag. Wohl aber hat der Präsident das Recht und auch die Pflicht zu nachdrücklichen Vorstellungen, wenn das gemeinsame Staatsinteresse in Frage kommt, oder wenn es sich gar, wie im vorliegenden Falle, um die Möglichkeit und die Gefahren eines kriegerischen Konflikts handelt. In diesem Sinne war im Auftrage des Präsidenten Roosevelt der Handelssekretär Metcalf in San Francisco vorstellig geworden mit dem Erfolge, das sich der Mayor Smith von San Francisco nach Washington begab, um, wie es heißt, dem Präsidenten die Zurücknahme jener Ausschlußverfügung zuzusichern.

Daß es aber bei diesem Anlaß zu einem Austrag mit bewaffneter Hand zwischen Japan und den Vereinigten Staaten gekommen sein würde, haben wir

von vornherein für ganz unwahrscheinlich gehalten. Der zwar siegreiche Kampf mit Rußland hat doch auch Japan schwere Wunden geschlagen und die finanziellen Kräfte des Reiches fast bis aufs äußerste erschöpft. Das Land bedarf dringend der Ruhe, um seine innern Angelegenheiten, die unter den Unruhen des Krieges sichtbar gelitten haben, wieder in Ordnung zu bringen und die militärischen Erfahrungen des Feldzuges allmählich ins Praktische zu übersetzen. Zu einem Kriege gehört aber auch Geld. Und da hat die jüngste Reise des klugen Finanzagenten Takashi nach London zur Sondierung des europäischen Geldmarkts und zur Aufnahme einer Anleihe von 250 Millionen Yen gezeigt, daß sogar die Taschen des verbündeten Albion zugeknöpft und wenig Aussichten zur Erlangung des gewünschten Kredits vorhanden sind. Das dürfte auch ein Grund sein, daß es Japan bei seinen Differenzen mit Amerika gegenwärtig nicht zum äußersten kommen lassen wird. Auch darf bei der Beurteilung der Gesamtlage nicht übersehen werden, daß die Beziehungen Japans zu Rußland noch immer nicht gerade die besten sind, und daß die Erledigung der Fischereistreitigkeiten an den ostasiatischen Küsten auf größere Schwierigkeiten stößt, als wohl auf beiden Seiten erwartet worden ist. Also eine weitere Veranlassung für die japanische Regierung, sich mit Heer und Flotte nicht übereilt oder gar unüberlegt in neue kriegerische Unternehmungen zu stürzen.

Aber auf der andern Seite darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß, wenn jetzt der Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Japan gütlich beigelegt worden ist, unsers Erachtens der entstandne Riß nur vorübergehend zugedeckt ist. Denn der Widerwille der weißen Rasse in den Vereinigten Staaten gegen die gelbe Einwanderung hat schon so tief Wurzel gefaßt und ist schon wiederholt so scharf zum Ausdruck gekommen, daß eine Entscheidung durch die Waffen fast unvermeidlich und nur eine Frage der Zeit zu sein scheint. Diese den Japanern schon seit lange gekommne Erkenntnis ist auch mit die Veranlassung, daß sie große Heeresreformen vorbereiten. Aber über diese fehlt es bis jetzt an durchaus zuverlässigen und erschöpfenden Nachrichten. Angaben, die bald hier, bald dort in der Presse veröffentlicht worden sind, geben nur ein unvollständiges Bild. Die Gründe für diese lückenhaften Mitteilungen sind verschiedner Art. Erstens liebt es Japan überhaupt, sich in seinen militärischen Einrichtungen und Maßnahmen von der Außenwelt abzuschließen, nachdem es durch die fremden Militärmissionen erreicht hat, was es erreichen wollte. So war es schon vor dem Kriege; die Geheimhaltung nahm dann während der Operationen in hohem Grade zu, und sie wird jetzt im Frieden mit großem Geschick weiter fortgesetzt. Dagegen bleibt zu berücksichtigen und ist tatsächlich festgestellt worden, daß der Tod des erst kurze Zeit als Chef des Generalstabes im Amt gewesnen Generals Kodama im Juni vorigen Jahres die Beratungen über die Heeresreformen ins Stocken gebracht hat. Sie dürften auch heute noch nicht ganz abgeschlossen sein, weil nach den letzten Nachrichten die unter dem General Baron Nishi, Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, aus

31 Offizieren bestehende Armeekommission erst zum Frühjahr dieses Jahres aufgelöst werden soll.

Aber trotz dieser Schwierigkeiten der Berichterstattung wird die nachstehende Darstellung, die wir von dem zukünftigen Aussehen des japanischen Heeres, von den schon durchgeführten und noch ausstehenden Reformen geben, nicht ohne Wert sein, weil sie auf der Zusammenstellung aller nur zuverlässigen Veröffentlichungen beruht und auch schon die letzten Parlamentsverhandlungen über den Militäretat berücksichtigt.

Einleitend sei bemerkt, daß sich im Augenblick des Friedensschlusses die japanische Operationsarmee auf dem Kriegsschauplatze aus 1 Garde- und 15 Linieninfanteriedivisionen sowie aus 19 Reserveinfanteriebrigaden in der Gesamtstärke von 344 Bataillonen zusammengesetzt hatte. Im Oktober 1905 wurde dann eine 16. Linieninfanteriedivision gebildet und zugleich bestimmt, daß die 13. und die 15. Division bis auf weiteres in Korea, die 14. und die 16. Division in der Mandschurei verbleiben sollten. Alle übrigen Truppen wurden nach der Heimat in ihre Friedensgarnisonen zurückgebracht, die Reserveformationen wurden aufgelöst.

Schon kurz danach begannen die Beratungen der erwähnten Armeekommission, in welcher Weise die militärischen Erfahrungen des Krieges nutzbar zu machen seien, und welche Maßnahmen für eine Reorganisation der Armee in Betracht kämen. Das Ergebnis dieser Erwägungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß zunächst die Aufstellung von vier neuen Divisionen (17 bis 20) empfohlen worden ist. Eine Gliederung des Heeres in Armeekorps, jedes Korps zu zwei Divisionen, wurde für wünschenswert erachtet; sie sollte jedoch erst in Angriff genommen werden, nachdem die Formation aller zwanzig Divisionen beendet sei. Die Gardedivision soll als selbständige Einheit beibehalten werden. Für die Kavallerie ist eine allmähliche Vermehrung vorgeschlagen worden, jedoch läßt sich keine Bestätigung dafür finden, daß, wie es in der Tagespresse vielfach hieß, 8 Kavalleriedivisionen aufgestellt werden sollen. Sehr zahlreich sind die Vorschläge für Reformen bei der Artillerie. Abgesehen von der Beschaffung ganz neuer Geschütze vom Rohrrücklaufsystem, „die mit möglichster Beschleunigung zu betreiben sei", wurde eine Neugliederung der Feld- und Gebirgsartillerie sowie die Aufstellung reitender Batterien und einer schweren Artillerie des Feldheeres für dringlich befunden. An sonstigen militärischen Reformen wurden die Verbesserung des Rekrutierungsgesetzes, Errichtung einer Luftschifferabteilung, die Vermehrung der Maschinengewehrabteilungen — bei jedem Infanterieregiment eine Abteilung zu sechs Gewehren —, die Formation berittener Infanterie, Vermehrung der Eisenbahntruppen — das im Kriege aufgestellte Eisenbahnregiment soll um zwei verstärkt werden —, Vermehrung und Verbesserung der Trainorganisationen, Vergrößerung der Arsenale, Einrichtung eigner Bekleidungswirtschaft bei den Truppenteilen und Zuteilung von Zahnärzten an die Divisionsstäbe empfohlen.

Fragt man nun, welche dieser vielen Reformen schon durchgeführt oder in Angriff genommen oder auch nur von der Volksvertretung bewilligt worden sind, so ist vorauszuschicken, daß die beabsichtigten Neuformationen an Reiterei und reitender Artillerie vorläufig aufgegeben sein sollen. Es fehlt dazu an dem notwendigen und hinreichend geeigneten Pferdematerial — ein Mangel, an dem Japan bekanntlich schon lange leidet. Erst wenn die Tätigkeit des im vorigen Jahre mit bedeutenden Kosten ins Leben gerufnen Pferdeverwaltungsdepartements, an dessen Spitze General Baron Sone steht, zu greifbaren Resultaten geführt haben wird, soll der Verwendung der Kavallerie und der Aufstellung reitender Batterien — das im Kriege bei der zweiten Armee (General Oku) provisorisch aufgestellte reitende Artillerieregiment ist inzwischen wieder aufgelöst worden — näher getreten werden. Vermutlich wird wohl auch die Rückkehr der nach Europa entsandten Pferdekaufskommission abgewartet werden, die bis jetzt in Frankreich für 290000 Francs Pferde gekauft hat, sich gegenwärtig in England aufhält und später auch noch Deutschland und Österreich besuchen will.

Was die Herstellung neuen Artilleriematerials anlangt, so bestellte Japan bei Krupp zweitausend Stahlblöcke nach „abgeblasenem Bessemerverfahren", von denen bis zum Frühjahr 1906 fünfhundert Stück abgenommen worden waren; sie werden in Osaka wieder erhitzt und gebohrt. Die neuen Geschütze erhalten weder Schutzschilde noch Rohrrücklaufbremsen, dafür an der Lafette einen federnden Sporn sowie eine Stahldrahtbremse in einem Führungszylinder. Als Geschoß ist ein neues Schrapnell mit Zeitzünder bis 7500 Meter vorgesehen. In organisatorischer Hinsicht bei der Artillerie ist die Neugliederung der Feld- und Gebirgsartillerie schon in der Art durchgeführt worden, daß von jetzt ab sämtliche Feldartillerieregimenter nur mit Feldgeschützen ausgerüstet sind. Es wurden danach bei der 5., 9., 10. und 11. Division, die bisher bei allen sechs Batterien nur Gebirgsgeschütze hatten, und bei der 7. Division, bei der zwei Batterien mit Gebirgsgeschützen ausgerüstet waren, diese Geschütze abgeschafft. Die übrigen Divisionen hatten überhaupt nur Feldgeschütze, auch die zuletzt formierten Divisionen 14 bis 16. Da aber Gebirgsgeschütze für die Armee notwendig sind, ist bestimmt worden, im Kriegsfalle je nach der Notwendigkeit selbständige Gebirgsbatterien zu formieren und diese auf die Divisionen zu verteilen.

Da hier von Bewaffnungsfragen die Rede ist, mag hinsichtlich der Infanterie angeführt werden, daß sie mit dem 6,5 Millimeter Arisaka-Gewehr ausgerüstet ist, so benannt nach dem Konstrukteur General Arisaka, der in Spandau seine Studien gemacht hat; daher ähnelt das Gewehr in seiner Repetiervorrichtung dem deutschen Infanteriegewehr 98. Als ein Mangel dieses kleinkalibrigen Gewehrs hatte sich im Kriege herausgestellt, daß die durch sein Geschoß verursachten Verwundungen den Gegner sehr oft nicht gefechtsunfähig machten, auch schnell und leicht heilten. Es verlautete, man beabsichtige die Einführung eines Repetiergewehrs von 8 Millimetern, doch findet dieses Gerücht keine Be-

stätigung, denn das Arsenal in Tokio arbeitet nach wie vor am Ersatz der unbrauchbar gewordnen 6,5 Millimeter Arisaka-Gewehre. Auch für Herstellung des Infanteriegewehrs bezieht die Regierung von Krupp die Stangen von gewalztem und gepreßtem Bessemer-Silberstahl, die in der Gewehrfabrik Tokio gebohrt und gedreht werden. Da Kavallerie, Train, Pioniere einen Karabiner gleichen Kalibers führen, so erkennt man hieraus den Wert, den Japan auf die Gleichheit der Munition für Handfeuerwaffen und Geschütze legt.

Durchgeführt ist auch die Errichtung einer Luftschifferabteilung. Sie besteht aus 170 Mann, die aus allen Divisionen abkommandiert worden sind, unter dem Kommando des Pionierhauptmanns Nomura und hat in Nakano in der Nähe von Tokio ihren Standort. Die Kasernen, die neben denen des Telegraphenbataillons eingerichtet werden, sind aber noch im Bau. Die Abteilung soll mit der Zeit zu einem selbständigen Bataillon erweitert werden. Nur khakifarbige Ballons in der Form eines langen Darms — eine Erfindung des Ingenieurs Yamada — werden verwandt. Das größte Verdienst an der Einführung der Ballons in die japanische Armee gebührt dem Pioniermajor Tokumaga. Er hatte sich vor dem Kriege gegen Rußland zum Studium des Luftschifferwesens in Deutschland aufgehalten, wurde dann infolge des Krieges zurückberufen und ist jetzt zu seiner weitern Ausbildung wieder bei uns eingetroffen.

Nebenbei gesagt, haben die beiden russischen Ballons, die während des Krieges von der japanischen Armee erobert worden sind, je einen Inhalt von 450 Kubikmetern, Platz für eine Person, Flughöhe bis 1000 Meter, sind kugelförmig und von weißer Farbe.

Einstimmig hat sich die Armeekommission für die Einführung berittner Infanterie entschieden. Doch sind auch nach dem neuen Etat noch keine Formationen dieser Art organisiert worden. Es erscheint jedoch nicht uninteressant, einige Sätze aus der Begründung wiederzugeben, mit denen die Kommission ihr Votum für die neue Waffengattung abgegeben hat: „Mit der stetig fortschreitenden Verbesserung der Feuerwaffen wird die Kavallerieattacke allmählich verschwinden; die Ermüdung der Pferde nach einer solchen Attacke ist zudem immer sehr groß, worunter natürlich eine energische Verfolgung leiden muß. Bei der berittnen Infanterie können dagegen die Pferde während der Schlacht ausruhen, um dann bei der Verfolgung mit frischen Kräften zur Hand zu sein. Ein weiterer Vorteil der berittnen Infanterie ist der, daß sie sich ebensogut zur Verteidigung wie zum Angriff eignet, was man von der Kavallerie nicht sagen kann; auch nimmt die Reitausbildung der Leute nicht viel Zeit in Anspruch, sodaß mehr Gewicht auf gute Schießausbildung gelegt werden kann. Schließlich ist auch noch hervorzuheben, daß die Ergänzung von Mann und Pferd bei der berittnen Infanterie sehr einfach ist, was in ökonomischer Hinsicht von großer Bedeutung erscheint. Es ist aber nicht etwa beabsichtigt, mit Einführung der berittnen Infanterie eine Verringerung der Kavallerie eintreten zu lassen."

Des weitern ist noch zu berichten von der entweder schon erfolgten oder in der Ausführung begriffnen Vergrößerung der Arsenale, die dazu führen soll, daß sich Japan in der Herstellung der gesamten Ausrüstung für Heer und Marine allmählich auf eigne Füße stellt. Vor und während des Krieges war es anders, und es mußte ein großer Teil der Waffen aus dem Auslande, meist aus Deutschland und aus England, bezogen werden. Außerdem wurden allerdings die Privatindustrie und namentlich die staatlichen Werkstätten in Tokio und Osaka in Anspruch genommen; zusammengerechnet beschäftigten diese Arsenale während des Krieges 64000 Arbeiter und 134000 Frauen. Seit der Friede wiederhergestellt worden ist, sind allein in Tokio drei große Waffenfabriken mit 7316 Arbeitern und 1027 Frauen in Tätigkeit, zwei weitere Fabriken sind noch im Bau, von denen die eine in Tokonoki auf der Insel Kiushiu schon nahezu vollendet ist. Zugleich sind die Geschützfabrik in Osaka nicht unbedeutend erweitert und die vier Pulver- und Geschoßfabriken in den Provinzen Kotsuki-Itabana, Omi-Kagakama, in Ibachi bei Tokio und in Nara bei Kioto etwas vergrößert worden. In Osaka wird zurzeit an der Herstellung eines verbesserten Cordits gearbeitet, das besser verbrennen soll als das englische Cordit und keine Säure im Rohr zurückläßt.

Was die Einrichtung eigner Bekleidungswirtschaft bei den Truppen anlangt, so ist auch hierin schon der Anfang gemacht worden, indem angeordnet worden ist, daß sämtliche Garderegimenter ihre Uniformstücke selbst anzufertigen hätten. Als Grund für diese Anordnung wird angegeben, daß die Lieferungen aus den staatlichen Verwaltungsmagazinen zu ernsten Klagen Veranlassung gegeben hätten; allein von 800000 Waffenröcken seien mehr als 300000 völlig unbrauchbar gewesen.

In der Frage der Neuuniformierung hatte das Kriegsministerium schon während des Krieges seinen Entschluß gefaßt. Das ganze Heer hat Einheitsuniform, wenigstens der Farbe nach; im Schnitt unterscheidet sich die Kavallerie durch den mit Schnüren (bei der Garde mit roten, bei der Linie mit gelben) geschlossenen Dolman. Der Schnitt des Waffenrocks aller übrigen Waffengattungen aus graugelbem, in der Militärfabrik Sendji gefertigtem Tuche ähnelt dem der italienischen Infanterie mit Stehkragen und zweifarbigen Patten mit der Regimentsnummer darauf. Die Farbe der Patten und der Biesen dient zur Unterscheidung der Truppengattungen, und zwar ist sie für die Infanterie rot, für die Kavallerie hellgrün, für die Artillerie gelb, für die Pioniere karmoisin, für den Train blau, für die Sanitätstruppen dunkelgrün. Alle Fußtruppen tragen von jetzt ab Schnürschuhe. Die Rangstreifen der Offiziere sind auf den Unterärmeln. Jeder Soldat ist mit einer blauen Sonnen- und Staubbrille sowie mit einem kleinen Holzkohlenapparat zur Erwärmung der Hände ausgestattet worden.

Es ist endlich noch der beabsichtigten Verbesserung des Rekrutierungsgesetzes Erwähnung zu tun. Zwar bestehn in Japan grundsätzlich die allgemeine

Wehrpflicht und dreijährige Dienstzeit im stehenden Heere. Infolge wirtschaftlicher Rücksichten überschreitet jedoch die Stärke des stehenden Heeres nicht 200000 Mann, und obgleich jeder Jahrgang 400000 Wehrpflichtige umfaßt, sind bei dem jetzigen System kaum 70000 jährlich zur Einstellung gelangt. Die Anzahl der ausgebildeten Mannschaften, die alljährlich zur Reserve und schließlich zur Territorialarmee übergeführt werden, war darum ziemlich gering. Um sie zu steigern, ohne das Budget zu sehr zu belasten, hat der Kriegsminister die Einführung der zweijährigen Dienstzeit im Frieden, aber nur bei der Infanterie, als das einzige Mittel erkannt. Das Jahresrekrutenkontingent soll damit auf mehr als 100000 Mann gebracht werden, während die Kriegsstärke jeder Division jährlich um 800 Mann erhöht wird.

Das neue Heeresbudget für 1907 fordert 95300000 Yen (1 Yen = 2 Mark), und zwar 46000000 für ordentliche und 49300000 Yen für außerordentliche Ausgaben. Die ordentlichen Ausgaben sind gegen das vorige Jahr um eine Million gestiegen. Die außerordentlichen setzen sich aus folgenden Summen zusammen: 20 Millionen Yen für die vier Divisionen in Korea und in der Mandschurei, 25 Millionen für die Wiederherstellung des Kriegsmaterials, 700000 Yen für die Unterbringung der Garnisonen von Sachalin und andre militärische Einrichtungen in dem neuen Besitz und endlich 36000000 Yen für die Herabsetzung der Dienstzeit von drei Jahren auf zwei. Aus dem neuen Budget geht ferner hervor, daß sich das Kriegsministerium entschlossen hat, die koreanischen und die mandschurischen Divisionen, die 13., 14., 15. und 16., durch gemischte zu ersetzen, die aus Abgaben sämtlicher übrigen Divisionen gebildet werden sollen. Damit soll dann der Anfang gemacht werden zur Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres um zunächst vier Divisionen (Nr. 17 bis 20), von denen eingangs die Rede war. Die koreanischen und die mandschurischen Divisionen werden später folgende Divisionsstabsquartiere in Japan erhalten: 13. Jamagata, 14. Matsuje, 15. Kagoschima, 16. Sapporo (Hokkaido). Um Grundstückspekulationen fernzuhalten, wird über die künftigen Garnisonen der Brigaden und Regimenter der vier zurückkehrenden Divisionen vorläufig nichts bekannt gegeben. Damit sind die Hauptänderungen angegeben, die die japanische Armee in der kürzesten Zeit erfahren wird.

Im Zusammenhange mit diesen Ausführungen und zur Vervollständigung unsrer Angaben über die zukünftige Zusammensetzung der japanischen Armee erscheint noch der Hinweis auf einen kürzlich im „Rußkij Invalid“ veröffentlichten Aufsatz des russischen Obersten im Generalstab Linda am Platze, der die Überschrift: „Die Streitkräfte Japans“ trägt. Oberst Linda gibt zunächst die bekannte Friedensorganisation der japanischen Divisionen, wie sie vor dem Kriege war und auch jetzt noch nach Aufstellung von vier neuen Divisionen beibehalten worden ist, und berechnet dann die Gesamtstärke dieser siebzehn Divisionen (einschließlich der Garde) im Frieden auf 220000 bis 250000 Mann. Alsdann auf die Kriegsstärke der Armee übergehend nimmt Oberst Linda die Formationen

des Heeres, wie auch wir sie angegeben haben, zu zehn Armeekorps mit einer Garde- und zwanzig Liniendivisionen als abgeschlossen an und kommt dabei zu den nachstehenden zahlenmäßigen Aufstellungen:

1 Gardedivision mit 1 Reservebrigade	40000	Mann
10 Armeekorps	480000	„
20 Reservebrigaden zu je 8 Bataillonen	160000	„
53 Reserveregimenter zweiter Linie	150000	„
20 Reserveartillerieregimenter	12000	„
3 Eisenbahnregimenter	7500	„
1 Division auf Formosa	18000	„
Landsturmtruppen	40000	„
25 Festungsartilleriebataillone	10750	„
Truppen im Etappendienst und für die rückwärtigen Verbindungen	120000	„
Zusammen	1038250	Mann,

denen noch 100000 bis 110000 Kulis hinzuzufügen seien, sodaß Japan in einem zukünftigen Kriege mit etwa 1150000 Mann ins Feld rücken würde.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß Japan in langer Voraussicht der sich im fernen Osten allmählich zuspitzenden Verhältnisse nicht nur seine Armee, sondern auch die Flotte auf einen Krieg mit Rußland auf das sorgfältigste vorbereitet hatte. So kam es, daß das verhältnismäßig kleine Inselreich, als es sich im Februar 1904 zum Beginn der Feindseligkeiten entschloß, mit einem Bestande von 159 Kriegsschiffen und Fahrzeugen, die ein Deplacement von 272352 Tonnen repräsentierten, in See gehn konnte, um den Kampf mit dem gefürchteten russischen Gegner aufzunehmen. Die großen Ereignisse zur See ließen aber lange auf sich warten, denn bald stellte sich heraus, daß die russische Flotte überhaupt nicht geneigt war, eine ihr von den japanischen Admiralen angebotne Schlacht auf offner See anzunehmen. So war es denn auch im Verlauf des ganzen Krieges nur am 10. August 1904 und am 27. Mai 1905 zu einem Zusammenstoß der beiden gegnerischen Flotten gekommen, und da man davon erfuhr, daß hierbei jedesmal die Japaner die unbestrittnen Sieger geblieben waren, ohne nähere Angaben über ihre eignen Verluste zuzulassen oder zu verbreiten, so bildete sich in der öffentlichen Meinung die allgemeine Ansicht, daß die japanische Flotte während des Krieges so gut wie gar keine Schiffe verloren habe. Aus einwandfreien Überlieferungen hat sich aber jetzt herausgestellt, daß diese Annahme irrig ist, und daß die Japaner doch den nicht ganz unbedeutenden Verlust von neunzehn Kriegsschiffen, die ein Deplacement von 62260 Tonnen hatten, zu beklagen haben. Zu den verlornen Schiffen zählen 2 Schlachtschiffe (Hatsuse und Yaschima) und 2 geschützte Kreuzer, während die übrigen der Gattung der Kanonenboote und der Torpedofahrzeuge angehören. Allerdings sind diese Verluste der Japaner gering im Verhältnis zu dem Zuwachs, den ihre Flotte, teils durch erbeutete, teils durch gesunkne russische Schiffe gewonnen hat, die wieder gehoben werden

konnten. In die zuerst genannte Kategorie gehören allein 10 Schiffe mit einem Deplacement von 80154 Tonnen, darunter 2 Schlachtschiffe neuer Bauart und 2 Küstenpanzerschiffe von leidlich militärischem Wert, zu der andern Kategorie zählen 14 Schiffe von zusammen 75017 Tonnen, davon allein 4 Schlachtschiffe und 4 Panzerkreuzer. Über diese während der Belagerung von Port Arthur teils von den Russen versenkten, teils durch das Feuer der Japaner vom 203-Meterhügel aus in den Grund gebohrten Schiffe sind hinsichtlich ihrer Hebungsversuche viel widersprechende Nachrichten verbreitet worden. Tatsache ist, daß es den Japanern gelungen ist, sie sämtlich wieder flott zu machen und zum Teil sogar unter eignem Dampf nach ihrer Heimat fahren zu lassen.

Ob die wieder aufgebrachten vierzehn Schiffe ihre volle Leistungsfähigkeit nach beendeter Reparatur wiedererlangen und sämtlich in den aktiven Bestand der japanischen Kriegsflotte eingereiht werden können, darüber ist man sich an entscheidender Stelle in Japan heute selbst noch nicht klar. Die aus französischen Blättern auch in die deutsche Presse übernommne Nachricht, daß die Japaner nur vier von den eroberten feindlichen Schiffen für die eigne Flotte verwenden könnten, ist inzwischen schon in japanischen Berichten als unrichtig bezeichnet worden. Tatsächlich waren ja auch schon bis Ende Dezember 1906 fünf der beschädigten ehemalig russischen Schiffe auf japanischer Seite in Dienst gestellt. Die andern Schiffe sind noch in der Ausbesserung begriffen, die zum Teil recht langwierig ist. Dazu sind die Werften durch Neubauten außerordentlich in Anspruch genommen, und endlich fehlt es auch an Geldmitteln, um jene Reparaturen hintereinander auszuführen. Nimmt man aber die eroberten 24 russischen Schiffe in japanischem Besitz sämtlich als wieder gebrauchsfähig an, so steigt schon damit der Materialbestand der heutigen japanischen Flotte auf 165 Schiffe mit einem Deplacement von 280625 Tonnen.

Es zeugt aber von der weisen Umsicht und Klugheit, mit der die japanische Regierung alle Situationen vorbedacht hat, daß sie, ganz unabhängig von einem glücklichen oder unglücklichen Ausgange des Krieges mit Rußland, in jedem Falle eine Vergrößerung ihrer Flotte ins Auge gefaßt hatte. So waren schon vor Beginn der Feindseligkeiten in England 2 Schlachtschiffe (Katori und Kashima) von je 19150 Tonnen Deplacement in Auftrag gegeben worden, und auf den heimischen Werften lagen 25 Torpedobootszerstörer von je 350 Tonnen auf Stapel. Während die beiden zuerst genannten Schiffe modernster Bauart und Ausrüstung fertig und schon vor einiger Zeit an die japanischen Behörden abgeliefert worden sind, haben von den 25 Torpedobootszerstörern schon 20 ihre Probefahrten erledigt und sind in Dienst gestellt. Aber nicht zufrieden mit dieser Vermehrung, hat die japanische Admiralität die bisher auch von eingeweihten Leuten bestrittne Möglichkeit zustande gebracht, durch Vergrößerung der eignen Werften sogar während des Krieges im Lande selbst die größten Schiffe in Arbeit zu nehmen. So wissen wir jetzt, daß in Yokosuka ein Schlacht-

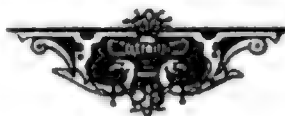
schiff (Satsuma) von 19250 Tonnen und ein Panzerkreuzer (Kurama) von 14600 Tonnen, auf der Staatswerft Kure auch ein Linienschiff (Aki) ebenfalls von 19250 Tonnen und drei Panzerkreuzer (Tsukuba, Ikoma und Ibuki) von je 13750 Tonnen, in Sasebo der geschützte Kreuzer Tone, in Kobe und Nagasaki die Avisos Yodogawa und Wogami gebaut werden. Von den Schlachtschiffen ist Satsuma schon am 15. November v. J. von Stapel gelaufen, und Aki soll im Frühjahr d. J. zu Wasser gelassen werden.

Aber auch diesen Zuwachs hält die Admiralität noch nicht für ausreichend, denn schon über die demnächst frei werdenden großen Bauhöfe ist wieder verfügt und zugleich beschlossen worden, noch zwei Linienschiffe von je 21000 Tonnen und zwei Panzerkreuzer von je 18650 Tonnen in Bau zu geben. Die Linienschiffe sollen mit 20 Knoten, die Kreuzer mit 25 Knoten fahren, dazu beide Schiffsgattungen mit Turbinen versehen werden. Besonders bemerkenswert erscheint, daß die Linienschiffe im Gegensatz zur englischen Dreadnought eine starke Mittelartillerie (zehn Geschütze von 15,2 Zentimetern) erhalten werden; sonst sollen sie noch mit zwölf Geschützen von 30,5 Zentimetern und zwölf von 12 Zentimetern bestückt werden.

Man sieht aus diesen kurzen Angaben über die neuen Schiffe, daß in Japan nicht nur neues Schiffsmaterial hergestellt wird, sondern daß man auch in bezug auf die Größenverhältnisse der Schlachtschiffe an der Spitze aller Marinen der Welt marschieren will. Wir erfahren aber weiter aus dieser Übersicht, daß die junge Großmacht im fernen Osten einer abermaligen Verstärkung seiner Seestreitkräfte um vierzig Schiffe mit einem Deplacement von mehr als 300000 Tonnen entgegensieht, wodurch Japan immer mehr in die vorderste Reihe der Hauptseemächte gelangt.

Wenn nun neuerdings gesagt wird, daß in diesen Berechnungen der japanischen Flotte insofern ein Fehler liege, als sich Japan veranlaßt sehen werde, je nach der Fertigstellung neuer Schiffe sein älteres Material auszurangieren, so ist diesen Einwänden gegenüber die Tatsache festzustellen, daß die Japaner, bis jetzt wenigstens, von einer Außerdienststellung alter Schiffe so gut wie nichts wissen wollen und nur einige 1895 den Chinesen abgenommne Küstenkanonenboote zum Verkauf gestellt haben.

Sollte es je zu einem Kriege zwischen Japan und Amerika kommen, so müßte man Prophetengabe haben, wenn man sagen wollte, wer Sieger in dem schweren Kampfe dieser beiden mächtigen Nationen bleiben wird. So viel aber ist vorauszusehen und wird durch den russisch-japanischen Krieg bestätigt, daß das kleine Inselvolk der Japaner militärische Fähigkeiten von hohem Wert hat und in dieser Hinsicht mit an der Spitze aller Großmächte steht.



Fünfzig Jahre deutscher Schiffahrt

Vor einem halben Jahrhundert schrieb ein Bremer Blatt in einem Bericht über die Probefahrt des ersten Amerikadampfers des Norddeutschen Lloyd: „Wer ein deutsches Herz hatte, dem mußte es höher schlagen bei dem Gedanken, daß dieser herrliche Dampfer die deutsche Flagge über den Ozean tragen und ein Pionier für weitere Schöpfungen des nationalen Handels werden solle." Die Schaffung eines einigen deutschen Reichs lag damals noch in weiter Ferne, so heiß es auch von den Patrioten ersehnt und erstrebt wurde; aber allenthalben in Deutschland regten sich in Handel und Industrie die lange zurückgehaltnen Kräfte. Wenn es in dieser Sturm- und Drangperiode der deutschen Wirtschaftsgeschichte einige mutige und weitschauende Bremer Kaufleute wagten, ohne Rückhalt an einem einigen deutschen Staatswesen und einer starken Kriegsflotte, allein im Vertrauen auf ihre eigne Kraft und Tüchtigkeit eine Schiffahrtsgesellschaft zu gründen, die es mit den schon zu stattlicher Größe herangewachsnen fremden Handelsflotten, die den Personen- und Güterverkehr auf dem Atlantischen Ozean vermittelten, aufnehmen sollte, so sah man mit Recht darin eine nationale Tat, die nicht bloß glückverheißend für die Zukunft der politischen und der wirtschaftlichen Bestrebungen Deutschlands war, sondern von der auch eine unmittelbare fördernde Rückwirkung auf diese Bestrebungen erwartet werden konnte. Und wenn man heute, wo der Norddeutsche Lloyd auf eine fünfzigjährige Geschichte zurückschauen kann, unter seinen Verdiensten und Leistungen das rühmenswerteste nennen soll, so ist es das, daß er die Hoffnung der damaligen Vaterlandsfreunde bis zum heutigen Tage aufs schönste erfüllt hat.

„Wir müssen dem Kapital auch eine angemessene Rente sichern, sonst hat unser Institut keinen Bestand und kann nicht auf die Dauer segensreich wirken", über diesem Grundsatz, den seinerzeit der Gründer des Lloyd, Konsul H. H. Meier, mit Recht als obersten Geschäftsgrundsatz aufstellte, hat keiner der Männer, die die Leitung der Gesellschaft in Händen hatten, von dem Gründer an bis auf den jetzigen Leiter, den andern Grundsatz vergessen, daß eine große Schiffahrtsgesellschaft neben rein geschäftlichen auch große nationale Aufgaben und Pflichten hat. Als der Kaiser im April 1890 zum erstenmal auf einem Lloyddampfer war, sagte er in einer Rede auf den Norddeutschen Lloyd: „Ein jeder Neubau, den die Gesellschaft bestellt, ein jeder neuer Erfolg, den Ihre Schiffe erringen, eine jede neue Linie, die begründet wird, erfüllt Mich — und nicht nur Mich,

sondern viele, die ebenso denken wie Ich, im Lande — mit Stolz und Befriedigung.... Die herrlichen Schiffe, die zur Bewundrung nicht nur der Deutschen, sondern gerade auch der Fremden, mit schneller Fahrt die Flut durchschneiden, bringen überall hin erstens die Erzeugnisse unsers Vaterlandes, und zweitens sind sie das Zeichen unsrer Schiffsbautechnik, unsrer Arbeitsleistung und zu gleicher Zeit auch das Zeichen der Leistungen unsrer Handelsmarine, und Ich glaube wohl ohne Überhebung sagen zu dürfen, wo sie hinkommen, können sie sich mit Recht und mit Stolz vor der Welt zeigen und blicken lassen." Und Prinz Heinrich sagte zehn Jahre später: „Die goldne Brücke, die der Lloyd über den Ozean gespannt hat, ist eine feste Brücke für das Deutschtum, die deutsche Zivilisation und das deutsche Ansehen auf dem großen Meere."

Als der Norddeutsche Lloyd*) am 20. Februar 1857 mit einem Kapital von drei Millionen Taler Gold konstituiert wurde, mit dem Zweck, „für Personen- und Frachtverkehr regelmäßige Dampfschiffsverbindungen mit europäischen und transatlantischen Ländern und Schleppdienst für Fluß- und Seeschiffe einzurichten", wurde außer einem Dampferverkehr nach England und einer Schleppschiffahrt auf der Weser ein regelmäßiger Dampferverkehr zwischen Bremen und Newyork beschlossen. Diese im Juni 1858 eröffnete Newyorker Linie ist noch heute der Hauptstamm des weit- und vielverzweigten Geschäftes. Beinahe die Hälfte der vom Lloyd jährlich beförderten Personen entfällt auf diese Linie, ja wenn man die später hinzugekommnen Linien nach andern nordamerikanischen Häfen hinzurechnet, weil sie teils eine Entlastung, teils eine Ergänzung der Newyorker Linie sind, erhält man sogar vier Fünftel der Gesamtzahl. Auch im Frachtgeschäft ist die Newyorker Linie, wenn auch nicht in so hohem Prozentsatz, die bedeutendste des Lloyd. Sie ist im Laufe der Jahrzehnte immer weiter ausgebaut und verbessert worden, indem vor allem die Abfahrten häufiger gelegt, und die Schiffe schneller und für die verschiednen Zwecke des Personen- und Frachtverkehrs praktischer eingerichtet wurden. Schon im Jahre 1867 konnte der Lloyd mit acht großen und schnellen Schiffen wöchentliche Fahrten zwischen Bremen und Newyork aufnehmen. Das bedeutendste Ereignis — nicht bloß für diese Linie, sondern für den Dampferverkehr überhaupt — war die im Jahre 1881 erfolgte Einführung des Schnelldampferbetriebs. Während bisher ein Dampfer als höchste Durchschnittsleistung etwa zwölf Seemeilen in der Stunde zurücklegen konnte, gelang es den Engländern, einen Dampfer zu bauen, der eine Durchschnittsgeschwindigkeit von sechzehn Seemeilen in der Stunde erreichte. Der Lloyd erkannte sofort die Bedeutung dieser neuen Errungenschaft der Schiffsbautechnik und ließ ebenfalls in England einen Schnelldampfer bauen. Diesem Schiffe, der

*) Wir möchten schon an dieser Stelle auf das soeben im Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienene umfangreiche Werk: Der Norddeutsche Lloyd. Fünfzig Jahre Entwicklung 1857 bis 1907. Dargestellt von Dr. Paul Neubaur. In drei Bänden (zwei Text- und ein Illustrations-Band) hinweisen, auf das wir in einer der nächsten Nummern eingehend zurückkommen werden.

Elbe, gelang es, den Ozeanrekord zu brechen und das „blaue Band des Weltmeers“, das bisher ausschließlich in den Händen der Engländer gewesen war, für die deutsche Schiffahrt zu gewinnen, die es seither — abgesehen von einer kurzen Unterbrechung — auch behauptet hat. Auf die Elbe folgte eine stattliche Zahl von Lloydschnelldampfern, deren neuster, nach den Anregungen des jetzigen Generaldirektors des Lloyd, Dr. Wiegand, konstruierter Typ durch die Dampfer Kaiser Wilhelm der Große, Kronprinz Wilhelm, Kaiser Wilhelm II. und Kronprinzessin Cecilie, sämtlich auf der Werft des Vulkan in Stettin erbaut, repräsentiert wird. Zur Illustration der gewaltigen Fortschritte, die die Schiffsbautechnik in dem letzten halben Jahrhundert gemacht hat, seien die Maße des ersten und des neusten Amerikadampfers des Lloyd hier erwähnt: der erste Lloyddampfer Bremen hatte eine Maschine von 700 Pferdekräften und konnte 1000 Tons Güter und 850 Tons Kohlen fassen, während der neuste Dampfer Kronprinzessin Cecilie Maschinen von 45000 Pferdekräften, die dem Schiffe eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 23½ Seemeilen in der Stunde verleihen, und 20000 Registertons hat.

Wenn seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika immer zahlreicher und enger geworden sind, und wenn Hand in Hand damit der deutsche Handel und die deutsche Industrie einen immer glänzendern Aufschwung genommen hat, so muß den nordamerikanischen Dampferlinien des Lloyd, speziell seiner Newyorker Linie, die zur Steigerung des Güter- und Warenaustausches zwischen beiden Ländern wie auch des Personenverkehrs wesentlich beigetragen haben, ein nicht geringer Anteil daran zugeschrieben werden. Schon allein der Umstand, daß alljährlich Tausende von Amerikanern auf deutschen Schiffen zur Erledigung von Geschäften oder zu Besuch nach Deutschland und dem übrigen Europa kommen — etwa zwei Drittel der Kajütspassagiere sind Amerikaner —, trägt viel dazu bei, die beiden Nationen einander näherzubringen. Und wenn unsre deutschen Volksgenossen in Amerika zu einem guten Teil ihr Deutschtum noch nicht verloren haben, so hat die deutsche Schiffahrt, die die Beziehungen zwischen der alten und der neuen Heimat aufrecht erhält und das deutsche Ansehen in Amerika an der ersten Stelle vertritt, ein großes Verdienst daran.

Nachdem die Newyorker Linie des Lloyd neun Jahre lang seine einzige transozeanische gewesen war, kam Ende der sechziger und in den siebziger Jahren eine ganze Reihe weiterer Linien nach Nord-, Mittel- und Südamerika hinzu, nämlich 1867 Bremen—Baltimore, 1869 Bremen—New Orleans (1884 ist an Stelle von New Orleans Galveston als Endhafen gewählt worden), 1870/71 Bremen—Westindien und Mittelamerika und 1876 Bremen—Brasilien und Bremen—La Plata.

Das Jahr 1885 ist ein besonders bedeutungsvolles in der Geschichte des Lloyd. Es ist das Gründungsjahr der ostasiatischen und der australischen Reichspostdampferlinien. War schon bisher die Einwirkung der Schiffahrts-

gesellschaft auf das Wirtschaftsleben Deutschlands sehr groß, so ist sie seither noch viel größer und tiefer gehend geworden. Bis dahin hatte der Lloyd seine Dampferlinien ausschließlich nach Amerika gerichtet; indem er jetzt auch nach den übrigen drei Weltteilen sein Liniennetz ausdehnte, folgte er einer von der deutschen Regierung ausgehenden Initiative, die von der Herstellung direkter deutscher Postdampferlinien zwischen Deutschland und China, Japan und Australien nicht bloß für die Erweiterung des Absatzmarktes für deutsche Erzeugnisse in überseeischen Ländern, sondern auch für die Zwecke der Kaiserlichen Marine (wegen Beförderung des Postdienstes im Verkehr mit den deutschen Marinestationen und der Marineablösungsmannschaften und sonstiger Militärtransporte) einen wesentlichen Nutzen erwartete. Die Regierung schickte damals ein Submissionsausschreiben für die Errichtung der Linien an mehrere Hamburger und Bremer Firmen; den Auftrag erhielt als die leistungsfähigste Reederei der Lloyd. Die zwanzigjährige Geschichte der Reichspostdampferlinien ist ein fortlaufender Beweis für den richtigen Blick, den die Regierung mit dieser Anregung gezeigt hat. Der Einfluß der Reichspostdampferlinien auf die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen Deutschlands zu Ostasien und Australien ist ein ungeheurer geworden. Dieser Einfluß wäre, wie Dr. Neubaur in seinem Buche „Die deutschen Reichspostdampferlinien nach Ostasien und Australien“ hervorhebt, „bei weitem nicht in dem Maße in die Erscheinung getreten, wenn nicht der Norddeutsche Lloyd dieselbe Weite des Blickes im Betriebe und in der Ausgestaltung der Schiffahrtsverbindungen mit Ostasien und Australien gezeigt hätte, wie sie die Reichsregierung in der Schaffung der Linien bekundet hat. Die Ausgestaltung der Linien liegt zum großen Teil außerhalb des Subventionsvertrags und ist eigenstes Werk der Bremer Reederei. Ebenso ist als deren eigenstes Verdienst die Rückwirkung anzusprechen, die der Betrieb der Reichspostdampferlinien auf den deutschen Schiffbau gehabt hat.“ Das Verdienst, die Reichspostdampferlinien zu richtigem Prosperieren gebracht zu haben, ist um so größer, als der Kontrakt der Schiffahrtsgesellschaft eine Menge Verpflichtungen auferlegt, die der freien Bewegung oft sehr hinderlich sind.

Die Reichspostdampferlinien, an deren Routenführung im Laufe der Jahre manche Änderungen vorgenommen wurden, sind heute folgende: eine Hauptlinie nach China und Japan, eine zweite Linie nach Australien, und dazu eine Zweiglinie von Sydney über Neu-Guinea nach Yokohama (die Zweiglinie verbindet also den größten Teil unsrer Südseebesitzungen mit der ostasiatischen und australischen Hauptlinie).

Zu ihrem vollen geschäftlichen Werte für den Lloyd wie für den deutschen Handel gelangten die Reichspostdampferlinien erst, als auf Anregung des Generaldirektors Dr. Wiegand der Lloyd zwei englische Dampferlinien, die bis dahin den größten Teil des Passagier- und Frachtverkehrs an der indischen und südchinesischen Küste besorgt hatten, aufkaufte und dadurch den dortigen Handel unter deutschen Einfluß brachte. Die Errichtung einer Dampferfahrt

auf dem Yangtse dehnte diesen Einfluß noch weiter bis in das Herz von China aus. Als Beispiele für die weitgehende Wirkung der Gründung der Reichspostdampferlinien seien die Tatsachen erwähnt, daß der deutsche Dampferverkehr in den asiatischen und den australischen Häfen, der vor dem Jahre 1885 ganz unbedeutend war, heute an der zweiten Stelle, unmittelbar hinter dem englischen steht, und daß die Zahl der in China ansässigen deutschen Firmen von 57 im Jahre 1885 auf 145 im Jahre 1902 angewachsen ist. Sogar der Umstand, daß die Reichspostdampfer auch eine bedeutende Menge außerdeutscher Güter befördern, ist dem deutschen Interesse nur förderlich, „denn damit werden internationale Anknüpfungspunkte geschaffen, die nicht nur handelspolitisch für die Entwicklung des deutschen Überseehandels von hohem Werte sich erwiesen, sondern die auch allgemeinpolitisch durch die Verknüpfung der Interessen der Nationen untereinander für den Weltfrieden sich unzweifelhaft nützlich erweisen mußten". Dieselbe Wirkung muß natürlich auch dem Umstande zugeschrieben werden, daß die deutschen Reichspostdampfer, auch was den Personenverkehr betrifft, von einem bedeutenden Prozentsatz von Nichtdeutschen, vor allem von Engländern, benützt werden.

Bei der Wirkung der Reichspostdampferlinien auf den deutschen Handel und die deutsche Industrie muß besonders auch noch die gewaltige Förderung der deutschen Schiffsbauindustrie genannt werden. Daß die Leistungen der deutschen Werften heutzutage auf solcher Höhe stehn, daß sie von keiner fremden übertroffen, von den meisten aber überhaupt nicht erreicht werden, muß, außer unsrer Kriegsmarine, vor allem dem Norddeutschen Lloyd zugeschrieben werden, der ihnen seit 1885 immer größere und wichtigere Aufträge zugewiesen hat. Den Anstoß dazu gab allerdings die Bestimmung des Reichspostdampfervertrags, daß die Reichspostdampfer nur auf deutschen Werften und mit deutschem Material gebaut werden dürften. Aber die Art und Weise der Anwendung sowie die Ausdehnung dieses Grundsatzes auch für den Bau der übrigen Dampferflotte ist ein nicht hoch genug zu schätzendes patriotisches Verdienst des Lloyd, speziell von dessen jetziger Leitung. In den letzten acht Jahren hat der Lloyd kein einziges seiner zahlreichen neuen Schiffe auf ausländischen Werften erbauen lassen, sodaß gegenwärtig weit über 80 Prozent seiner Gesamtflotte, darunter vor allem die Riesenschnelldampfer deutschen Ursprungs sind. Seit 1892 haben die deutschen Werften vom Lloyd über 260 Millionen Mark Bauaufträge erhalten. Der Stettiner Vulkan allein bekam in den einundzwanzig Jahren, seitdem er den ersten Reichspostdampfer zu bauen hatte, 125700000 Mark vom Lloyd überwiesen.

Auch die Absicht der Regierung, durch Schaffung von Reichspostdampferlinien die militärischen Interessen des Reiches zu fördern, ist aufs beste in Erfüllung gegangen, wie es sich in besonders glänzender Weise bei den Truppenbeförderungen anläßlich des Chinafeldzugs gezeigt hat. Für spezielle Kriegszwecke stehn zurzeit etwa 23 Lloyddampfer, von denen 13 als Hilfskreuzer,

8 als Truppentransportschiffe und 2 als Lazarettschiffe verwandt werden können, dem Reiche zur Verfügung.

Die Dampferflotte des Norddeutschen Lloyd ist heute zu so gewaltiger Größe herangewachsen, daß er die zweitgrößte Reederei der ganzen Welt ist. Er besitzt 395 Schiffe mit 754441 Bruttoregistertonnen und 571670 Pferdekräften. Seine Dampferlinien laufen fast alle wichtigen Hafenplätze der ganzen Welt an. Zu den schon genannten Linien kamen in den letzten fünfzehn Jahren noch folgende hinzu: 1891 die Schnelldampferlinie Genua–Gibraltar–Newyork; 1904 die Linie Marseille–Neapel–Alexandrien; 1905 drei Frachtdampferlinien (Bremen–Australien, Bremen–Philadelphia–Savannah und Braila–Galatz–Genua) und 1906 die gemeinsam mit der Deutschen Levantelinie betriebne Deutsche Mittelmeer-Levantelinie. Daß ein Betrieb von dieser gewaltigen Ausdehnung, der in der Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens wie der Weltwirtschaft überhaupt ein so wichtiger Faktor ist, in den fünfzig Jahren seines Bestehens allezeit in echt nationalem Sinne geleitet worden ist, ist eine Tatsache, deren wir Deutschen uns ganz besonders freuen dürfen.

W. Hochstetter

Die baukünstlerische Erziehung des Publikums

Von Joseph Aug. Lux

Der im Frühsommer des Jahres 1896 in London abgehaltene Architektenkongreß hatte über diese Angelegenheit zu beraten. Es war zwar nicht zu erwarten, daß eine vielköpfige unpersönliche Kommission von Fachmenschen entscheidend in einer Sache wirken kann, die Temperament und unzünftlerisches Denken voraussetzt. Es ist aber immerhin ein Verdienst, daß eine solche Aufgabe zur Sprache gebracht und dadurch freiwillige Mitarbeit angeregt wurde. Unter den Architekten selbst genießt dieses Thema kein hohes Ansehen. Sie meinen, daß gute Architekturen durch ihr bloßes Vorhandensein die baukünstlerische Erziehung des Publikums allein bewirken. Wenn das wahr wäre, dann hätte unsre Zeit nicht über den allgemeinen baukünstlerischen Niedergang zu klagen. Das Interesse des Volkes ist unerläßlich für eine gute Baukunst. Baukunst ist durchaus nicht ausschließlich Angelegenheit des Fachmannes. Sie ist vielmehr der Niederschlag herrschender Gesinnungen und Bedürfnisse. Auch der Fachmann ist nur ein Produkt der Allgemeinheit. Das Ungewöhnliche ist geradezu Regel, daß die Erneuerung einer Kunst gewöhnlich von Leuten herbeigeführt wird, die außerhalb des Faches stehen. Wenn dem Publikum die Augen geöffnet werden über die schreienden Mißstände der herrschenden Architektur, dann wird auch die Baukunst im allgemeinen besser werden. Hier muß das Wort helfen. Erst

die Worte geben den Dingen Realität. Es muß über die Sache gesprochen werden, wenn sie gesehen werden soll. Das Publikum sieht heute noch gar nicht. Es lebt in dem Irrtum, daß eine Summe von Stuckornamenten, Pilastern, Gesimsen usw. Baukunst sei. Es hängt damit zusammen, daß die heutige offizielle Architektur in Europa in einer solchen Anhäufung von Motiven palladianischer Abkunft besteht, wobei gewöhnlich die schlechtesten Surrogate unterlaufen. Der Schein gilt, nicht das Sein.

Das künstlerisch gebildete Laienelement ist für den Architekten wichtiger als für jeden andern Künstler. Ohne die Mithilfe von dieser Seite her ist der Architekt der Gefahr einer künstlerischen Stagnation ausgesetzt. Ein solcher Stillstand ist die Wiederholung historischer Stile als Lebensformen, die nicht mehr die unsern sind. Ein typisches Beispiel liefert in dieser Hinsicht England, wo sich mit Hilfe der privaten persönlichen Initiative eine lebendige bürgerliche Baukunst entwickeln konnte, während die offizielle Architektur als Ausfluß der hohen unpersönlichen Kommissionen in der klassizistischen Schablone hoffnungslos stecken geblieben ist. In andern Ländern ist es nicht viel anders bestellt. Die Bauämter, die als die behördlich exekutiven Organe für die Bedürfnisse des Staates arbeiten und sich der reinlichen Ausscheidung des Laienelements rühmen dürfen, haben den Beweis der totalen künstlerischen Unfruchtbarkeit auf das überzeugendste erbracht. Je zünftiger und bureaukratischer die Architektur geworden ist, je hochmütiger sie auf das Laienelement hinabsieht und sich vom Leben der Nation als akademische Institution absondert, desto berechtigter ist der Zweifel geworden, ob die Architektur überhaupt den Künsten zugezählt werden kann. Schon der übliche Lehrgang der Architekten behandelt die Baukunst als eine Sache, die durchwegs erlernt werden kann. Aber für die Kunst entscheidet gerade das, was nicht erlernbar ist. Die schulmäßige Entwicklung kann nur das Gewöhnliche, nach dem Stande des heutigen Wissens und der heutigen Praxis beibringen. Als Künstler hat auch der Architekt die Aufgabe, nicht das Gewöhnliche, sondern das Außergewöhnliche zu tun. Er wird es nicht vermögen, wenn er sich nicht auf einen künstlerisch hochgebildeten Laienstand stützen kann, der bereit ist, dem Genius zu folgen. Ein Volk, das keine Bedürfnisse hat, hat keine Kunst. Unser heutiges Publikum fühlt der Baukunst gegenüber tatsächlich keine Bedürfnisse. Eine protzige Stuckfassade ist alles, was der Durchschnitt des Publikums unter Architektur versteht, und was infolgedessen der durchschnittliche Architekt leisten kann.

Das Übel ist zum großen Teil dem Umstande zuzuschreiben, daß seit gut fünfzig Jahren die Architektur so behandelt wurde, als ob sie keinen Menschen auf der Welt was anginge, außer die Architekten. Sie war behandelt als eine reine Fachfrage, die nur die engern Fachgenossen berührt, und nicht als eine Kunstfrage, die das ganze Volk angeht. Unter den Künstlern sind die Maler fast die einzigen gewesen, die unermüdlich für die künstlerische Erziehung des Publikums gesorgt haben. Dieser Tatsache entspricht auch die sonderbare

Erscheinung, daß das Publikum unter Kunst noch immer die Malerei versteht. Wenn von einer Kunstausstellung die Rede ist, denkt man vor allem an eine Bilderausstellung. Nur das moderne Kunstgewerbe hat der süßen Gewohnheit einigermaßen einen Streich versetzt. In der Malerei gehört es auch bei dem weniger interessierten Publikum zur Selbstverständlichkeit, daß die Kunst das Außergewöhnliche tun müsse. Das Außergewöhnliche gehört zum Fortschritt. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Malerei ein Feld ist, das dem Leben der Nation entschieden viel ferner liegt als die Baukunst, von deren Werken unser Leben täglich empfindlich berührt wird. Die ungewöhnlichsten Leistungen auf dem Gebiete der Malerei haben es nicht vermocht, die entsetzliche Verwüstung der Städte und ihrer Vororte durch schlechte Bauweise zu verhindern. Hier ist von den Behörden unendlich viel gesündigt worden. Täglich wird in allen Städten und Provinzen in großem Umfange gebaut; an Tausenden von Baustellen gehen täglich Ströme von Menschen vorüber, die blind sind für solches Geschehen. Tausende von Menschen treten täglich als Bauherren auf, ohne über die Bedeutung des Bauwerkes für das Leben und die Zukunft der Nation im klaren zu sein. Und trotz dieser ungeheuern Tätigkeit, von der es abhängt, ob das Antlitz der Erde ein edles oder unedles ist, ob das Wohnen ein glückliches oder unglückliches Dasein verspricht, war niemals oder doch nur in ganz seltnen Fällen vorübergehend die Rede von einer so hochwichtigen Sache. Weder in Ausstellungen noch in öffentlichen, allgemein zugänglichen Vorträgen oder in Schulen steht dies wichtige Thema von der baukünstlerischen Erziehung des Publikums an der Tagesordnung. Die Bautätigkeit rückt uns allen an den Leib; die große Mehrzahl der Menschen lebt in schlecht gebauten, hygienisch, praktisch und künstlerisch gleich ungenügenden Häusern; das Auge wird durch die schwärenhaften Auswüchse um unsre Städte herum auf das empfindlichste beleidigt, und doch ist die Menschheit an diesen Erscheinungen, die einen großen Teil ihrer Leiden verursachen, blind vorüber gegangen Das Organ, Baukunst zu begreifen, scheint vollkommen verkümmert. Das Interesse ist erschöpft, wenn die Frage nach dem Pseudostil beantwortet ist. Selbst jenen Städten und Gemeinden gegenüber, die durch eine alte und schöne Baukunst ausgezeichnet sind, versagt das Kunstempfinden vollends. Am allerwenigsten hat diese alte und schöne Baukunst Verständnis oder Schonung durch die unpersönlichen Kommissionen, von denen die offizielle Architektur vertreten wird, zu erwarten. Bestenfalls sind es die alten Prunkbauten, die sich einigen Respekt erhalten. Die allgemeine Vorstellung von Architektur ist noch unempfänglich für die Tatsache, daß für die Schönheit eines Ortes nicht der Prunkbau maßgebend ist, sondern die mit Sorgfalt und Liebe behandelte Ausführung auch der kleinsten Häuser.

Die baukünstlerische Erziehung des Publikums müßte dort anfangen, wo der landläufige Begriff Architektur aufhört. Viel häufiger als Bilderausstellungen müßten Architekturausstellungen im großen und kleinen folgen, verbunden mit

Demonstrationen, Führungen und Vorträgen über das grundlegende Wesen der Architektur als organisches Raumgebilde, über die Besonderheit jeder Aufgabe, über die Eigenart des Materials, die technischen Fortschritte und Erfindungen neuer Baustoffe, endlich über den Zusammenhang dieser lebendigen Baukunst mit den andern Künsten und Gewerben. Kaum ein Gebiet menschlicher Tätigkeit wäre dann zu nennen, das nicht in irgendeinem lebendigen Kontakt mir einer solchen, aus dem Leben der Nation herausgewachsnen Baukunst stünde. Auch die Malerei, die das Ausstellungswesen fast allein beherrscht, stünde im Zusammenhange mit der Architektur, gleichsam als Architekturglied in einem viel vorteilhaftern Lichte da und würde in diesem Zusammenhang viel inniger mit dem Leben zusammenwachsen. Eine unendlich reiche fruchtbare Arbeit des täglichen Ideenaustausches, bei dem nicht nur das Publikum, sondern auch die Baukunst zu gewinnen hat, liegt vor. Sie müßte sich auch die Schule erobern, um von den untersten Klassen an neben der schematischen Raumlehre als Geometrie die künstlerische Raumlehre, als Baukunst das bereitwillig aufnehmende Verständnis der Jugend zu befruchten. Aber neben der baukünstlerischen Erziehung des Publikums ist auch die Erziehung des Baukünstlers ein Problem, das ich nächstens behandeln werde. Das Publikum wird die baukünstlerische Erziehung nicht von jenen Meistern empfangen, die den Begriff von Architektur als einer Häufung von mehr oder weniger scheinbaren Fassadenmotiven erhärtet haben. Für die baukünstlerische Erziehung und Entwicklung ist der Gedanke entscheidend, daß die Architektur in dieser Form überwunden werden muß.

Katholische Belletristik und Publizistik

1

Vor einiger Zeit habe ich in den Grenzboten eines Romans von Achleitner in nicht eben freundlicher Weise gedacht. In einer katholischen Literaturzeitschrift wurde dazu bemerkt: Achleitner gegenüber hätte ich ja nicht gerade Unrecht, aber man dürfe von ihm nicht auf die heutige katholische Belletristik schließen; es gebe bessere Sachen. Der Verfasser des Artikelchens schickte es mir, und ich erwiderte: außer dem Buche von Achleitner hätte ich seit dreißig Jahren keinen katholischen Roman mehr zu Gesicht bekommen; leider hätte ich auch keine Gelegenheit, solche kennen zu lernen, und würde, wenn es der Fall wäre, wenig Zeit dafür übrig haben. Darauf war der Herr so freundlich, mir ein Paket katholischer Zeitschriften und Broschüren zu schicken. Die Sachen haben einige Monate unberührt dagelegen, dann aber fiel mir ein: du könntest daraus einiges den Grenzboten mitteilen. Diese arbeiten doch an einer Verständigung zwischen den Konfessionen, und dazu gehört, daß man einander auch auf diesem

Gebiete kennen lernt. Die Katholiken haben nun wohl genug Gelegenheit, protestantische Zeitschriften und Romane zu lesen, sie finden solche in der Journalmappe, im Café, dagegen sind katholische Literaturerzeugnisse nicht einmal an katholischen Orten allgemein verbreitet und dringen kaum über diese hinaus.

Im Jahre 1898 hat Karl Muth unter dem Pseudonym Veremundus bei Franz Kirchheim in Mainz eine Broschüre veröffentlicht, der es beschieden war, Epoche zu machen: Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Die Tatsache hatte ich aus den Zeitungen erfahren, aber über den Inhalt hatte keine ausführlich berichtet, und so habe ich diesen erst jetzt kennen gelernt.*) Nachdem Hertling und Schell die heutige Inferiorität der Katholiken auf dem wissenschaftlichen Gebiet eingestanden und zu erklären versucht hatten, legte der Katholikentag zu Landshut in Beziehung auf die schöne Literatur dasselbe Geständnis ab. Zur Abhilfe schlug ein Rektor Huppert vor, die katholischen Schriftsteller und Schriftstellerinnen sollten ihre Geschichten nicht so oft in Adels- oder reichen Bürgerkreisen spielen lassen, sondern sich mehr dem kleinbürgerlichen Leben zuwenden. Auch gewisse brennende Fragen sollten von Katholiken ausgiebig in groß angelegten Romanen behandelt werden, wogegen man der Liebesgeschichten gerade genug habe für eine lange Reihe von Jahren. Er mahnte die katholischen Männer, namentlich die Professoren, sie möchten es nicht unter ihrer Würde erachten, sich nach berühmten Mustern auch auf dem schöngeistigen Gebiete zu betätigen. Veremundus protestiert gegen diese Art und Weise, die Angelegenheit zu behandeln. Wenn man die Romanform für Zwecke empfehle, die außerhalb der Kunst liegen, so werde man damit weiter nichts erreichen, als Herabsetzung des künstlerischen Ansehens des Romans in der öffentlichen Meinung. Die bei weitem überwiegende Zahl der alljährlich erscheinenden Romane, schreibt er, „hat mit der Kunst und im besondern mit der Poesie so gut wie nichts zu tun. Sie sind entweder Notprodukte erwerbsbedürftiger Schriftsteller, oder Früchte weiblicher Schreib- und Fabulierseligkeit, sofern ihnen nicht in fast gleich vielen Fällen nur der Ehrgeiz, literarisch von sich reden zu machen, oder die Absicht, durch sie Ideen zu kolportieren, Gevatter gestanden hat. Sie sind gleichgiltig für die Literaturgeschichte; denn sie erfinden nichts, sie schaffen kein neues Leben und vernichten keines; dieses tun sie höchstens, wie Eichendorff sagt, durch ihre Langweiligkeit. Den Konsumenten aber sind sie Futter für die verschiedensten Bedürfnisse, unter denen das der poetischen Anregung, der künstlerischen Erhebung an allerletzter Stelle steht. Von einer solchen Literaturgattung über-

*) Daß sie, woran ich nachträglich erinnert werde, in den Grenzboten schon besprochen worden ist, und zwar im 47. Heft des Jahrgangs 1898, hatte ich vergessen. Die damalige Besprechung hatte einen andern Zweck als die meine; der Verfasser begrüßt zwar ebenfalls den Veremundus als eine erfreuliche Erscheinung, aber kritisiert ihn auch. Daß einige Zitate aus diesem hier wiederkehren, dürfte nicht schaden, da sie die Grenzbotenleser wohl längst vergessen haben.

haupt mit Ernst zu reden, ist schwer, und man kann es angesichts dieses Mißbrauchs der Romanform zwar nicht gutheißen, aber doch begreifen, wenn der Roman überhaupt von ernsten Männern mit Geringschätzung behandelt und höchstens wegen seiner unterhaltenden Form noch für gut genug erachtet wird, bestimmten Ideen damit größere Verbreitung zu verschaffen. Und wenn wir sehen, wie Tausende und Abertausende von Federn in diesem Genre unaufhörlich tätig sind, in einer schlau berechneten Geschichte dem harmlosen Leser die bizarrsten Ideen einzuimpfen, wenn wir sehen, wie der Sozialpolitiker seine wirtschaftlichen Entdeckungen, der Philosoph seine Humanitätsgedanken, der Naturwissenschaftler seine Weltanschauung, der Anhänger der Friedensliga seine Abrüstungsschwärmerei, der Spiritist seine Geistertheorien, der Moralrevolutionär seine Ethik, die Frauenrechtlerin ihre Reformgedanken, der Abstinenzler seine Besserungsvorschläge, der Kulturkämpfer seine Intoleranz auf diese Weise zu popularisieren sucht, warum sollte dann, bloß vom Konkurrenzstandpunkt aus betrachtet, die gleiche Form uns zu gut sein als Mittel, unsern Ideen Vorschub zu leisten, sie in dem dialektischen Für und Wider einer fein berechneten Konversation dem Leser in überzeugender Weise nahe zu bringen?“

Veremundus lehnt diese Methode trotzdem ab. Angenommen, meint er, es gelänge, eine solche katholische Tendenzliteratur zu züchten (oder vielmehr, da sie schon vorhanden ist, ihr Quantum zu vergrößern), was wäre damit erreicht? Kaum viel mehr, als daß eine gar nicht existenzberechtigte Literaturgattung bereichert würde. Wer eine katholische Literatur, die diesen Namen verdient, fördern wolle, der habe das Gegenteil zu tun, der müsse „den Roman gegen alle außerhalb der Poesie und der Kunst liegenden Ansprüche verteidigen. Das wäre eine verdienstvolle literarische Tat, aber freilich auch ein Wagnis gewesen. Denn es ist Tatsache, daß es in katholischen Kreisen eine große Anzahl öffentlich einflußreicher Männer gibt, die teils aus einem ästhetischen Vorurteil, teils aus gewissen, durch die schlechte Literatur allerdings gerechtfertigten pädagogischen Bedenken dem Roman und der Romanlektüre so ablehnend gegenüberstehn, daß sie beides entweder gänzlich verwerfen oder nur als ein unvermeidliches Übel gelten lassen.“ Die den Roman ganz verbannen wollen, werden jedoch schon von den andern widerlegt, die richtig erkannt haben, daß man das „Übel“ nicht loswerden kann. „Je mehr gegen das Romanlesen geeifert wird, desto mehr nimmt es zu.“ Ein Übel aber „sind nur schlechte Romane, und diese sind nicht notwendig. Was ist also logischer, als daß wir, die Notwendigkeit des Bestehens belletristischer Unterhaltung einmal zugestanden, unsre ganze Sorge darauf richten, der Hervorbringung guter Romane nicht nur nicht hinderlich zu sein, sondern sie, soweit dies möglich, nach Kräften zu unterstützen und zu fördern?“

Wenn es nun aber die katholische Belletristik sein soll, die man fördern will, was ist damit gemeint? Der Freiherr von Hertling habe dargetan, wie das scheinbare Antitheton „katholische Wissenschaft“ zu verstehn sei. Auch die

Belletristik strebe nach Wahrheit; Wahrheit und Schönheit seien ihr Zwillingsschwestern. Freilich sei die künstlerische Wahrheit nicht die der Wissenschaft, sondern poetische, oft nur subjektive Wahrheit. „Die Tatsachen des Lebens, auch noch so exakt beobachtet und durchforscht, müssen erst durch das Medium der dichterischen Individualität wie durch einen Filter hindurchgehn und werden deshalb immer subjektiv gefärbt. Der Dichter vermag trotz allem Streben, in der Form wie in der Sache objektiv zu bleiben, seine Wahrnehmungen doch nur so wiederzugeben, wie er, und er allein, sie sieht. Poesie allerdings bleibt Poesie, ob sie nun aus einem katholischen oder aus einem protestantischen Gemüte entquillt, und es ist darum Unsinn, schlechthin von katholischer und nichtkatholischer Poesie reden zu wollen. Eine Verschiedenheit ist nur insofern denkbar, als die poetischen Ideale von Dichtern verschiednen Glaubens verschieden sind, und als sie ihre poetischen Gedanken und Empfindungen an solche Begebenheiten, Lebenserscheinungen, Seelenstimmungen, religiöse Überlieferungen und Einrichtungen anknüpfen, die ihnen je nach ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder zu jenem Bekenntnis näher liegen. Insofern dürfen wir von katholischer Dichtung, müssen wir von katholischer Unterhaltungsliteratur reden. Denn die Erzeugnisse dieser fallen ja nur zum kleinsten Teile unter den Begriff der Dichtung, und in welchem Grade sie zum Tummelplatz unkünstlerischer Bestrebungen gemacht werden, das beweisen auf der einen Seite Richard Weitbrecht, auf der andern Conrad von Bolanden. Hier auf dem Gebiete der Tendenzbelletristik drängt sich das konfessionelle Unterscheidungswort von selbst auf, wird uns die Bezeichnung geläufig, und hier erwächst auch die Gefahr, es bei belletristischen Werken so stark zu betonen, daß darüber alle andern Gesichtspunkte über Gebühr außer acht gelassen werden."

Da das Volk feinere Unterscheidungen nicht zu machen pflege, so denke es bei dem Ausdruck „katholische Belletristik" an gar nichts andres als an die ihm bekannten Tendenzromane, und wenn katholische Literatur so nachdrücklich gefordert werde, setze sich bei ihm die Ansicht fest, es sei unerlaubt, andre als solche Geschichten zu lesen, die ihre katholische Tendenz deutlich zur Schau tragen. Aber gerade solche Romane, von denen ja manche, wie die der hochbegabten Hahn-Hahn, ihre Vorzüge hätten, seien vom ästhetischen Standpunkt aus gesehen nicht existenzberechtigt. An einem einzelnen Beispiele wird gezeigt, auf welchem Punkte die Berechtigung der katholischen Färbung aufhört und die Tendenz anfängt. In einem Roman von Sienkiewicz verlangt eine fromme Person in der Krankheit den Beichtvater. „Das ist vom katholischen Standpunkte durchaus in Ordnung. Daß jedoch der Dichter die Tatsache erwähnt, hat seinen Grund nicht (und soll ihn nicht haben) in dem erzieherisch-pedantischen Bedenken, der Tod einer katholischen Frau ohne Sakramentenempfang könne für den gläubigen Leser ein Ärgernis sein, sondern in der innern Notwendigkeit, daß der tiefreligiöse Sinn Marynias sich auch in diesem kirchlichen Akt betätige, wenn ihr schönes Charakterbild vollendet vor uns stehen soll.

Mit andern Worten, daß uns der Dichter mit ihrem Verlangen bekannt macht, geschieht nicht aus katholischer Ostentation und seelsorglichen Rücksichten (auch ein nicht katholischer Dichter hätte es nach den gegebnen Voraussetzungen tun müssen), sondern weil es psychologisch und durch die Situation, vor allem durch die von dem Dichter beabsichtigte Wirkung auf Polaniecki, ihren Gatten, geboten war." Katholische Romane und Tendenzromane seien leider in der Auffassung der meisten Katholiken ein und dasselbe, es müsse aber grundsätzlich daran festgehalten werden, daß ein aus katholischem Geist und Empfinden herausgewachsner Roman kein Tendenzroman sein müsse, ja ein solcher gar nicht sein dürfe. „Die Kunst, die Dichtung will nur das Menschlich-Bedeutungsvolle, reine Menschlichkeit darstellen. Menschlich-bedeutungsvoll im höchsten Sinne des Worts ist aber das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur Religion. Ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen, Lieben ist ein wahrer, warmblütiger, harmonischer Mensch gar nicht zu denken, und wenn darum ein katholischer Dichter einen solchen Menschen schildert, so wird er ihm ganz unabsichtlich und wie von selbst ein Stück seiner eignen Seele geben, wahres religiöses Leben, das sich spontan und immer in bedeutungsvoller, auch menschlich ergreifender Weise äußern muß. Ein solches Werk nenne ich einen katholischen Roman, auch wenn nichts spezifisch Katholisches darin vorkommt. Wo hingegen diese lebendige, organische Einheit des Charakters fehlt, wo religiöse Reflexionen (auch im Munde der Personen) das individuelle Leben der Charaktere vernichten, wo die Tendenz in der künstlerischen Komposition nicht völlig restlos aufgeht sondern einen Gedankenüberschuß in das Kunstwerk wirft, das, als solches, nur aus Anschauungen besteht, da haben wir es mit einem Tendenzwerk zu tun, das auf ästhetisch-literarische Würdigung wenig oder kein Recht geltend machen kann. Und nicht bloß seinen literarischen Beruf wird ein solches Werk verfehlen, sondern in den meisten Fällen auch den ihm aufgedrängten religiösen Zweck, weil für unsre in Beziehung auf Bekehrungsversuche sehr mißtrauische Zeit nirgends mehr als im religiösen Gebiete das Wort gilt: Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt."

Es folgt eine ästhetische Abhandlung, in der Veremundus seine Ansichten vom Wesen des Romans entwickelt. Sie sind sehr beachtenswert, aber wir können nicht näher darauf eingehn. Es mag nur hervorgehoben werden, daß nach seiner Theorie der Roman, wie jedes Kunstwerk, die Seele befreien muß, und daß er nicht ein Weltbild malen, nicht Meinungen predigen, nicht Begebenheiten erzählen, sondern den Helden handeln lassen soll. Veremundus adoptiert darum folgendes Urteil eines andern katholischen Kritikers, Keiter, über die Wahlverwandtschaften. „Mehr als in irgendeiner andern Dichtung ist hier Goethe planvoll künstlerisch verfahren: das Aufkeimen wie das langsame Wachsen der Leidenschaften offenbaren die reifste Meisterschaft der Darstellung. Man sollte daraufhin gar nichts andres als eine große Tat erwarten,

und wir erleben — die Versumpfung der Leidenschaft. Der Verlauf der Ereignisse entspricht ja durchaus dem, was oft in solchen Fällen geschieht. Wenn die Männer, um ihrer Liebe Herr zu werden, in die weite Welt gehn, die Frauen daheim auf ihrem Schlosse sich miteinander einzuleben versuchen, so spricht dafür wohl die Wirklichkeit, aber nicht die menschliche Natur. Die Leidenschaft kann sich so nicht verhalten. So lange sie gesund ist, muß sie handeln, und handelt sie nicht, so ist sie krank. Daß ihr sittliche Bedenken im Wege stehn werden, ist selbstverständlich, aber die Leidenschaft überwindet alle Bedenken, wenn sie dämonisch, das heißt gesund ist. Der Hang und Gang der Leidenschaft pflegt ja ganz unmoralisch zu sein — eben darum ists wohlgetan, bei jedem Anfang das Ende zu bedenken. Aber die unsittlichste Tat der Leidenschaft kann, tragisch gewendet, nie zu einem andern Ende führen als zu einem rein sittlichen: zur Entsagung, während ihre Versumpfung — an sich schon immer ein Zeichen der Schwäche oder Krankheit — ausnahmslos in ein mehr oder minder starkes Unbehagen auslaufen muß." Sehr wenig Romane finden Gnade vor Veremundus; unbedingt lobt er nur Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas und die Richterin von Konrad Ferdinand Meyer. Die katholischen Romane — man erfährt bei der Gelegenheit eine Menge Autorennamen, die mir wenigstens noch niemals zu Gesicht gekommen waren — taugen schon deswegen nichts, weil sie meist Tendenzromane sind. Von männlichen Autoren seien der Erwähnung wert eigentlich nur „Anton Schott, Ad. Jos. Cüppers und H. Hansjakob. Der Jesuit J. Spillmann und der Abenteurer Karl May kommen hier wohl nicht in Betracht; sie sind nur Jugendschriftsteller. Selbst Hansjakob gehört wohl kaum so recht hierher. Ich habe ihn genannt, weil er einige Abstecher ins Gebiet der Novellistik gemacht hat; aber keines seiner derartigen Werke kommt über die Skizze hinaus. Anton Schott schildert vorwiegend das Leben seiner böhmischen Heimat. Seine Art zeichnet sich durch herbe Einfachheit und schlicht poetische Auffassung der Natur und ihrer bäurisch kraftvollen Menschen darin aus. Er kann, wenn er sich nicht durch hastige Produktion schädigt, noch sehr Erfreuliches leisten. Das gleiche, und in Rücksicht auf seinen weitern Stoffkreis vielleicht in noch höherm Maße, gilt von Cüppers, der mit künstlerischen Absichten an seine Vorwürfe herantritt. Und nun die Frauen! Ich habe meine Auswahl unter denen, die da im Heiligtum der Literatur ihre Tinte verspritzen, auf zwölf beschränkt. Das macht sechs weibliche Federn auf eine männliche. Hier sind sie: Brackel, Herbert, Jüngst, Neidegg, Goldegg, Ludolf, Haupt, Lilien, Jakoby, Pätz, Lingen und Veldenz. Nach dem literarischen Wert der Leistungen hätte ich mich auf die fünf ersten Namen beschränken können. Aber ich wollte eben numerisch dartun, welch ungeheures Übergewicht die Frauen in unsrer Belletristik haben." Starkes Talent und leichte Technik wird namentlich den zuerst genannten zwei Damen nicht abgesprochen, das Lob aber, das ihnen die katholischen Kritiker spenden, als übertrieben zurückgewiesen. Bei der Musterung

der übrigen Novellistinnen wird die rühmende Kritik, die einem Roman der Itha von Goldegg in dem Jesuitenorgan „Stimmen aus Maria-Laach“ zuteil geworden war, einer sehr scharfen Antikritik unterzogen. Während aber Veremundus das Lob, das der Pater Kreiten dem ästhetischen Charakter des Romans gezollt hatte, zunichte macht, nimmt er die Fabel des „Märchens vom Glück“ gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit in Schutz. Die junge Heldin will ihren Vetter mit seiner Frau versöhnen und setzt sich dabei der Gefahr einer ehebrecherischen Liebe aus. Der Pater schreibt: „Wird jungen unerfahrenen Mädchen dieses weibliche Apostolat im reinsten, lautersten Lichte in Coralie verkörpert vorgeführt und ohne alle Unzuträglichkeit zu einem guten Ende geführt, so muß das notwendig die Lust zur Nachahmung wecken.“ Ergo, schließe Kreiten, sei der Roman unsittlich. Das sei nun eine Logik, wie man sie bei einem denkscharfen Jesuiten glücklicherweise nicht oft antreffe. „Die einzig richtige Schlußfolgerung wäre gewesen: das ist kein Roman für junge Mädchen. Der Roman wäre also, die Gefahr der Nachahmung in der Praxis zugegeben, höchstens vom erzieherischen, niemals aber vom sittlichen Standpunkt aus zu tadeln gewesen. Nachdem später in der Buchausgabe auch der Erzieher zu Worte gekommen und in dem Roman die Warnungstafel für alle kleinen Komtessen mit starkem Nachahmungstrieb deutlich und sichtbar aufgerichtet war, hat der Roman nach dem Zeugnisse Kreitens seinen unsittlichen Charakter verloren und ist damit empfehlenswert geworden. Ich muß daraus folgern, daß ein Roman, der gegen die Moral verstößt, durch den aufgehobnen Finger und die Mahnung »machs nicht nach!« in einen sittlichen umgewandelt werden kann. Man sieht, wohin solche engherzige Übertreibungen führen. Die Betonung der Nachahmungsgefahr ist zu einem wahren Schreckgespenst geworden. Denn nicht bloß die Kinder- und Jugendliteratur wird wie recht und billig von Erziehern überwacht, sondern auch die höhere Belletristik sieht sich fort und fort kleinlichen Bemäkelungen überängstlicher Leute ausgesetzt.“ Von andern katholischen Kritikern ist der Roman der Goldegg unerquicklich genannt worden. Veremundus gibt ihnen recht; es herrsche Stickluft darin. Der Roman wirke trotz seiner aufdringlichen Sacré-Cœur-Frömmigkeit und seiner hyperidealen Heldin niederdrückend und beklemmend. „Etwa, weil darin die Korruption geschildert wird, weil die Menschen, die uns die Verfasserin vorführt, zum großen Teil widerliche, angefaulte Subjekte sind? Keineswegs! Auch Coloma [von dem noch die Rede sein wird] hat ziemlich wahllos in das moderne Gesellschaftsleben hineingegriffen. Aber daß das, was er darin packte, nicht bloß interessant, sondern trotz allem Schmutz auch genießbar dasteht, das verdanken wir dem nicht zu unterschätzenden Umstande, daß er diese Griffe eben als ein Dichter tat, der seinen Stoff künstlerisch zu meistern verstand.“ Veremundus stimmt Riehl bei, der sagt, er wolle zwar frivolen Kunstwerken nicht das Wort reden, behaupte aber, daß solche weniger gefährlich seien als zerrissene, die bloß die Jämmerlichkeit des Daseins vorführen. Er geht jedoch nicht soweit

wie Professor Conrad Lange, der meint, noch niemals sei ein junger Mensch durch einen Roman wie Zolas Nana verdorben worden. Das sei ein bodenloser Optimismus; mit seinen eignen Söhnen werde Lange das Experiment schwerlich machen. „Auch bei Werken, die das Laster mit angeblich sittlichen Tendenzen zwar abstoßend, jedoch, wie Zola, in gemeiner Weise darstellen, ist die Frage vom praktischen Standpunkte der Volkserziehung strenger zu beurteilen als vom Standpunkte der theoretischen Moral.“ Werke, die mit brutalen Lebenstatsachen ausgespickt sind, müssen trotz vorgeblich sittlicher Tendenz als unsittlich bekämpft werden, weil sie das Schamgefühl abstumpfen. Absolut unsittlich dürften freilich auch sie nicht genannt werden; das seien nur solche, „die einen an sich unsittlichen Gedanken zur Grundlage haben, die Sünde als begehrenswert hinstellen oder durch sexuell reizende Schilderungen die Scham verletzen“.

Die pädagogische Rücksicht dürfe aber nicht so weit gehn, daß man auch dem Künstler jede Darstellung der Wirklichkeit verbiete, die möglicherweise Knaben und jungen Mädchen schaden könnte. Das katholische Publikum und die katholische Kritik würden aber gegenwärtig von dieser pädagogischen Rücksicht in dem Maße beherrscht, daß sie auch in der Literaturgeschichte für die Beurteilung von Kunstwerken den Ausschlag gebe. „Goethebiographien wie die des P. Baumgartner [des Jesuiten, der unsre großen Klassiker, von Lessing angefangen, der Reihe nach heruntergerissen hat, und der jetzt die französische Literatur mißhandelt] mögen gegenüber gewissen Übertreibungen der Gegenseite ihre Berechtigung haben, obwohl auch dann noch nicht, wie hier, der Grundsatz maßgebend zu sein braucht, gerade alles schlecht zu finden und das Große, Schöne, Edle und Bedeutende an Goethe durch die Fülle des einseitig gehäuften Tadels so um seine Schätzung zu bringen, daß der Leser mit einem Eindruck von dem Buche scheidet, der in keinem Verhältnis mehr steht zu dem, was uns Goethe trotz alledem sein kann und sein darf.“ Nun stehe es ja dem Katholiken frei, protestantische Literaturgeschichten und Rezensionen zu benutzen, und wenn Veremundus gute katholische Leistungen dieser Art wünscht, will er das keineswegs so verstanden wissen, „als ob wir uns durch die Ausfüllung dieser Lücke abschließen, unabhängig machen und auf uns selbst stellen sollten. Gerade das Gegenteil müßten wir zu erreichen streben: uns Gehör verschaffen, mit arbeiten, Einfluß gewinnen, ähnlich wie wir dies, dank dem praktischen, tatkräftigen Gegenwartssinn der Zentrumsführer, in der Politik erreicht haben. Das einzige Mittel aber, zu diesem Ziele zu gelangen, ist positive Mitarbeit von einem freien und großherzigen Standpunkt aus, ist die Beschäftigung mit allen die Zeit bewegenden Fragen in einer auch den Gegner nicht verletzenden Form, ist das aufrichtige Bemühen, das künstlerische Ringen und Sehnen der Zeit verstehen zu lernen, ist endlich jene unparteiische Wahrheitsliebe, die das Gute und Schöne, wo immer auch sie es findet, anerkennt und bereitwillig aufnimmt.“ Ein arger Übelstand sei, daß die katholische

Laienschaft die Literaturgeschichtsschreibung bisher ganz und gar dem Klerus überlassen habe. „Gerade der katholische Priester wird sich nur ausnahmsweise gegenüber gewissen Seiten der schönen Literatur unbefangen fühlen. Wie leicht wird sein Urteil in Beziehung auf die Erotik einseitig und unduldsam, sofern er nicht etwa überhaupt auf eignes Urteil verzichtet oder solche Sachen stillschweigend übergeht. Sein priesterlicher Charakter verbietet ihm die freie Auffassung nicht grundsätzlich, aber die Rücksicht auf das Ärgernis, das gerade der ehelose Priester durch verständnisvolles Verweilen bei dergleichen Dingen den Denkschwachen gibt, wird ihm die Lösung der Aufgabe nahezu unmöglich machen.“ Auch fehle es, was unter diesen Umständen nicht zu verwundern ist, den unbefangnern Katholiken an einem periodischen kritischen Organ, in dem sie sich äußern könnten. Die vorhandnen Zeitschriften, wie der Literarische Handweiser von Dr. Hülskamp, huldigten der einseitigsten Parteidoktrin.

Mit dem vorstehenden ist eigentlich die katholische Inferiorität in der schönen Literatur hinreichend erklärt; Veremundus hält es trotzdem noch für notwendig, sieben einzelne Ursachen aufzuzählen, die sozusagen durch die Auflösung des beschriebnen Zustandes in seine Bestandteile gewonnen werden. Die Ursache „dieser literarischen Abseitsstellung und Rückständigkeit“ sei selbstverständlich nicht in einer geringern Begabung der Katholiken zu suchen. An Talenten fehle es nicht, wohl aber an den Bedingungen für ihre Entfaltung. Wenn der Roman höchstens als notwendiges Übel geduldet werde, so sei das keine Ermutigung für die Dichter. Hin und wieder so von oben herab eine literarische Abkanzlung in den Stimmen aus Maria-Laach (die einzigen übrigens, die der Sache wenigstens nähertreten) oder ein Zeitungsfeuilleton, das ist in Anbetracht des üblichen Tones schlimmer als nichts. Dieser Mangel an Interesse ist die erste Ursache der katholischen Rückständigkeit, und er erzeugt zugleich die zweite, die „Abseitsstellung“ (die übrigens oben als die zu erklärende Erscheinung angegeben war). „Über vielen belletristischen Hervorbringungen auf katholischer Seite liegt ein Hauch von Unmodernem, von kaum überwundnem Dilettantismus, von Langweiligkeit und Halbheit, weil es ihre Urheber nicht wagen, der Wahrheit, dem Leben fest ins Auge zu schauen und das Geschaute mit sinnlich wirksamen Farben zu schildern. Denn das würde ihnen unfehlbar den Vorwurf zuziehen, sie seien modern, und dieses Wort ist bei vielen so anrüchig, daß es allerdings als das klügste erscheinen muß, lieber unmodern zu sein und empfohlen zu werden, als modern und keinen Verleger, keine Redaktion zu finden. . . . Daß wir deshalb noch lange nicht jeden literarischen Unsinn mitzumachen, die Poesie heut im schmutzigsten Naturalismus, morgen im überspannten Symbolismus und Mystizismus zu suchen brauchen, ist wohl kaum nötig zu betonen. Denn nicht darin liegt der Fortschritt der modernen Dichtung, sondern in der Technik der Sprache und des Aufbaus, in der Anpassung der Sprache an den Gegenstand, in dem großartig entwickelten Wirklichkeitssinn, in der Beobachtungs- und Charakterisierungskunst und zum

Teil vielleicht in der Stoffwahl.“ Daß spezifisch katholische Stoffe der Aufnahme eines Buches auch in nichtkatholischen Leserkreisen an sich nicht hinderlich seien, beweise der Roman Colomas, dessen deutsche Ausgabe rasch hintereinander sechs Auflagen erlebt habe.

Die dritte Ursache sei die schon beschriebne Engherzigkeit, die alle Literatur ausschließlich nach pädagogischen Rücksichten beurteile. „Nehmen wir speziell den Roman, der, wie Goethe sagt, das wahre Leben sein soll, nur folgerecht, was dem Leben abgeht. Wie kann man das Leben in diesem Sinne darstellen, ohne dabei dem Erzieher in die Quere zu kommen?“ Der Roman sei nun einmal kein Erziehungsmittel. Goethe sage ganz richtig: „erziehen heißt, die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, unter denen sie in einem gewissen Kreise existieren kann. Der Roman dagegen stellt die Leidenschaft dar, die aus der Gesellschaft hinaus in den Tod treibt, und er stellt dieses grenzenlose Streben als das Interessanteste dar.“ Der Roman habe ernste Konflikte, auch zum Beispiel Ehekonflikte, zu behandeln, und da die ernstesten Konflikte aus der Sünde entspringen, so sei auch deren Darstellung nicht zu umgehn. Selbstverständlich sündigen auch Priester, und es sei kein Grund vorhanden, warum nicht auch sündige Priester sollten dargestellt werden. „Daß jedoch die Kritik nicht jedem Romanfabrikanten die Karikierung von Priestern und Ordensleuten nachsehen kann, wie sie von gewissen protestantischen und jüdischen Schriftstellern und Blaustrümpfen betrieben wird, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden.“ Am auffälligsten macht sich die Engherzigkeit in der Form der Prüderie bemerkbar. Prüderie, schreibt Veremundus, „ist eine Zeitkrankheit, die in Perioden moralischen Niedergangs als eine über das Ziel hinausschießende Reaktion gegen sittliche Entartung und Schamlosigkeit auftritt. Sie ist nervös gewordne, also kränkelnde Sittlichkeit.“ Und gerade die an dieser Krankheit leidenden Leute seien es, die sich, statt sich zu schämen und zu verbergen, am allerlautesten breit machen, sich mit ihrer defekten Sittlichkeit zu Richtern der Zeit aufwerfen. „Sie beschuldigen ein Werk versteckter Lüsternheit, das nur Formschönes, sinnlich Schönes darstellt. Auch das sinnlich Schöne ist vom Schöpfer dem Geschöpfe zur Freude geschaffen, und gerade der Künstler bedarf seiner zur Darstellung der höchsten Ideen. Nur muß er die Sinnlichkeit beherrschen, nicht die Sinnlichkeit ihn.“ Und als Erziehungsgrundsatz bewähre sich die Prüderie schlecht. „Man muß es leider nur zu oft erleben, wie wenig eine mit bloßen Prohibitionsmaßregeln bewahrte Unschuld stand zu halten vermag, wenn erst einmal die unvermeidlichen Versuchungen an sie herantreten. Ich kenne eine beträchtliche Anzahl sehr prüd erzogner Menschenkinder, die, kaum aus der Haft ihrer Erziehungsanstalt entlassen, dem ersten Ansturm zum Opfer fielen.“ Als abschreckendes Beispiel geradezu kindischer Prüderie wird eine Stelle aus einer katholischen Broschüre zitiert und dieser eine Betrachtung des katholischen Dichters Eichendorff gegenübergestellt, der als Feinde der Poesie den kirchlichen Rigorismus katholischer Morallehrer

und den evangelischen Pietismus bekämpft und unter anderm schreibt: „Beide Gegner, die herben Asketiker wie die süßlichen Pietisten, würden, wenn sie zur Alleinherrschaft gelangten, gar bald mit der Poesie fertig werden, die sie jetzt, weil sie sie nicht verstehn, nur unwillig tolerieren. Eine kräftige Sinnlichkeit ist das unentbehrliche Material aller Kunst, und dieser droht der Untergang, gleichviel ob die einen dieses Material ganz vernichten, oder die andern es zur Impotenz verstümmeln." Das war die vierte Ursache. Als fünfte wird die mangelhafte katholische Kritik angeführt, die im vorstehenden schon hinlänglich charakterisiert ist, und die es unter anderm verschuldet, daß die deutschen Katholiken die beiden heut lebenden wirklich bedeutenden katholischen Dichter, die sie haben, gar nicht kennen: Martin Greif und Emil Marriot (Pseudonym für Emilie Mataja). Endlich, das ist die sechste Ursache, besitzen die Katholiken „kein belletristisches Organ, das seine Leser ausschließlich unter den gebildeten Erwachsnen sucht".

Ein besondres Kapitel wird den katholischen Familienblättern und Zeitungen gewidmet, sofern sie sich mit Belletristik befassen. Die dargelegte Gemütsverfassung ihres Publikums hat zur Folge, daß sie sich alle Einsendungen vor allem daraufhin ansehen müssen, ob darin nicht ein Duell, ein Selbstmord, ein uneheliches Kind oder sonst etwas für die Zimperlichen Anstößiges vorkommt, und falls dieses der Fall ist, auch das Beste zurückweisen. In Spanien sei man darin viel weitherziger. Der sehr realistische Roman „Lappalien" (Pequeñas) des mehrerwähnten Jesuiten Coloma ist in dem von Jesuiten herausgegebnen „Boten vom heiligen Herzen Jesu" erschienen. In der Vorrede begegnet der Verfasser dem Einwurf, sein Roman könne die Herzensunschuld gefährden. „Von welcher Unschuld spricht man da? Von der wahren, arglosen, frommen Herzensunschuld, die nichts weiß, und die weder von der Theorie noch von der Praxis etwas ahnt? Sie wird diese Blätter ohne Verständnis lesen und ohne zwischen den Zeilen zu lesen; sie wird die Rose pflücken, ohne an den Dung zu denken. Wenn sie ihn aber riecht und dann entdeckt, so waren ihre Augen eben nicht so verschlossen, wie man sich eingebildet hatte, so schöpfte diese Unschuld ihre Kraft weniger aus ihrer Herzensreinheit als aus ihrer Unwissenheit." In Deutschland hätte den Roman keine katholische Zeitschrift angenommen; das hat der Jesuit gewußt und ihn gleich dem Inselverlag übergeben. Veremundus ermahnt die Redakteure und Verleger, sie sollen keine solche Angsthasen sein. Die Dummen und Bigotten, die gegenwärtig das katholische Familienblatt und das Zeitungsfeuilleton beherrschen, machten höchstens 5 Prozent der Leserschaft aus. Die Zahl der Verständigen und Gebildeten, denen es zukomme, den Ton anzugeben, sei mindestens ebenso groß. Von den übrigen 90 Prozent aber gelte das Sprüchlein von David Strauß: „Das Publikum ist eine Kuh, die grast und grast nur immerzu. Kommt eine Blum ihr vor die Nas', die nimmt sie mit und fragt nicht: was? Ist ihr wie andres Futter auch, beschäftigt das Maul und füllt den Bauch."

In einer Schlußbetrachtung: „Unsre Pflicht" wird gerügt, daß die katholischen Literaten auch so bedeutende Zeiterscheinungen wie Nietzsche und Ibsen vorüberziehn lassen, ohne sich gründlich und entschieden darüber zu äußern. „Wie man, heißt es am Schluß, ein unbändiges Pferd nur in der Gewalt hat, wenn man dem vorwärts strebenden selbst vorwärts strebend auf dem Rücken sitzt und die Zügel führt, so beherrscht man auch eine Zeitströmung nur, wenn man tüchtig mitten drin wirkt, nach dem herzhaften Worte des Freiherrn von Hertling: Um eine machtvolle Bewegung in richtige Bahnen zu leiten, gibt es kein andres Mittel, als sich mitten hinein zu werfen."

Zwei der Ursachen literarischer Rückständigkeit seiner Glaubensgenossen, die Karl Muth beklagt, sind unter seiner Mitwirkung beseitigt worden. Im Jahre 1900 wurde die Literarische Warte gegründet, die in seinem Geiste geleitet wird, und 1903 die Monatsschrift „Hochland", deren Leitung er selbst übernommen hat. Das Hochland erscheint in der Jos. Köselschen Buchhandlung zu München und Kempten in gediegner Ausstattung und kommt inhaltlich Westermanns Monatsheften am nächsten, nur daß es nicht illustriert ist. Das Format ist etwas kleiner, aber ein Heft ist dicker als ein Doppelheft von Westermann. Wie dieser schließt Hochland die Politik aus und behandelt alle Kulturzweige. Daß es, wenigstens vorläufig noch nicht, wie Westermann, in jedem Hefte zwei Romanfortsetzungen und eine Novelle bringen kann, ist bei dem beschriebnen Zustande der katholischen Novellistik und den Grundsätzen Muths selbstverständlich. Auch an größern wissenschaftlichen Abhandlungen ist es nicht so reich wie jener. Dafür hat es viele kleine Sachen aus allen möglichen Gebieten, auch viel Gedichte und sehr viel literarische und Kunstkritik. Von dieser wollen wir einige Proben vorlegen. Der Leitspruch der Zeitschrift, der den Namen rechtfertigen soll, lautet:

Hochland — hohen Geistes Land,
Sinn, dem Höchsten zugewandt!

Das Land Transkaspien

Reiseerinnerungen von H. Toepfer

Es erscheint vielleicht verwegen, nach den wenigen Tagen einer Eisenbahnfahrt durch Transkaspien dieses weite Land in seiner Eigenart kurz schildern zu wollen; aber der Versuch ist möglich, denn Transkaspien ist ein Land, das in der Gleichartigkeit seiner Bodengestaltung und seiner klimatischen Verhältnisse kaum übertroffen werden dürfte. Zudem wird der aufmerksame Reisende während der langsamen Eisenbahnfahrt mit allen Formen und Erscheinungen schnell genug vertraut: er fährt unter dem Wüstengebirgsrand zunächst auf schmalen Uferstreifen zum Großen Balchan, durchschneidet die Kulturzone, Sandsteppe und

Wüstengegend, berührt die alten und neuen Kulturzentren und sieht in langer Fahrzeit zu seiner Rechten greifbar nahe das Grenzgebirge, über dessen Natur ihm ein kurzer Besuch einigen Aufschluß gewähren kann. Und während der Zug durch die Wüste schleicht, werden ihm nacheinander die verschiednen Formen bekannt, in denen der Sand auftritt, wächst, abnimmt und wandert. Von der Tafellandschaft des Ustj=Urt (zu deutsch Hochebene), der ausgedehnten, ziemlich unfruchtbaren, wasserarmen Kalk= und Lehmbodenfläche nördlich von der eigentümlichen, zum Kaspisee ziehenden Usboisenke bekommt man allerdings nichts zu sehen. Verloren hat man aber nichts, weil ihr rauhes, zwischen trockner Glut und anhaltender großer Kälte wechselndes Klima den Anbau nur an wenigen geschützten wasserreichen Stellen ermöglicht und sogar die Herdenzucht der nomadisierenden Kirgisen wenig begünstigt.

Das Grenzgebirge, das gemeinhin Kopet=Dagh genannt wird, aber in den einzelnen Ketten eine ganze Anzahl andrer Namen trägt, ist nach seiner orographischen Gestaltung ganz zweifellos als Ausläufer des zentralasiatischen Gebirgsstocks Hindukusch zu erkennen. Es vereinigt sich mit den Chorassangebirgen an der Grenze der persischen Provinzen Kutschan und Vereges und trägt auf dem Hauptkamm oder den Vorbergen abwechselnd die Reichsgrenze. Die Paßhöhe erhebt sich schon in der Gegend von Geoktepe bis zu 1200 Metern, einzelne Gipfel erreichen die Höhe von 2700 Metern. Der größte Teil des 365 Kilometer langen Gebirgszuges besteht aus waldlosen Hängen, die die geringen Mengen atmospärischer Feuchtigkeit nicht halten können und, nackt und kahl, nicht einmal eine einigermaßen erträgliche Viehwirtschaft geschweige denn Ackerbau ermöglichen. Solcher ist nur auf die Täler der Flüsse und Gebirgsbäche, vor allem des Atrek und Ssumbar, sowie auf die Kessellandschaft Keltetschinar beschränkt, wo außerdem stellenweise üppiger Baumwuchs vertreten ist. Wenn man nun auch an geeigneten Stellen, wie in Gaudan, mit einigem Erfolg bemüht gewesen ist, Landwirtschaft und Viehzucht zu treiben, so eröffnet dieser Grenzstrich dennoch keine Aussicht auf eine große wirtschaftliche Zukunft. Dasselbe gilt von den in das ebne Land jenseit des Tedshen hineinziehenden flachen Fortsetzungen des Turkmeno=Chorassangebirges, wie man an Stelle des Sammelnamens Kopet=Dagh besser sagen würde, dem Dana=Germab, Elbirin=Kyr, Kalemal und Palengowali, obgleich ihre Bewachsung dichter und regelmäßiger ist.

Den ganzen Raum zwischen Usboi, Amu=Darja, Gebirge und Kaspischem Meer nimmt die von Muschketoff so genannte turkmenische Senke ein. Sie ist fast auf neun Zehntel ihrer Ausdehnung Sandwüste und Sandsteppe, zwar in ihren orographischen Verhältnissen etwas mannigfaltiger als der Ustj=Urt, aber doch mit Ausnahme des Steppenstreifens am Gebirge ebenfalls ohne Zukunft. Dieser Steppenstreifen, der aus den sogenannten durch Sandsteppen unterbrochnen Oasen besteht, ist der Glanzpunkt des ganzen weiten Landes. In ihm und an den Flüssen vereinigt sich die alte mit der neuen Kultur, ihn schließt die Transkaspische Eisenbahn auf.

Die Wüste, in der sich der Blick des die Eisenbahn benutzenden Reisenden verliert, ist trostlos in der Einförmigkeit ihrer kümmerlichen Bewachsung. Während im und am Usboi noch verschiedenartige Wiesenpflanzen gedeihen, und die Bewachsung dieses langen schmalen Streifens den Turkmenen Herdenzucht ermöglicht, findet in dem weiten Lande bis zum Steppenstreifen nicht einmal der Nomade Genüge, der sonst zufrieden ist, wenn seine Herde nur Futter und Wasser antrifft. Hier hat sich die Erdoberfläche allmählich in Formen um=

gewandelt, die nicht allein den Menschen den Aufenthalt gründlich verleiden, sondern die die gefährliche Neigung zeigen, sich auszubreiten und den Kulturlandstreifen zu verkleinern. Fein gemahlen ist der Boden unter dem Einfluß einer glühenden, wenig durch verdichtete atmosphärische Feuchtigkeit abgeblendeten Sonne und ausdörrender Winde aus vorherrschend nördlicher Richtung. Dabei ist der entstandne Sand nach seiner chemischen Zusammensetzung so fruchtbar, daß er vielfach zur Melioration verwandt wird.*) Er gibt der transkaspischen Wüste den Namen Kará-kum, das heißt schwarzer Sand, freilich zu Unrecht, denn in der Hauptsache zeigt der Boden eine schmutziggelbe oder sogar rotgelbe Tönung.

Man hat eigentliche Sanddünenbildungen am Kaspischen Meere und auf ehemaligem Meeresboden, binnenländische Flugsanddünungen, Sandhügelreihenlandschaft, feste hüglige Sandwüste und Sandsteppe unterscheiden gelernt. Die eigentlichen Sanddünen und Sandhügelreihen schreibt man ehemaliger Meeresarbeit zu, während man die andern Formen als festländische Bildungen ansieht und bei ihnen tröstlicherweise auch unter Umständen eine Besserung des Landschaftsbildes in der oben gegebnen Reihenfolge dieser Bildungen feststellen kann. Die ungünstigsten, weil beweglichsten Formen sind Sanddünen und binnenländische Flugsandbildungen, beides Sandmeere mit vegetationslosen Wellenkammbildungen, die von den Winden hierhin und dorthin getragen werden. Wenn die obern Bodenschichten durch den Rückstand des schnell verdampfenden Grundwassers an Magnesiumsalzen gelockert sind und der Wind sie in hoch aufwirbelnden losen Staub verwandelt hat, pflegen sich die etwas schwereren und festeren Bestandteile am ersten besten Hindernis anzusetzen. An die entstehenden Sandhaufen gliedert sich immer mehr Sand an und vereinigt sich allmählich, während sich seitlich Flugsand in flachern Reihen, in der herrschenden Windrichtung ausgezogen, anschließt. So entsteht die klassische Hufeisenform der Dünen, die feste, durch den Wind zusammengekeilte flache Böschungen auf der Windseite und lose, aber steiler aufsetzende Sandmassen auf der Unterwindseite aufweisen. Die Wellenkämme finden schließlich an den losen Sandmassen keinen Halt mehr. Sie stürzen ein, und der Wind treibt die Sandmassen zu gleichem Spiel wieder weiter, unter der vorherrschenden Windrichtung im allgemeinen nach Südosten. Je stärker die Luftbewegung, desto gewaltsamer geht das Fortrollen der Dünen vor sich. Treten im Winter Südstürme ein, so erklärt sich aus der eben beschriebnen Gestaltung und Bewegungsart der Dünen, daß sie viel mehr losen Sand vor sich finden und jeder Vegetation, jedem in der Wüste verirrten Geschöpf gefährlicher werden als die üblichen Nordwinde, daß beide sich in ihrer Gesamtwirkung zwar annähernd aufheben, aber auch zu vernichtender Wirkung vereinen können. Wie schnell jede Kultur ertötet werden kann, lehrt in dem schmalen, aber ganz besonders charakteristischen Wüstenstreifen von Farab rechts vom Amu-Darja das Schicksal eines größern Ortes bei der Station Chodsha-Dawlet, der noch 1873 dicht bewohnt, 1887 schon verlassen und 1892 völlig in Flugsand untergegangen war.

Überall in der Kará-kum finden sich solche Flugsandstriche, überall da, wo aus irgendeinem Grunde die Vegetation völlig fehlt. Bei der Station

*) Die Analyse ergibt etwa 70 Prozent Kieselerde, 10 Prozent Tonerde, 15 Prozent Gips, 0,5 Prozent Schwefelsäure, 6,2 Prozent Kalk, 5,4 Prozent Kohlensäure, 0,6 bis 1,2 Prozent Magnesium, 1,2 Prozent Kali, annähernd 1 Prozent Eisenoxyd, 0,5 Prozent Natron und bis 3 Prozent Wasser und organische Bestandteile. (Kriegstechnische Zeitschrift, September 1901, Der Kampf mit dem Sand.)

Peski (Sandwüste), etwa 100 Kilometer vom linken Ufer des Amu-Darja, und sodann bei Barchany, nahe der bucharischen Grenze, schneidet die Eisenbahn solche Streifen. Wir waren gerade erwacht, als wir uns in dieser Gegend befanden. Obwohl eine herrliche rotgoldne Frühjahrssonne sie mit freundlichem Licht bestrahlte und keine Bewegung in der Luft wahrnehmbar war, konnte man sich wohl in die grauenvolle Lage hineindenken, in der eine vom Sturm überraschte Karawane in solcher Gegend den Untergang vor Augen sehen muß. Endlose Abwechslung von Wellenkamm und -tal, keine Übersicht, kein Weg und Steg, mühevolles Vorwärtsarbeiten im knietiefen Sand! Kaum einige Büschel Ssilaugras deuten an, daß das organische Leben nicht ohne weiteres die Waffen zu strecken gesonnen ist.

Und doch können die Dünen zum Stillstand kommen oder durch fleißige Menschenarbeit zum Stillstand gebracht werden, wie die Arbeiten an der Eisenbahn beweisen. Ist das geschehn, stellt sich bald ein Pflanzenwuchs ein, dessen anspruchslose Vertreter hervorragend geeignet sind, den Kampf mit der beweglichen Masse siegreich zu Ende zu führen, weil sie mit besonders entwickeltem Wurzelwerk ausgestattet sind, um das wenige Grundwasser anzusaugen und aufzuspeichern, und weil sie den Salzgehalt des Wassers vertragen können. Wo kräftigeres Holz anwächst, können Wüstenbildung und Sandbewegung als endgiltig bezwungen angesehen werden.

Die Dünen haben sich zu fester hügliger Sandwüste oder Sandhügelreihenlandschaft umgestaltet, ihre Formen sind unregelmäßig, aber alle Böschungen gleich flach geworden. In solchen Strichen erheben sich einzelne Sandhügel oder auch ganze fortlaufende Ketten, die, zwar dem verwöhnten Auge noch wenig erfreulich, doch im ganzen für die rauhen Söhne der Wüste nichts abschreckendes haben. In dieser Gestalt zeigt sich dem Reisenden der größte Teil der eigentlichen Kará-kum in den Kreisen Aschabad und Tedshen und der Tschaloi im Kreise Merw. Schon zwischen Tedshen und Murgab schneidet die Eisenbahn solche Gegend, und hinter Annenkowo hat sie auf 170 Kilometer bis zum Kulturstreifen am linken Ufer des Amu-Darja eine gleiche Strecke, allerdings durchsetzt von schlimmsten Flugsanddünungen, vor sich.

Die Sandsteppe ist stellenweise schwach hüglige oder leicht gewellte Ebene mit sandigem Grund und Boden. Reichliches Wachstum von niedrigem, grünendem Gebüsch und mancherlei blühenden Gräsern läßt sie im ersten Frühjahr, das heißt von Mitte März bis Ende Mai, einem farbigen Teppich gleichen, bis die erbarmungslose Sonne alles austrocknet. Aber die Oberfläche bleibt doch fest und ist für das Reisen dem tennenharten oder in der feuchten Jahreszeit zäh lehmigen Boden der Oasen vorzuziehn. Im welligen russisch-afghanischen Grenzlande, im Tedshen- und Murgabtale, und am Südrande der Kará-kum als Übergang zum Kulturland ist diese Bodengestaltung vertreten und in kleinen Flächen zwischen den Sandstrecken andrer Art eingestreut, an der Eisenbahn durch sorgsame Arbeit, Abdämmung der Dünenbewegung und künstliche Bewässerung und Bepflanzung in ganz schmalen Streifen entwickelt.

Überall ist das Sandland überaus arm an Wasser. Ja, wäre dieses vorhanden, könnte aus den gefestigten Strecken der Sandsteppe wohl Kulturland gewonnen werden. In der Kará-kum aber sind nur ganz wenige Brunnen mit wirklich gutem Wasser vorhanden. Im Verein mit den bekannten wasserführenden Stellen, an denen bei energischer Arbeit in wenig Stunden Wasser bloßgelegt werden kann, bieten sie für die durchstreifenden Nomadentrupps ausreichende Feuchtigkeit. Vielfach haben aber schon die Karawanen, die diese

Wasserstellen aufsuchen müssen, Schwierigkeiten, ihre Tiere genügend zu tränken. Welcher sorgfältigen Vorbereitungen und welcher Transportmittel jedoch die militärischen Expeditionen bedurften, welche entsetzlichen Qualen sie haben aushalten müssen, wenn die Berechnungen nicht stimmten, die Nachrichten über die Brunnen nicht zutrafen, die bekämpften Turkmenen sie zerstört hatten, zeigen die Erlebnisse des Detachements Markosoff im Chiwafeldzug 1873. Von Tschikischljar über Aidin, Igdy und Ortakuju vorgehend, mußte es auf halbem Wege umkehren und langte unter großen Verlusten und völlig erschöpft in Krasnowodsk an. — Um so größer war nach diesen Erfahrungen die Kühnheit, mit der der geniale Erbauer der Transkaspischen Eisenbahn, General Annenkoff, die Unternehmung des Bahnbaues geplant, um so bewundernswerter die Energie, mit der er sie durchgeführt hat, um so hervorragender ist das Verdienst, Zentralasien durch die Wüste hindurch der Kultur erschlossen zu haben.

Die Kultur ist an die Stellen gebunden, wo ausreichend vorhandnes Wasser die Bodenbewirtschaftung möglich gemacht, eine Pflanzendecke die Erdoberfläche vor der Auswitterung, den Lößboden vor dem Verstauben geschützt hat. Es sind die schon genannten Flußniederungen des Atrek und Ssumbar, die Achal-Teke- und Atek-Oase am Nordfuß der Grenzgebirge, die Sserachs- und Tedshen-Oase am Tedshen und die Pende-, Iolaton- und Merw-Oase am Murgab. Der Kulturstreifen am linken Ufer des Amu-Darja gehört schon zum Khanat Buchara. Wir kennen die Achal-Teke-Oase schon als 215 Kilometer langen Streifen zwischen Kisyl-Arwat und Annau, bei jenem Orte etwa 22, bei Annau 21,5, bei Aschabad etwa 11 Kilometer breit. Sie wird durch die von dem Kopet-Dagh herabströmenden, bis 20 Meter breiten Flüßchen, die Bäche und unterirdisch angelegten Keris ziemlich reichlich mit gutem, süßem Wasser versehen. An den natürlichen und künstlichen Wasserläufen liegen Dörfer — man zählt siebenundzwanzig —, Gärten und Felder. Das nicht berieselte Oasenland ist Grassteppe oder Salzsteppe, wo unbewachsne Flächen mit andern abwechseln, auf denen Gebüsche von Salzpflanzen wie Artemisia- und Distelarten von Salzablagerungen umrahmt sind; oder es ist steinige, ähnlich bewachsne aber kieselüberdeckte Steppe oder Takyr, platte, ebne, tennenartige Fläche oder Schor, ausgetrocknete Salzlache mit ihrer eigenartigen Bewachsung. Viel besser noch ist die Atek-Oase mit dem Hauptort Kaakcha, eine 138 Kilometer lange, bei Artyk 32, bei Duschak etwa 52 Kilometer breite kulturfähige Fläche, die seit der Besitznahme durch die Russen durch ausgiebige Meliorationsarbeiten, insbesondre Verbesserung der Wasserverteilung auffällige Fortschritte in ihrer Kulturentwicklung gemacht hat, was man auch ohne ein eingehenderes Studium am Ort erkennt. Ein verhältnismäßiger Wasserreichtum begünstigt Gartenkultur, Getreide- und Baumwollenbau, und die um die Stationen gedrängten Tekinzen-Auls machen einen wohlhabenden Eindruck. Insbesondre gefällig erscheint der Hauptort der Oase, Kaakcha, dessen Bahnhof mit seinen Dienstwohnungen von den schönsten Gartenanlagen umgeben ist. Hier hat sich zwar die bei Station Artyk ganz nahe Grenze — der persische Ort Lütfabad liegt nur 3 Kilometer weit davon — wieder weiter entfernt, doch hat Kaakcha regen Grenzverkehr namentlich mit Meschhed. In diesen Verkehr teilt sich Kaakcha mit dem Ort Duschak, der zweitnächsten Station, die als nächste bei Meschhed noch mehr den Warenverkehr an sich ziehen müßte. Kaakcha ist zwar bedeutender, hat aber auch den unangenehmen Ruf, daß es in Konkurrenz mit Aschabad der geeignetste Ort für die Einschleppung der in Persien ja nie erlöschenden Cholera ist. Unsre ärztliche Reisebekanntschaft, die

besonders auf die Überwachung der Grenze und der Sanitätseinrichtungen in Kaakcha eingeschworen war, wußte davon ein Lied zu singen.

Von den beiden Oasen am Tedshen entnimmt die obere, die Sserachs-Oase, das nötige Rieselwasser dem Fluß direkt, während die Tedshen-Oase am Auslauf des Tedshen, 16 bis 32 Kilometer breit, die letzten Wasser des Flusses, durch die Staudämme Karry-bent und Kysgandly-bent aufgehalten, in ihr Aryksystem empfängt. Die in den verschiednen Jahren verschiedne Wasserzufuhr des Tedshen ist maßgebend für das Gedeihen der Ernte in der Oase. In manchen Jahren reicht sie nicht, in andern Jahren, wie zum Beispiel 1891 und 1904, bringt das Frühjahrshochwasser solche Massen, daß eine breite Überschwemmung eintritt als Folge der Zerlegung des Flußbetts in viele Kanäle und Kanälchen, ohne daß für den Abfluß des Zuviel in ein Flußbett mit genügendem Querschnitt gesorgt ist. Immer aber trocknet der Fluß im Sommer bis auf eine Reihe Pfützen mit anscheinend unterirdischer Verbindung ganz aus. Brunnen in dem Flußbett liefern jedoch genügend Süßwasser für Hausbedarf und Viehtränkung, und die alsdann schon abgeernteten Felder bedürfen keiner Bewässerung mehr. — Eigentlich ist ein solches Absterben eines Flusses kläglich. Uns schien der Tedshen, der afghanische Herirud, nach einem Lauf von ganz respektabler Länge, wie er sich mit seinen gelben Fluten zwischen dichten Weiden- und Pappelgebüschen, unter der zweispannigen Eisenbahnbrücke hindurch wand, selbst in der Frühjahrswasserperiode kaum der Bedeutung der Unstrut zu entsprechen.

Die Merw-Oase ist die bevölkertste und reichste Oase. Sie liegt 65 Kilometer breit, 75 Kilometer lang am Unterlaufe des Flusses Murgab um die Stadt Neu-Merw herum. Auch der Murgab muß sich verschiedne Abzapfungen gefallen lassen, so in der Pende-Oase bei der Tasch-Kepri-Brücke. Hier hat sich seit dem russisch-afghanischen Zusammenstoß im Jahre 1885 ein viel versprechender Anbau entwickelt, und die Festung Kuschka soll im äußersten Süden Rußlands Wache halten gegen afghanische Übergriffe und englische Treibereien. Leider war sie uns verschlossen, denn noch bedurfte eine Fahrt dorthin, obgleich die Zweigbahn Merw—Kuschk schon seit 1900 in Betrieb ist, der Erlaubnis des Kriegsministers, die einzuholen über allen Unruhen versäumt worden war. Die Jolatan-Oase dicht südlich von der Merw-Oase entzieht in ein sehr gut angelegtes Berieselungssystem eine weitere nicht ziemlich bedeutende Wassermenge, die ein üppiges Wachstum hervorruft und beträchtliche Baumwollenpflanzungen versorgt, aber auch die gesundheitlichen Verhältnisse übel beeinflußt. Die Merw-Oase beansprucht selber zwei Drittel des Murgabwassers, den Hauptteil davon das kaiserliche Schatullgut Murgab in Beiram Ali, das die anständige Größe von 114 300 Hektar hat, während auf die übrigen Besitzer in der Merw-Oase nur 70 000 Hektar entfallen. Nachdem der Fluß die in den Jahren 1887 bis 1890 ausgeführten Arbeiten an der Wiederherstellung des alten von den Persern zerstörten Stauwerkes Sultan-bent und die Stromregulierungsbauten im Jahre 1890 innerhalb vier Tagen durch Schaffung eines neuen Flußbetts vernichtet hatte, wurde 32 Kilometer abwärts ein neuer Bewässerungskanal abgezweigt. Ein seitlich im rechten Uferdamm eingebautes Wehr, System Poiret, läßt außer dem vertragsmäßigen Anteil die überflüssigen Herbst- und Frühjahrswässer in den zweiteiligen Hindukusch-Stauweiher ein, der an seinem untern Ende in den 24 Kilometer langen Zarkanal übergeht. Wieder ein Wehr reguliert die Wasserabgabe aus dem Weiher und die Strömung im Kanal, der sich später schließlich in ein Netz von immer schmalern, mit künstlich

gezognem Gebüsch überwucherten Wassergräben auflöst. Allein diese auf der Höhe moderner Wasserbaukunst stehende Anlage des Schatullgutes lohnt eine Besichtigung. Sie ist doppelt interessant im Gegensatz zu den viel kunstlosern, aber ebenso sorgfältig überlegten und die Wasserzufuhr zu den einzelnen Parzellen regelnden Systemen der eingebornen Bewohner der Merw-Oase. Diese Systeme beruhen auf einer völligen Absperrung des Murgab durch das Überfallwehr Kauschutchan-bent und Abzweigung der nötigen Rieselwässer rechts in das Tochtamysch-, links das Otamysch-Hauptkanal- und fünf andre Arykysteme. Endlich zweigen von Merw abwärts drei weitere Wehre die letzten Reste des bei Merw noch wohl 40 Meter breiten, 1 bis 2 Meter tiefen Flusses beiderseits in Bewässerungsgräben. Die schwache Seite der alten Systeme sind die ständigen Dammbrüche und Schäden, deren Ausbesserung dauernd zahlreiche Arbeitskräfte verlangt. Außerdem geht Wasser verloren, das nach zuverlässiger Berechnung (des Wasserbauingenieurs der kaiserlichen Gutsverwaltung) zur Berieselung von weitern 11 000 Hektaren ausreichen würde.

Das Wasser des Murgab ist ebenso wie das des Tedshen und des Atrek und aller Nebenflüsse stark lehmhaltig und hat bei niedrigem Stande meist mehr oder weniger salzigen Geschmack. Die Gebirgswässer sind durchweg reiner. Alle Seen im Gebiete sind mit ganz wenig Ausnahmen salzig. Auffällig ist der Jasy-kul-See, nahe bei der gleichnamigen Eisenbahnstation, durch einen in der Umgegend sich verbreitenden Geruch nach Schwefelwasserstoffgas und Chlor, einen Geruch, der noch intensiver wird, wenn die den Uferboden bedeckende Salzschicht abgetragen wird. Heilkräftige Moor- und Schlammbäder sind hier mit wenig Mühe einzurichten.

Von wasserhaltigen Stellen sind die mit Schilf und Tamarisken bewachsnen Sumpfstrecken am Auslauf der Hauptflüsse als Sammelbecken für die Frühjahrshochwässer von Wichtigkeit. Wo das fließende Wasser fehlt, sind Quellen und Brunnen die hauptsächlichsten Wasserspender. Die Quellen der Kulturstrecken am Gebirge führen größtenteils süßes Wasser. Anders die Brunnen in den Sandsteppen- und Wüstengegenden. Sie haben in einer mittlern Tiefe von 4 bis 20 Metern in einer sich nach unten erweiternden oder auch unbekleideten Ausschachtung meist salziges, unreines, vielfach widerlich riechendes Wasser.

Unter diesen Umständen ist die künstliche Bewässerung von höchster Bedeutung und von alters her üblich. Besonders die Perser, aber auch die Sarten haben in der Anlage von Bewässerungssystemen einen gewissen Ruf. Nur die Kunst, sich mit ihrer Hilfe das Land nutzbar zu machen, hat die hohe Blüte der Landschaft in früherer Zeit ermöglicht. Oberirdische und unterirdische Leitungen sind in Gebrauch. Diese, die Keris, stellen eine unterirdische Kanalisation, eine mit natürlichem, aber sehr sorgfältig reguliertem Gefälle verlegte weitverzweigte Verbindung von Quellen mit den Abnahmestellen her und eignen sich vor allem für Trinkwasserleitungen. Die oberirdischen Systeme, die mitunter mit den Kerisleitungen in Verbindung stehen, sind natürlich dem Verdunsten in höherm Grade ausgesetzt. Sie nutzen vornehmlich das fließende, weniger wertvolle Wasser aus und dienen zur künstlichen Bewässerung der Felder. Die Wasserverteilung in die ebenfalls sehr sachlich angelegten Kanal-(Aryk-)netze ist auf uraltes Gewohnheitsrecht basiert. Jedes Geschlecht eines Stammes hat seinen Aryk, dessen Abmessungen nach den dem Geschlecht zukommenden Wassermengen bestimmt sind. Aus der Bevölkerung durch Wahl hervorgegangne Beamte, die Mirabs, haben die Verteilung des

der Bevölkerung zustehenden Wassers zu bewirken und über die Wasserentnahme, die Bedienung der Schleusen und Instandhaltung der Kanäle zu wachen, also dieselben Funktionen wahrzunehmen wie die erwähnten städtischen Beamten in Aschabad. Als Grundlage für die Verteilung dient entweder die Zahl der Zelte oder die Fläche bebauten Ackers; die Anlieger teilen die Wassermenge unter sich nach der Zahl ihrer männlichen Familienglieder. Später hinzugezogne Teile der Bevölkerung sind genötigt, Wasser zu erkaufen oder zu erpachten. Kleine Uneinigkeiten über die Wasserverteilung entscheidet der Gemeindeälteste mit den Mirabs, größere sonst ein Volksgericht. Interessant ist nun, daß die Kanäle der Bewässerungssysteme gleichsam einen Stammbaum darstellen: die Tekinzengeschlechter, die um je einen Aryk herumsitzen, einen „schmalen Graben", sind mit den an dem nächstgrößern „breiten Graben" beteiligten eines Stammes und teilen sich in der Merw-Oase, wo die Gliederung am folgerichtigsten durchgeführt ist, in die Hauptgruppen der Tochtamysch und Otamysch.

Das Klima Transkaspiens läßt sich im allgemeinen als kontinental, heiß und trocken bezeichnen. Charakteristisch sind die geringe Menge der Niederschläge, die großen Unterschiede zwischen der Tag- und Nachttemperatur, übermäßig heiße Sommer, bisweilen strenge Winter und starke Stürme. Die mittlere Jahrestemperatur kann auf + 15,5 Grad, in Aschabad auf + 16 Grad Celsius (in Mitteldeutschland + 8 Grad) angenommen werden. Der Frühling beginnt Mitte März und dauert bis Ende Mai. Wir haben, obwohl uns von hoher Stelle eine wunderbare Temperatur verheißen war, zwar herrlichen Sonnenschein, aber auch empfindliche Kälte bei Nacht verspüren müssen, dafür aber auch vom Hochwasser nichts zu leiden gehabt, das im Jahre 1904 besonders von Tedshen aus die Eisenbahn auf weite Strecken unterspült und unbenutzbar gemacht hatte. Übel ist der lange, heiße Sommer, wo die Tagestemperatur bis zu 45 Grad, selbst 50 Grad steigt, der Sand sich in den obersten Schichten auf 60 Grad erhitzt, und die Nächte keine Abkühlung und Erholung gewähren. Der Herbst ist im großen und ganzen eine angenehme Jahreszeit. Er bringt mit seinen Nordwinden Frische, Kühle und Regen, der kurze Winter wenig Schnee im Flachland. Klare Tage zählt man in Merw 201 im Jahre. Hier ist auch die Zahl der Tage mit Niederschlägen die geringste. Fast immer fällt der Regen als Platzregen von kurzer Dauer, richtiger Landregen ist selten und ist uns glücklicherweise erspart geblieben. Wenn er eintritt, verwandelt sich der Löß der Oasen in eine zähe, schwammige Masse, die jede Bewegung von Truppen ungemein erschwert.

Boden und Klima im Verein sind der Gesundheit der Eingewanderten nicht zuträglich. Wechselfieber und Malaria sind weit verbreitet und werden durch die künstliche Bewässerung befördert; es finden sich ja lauter Dinge zusammen, die die Entstehung und Verbreitung der Krankheit begünstigen: Bodenfeuchtigkeit, faulende organische Stoffe in den Kanalgräben und Rieselfeldern, günstige Lebensbedingungen für die Krankheitserreger und hohe Temperatur. Ebenso häufig sind auch Magen- und Darmkrankheiten, als Folge einer Schwächung der Verdauungsorgane durch massenhaft zugeführte Getränke und schädlicher Einwirkung von Erkältungen infolge der bedeutenden Temperaturschwankungen. Unterleibstyphus nimmt bisweilen einen epidemischen Charakter an. Die Cholera, die das transkaspische Gebiet stets aus nächster Nähe bedroht und durch zunehmende Entwicklung des Verkehrs immer mehr verschleppt wird, wird wegen der hohen Temperatur und großen Trockenheit der Luft doch nicht

endemisch werden; schon 1892 ist sie stark eingedämmt und auch 1904 mit Erfolg bekämpft worden. Sonnenbrand und Ausschlagserscheinungen als Folgekrankheit werden durch die intensive Sonnenbestrahlung, Trockenheit und Wundwerden der Schleimhäute durch die starke Feuchtigkeitsentziehung aus dem Körper erzeugt. Eine besonders charakteristische und verbreitete Krankheit ist die Pendepest, die sich durch einen sehr langwierigen, schmerzhaften Krankheitsprozeß und den Mangel jedweder Reaktion auf irgendwelche Heilmittel höchst unangenehm bemerkbar macht. Sie heilt zwar stets aus, aber ihre Bekämpfung ist ohne Erfolg geblieben; so viel scheint sicher, daß sie in ursächlichem Zusammenhang mit der Malaria steht, sei es, daß diese Krankheit den Körper besonders disponiert, sei es, daß ihr Krankheitserreger im Gefolg der Malaria einhergeht. Baedeker empfiehlt sehr sachgemäß als vorbeugende Maßnahmen gegen alle diese Krankheiten warme Kleidung, Vorsicht im Wassergenuß, aber auch in der äußerlichen Benutzung des Wassers und der Gefäße, die andern Personen gedient haben. Ein zusammenlegbares Gummiwaschbecken ist ein unentbehrliches Reisegerät, ganz abgesehen davon, daß die ekelhaften russischen Waschtische mit festem Waschbecken und deren unsaubre Ausflußöffnung auf dem Boden keineswegs einladend sind. Und ein angenehm riechendes Desinfektionsmittel wie Lysoform ist ebenso dringend erforderlich. Leben soll man wie die Tekinzen, das heißt anspruchslos in Essen und Trinken sein und Alkohol vermeiden.

Die Pflanzenwelt Transkaspiens ist ärmlich. Denn die ungünstigen klimatischen Verhältnisse des Gebiets, die brennende Hitze und Trockenheit der Luft im Sommer und die unbedeutende Niederschlagsmenge können ihr Wachstum nicht befördern. Im Gebirge und in der Sandsteppe ist sie immer noch artenreicher als auf den festen, harten Flächen, auf denen wegen des Salzgehalts nur mehrere Salzpflanzenarten gedeihen. Der Kampf ums Dasein hat bei ihnen erstaunlich vollkommne Organe entwickelt, die imstande sind, so viel Feuchtigkeit aus der Tiefe und aus Niederschlägen aufzunehmen und festzuhalten, daß sie dem Sonnenbrand und den ausdörrenden Winden zu trotzen vermögen. Dies trifft im besondern zu auf die Holz- und Grasgewächse der Sand- und Steppengegenden, die ja des fließenden Wassers entbehren müssen. Hier hat sich deshalb eine Flora ausgebildet, die ihresgleichen weder im europäischen Rußland noch im Kaukasus noch sonst in Europa findet.

Wüsten- und Steppengewächse sind der Strandhafer, die Sandakazie, der Ssargan, der Kandymstrauch und die Nadelholzsträucher Tscherkes, Tschogon, Bordshok und Tamariske. Zu ihnen tritt die Perle der Wüstengewächse, der Ssaxaul (Hammodendron haloxylon), der ebenso durch seine Verwurzelung zur Befestigung des Bodens beiträgt, wie er durch seine gut entwickelte, aber niedrige Krone dem ausdörrenden Winde kräftig Widerstand leistet und sich mit seinem harten Holze ebenso vorzüglich zu Tischlerarbeiten wie als Brennholz eignet. Die Vorberge bedeckt die Artemisia in dichten Gebüschen, während im Kopet-Dagh kleinblättriger Ahorn, Platane, Ulme, Berberitze, Ficus carica und vielerlei Wacholderarten weit verbreitet sind. Im Paropamisus dehnen sich Pistazienwälder, in manchen geschützten Tälern des Kopet-Dagh Mandelbaum- und Nußbaumwälder aus. An den Flüssen wachsen Weiden und Pappeln und wieder Tamarisken, in den Sumpfstrecken am Auslauf der Flüsse hohe Schilf- und Binsenarten. Wenn von Wäldern die Rede ist, so darf man freilich nicht an die dichten Bestände unsrer Waldberge denken, sondern hat sich immer nur einzelne Baum- oder Buschgruppen abwechselnd mit kahlen Flächen vorzustellen.

Beim Eisenbahnbau und in der ersten Zeit des Betriebes fand eine schonungslose Verwüstung der Bestände statt. Da jedoch die Erhaltung der Bewachsung für das wasserarme Land von der größten Bedeutung ist, so sind jetzt energische Maßregeln dazu ergriffen und wird auch die Aufforstung ernstlich betrieben. Zahlreiche Baumschulen sollen diese befördern. Allgemein ist zu bemerken, daß sich das Grün nur auf den hochliegenden Berghängen, in den Tälern der Gewässer und in der Nähe der Quellen und Brunnen das ganze Jahr über frisch hält, sonst aber in der Sommerhitze verdorrt. Gras und Distelgewächse geben jedoch in dieser Gestalt ein sehr brauchbares Viehfutter ab. Nach den Herbstnebeln und -regen sprießt neues Grün, und das alte vertrocknete Gras wird wieder frisch und für die Tiere schmackhaft.

Was Boden und Klima bei gehöriger Bewässerung im Verein hervorzubringen imstande sind, lehren die Versuchsfelder der landwirtschaftlichen Musteranstalt in Keschi bei Aschabad und vor allem der Stand der Gärten und Felder des Schatullguts in Beiram-Ali. Der Großbetrieb, der sich hier in der Merw-Oase aufgetan hat, ist von der größten Bedeutung für die Kolonisation des Landes und muß darum noch mit ein paar Worten gestreift werden, nachdem schon oben seine Zier- und Fruchtgärten flüchtig erwähnt worden waren. Erst als im Mai 1895 die Arbeiten am Hindukusch-Stauweiher und Kaiserkanal beendigt waren, hat der eigentliche Betrieb begonnen. In eigne Bearbeitung waren von den 114 300 Hektar, die zu dem Gute gehören, im Jahre 1900 etwa 190 Hektar Obstgärten, 165 Hektar Weingärten genommen. Weitere 10 000 Hektar Boden erster Klasse waren mit Baumwolle (etwas über 4000 Hektar), Weizen (über 4500 Hektar), Gerste, Kunshut (Sesam), Gemüse verschiedner Art bestellt und größtenteils den Eingebornen gegen Abgabe von 25 Prozent der Ernte in Pacht gegeben. Zur eignen Wirtschaft sind eine Anzahl Tarantschenfamilien aus Ssemirjetschensk nach Beiram-Ali versetzt worden. Sie zeichnen sich durch besondern Fleiß in landwirtschaftlichen Arbeiten aus und wirken durch ihr gutes Beispiel erziehend auf die Tekinzenfamilien. Diese bekehren sich, nachdem sie unter geordneter Staatsverwaltung ihre kriegerischen Neigungen haben einschränken müssen, immer mehr zu einer seßhaften Lebensweise und führen Pflug und Spaten mit Geschicklichkeit und größerer Ausdauer, als sie die aus dem Norden gekommnen Arbeiter in dem heißen Klima an den Tag zu legen vermögen. Eine landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft einigt sie. Der erste Paragraph ihrer Satzungen gibt als deren Zweck an, unter der Leitung und Aufsicht des Gutsverwalters durch gegenseitige Unterstützung auf die Hebung des Pachtlandes hinzuarbeiten und zur allgemeinen Entwicklung der Landwirtschaft beizutragen. Für unsre ostafrikanischen Besitzungen wäre eine ähnlich vorgehende, auf den Gewinn lange hinaus verzichtende Großwirtschaft dringend zu wünschen, freilich wir haben keinen Apanagenbesitz, der Millionen Hektar in allen Teilen des russischen Reichs umfaßt und sich so etwas leisten kann.

Die Erträge des Landes sind vorzüglich. Der Hektar gibt 30 Zentner Weizen, 140 Zentner Gerste, annähernd 100 Zentner Baumwolle. Doch der Baumwolle, deren Kultur im ganzen russischen Turkestan von alters her verbreitet, freilich früher ganz unsachgemäß und nebensächlich, neben den Früchten des täglichen Bedarfs, betrieben ist, gehört die Zukunft der Landwirtschaft in der Merw-Oase. Boden und Klimaverhältnisse begünstigen ihren Anbau ganz außerordentlich. Die große Sonnenhitze läßt die Spätsorten sehr schnell und vollständig ausreifen, was auf eine gute Faserbildung von Einfluß ist; es gibt

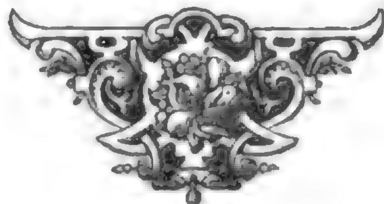
keine Frühherbstregen, die die Faser beschlagen und beschmutzen, sodaß man auf Ernten gleichartiger Fasern rechnen kann; endlich ist der Salzgehalt des Alluvialbodens nicht nachteilig für die Entwicklung der Fasern, sondern er läßt sich diese feiner und zarter bilden. Es werden asiatische und amerikanische Sorten gezogen, von jenen eine gelblichrote und eine weiße Baumwollart, die aus Buchara und Persien stammen und sich unter den günstigen Verhältnissen in Merw so gut entwickelt haben, daß sie als Merw-Gusa (Rohbaumwolle) die bucharische und persische an Güte, Länge und Festigkeit der Faser übertreffen. Aber die asiatischen Sorten stehn noch weit hinter den amerikanischen zurück, die in Merw so vorzüglich gedeihen, daß die von ihnen gewonnene Faser den Vergleich mit jeder andern Baumwolle aushalten kann. Und so haben die amerikanischen die Kultur der einheimischen Sorten auf ein Viertel der damit bebauten Fläche zurückgedrängt.

Das für Baumwolle bestimmte Land wird sorgfältig bearbeitet, jede Scholle zerkleinert und stellenweise gedüngt. Die einzelnen, von regelmäßig geführten, mit Bäumen umpflanzten Aryks umflossenen Flächen sind eben wie eine Tischplatte und werden vor der Aussaat Anfang April unter Wasser gesetzt. Vier bis fünf Tage nach der Aussaat keimen die jungen Pflanzen, erst dann werden sie von neuem bewässert. Der Boden muß dauernd locker gehalten werden, was nach der noch zwei bis dreimal wiederholten Bewässerung nicht wenig Arbeit verursacht, da der plastische Löß in der Sonne sehr bald zu steinharter Kruste ausdörrt. Die Blütezeit fällt Ende Juni. Unter den sengenden Sonnenstrahlen reift die Frucht und öffnet zuletzt ihre Schalen. Dann beginnt die Ernte, die im Oktober und November beendet wird. Von den 170 000 Zentnern Rohbaumwolle des Ernteertrags vom Jahre 1900 in Transkaspien entfielen auf das Schatullgebiet etwa 48 000 Zentner, weitere 66 000 Zentner auf die sonstigen Ländereien der drei Murgab-Oasen. Prima Baumwolle erzielte 6,60 Rubel pro Zentner.

Die Apanageverwaltung hat zu besserer Verwertung ihrer Baumwollenbauerträgnisse eine Fabrik eingerichtet, in der sie auch von anderwärts Baumwolle bearbeitet. Von 65 000 Zentnern Rohbaumwolle blieben nicht ganz 18 000 Zentner reine Baumwolle. Die Fabrik ist wie das ganze Gut eine Musteranstalt, völlig modern und mit den neusten Errungenschaften der Technik in Betrieb gesetzt. Ein früherer — wahrscheinlich verkrachter — Gutsbesitzer leitet sie mit Unterstützung eines amerikanischen Ingenieurs. Fabrikgebäude und Lagerkeller sind neu, luftig und geräumig. Die Maschinen stammen aus Winterthur von einer sehr bekannten Firma. Sie arbeiten natürlich bei elektrischem Licht, das von den Wasserkräften des Kaiserkanals erzeugt wird, und werden zum Teil elektrisch betrieben. Automatische Fortführung der bearbeiteten Masse ist in weitestem Umfange vorgesehen. Tadellose Reinlichkeit herrscht in allen Räumen, von der Station aus, wo die Kapseln enthülst, die Fasern abgezogen werden, bis zu den Maschinen, in denen die Kerne zerbrochen und vom Samen gesondert werden, und die zerquetschten Samenkörner ein sehr wohlschmeckendes Delikateßöl ergeben. Die ausgepreßten Kuchen werden schließlich getrocknet, zerkleinert und als Viehfutter mit 56 Prozent Proteïnstoffen nach Hamburg verkauft. Beamte und Arbeiter fühlen sich wohl, denn auch die Wohlfahrtseinrichtungen sind auf der Höhe, und die Löhne, die den vorwiegend russischen Arbeitern bezahlt werden, sind gut. So hätte es des kalt gestellten Apanagesekts, der uns als Ölprobe vorgesetzt wurde, nicht bedurft, uns die allerbesten Eindrücke vom Kaisergut mit auf den Weg zu geben.

Staatsrat v. Br., der Gehilfe des Gutsverwalters, der unsre Führung übernommen hatte und mit gleichbleibender Geduld unsre vielen Fragen beantwortete, hat uns auch einige Angaben über die Tierwelt gemacht. Mein Tagebuch spricht sich darüber folgendermaßen aus. Transkaspiens Fauna bietet insofern ein Interesse, als sie die Anpassungsfähigkeit der Lebewesen an ihnen ungünstige Boden- und Klimaverhältnisse zur Darstellung bringt. Von den Säugetieren sind es verschiedne Nager, darunter Mäuse und Ratten von beträchtlicher Größe, die unangenehm auffallen. Aber auch das Katzengeschlecht ist mit Tiger, Leopard und Panther an den Flüssen vertreten, Schakal, Hyäne, Fuchs und Wolf streifen durch Wüste und Oase, und Schwarzwild ist in den Sümpfen der Flußenden eine schwer erreichbare Jagdbeute. Von den Vögeln verdient als Eigenart der Ssaxaulhäher Beachtung. Fasanen reizten uns in den Feldern von Beiram-Ali, die Schußwaffe zu ziehn, aber da auch die Browningpistole kein Jagdgewehr ist, trafen wir ebensowenig wie auf der Bergfahrt nach Gaudan, wo ein paar Völker Berghühner, eine kräftigere Abart Rebhühner, nicht weit von uns aufgingen. Unsre Jagdbeute war überall Null. Glücklicherweise kam nur einmal ein höherer Offizier auf den Gedanken, danach zu fragen, nachdem die Aschabader Zeitungen, von unsrer Anwesenheit Notiz nehmend, uns jagdsportliche Absichten als Reisezwecke nachgesagt hatten. Von Reptilien sind eine große Art Varranus scincus, Schildkröten und mehrere Schlangen vorhanden. Sehr zahlreich sind die Insekten, zum Teil von unangenehmer Größe und Eigenschaft, vertreten. Die Heuschreckenplage ist häufig und vernichtete im Sommer 1904 in Aschabad alles Wachstum, alles Grün, das die heiße Sonne nicht verbrannt hatte. Es gibt jedoch auch nützlichere Tierchen. Die Seidenraupenzucht verspricht, obwohl sie noch im argen liegt, erträgliche Fortschritte.

Die Viehzucht ist neben dem Ackerbau noch immer die am meisten bevorzugte Tätigkeit, begünstigt durch ausgedehnte Weideflächen, die auch im Winter ausreichend frisches Futter gewähren. Sie mußte sich aber den eigenartigen Boden- und Witterungsverhältnissen anpassen und besonders auf Züchtung eines weite Strecken zurücklegenden anspruchslosen, auch Wolle liefernden Tieres, des Kamels, ausgehn. In zweiter Linie ist die Zucht der Wolle und Fleisch liefernden Schafe gegeben. Der kriegerischen Neigung des Volkes, der Notwendigkeit schneller Fortbewegung, auch der Lust am Raubzug entsprach die Züchtung eines vorzüglich ausdauernden Pferdes. Leider ist mit der Veränderung der Lebensweise der Turkmenen gerade dieser Zweig der Viehzucht stark zurückgegangen, und es muß bezweifelt werden, ob die vom Staate (durch das Gestüt in Keschi bei Aschabad) versuchte Erhaltung der Reinzucht des Tekinzen-Vollbluts gelingen wird.



Schicksal

Eine kuriose Geschichte von Beate Bonus-Jeep

(Schluß)

Und dann kam die Stadt mit ihrem Geschrei und dem Gerassel der eigentümlichen Esel- und Maultierkarren, die aus nichts bestanden als dem kleinen viereckigen Holzboden mit Zaunstäben umsteckt, schwebend über zwei hohen Rädern. Jedes dieser Fuhrwerke sah gebrechlich und zufällig aus, als wenn es eben zusammengesucht und aufgerichtet wäre. Und auf jedem stand breitbeinig und sicher der Kutscher und ließ die Peitsche von seiner Höhe herab dem buntbetroddelten Tiere um die Ohren knallen.

Oder die wunderlichen Fahrzeuge waren schwer beladen mit Steinen oder Säcken. Dann ging vor dem ersten Esel oder Maultier ein zweites und vor dem zweiten ein drittes bis zu fünf Tieren hintereinander. Die legten sich alle ins Gewicht gegen die Last, die auf ihren zwei Rädern hintenüber zog.

Da waren die Straßen mit dem Pflaster von Basaltplatten, die sich von beiden Seiten nach der Mitte zu senkten, sodaß das Regenwasser inmitten der Straße abfließen konnte. Jetzt in der trocknen Zeit lag der Kehricht da und wartete auf den Regen, der ihn forttragen würde. Von beiden Häuserreihen war er zur Mitte hingekehrt, und hier und da ruhten die Überreste eines Besens obenauf, um zu bezeichnen, daß die Reinlichkeit hier bekannt wäre wie in andern Ländern und nur anders in Erscheinung träte.

In den Hauptstraßen, die eine sehr stattliche Breite hatten mit Bürgersteigen rechts und links, begegnete Lex einem Araber, der im Turban ernsthaft hinschritt, den bunten Überwurf über dem weißen Hemd, das darunter hervorsah, die bronzefarbnen Beine von den Knien ab nackt, und die Füße in hellen Leinwandsandalen. Niemand fand seine Erscheinung auffallend, während Lex mit dem Riemen über der Schulter, an dem das Fernrohr hing, als Fremder gekennzeichnet war. Er wurde von einem Gefolge begleitet, das mit jedem Schritt zahlreicher wurde.

Schließlich trat er in ein Café und setzte sich ins Fenster, um von da aus die Geduld seiner Begleiter auf die Probe zu stellen. Erst verharrten sie alle unter dem Fenster. Nach und nach aber verlor sich das eine und das andre der dunkeläugigen Gesichter, und nach Verlauf einer halben Stunde war die Belagerung aufgehoben.

Auch Lex hatte seinen Kaffee zu Ende getrunken. Seine Absicht war, den Gibralfaro zu besteigen, den Berg, der Malaga krönt und die Ruinen der alten maurischen Zwingburg trägt, in deren Resten eine kleine spanische Besatzung haust. Bei der glühenden Hitze würde wohl ein Esel gut sein, um hinaufzureiten.

Lex winkte dem Kellner und versuchte, mit französischen Bruchstücken seinen Wunsch klar zu machen. Schließlich zeichnete er mit Bleistift einen Esel auf den Rand einer Zeitung.

Ah! kam es aus dem Munde des schmalwangigen Asketenkopfes, er schnellte am Fenster und winkte einer Droschke, die heranfuhr wie elektrisch gezogen.

Nein nein, sagte Lex. Er zeigte wieder und wieder auf seinen gezeichneten Esel. Aber das Bild mußte doch wohl nicht ganz getroffen sein. Sie lächelten beide, er und der Spanier, schüttelten die Köpfe und trennten sich.

Lex schlenderte weiter durch die Straßen unter den vergitterten und verglasten Balkonen, die an allen Häusern klebten und wohl ein Überbleibsel maurischer Sitte waren. Ein Ausguck für die Frauen, um ungesehen sehen zu können. Die mohammedanische Sitte war gefallen, aber die Form war geblieben, ähnlich wie es mit der Vermummung der Frauen gegangen sein mochte, deren Überbleibsel sich noch immer in der Sitte hielt. Hüte sah man wohl hier und da; aber die allgemeine Straßentracht waren die Tücher. Da waren grobe Tücher für die Ärmern, leichte schwarze Wolltücher für die Feinern, in denen sich die Gestalt geschmeidig abzeichnete, langherabreichende zarte Flortücher, und kleine Spitzentücher, die nur als Schmuck um den Kopf gesteckt waren.

Lex streifte umher und beobachtete. Auf der Chorseite der Kathedrale fand er einen Alten, schmalwangig und asketisch wie jenen Kellner, aber mit weißen Bartstoppeln und weißem Haupthaar unter dem breiten Hut. Er hockte neben einem Esel, der in der üblichen Ausrüstung dastand mit buntverbrämten Scheuklappen, den Rücken zu beiden Seiten durch strohgeflochtne Korbtaschen verbreitert und über die ganze Ausdehnung dieses Sitzes Stoffe gebreitet, vielleicht alles, was der Alte an Kleidungsstücken besaß, außer dem Hemd und der Hose auf seiner braunen Haut.

Lex war entschlossen, sich beritten zu machen. Er zeigte dem Alten seinen erhobnen Daumen: Un Peseta! und zeigte mit der andern Hand hinauf nach dem Gibralfaro.

Der Alte schüttelte den Kopf. Er mochte sagen wollen, daß diese Reitgelegenheit wohl für Landeskinder, nicht aber für Fremde und für Herrschaften wäre.

Sie blieben auch mit ihrer Auseinandersetzung nicht lange unter vier Augen. Eine sechs- bis siebenköpfige Zuschauerschaft hatte sich gleich gesammelt und setzte sich ohne Zögern mit in Handlung, so als wenn eine siebenstimmige spanische Anrede geeigneter wäre, in ein deutsches Ohr Eingang zu finden als die Worte eines Einzigen.

Lex kam seine Leibeslänge zustatten. Das Gerassel der fremden Sprache blieb ziemlich weit unter ihm, er dagegen hielt sich an den Anblick seines erhobnen Daumens:

Un Peseta, sagte er laut in gleichmäßigen Zwischenräumen, und wenn er es gesagt hatte, drehte er sich langsam und zeigte mit der andern Hand nach dem Gibralfaro. Um aber die Deutlichkeit dieser Zeichensprache überzeugender zu machen, trat er auf die Stufen, neben denen der Esel angebunden war, und bestieg ihn vor aller Augen.

Ein Beifallsgelächter drang siebenstimmig aus dem Chor, und der Alte mit den ernsten Mienen in dem weißen Stoppelgesicht faßte den Strick seines Tieres und tat, wie es bestimmt war, leitete es bergauf.

Die Gefolgschaft verlor sich von selber, als der Weg aus der Stadt heraus trat und steil und sonnig wurde, aber auch der Eselführer hätte sich dem Schicksal gern entzogen. Es kamen Gemäuerreste, in deren festgebliebnem Kern hier und da neue Fensterrahmen mit wirklichen Scheiben blinkten, zum Zeichen, daß sich noch einmal Menschen eingenistet hatten, und Gesichter tauchten auf, dann zogen sich wieder felsige Halden mit Gestrüpp empor, aus denen nur noch vereinzelte Brocken alten Gemäuers ragten. Der Führer mit ernstem, geneigtem Haupte führte den Esel und führte ihn wieder bergab — zur andern Seite hinunter.

Lex sah es und hakte dem Alten mit seinem Stock ins Genick.

Un Pesota, sagte er wie früher und zeigte wieder mit der Hand nach dem Gipfel des Gibralfaro.

Ah, sagte das ernste Haupt, als wenn es zu einer fast schon verwischten Erinnerung aufwachte, dann wandte er sich mitsamt dem Esel und führte ihn zurück einem andern Wege zu, ebenfalls voller Steingeröll — und dann wieder bergab.

Lex wiederholte seinen Griff mit dem Stock, und der Alte das Zeichen des Erwachens. Mit unerschütterlichem Ernst wandte er von neuem den Esel und fand nun den dritten Weg, der vom Berge hinunter führte anstatt hinauf.

Jedesmal beim Umkehren zogen sie an derselben Reihe von Hütten vorüber, die baufällig in einer Reihe standen, dem kahlen Felsen gegenüber, und an deren Löchern, seien es Fenster oder Türen, sich Menschengewimmel drängte wie Fliegen an der warmen Wand. Als sie zum drittenmal über den Platz zogen, trat ihnen eine Gruppe entgegen, die sich mit jedemmal um einiges genähert hatte.

Der Eseltreiber hielt zwischen ihnen an. Die Menge und das Stimmengewirr wuchs, und Lex sah sich wieder auf seine Mitteilung mit dem erhobnen Daumen und dem Zeigen auf den Berggipfel angewiesen.

Eine stattliche Alte legte ihm die Hand aufs Knie und zeigte nach rückwärts auf einen jungen Stelzfuß mit blauschwarzem Bart. Lex verstand, auf welche Weise wußte er selber nicht, daß dies ihr Sohn wäre, und daß er französisch könnte. Er winkte, und man machte dem Stelzfuß Bahn. Der Sohn der Alten übernahm die Führung.

Aber es ging hier, wie wenn man eine Schleuse öffnete und das Meer bitten würde, eine Welle herauszuschicken — die ganze Flut käme mit. Lex ritt jetzt in einem Gefolge, gegen das jenes unten in Malaga verschwindend gewesen war. Auch Vorläufer hatte er die Menge; denn mit einemmal besannen sich viele auf den Weg, der zur Ruine hinauf führte. Das Eselchen mit seinen scharfen Hufen arbeitete sich im Steingeröll empor, rückwärts von vielen Händen geschoben und vorn gezogen, und aus den Häusern, die an die Felsen geklammert übereinanderlagen, ergoß sich eine immer neue Menschenmenge. Scharen von Hunden fuhren aus den Türen und mischten ihr Gekläff in das Getöse von Stimmen. Der Reiter brauchte sich um das Hinaufkommen nicht mehr zu kümmern, die Welle zog unaufhaltsam ihren Weg, es war jetzt der Ehrgeiz aller, ihn hinaufzubringen, sie stießen sich untereinander, um an den Esel zu kommen und zu schieben.

Lex sah hinab auf den Hafen, auf die staubigen Palmen, auf die Arena für die Stiergefechte und die hintereinander gespannten Maultiere mit ihren Karren, die von obenher so spielzeugmäßig wirkten. Er sah sein Schiff im Hafen liegen und hatte Lust, sein Taschentuch an den Stock zu binden und denen unten zu winken. Was mochten die von der Prozession am Berge wohl denken?

Schließlich ging es nicht weiter. Der Zug stand vor einem Tore, neben dem der Felsen steil abfiel. Innerhalb sah man einige niedrige Dächer, die sich unter die Ruinen duckten, und vor dem Tor stand der Posten, neugierig und voller Freude, daß sich einmal etwas ereignete.

Lex stieg ab und bezahlte den vielversprochnen Peseta mit Zinsen, bezahlte den Stelzfuß, neben dem wieder die stattliche Mutter stand, die dem Zuge gefolgt war und die Verdienste ihres Sohnes in spanischer Sprache pries, er legte in einige der zahllosen Hände noch eine Kupfermünze, dann bat er den Führer noch um einen Dienst: daß er das Gefolge mit sich hinunter nähme. Nur der Eseltreiber blieb, und als alles sich verlaufen hatte, und Lex auf einem Felsstück saß, um den Hafen vor sich und hinter sich die Gebirge zu sehen, die sich weithinein ins Land übereinander schieben, trat er auf ihn zu und reichte ihm mit ernster Würde seine Schnupftabak-

dose. Lex dankte und griff hinein, obgleich er nicht zu schnupfen verstand. Es war das Symbol der Zugehörigkeit im fremden Lande, das er mit Dank empfing.

Lex ging zu Fuß den Berg hinunter, erst ohne Weg zwischen Geröll neben Mauerresten, in denen eine riesige Fensteröffnung überraschend den Blick aufs Meer freigab; sie wurde als Wegabkürzung nach der tiefer liegenden Straße benutzt, und Lex sah Beine und Köpfe hindurch gehen und nach drüben untertauchen, als wenn das ferne Meer sie weggewischt hätte.

Weiter unten, wo wieder Wege und Straßen ihn aufnahmen, wandte er sich noch einmal der Stadt zu. Er belud sich mit Früchten — eine Melone, mehrere aufgebrochne Granatäpfel, Trauben, Pfirsiche und indische Feigen, die so drollig an dem märchenhaften Gebilde des Kaktus wachsen, als hätte ein Kind sie darauf gesetzt, und die noch auf dem Markt in ihrer Hülle von haarigen Warzen aussahen wie kleine feindselige Tiere.

Lex kaufte einen leichten Binsenkorb und trug seine Ernte zum Schiff; es sollte eine Überraschung für die kleine Tafelrunde der Männer sein.

An Bord wurde der Aufbruch vorbereitet, das Abendessen war verschoben, bis man aus dem Hafen heraus und auf hoher See wäre. Auf Lex hatte niemand Zeit zu achten, aber seine gute Laune blieb. Er hing den Korb in seiner Kammer auf und ging wieder auf Deck.

Der Tag hatte ihn glücklich und frei gemacht; die Stadt mit ihrem lauten fast afrikanischen Gepräge, der abenteuerliche Ritt, und oben vor der alten Araberburg die Tabaksprise des Spaniers, das Zeichen der Gastfreundschaft und Hochachtung, er freute sich, das alles erlebt zu haben! Nun stand er bei sinkendem Lichte unter der Kommandobrücke; hinter ihm ging es lebhaft zu mit dem Aufwinden der Taue, und von oben kamen die Signale vom Kapitän und vom Lotsen. Lex stand und sah auf das Meer hinaus, das sich weit und dunkel wieder vor ihnen öffnete. Er sah den Sturm von hellen Segeln auf den Hafen zukommen, weiß gegen das schwarze Wasser, und kühn gebaut mit der geneigten Spitze nach vorn. Sie kamen im Fluge wie die Tauben, die vor dem verdunkelten Himmel nach Hause fliehen.

Das war es, was Lex benutzt hatte, um die Seinigen mit der Vorstellung von seinem nahen Tode zu schrecken, dies, was er jetzt erlebte — das Dasein auf einer schwimmenden Insel, von Händen gemacht und auf Gnade preisgegeben den Mächten, zwischen denen sie segelte. Aber in dieser dunkelblauen Nacht auf dem Meere, das reingefegt von dem leichten Gewimmel der Barken unendlich vor ihm lag, war das Erleben zu groß; das Bedürfnis, es zu kleinen Messerspitzen und Nadeln verarbeitet in die Geißel zu flechten, mit der er regierte, das fiel von ihm ab. Er stand da, Leben und Tod zu seiner Rechten und Linken, und beide als Freunde, er reichte die Hand hinüber in die Ferne, wo die war, die stiller und inniger und uneigennütziger wie jeder andre an seine Bestimmung geglaubt hatte.

Nun noch wenige Wochen, dann würde er bereichert und erfrischt zu den Seinigen heimkehren, dann würde er an seinem Werk zu schreiben beginnen. Das Papier nahm er von Lehmann an der Ecke, dem kümmerlichen Laden, den er entdeckt hatte; der kleine heisere Mann sollte auch ein Verdienst davon haben. Und mit dem Abschreiben? Seine Frau würde ihm gern helfen, sie hatte ja früher ihre Handschrift geübt, um es einmal zu tun.

Er sah, wie bei der Arbeit wieder das alte Leuchten in ihre Augen kam; sie saß ihm gegenüber am Tisch, und ihre Augen begegneten sich glücklich und warm. Sie war bereit, jede Anstrengung mit ihm zu wagen, und sein Herz floß über von der Güte und von dem Reichtum, den er immer in sich getragen hatte.

* * *

Lex hörte, wie der Kapitän nach ihm rief, und ging ihm entgegen. Es ist später geworden mit dem Abendessen! sagte der Kapitän. Aber jetzt bringt der Steward es gleich auf den Tisch; nun sind wir wieder in der richtigen Ordnung!

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn: Nicht einmal ein Taschentuch konnte ich mir holen, das Aufpassen ist doch noch wichtiger.

Lex griff in die Brust und reichte ihm eins seiner seidnen Tücher.

Nein nein! der Kapitän lachte, das paßt hier nicht her.

Dann bringen Sie es Ihrer Tochter mit nach Hause, es stammt aus Luzern, der Stadt am See! Ich kaufte es bei einer schönen Fahrt. Wenn ich nur wüßte, wie ich die Meinigen von dieser Reise etwas mitgenießen lassen könnte! Früchte, ich habe Ihnen für den Abend einige mitgebracht, die halten sich doch nicht bis zur Rückkehr.

Wenn ich Ihnen damit gefällig sein kann, so nehme ich auf der Rückreise so viel mit, wie Sie wollen, und lasse sie von Hamburg aus hinschicken.

Ja, ach ja, das würde mir eine große Freude sein! für zwanzig bis dreißig Mark, das Schönste, was Sie finden.

Auch Malagawein?

Ja, auch Wein, ein Fäßchen vielleicht, einen Brief habe ich schon geschrieben — nein, warten Sie, damals war ich seekrank! ich schreibe einen neuen!

Sie stiegen die Treppe hinunter und setzten sich zu Tisch, aber Lex hatte nicht lange Ruhe. Er mußte die Früchte holen und stellte den Korb auf den Tisch ins volle Licht der Lampe.

Was für Farben! sagte er. Was für Farben! Wie arbeitet solch eine Pflanze, um ihr Kind herrlich hinzustellen! und wie wunderlich nimmt sich der Erfolg manchmal aus! fügte er hinzu und zeigte lächelnd auf die indischen Feigen, die aus der Fülle von Früchten hervorsahen.

Die legen Sie zwischen die Trauben? Nee, danke schön, da rühre ich nichts von an, wo die Giftkröten in gelegen haben —

Es war die Stimme des ersten Maschinisten, die sich im Lärm der Maschine zu einer schallenden Posaune gewöhnt hatte.

Lex sah unwillig auf. Wie laut dieser rohe Mensch sich benahm! und wie er die Aufmerksamkeit vergalt, mit der er bedacht gewesen war, diesen Leuten eine Freude zu machen — Giftkröte! Als ob er ihnen etwas Schlechtes anbieten würde! Er griff nach der indischen Feige und biß hinein.

Die Männer sagten nichts; sie hielten Messer und Gabel in der Hand und sahen mit weitgeöffneten Augen nach Lex hin, wie Seeleute gewöhnt sind zu beobachten, wortlos, daß kein Wimperzucken die Schärfe des Blicks hindert.

Lex hatte eine Kaubewegung versucht, dann stand er auf, von Angst ergriffen und versuchte den Bissen aus dem Munde zu bringen. Die fast unsichtbaren Stacheln, die sich der leisesten Berührung mitteilen, füllten ihm den Mund.

Nee, so wat habe ich doch noch keenmol gesehen! schrie der Maschinist und klappte mit dem Messerstiel auf den Tisch. Die müssen doch geschält werden! Oder ißt man bei Ihnen die Schweine mit den Borsten?

Der Steuermann fühlte, daß ihn das Lachen überwältigte, er warf die Gabel hin und lief aus der Kajüte.

Lex stand von der Lampe abgewandt, mit offnem Munde und zog den Atem ein, um das Brennen zu kühlen. Die Hand, mit der er in die Feigen gefaßt hatte, fühlte die Stacheln gar nicht vor der Hölle, die ihn da innen verbrannte.

Der Kapitän, der langsam von Worten war, hatte noch nichts sagen können, als die Stimme des Maschinisten schon wieder gegen die Wände dröhnte: Im

Dunkeln kann dat nich besser werden! lassen Sie mal sehen, was wir rausziehen können, daß es wenigstens nich in den Hals und den Schlund runter kommt, das entzündet sich ja sonst und wird noch schlimm! Heraus mit der Zunge!

So stand Lex unter der Lampe in der Kajüte, die große rote Zunge herausgestreckt wie ein Wappenlöwe, und die körperliche Qual und die Lächerlichkeit seiner Lage folterten ihn gemeinsam.

Der Kapitän tat schweigend und aufmerksam, was er vermochte, aber der Maschinist konnte das Lärmen nicht lassen. Da hebb ik wieder een von die Luders! schrie er jedesmal, wenn er einen von den haarfeinen Stacheln erspäht hatte. Lassen Sie mich man! und er griff mit den eisenstarken, geschwärzten Nägeln in Lexens Zunge. Nee, die sind zu fein . . .! dann ließ er den Kapitän wieder vor.

Lex fühlte, daß er nicht mehr konnte. Er wandte sich weg. Aber auch die Zeit des Kapitäns war nicht ungemessen, und die Geduld des andern ebensowenig: sie mußten fertig werden.

Was Kühles! sagte der Maschinist, um abzuschließen, da die Melone! die wird geschält, da sind keine von den Stacheln ingekommen.

Er zog den Korb herbei und reichte ihn hinüber.

Aber da kam für Lex einer der Augenblicke, in denen es sich rächte, daß er sich seinen Standpunkt da gewählt hatte, wo die Kontrolle des Durchschnitts nicht hinreichte — seiner Meinung nach. Er vergaß sich ganz. Er riß dem Maschinisten den Korb aus der Hand, daß er zu Boden fiel, und stampfte mit den Füßen in den ausgeschütteten Früchten umher....

Die beiden Männer gingen schnell hinaus. Auf des Kapitäns leisen Befehl kam der Steward in Hemdärmeln herein und räumte mit dem stummen Tierblick die Spuren von Lexens Arbeit weg.

Er selber ging in dem schmalen Weg, den die Kajütenwände rings um den großen Tisch freiließen, herum, immer wieder um den Tisch.

Zu Hause fand er seine Würde wieder, wenn ihn die eigne Unbeherrschtheit zu solchen Ausbrüchen verleitet hatte, er machte sie alle verantwortlich und betrog sich selber, indem er ihr Zittern für Zittern der Ehrfurcht nahm. Damit flickte er seine löchrige Größe. Hier war niemand, auf den er etwas von dem schmachvollen Bewußtsein abschieben konnte, mit dem er sich beladen hatte.

Über sich hörte er Schritte: das gelassene Tun dieser Leute, die mit gesammeltem Bewußtsein das leisteten, was nötig war, gleichviel, ob in Gefahr oder bei ruhigem Mut.

Lex ging in seine Kammer und kühlte sich, so gut wie es ging, die Zunge und den Gaumen mit dem halblauen Trinkwasser, wie es das Schiff bieten konnte. Zu liegen vermochte er nicht. Alles im Munde war verschwollen, kaum daß er atmen konnte.

Er hörte, wie der Steuermann hereinkam, sich über den feuchten Fleck auf den Fußmatten verwunderte und dann sagte: Ach so, da hat der Passagier Trauben gekeltert!

Am andern Morgen teilte Lex dem Kapitän mit, daß er im nächsten Hafen das Schiff verlassen wolle; die Beschwerden von dem unglücklichen Versehen wären doch zu groß. Die Qual hatte ihm ein ganz gedunsenes Aussehen gegeben. Ob in Barcelona deutsche Krankenpflege wäre?

Das könnte sehr gut sein, sagte der Kapitän. Und an Bord wären doch die Möglichkeiten zur Erleichterung zu gering. Er mischte nichts von Kritik in den Ausdruck seiner Stimme. Von dem Geschenk, das Lex am Vorabend den Seinigen zugedacht hatte, war nicht mehr die Rede.

Es galt für ihn, noch den Tag und die Nacht auszuhalten. Dann mußte Barcelona kommen, die schöne Stadt mit den breiten Straßen unter riesenhaften

Rüstern, die ihre silbrigen Blätter an zartem, schwebendem Geranke um ihre Äste wehen lassen, mit den Palmenhöfen von Steingeländern in feinen Linien umlaufen — mit soviel Schönheit, die für Lex vergeblich da liegen sollte.

Es schien ihm diesmal eine unendliche Sache, bis die Anker ausgeworfen, die Taue abgewunden waren, und das Gesundheitsamt das Ausbooten gestattet hatte.

Er verabschiedete sich gemessen vom Kapitän, der ihm gute Besserung wünschte, und ließ sich an Land rudern.

Am Abend dieses Tages bekamen die zu Hause in Deutschland ein Telegramm aus Spanien:

Unglück zugestoßen, lasse mich so schnell als möglich zurücktransportieren.
Alexander.

Es war die erste Nachricht, die ihnen zukam seit jenem Hamburger Brief, in dem er seinen nahen Tod in Aussicht gestellt hatte; und es folgte eine Woche voll stündlicher angstvoller Erwartung. Täglich wurden Lexens Zimmer geheizt, täglich wurde sein Bett gewärmt, täglich Kamillentee aufgegossen und Fleischbrühe bereit gehalten, bis er sie endlich doch überraschte, gerade als seine Zimmer frisch gelüftet, die Fenster neu geputzt und der Fußboden feucht vom Aufwischen war.

Er stand plötzlich im Flur, seinen Handkoffer neben sich, und sagte, daß er so viel Rücksicht doch wohl erwarten dürfe, um wenigstens sein Zimmer bereit zu finden, wenn er von einer langen und gefahrvollen Reise käme und sich telegraphisch angemeldet hätte.

Sein Martyrium war gerettet, das Unglück seines Lebens spann sich weiter. Von den guten Augenblicken, die er draußen in Gedanken mit den Seinigen verlebt hatte, war keine Welle oder Kunde bis zu ihnen gedrungen, und in seinem Gepäck fand sich ein seidnes Taschentuch weniger, als da er von der vorigen Reise heimkehrte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Wahlen und das Ausland. Zentrum und Sozialdemokratie. Die Einigung der Liberalen. Der Flottenverein.)

Die Zeit zwischen den Wahlen und dem Zusammentritt des neuen Reichstags wird in der Presse in der Regel mit Betrachtungen ausgefüllt, die zunächst den Erfahrungen bei den Wahlen gelten, noch mehr aber bestimmt sind, Mutmaßungen über die neue Lage anzustellen und den Parteien gute Ratschläge an die Hand zu geben. Das Gesamtbild, das man dadurch erhält, läßt die Lage nicht als besonders geklärt erscheinen. Wir selbst haben schon auf manche Schwierigkeiten hingewiesen. Diesesmal wollen wir uns jedoch nicht damit beschäftigen, sondern noch einige Rückblicke tun, die einige für die Folgezeit bedeutsame Punkte hervortreten lassen.

Das Ausland hat die jüngsten Wahlen mit einem Interesse verfolgt, das für die europäische Lage sehr bezeichnend ist. Man hatte bekanntlich überall da, wo man unsre Entwicklung mit Furcht und Eifersucht beobachtet, die Hoffnung gehegt, die Neuwahlen zum deutschen Reichstage würden es offenbar machen, daß das deutsche Volk die Politik seines Kaisers und der verbündeten Regierungen nicht billige. Statt dessen ergaben die Wahlen ein großes Vertrauensvotum des deutschen Volkes für die Politik des Kaisers und seines Kanzlers. Man weiß im Auslande sehr wohl, was das zu bedeuten hat, und ist sich klar darüber, daß die Berichterstatter,

die — durch die Nörgelsucht und den Pessimismus weiter Kreise verleitet — unsre Lage nach außen hin falsch geschildert hatten, in die Eigentümlichkeiten unsers Nationalcharakters nicht tief genug eingedrungen sind. Aber in der Einkleidung dieser richtigen Erkenntnis spricht sich doch vielfach ein großer Ärger, eine bittere Enttäuschung aus sowie das Bestreben, die unbequeme Erfahrung nach Möglichkeit umzudeuten. Man hätte so gern in dem Ausfall der deutschen Wahlen eine Bestätigung der immer verbreiteten albernen Auffassung gefunden, daß sich das ruhige und friedliche deutsche Volk durch eine unruhige, kriegerische Politik des Kaisers und der herrschenden Klassen bedroht sehe. Nun ist es anders gekommen. Das deutsche Volk hat in den Wahlen gezeigt, daß es in nationalen Fragen ebenso denkt wie seine Führer. Folgerichtig müßten nun die ausländischen Beurteiler sagen: das deutsche Volk ist ebenso kriegslustig wie sein Kaiser. Aber das wagen sie denn doch nicht zu behaupten; die Friedensliebe der deutschen Politik ist zu offenkundig. Und so tun sie, nur um Recht zu behalten, der gesunden Logik Gewalt an und erklären den Frieden zwar für gesichert, aber nur deshalb, weil der deutsche Kaiser durch die Wahlen darüber beruhigt sei, daß er in jedem Falle auf das Volk zählen könne. Wären die Wahlen anders ausgefallen, dann — so heißt es in diesen Stimmen — hätte der Kaiser wahrscheinlich versucht, durch eine auswärtige Verwicklung und einen Krieg das Volk auf seine Seite herüberzureißen. Zu solchen durch nichts bewiesnen Behauptungen, zu solchem greifbaren Unsinn nimmt man seine Zuflucht, nur um nicht zugeben zu müssen, was doch viel einfacher den Schlüssel zur ganzen Lage geben würde, daß nämlich in Deutschland Kaiser und Volk in friedfertigen Bestrebungen einig sind, daß sie aber auch ebenso einig sind in dem Bewußtsein der Macht, die sie repräsentieren, und in der Entschlossenheit, diese Macht zu gebrauchen, wenn Deutschland frivol angegriffen und in seiner Ehre und seinen Interessen bedroht wird. Wenn man sich in Frankreich und England teilweise so stellt, als sähe und verstünde man das nicht, so spricht sich offenbar darin ein schlechtes Gewissen und eine böse Absicht aus. Wir werden das beachten und daraus lernen müssen, ohne daß es die Ziele und Wege unsrer Politik zu beeinflussen braucht.

Unterdessen suchen die Parteien auf Grund der Zusammensetzung des neuen Reichstags ihre Stellung zueinander zu klären und abzugrenzen. Das siegreiche Zentrum schüttelt den geschlagnen und schwer getroffnen Bundesgenossen, die Sozialdemokratie, jetzt nach der Wahl recht rücksichtslos und unsanft ab. Es möchte „Unter den Linden“ nicht gegrüßt sein. Aber hoffentlich wird das schmähliche Bündnis nicht so bald in Vergessenheit geraten. Das Zentrum hat das Bedürfnis, über den bösen Handel recht bald Gras wachsen zu lassen. Man möchte zwar sehr gern noch längere Zeit der Regierung gegenüber den schwer gekränkten und verkannten ehemaligen Freund spielen und bitter grollend in der Opposition verharren, aber man will dabei unter sich sein und sich nicht weiter kompromittieren. Man kann also die Sozialdemokratie nicht mehr gebrauchen und holt darum das während des Wahlkampfs einstweilen in die Ecke abgestellte Christentum und die ebenfalls vorübergehend außer Kurs gesetzte Anerkennung von Monarchie und Staatsordnung wieder hervor. In Bayern allerdings kennt man auch darin keine Sentimentalität. Seit Herr Schädler in der Bamberger Domsakristei für die bayrischen Landtagswahlen sein Schutz- und Trutzbündnis mit den Roten schloß, hat man Zeit genug gehabt, sich gegen das Anstößige dieses Gedankens abzuhärten. Seitdem wurden an der politischen Parteibörse des Zentrums alle Effekten „gehandelt“.

Getreu diesem Programm haben die bayrischen Zentrumsleute auch ihrem eignen kirchlichen Oberhirten klargemacht, daß Religion Privatsache sei. Die beiden bayrischen Erzbischöfe — von München-Freising und von Bamberg — hatten nämlich

noch kurz vor dem Tage der Stichwahl pflichtgemäß ihre Stimme erhoben, um die Glieder der katholischen Kirche vor dem Eintreten für die religionslose und kirchenfeindliche Sozialdemokratie zu warnen. Sie taten das nicht im Sinne eines Eingreifens in die Parteipolitik, sondern lediglich auf Grund der christlichen Auffassung von der Pflicht gegen die Obrigkeit. Aber es fiel den bayrischen Zentrumsleuten gar nicht ein, sich dadurch irgendwie beeinflussen zu lassen; die klerikale Presse behauptete dreist, die Erzbischöfe hätten diesen Schritt nur aus Nachgiebigkeit gegen höfische Wünsche getan — eine Behauptung, die dann freilich der Erzbischof von Bamberg sofort öffentlich sehr energisch zurückgewiesen hat. Also auch der Respekt vor der kirchlichen Autorität ist beim Zentrum in enge Grenzen gebannt; alles wird dem rücksichtslosesten Parteiegoismus untertan gemacht. Um so größer ist die Autorität, die die geistlichen und weltlichen Führer und Agitatoren der Partei auf die breiten Massen, mit denen sie unmittelbar in Berührung kommen, ausüben. Es ist deshalb kein Wunder, daß der Zentrumsturm noch unerschüttert geblieben ist. In absehbarer Zeit wird es auch schwer sein, eine wirksame Gegenorganisation zu schaffen. Ein Heilmittel gegen die gemeinschädlichen Wirkungen dieses Treibens wäre zunächst nur darin zu finden, daß sich die deutschen Katholiken selbst gegen die antinationale Demagogie wehren, die sich als ihre Vertretung gebärdet. Aber ob dieses Heilmittel in Wirksamkeit treten wird, muß der Zukunft überlassen bleiben. An Ansätzen und Versuchen hat es schon früher nicht gefehlt, aber die Richtung, die jetzt durch Erzberger und Konsorten vertreten wird, hat zuletzt immer die Oberhand behalten. Jetzt scheint es, als ob sich die „Nationalkatholiken" den „Sozikatholiken" — wie man die klerikalen Mitkämpfer des Umsturzes in Bayern spottweise genannt hat — entschiedner gegenüberstellen wollen. Auch die Führung der Zentrumspartei weiß und wird erkennen, daß die demagogische Richtung innerhalb der Partei im Begriff steht, den Bogen zu überspannen, und daß eine gesuchte und gewollte Oppositionsrolle der Partei jetzt durchaus nicht unter so vorteilhaften Bedingungen durchzuführen ist wie zur Zeit des Kulturkampfes. Darauf gründen wir unsre schon früher ausgesprochne Überzeugung von einer innern Wandlung des Zentrums. Sollten wir uns täuschen, um so schlimmer für das Zentrum und um so besser für seine Gegner. Dann beginnt für diese die Möglichkeit, doch noch trotz allem den Zentrumsturm zu sprengen.

Eine weitere Frage, die im unmittelbaren Gefolge der letzten Wahlen hervortritt, ist die der Einigung der kleinern liberalen Gruppen radikaler Färbung. Der Traum einer großen liberalen Partei scheint jetzt endgiltig zerronnen zu sein. Die Hoffnung auf Erfüllung dieses Traums schien eine Zeit lang durch das Auftreten der jungliberalen Bewegung innerhalb der nationalliberalen Partei einige Nahrung zu erhalten. Es hat sich aber doch gezeigt, daß der rechte und der linke Flügel des deutschen Liberalismus durch ihre ganze geschichtliche Entwicklung seit vierzig Jahren schon zu weit auseinander geraten sind, als daß auf eine dauernde Zusammenschweißung gerechnet werden könnte. Selbst wenn der Nationalliberalismus künftig seinen grundsätzlich liberalen Charakter schärfer betonen sollte als bisher, so würden doch die verschiednen wirtschaftspolitischen Anschauungen, die bei der Parteientwicklung mitgewirkt und jetzt eine geradezu entscheidende Bedeutung erlangt haben, eine Vereinigung verhindern. Aber bei den linksliberalen Gruppen sprechen allerdings viele Gründe dafür, daß sie sich näher treten oder gar, wie jetzt ernstlich geplant zu sein scheint, miteinander verschmolzen werden. Ein engeres Zusammengehn war ja schon im vorigen Jahre in Frankfurt a. M. verabredet worden. Jetzt handelt es sich darum, einen Schritt weiter zu gehn. Aus den drei ohnmächtigen Fraktiönchen soll eine immerhin ansehnliche Fraktion von achtundvierzig Mitgliedern werden.

Ob das gelingen wird? Die Volkspartei, der direkte Sprößling der waschechten achtundvierziger Demokratie, stellt die speziell süddeutsche Spielart des bürgerlichen Radikalismus dar. Von dem norddeutschen Freisinn fühlte sich die alte Volkspartei zurückgescheucht durch den Rest von Staatsgefühl, den die preußischen Freisinnigen selbst in ihrem Radikalismus nicht verleugnen konnten. Die jüngere Generation der Volkspartei empfindet — dank der Entwicklung des Reichs und den sonst veränderten Verhältnissen — dieses trennende Moment nicht mehr so stark, daß sie darin ein Hindernis für das Zusammenwirken auf dem Boden gleicher politischer Prinzipien sähe. Was die beiden freisinnigen Gruppen betrifft, so waren sie ja schon früher in einer Partei vereinigt. Sie gingen auseinander, weil die aus der ehemals nationalliberalen Sezession hervorgegangne Gruppe in der Partei den starr verneinenden Standpunkt Eugen Richters gegenüber nationalen Forderungen nicht gutheißen wollte. Seit dem Tode Eugen Richters erstarkt augenscheinlich auch in der freisinnigen Volkspartei eine Richtung, die die strenge Wahrung der entschieden liberalen Grundsätze nicht mehr unvereinbar hält mit der Bereitwilligkeit zur Erfüllung nationaler Pflichten, wie sie in der notwendigen Stärkung der Wehrkraft zu Lande und zu Wasser und neuerdings auch in der Unterstützung einer tatkräftigen Kolonialpolitik enthalten sind.

So weit scheint also alles zu stimmen. Aber heute liegt die Schwierigkeit der Vereinigung auf anderm Gebiete, nämlich dem der Sozialpolitik. Die Wesensverschiedenheit, die sich zwischen der freisinnigen Volkspartei und der freisinnigen Vereinigung immer stärker herausgebildet hat, ist darin begründet, daß verschiedne Interessenkreise des liberalen Bürgertums in den beiden Gruppen ihre Vertretung finden. Dieser Unterschied äußert sich jetzt vornehmlich in der Stellung zur Sozialdemokratie. Dadurch ist eine Kluft zwischen den beiden freisinnigen Gruppen gerissen, die viel schwerer ausgefüllt werden kann, als es bei den frühern Meinungsverschiedenheiten möglich war. Nun hat zwar die freisinnige Vereinigung in der Wahlbewegung die allzu sozialistenfreundliche Gruppe in der eignen Partei einigermaßen zurückgedrängt; wiederum ist es auch Dr. Theodor Barth nicht gelungen, in den Reichstag zu kommen. Aber dafür ist in Friedrich Naumann eine Persönlichkeit in den Reichstag gelangt, von der in diesem Kreise jedenfalls stärkere Wirkungen ausgehn werden, als sie seine Freunde bisher üben konnten. Andrerseits ist die Feindschaft der freisinnigen Volkspartei gegen die Sozialdemokratie bedeutend gewachsen. Man wird also immer noch starke Zweifel hegen müssen, ob der Zusammenschluß der Liberalen zu einer Partei verwirklicht werden wird.

Zu vielen sehr beachtenswerten Erörterungen hat neuerdings die widerrechtliche Veröffentlichung von Privatbriefen gegeben, die zwischen einem Mitgliede des Präsidiums des Flottenvereins, General Keim, und verschiednen politischen Persönlichkeiten gewechselt worden sind. Aus den Briefen geht hervor, daß General Keim auf Grund seiner Stellung und seiner persönlichen Verbindungen im Flottenverein eine überaus lebhafte und energische Wahlagitation im nationalen Sinne, gegen Zentrum und Sozialdemokratie, betrieben hatte. Das führende bayrische Zentrumsorgan, der Bayrische Kurier, hatte sich bezeichnenderweise dazu hergegeben, die ihm gebotne unredliche Waffe zu benutzen. Das Neue an diesem häßlichen Kampfmittel bestand nicht in der widerrechtlichen Benutzung der Privatbriefe allein, sondern in der Art ihrer Beschaffung. Leider zeitigt ja der politische Kampf öfter dergleichen Auswüchse. Es ist nicht das erstemal, daß ein politischer Gegner durch aufgefundne, unterschlagne oder gestohlne Briefe unschädlich zu machen versucht wird. Diesesmal aber ist nicht eine Unachtsamkeit oder Vertrauensseligkeit des Eigentümers der Briefe benutzt worden, sondern diese Briefe sind offenbar unter sachverständiger politischer Leitung nach einem lange vorher entworfnen Plan auf gewaltsamem

Wege — unter Benutzung von Nachschlüssel und Einbruchwerkzeugen — zugänglich gemacht und widerrechtlich kopiert worden. Die Angelegenheit ist jetzt Gegenstand gerichtlicher Untersuchung, und die Erörterung dieser Seite der Sache kann darum einstweilen ruhen. Es war aber dabei eine Beobachtung zu machen, die auf die allgemeine politische Befähigung unsers Volks ein schlechtes Licht wirft. Auffallend war nämlich dabei, mit welchem Mangel an Überlegung die Öffentlichkeit an die Sache herantrat, und wie nationale Organe blindlings dem Gegner ins Garn liefen. Es lag doch auf der Hand, daß die Mitglieder eines nationalen Vereins nur ihre Pflicht taten, wenn sie auch bei den Wahlen in nationalem Sinne wirkten. Das Zentrum freilich hatte ein Interesse daran, diese Wirksamkeit als etwas Unrechtes und Ungehöriges hinzustellen. Aber die nationalen Parteien hätten sich doch nur darüber freuen können. Statt dessen hielten sich auch auf nationaler Seite viele verpflichtet, in das törichte Geschrei des Zentrums einzustimmen. Das ist ein charakteristischer Grundzug unsers politischen Lebens. Es braucht sich jemand nur auf den offnen Markt zu stellen und von einer ganz selbstverständlichen Tatsache nur in dem Tone zu sprechen, als ob etwas Ungeheuerliches geschehen sei, so werden sich sicher Unzählige finden, die gegen ihr eignes Interesse und eine bessere Einsicht auf selbständige Prüfung verzichten und sich den Gedankengang des Gegners gegen ihre eignen Freunde zu eigen machen. Es ist das ein Mangel an politischer Reife und Schulung, der bei andern Völkern viel weniger hervortritt.

Ein italienisches Urteil über die deutschen Reichstagswahlen. Je seltner die ausländische Presse unsre deutschen Verhältnisse einigermaßen richtig oder gar wohlwollend beurteilt, desto erfreulicher ist es, in der angesehensten italienischen Zeitschrift, der Nuova Antologia vom 1. Februar d. J. einer italienischen Stimme (La vittoria del principe di Bülow) zu begegnen, die den ganzen Wahlkampf, die Gegensätze, die sich in ihm gemessen haben, die Aussichten, die sich nunmehr eröffnen, sachkundig und im ganzen richtig darstellt. Ja der ungenannte XXX Verfasser, ein regelmäßiger politischer Mitarbeiter der Zeitschrift, hat für den Reichskanzler so viele warme Anerkennung, wie sie uns in der deutschen Presse niemals begegnet ist. Er kennt ihn persönlich aus der Zeit, wo der Fürst in Rom deutscher Botschafter war, und sagt von seiner ersten Begegnung mit ihm: „Ich ging aus dem Palazzo Caffarelli mit der Überzeugung, daß dieser zugleich liebenswürdige und kraftvolle, geschmeidige und feste Mann, in dessen schmeichelhaften Worten ein geistvolles Lächeln lag, in dessen klarem Auge es leuchtete wie der Blitz eines Degens, dazu bestimmt sei, eine noch viel größere Rolle in der Politik seines Landes zu spielen“; er findet, daß er als Parlamentarier, abgesehen von der Rednergabe, „auch den scharfen Blick, die genaue Auffassung für die wirkliche Lage und die Lösungen, die sie fordert, besitze“. Allerdings, die Stimmung, die der Auflösung des Reichstags am 13. Dezember vorigen Jahres folgte, übersieht er weder vollständig, noch versteht er sie ganz richtig. Bei ihm sieht es so aus, als ob das Urteil über diese nationale Tat sie halb als überflüssig, halb als sehr gewagt bezeichnet habe. Das war jedenfalls nicht die vorherrschende Auffassung; diese faßte vielmehr bekanntlich die Abstimmung der schwarz-roten Mehrheit als einen schnöden Verrat an der nationalen Sache auf und erkannte klar, daß es sich um Sein und Nichtsein der deutschen Weltpolitik, das heißt der Zukunft Deutschlands handelte. Aber er findet ganz richtig, daß die liberale Presse die Wahlparole Bülows nicht verstanden, ihren freilich nicht offen und nicht ausführlich ausgesprochnen Grundgedanken, seine politische Aktion in Zukunft auf das Zusammenwirken der Konservativen und der Liberalen zu gründen und diesen dadurch Gelegenheit zu geben, einen größern Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, gar nicht recht begriffen habe. Die Wähler seien klüger gewesen als ihre Presse

(wie denn wirklich in Deutschland oft genug das, was die Zeitungen sagen, sich keineswegs mit der wirklichen „öffentlichen Meinung“ deckt, sondern diese verfälscht); „vor den Urnen“ hätten sich Konservative und Liberale ohne irgendwelchen Druck der Regierung vereinigt, und vereinigt hätten sie zwar nicht das Zentrum gestürzt, aber die Sozialdemokratie zertrümmert, die Welfenpartei vernichtet und somit eine nationale Mehrheit geschaffen, sodaß die Regierung das Zentrum zu einer Mehrheit überhaupt nicht mehr bedürfe, und die überragende Machtstellung dieser Partei gebrochen sei. Dazu hätten auch die jüngsten Enthüllungen (le pubblicazioni più o meno indiscreti di questi ultimi tempi) beigetragen, in denen „die schönste Rolle (la parte più bella) die des damals jugendlichen Kaisers im Gegensatz zu der seines mächtigen und übermächtigen Ministers sei“; denn „schwerlich hätte sich — so fährt er fort — die Mehrheit des Landes so um die Regierung gegen die Sozialisten geschart, wenn deren Klagen durch eine ihnen weniger günstige Gesetzgebung gerechtfertigter erschienen wären“.

Sehr richtig führt nun der Italiener den deutschen Liberalen weiter zu Gemüte, wie jetzt alles darauf ankomme, daß sie ihre Ideen in eine Form brächten, die der Regierung als ein Programm annehmbar erscheine, daß sie vom Reichskanzler ein liberales Wahlmanifest gar nicht hätten verlangen dürfen, weil er mit einem solchen „riskiert hätte, die treuen Konservativen zu kränken, um Freunden zu schmeicheln, auf die er sich keineswegs sicher verlassen konnte“. Mit Recht erinnert er auch daran, „daß die politischen Verdienste der liberal-konstitutionellen Parteien um Deutschland nicht übermäßig“ (non eccessivo) gewesen seien, daß Bismarck, als er die Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete, im Kampfe mit den Liberalen stand, daß er sie erst durch seinen Sieg für sich gewonnen habe, daß sie sich dann abermals von ihm getrennt hätten (1879) und „niemals verdient hätten, als eine Partei zu gelten, auf die sich irgendeine Regierung wirklich hätte stützen können“. Er fügt diesen herben, unwiderlegbaren, aber immer wieder vergessenen Wahrheiten die Mahnung hinzu, nicht sofort eine entschieden liberale Wendung zu verlangen, sie hätten ja auch keinen leader, der an Bülows Stelle treten könne. Wenn sich etwa durch ihre Schuld der Kanzler gezwungen sähe, wieder mit dem Zentrum zu paktieren, so würde die Verantwortung dafür eben die Parteien treffen, an die er sich dann mit einem ebenso ehrlichen wie geschickten Vorgehen (movimento non men sincero che abile) vergeblich gewandt haben würde. Doch er hofft, „daß die deutschen Liberalen die Gelegenheit, die sich ihnen nach so langer Zeit darbietet, sich im Einklang mit der Regierung zu befinden, würdigen werden, um auf die Richtung des politischen Lebens einen gemäßigten, aber sichern fortschrittlichen Einfluß auszuüben“.

Der Italiener hat ganz recht: der deutsche Liberalismus, das mit Recht siegbewußte liberale Bürgertum steht vor einer entscheidenden Wendung. Wenn es jetzt die Zeichen der Zeit nicht zu deuten weiß, wenn auch jetzt die Linke in ihrem starren Doktrinarismus verharrt, den sie für Prinzipientreue hält, dann hat es seinen Sieg über die Sozialdemokratie umsonst erfochten, dann hat es seine eigne politische Zukunft wieder einmal verspielt, verspielt wie 1858 und 1879, verspielt auf wer weiß wie lange Zeit. *

Der Zensurenbazillus. Um jede Ostern und Michaelis grassiert durch die ganze Schulwelt die Zensurenseuche. Wir zählen gegenwärtig im Deutschen Reiche 60 Millionen Einwohner; mindestens der fünfte Teil dieser Bevölkerung besucht niedere und höhere Schulen, und jedes solches Menschenkind wird um diese Zeit in seinem Charakter und in seinen Leistungen in Ziffern rund und nett dargestellt. Wir greifen nun nicht zu hoch, wenn wir annehmen, daß jedes solches Zensuren-

bild mindestens zehn Ziffern enthält; das macht ein halbjährliches Ziffernwerk von 120 Millionen Ziffern, aktenmäßig mit deutscher Gründlichkeit doppelt und dreifach gebucht; zum Überfluß und um den ganzen Menschen in einer einzigen Ziffer darzustellen, wird meist noch ein Durchschnitt gezogen, und I ist dann Musterkind, aber auch nur IV gänzlich unbrauchbar. Soll uns etwa trösten, daß es um chinesisches Schul- und Prüfungswesen noch schlimmer steht, oder wäre es nicht unser würdiger, zu erwägen, daß zwar Zahl und Maß gegenwärtig in Wissensgebiete eingedrungen sind und sie dadurch zu exakten gemacht haben, bei denen wir dies lange für unmöglich gehalten haben, daß Versuche sogar einer mathematischen Psychologie bis auf Herbart zurückreichen, und gewisse Gebiete, in denen physische und psychische Vorgänge korrespondieren, mit Erfolg experimentell und messend behandelt worden sind, daß aber wohl niemals eine exakte Methode erfunden werden wird, auch ethische Werte wie Wohlverhalten und Fleiß oder rein geistige Leistungen, die auf dem Vermögen des Sprachsinns oder Raumsinns beruhen, oder gar künstlerische Betätigung in Zahlen auszudrücken. Damit sind aber die oben erwähnten 120 Millionen Ziffern in ihrer Korrektheit als bedenklich angreifbar gekennzeichnet, ja sie könnten von dem Standpunkt eines empfindlichern Gewissens aus gar leicht als willkürliche und damit auch bedeutungslose Urteile angesehen werden. So könnte man es wohl minder radikal als den jetzt häufiger ertönenden Ruf „Weg mit allen Prüfungen“ finden, wenn man zu dem für das Bestehen des Staats weniger gefährlichen Schlusse gelangte: „Weg mit diesem ganzen Zahlenwerk.“ Wir gehn aber so weit nicht, und zwar auf Grund unsrer Erfahrung, nach der in der Tat die Abschätzung von Schülerleistungen durch Lehrer, die sich länger im Zensieren geübt haben, mit einer oft staunenswerten Präzision und Sicherheit geschieht und eine wenigstens relative Richtigkeit nicht selten durch eine nahezu vollständige Übereinstimmung des Urteils mehrerer Lehrer bei demselben Schüler gewährleistet erscheint. Wenn aber dann von sachkundiger Seite zur weitern Rechtfertigung einer solchen Zensierung etwa geltend gemacht wird, daß die meisten dieser Zensuren, wie sie insbesondre am Ende einer längern oder kürzern Unterrichtsperiode gegeben werden, auf der sorgfältigsten Durchschnittsberechnung aus einer Menge Einzelzensuren beruhen, so möchten wir uns gerade gegen diesen ganzen Mechanismus der Zensierung mit aller Entschiedenheit wenden, und zwar aus folgenden Erwägungen. Abgesehen davon, daß die Brauchbarkeit solcher Durchschnittsrechnungen vollständig abhängig ist von der Richtigkeit der zugrunde liegenden Zahlen, und daß, wenn diese hinfällig sind, auch den Resultaten nur der Schein einer Richtigkeit anhaftet, ist auch das ganze Prinzip des arithmetischen Mittels überhaupt völlig anfechtbar. Wir stellen, um dies zu beweisen, zwei extreme aber durchaus nicht selten vertretne Zensuren gegenüber, eine nach dem heutigen Zensierungsmodus hervorragend gute Zensur, bei der sich der überwiegende Teil der Einzelzensuren um den Durchschnitt Ib bewegt, und eine nach demselben Modus sehr schlechte Zensur, bei der sich der überwiegende Teil der Einzelzensuren um den Durchschnitt IIIb bewegt. Nach einem vom Mechanismus der Durchschnittsrechnerei nicht beeinflußten Urteil verdient hier sicher der eine Schüler als Gesamtzensur die I, der andre als Gesamtzensur die IV; jede andre, wenn auch noch so genau ermittelte, resultierende oder Gesamtzensur spricht im ersten Falle nicht mit genügender Entschiedenheit das verdiente Lob, im zweiten Falle nicht den verdienten Tadel mit allen daran zu knüpfenden Konsequenzen aus. Wem aber diese Erwägungen im ersten Falle unangebracht erscheinen sollten, weil reichliches Lob in Anbetracht der menschlichen Natur nur zu leicht zu Eitelkeit und Selbstgenügsamkeit verleite, damit aber das Streben nach weiterer Vervollkommnung lähme, der möge immerhin erwägen, was es heutzutage heißen will, in den verschiednen Fächern schon unsrer Volksschulen und nun vollends der höhern Schulen gleich vorzügliche Leistungen

aufzuweisen. Auch die Zensuren ganz hervorragender Leistungen geben dann mit den Zensuren normaler Leistungen zu dem üblichen Durchschnitt verarbeitet sehr oft resultierende Zensuren, die in ihrem sehr eingeschränkten Lob auch entmutigen, ja bei Schülern und Eltern den Schein einer gewissen Engherzigkeit und Pedanterie erwecken können. Noch viel verhängnisvoller aber wirkt diese Durchschnittszensierung im andern Falle. Wie oft tritt sicher in der Schulpraxis der Fall ein, daß bei der Berechnung der durchschnittlichen Leistungen der ängstlich hin und wider rechnende Lehrer zugestehn muß: auch bei diesem ganz unfähigen Schüler ergibt der gewissenhaft und mit aller Rücksicht auf das verschiedne Gewicht der Lehrfächer ermittelte Durchschnitt der Zensuren immer noch einen Bruchteil über die entscheidende IIIb, er hat überdies keine glatte IV, muß also wohl oder übel versetzt werden. Gleicht der Mann nicht dem Goethischen Tier, auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt? Der frisch und frei von solchem Zwang urteilende gesunde Menschenverstand wird hier sagen: wer es nach jahrelangem Mühen zu keinem bessern Resultat als kaum genügenden Leistungen in allem und jedem Fache gebracht hat, der bleibe sitzen, der gehe ab, der gebe dieses Studium auf. Zur Erläuterung der Konsequenzen dieser Kultivierung der Mittelwerte nur noch zwei Ausblicke.

Es muß doch zunächst bei einer so großen Anzahl von Abiturienten unsrer höhern Schulen, wie sie um jede Osterzeit entlassen werden, die außerordentliche Seltenheit der Zensur I auffallen, während doch genügend bekannt ist, daß in vielen Klassen solcher Schulen Schüler zu finden sind, die den in den verschiedensten Fächern an sie gestellten Anforderungen in tadelloser Weise genügen und den übrigen Schülern als Muster und Beispiel vorgehalten zu werden pflegen. Welches wenig erfreuliche Bild bieten auf der andern Seite die Prüfungsergebnisse der in letzten Jahrzehnten am Ende der Universitätsstudien abgelegten Staatsexamina. In frischer Erinnerung ist, daß von den für die vorletzten Referendarprüfungen angemeldeten Kandidaten reichlich ein Drittel die Prüfung aufgegeben oder nicht bestanden hat. Mögen immerhin hier eine Reihe von Ursachen wie: Ergreifung dieses Berufs ohne eigentliche Neigung, vermehrter Zudrang und notgedrungen hiermit gesteigerte Anforderungen und andres mitwirken, sollte nicht auch einen Teil der Schuld jener verhängnisvolle Zensurenmechanismus tragen, der in den bösen Kreis mechanischer Berechnungen sogar regulativmäßig gebannt, es verhindert, daß in zweifelhaften Fällen der ganze Mensch angesehen und einmal unabhängig von diesem Mechanismus des Zensurenwerks das Urteil gefällt wird: „versetzbar oder nicht“ — „reif oder unreif“!

Sollen aber doch solche Entscheidungen, um auch den Schein eines willkürlichen Urteils auszuschließen, aus einer Art Berechnung abgeleitet werden, dann ermittle man ein korrekteres Gesamtresultat, indem man Einzelzensuren vor ihrer Einsetzung in eine diesem Zwecke dienende Rechnung proportional zu ihrer jeweiligen Entfernung vom Mittel erhöht oder erniedrigt. Die Zahlentechnik eines solchen Verfahrens, die sich übrigens sehr einfach gestalten läßt, auszuführen, ist hier nicht der Ort. Es könnte genügend erscheinen, daß man auf die Unterscheidung von a und b verzichtet, also mit wesentlich weniger und dann entschiednern Zensuren auszukommen sich gewöhnt, aber es haben verschiedne Versuche, hier durch Verordnungen Wandel zu schaffen, einer beharrlichen Ablehnung in Lehrerkreisen begegnet. Trotz alledem scheint uns denn doch die Mahnung am Platze: Weg mit allem Zensurenmechanismus in den Fragen der Versetzung und Reifeerklärung, soweit er die schwächlichen Mittelzensuren und damit schließlich die Mittelmäßigkeit überhaupt begünstigt und unbekümmert um sonstige Rücksichten hier ein deutliches Lob und dort einen deutlichen Tadel!

Ein peinlicher „Fall“ Haeckel. O. D. Chwolson, ordentlicher Professor an der kaiserlichen Universität zu St. Petersburg, hat (bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig, 1906) eine kritische Studie herausgegeben unter dem Titel: Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot. Was Haeckel über Philosophie, Religion und andre außerhalb seines Fachs liegende Gegenstände schreibt, das hat für Chwolson kein Interesse, denn dieser befolgt das Gebot: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Wohl aber interessiert ihn Haeckels Physik, die Grundlage seines in den „Welträtseln“ aufgebauten Systems. Der Physiker untersucht, ob Haeckel das „zwölfte Gebot“ beobachtet habe, das für den wissenschaftlichen Autor freilich das erste sein sollte: „Du sollst nie über etwas schreiben, was du nicht verstehst. Das Ergebnis der Untersuchung ist entsetzlich, man darf wohl sagen, haarsträubend. Alles, aber auch alles, was Haeckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementaren Fragen. Selbst von dem Gesetze, welches er selbst als Leitstern seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse.“ Gemeint ist das Substanzgesetz, einem Worte, mit dem Haeckel die beiden Gesetze von der Erhaltung der Masse und der Erhaltung der Energie zusammenfaßt. Das dritte Grundgesetz der heutigen Physik, das Gesetz der Entropie, verwirft er, gestützt auf das tausend Seiten groß Oktav starke Werk von Vogt: Das Entstehen und Vergehen der Welt als Kreisprozeß. (Wir haben darüber, ohne uns ein Urteil zu erlauben, im 2. Bande des Jahrgangs 1902, S. 161 berichtet, deshalb interessiert es uns, daß Chwolson schreibt: Von [Vogts] Pyknosetheorie habe ich nie etwas gehört und das „ideenreiche“ Werk von J. G. Vogt in keinem der sehr zahlreichen mir bekannten Lehrbücher der Physik, in keiner der zahllosen von mir durchgesehenen physikalischen Schriften auch nur erwähnt oder rezensiert gefunden.) Aus einer Zeitung erfahren wir, daß Haeckel in einer Broschüre, natürlich entsprechend grob, dem Physiker geantwortet hat. Wir haben uns niemals angemaßt, Haeckel in seinem Fach zu kritisieren, haben nur seine Übergriffe ins Gebiet der Philosophie und Religion zurückgewiesen und angeführt, was andre Biologen in der Kritik des Darwinismus leisten. Wir maßen uns auch nicht an, zu entscheiden, ob Chwolsons Kritik in jedem Punkte zutreffend ist. Es will uns scheinen, daß er hie und da zu streng verfährt. So zum Beispiel wirft er Haeckel vor, daß dieser Kraft und Energie verwechsle, und behauptet, jedes neuere Lehrbuch der Physik halte beide Begriffe streng auseinander. Das geschieht aber zum Beispiel auf S. 95 der als gut anerkannten Physik von Höfler, Maiß und Poske (1904) keineswegs. Jedenfalls aber beweist Chwolsons Schrift, daß die Massen, die sich Haeckel zum Führer durchs Gebiet der Naturwissenschaften oder gar der Philosophie erwählen, außerordentlich töricht handeln. Im letzten Abschnitt seiner Broschüre nimmt ihn Chwolson gegen den Philosophen Kossuth in Schutz, der von Physik ebensowenig verstehe wie Haeckel selbst. Er lobt Eduard von Hartmann, der, obwohl Philosoph, alle physikalischen Fragen mit vollkommen richtigem Verständnis und untadelhaft korrektem Ausdruck behandle. Dilettanten ist Chwolsons Schrift zur Revision und etwaigen Berichtigung ihrer physikalischen Begriffe zu empfehlen.

Unser Bismarck

Von R. von Kienitz

Zu Hamburg ist vor kurzem ein Standbild errichtet worden. Es gilt als ein Meisterwerk, und ist es auch, freilich von ganz eigner Art. Über einem massigen, eintönigen Unterbau erhebt sich — eine Statue? nein: ein hoher Steinblock, der darstellt — einen Mann? nein: einen Mantel. In großen, kalten Linien wächst der Mantel empor. Zwei Adler, die sich unter ihm verstecken, erscheinen dem Auge, so steinern und stilisiert sie auch sind, beinahe wie ein störend-lebendiges Beiwerk, so starr ist das Bild. Der Mantel wächst weiter; ein steinerner Vorsprung deutet zwei Hände an, die über einem Schwertgriffe gefalten sind. Der Mantel wächst weiter und schließt sich. Und obendrauf erhebt sich eine im Verhältnis kleine Steinkugel. Es ist ein Kopf. Wenn wir auch Schädelform und Gesichtszüge von unten kaum erkennen können, wir ahnen, wie wissen: das ist Bismarck. Die Höhe und die kalte Ruhe des Bildwerks entrückt ihn uns. Aber wir fühlen in dieser toten Steinhülle den fernen Geist, den wir verehren. Wie sich die Ägypter schon an den riesenhaften Schienbeinlängen ihrer Götzenkolosse schwindlig sahen, und ohne die stereotypen Gesichtszüge unterscheiden zu wollen, aus der gewaltigen Größe das Vertrauen schöpften, daß die große Isis — oder wer sonst es sein sollte — alles zu ihrem Wirkungskreise gehörende gut besorgen werde, so gehn wir mit einem Gefühle tröstlicher Zuversicht an dem Steinbilde unsers Großen vorüber. Mancher hofft vielleicht auch von der Kunst des Architekten und des Bildhauers, sie möchten nur sicher genug gearbeitet haben, daß der Ungeheure nicht etwa herabkomme und die Kleinen zerdrücke. Der rechte deutsche Mann aber legt wohl leise die Hand an den Stein des Bauwerks, und es fühlt sich so an, als ob der Stein unter der Berührung erwarme. Das ist unser Bismarck.

Ist er wirklich der Unsre? ist er der Volksheld, an den sich die Phantasie des Jünglings anschloß, wie die Hoffnung des Mannes? Wir haben aus den

neulichen bekannten Untersuchungen des Professors Delbrück*) erfahren, daß der letzte Plan seines politischen Lebens ein fürchterlicher war, schwerlich geeignet, das Werk seines Lebens zu krönen, wohl aber es zu vernichten. An Delbrücks Ergebnissen läßt sich kaum viel deuteln. Ja sie sind vielleicht nicht einmal so sehr wunderbar, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mochten. Wenn man sich den Charakter Bismarcks genauer ansieht, so findet man in seiner Entwicklung wohl Spuren dessen, was jetzt offenbar wird. Er war herangewachsen, wie jeder begabte Jüngling seiner Zeit, in der heißen Begeisterung für ein großes einiges Deutschland und hatte gemäß den damaligen Vorstellungen mit diesem Ideal auch eine Portion der damals sogenannten liberalen Anschauung in sich aufgenommen, die vernehmlich wirkte, als er das allgemeine Wahlrecht schuf. Dieses allgemeine Wahlrecht hatte zwei Gründe: einmal gab es praktisch damals nichts andres, sodann aber sprach der liberale Instinkt gegen die Fürsten, die gegenüber der allgemeinen nationalen Idee als die Hemmenden, die Abwehrenden angesehen wurden. In diesem letzten Punkte nun war Bismarck am Ende seiner Laufbahn ganz andrer Ansicht geworden. Nach seiner politischen Erfahrung galten ihm nun die Fürsten als die treuen Hüter der Verfassung, die parlamentarischen Parteien aber als die kurzsichtigen Widersacher, die an dem Geiste der Verfassung, an den allgemeinen Interessen des Reichs vorbeigingen und die Verfassung nur nutzen wollten, soweit es darauf ankam, die eignen Interessen zur Geltung zu bringen. Eine solche Ansichtsänderung bedeutet bei einem Charakter wie Bismarck eine sehr ernste innere Umwälzung. Bezeichnend ist das Geständnis des alten Mannes am Schlusse seiner „Gedanken und Erinnerungen"**): „Jetzt habe ich den Dynastien Abbitte zu leisten." Den parlamentarischen Parteien ruft er an derselben Stelle zu: „Get you home, you fragments, sagt Coriolan." Sagt Coriolan! Er war auf seine alten Tage aus einem Poplicola ein Marcius geworden. Was er im Sinne hatte, läßt er gleich danach***) ziemlich deutlich erkennen: „... so wird jeder, der die damalige Situation und die von Westen und Osten drohenden Gefahren sachkundig zu beurteilen imstande ist, es natürlich finden, daß ein für die Schlußergebnisse verantwortlicher Reichskanzler daran dachte, den möglichen auswärtigen Verwicklungen und ihrer Verbindung mit innern Gefahren mit derselben Unabhängigkeit entgegenzutreten, mit der der Böhmische Krieg ohne Einverständnis, vielfach sogar im Widerspruche mit politischen Stimmungen unternommen wurde."

Zu aller Erbitterung über die parlamentarische Lage hatte er noch sehen müssen, wie dem Wachsen der sozialen Demokratie mit dem Gesetze nicht Einhalt zu tun war. Er warf das Gesetz als den Fehdehandschuh hin, der Zeitpunkt der Gewalt war wieder da. Diese Gewalt war nur möglich im Wege

*) Preußische Jahrbücher, 1906, Novemberheft S. 375 ff. und Dezemberheft S. 501 ff.
) Bd. II, S. 309. — *) Ebenda, S. 310.

einer Änderung der Reichsverfassung, durch Beseitigung des für ihn unfruchtbaren Bodens der Allgemeinheit der Volkswahl. Die Fürsten sollten einen neuen Bund schließen, der diese Allgemeinheit beschränkte, das heißt als solche aufhob, irgendwie — die praktischen Einzelheiten sind gegenüber dem Gedanken selbst nicht mehr von Bedeutung.

Delbrück sagt in seiner zweiten Abhandlung über diese Frage*), in Hinblick auf die Angriffe, die er zum Danke für seine Entdeckung erfuhr: das Schrecklichste bei dem Suchen nach der Wahrheit sei, wenn man sie gefunden habe. In noch viel ernsterm Sinne gilt das Wort für uns alle. Das ist vielleicht auch im Augenblicke der innere Grund des heftigen Widerspruchs des größern Teils der deutschen Presse gegen Delbrücks Entdeckung gewesen. Mögen die Redaktionen wissen oder nicht wissen, zunächst war es eine im Sinne und im Interesse der Leser ganz natürliche instinktive Abwehr gegen eine Vorstellung, die man nicht haben wollte. Denn wenn auch die Wahrheit nie zu teuer erkauft wird, diese Wahrheit hier scheint doch sehr teuer zu sein. Es werden nicht viele mit Delbrücks Freund übereinstimmen, daß der von Bismarck geplante Staatsstreich unsre „Rettung“ gewesen wäre. Die meisten werden doch wohl mit Delbrück in diesem Staatsstreich ein arges Wagnis sehen. Ein fast wahnwitziges Unterfangen entwickelt sich vor unsers Geistes Auge, ein Verbrechen an dem Volke, das gerade dieser Bismarck erst groß gemacht hatte; und das könnte für die an Bismarck sich anklammernde Erinnerung, für das Empfinden des Volkes einen herben innern Verlust bedeuten. Da wird wohl nichts weiter übrig bleiben, als sich einmal über den Kaufpreis dieser neuen Wahrheit in Ruhe klar zu werden.

Die erste Frage, die sich hier aufdrängt, möchte man fast derb in die Form fassen, ist es denkbar, daß Bismarck so töricht war? Hat wirklich dieser Mann, den wir wie eine persönliche Verkörperung des deutschen Volkes verehrten, von der Seele dieses Volkes so wenig gewußt, daß er ernstlich glaubte, das neue Deutsche Reich nur als einen Fürstenvertrag behandeln zu können? Bei aller Ehrfurcht vor dem staatsrechtlichen Gutachten eines Justizministers**) — diese Auffassung scheint denn doch über die Grenzen des Normalen hinauszugehn. In der Erfüllung der jahrhundertelangen Sehnsucht der deutschen Stämme nach einem einheitlichen nationalen Zusammenschlusse sollte das, was nur die notwendige Form der Vereinigung gewesen war, auf einmal das Wesen ausmachen? Und das sollte gerade der Mann geglaubt haben, der den ganzen Werdegang dieser Vereinigung nicht nur miterlebt, nein: in eigner Person geleitet hatte? Man glaubt vor einem Rätsel zu stehn. Dem oberflächlichen Blicke könnte vielleicht eine Lösung in der Richtung möglich scheinen, daß es sich ja nur um eine Form, um ein staatsrechtliches Mittel gehandelt habe.

*) a. a. O. S. 501.

**) a. a. O. S. 512, 513.

Denn Bismarck wollte ja das Deutsche Reich nicht schlechthin durch Aufhebung des Fürstenvertrags auseinanderfallen lassen, sondern nur den Fürstenvertrag in andrer Art gestalten, also das gelöste Band unmittelbar wieder in einen andern Knoten knüpfen; der Knoten an sich sollte bleiben. Aber das ist doch nur eine scheinbare Antwort. Der Schwerpunkt liegt einzig und allein in der Aufstellung jenes Grundsatzes an sich. Mit der Durchführung der Anschauung, daß die nationale und die politische Einrichtung des Deutschen Reiches lediglich von dem Übereinkommen seiner Fürsten, vollends einem veränderlichen Übereinkommen dieser Fürsten abhänge, hätte die deutsche Nation allen innern Wert und nach außen allen moralischen Kredit verloren. Wie konnte ein Bismarck auf solchen Gedanken verfallen?

Mit Recht betont Delbrück, daß wir hier ein Stück Tragik der historischen Größe vor uns haben. Wenn regelmäßig diese Tragik in dem Verhängnis des eignen Handelns gefunden wird, so ist diese Erklärung noch nicht erschöpfend, weil der konkludente Zwang der eignen Handlungen immerhin den Vorwurf des vorherigen Mangels an Voraussicht gegenüber dem Helden offen läßt. Solcher Mangel ist an und für sich nicht tragisch. Er wird es aber, wenn wir erkennen, daß bei der geschichtlichen Größe der Mangel naturgemäß hervorgerufen wird durch die in der Größe selbst liegende Absonderung und das durch sie begründete Verlieren des Augenmaßes. Jedermann erlebt es an sich, daß in dem Verhältnis, in dem er geistig wächst, groß wird, die ihn umgebenden Menschen und Dinge verächtlich erscheinen. Freilich warnt uns die Philosophie: si spernis hominem, sperne te ipsum. Aber zu solcher Lehre kann sich das Genie, wenn anders es sein will, nur stellen wie Goethes Adlerjüngling: Weisheit, du redest wie eine Taube. Je größer der Mann wird, um so mehr sinken gegenüber seiner Vorstellung — er mag sonst der liebenswürdigste Mensch, der artigste Gesellschafter sein — die andern in die Tiefe. Er entwächst seiner Umgebung, er verlernt es, sich an ihr zu messen, er verliert Vergleich und Zusammenhang. Deshalb die historisch so häufige Beobachtung, daß gerade große Männer ihr Vertrauen an Unwürdige oder gar Verräter verschenken. Nicht daß sie diese weniger verachteten — aber sie sind schließlich als Menschen, vielleicht ohne es noch recht zu fühlen, auch Gemeinschaftswesen, und sie brauchen Werkzeuge. In der Wahl greifen sie dann leicht fehl, weil sie nicht mehr verstehn, die Menschen zu bewerten, außer sich selbst.

Noch verhängnisvoller wird die Sache, wenn die Erfahrungen des Lebens diese Vorstellung des Alleinwertes tatsächlich begünstigen. Dann wird auch das Urteil über die sachlichen Verhältnisse beeinflußt. Der Mathematiker freilich berechnet in seiner Wissenschaft alle Verhältnisse, auch die äußersten bis zur Unendlichkeit, nicht aber der natürliche Mensch in seinem Empfinden. Von der einsamen Höhe seiner Anschauung sieht die Welt anders aus als vom Standpunkte des einfachen Menschen. So töricht, verbrecherisch, abenteuerlich

uns das Vorgehen des Großen erscheinen mag, für ihn ist es nur ein mehr oder weniger gleichgiltiger Übergang von der einen Gestaltungsform zur andern, ein Spiel mit den Bausteinen seines Werkes. Daß das Spiel nicht gewagt, leichtfertig wird, das ist für ihn nur eine Frage der eignen Zuversicht; und die ist natürlich unbedingt. Wer hat denn alles gemacht? Ipse fecit. Es hat wohl Debatten, Meinungsverschiedenheiten, Widerstände gegeben — aber schließlich waren sie alle, die Diplomaten, die Staatsmänner, die Fürsten, doch für ihn und seinen Erfolg nur die Marionetten gewesen, die am Drahte tanzten. Deshalb die Wut, als alles nicht mehr so ging. Das war für ihn, für seine Vorstellung eine Revolution: contra'l Fattore adopra sua fattura.*) Was kam es da auf ein bißchen Revolution mehr oder weniger an, wenn nur seine Ordnung wiederhergestellt wurde! Vernichtung? Nein: die gab es nicht, solange er existierte. Alle Wirrnis, alle Zerstörung, die er anrichtete, war nur vergängliche Erscheinung. Blieb ja doch immer der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht der Bestand des Ganzen! Denn der Bestand — war er selbst. Gewiß ist solche Vorstellung irrig. Das ist ja das Tragische, so geht in einer Tragödie der Held zugrunde. Aber Nationen, die die Gefahr solcher Irrungen nicht laufen wollen, müssen sich auch den Luxus versagen, große Männer zu haben.

Nun kommt allerdings die zweite Frage: haben wir es dann noch nötig, diesen Bismarck als einen nationalen Helden zu verehren? Mag er schon eine historische Größe bleiben — verliert er dann nicht das eigentliche nationale Interesse? Wird er dann nicht ein für uns wesenloses internationales Bild? Alles hat schließlich seine Grenzen, und jeder ist sich selbst der Nächste. Was Bismarck wollte, war in der Tat für die Wohlfahrt der Nation eine Ungeheuerlichkeit. Wäre der Staatsstreich auch vielleicht dem äußern Scheine nach gelungen, er hätte Deutschland innerlich vollkommen zerrissen, wie er ja auch nach der Lösungsformel der Novation des Fürstenvertrags zunächst das Deutsche Reich, den nach der Einleitung der Reichsverfassung „ewigen“ Bund der Fürsten, als solchen doch wieder auflösen sollte. Man muß sich nur darüber klar werden, daß alle die heutigen Kümmernisse des nationalen Lebens, die Parteiverhetzungen, Rodomontaden, Verleumdungen usw., nur Seifenblasen sind gegenüber einer solchen Tat. Deutschland wäre in völlige Verwirrung gestürzt und international wieder auf unabsehbare Zeit aus der Reihe der mitsprechenden Mächte gestrichen worden; denn unsre Zustände wären — darin wird man Delbrück wohl beitreten dürfen — den heutigen russischen verzweifelt ähnlich geworden. Und das alles durch diesen Bismarck, der uns gerade als der nationale Mann κατ' ἐξοχήν erschien! Soll er das auch jetzt noch sein?

Die nächste, einfachste Antwort geben die Tatsachen: aus seinem Staatsstreichplane ist nichts geworden, und — sein Werk besteht noch. Das dürfen

*) Dante, Purg. XVII, 102.

wir bei allem nicht vergessen. Was freilich die nationale Phantasie angeht, diese wird sich mit einer gewissen Ernüchterung abfinden müssen. Nein: der bloße „frumbe teutsche Mann“ war er nicht, er war — kurz gesagt — viel zu groß, als daß er hätte national sein können, wenigstens national in unserm landläufigen Sinne. Das folgt aber ganz naturgemäß aus dem obigen. Wie sich der Große zuerst über die nächste Umgebung erhebt, so erhebt er sich immer weiter und weiter; wo sollte sich auch eine begriffliche Grenze finden? Schon im natürlichsten und innigsten Bande der Menschheit, in der Familie, wächst der Sprößling heraus aus den Wänden. „Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.“ Das Muttersöhnchen wird wenig geachtet. Das ist auch in der Entwicklung der Nationen nicht anders. Welcher Große ist denn im eigentlichen Sinne national gewesen? Die französische Nation ist durch Napoleon bis zum Letzten erschöpft, fast an den Rand des Verderbens gebracht worden; sie war ihm nur das naturgemäße Mittel seiner Pläne. Als Cäsar den Rubikon überschritt, war Rom für ihn nicht mehr die Vaterstadt, in der er sich nach Art des Sulla einrichten wollte — dazu war die Vorarbeit in Gallien doch zu lang und zu schwer gewesen —, sondern die Hauptstadt der bekannten Erde, die er nach seinem Willen in Ordnung bringen wollte. Alexander hatte in Gaza längst aufgehört, Makedonier oder auch nur eigentlicher Hellene zu sein. Als er im Sterben den Nachfolger bezeichnen sollte, vermochte er nur noch „den Würdigsten“ zu nennen; eine andre Vorstellung hatte er nicht mehr. Im unmittelbaren „nationalen“ Sinne hat die Nation an dem Großen, den sie hervorbrachte, nur den Anteil, den die Mutter am Sohne hat. Sie hat ihn geboren und muß sich an seinem Wirken und seinem Ruhme genügen lassen, wie die alte verwaiste Cornelia, der, wo sie durch die Straßen Roms schritt, das Volk ehrfurchtsvoll Platz machte: ecce mater Gracchorum.

Aber von dem Wirken des Großen hat doch auch seine Nation ihren Segen. Denn im weitern, höhern Sinne ist auch die geschichtliche Größe national. Wenn jeder große Eroberer als schließliches Ziel den allgemeinen Weltfrieden vor sich hat, so will er diesen Frieden doch immer haben als sein Werk und damit als Werk der Volksart, der er angehört; sie soll die Erbschaft seines Geistes, die Hegemonie haben, wenn er vergeht. Alexander wollte die griechische Lebenskraft und Kultur zur Herrscherin des überlebten, aber unerschöpflichen Asiens machen. Cäsar wollte über die Kläglichkeit römischer Bürgerkriege hinweg das Werk, für das der große Africanus mit der Niederwerfung Karthagos den Grundstein gelegt hatte, zum Gemeingut der ganzen Erde erheben, als römische Weltherrschaft. Napoleon wollte das zerfahrne Europa unter der Ägide der französischen staatlichen Aufklärung sammeln. Und Bismarck wollte — so dürfen wir ihn wohl verstehn — das Deutschtum, das er noch hatte als den sogenannten „Völkerdünger“ daniederliegen sehen, das er erhoben hatte, und dessen Kraft er kannte, zum maßgeblichen Element einer neuen europäischen Geschichte machen. Dazu brauchte er freilich diese Kraft des Deutschtums, die gesamte Kraft, wie sie sich in den großen Kriegen offenbart

hatte. Er fand aber schließlich nur einzelne Kräfte und sah sich auch getäuscht in der Sicherheit des Zusammenhanges dieser Kräfte. Deshalb die Zerfahrenheit seines politischen Abschlusses. Mit Gewalt wollte er noch einmal die Kräfte sammeln, um seinem Ziele näher zu kommen. Daß diese Gewalt auch die Kräfte selbst zerstören konnte, sah er nicht. Das war sein Verhängnis. Aber das bis dahin geschaffne Werk bleibt; das ist auch als Werk eines Lebens genug. Und ebenso bleibt sein Geist, dessen das deutsche Volk einen Hauch verspürt hat.

Die überragende Größe gegenüber den Grenzen der absehbaren Möglichkeit gibt die Idee, deren die Nation zum Leben bedarf. Hat er nach unserm praktischen Blicke zuletzt nicht mehr unsre Wohlfahrt erkannt, weil er schon zu hoch stand, so soll doch das, was wir an ihm hatten, nie für uns vergehn. Die weiten Ziele des Großen gehn uns zu weit. Sie sind uns fern, wie das Haupt des Steinkolosses zu Hamburg. Aber die Sicherheit des erworbnen Bestandes und das seltsame Ahnen der Zukunft, die aus jenem hohen Steine sprechen, die bleiben im Herzen des Volkes. Gerade weil die Wege der Großen höher gehn als das praktische Verständnis der einzelnen Gegenwart, die doch wiederum jenes Höhergehn in der Idee nicht entbehren kann, darum werden die Großen, je größer sie sind, um so eher sagenhafte, geahnte Gestalten. Der große Friedrich war es beinahe schon zu Lebzeiten. Die Römer haben für dieses Volksempfinden ein sehr schönes Wort geprägt, das nachher zwar gedankenlos als Titulatur verwandt wurde, zuerst aber bei dem Manne, dem es ursprünglich galt, jenen Sinn hatte: Divus Julius. Wie tief die Persönlichkeit dieses Mannes in die Seele des italischen Volkes eingeschrieben war, ersieht man mit Staunen aus der fast anderthalb Jahrtausende später liegenden Vorstellung des Dante, der in der untersten Stufe seines Inferno von den drei gräßlichen Mäulern des Lucifer drei Männer zerkaut werden läßt: Judas Ischarioth, Brutus und Cassius. Nächst dem Verrat an dem Gottmenschen erschien also auch damals noch der Verrat an dem großen Julius als das schändlichste Verbrechen. So dankte diese Nation dem erhabensten Vertreter ihrer Volksart, dem wirklichen Begründer der Größe Roms, dem gewaltigen Ordner des gemeinen Wesens. So steht auch Bismarck heute schon, erhaben über der Parteien Gunst und Haß, vor uns als der Begründer und Ordner unsrer neuen Reichsgemeinschaft, als ein großer Held unsrer Volksart, der einstmals war.

Ja, ein Divus Julius ist auch Bismarck für uns. Aber der Name jenes Römers ging weiter. Der war nicht nur Julius, sondern Julius Cäsar. Eine ganz eigentümliche Erscheinung, wie sich die Persönlichkeit dieses einen Mannes schon damals bald in einen Doppelbegriff auflöste! Für das römische Volk war und blieb er der Sproß der Nation, der große Julier. Die Herrscher nannten sich nach ihm Kaiser. Diese feine römische Unterscheidung führt auf einen sehr wesentlichen Punkt in der Entwicklung unsers Dramas. Also Bismarck wollte den Staatsstreich, und der Kaiser hat uns vor diesem Schrecknis bewahrt! Dieser Kaiser, der sich wie kaum ein andrer Herrscher seit Ludwig dem Vierzehnten als

die Vorsehung betrachtet? Dessen Energie den Rekruten sagte, sie müßten auf seinen Befehl wohl auch gegen Vater und Bruder schießen? Nun, solche Worte brauchen zwar als Ergebnisse einer Augenblickserregung nicht allzuschwer genommen zu werden. Aber die allgemeine Meinung möchte doch vielleicht geneigt sein, eher diesem Herrscher einen Staatsstreich zuzutrauen als dem alten Bismarck. Was mag ihn bewogen haben, im Gegenteil den Staatsstreichsgelüsten des Kanzlers die kaiserliche Macht entgegenzusetzen? Menschlichkeitsideen? Weltbeglückung, die sich vor Blut fürchtet? Das wäre kaum eine genügende Erklärung. Denn vom Kaiser darf man wohl vermuten, daß, wenn er Bismarcks Weg als den richtigen erkannt hätte, er auch die Konsequenzen nicht gescheut haben würde; und wenn man die damalige verworrne Lage bedenkt, so war der Plan Bismarcks vom Standpunkte des Machthabers gar nicht so übel, wie jener Delbrücksche Freund bestätigt, der sogar eine „Rettung" des Vaterlandes in der Durchführung dieses Gedankens gesehen hätte. Es muß also doch wohl eine andre Empfindung gewarnt haben.

Allerdings. Ein Kaiser ist nicht Julier, sondern Cäsar. Um den richtigen Grund dieser Lösung des Dramas zu erkennen, muß man einmal die Stellung des Cäsars, des Imperators, zur beherrschten Masse in ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachten. Die uns bekannten Staatengründungen haben sich regelmäßig in der Weise vollzogen, daß sich eine wandernde Masse unter einem Führer Sitze eroberte. Die sogenannten Ureinwohner, die dabei unterdrückt werden, haben es wahrscheinlich einstmals ebenso gemacht; das ist zwar nicht bekannt, liegt aber in der Natur der Sache und interessiert jedenfalls nicht mehr. Sobald nun die neuen Eindringlinge seßhaft werden, erwächst zwischen Führer und Masse eine Mittelmacht, die schon während der Eroberung in der unvermeidlichen Vermittlung der Befehlsführung ihren Ursprung fand, beiden ursprünglichen Personen, dem Herrscher wie der Masse, gleich unerwünscht, aber beiden für den Bestand der Seßhaftigkeit gleich unentbehrlich: die Oligarchen des Besitzes und der Intelligenz. Beide Teile brauchen sie: der Herrscher, weil er ohne sie die Einzelheiten der Massenleitung nicht übersehen, die Masse, weil sie ohne die wirtschaftliche Ordnung, die von diesen Oligarchen besorgt wird, nicht bestehen kann. Beide Teile fürchten sie: der Herrscher, weil er von ihnen eine Gefährdung seiner Macht, die Masse, weil sie von ihnen eine Ausbeutung gewärtigt. In der Abstimmung dieser drei Größen, Herrscher, Oligarchen und Masse, liegt der Gang der Staatengeschichte. Wird die Geschichte von Herrscher und Masse gemacht, so bilden die Oligarchen die Zunge der Wage. In schweren Zeitläuften werden sie wohl einmal an die Wand gepreßt. Aber sie kommen wieder, weil sie eben sein müssen.

Die politisch ernsteste Schlacht, die Cäsar schlug, war die von Thapsus, weil dort die alte römische Oligarchie im wesentlichen beseitigt wurde. Das war allerdings die Absicht; es war die erste Schlacht dieses Bürgerkrieges, bei der Cäsar keinen Pardon gab. Was für Staatsbestand da immer noch, trotz aller

Verkommenheit Roms, zugrunde ging, sah die Welt an dem Uticensischen Cato. Die Dolche seiner Mörder versagten dem Cäsar nachher die Gründung einer neuen, verständigen Oligarchie; und daß ohne solche der Staat auf die Dauer nicht bestehen konnte, bewies dann die bald folgende gräßliche Periode Roms, in der die Cäsaren und ihre Prätorianer den Staat allein auszumachen versuchten. Aber unbeschadet dieser Notwendigkeit der Oligarchen gibt gerade Cäsars Person hier wiederum eine geschichtliche Lehre, daß nämlich der neue Staat doch zunächst ohne Oligarchen geschaffen wurde, und daß demgemäß das ursprünglichste gegenseitige Verständnis im Staate das zwischen dem Cäsar und seiner Masse ist. Die Meuterei seines Heeres hatte er einst durch das eine Wort erledigt: Quiriten! Das war für die Leute zu arg. Sie, die eben noch Kommilitonen des großen Cäsar gewesen waren, sollten nun einfach bürgerliche Quiriten sein? Sie baten schleunigst um Verzeihung. In der letzten großen Aktion seines Lebens aber, in der Schlacht gegen die Söhne des Pompeius, hat dieser Mann, der sich als Soldat wortlos in manches Schlachtgetümmel gestürzt hatte, der sogar im Tode noch die römische gravitas so bewahrte, daß er im Fallen das Gesicht verhüllte, auf daß die andern nicht das verzerrte Antlitz des Sterbenden an ihm sähen — hat sich dieser Mann in der äußersten Not dem Instinkte des Imperators laut hingegeben: Wollt ihr mich diesen Knaben ausliefern? Knaben waren es nicht, sonst wäre die Schlacht nicht so schwer gewesen. Zu langen staatsrechtlichen Erörterungen fehlte die Zeit. Aber die Masse verstand ihn, verstand, daß hier ein Prinzip zur Entscheidung stand, und vernichtete den letzten Rest der Oligarchen für ihren Cäsar. Das Gegenstück ist jener thüringische Waldschmied, der bei jedem Schlage auf das Eisen dem in die Oligarchie versinkenden Fürsten zurief: Landgraf, werde hart!

Es ist ein bekannter Fehler der kleinen Herrscher, daß sie glauben, Geld bei sich sammeln zu müssen, um mächtig zu sein. Ein Cäsar braucht kein Geld, er braucht nur das Einverständnis mit seinen Massen, daß sie beide, was sie brauchen, schließlich den Oligarchen abnehmen. Die mittelalterliche deutsche Kaisergewalt ging unter, weil ein Kaiser, der zwar einen schönen roten Bart trug, aber kein Herrscher war, auf den Gedanken kam, sich und sein Haus mit normannischem Gelde stärker machen zu wollen. Alle Römerzüge waren nichts gegenüber diesem Fehler. So schwand der deutsche Cäsar. Die Anhänglichkeit der Masse hat ihn zunächst noch überlebt. Sie hat noch seinen Enkel in den Kyffhäuser versetzt, obgleich dieser Friedrich der Zweite dem deutschen Volke wenig bekannt geworden war; er war freilich ein Großer. Schließlich aber wurden die, die früher Oligarchen gewesen waren, selbst Cäsaren. Die Territorialgewalt wurde eine Notwendigkeit. Wenn die sogenannten Kaiser jene der Masse fremde Lehre der Hausmacht annahmen — wo sollten Cäsar und Masse bleiben? Diese Verständigung mußte sich nun im kleinen vollziehen.

Sie hat sich am sichersten vollzogen bei den Hohenzollern. Mögen diese an sich, bis auf die überragenden Gestalten des Großen Kurfürsten und des

großen Friedrich, ebensolche Fürsten gewesen sein wie andre — in einem hoben sie sich eigentümlich ab, eines war bei ihnen allen der entscheidende Leitfaden des Herrschaftssystems: Land und Leute. Das ist die richtige Cäsarenpolitik. Die Notwendigkeit einer Oligarchie wurde freilich daneben nicht verkannt. Aber erst wurde die alte der Quitzows usw. vernichtet, dann schufen sie selbst eine neue. Diese wurde möglichst eng begrenzt. Der große Friedrich entließ nach seinen Kriegen die bürgerlichen Offiziere. Während der Kriege hatte er sie gebraucht, nachher war ihm der bestehende Adel gerade genug.

Nun hat sich ja heute das Bild wesentlich geändert. Die Oligarchie ist überall so breit und mächtig geworden wie kaum jemals in der Weltgeschichte. Sie hat jetzt wieder einmal ihre gute Zeit. In vielen modernen Staaten führt sie das Regiment durch bestellte Vertreter, wie einst im alten republikanischen Rom. Und die Fürsten kokettieren mit ihr. Aber die Basis der Staatengeschichte verschiebt sich nicht. Wenn heute gerade die Oligarchen über Absolutismus klagen, also wohl über den Absolutismus, daß sich der Cäsar nicht noch mehr in ihre Hände gibt, als es die bisherige Entwicklung schon mit sich brachte, so hat die Masse für den Kampf gegen solchen Absolutismus kein Verständnis. Sie beklagt im Gegenteil gerade diese bisherige Entwicklung, in der ihr Instinkt die Gefahr eines Überlaufs, eines Aufgebens der im letzten Grunde gemeinsamen Sache von seiten ihres Cäsars befürchtet. Diese Furcht ist aber verfehlt. Das gegenseitige Verständnis zwischen Cäsar und Masse ist immer noch die tiefere und die stärkere Kraft gegenüber der Macht der Oligarchen gewesen. Auch diese Macht wird wieder zurückgehn vor dem Ave Caesar! Allerdings muß dazu auch der Cäsar Cäsar bleiben.

Dies ist der Grund, weshalb der Kaiser Bismarck nicht gewähren ließ. Der Herrscherinstinkt, der Instinkt der Verantwortung gegenseitiger Selbsterhaltung gegenüber der Masse, warnte davor, sich dem großen Oligarchen auszuliefern, der diese Verantwortung nicht kannte. Freilich kann es auch zwischen dem Herrscher und der Masse zu bitterm Widerstreite kommen. Aber dann darf es sich nur um die eigentliche Lebensfrage handeln, um die Feststellung der vernünftigen Grenzen jener gegenseitigen Selbsterhaltung. Der Bismarckische Plan wollte die Einrichtung des Staates, die der Oligarchie zweckmäßiger erschien, mit Gewalt der Masse aufdrängen, wollte diese in ein System zwingen, daß ihre Vorstellung der Selbsterhaltung verkümmern mußte, ohne Not, ohne daß eine nationale Lebensfrage auf dem Spiele stand — wie ja dann die weitere Entwicklung ohne dieses System gezeigt hat. Mit der Durchführung dieses oligarchischen Planes, mit dem Totschießen der Untertanen in solchem Kampfe hätte der Kaiser allerdings seinen Beruf verkannt, und er wäre, so gewiß im Staate ein Verkennen der Pflicht auch ein Aufgeben des Rechtes ist, rettungslos in der Oligarchie verschwunden. Daß er dabei von Bismarck unbedingt abhängig geworden wäre, wie Macbeth von der Lady, das wäre noch nicht das Entscheidende gewesen. Der alte Bismarck hat sicherlich nicht selbst Cäsar sein, nicht gegen die Dynastie Hohenzollern ankämpfen wollen. Nicht um einen Gegensatz

zweier Dynastien, Hohenzollern und Bismarck, handelte es sich — diese Auffassung verdunkelt den springenden Punkt —, sondern: um den Bestand der kaiserlichen Dynastie an sich. Wer nachher Cäsar geworden wäre, war eine zweite Frage. Zu ihr hat es der Kaiser nicht kommen lassen.

Auf Bismarcks Grabe steht die von ihm selbst verfaßte Inschrift: Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten. Wenn er so Schweres unternommen hatte, durfte er sich dann noch als treuen deutschen Diener eines hohenzollerschen Kaisers bezeichnen? war diese Inschrift nicht theatralisch gewagt? Nein, weder objektiv noch subjektiv war sie das. Objektiv — das sagt sein Werk. Subjektiv — anders malt sich das Leben in der ruhigen Abklärung, die dem Scheiden voraufgeht, als in der Zeit der Kämpfe. Von solchen letzten „Gedanken und Erinnerungen" wissen wir freilich nichts. Aber auch ihm wird die entsagende Erkenntnis nicht erspart geblieben sein, daß der Kitt eines nationalen Bestandes, wie er einmal vorliegt, zu zähe ist, als daß die Phantasie auch eines großen Hirnes ihn leicht verarbeiten könnte, daß auch der Größte die Weltgeschichte nicht allein machen kann, und daß auch er selbst nur ein Diener war an dem Werke der Geschichte, das nun einmal mit dem Namen unsers ersten alten Kaisers untrennbar verbunden ist. So nennt er sich mit gutem Grunde einen Diener Kaiser Wilhelms des Ersten. Und er war auch ein treuer deutscher Diener. Was er gewollt hatte, das hatte immer im Zeichen der Größe seines Vaterlandes gestanden. Auch der Große ist vom Irren nicht frei. In seiner Art war alles groß, treu und deutsch gewollt gewesen. In diesem Geiste durfte er sich das Grabwort schreiben.

In diesem Geiste wird auch für uns seine Erinnerung mit der damals richtigern Handlung seines Kaisers ausgesöhnt. Divus Julius — Ave Caesar. Das eine stört das andre nicht.

Nettelbeck und Lucadou

Eine Erinnerung an die ruhmvolle Verteidigung Kolbergs in den Jahren 1806 und 1807 zur ausgleichenden Gerechtigkeit

Von Rudolf Stoewer in Danzig

1

Der 2. Juli 1807 ist ein Ehrentag in der Geschichte des preußischen Staates und des ganzen deutschen Vaterlandes, ein leuchtender Stern in den schwarzen Wetterwolken während des tiefsten Falles Preußens. Hundert Jahre sind dahingegangen seit jenem Tage, wo Kolbergs ruhmvolle Verteidigung die Augen der Mitwelt auf sich zog in einer Zeit großer Taten in der Geschichte, in einer Zeit des Zusammenbruchs der alten Formen Deutschlands. Was die großen Festungen Erfurt, Magdeburg, Hameln, Küstrin, Spandau und Stettin nicht vermocht

hatten, was auch Danzigs ausdauernder Tapferkeit und umsichtiger Verteidigung nicht bis zum Schluß gelungen war, das leistete die kleine Feste am Ostseestrande, das erreichten die blutdurchtränkten Erdwälle der unscheinbaren Wolfsbergschanze durch die geniale Verteidigung des bis dahin wenig beachteten preußischen Majors von Gneisenau, durch die heldenmütige Haltung der kleinen Truppenschar, die der Geist dieses seltnen Mannes beseelte, durch die aufopferungsvolle Standhaftigkeit und Treue einer für König und Vaterland lebenden und sterbenden Bürgerschaft, die einer für alle und alle für einen eintrat für die Verteidigung ihrer Mauern, allen voran, ein Vorbild in der Vaterlandsliebe und persönlichen Aufopferung, der Bürger Nettelbeck.

Nettelbeck, Schill und Gneisenau, das sind drei Namen, die nicht nur Kolbergs Geschichte angehören; jeden Deutschen erfüllen sie mit Stolz, denn sie erheben ihn in der Erinnerung an die Zeit deutscher Schmach. Das Lied des Sängers hat sie der Jugend vertraut gemacht; Denkmäler von Stein verherrlichen sie zusammen als ein Symbol aufopferungsvoller Vaterlandsliebe, trotziger Erhebung gegen fremde Zwingherrschaft, als Symbol der Vereinigung des Bürgers und Kriegers zu einem Volk in Waffen.

Das beste, was die Geschichte erzeugt, ist die Begeisterung, hat kein geringerer als Goethe gesagt; die Begeisterung aber wird nur durch Charaktere erzeugt, die sich über die Menge gewaltig erheben, und sie wächst um so mehr, als der Erfolg eintritt. Die ruhige Pflichterfüllung und die stille Arbeitstreue erwecken seltner die Begeisterung, und ihr Los ist es, zu leicht in der Geschichte verschwiegen oder gar verdunkelt, angeschwärzt zu werden.

Dieses Los ist bei der Verteidigung Kolbergs einem andern Manne zuteil geworden, dessen Name nicht verdient in den Schmutz gezogen zu werden, sondern mit Achtung genannt werden muß. Es ist der Oberst von Lucadou, der vor Gneisenaus Ernennung bis zum 29. April 1807 die Verteidigung Kolbergs geleitet hat. In volkstümlichen Darstellungen wird er von jeher als der feige Kommandant dargestellt, der am liebsten „zu Kreuze kriechen" will, als „Schlafmütze", die „in Seelenruhe" zur rechten Zeit am Abend das Bett aufsucht. Obwohl für engere Kreise wohl unterrichtete, würdige Zeitgenossen des verleumdeten Kommandanten, wie der General Roth und der Kolberger Superintendent Maß, in Wort und Schrift*) für die Ehre Lucadous eingetreten sind, obwohl Tagebücher Schillscher Offiziere schlimme Verdächtigungen entkräften, schließt sich doch auch unter den Neusten Delbrück, der Geschichtschreiber

*) Roth kämpfte selber in Kolberg mit und schrieb als Oberstleutnant nach einem Tagebuch: „Die Verteidigung von Kolberg im Jahre 1807" (Breslau, M. Friedländer, 1840). Maß war während der Belagerung Primaner des geschlossenen Lyzeums. Er nennt sich wohl den Adjutanten Nettelbecks, dessen Tagebuch er nach Diktat schreiben half. Auch bei der Verfertigung des von Gneisenau ausgegebnen, geschriebnen Kolberger Notgeldes war er tätig. Als Superintendent schrieb er nach geschichtlichen Quellen und eignen Erlebnissen: „Die Belagerung Kolbergs im Jahre 1807." (Kolberg, C. F. Post, 1857.)

Gneisenaus (I, 69), dieser verächtlichen Auffassung an. Vor allem aber ist diese Beurteilung durch die Schilderung, die Paul Heyse mit dem Rechte des Dichters in Anlehnung an Nettelbecks Lebensbeschreibung in seinem herrlichen Schauspiel „Kolberg 1807" gibt, in die weitesten Kreise gedrungen. Und doch verdient Lucadou diese Verurteilung eigentlich nicht, keineswegs aber in dem Maße.

Lucadou war ein braver, ehrenwerter Offizier aus der Schule Friedrichs des Großen. Im Bayrischen Erbfolgekriege hatte er sich hervorgetan, indem er mit Erfolg ein Blockhaus verteidigte. In der langen Friedenszeit war er im Dienste geblieben und 1803 vom Vizekommandanten zum Kommandanten der Festung Kolberg aufgerückt. Daß die Festung, die im Siebenjährigen Kriege drei Belagerungen der Russen ruhmvoll ausgehalten hatte, zur Zeit der Schlacht bei Jena in einem schwachen Zustande war, lag sicher nicht an dem Kommandanten, sondern an dem Sparsamkeitssystem unter Friedrich Wilhelm dem Dritten und an dem ganzen Geist der Zeit, nach dem an dem Alten nicht gerüttelt werden durfte. Dazu hatte Kolberg für die weltbewegenden Ereignisse der französischen Revolution, für die Koalitionskriege, für die ersten Taten des neuen Kaisertums, ja sogar für die Dreikaiserschlacht von Austerlitz fern vom Schuß gelegen. Hatte ein General von Romberg das Kommando in Stettin, wie er selbst dem Könige bei Ausbruch des Krieges schrieb, als Versorgungsposten angesehen, so konnte sich der fünfundsechzigjährige Kommandant des kleinen, entlegnen Postens an der hinterpommerschen Küste zu solcher Anschauung noch viel mehr berechtigt glauben.

Da folgte auf das Ausruhen auf dem Ruhme des großen Friedrich nach Jena das furchtbare Erwachen, und nach der Übergabe Stettins wurde nächst Danzig Kolbergs Haltung seit Anfang November 1806 von der größten Bedeutung. Und da steht der alte Lucadou in Kolberg einem Massenbach und Hohenlohe (Prenzlau), Oranien (Erfurt), Kleist und Schöler (Magdeburg), Lecoq (Hameln), Romberg (Stettin) gegenüber turmhoch da in altpreußischer Pflichttreue und Energie. Allerdings wohnte in ihm weder die zähe Kraft seines Vorgängers, des alten Russenbezwingers von Heyde, noch das bahnbrechende Genie seines Nachfolgers Gneisenau, aber doch zeigten seine Maßnahmen von Anfang an den ehrenwerten, wohlgeschulten Offizier, der langsam, aber mit Bedacht Schritte tat, die der Sachlage entsprachen. Ein Parlamentär, der französische Colonel Mestram, der bald nach dem Falle von Stettin am 8. November 1806 in Kolberg erschien und, ohne Truppen hinter sich zu haben, die Übergabe verlangte, wurde abgewiesen, und als trotzdem bald darauf von Stettin aus im Namen des französischen Kaisers eine Aufforderung von einem Mitgliede der pommerschen Kriegs- und Domänenkammer, dem Kriegskommissarius Nöldechen an den Kolberger Magistrat kam, in der eine Anzahl Mäntel, Betten u. a. wie von einer schon eroberten Stadt für ein französisches Lazarett verlangt wurden, da erließ der Kommandant eine gute, deutsche Antwort, in

der auf die Hoffnung des Königs hingewiesen wurde, daß Kolberg dem schändlichen Beispiel Stettins nicht folgen werde. Der Nöldechen wird höchst spöttisch in dem Antwortschreiben abgeführt, und es heißt zum Schluß in einer für jene Zeit wohltuenden Sprache: „So bleibt uns weiter nichts übrig, als ihn nach § 106 tit. 20 p. 2 des Landrechts, weil er Unternehmungen, die zur Begünstigung der Feinde abzwecken, fördert, für einen Landesverräter zu halten, der nach § 107 die Strafe des Stranges verdient."

Wenn Nettelbeck in seiner Lebensbeschreibung meint, daß damals einige hundert Mann Begleiter des Obersten Mestram genügt hätten, die Übergabe der Festung zu erreichen, so ist dem gegenüber diese kernige Antwort allein schon eine Ehrenrettung des alten Lucadou. Der König selbst aber schreibt von Ortelsburg am 28. November 1806 anerkennend: „Mein lieber Obrist von Lucadou, mit großem Wohlgefallen habe ich aus Eurem Bericht vom 22. dieses Monats ersehen, mit welchem gerechten Eifer Ihr Euch gegen das pflichtvergessene Benehmen der Pommerschen Kammer aufgelehnt habt.... Ich bin Euer wohlaffektionierter König Friedrich Wilhelm."*) Doch es blieb nicht nur bei Worten, es folgten durchaus zweckmäßige Taten: die Garnison, die zu Beginn des Krieges kaum 1500 Mann stark war, d. h. neben wenigen Mannschaften Artillerie und einem kleinen Kürassierdepot nur aus zwei dritten Bataillonen Infanterie bestand, wurde schon unter Lucadou bis Ende April fast auf ihre höchste Höhe gebracht; sie bestand nach Roth schon Ende Februar aus 5700 Mann zuverlässiger Soldaten. In derselben Weise wurde die Verproviantierung und Armierung noch vor Gneisenau im wesentlichen abgeschlossen.**)

Dies gibt auch Nettelbeck zu, der die Tätigkeit des Kriegsrats Wisselinck dabei hervorhebt, und der Vizekommandant von Waldenfels erklärt Mitte Mai in einem Bericht an den König, daß die Festung für 7000 Mann mit Brot bis Anfang August, mit Fleisch und Speck bis zum 10. Juli, mit Erbsen, Graupen und Grütze bis zum 1. Oktober versorgt sei. Abgesehen von Mangel an Holz, an guten Geschützrohren und besonders an Lafetten, die erst später aus England kamen, ist auch nach den Berichten Gneisenaus durch Lucadou hinlänglich vorgesorgt worden, und Delbrück muß (S. 72) zugeben: „Der Zustand, in welchem Gneisenau die Festung (am 29. April 1807) vorfand, war in vielen Beziehungen ein nicht unbefriedigender. In dem reichlichen Halbjahr, das seit Beginn des Krieges verflossen, waren teils durch die Kommandantur,

*) Kolberger Magistratsakten Tit. 6, Nr. 122, Acta Miscellana wegen des mit Frankreich ausgebrochnen Krieges. Eine von Schill am Jahrestag der Rettung Kolbergs (2. Juli 1808) bei einem Gastmahl des patriotischen Kaufmanns Schröder in Kolberg ausgesprochne Beschuldigung, daß Oberst von Britzke Lucadou von der Kapitulation zurückgehalten habe, ist in weinseliger und rührseliger Stimmung und in dem Bestreben, Britzke mit Nettelbeck zu versöhnen, abgegeben worden (Pertz 368). Zudem ist Schills Urteil über Lucadou sehr parteiisch.

**) Einzelheiten gibt meine Säkularschrift (Kolberg, C. F. Post, 1907). Auch die Kolberger Magistratsakten 1806 und 1807 geben den Beweis der eifrigen Tätigkeit Lucadous auf allen Gebieten der Fortifikation und Verproviantierung.

teils von andrer Seite die zahlreichen Mängel der ursprünglichen Ausrüstung sehr verbessert worden." Wenn bei der Überschwemmung erst später durch Gneisenau mit der sachkundigen Hilfe Nettelbecks Tüchtiges geleistet wurde, so erklärt sich dies hauptsächlich wohl aus der Jahreszeit, die unter Lucadou die Überschwemmung wegen des starken Frostes, der den ganzen März anhielt, unmöglich und zwecklos machte. Aber auch Lucadou sorgte von Anfang an für die Instandhaltung der Schleusen. Eine Reihe von Erlassen an den Magistrat gegen den Mühleninspektor im Dezember 1806 liefert in den Kolberger Magistratsakten hierfür den Beweis.

Wenn Lucadou die hohe Bedeutung des Außenkrieges noch nicht erkannte,*) den Gneisenau besonders durch die ruhmvolle Verteidigung des Wolfsbergs und durch mancherlei Ausfälle so genial geführt hat, so steht er hierin gewiß nicht allein; im Gegenteil, es ist allgemein in der Kriegsgeschichte anerkannt, daß Gneisenau hierin etwas Neues, Bahnbrechendes durch ein Beispiel durchgeführt hat, nachdem er schon vorher in seiner Leutnants- und Hauptmannszeit eine theoretische Abhandlung in dem Sinne über die „Belagerung von Valenciennes 1793" geschrieben hatte. (Delbrück I, 74.) Aber auch Lucadou ließ in der ersten Periode des von Kolberg aus geführten Krieges, in dem sogenannten Schillschen Kleinkrieg, vielfach Expeditionen durch die regulären Garnisontruppen ausführen, besonders nach Wollin vom 5. bis 10. Januar 1807 unter dem Vizekommandanten von Waldenfels und dem Major von Jargow, der als Kommandeur des Kürassierdepots dabei fiel. Daß der im ruhigen Festungsdienste altgewordne Kommandant einem jungen Feuerkopf und Draufgänger wie Schill, der ihm völlig unbekannt war, nicht gleich große Vertrauensposten anvertraute, kann nicht wundernehmen, zumal da ein verwundeter, flüchtiger Kavallerieleutnant für die Festung zunächst überhaupt als keine bedeutungsvolle Hilfe erscheinen mußte. Es war dem Kommandanten nicht zu verdenken, daß er von den wenigen Truppen, über die er zu Anfang verfügte, und die ihm sein König zur Verteidigung eines der letzten Posten der schwankenden Monarchie anvertraut hatte, nicht bereitwillig größere Abteilungen für Schills kühne, aber abenteuerliche Streifzüge hergab. Daß Lucadou, wie die allgemeine Annahme ist, befürchtet habe, Schill werde die Aufmerksamkeit des Feindes zu sehr auf Kolberg ziehn, kann mitgespielt haben, aber diese Sorge war berechtigt, solange die Festung noch nicht genug gerüstet war. Im übrigen hätte sich die zielbewußte Kriegführung eines Napoleon durch solche Gründe nicht leiten lassen. Es muß hervorgehoben werden, daß auch Gneisenau das militärische Talent Schills nicht zu hoch angeschlagen hat, daß er dem kühnen Freischarenführer vielmehr nur das berechtigte Lob hat zuteil werden lassen, die Gemüter zu erfrischen in einer Zeit, wo das Blut stocken

*) Das zu eilige Aufgeben der Stellungen bei Sellnow, Altstadt und Hohenbergschanze am 14. März wird ihm zum Vorwurf gemacht (Pertz 169).

wollte. Bald nach Gneisenaus Ankunft wurde die Anwesenheit Schills und der Schillschen Kavallerie in Kolberg für unnötig gehalten. Es muß doch wohl auch im Sinne Gneisenaus gelegen haben, daß der wegen seiner selbständigen Stellung unbequeme Parteigänger infolge Königlicher Order im Mai nach Vorpommern ging. Die Schillsche Infanterie hat dann zwar noch manche tapfern Taten verrichtet, aber schließlich trifft sie und ihren Führer, den Premierleutnant von Gruben, zum Schluß wegen Verlustes der Maikuhle, eines Wäldchens an der linken Seite der Hafenausfahrt, doch die scharfe Mißbilligung Gneisenaus, der anfangs sogar ein Kriegsgericht gegen die Schillschen beantragte, während er sonst mit der wohlwollendsten Anerkennung jedes Verdienst von Mannschaften und Offizieren aller Truppenteile und von Bürgern dem Könige pflichttreu meldete und zur Belohnung empfahl. Gneisenau hatte die Erfolge für sich und dazu das Talent, die Herzen zu gewinnen; ihm erlaubten die Truppen und die Bürger ohne Murren das, was sie dem alten Kommandanten zuweilen mißtrauisch verdachten.

Wie erklärt sich nun die schwierige Stellung Lucadous oder, besser gesagt, das vernichtende Urteil, das die Geschichtschreibung über den alten Obersten gefällt hat?

Zunächst mag der alte Offizier, der im Gamaschendienste groß geworden war und ohne persönliches Verschulden an der sich überhebenden Meinung des Militärs in der Zeit nach dem großen König teilhaben mochte, das rechte Verhältnis zur Bürgerschaft nicht immer gefunden haben, das abgesehen von vereinzelten Männern wie Gneisenau die kommende Zeit der Not erst schuf. Nettelbecks Wesen hielt er für Zudringlichkeit, und die Hilfe des Kolberger Bürgerbataillons lehnte er, wenn wir der Nettelbeckschen Darstellung folgen, zunächst rundweg ab. Aber der Kommandant stand hierin nicht vereinzelt; andre höhere Offiziere der Festung waren derselben Ansicht und drückten ihre Meinung noch viel kräftiger aus. So berichtet Nettelbeck: „Ein Major von Nimptsch, der daneben stand, ließ mich kaum ausreden, sondern fuhr, samt einer kräftigen Redensart mit der Frage auf mich ein: Aber Herr, was geht das Ihn an? wogegen der Obriste sich begnügte, den Mund zu einem satirischen Lächeln zu verziehn und mir zu erwidern: Immerhin möchten wir uns versammeln und aufstellen.“ Das Bürgerbataillon ist sicherlich zu Anfang, wie sogar Nettelbeck zugibt, nicht mehr in Übung gewesen. Lucadou mußte doch mindestens einige Wochen abwarten, bis die Bürgertruppe wieder einexerziert war. Dann nahm er die Hilfe der fünf Bürgerkompagnien in der Tat an. Vom 24. März ab besetzte das Bürgerbataillon die Hauptwache und die innern Posten und hatte auf Bastion Cleve und Magdeburg zu verhindern, daß der Feind bei Nachtzeit von Altstadt mit Kähnen und Flößen die Persante herunterkam.*)

*) Magistratsakten. Nettelbeck. Kannegießer, Bürgerbataillon in den Monatsblättern für pommersche Geschichte 1906, Nr. 4.

Somit ist auch hier Nettelbecks Anschuldigung übermäßiger Bürgerfeindlichkeit nicht in dem Maße berechtigt. Übrigens sind auch andre, später besonders geehrte Offiziere solcher Anschuldigung nicht entgangen. Sogar der in der Geschichte Kolbergs unsterbliche Hauptmann von Waldenfels wird ähnlich in dem Tagebuch eines Schillschen Volontäroffiziers, des spätern Chausseeinnehmers Meske, geschändet. Nicht bürgerfeindlich, sondern vom Standpunkt des korrekten Offiziers berechtigt war es, daß Lucadou dann am 30. März 1807 bekannt machen ließ: „Es mischten sich verschiedne Zivilisten bei Attacken unter das Militär, es sollten ihnen die Gewehre abgenommen und sie nachdrücklich bestraft werden." Dieser Erlaß war einmal im Interesse militärischer Disziplin nötig, andrerseits verlangte ihn die preußische Ehre besonders bei der auch von Gneisenau anerkannten humanen Art der französischen Kriegführung vor Kolberg. Hebt doch sogar eine bürgerfreundliche Schrift aus dem Jahre 1808*) hervor: „Es muß hierbei bemerkt werden, daß mehrere Bürger sich Gewehre und Büchsen hielten und mit den Jägern bei den Vorpostengefechten gegen den Feind hinauszogen. Es war nicht immer eine rühmliche Absicht dabei; denn einer namens W. machte ein einträgliches Gewerbe daraus."

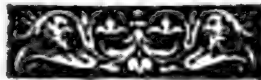
Infolge solcher berechtigten Erlasse mag Lucadous Name von gewissen Bürgerkreisen oder von einzelnen Elementen der Schillschen Freiwilligen gehässig genannt worden sein; andrerseits zeigt eine Reihe Erlasse des Kommandanten, daß dieser Exzesse gegen Zivilisten hart bestrafte und von der Notwendigkeit des Zusammenwirkens der Garnison und der Bürgerschaft wohl überzeugt war.**) Verhängnisvoller ist für den Kommandanten der persönliche Gegensatz zu dem Bürgerrepräsentanten Nettelbeck geworden.

Joachim Nettelbeck war am 20. September 1738 in Kolberg als Sohn eines Brauers und Branntweinbrenners geboren. „Klein von Statur, gesund und fest am Körper, besaß er einen feurigen Geist, der sich bei allen Handlungen in einer ungewöhnlichen Regsamkeit und Tapferkeit äußerte", so heißt es in der Kolberg 1808 erschienenen kleinen Biographie. Nach einem bewegten Seemannsleben betrieb er das väterliche Geschäft in seinem Hause am Markt. In der Verwaltung der Stadt hatte er Schäden aufgedeckt und war als Bürgerrepräsentant beim Magistrat nicht besonders beliebt. Manches Verdienst hatte er sich um seine Vaterstadt erworben. Schon als Jüngling war er bei der

*) Der Bürger Nettelbeck während der Belagerung ... 1807. Ein Muster wahrer Vaterlandsliebe. Kolberg, 1808. (Verlag nicht genannt.) Ähnliche Fälle nennt das oben genannte Tagebuch Meskes von den Schillschen Halbzivilisten.

**) Magistratsakten 1806 und 1807 Tit. 6, Nr. 122. Am 7. Dezember 1806: „Das Gouvernement wird jedem friedlichen Bürger ... eklatanteste Genugtuung gewähren. ... Bei einer Periode wie die jetzige, wo nur Eintracht allein den gemeinsamen Feind in seinen Unternehmungen aufhalten kann, muß das beste Einverständnis zwischen Zivil und Militär bei allen Begebenheiten den Vorsitz führen. ..." Ähnlich auch in einem langen Publikandum vom 8. Februar 1807.

Belagerung durch die Russen tätig gewesen, im Jahre 1777 hatte er durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart einen Brand im Holzwerk des Marienturms gelöscht, durch Einrichtung einer Navigationsschule hatte er das Wissen der Seeleute gehoben. Seine vaterländische Gesinnung, seine feste, männliche Art ist durch Holteis Gedicht: „Der Preuße in Lissabon" poetisch verherrlicht worden. Hierdurch und durch den Anteil an Kolbergs Verteidigung ist der Bürger Nettelbeck schon der deutschen Jugend bekannt. Weniger bekannt ist es, daß Nettelbeck in den Jahren 1769 bis 1770 königlich preußischer Schiffskapitän mit Berechtigung zum Tragen der königlichen Uniform gewesen ist. Es handelte sich um ein mehr geschäftliches Staatsunternehmen zur See; aber Nettelbeck hatte in dieser Stellung wegen seines bei so vielen Gelegenheiten hervortretenden Selbständigkeitsgefühls und der Neigung zur Unbotmäßigkeit kein Glück. Ein Duell mit seinem allerdings wenig würdigen Admiral, einem jungen, französischen Fant, endigte die Stellung. Trotzdem suchte er später noch einmal mit dem Staat in Beziehung zu treten, indem er mit weitem Blick koloniale Erwerbungen am Kormantin am Golf von Guinea empfahl. „Bei der Zeitung von dem entsetzlichen Tage von Jena und Auerstädt, so schreibt er in seiner Lebensbeschreibung, blutete mir als feurigem Patrioten, der die alten Zeiten von unsers großen Friedrichs Taten noch im Kopfe hatte, das Herz"; er meinte „Gut und Blut, die letzte Kraft des Lebens für König und Vaterland aufbieten zu müssen, ohne sich lange feig und klug vorwärts und rückwärts umzusehen".



Kapital und Arbeit in den Vereinigten Staaten

Werner Sombart beantwortet in einer bei J. C. B. Mohr in Tübingen 1906 erschienenen Schrift die Frage: Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus? Die Frage ist cum grano salis zu verstehen. Es gibt schon Sozialismus und Sozialisten, aber die Zahl der sich politisch betätigenden Sozialisten ist verhältnismäßig klein, und die mehr oder weniger sozialistischen Arbeiterorganisationen verschiedner Benennung sind bisher ohne politischen Einfluß geblieben. Diese Tatsache befremdet auf den ersten Blick, weil aller moderner Sozialismus nur „eine Reflexerscheinung des Kapitalismus", Nordamerika aber das kapitalistische Land par excellence ist, nach Sombart das einzige, in dem der Kapitalismus unumschränkt herrscht, alle Verhältnisse bestimmt, alle Volksschichten durchdringt. Dieses Land, das noch vor fünfzig Jahren das Ziel bäuerlicher Auswandrer und beinahe ein reiner Agrarstaat war, ist heute ein Großstadtland. Es hat keine Handwerker mehr, die landwirtschaftliche Bevölkerung ist auf 35,7 Prozent gesunken (gegen 36,12 in

Deutschland), und die Farmer sind, ebenso wie die an die Stelle der Handwerker getretnen kleinen Unternehmer, mit kapitalistischem Öl gesalbte smarte Geschäftsleute. Das ganze Wirtschaftsleben, ja das ganze Leben in allen seinen Gebieten wird ganz „rationalistisch“ gestaltet, ausschließlich mit der Absicht auf Geldgewinn und mit Schätzung aller Tätigkeiten und Güter nach Geld. Haben Sie den 50000 Dollar-Rembrandt des Herrn X schon gesehen? Heute früh ist die 500000 Dollar-Jacht Carnegies eingelaufen, sind oft gehörte Redensarten. Am Sport interessiert nur die Frage, wer Sieger sein wird, der, auf den man gewettet hat, oder ein andrer. „Kann man sich denken, daß in einer griechischen Palästra gewettet wurde? Gewiß nicht. Denn was hier vor allem die Gemüter beglückte, das war die Freude an unmeßbaren individuellen Leistungen, an der persönlichen Schönheit und Kraft, die ebenso im Besiegten wie im Sieger gewertet werden konnte. Oder wäre die Wette auch nur denkbar bei einem spanischen Stiergefecht? Ganz sicher nicht. Aber die Frauen werfen ihren Schmuck, die Männer kostbare Kleidungsstücke dem Torero zu, der den tödlichen Streich mit Eleganz und Grandezza zu führen verstand: künstlerische Wertung!“ In Amerika waltet, wie der von Sombart mehrfach zitierte Bryce schreibt, a tendency to mistake bigness for greatness. (Man darf wohl diese wie die übrigen bekannten Erscheinungen des amerikanischen Lebens, namentlich auch, daß der Kapitalismus in seinem fabelhaft raschen Siegeslauf keinen Widerstand zu überwinden gehabt hat, auf den Umstand zurückführen, daß es größtenteils Menschen der untern europäischen Schichten, wurzellose Existenzen ohne Familientradition und ohne höhere Bildung, gewesen sind, die das Land bevölkert haben.) Die Rücksichtslosigkeit des „rationalistischen“ Geschäftsbetriebs läßt sich einigermaßen an der Angabe ermessen, daß in den Jahren 1898 bis 1900 die Zahl der auf den amerikanischen Eisenbahnen Getöteten 21847 betragen hat, „so viel wie die Zahl der während des gleichen Zeitraumes im Burenkriege gefallnen Engländer, einschließlich der in Lazaretten an Krankheiten Gestorbnen. Im Jahre 1903 betrug die Zahl der auf amerikanischen Bahnen Getöteten 11006, in Österreich in demselben Jahre 172.“ Es kamen auf 100 Kilometer Eisenbahn in Nordamerika 3,4, in Österreich 0,87, auf eine Million beförderter Personen dort 19, hier 0,99 Unfälle. Der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut ist in den Vereinigten Staaten noch greller, der Abstand zwischen den Extremen noch größer als in England. Bei der Schilderung des amerikanischen Reichtums brauchen wir nicht zu verweilen, die Zeitungen berichten ja täglich schier unglaubliche Einzelheiten. Sombart meint, bei der Erinnerung an die Herrlichkeiten der Newyorker Millionärviertel spüre man in denen von Berlin Armeleutegeruch, und er versichert, daß das Kostbarste, was Europa hervorbringt, ausschließlich für Amerika bestimmt sei, weil es nur dort bezahlt werden könne. Dafür soll es in den Slums Newyorks noch schlimmer aussehen als in denen von London. In Zeiten des Aufschwungs leben 14 Prozent der Bewohner dieser Stadt, in schlechten Zeiten 20 Prozent im tiefsten Elend;

1897 haben zwei Millionen Armenunterstützung empfangen. Im ganzen Lande wird die Zahl der Personen, die underfed, underclothed and poorly housed sind, auf 10 Millionen geschätzt, und zwar in Zeiten durchschnittlicher Prosperität; 4 Millionen gelten als öffentliche Arme. Was die Vermögensverteilung betrifft, so wurde 1890 herausgerechnet, daß von dem auf 60 Milliarden Dollar geschätzten Nationalvermögen 125000 Familien, die ein Prozent aller Familien ausmachten, 33 Milliarden, also 54,8 Prozent besäßen, während 6¹/₄ Millionen Familien, 50 Prozent, vermögenslos wären. (Die Prozente stimmen nicht, denn 50 + 54 macht schon mehr als 100, und dazu kommen doch noch die kleinen und mittlern Besitzer der übrigen 27 Milliarden.) Seitdem dürfte die Ungleichheit noch bedeutend gewachsen sein.

Also der Boden ist für die sozialistische und sozialdemokratische Aussaat ausgezeichnet vorbereitet. Daß sie dennoch bis jetzt nicht aufgegangen ist, erklärt Sombart in ganz befriedigender Weise. Der amerikanische Arbeiter ist Optimist und Patriot. Die Bewegungsfreiheit, die er genießt, die unermeßliche Größe seines Landes, in dem er oder seine Eltern die neue bessere Heimat gefunden zu haben glaubten, das Beispiel der Tausende, die es dort zu etwas gebracht, sich aus der Armut zum Wohlstand emporgeschwungen haben, der lustige Lärm dieses rührigen, veränderungsreichen, durch kühne Wagnisse und erstaunliche Fortschritte, durch tägliche Neuheiten überraschenden, aufrüttelnden, fesselnden Lebens erfüllen den Einzelnen mit frohen Hoffnungen und mit Stolz auf ein solches Vaterland, dessen freier Bürger er ist. Darum wird er nicht von Verbitterung und Klassenhaß angekränkelt. Dem Kapitalismus steht er nicht feindlich gegenüber, „weder mit dem Verstande, noch mit dem Gefühl". Er weiß, daß er nur tüchtig verdienen kann, wenn die Geschäfte gut gehn, also auch der Unternehmer verdient, und zwar großartig verdient, und er will tüchtig verdienen, er ist nicht weniger habgierig, nicht weniger kapitalistisch gesinnt als der Kapitalist. „Wenn irgendwo in Amerika das rastlose Streben nach Erwerb, das völlige Aufgehn im Geschäftsgetriebe, die Busineßleidenschaft zu Hause sind, so beim Arbeiter. Er will möglichst unbehindert so viel verdienen, wie ihm seine Kräfte gestatten. Weshalb wir nur selten Klagen vernehmen über mangelnden Schutz gegen Gefahren (denen er sich lieber aussetzt, als daß er durch Schutzvorrichtungen seinen Verdienst schmälern ließe); und weshalb wir viel seltener als zum Beispiel in England auf Cacanny-Tendenzen [grundsätzliche Einschränkung der Leistungen], auf Bekämpfung der Akkordarbeit oder technischer Neuerungen stoßen." (An andrer Stelle wird bemerkt, daß die hohen Arbeitslöhne zur Erfindung und Verwendung arbeitsparender Maschinen getrieben und so die Maschinentechnik zur höchsten Vervollkommnung emporgehoben haben.) Bekanntlich kommt es trotzdem oft genug zu lokalen Zusammenstößen zwischen Kapital und Arbeit, die nicht selten blutig verlaufen, und es hat von den jetzt schon verschollnen Knights of Labor an bis zu der American Federation of Labor, die jetzt über anderthalb Millionen Mitglieder zählt, nie

an gewerkschaftlichen Organisationen gefehlt. Daß es keine davon zu politischem Einfluß gebracht hat, erklärt Sombart aus dem politischen Getriebe der Vereinigten Staaten. Je freier dessen Bürger im Sinne des vulgären politischen Liberalismus sind, das heißt, je mehr sie zu wählen und zu wühlen haben (durchschnittlich zweiundzwanzigmal im Jahre wählt der glückliche Inhaber eines Souveränitätspartikelchens), desto mehr wird die ganze Wählerei, berlinisch zu sprechen, reiner Mumpitz, und zwar meist ein recht unsaubrer Mumpitz. Und die beiden politischen Parteien, neben denen keine andre aufkommen kann, unterscheiden sich weder durch grundsätzliche und ideale noch durch reale, etwa wirtschaftliche Interessen, wenn auch jede von beiden bald das eine bald das andre Interesse als Vorspann benutzt. Zudem ist es für den Gang der Politik gleichgiltig, wie die Wahlen ausfallen, weil — der Präsident regiert und das Parlament, besonders das Repräsentantenhaus, einflußloser ist als irgendein westeuropäisches, „vielleicht sogar einflußloser als der deutsche Reichstag". Das einzige, was den Wahleifer entflammt, ist der bekannte Grundsatz: the spoils to the victor, dessen praktische Geltung zwar in neuerer Zeit durch Gesetze ein wenig eingeschränkt aber keineswegs überwunden worden ist. Die kämpfenden Parteiführer werben durch Kauf, Bestechung, Verheißung und Bedrohung Wahlstimmen, und nach dem Siege verteilen sie die Beute in Gestalt von einträglichen Reichs-, Staats-, Gemeindeämtern und Pensionen. Für eine kleine Partei, wie wir Deutschen solche haben, die keine Aussicht hat, zur Regierung zu gelangen, und die also nichts zu verschenken, demnach auch nichts zu verheißen hat, interessiert sich niemand. Noch dazu werden jeder Arbeiterpartei, die Miene macht, Bedeutung und Einfluß zu beanspruchen, die Führer weggefangen, die man mit Ämtern versorgt. Da es in Amerika keine vorgeschriebnen Qualifikationen gibt und jeder alles werden kann, steht kein Hindernis im Wege, einem lauten Arbeiteragitator mit einem gut bezahlten Kommunal- oder Staatsamt den Mund zu stopfen. Immerhin kommt die Wählerei und Wühlerei in den Vereinigten Staaten ebenso wie in England den Arbeitern zugute. Dort wie hier müssen die Drahtzieher die Massen bei guter Laune erhalten und für sich zu gewinnen suchen. Die beiden Parteien müssen einander in Arbeiterfreundlichkeit Konkurrenz machen, müssen einander in Versprechungen zu überbieten suchen, und wollen sie nicht den Erfolg der nächsten Wahl aufs Spiel setzen, von dem Versprochnen auch einiges halten. In das Versprechen hat die neue Einrichtung der Fragebogen System und Methode gebracht. Sie ist in Winnetka, Illinois, erfunden worden und wird deshalb Winnetkasystem genannt. Am 15. Juli 1904 hat das Exekutivkomitee der A. F. of L. an alle ihre angegliederten Zentralverbände ein Rundschreiben versandt, in dem sie dringend ermahnt werden, das Winnetkasystem in ihren Wahlbezirken einzuführen. „Dem Anschreiben waren zwei Musterfragebogen für Kongreßmitglieder und Mitglieder der Staatslegislative beigefügt, in denen besonders die Punkte hervorgehoben werden, auf die sich die Tätigkeit der A. F. of L. zunächst richten

soll. Es sind dies: 1. Einführung der Initiative und des Referendums; 2. Erlaß eines Reichsgesetzes, das den Achtstundentag für alle von der Regierung in Auftrag gegebnen Arbeiten festsetzt; 3. Erlaß eines Antiinjunktionsgesetzes, das heißt eines Gesetzes, das die Belästigung streikender Arbeiter durch richterliche Einhaltsbefehle verbieten soll." Sombart druckt einen der Musterfragebogen ab. Er hat die Form einer Zuschrift an den Kandidaten, die mit den Worten beginnt: Dear Sir! You are asking the people of the district to select you as their representative in the Legislature. This entitles them to ask you as to your attitude on the issues in which they are interested usw. Folgt die Frage nach der Stellung des Kandidaten zu den oben erwähnten drei Forderungen, und wie der zu wählende Senator dazu gebracht werden soll, die Erfüllung dieser Forderungen zu sichern. Sowohl die Sozialisten wie ihre Gegner setzen ihre Hoffnung auf das neue System. Diese glauben, es sei damit die Gefahr einer selbständigen Arbeiterpartei ein für allemal beseitigt, jene prophezeien, es werde keinen Erfolg haben und die Arbeiter, denen die vorhandnen zwei Parteien nichts nützen, zur Loslösung von diesen treiben. Übrigens macht die Wählerei und Wühlerei dem großen dummen Lümmel, der „das Volk" immer und überall bleibt, ungeheuern Spaß. Er verehrt nach Sombart seine Konstitution wie einen Fetisch, und es schwellt seine Brust mit Stolz, wenn er sagen kann: wir, die große amerikanische Nation, treffen nun wieder einmal eine große Entscheidung.

Mögen Armut und Elend groß sein, die Zahl der Arbeiter, denen es gut geht, und die hoffen dürfen, es zu etwas zu bringen, ist doch größer als die Zahl der Elenden, und sie leben entschieden angenehmer als ihre europäischen Kameraden. Der Arbeitlohn ist zwei bis dreimal so hoch wie in Deutschland, und es ist nicht richtig, daß der Dollar drüben nicht mehr Kaufkraft habe als bei uns die Mark. Das trifft nur für die Vornehmen zu. Weil die Arbeit teuer ist, sind auch alle Dienste teuer und alle Waren, in denen viel Arbeit steckt. Dagegen sind Boden, Rohprodukte und Nahrungsmittel wohlfeil sowie ordinäre Waren, in denen nicht viel Arbeit steckt, und dazu gehören die Kleider und die Hauseinrichtungen des Arbeiters. Auf Wohnung gibt er mehr aus als der deutsche. Dafür hat er jedoch ein ganzes schmuckes Häuschen mit vier bis sechs Wohnräumen, das in Deutschland um denselben Preis nicht zu haben wäre. Die Wohnweise ist natürlich nach Gegenden und Orten verschieden, aber auch da, wo die Zweifamilienhäuser vorherrschen, hat jede Familie mindestens drei Zimmer. In Philadelphia sind die sämtlichen sechs Fünftelmillion Menschen in Einfamilienhäusern untergebracht! Der amerikanische Arbeiter erfreut sich eines wirklich behaglichen Heims und hat nicht nötig, Kneipengemütlichkeit zu suchen; tuts auch nicht. Vom Sparen hält er so wenig wie der Engländer. Die Familie treibt Kleiderluxus, und die Frau ist nicht wirtschaftlich. Bleibt ein Überschuß, so verwendet er ihn auf Wohltätigkeit und — für die Kirche. Der Deutsche versäuft ihn bekanntlich. Alles in allem: der durchschnittliche

amerikanische Arbeiter lebt behaglich, und „an Roastbeef und Apple-Pie zerschellen alle sozialistischen Utopien". Und er spekuliert; ja er verbindet sich mit dem Unternehmer zu gemeinsamer Ausbeutung des Publikums. (Wenn es aber in den Vereinigten Staaten außer Arbeitern und kapitalistischen Unternehmern niemand mehr gibt, wo steckt denn da noch ein Publikum als Objekt für Ausbeutung? Es läßt sich freilich denken, daß man einander gegenseitig übers Ohr haut, und daß ein jeder abwechselnd die Rolle des Ausbeuters und die des Opfers spielt.) Gehts einem tüchtigen Arbeiter wirklich einmal schlecht, so — kann er dem drohenden Elend ausweichen, kann sich dem Drucke des Kapitals entziehen: es winkt ihm „die freie Heimstätte im unbesiedelten Westen. Ich glaube in der Tat, in diesem Umstande, daß praktisch beliebig viele Menschen mit gesunden Gliedern ohne oder fast ohne jedes Vermögen durch die Ansiedlung auf Freiland sich zu unabhängigen Bauern machen konnten, liegt vor allem die Erklärung für die eigenartige friedsame Stimmung des amerikanischen Arbeiters." So ists; und es folgt daraus zugleich, daß diese Stimmung gründlich ins Gegenteil umschlagen wird, wenn erst einmal der letzte Acre besiedelt sein wird, was, wie alles in Amerika, bei der dortigen liederlichen Raubwirtschaft viel früher geschehen wird, als es zu geschehen brauchte.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß es der Bodenreichtum allein ist, der Besitz eines ungeheuer großen, fruchtbaren, mit den herrlichsten Gaben und Schätzen der Natur ausgestatteten Landes, was die Vereinigten Staaten zum reichsten und glücklichsten Staate der Erde und zum Lande der unbegrenzten Möglichkeiten gemacht hat. Selbstverständlich setzt die Benutzung der Bodenschätze, die Verwirklichung aller Möglichkeiten, die dieser geräumige halbe Erdteil darbietet, ein tüchtiges Volk voraus. Hätten statt der energischen und findigen West- und Mitteleuropäer apathische Russen die Neue Welt besiedelt, so würden sie nur eine neue Auflage ihres heimischen Elends zustande gebracht haben; wobei jedoch zu beachten ist, daß Nordamerika von Klima, Bodengestalt und Lage weit mehr begünstigt ist als Rußland, und daß vielleicht der jahrhundertelange Aufenthalt in dem einförmigen und wenig Anregungen bietenden Lande die ursprüngliche Regsamkeit des Volkes gelähmt hat. Nun hat aber diese fröhliche und energische Bevölkerung des neuen Erdteils mit der Unbedachtheit der Jugend zu rasch gelebt und gerade die Grundlage alles nationalen Gedeihens, die bäuerliche Bewirtschaftung des Landes, nahezu zerstört. Verlockt von dem größern und rascher zu erlangenden Gewinn, den Industrie und Spekulation ermöglichen, hat sie sich nicht einmal Zeit genommen, das Land vollständig zu besiedeln, sich nicht Zeit genommen, vom Raubbau zum intensiven Kleinbetrieb überzugehn, sondern sich über Kopf und Hals in die gewinnreichern Erwerbsarten gestürzt und ist so, wie es Sombart beschreibt, durch und durch kapitalistisch geworden. Bei fortdauernder Herrschaft des kapitalistischen Geistes aber kann es nicht ausbleiben — der Anfang dazu ist ja schon seit dreißig Jahren gemacht worden —, daß das

Großkapital den mittlern und Kleinbesitz auskauft, und daß das Brotkorn nur noch auf Riesenfarmen gebaut wird, die mit Riesenmaschinen bestellt und abgeerntet werden. Das Großkapital, das ja ein unpersönliches Ding ist, wird dann den Kuckuck nach dem Schicksal des weißen Arbeiters, nach Rassenverbesserung und nationaler Ehre fragen, sondern es wird ohne sentimentale Bedenken schwarze und gelbe Kulis verwenden. Hüglige und bergige Gegenden, deren Täler bei uns in Deutschland die stattlichsten Bauerndörfer hegen, werden, weil sie sich für den Maschinenbetrieb nicht eignen, einfach wüst gelassen werden.

Die Vereinigten Staaten, schreibt Sombart, „sind das Land höchster kapitalistischer Entwicklung; ihre wirtschaftliche Organisation stellt also unsre Zukunft dar". So viel wenigstens sehen wir: England ist mit dieser Entwicklung vorangegangen, ist dann von den Vereinigten Staaten überboten worden, und wir Deutschen bemühen uns so rasch wie möglich nachzufolgen. Wir haben im 6. Heft vernommen, wie Professor Dove den Unsegen des Goldes und der Diamanten verwünscht, der an der ungleichmäßigen und widernatürlichen Besiedlung Südafrikas schuld sei, und wie er hofft, diese Verirrung werde vorübergehn. Als ob es sich um eine vorübergehende lokale Verirrung handelte und nicht vielmehr um eine Erscheinung, die überall mit Notwendigkeit hervortritt, wo der kapitalistische Geist herrscht, die dem englisch-amerikanischen Leben das Gepräge gibt, und die auch unser deutsches Vaterland umzuwälzen beginnt. Wo immer der kapitalistische Geist seine Knospenhülle durchbrochen hat, da verliert der landwirtschaftliche Grundbesitz für den Durchschnittsmenschen seinen innern Wert. Was jenen den frühern Geschlechtern teuer gemacht hat und einzelnen „rückständigen" Seelen noch heute teuer macht: die Arbeit in freier Luft und in Gottes schöner Natur, die abwechslungsreiche Beschäftigung mit lauter erfreulichen Gegenständen, mit duftendem Heu, vollen Ähren, prangenden Blüten, köstlichen Früchten, gemütlichen Haustieren, der Stolz des Besitzers auf das kleine Reich, das er beherrscht, die Bewegungsfreiheit und Freiheit von konventionellem Zwange, die er und alle seine Hausgenossen genießen, die freilich mit der Bindung an den Ort erkauft werden muß, das Bewußtsein des Landmanns, daß er der einzige ist, dessen Arbeit unbedingt und unter allen Umständen notwendig ist, der einzige im edelsten wirtschaftlichen Sinne produktive, dessen Erzeugnisse sämtlich notwendig, nützlich und angenehm sind, sodaß keinem einzigen der Makel möglicher Verderblichkeit oder Schädlichkeit anhaftet, das Bewußtsein, auf der von den Vätern ererbten Scholle zu sitzen und das Werk der Väter zum Heile des Vaterlands und der Volksgenossen in immer vollkommnerer Weise weiterzuführen — das alles gilt, das alles zieht nicht mehr. Der kapitalistische Mensch rennt allemal dorthin, wo ein Taler mehr Gewinn winkt. Ist es eine Schuhwichsefabrik, so läßt er seinen Heuboden und seine Milchkühe, seine Obstbäume und Weinstöcke, läßt er Haus und Hof im Stich und fabriziert

Schuhwichse. Erwischt ihn dabei der Pleitegeier, so macht er es wie der amerikanische Goldonkel in einem Roman von Zobeltitz, er verarbeitet den Rest seiner Schuhwichse zu Universalpillen, die ihm das immer magenleidende Publikum unsers aufgeklärten Zeitalters mit tausend Prozent über die Herstellungskosten bezahlt. Und da rascher Geldgewinn nur im dichtesten Haufen möglich ist — weit übers Land verstreute Schafe scheren wäre ein langwieriges Geschäft —, so gewöhnt man sich an das Zusammenleben mit Menschenmassen, und die Gewohnheit wird Bedürfnis. Dieses Bedürfnis zusammen mit dem rücksichtslosen Streben nach Geldgewinn, mit der Schätzung aller Dinge nach ihrem Tausch- und Kaufwert, mit dem Ersatz der greatness durch die bigness, der Qualität durch die Quantität, und mit den für Geld käuflichen Modeeitelkeiten und Modevergnügungen macht das aus, was man den modernen Geist nennt. Der moderne Mensch will mit einer Herde arbeiten, sich mit einer Herde vergnügen und als Hammel einer Herde die Politik seines Vaterlands machen. Er will en masse den neusten witzlosen Simplicissimuswitz belachen, den neusten Gassenhauer brüllen, die Beine der neusten Tingeltangelsängerin bewundern, in der mit Tabakqualm, Alkoholdunst und animalischer Kohlensäure vergifteten Luft des größten Lokals den neusten Volksredner hören, der die hundert Jahre alten Parteiphrasen mit einigen neuen Personennamen und Ereignissen aufputzt; er will jeden Morgen zum Frühstück einen Sack voll Sensationen genießen, und wenn er ausgeht, einen Rummel um sich haben. Und sogar der edlere Geist des Gebildeten ist vom Quantitätswahn angesteckt. In einem entlegnen Dorfe ein gemütliches Heim bewohnen, im stillen und unbekannt eine segensreiche Wirksamkeit in einem engbegrenzten Kreise üben und sich im übrigen an seiner Familie, an seinem Klavier, an einem guten Buche und einem täglichen Spaziergang, hier und da einer Unterhaltung mit einem verständigen Nachbar genügen lassen, das mag er nicht, das verträgt er nicht. Er will ein lebendiges Mutoskop, beständig wechselnde Bilder um sich haben, Anregungen, wie er es nennt, indem er damit die Armut seines Innern offenbart, aus dem nicht genug eigne Vorstellungen quellen, ihn seelisch am Leben zu erhalten.

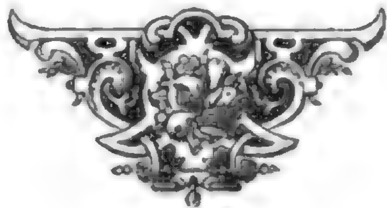
Dieser Zustand hat ein eigentümliches aktuelles Interesse für die preußische Politik. Diese macht die unerhörtesten Anstrengungen, die polnischen Landesteile mit deutschen Ansiedlern zu bevölkern. Es ist hier nicht zu erörtern, ob die Gründe der äußern Politik, die zu diesen Anstrengungen treiben, stichhaltig sind, sondern nur darauf hinzuweisen, daß wir soeben den Grund aufgedeckt haben, warum überhaupt Anstrengungen notwendig sind, und warum sie mit Aufwendung von noch so vielen Hundertmillionenfonds keinen durchschlagenden Erfolg haben können. Der Naturtrieb führt den Menschen aus den dichtbewohnten in die dünnbevölkerten oder wüsten Gegenden der Erde, zur allmählichen Beherrschung und Benutzung der ganzen Erdoberfläche und zur persönlichen Aneignung eines Stückchens dieser Fläche. Unter der Leitung

dieses Triebes hat das Menschengeschlecht den größten Teil der Erdoberfläche besiedelt und kultiviert, sind unsre Vorfahren aus dem dichtbevölkerten Westen unsers Vaterlands ostwärts vorgedrungen, haben sie das ostelbische Deutschland und das Deutschland an der mittlern Donau geschaffen; und dieser natürliche Trieb ist wirksam geblieben bis in die sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, wo noch viele mittlere und größere deutsche Landwirte Grundbesitz in den Slawenländern erworben haben. Wäre dieser Trieb auch weiter wirksam geblieben, so würden die Deutschen, bloß durch ihren rationellern Betrieb und ihre wirtschaftliche Überlegenheit, die Slawen aus ihrem Besitz hinausarbeiten, ohne Lärm, ohne Entflammung des beiderseitigen nationalen Fanatismus, ohne Aufwendungen des Staates. Seitdem der Naturtrieb in jenen modernen verkehrt worden ist, hat diese natürliche Entwicklung ihr Ende genommen, und wenn die Volksseele keine Wandlung im Sinne der „Rückständigen“ erfährt, so wird keine politische Kunst die Natur zu ersetzen vermögen. Will die Regierung Ansiedler an einen Ort ziehen, so muß sie dort Gold und Diamanten eingraben und statt der Kirchen und Schulen Theater und Tingeltangel bauen. Heut sind die Romanen, namentlich die Italiener, die unter anderm Argentinien bevölkern, und die Slawen noch die einzigen Menschen unsers Kulturkreises, die an ihrer Scholle kleben, und die Landhunger verspüren. Entwurzelt man die vollends, so bleibt überall in der Welt nur noch der plantagenmäßige Betrieb der Landwirtschaft übrig, und es wird dann unter anderm die Frage entstehn, ob die Fläche der dafür geeigneten Länder für den Nahrungsmittelbedarf der Menschheit hinreichen wird. Um das Fleisch steht es jetzt schon schlimm. In Wien ist es noch teurer als bei uns, und den amerikanischen Viehbestand verwüstet die rücksichtslose kapitalistische Wirtschaft. Aus dem verhungernden Rußland ist natürlich erst recht nichts zu holen.

Nur unter dem Schutze der Manchesterfreiheit, das heißt der Räuberfreiheit, konnte der Kapitalismus die Herrschaft erringen. Der Nordamerikaner hat natürlich auch das laissez faire auf seine Fahne geschrieben, aber, meint Sombart, doktrinär ist er in dieser Beziehung so wenig wie in irgendeiner andern. Nein wirklich nicht! Zwar daß er im Hochschutzzoll mit Rußland wetteifert, muß noch nicht als eine Preisgebung des Grundsatzes angesehen werden; eine große Nation kann die Verkehrsfreiheit im Innern wahren, während sie sich vor Eingriffen des Auslands schützt. Aber eben im Innern würde, wenn es den Gesetzen, die meist bloß auf dem Papier stehn, und dem Willen des Volks nachginge, von dieser Freiheit so gut wie nichts übrig bleiben. Dr. jur. E. Herr legt das dar in dem (bei Gustav Fischer in Jena 1906 erschienenen) Buche: Der Zusammenbruch der Wirtschaftsfreiheit und der Sieg des Staatssozialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika. Der Verfasser beschreibt den großen Wandel im Versicherungswesen, im Bankwesen, im Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln, im

Eisenbahnwesen, im Wasserverkehr, in der Nachrichtenübermittlung, in der Gewerbe- und Arbeitergesetzgebung, in der Kommunalpolitik und belegt seine Darstellung mit dem erforderlichen statistischen und urkundlichen Material. Was den Verkehr dieses kolossalen „Hortes der Freiheit“ mit dem Auslande betrifft, so charakterisieren ihn hinlänglich die zwei Bemerkungen, daß das amerikanische Volk „die nur in Rußland vielleicht ihresgleichen findenden unglaublichen Zollplackereien an seinen Grenzen mit erstaunlichem Gleichmut“ erträgt, und daß man zur Verschärfung des Einwanderungsgesetzes drängt, das jetzt schon grausam wirkt, „uneingedenk des Umstandes, daß die Vereinigten Staaten durch die Einwanderung groß geworden sind“. Es erfüllt sich eben an ihnen die Prophezeiung Hegels, der richtig gesagt hat, die amerikanische Freiheit erkläre sich daraus, daß wenig Leute in einem großen Lande einander nicht hindern und darum gar keinen Staat brauchen. Wachse und verdichte sich dereinst die Bevölkerung, dann werde der Staat, werde eine die Freiheit einschränkende Zwangsorganisation notwendig werden. Vor dritthalb Jahren haben wir geschrieben: „Nur in der Bewegungsfreiheit und in der Fülle natürlicher Güter, die das weite und reiche Nordamerika seinen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch spärlichen Bewohner bot, konnte die lebens- und genußfreudige, durch ihren wilden animalischen Charakter den noch in puritanischen Traditionen befangnen Sinn des Bruder Jonathan beleidigende Poesie Walt Whitmans entstehn.“ Diese zu unserm Thema passende Bemerkung mag es entschuldigen, daß wir an dieser Stelle ein sonst wenig hierher passendes Buch ästhetischen Inhalts anzeigen: Der Yankee-Heiland. Ein Beitrag zur modernen Religionsgeschichte von Eduard Bertz. (Dresden, Carl Reißner, 1906.) Der Dichter der Grashalme ist nach seinem 1892 erfolgten Tode von amerikanischen wie von deutschen Phantasten als der Repräsentant seines Volkes und als der Bringer der neuen „wissenschaftlichen“ Religion gepriesen worden, als der er sich selbst mit naiver Frechheit und unverschämter Reklame dem Publikum empfohlen hatte. Wir teilen den Standpunkt des Eduard Bertz nicht, der sich zum Monismus haeckelscher Art bekennt, empfehlen aber sein Buch, das den neuen Religionsstifter gut charakterisiert und vor seinen Verführungskünsten kräftig warnt.

Carl Jentsch



Zwei Veteranen

Der Begriff des „Modernen“ in der Literatur ist alt, und insbesondre durch das ganze neunzehnte Jahrhundert kann man ihn verfolgen. Die häßliche und undeutsche Bezeichnung „Die Moderne“ aber ist von ziemlich junger Herkunft, aus Frankreich zu uns verpflanzt und durch Mißbrauch noch dümmer geworden. Jetzt freilich hört man das Wort nicht mehr so oft. Die Bewegung, die es deckte, ist verraucht, nachdem sie weithin gewirkt hat. Sie hat sich gemach verbreitert und von ihren Gedanken und ihren Farben überallhin abgegeben. Auf der Bühne spüren wir ihr Walten etwa in dem Unterschiede zwischen den Tendenz- und Familienstücken Paul Lindaus, die in den siebziger und achtziger Jahren den Spielplan beherrschten, und denen von Franz Adam Beyerlein, Otto Ernst und andern, die in den letzten Jahren aufkamen. Von der Stärke des Talents einmal ganz abgesehen, liegt die Verschiedenheit in dem Bemühen der Jüngern, ihre Gestalten natürlicher sprechen zu lassen, ihr Kommen und Gehn zwangloser zu erklären, genau ebenso wie der Unterhaltungsroman — zu seinem Vorteil — wahrhaftiger und echter, auch knapper geworden ist durch den Einfluß der Bewegung (Einfluß ganz wörtlich genommen). Wichtiger und ernster waren die Folgen im Bereich der eigentlichen Poesie. Unsre Lyrik hat an Form und Gehalt gewonnen, das Epos hat in den Schöpfungen Spittelers, der sichs gefallen lassen muß, auch als „infiziert“ genannt zu werden, Liliencrons und Dehmels Meisterhaftes erreicht, und in der Romandichtung haben Schöpfer wie Ricarda Huch, Wilhelm Speck, Carl Hauptmann, Wilhelm von Polenz, Thomas Mann, Gustav Frenssen Werke von dauerhaftem Wert geschaffen, während uns freilich im Drama seit Gerhart Hauptmann kaum eine Hoffnung wieder erblüht ist oder doch noch jede wieder vor dem Ausreifen zerstört wurde. Immerhin werden Namen wie Herbert Eulenberg, dessen „Halben Helden“ ich hervorheben möchte, oder Hugo von Hofmannsthal, trotz seinen dekadenten Anlagen, mit Nachdruck zu nennen sein; Wedekind, über den ich hier vielleicht noch sprechen darf, soll für heute außer Betracht bleiben.

Mancher, der mir bis hierher gefolgt ist, schüttelt jetzt vielleicht den Kopf und meint, daß ich gar zu viel durcheinander würfe. Aber ich glaube doch im Rechte zu sein, so befremdlich auch zunächst etwa die romantische Ricarda Huch und der realistische Wilhelm von Polenz nebeneinander wirken. Man darf nicht vergessen, daß die naturalistische Bewegung, mit der dieser ganze jüngste Abschnitt unsrer Literaturgeschichte begann, eben nur ein Teil, ein Anfang war.

Wenn wir den Verlauf des Prozesses rückgewandt überblicken, finden wir, daß weder Naturalismus noch Symbolismus oder Neuromantik als Bezeichnungen für den Kern und Inhalt der Entwicklung ausreichen, sondern daß wir zusammenfassend nur das, freilich auch fremdländische, aber unübersetzbare Wort „Impressionismus" brauchen können. Dann ordnet sich die wirre Fülle der Gestalter und Gestalten sofort ein. Die Vorzüge der schlagkräftigen, bildhaften Lyrik Detlevs von Liliencron sind genau so impressionistisch wie die Mängel von Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer"; an dem Riesenstoff, den der Dichter zwingen wollte, rang er sich, bei allem Gelingen in prachtvollen Einzelheiten, wund, weil er sich eben in diese Einzelheiten immer wieder verlor und eine beherrschende Gestalt nicht in die bewegten, mosaikartig anmutenden Bilder hineinstellte. Und wenn man an der Verwandtschaft Wilhelm Specks oder Gustav Frenssens in seinen schönen, ältern Sachen mit der Zeit zweifelt, so sei daran erinnert, wie viel der „Jörn Uhl" Hermann Sudermann zu danken hat, und wie doch bei Speck Dostojewski hier und da durch das deutsche Gewand leise mahnend greift. Freilich wollen wir ja nicht vergessen, daß gerade die tiefsten und reifsten Werke der Gegenwart nicht nur ihrer Zeit verpflichtet sind — wann wäre das auch bei den Besten je der Fall gewesen? —, sondern daß ihre Wurzeln sehr viel weiter zurückreichen, zum mindesten in die große Zeit der poetischen Realisten in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangnen Säkulums.

Die äußere Bewegung mit ihrer Streitsucht und ihren Menschlichkeiten ist, wie ich das erst in meinem letzten Grenzbotenaufsatz ausgeführt habe, vorüber. Die Generation, mit der sie begann, hat schon mehr als einen Toten begraben müssen und steht heute im allgemeinen auf der Mittagshöhe des Lebens, in den vierzigen. Man kann Anfang und Ende der „Moderne" ohne Zwang auf zwei äußere Ereignisse legen, zwei Feiern, in denen sich aussprach, was damals weithin empfunden wurde. Ich meine Theodor Fontanes siebzigsten Geburtstag um die Wende von 1889 und 1890 und Wilhelm Raabes im September 1901. Das Fontanefest brachte das seltene Schauspiel, daß ein greiser Poet, der trotz hinreißenden und volkstümlich gewordnen Schöpfungen lange wenig beachtet in der Ecke stand, nach seinem eignen Wort von der Jugend auf den Schild erhoben wurde. Der preußische Balladendichter des Tunnels über der Spree, der Nachfahr Strachwitzens, der Wanderer durch die Mark wurde als der Erzähler Berliner Lebens anerkannt, in dem die Jungen Blut von ihrem Blut spürten. Der Ruhm, den Adolf Stern und andre vergeblich für Theodor Fontane zu erkämpfen gestrebt hatten, fiel ihm als Kranz auf das greise Haupt, aus dem so jugendliche Augen blickten. Und kam er von andrer Seite, als von wo der Dichter ihn sich erwartet und auch wohl erhofft hatte — er war doch da; und es war hübsch, wie inmitten des allgemeinen Sturms gegen überkommne Scheingröße und leider auch gegen echtes Verdienst hier einem der Alten Blumen und Ehren gestreut wurden. Auch Wilhelm Raabe nahte am

siebzigsten Geburtstag die Genugtuung für noch weit schlimmere Verfehlung des deutschen Volks in einem vollen Menschenalter. Und sie kam von allen Seiten, von allen Generationen, von allen Richtungen her. Denn dieses Fest drückte klar aus, daß durch den leidenschaftlichen Kampf hindurch man sich dahin zurückgefunden hatte, wo fast ungeahnte, sicherlich nicht genug bewertete Schätze lagen. Ganz richtig stellt Wilhelm Brandes diese begeisterte Liebeserklärung für Wilhelm Raabe in Parallele mit dem Vorgang, daß in wenigen Jahren Friedrich Hebbel und Otto Ludwig zu Klassikern emporwuchsen, zwei Dichter, von denen noch die Schulweisheit der achtziger Jahre weniger wußte als von Heine und Eichendorff, ja als von Gutzkow oder Dahn.

Von Wilhelm Raabe, der inzwischen auch den fünfundsiebzigsten Geburtstag frisch überstanden hat, kannte das Lesepublikum, kannten aber auch viele ernstere Literaturfreunde jahrzehntelang nur die „Chronik der Sperlingsgasse“ und den „Hungerpastor“. Die „Chronik“ erschien im Jahre 1857, und über die zweite Auflage schrieb Friedrich Hebbel in die Leipziger Illustrierte Zeitung folgendes: „Eine vortreffliche Ouverture, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Pauls und Hoffmanns einmal wieder angeschlagen werden, aber es muß nicht bei Gefühlsergüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt.“ Hebbel also, in dem wir ja von Jahr zu Jahr mehr nicht nur den großen, seine Zeit weit überragenden Dichter, sondern auch den tiefen und feinen Beurteiler verehren, spürte die Klaue des Löwen. Das Publikum aber verlangte in gewohnter Weise immer weiter Ouverturen! Die Opern erschienen — aber sie drangen nicht durch, kamen der Nation so wenig zum Bewußtsein, daß sogar einer der treusten Raabeverehrer, Adolf Stern, noch 1888 in seiner Geschichte der Weltliteratur den „Schüdderump“ nicht einmal erwähnte. Gewiß hat auch, wer die „Chronik“ und den „Hungerpastor“ vollendete, Anspruch auf Ruhm und Beachtung — den größten Geistern deutscher Art tritt Wilhelm Raabe doch erst hinzu mit der Reihe innerlich reicher, aus dem Grunde geschöpfter Dichtungen vom „Abu Telfan“ bis zu den „Akten des Vogelsangs“. Ich frage nun jeden, der auch nur einige dieser Werke, zu denen ich insbesondre auch die „Leute aus dem Walde“, „Drei Federn“ und „Unruhige Gäste“ (samt „Im wilden Mann“) rechne — ich frage jeden, der solche Gaben zu seinem besten geistigen Besitz zählt: Was fesselt dich am stärksten in diesen Bänden? Die Fülle der Weisheit, die ein ruhiger Verschwender über dich hinstreut? Die trotz scheinbaren Abirrungen immer wieder klar hervortretende Stileinheit, die am Ende gerade da Halt macht, wo der Herzenstakt einem echten Dichter die Feder zum Stillstand zwingt? Ich meine, mehr als dies wird bei den meisten das eine sich in lebendiger Wirkung immer erneuen: die Gestalten dieser Dichtungen werden als Persönlichkeiten unsers eignen Lebens uns immer näher sein, wir werden uns immer mehr nach ihrem Umgang zurücksehnen. Wer einmal im Herrenhaus und im Siechenhaus zu Krodebeck oder

in der Apotheke zum Wilden Mann im Harz daheim gewesen ist, der sehnt sich zurück. Es ist, als ob umgekehrt Hebbels Kritik eine Ouverture gewesen sei: „es muß auch zu Gestalten kommen". Es ist zu Gestalten gekommen. Niemand bei Raabe, ob er vielleicht auch einen symbolischen Namen führe, ist eine bloße Abstraktion, die Kleider trägt. Vom Bürgermeister Seneca zu Wanza an der Wipper bis zum Velten Andres und der Witwe Mungo im Vogelsang — Menschen!

Da liegt denn auch die Antwort auf die Frage, warum die moderne Bewegung bei dem gesunden und besonders bei dem seines Deutschtums sich ernst und verantwortungsvoll bewußten Teil der ganzen Generation in eine Art Schilderhebung Raabes mündete. Alles, was man so lange suchte, ein wahres, unverkritzeltes Bild des deutschen Menschen mit seinen großen Gaben und auch mit seinen großen und kleinen Fehlern: hier war es. Und hier gab es einer aus der Quelle, die wie ein Wunderwasser nichts herunterwäscht, was nur den Sonntagsstaat beeinträchtigt, die aber alles fortwischt, was die Seele vor Gott nicht halten kann. Diese Quelle heißt Humor. Es war der große Humor, der den Witz nicht scheut, aber nicht im Witz verpufft und endet. Das jüngste Deutschland hatte ihn so wenig finden können wie seinerzeit das junge. Zuerst bei Fontane und Keller, dann bei Raabe hatte es ihn gefunden. Dasselbe Geschlecht, das nach dem Jungen Deutschland (das, wie Treitschke boshaft sagt, wie lucus a non lucendo so genannt wurde) von den Zeitgenossen mißverstanden oder nicht gehört, die große Kunst des poetischen Realismus schuf, konnte jetzt, nach vierzig Jahren, noch mit Kraft und Leben eine ganz neue Generation bezwingen. Daß uns Henrik Ibsen am Ende zu Friedrich Hebbel führte, und wir nun erst recht die „Nibelungen" und „Herodes und Mariamne" als nationales Erbgut antreten, daß uns Raabe gewissermaßen noch einmal geschenkt wurde und heute (ich beobachte es immer wieder) auf viele wie eine neue große Entdeckung wirkt — das sind Zeichen einer Lebenskraft, die wohl auch den neuesten Schotten oder Russen überdauern wird, mit dem die Helden der Sensation uns vermutlich bald bedenken werden.

Vor Übertreibungen wollen wir uns freilich hüten. Noch ist Raabe dem deutschen Volke lange nicht genug bekannt, wenn er auch nach seinem eignen Ausdruck „das allervornehmste Publikum, was das deutsche Volk gegenwärtig aufzuweisen hat", zu den Liebhabern seiner besten Bücher zählt. Nicht nur die ewig Morgigen, deren Gier nach neuen, möglichst nach ausländischen Sensationen ich oben anrührte, mögen ihn nicht — das soll uns gleich sein. Auch unter den andern, die ihn lieben könnten, sind ihm längst nicht alle gewonnen. Er ist beileibe nicht nur für die Stillen im Lande. Er hat nach Adolf Sterns gutem Wort „eigne Maßstäbe für das deutsche Leben", und zwar, wie ich hinzusetzen möchte, für das ganze deutsche Leben. Wie er die Vergangenheit so oft farbig wieder belebt hat, ist er der Gegenwart Führer und weist noch lange in die Zukunft hinein. Ist die liebste Heimat seiner Gestalten am Harz und am Solling, so

ist sein Horizont doch weit genug, um das ganze Land und darüber hinaus die Welt, Gassen und Sterne zu umspannen. Wer nur die „Chronik" und den „Hungerpastor" kennt, der lese jetzt etwa den „Horacker", das „Horn von Wanza", den „Deutschen Adel", die „Leute aus dem Walde", und dann wird er den „Schüdderump", für mich die Krone unter Raabes Dichtungen, liebgewinnen und nicht wieder missen wollen.*)

In seinem jüngsten Roman „Crone Stäudlin" läßt Paul Heyse einen Maler alter Schule einmal sagen: „Seht, Freund, darum passe ich nicht mehr in diese Zeit, in der alles auf Stimmung aus ist, von Form und klarer Gliederung niemand was wissen will, je zerflossener und verduftender alle Umrisse desto besser. Diese Tendenz der marklosen Auflösung geht eben durch die Welt, und ich lasse die Welt laufen, wies Gott gefällt. Nur soll man mir das Recht nicht bestreiten, meine »Impressionen« vom Festen und Klaren und Organischen zu empfangen, wie ichs in meinem gelobten Lande erlebe."**) Da haben wir wieder den Impressionismus, von dem auch diese Betrachtung ausging, und ich gehe kaum fehl, wenn ich in diesen Malerworten ein Bekenntnis des Dichters Heyse sehe; ja ich möchte meinen, mit um unerschrocken dies zu sagen, hat der Roman seinen Weg in die Welt angetreten. Auch früher schon hat ja Paul Heyse seiner Gegnerschaft gegen die Moderne kein Hehl gehabt, und wenn Raabe stillschwieg, hat er, besonders im „Merlin", scharfe Waffen geschleudert. Freilich hatte man ihn auch in der ersten Zeit so undankbar, so abschätzig behandelt wie wenige — vielleicht deshalb, weil er so viele Erfolge gehabt hatte, von der Gunst eines großen Publikums seit vielen Jahren getragen war. Heyse ist einer der wenigen Dichter, denen so frühe Gunst zufiel und verblieb. Und seiner allgemeinen Geltung konnte auch der Sturm und Drang nicht viel anhaben. So möchte es scheinen, als ob an ihm nichts gut zu machen wäre, als ob man ihn immer und heut richtig eingeschätzt habe.

Dennoch ist dem nach meinem Gefühl nicht so. Heyse der Novellist, so tönte und tönt es unaufhörlich. Und wer, der für die konzentrierte Form der Novelle in ihrer besondern ästhetischen Artung Sinn hat, wird dies Urteil nicht unterschreiben, das in der Prägung jener Formel liegt. Da werden „Unvergeßbare Worte" wach, der letzte Centaur trabt einher, und Frauengestalten von holdestem Reiz treten uns vor die Sinne. In einer durch Schönheit und

---

*) Ich benutze die Gelegenheit, um auf die fein abwägende und von herzlicher Liebe erfüllte Schrift Hans Hoffmanns über Wilhelm Raabe hinzuweisen, die soeben bei Schuster & Löffler in Berlin und Leipzig erschienen ist (Die Dichtung, Band 44).

**) Man vergleiche damit auch folgende Stelle in einem Heysischen Briefe an Moritz Lazarus: „Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, auch das Häßliche in seiner bösesten Gestalt, der reine Sieg des Tierischen über das Menschliche, müsse wenigstens einmal sich geltend machen, um das Weltbild zu komplettieren. Nun bin ich aber zu der Überzeugung zurückgekehrt, die immer meiner Natur gemäß war, daß es genug sei, daran zu erinnern, ohne es zu zeigen." (M. Lazarus Lebenserinnerungen, S. 74.)

feinstes Sprachgefühl gebändigten Form führen sie ihr Leben. Und obwohl sie vom „Festen und Klaren und Organischen" empfangen sind, geben diese Dichtungen doch auch Stimmungen, die durch die bloße Erinnerung wieder heraufbeschworen werden. Wer der schönen Abigail gedenkt, von der in der „Geisterstunde" erzählt wird, der fühlt noch einmal die Schauer des Kirchhofs nach, und in der Rückbesinnung auf den „Verlorenen Sohn" treten mit den Gestalten die Schwere, der Seelendruck, den die wissende Mutter trägt, wieder zu uns.

Nun aber nehme man, so vorbereitet oder nicht, Heyses Lyrik zur Hand und versuche hier dem eigensten Ton des Dichters nachzugehn. Wer nach den landläufigen Anthologien, auch den besten, urteilt, kommt freilich nicht zum Ziel. Aber wer die „Gedichte" genießt, der wird bezwungen werden von einer Persönlichkeit, die im Schmerz zu menschlichem Adel von seltener Reinheit aufsteigt. Heyses Kindertotenlieder haben in unsrer Lyrik ihresgleichen nicht. Herzblut strömt hinter dem klaren Gewande einer unübertrefflich sichern und schönen Form, und wieder einmal lehrt ein Großer hier die Ethik des äußern Stils, der dem innern Gehalt genau entsprechen muß.*) Und es sind ja nicht die Kindertotenlieder allein, die Heyses Lyrik einen eignen Platz geben und sie diesen Platz behaupten lassen, auch nachdem wir unleugbar an lyrischen Kleinodien reicher geworden sind als je zuvor.

Auch bei Raabe und gerade bei Raabe entsprechen sich Form und Inhalt ja, wie wir sahen, genau. Und da sich in der äußern Darstellung größere Gegensätze schwer finden lassen werden als Raabe und Heyse, so wird ja wohl auch das, was darin steckt, verschieden genug sein. Gewiß. Wie die Reinheit und Zartheit der Heysischen Gestaltung jedem offen daliegt, so sind es auch immer wieder Menschen von hoher Schönheit, von klarem Adel, die er uns ins Heiligtum stellen will. Es sind in all seinen Meisterarbeiten (da er viel mehr geschrieben hat, gab er auch mehr Sachen zweiten Ranges als Raabe) Menschen von Fleisch und Blut. Aber es sind nicht die Menschen, die Raabe sich aufsucht und in seine oft so barock aussehenden Gewänder kleidet. Heyse gibt uns so oft holdselig klare Frauen, die noch, wenn sie sich verlieren, Grazie retten und wahren — Raabe sucht sich die Knubben und Knorren, die unscheinbar aussehen und sich dann allgemach als Menschen mit einem festen Sinn, als stille Helden eines geprüften Herzens entpuppen. Daß jeder sein Reich kennt und ausfüllt, das gibt ihnen beiden das Recht, von uns zu fordern: meßt uns gefälligst an unsern eignen Maßen. Und es legt uns die Pflicht auf, so zu handeln. Wir dürfen nicht verlangen, daß Heyse etwa den Zwerg und den Riesen in „Grenzen der Menschheit" in die Pracht Raabescher Humore kleide —

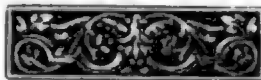
*) Ich freue mich, in Eduard Engels „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart", die soeben bei G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien erschienen ist, Heyses selten gewürdigte Lyrik ganz besonders hervorgehoben zu finden.

und wir können nicht erwarten, daß Raabe seine zarte Phöbe in den „Unruhigen Gästen“ uns so hinstelle, wie Heyse das mit einer solchen Frauenfigur getan hätte.

Warum aber, ergeht jetzt des Lesers Frage an mich, stellt er diese beiden hier zusammen hin? Den Meisterübersetzer, dem als dem besten deutschen Stilisten der Gegenwart Wustmann die „Sprachdummheiten“ gewidmet hat, und den Alten von Braunschweig, der unbekümmert „welcher“ und „der letztere“ schreibt, wo ers richtig findet? Nur weil der eine 1830, der andre 1831 geboren wurde und beide nun Altmeisterehren genießen?

Nein, deshalb nicht. Sondern weil sich mir in diesen beiden ersten Meistern unter unsern Alten so recht die Vielseitigkeit des deutschen Geistes zu verkörpern scheint. Sind wir die ewige Sucherei nach „Richtungen“ und den Zwang zum Schlagwort der Zeit, das oft nur das Schlagwort der Saison war, losgeworden, so wollen wir uns von ganzer Seele freuen, daß solcher Reichtum unser ist. Und wir wollen ihn noch einmal und noch einmal erwerben, um ihn ganz zu besitzen. An Wilhelm Raabes siebzigstem Geburtstage überreichten wir ihm ein Album, das dreihundert Widmungen deutscher Dichter und Schriftsteller enthielt. Zu oberst lag eine „Liebeserklärung“ von Paul Heyse. Über Unterschiede des Temperaments, der Weltanschauung, des Stils grüßte der Dichter den Dichter. Und über den Unterschied der Generationen hin neigen wir uns vor den erlauchten und geliebten Dichtern Wilhelm Raabe und Paul Heyse.

Heinrich Spiero



Eine Ferienfahrt nach Brasilien

Von Präsident Dr. Egon Kelch

5

Wenngleich wir im ganzen nur fünf Tage im Innern gewesen waren, so hat die Reise meinen Gesichtskreis doch wesentlich erweitert. Wir hatten noch eine weitere Einladung von einem Herrn Francisco Schmidt erhalten, der hinter der Station Rio Preto die größte Kaffeefacenda Brasiliens und vielleicht der Erde mit einem Bestande von fünf Millionen Bäumen besitzt. Leider konnten wir dieser Einladung nicht Folge leisten, weil allein die Hin- und Rückfahrt je vierzehn Eisenbahnstunden verlangt hätte, und unser eigentlicher Reisezweck dabei allzusehr in den Hintergrund getreten wäre.

Ich habe, die Tage in Bahia und Rio mitgerechnet, genau vier Wochen in Mittelbrasilien zugebracht und bin selbstverständlich weit entfernt, mir nach so kurzer Zeit ein abgeschlossenes Urteil über Land und Leute anzumaßen. Immerhin hat es sich für mich günstig gefügt, daß ich durch einen vielseitigen

Verkehr mit Männern und Familien von verschiedner Auffassung und Lebensstellung Gelegenheit gehabt habe, alle möglichen Ansichten zu hören und gegeneinander abzuwägen und dadurch mein Auge für die eignen Beobachtungen zu schärfen.

Vergleicht man die deutschen und die brasilianischen Zustände im allgemeinen, so kann selbstverständlich kein Zweifel darüber sein, welche von beiden den Vorzug verdienen. Was der Deutsche in Brasilien besonders schätzt, ist das Gefühl größerer persönlicher Freiheit. Die Bevormundung ist nicht so weit ausgedehnt wie bei uns, und man lernt einsehen, daß es auch so geht. Bei Gelegenheit erkundigte ich mich, wie diese oder jene minder wichtigen Angelegenheiten, mit denen sich die deutschen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden oft in der mühseligsten Arbeit beschäftigen müssen, in Brasilien geregelt wären. Wenn ich dann erfuhr, daß Staat und Behörden auf jede Einmischung verzichten, und sah, daß die Zustände trotzdem befriedigend waren, so fragte ich mich, ob wir uns nicht wenigstens in manchen Beziehungen ein Beispiel daran nehmen sollten.

Von der Bevölkerung interessierte mich natürlich am meisten der deutsche Teil. Während nach den drei Südstaaten Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul viele deutsche Ackerbauer auswandern, die sich dort ansiedeln, wenden sich nach Mittelbrasilien deutsche Auswandrer im engern Sinne des Wortes überhaupt nicht oder doch nur in seltnen Fällen. Die Deutschen in Mittelbrasilien sind meist Kaufleute oder Gewerbetreibende, die entweder auf eine mehr oder weniger im voraus bestimmte Zeit, oder zwar auf unbestimmte Zeit, aber doch nicht für immer dorthin gehn. Manchen glückt es freilich nicht so, wie sie gehofft hatten, und sie müssen schließlich wohl oder übel zeitlebens in Brasilien bleiben. Aber ihr ganzes Streben ist nur darauf gerichtet, Geld zu erwerben, um später in Deutschland davon zu leben. Herr Müller in Carioba machte hierin und auch in andrer Hinsicht eine Ausnahme. Im allgemeinen dreht sich für die Deutschen im Staate São Paulo, und besonders in Santos, alles um den Kaffeehandel und das, was damit in Zusammenhang steht, wie Ernteaussichten, Geldkurs, Welthandelspreise, Frachtsätze, Schiffahrt, in der letzten Zeit auch noch die Ausführung eines Gesetzes, das die Neuanlage von Kaffeeanpflanzungen im Interesse des Kaffeepreises untersagt. Für die politischen und die kommunalen Zustände haben sie keinen Sinn, sie nehmen sie hin, wie sie sind, üben unter sich allenfalls scharfe Kritik an ihnen, suchen sich aber in keiner Weise an ihrer Ausgestaltung zu beteiligen. Mir ist es begegnet, daß ein seit langen Jahren in Brasilien wohnender deutscher Kaufmann, der über die wirtschaftlichen Verhältnisse recht gut Bescheid wußte, den Namen des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Brasilien nicht zu nennen vermochte. So ist es gekommen, daß die Deutschen, obgleich sie persönlich fast durchweg geachtet sind und in angesehenen oder sogar hervorragenden Stellungen leben, doch keinen ihrer Bedeutung auch nur annähernd entsprechenden Einfluß auf die Verwaltung und die Gesetzgebung des Landes ausüben. Es ist dies zweifellos

in vielen Beziehungen äußerst bedauerlich. Denn jedem, der auch nur kurze Zeit in Brasilien weilt, wird sich die Überzeugung aufdrängen, daß dem Lande, soweit nicht innere Wirren störend dazwischentreten sollten, eine große Zukunft bevorsteht. Durch Klima, Fruchtbarkeit und Bodenschätze aller Art ist es so bevorzugt, daß eine günstige Entwicklung gar nicht ausbleiben kann, obwohl es der führende Teil der Bevölkerung, der Brasilianer portugiesischer Abstammung, sehr an sich herankommen läßt.

Schon auf dem Schiffe war mir gesagt worden, daß ich bald kennen lernen würde, was Paciencia heißt. Und in der Tat, beim größten wie beim kleinsten Geschäft, immer hört man: Tenha um pouco de paciencia — Gedulden Sie sich ein wenig! Zu einzelnen großen Werken, wie sie in Rio und Santos geschaffen worden sind, vermag sich der Brasilianer, der Not gehorchend, wohl aufzuraffen, aber im täglichen Leben fehlt es ihm nicht nur an Tatkraft, sondern auch an Ausdauer, Stetigkeit, Sorgsamkeit und Ordnungssinn. Das merkt man auf der Straße, in den Haushaltungen, in den Höfen und in den Gärten, in den Geschäften und in den Werkstätten, auf den Schiffen, überall. In verkehrsreichen Straßen, deren Pflaster im wesentlichen ganz leidlich ist, findet man oft vereinzelte tiefe Löcher, ja wirkliche Gruben, deren Ausfüllung nur wenig Mühe und Kosten verursachen würde, aber niemand denkt daran, es zu tun, obgleich fort und fort für die Fuhrwerke die größten Schwierigkeiten entstehn. Zwei von den modernen Geschützen in der Strandbatterie bei Santos waren tief in den Erdboden eingesunken; so lagen sie vor den Augen der in der Festung stationierten Offiziere am ersten Tage meiner Anwesenheit, so lagen sie am letzten Tage, und so werden sie übers Jahr auch noch liegen, wenn nicht etwa zufällig inzwischen eine Schießübung abgehalten werden sollte. Ähnliche Beispiele könnte ich in großer Zahl anführen.

Namentlich die Frauen sind schlaff und träge, daher mag es auch kommen, daß sie schon gegen Ende der zwanziger Jahre recht stark werden.

Auf der andern Seite ist der Brasilianer als Südländer ein leidenschaftlicher Mensch. Besonders bezeichnend für ihn ist seine Neigung für Spekulation und Spiel. Gestern war jemand reich, heute ist er arm und verschuldet, und morgen ist er wieder reich, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht wird. Ein förmliches Konkursverfahren scheint nicht zu existieren oder doch nur selten eingeleitet zu werden. Wenigstens ist mir in der kurzen Zeit meines Aufenthalts eine ganze Reihe von Fällen bekannt geworden, wo Bankerotteure von ihren Gläubigern in keiner Weise behelligt, vielmehr ruhig in ihren schönen Besitztümern belassen wurden. Man bezahlt einfach nicht und macht unbekümmert um die alten Verbindlichkeiten neue Geschäfte; nicht selten sind die Gläubiger dabei noch behilflich, weil sich ihnen dadurch eine wenn auch nur schwache Aussicht auf künftige Schadloshaltung eröffnet.

Hasardspiele werden in den Hotels, Kuranstalten, Klubs und auch in Privatzirkeln ganz offenkundig veranstaltet, und jede Art von Lotterie findet

ihr Spielerpublikum. Die Straßenhändler, die Zuckerwerk und dergleichen feilhalten, führen Roulettes bei sich und machen damit ein gutes Geschäft. Häufig liest man in den Zeitungen, daß jemand, der einen Gegenstand, zum Beispiel eine gebrauchte Nähmaschine veräußern will, zu diesem Behuf eine Rifa (Verlosung) veranstaltet; meist soll der Gesamtkaufpreis für die Lose ganz unverhältnismäßig höher sein als der Wert der Sache, ohne daß jedoch die Kauflustigen daran Anstoß nehmen. Lotterielose werden in den Privathäusern, auf der Straße, in den öffentlichen Lokalen, auf den Bahnhöfen, ja sogar während der Fahrt in den Bonds und auf der Eisenbahn zum Kauf angeboten. Die Staatslotterie in Rio hat überall ihre Agenturen und setzt ihre Lose flott ab; sie genügt aber, obgleich täglich eine Ziehung stattfindet, dem Spielbedürfnis der Bevölkerung bei weitem nicht, vielleicht weil die niedrigsten Einsätze für den minder begüterten Teil der Bevölkerung noch zu hoch sind. Deshalb hat sich in den größern Städten eine zwar verbotne, aber gleichwohl in voller Öffentlichkeit betriebne Privatlotterie, die sogenannte Bicho- (Tier-) Lotterie mit sehr niedrigen Mindestsätzen eingebürgert. Der Name stammt daher, daß die Nummern dieser Lotterie ein für allemal mit den Namen bestimmter Tiere in Verbindung gebracht sind, so bedeutet vielleicht Nr. 13 Esel, Nr. 17 Schlange usw. Um nun nicht selbst Ziehungen veranstalten zu müssen, die wohl bald allgemeinem Mißtrauen begegnen würden, machen sich die Unternehmer der Bicholotterie die Ziehungen der Staatslotterie insofern zunutze, als sie die letzten beiden Ziffern der täglich in der Mittagsstunde von Rio aus überall hin telegraphierten Nummer des Hauptgewinnloses auch für ihre Lotterie entscheidend sein lassen. Wird zum Beispiel von Rio aus die Nummer 4313 gemeldet, so haben die, die auf Esel gesetzt haben, gewonnen, während die andern verloren haben. Die Einzelheiten sind mir nicht gegenwärtig, ich erinnere mich nur, daß nach dem Spielplan die Gewinnaussichten der Spielerschaft und der Unternehmer in dem Verhältnis von vier zu fünf stehn sollen. Sehr klug war es von den Unternehmern, daß sie ihre Lotterie auf die Tiernamen gegründet haben, denn dadurch sind dem Aberglauben, der wie bei jedem Spiel so auch bei dieser Lotterie die wunderbarsten Blüten treibt, alle Wege geöffnet, und die Leidenschaft wird täglich von neuem angefacht. Wer einem Tier unter irgendwelchen besondern Umständen begegnet oder gar ein etwas ungewöhnliches Erlebnis mit einem Tiere hat, hält das für einen Fingerzeig des Geschicks und setzt gemäß diesem Palpito (Herzschlag, Ahnung) in der Lotterie. Als wir auf der Ilha Porchat waren und von dem Besitzer vor dem Betreten des obern Plateaus gewarnt wurden, weil wir dort einem wütenden Stiere begegnen könnten, erklärte die uns begleitende Dame sofort, das sei ein vorzügliches Palpito, und die Stiernummer werde sicher gewinnen. Ob es eingetreten ist, weiß ich nicht, dagegen entsinne ich mich eines andern Falles, wo das Palpito sich wirklich bewährt hat. Ein mir bekannter Schiffsarzt, der durch irgendeinen Vorfall zu dem Ausrufe „Schweinehund“ veranlaßt worden war, erkannte hierin ein Palpito, setzte

auf beide Bestandteile des zusammengesetzten Wortes, und siehe, das Schwein gewann. Wer zu sich selbst kein Vertrauen hat, folgt den Palpitos andrer; manche Lokalblätter bringen im Interesse ihrer Leser regelmäßig die Palpitos von bewährten Seherinnen, der Senhora Joanninha X oder der Senhora Antonia Y für die Ziehung des nächsten Tages. Mit Spannung wird an jedem Mittag die Depesche aus Rio von größern Menschenmengen in und vor den Lotteriekontoren erwartet; die Nummer wird laut ausgerufen und auch den Bondführern mitgeteilt, die sie ihrerseits den Harrenden in den entlegnern Stadtteilen und Vororten bekannt geben. Die Summen, die auf diese Weise von kleinern Handwerkern, Arbeitern und Dienstboten vergeudet werden, sind zweifellos sehr bedeutend. Aber so lange der Brasilianer noch einen Nickel für die Bicholotterie in der Tasche hat, wird er sich von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft getragen fühlen.

Die Heimreise

Als wir am 17. August unser liebes Häuschen in São Vicente verließen und Menschen und Tieren Lebewohl sagten, wären wir recht, recht gern noch geblieben. Eine kleine Überraschung gab es noch in der Agentur: jeder von uns mußte 30 Milreis = 45 Mark Fahrscheinsteuer entrichten, damit der Staat Brasilien uns ziehn ließ. Die Steuerkommission des Reichstags möge daraus ersehen, wie wenig blöde andre Staaten in der Ausnutzung von Steuerquellen sind.

Der Abschied auf dem Schiffe war nicht leicht, namentlich Mutter und Sohn wurde es schwer ums Herz, weil das nächste Wiedersehen doch gar zu sehr im Ungewissen lag. Aber es mußte doch sein. Noch lange suchten unsre Blicke die weiße Gestalt, die vom Kai aus mit dem Tuche winkte, dann machte das Schiff eine Schwenkung, und Santos war nicht mehr zu sehen.

Der nächste Tag wurde in Rio zugebracht und für den Corcovado verwandt. Das Wetter war ebenso günstig wie bei der ersten Besteigung, und ich hatte die Genugtuung, daß meine Angehörigen, die noch nicht auf dem Gipfel gewesen waren, meine begeisterten Schilderungen in keiner Weise übertrieben fanden.

Am 22. August waren wir in Bahia und genossen die Gastfreundschaft des russischen Konsuls Schröder. Eine Bondfahrt durch die Stadt unterbrachen wir bei der Pension Bellevue. Jedem Fremden möchte ich den Besuch des Pensionsgartens, von dem aus sich eine wunderschöne Aussicht über die Bai hinweg nach dem Kap São Antonio und der Kirche desselben Namens bietet, auf das dringendste empfehlen.

In Bahia hatten uns einige brasilianische Passagiere verlassen. Seitdem waren wir nur noch sechs Kajütpassagiere: außer uns dreien ein erst vor kurzem getrautes Ehepaar, der Mann ein deutscher Schiffsoffizier, die Frau eine noch nicht ganz sechzehnjährige Brasilianerin, sowie ein junger deutscher Kaufmann,

der von einer für das väterliche Geschäft unternommnen Weltreise nach Hause zurückkehrte und anschaulich über das Erlebte und das Gesehene zu erzählen wußte. Die Herren von der Dania, Kapitän Bonath an der Spitze, standen ihren Kameraden vom Prinz Sigismund in keiner Hinsicht nach, sodaß sich das Leben sehr gemütlich gestaltete, und sich wohl jeder bald wie in einem größern Familienhaushalt fühlte. Hierin änderte sich auch nichts, als in Lissabon noch ein westfälischer Großindustrieller mit seiner Gattin und ein portugiesischer Kaufmann hinzukamen. Die Tage verbrachten wir in derselben Art wie während der Ausreise. Eine nette Unterhaltung hatten wir durch eine Schar von Kindern aus dem Zwischendeck, die durch ihre übermütig fröhlichen Spiele auch den ärgsten Hypochonder zum Lachen gebracht hätten. Auch die Beschäftigung mit der an Bord untergebrachten Menagerie, die aus einem für den Zoologischen Garten in Hamburg bestimmten ausgewachsenen Jaguar, einigen Affen und vielen Papageien bestand, nahm täglich einige Zeit in Anspruch. Spaßhaft war die Schlauheit und die Behendigkeit der kleinen Affen, wenn sie — zum Zwecke der Bewegung ins Freie gebracht — ihren als sichersten Hort betrachteten Käfig wiederzugewinnen trachteten, und ebenso waren der Ernst und der Eifer der Papageien belustigend, wenn sie, die bisher nur portugiesische Worte sprechen konnten, ihre Zungen allmählich an deutsche Laute zu gewöhnen suchten. Einige Krankheits- und Todesfälle unter den Tieren erregten allgemeine Teilnahme.

Über das Schiff selbst und den Dienst konnte ich mich unter den obwaltenden Umständen viel eingehender unterrichten, als es mir auf einem größern Schiff mit zahlreichern Passagieren möglich gewesen wäre. Oben auf der Kommandobrücke und unten in den Schiffsräumen nahm vieles für mich wieder Gestalt und Leben an, was mir vor Jahren in frühern amtlichen Stellungen vertraut geworden war. Einen Begriff von den Verhältnissen auf der Dania wird die Angabe erwecken, daß die Besatzung mit den Offizieren 56 Köpfe stark war, von denen 20 auf das Deckpersonal, 21 auf das Maschinenpersonal und 15 auf das Küchen- und Stewardpersonal entfielen, und daß die Ladung mit den in Lissabon eingenommnen Gütern aus 44000 Sack Kaffee, 4000 Sack Kleie, 240 Sack Gummi, 1000 Sack Kakao, 400 Ballen = 78000 Kilo Kork, 15 Faß Wein und 300 Kisten (zu je 15 Kilo) Weintrauben bestand. Der Zahlmeister teilte mir mit, daß sich die Fracht- und Passageeinnahmen der Aus- und der Heimreise zusammen auf 250000 Mark beliefen, denen außer den sonstigen Betriebskosten die Hauptausgabe von 40000 Mark für Kohlen gegenüberstand.

Die Verbrecherinsel Fernando Noronha passierten wir wiederum bei Tage und in so geringer Entfernung, daß wir uns mit der Signalstation verständigen konnten. Von der Sonnenfinsternis am 30. August ist nichts weiter zu berichten, als daß wir sie durch die vom Kapitän hergerichteten Gläser gut beobachten konnten. Vor Madeira langten wir am Morgen des 3. September, eines Sonntags, an. Weil die Dania Kohlen einnehmen mußte, hatten wir viel Zeit und konnten oben vom Hotel Belmonte aus einen längern Spaziergang in ein

mir noch nicht bekanntes wildes Gebirgstal unternehmen und der gerade stattfindenden Feier des Kirchweihfestes als Zuschauer beiwohnen. Die Bergkirche war reizend geschmückt, und zwar nur mit Fahnen, Lampions, Palmenwedeln, Laubwerk, Koniferenzweigen und sehr vielen Blumen, unter Vermeidung alles nichtigen Beiwerks, wie es anderwärts beliebt ist; namentlich waren auffallend schöne und große Exemplare von Hortensien in sehr dekorativer Weise verwandt worden. Das Treiben des aus Anlaß der Kirmes zusammengeströmten Volks war lebhaft, aber durchaus gesittet. Für unsre Anschauungen war es verwunderlich, daß man auch hier — ebenso wie es in Brasilien geschieht — das bei solchen Festen unvermeidliche Feuerwerk am hellen lichten Tage abbrannte. Die Talfahrt wurde auch diesmal auf Bergschlitten ausgeführt; nachher hatten wir noch genügend Muße, in einigen Basaren preiswerte Stickereien und Korbwaren einzukaufen.

Noch lange Zeit, nachdem sich die Dania in Bewegung gesetzt hatte, blieben wir an Deck, weil der Weg dicht bei den kleinern Inseln der Madeiragruppe vorbeiführte und die Tageszeit zu ihrer Betrachtung günstiger war als bei der Ausreise. Die größte der Nebeninseln heißt Porto Santo (Heiliger Hafen) und ihr Hauptort La Vilha; sie hat etwa 1800 Einwohner, während drei kleinere unter dem Namen Ilhas desertas (Wüsteninseln) zusammengefaßte Eilande nur von wenig hundert Menschen bewohnt werden. Die Einwohner bauen etwas Getreide, namentlich Gerste, und leben im übrigen von Schafzucht und Fischfang, liegen wohl auch der Jagd auf die vielen wilden Ziegen und Kaninchen ob. Die ebenfalls zu der Gruppe gehörenden Salvados sind nur klein und nicht bewohnt. Porto Santo, dessen größte Erhebung etwa 500 Meter beträgt, und auch die andern Inseln weisen malerische Felsenformationen und schroffe Klippenabstürze auf.

Die ganze Madeiragruppe ist so reizvoll, und namentlich die Hauptinsel ist so paradiesisch schön, daß jeder sie auch zum zweitenmal gern sehen wird. Gleichwohl wird die von der Hamburg-Amerika-Linie und von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft dem Vernehmen nach vor kurzem getroffne Anordnung, daß die nach Brasilien fahrenden Schiffe auf der Ausreise Madeira, auf der Heimreise aber die größte der Kanarischen Inseln, Teneriffa, anlaufen sollen, sicherlich den Beifall aller Reisenden finden.

Der 5. September war für Lissabon bestimmt. Wir frischten unsre Erinnerungen auf, sahen aber auch manches Neue. Wenigstens kurz erwähnen möchte ich die Kirche Belem mit den Grabmälern des Sängers des Ozeans, Luiz Vaz de Camões, und des großen Seefahrers Vasco da Gama, sowie das angrenzende ehemalige Hieronymitenkloster mit seinen wundervollen Kreuzgängen. Zufällig waren wir Zeugen, wie die in diesem Kloster untergebrachten Waisenknaben, die bisher lustig auf dem Hofe gespielt hatten, abteilungsweise in einen Saal marschierten, an gedeckten Tafeln Platz nahmen und ihr einfaches Mittagessen verzehrten, wir besichtigten nachher auch die Schlafsäle und stimmten in

dem Urteil überein, daß die Haltung und die Kleidung der Zöglinge und die Ordnung und die Reinlichkeit in den Räumen gleich musterhaft waren.

Bis Kap Ortegal blieb das Wetter schön, als wir aber in die Bai von Biscaya einbogen, wurde es windig und wolkig. Seit Monaten hatten wir solchen Himmel nicht mehr gesehen, wie er sich beim Eintritt in die nördlichen Gewässer zeigte. Nunmehr verstanden wir den Sinn einer in São Paulo gehörten Äußerung, daß der Himmel in Brasilien viel höher sei als in Deutschland. Für die Dania traf es sich günstig, daß der Wind aus Südwesten kam, infolgedessen hatte sie nicht nur ruhige, sondern auch schnelle Fahrt, während die uns begegnenden Schiffe schwer gegen die See ankämpfen mußten. Es war ein schöner Anblick, wenn sie stiegen, dann wieder tief eintauchten und reichlich Wasser übernahmen. Außer vielen kleinern Schiffen kamen uns auch größere Ozeandampfer entgegen, unter andern der Bürgermeister, die Aachen, die Therapia und die Pretoria; diese glitt in der Dunkelheit mit ihren vielen Lichtern und erleuchteten Fenstern wie ein glänzendes Meteor an uns vorüber. Im Kanal hielten wir uns so nahe der englischen Küste, daß wir bei Tage alle hervortretenden Punkte unterscheiden und bei Nacht außer den Leuchtfeuern auch die Lichter größerer und kleinerer Ortschaften deutlich zu erkennen vermochten. Je mehr wir uns Dover näherten, desto lebhafter wurde der Schiffsverkehr. Um das anregende Schauspiel recht lange zu genießen, blieben wir in dieser Nacht trotz einiger heftiger Regenböen bis nach Mitternacht an Deck.

In der Nordsee wurde die Luft unsichtig, sodaß Kapitän Bonath die Kommandobrücke nicht verlassen konnte und dem am 9. September veranstalteten Abschiedsessen leider gänzlich fernbleiben mußte. In der Nacht zum 10. September klärte sich jedoch das Wetter wieder auf. Am Morgen hatten wir die Freude, Helgoland zu sehen und die Manöver unsrer sich zwischen der Weser- und der Elbemündung in voller Tätigkeit befindenden Flotte bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgen zu können.

Bald wurde der Lotse an Bord genommen und — weil wir aus dem verdächtigen Südamerika kamen — die gelbe Quarantäneflagge gehißt. Dann empfingen wir in Cuxhaven den Besuch des revidierenden Arztes, fuhren weiter stromaufwärts, wurden bis zu dem Anlegeplatz im Kuhwerder Hafen geschleppt und waren damit wieder in der Heimat angelangt.

* * *

Wenn ich diese anspruchslose Schilderung der Öffentlichkeit übergebe, so bin ich selbstverständlich nicht etwa in dem Glauben, damit irgend etwas Neues zu bieten. Mich leitet vielmehr, wie ich schon angedeutet habe, nur die Absicht, an einem praktischen Beispiel darzulegen, daß bei den heutigen Verbindungen keine lange Zeit dazu gehört, jenseits des Ozeans liegende Länder und die Pracht der Tropen aus eigner Anschauung kennen zu lernen.

Die Kosten werden häufig überschätzt. Der Rückfahrtschein von Hamburg nach Santos kostet 1160 Mark, ein Betrag, den man nicht hoch nennen wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß während der dreiundfünfzigtägigen Seefahrt eine vortreffliche Verpflegung gewährt wird. Die Nebenausgaben auf dem Schiff sind nur unbedeutend, da auf diesen Strecken ein guter portugiesischer Tischwein bei der Hauptmahlzeit zur freien Verfügung steht, und die Preise für andre Weine, Mineralwasser und Bier durchaus mäßig sind. Die üblichen Trinkgelder bleiben sogar hinter denen zurück, die man beim häufigern Wechsel des Aufenthalts auf Landreisen von derselben Länge zu entrichten haben würde.

Auch das an sich naheliegende Bedenken, daß sich der, der drüben keine persönlichen Beziehungen hat, nur schwer zurechtfinden und wenig sehen wird, ist nicht begründet. Man kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, auf den deutschen Dampfern, in den Agenturen der deutschen Schiffahrtsgesellschaften und in den deutschen Klubs die Bekanntschaft landeskundiger Personen zu machen, denen es zum Vergnügen gereicht, fremden Landsleuten mit Rat und Tat zur Seite zu stehn. Ebenso wird man die erfreuliche Erfahrung machen, daß bei den Deutschbrasilianern die Tugend der Gastfreundschaft weit verbreitet ist.

Jeder Leser wird zugestehn müssen, daß die elf Wochen in der Tat gut angewandt worden waren. Ich wenigstens kann versichern, daß ich während der ganzen Zeit das Gefühl vollen Behagens und ungetrübten Genusses gehabt und niemals eine lohnendere Reise gemacht habe. Alexander von Humboldt schildert in seiner „Reise in die Äquinoktialgegenden des neuen Kontinents“ die Gefühle, die ihn beim Abschied von Teneriffa beseelten, in folgenden Worten:

„Zum erstenmal empfanden wir, welchen lebhaften Eindruck der Anblick von Ländern an der Grenze des heißen Erdgürtels, wo die Natur so reich, so großartig und so wundervoll auftritt, auf unser Gemüt macht. Wir hatten nur kurze Zeit auf Teneriffa verweilt, und doch schieden wir von der Insel, als hätten wir lange dort gelebt.“

Dasselbe kann ich von meinem Aufenthalt in Brasilien und von der ganzen Ferienfahrt sagen. Kurz war sie nur, aber der Eindruck ist so tief und nachhaltig, als hätte sie einen großen Teil meines Lebens in Anspruch genommen.

Tänzelfritze

Von Max Grad

I

Ueber die Aalweide hat er Wine Reichhardt gehn sehen. Sie trug das schwarzweiß karierte Kleid, das ihr so gut steht und durch eine schwarze Sammeteinfassung den etwas freigelassenen Hals so recht zur Geltung bringt. Wine hat die blütenweiße Haut der Rothaarigen, aber ohne die üblichen Sommersprossen. Wine ist gerade, weit besser und schlanker gewachsen als die ländlichen Mädchen des Heimatortes und der Umgebung. Sie kleidet sich auch mit erlesenerem Geschmack und ist frei von der plumpen Nachahmungssucht der dummen Dinger, die städtische Fräuleins sein wollen und sich deren Moden um so vergeblicher, je genauer, anzueignen bemüht sind. Wine ist auch klüger und gebildeter. Gerade das ist Fritz Tetemann sogar manchmal fast unangenehm gewesen. Er hat es nicht gern, wenn er fühlen muß, daß ihm eines über ist. Am allerwenigsten mag er das bei Weibern leiden. Die haben erst recht zu ihm aufzusehen und ihn zu bewundern. Ein Frauenzimmer hat für ihn vor allem hübsch, sehr hübsch zu sein! Zudem muß es etwas „legeres und adrettes“ haben. Fritz stellt sich bei diesen Eigenschaften freilich nicht genau das vor, was der Franzose darunter versteht. Aber ihm gefallen diese Fremdwörter besonders gut, und er wendet sie häufig an. Verbindet er mit den Gedanken an ein Mädchen auch den an eine etwaige Heirat, die er sich übrigens noch gar nicht wünscht, dann denkt er sich auch noch Geld dazu. Am liebsten viel. Endlich auch — denn ohne das ist eine Ehe eine unrationelle Sache — möchte er nur eine fleißige und gute Wirtschafterin, wenn, na wenn es mal zum Klappen käme. Dazu hat es aber noch reichlich Zeit. Nein, wenn einer noch jung und dazu so ein feiner Kerl ist, der an jedem Finger sechse haben kann, sobald er nur die Hand nach einer ausstreckt! Einen biedern Familienvater abzugeben, ist er noch lange nicht in Stimmung. Außerdem ist es sehr nett und abwechslungsreich, so ein bißchen Schmetterling sein, von Blume zu Blume flattern und Honig naschen zu können. Ihm freilich wäre dieser poetische Vergleich nicht eingefallen, obgleich er noch vor einem Jahre bei Beendigung seiner Dienstzeit als besonders heller Kopf gefeiert worden war. Aber Wine Reichhardt, der kommt dergleichen bisweilen in den Sinn und auf die Zunge. Der hängt eben doch das Schulmeisterblut des Vaters etwas an. Sie mag es deshalb auch manchmal unlieb verspüren, nun im Hause der Tante Rankenswor nurmehr platten Stumpfsinn und elende Keiferei um sich zu haben. Aber dafür soll sie, wenn sie die Alte zu Tode gepflegt habe, auch deren alleinige Erbin werden. Immerhin schon etwas! Das Häuschen der Verwandten ist schmuck, in gutem Lande am Flusse gelegen, und geizig sei die Besitzerin immer gewesen. Gut für Wine! Aber schließlich ist diese ausnahmsweise kein Kind aus dem beliebten Schulmeisterdutzend und nicht arm. Die Lehrersleute in Hendersried hatten immer nur dieses Mädchen gehabt. So gut ist Fritz Tetemann unterrichtet über alles, was

Wine betrifft. Ja! Die hat es ihm doch fast mehr angetan als jede andre, obschon er so ein Dutzend, die er verehrt, und denen er zum mindesten nachläuft, immer im Vorrat hat. Wenn er auch nicht im Traume daran denkt, das Mädchen zu heiraten, so hat er sich doch fest vorgenommen, mit ihm eine Poussage, wie sie es beim Militär nannten, anzufangen. Ist es ihre Schönheit, ist es die reine, appetitliche, weiße Haut und der erregende Duft, wenn Wine sich stark bewegt und erwärmt? Ist es, daß sie so fein, am besten von all den Mädchen, die er kennt, zu tanzen versteht? Und er hat doch in Breslau und Umgebung während der Dienstzeit deren gerade genug im Arme gehalten und gedreht! Keine Stunde Urlaubs, wo Fritz nicht mit seiner trefflichen Spürnase ausgeschnüffelt hätte, wo es allenfalls etwas zu tanzen gäbe. Das war sein Leben von klein auf gewesen, so lange er denken kann. So ist es und wird es auch bleiben! Allein schon die Vorstellung, daß man es einem Ehemann verübeln möchte, wenn er die Tanzböden besucht, könnte ihn abhalten, vor den Altar zu treten. Denn was könne eine Frau noch viel zum Tanzen kommen? Kaum da und dort auf einer Hochzeit! Vielleicht das nicht einmal! Bei einem Eheweib ist ja immer irgend etwas los! So schnell wird so eine auch schwerfällig und alt. Ach und die Kinder! Überhaupt! Mit der eignen tanzen? Da spotten und lachen sie womöglich, und es ist auch wahr, daß etwas komisches darin liegt.

Ja komisch, sagt Fritz Tetemann, der dabei eifrig Toilette macht, ganz laut und lacht kurz auf. So mit seiner Alten? Nee, nee! Er schüttelt sich. Im Spiegel sieht er seine blanken, braunen Augen, den starken Schnurrbart über dem gut geformten Munde, in dem das Prachtgebiß blinkt. Er hat stets eine gewisse Vorliebe für jenen Lazarettarzt behalten, der, als er ihn bei einer Halsentzündung behandelte, sich so über Tetemanns tadellose Zähne geäußert hatte. Ein Stück der nackten, breiten Brust kann der sich wohlgefällig Beschauende noch in dem kleinen Spiegel sehen. Die Mutter hätte ihm auch einen größern hinhängen, oder noch besser, ihm den aus der Prunkstube geben können! 'N dolles Stück, nennt er ihn zwar immer, weil er mit dem weißlackierten, verschnörkelten Rahmen und den wohlgenährten, feisten kleinen Engelskindern, die eine Wurst, nein, ein Schleiertuch über das Glas halten, gar so verrückt aussieht! Was sich die Mutter mit dem so hat! Und nicht mal wegen des guten Spiegels selbst! Er hängt ja so hoch über dem Möbelkram der Urgroßeltern, daß der Riese Goliath allenfalls seinen äußersten Haarschopf darin hätte erspähen können. Ihm, dem Fritze, sind derartige pietätvolle Anwandlungen völlig fremd. Na, alte Frauen haben immer so ihre Mucken und ein bißchen sonderliches Getriebe. Vater ist ihr in nichts entgegen. Der ist ohnehin seit seinem Schlaganfalle nicht mehr so ganz und gar bei der Hand.

Zwei Schwestern sind auswärts in Stellen. Keiner fiel es ein, der Mutter zu Hause und im Kramlädchen zu helfen, und Geld schicken sie auch nicht. Beide Mädels haben sich fein herausgemacht. Ganze Damen sind sie geworden. Auf den Bildern sehen sie aus wie Gräfinnen, und die eine dient ja auch in einem herrschaftlichen Hause. Gebrannte Locken tragen sie alle beide und einen Haarknoten, hoch gedreht. Die Centa hat über die dünne Taille so was Feines, Gesticktes gezogen, und die Amalie hat sich sogar „ausgeschnitten“ photographieren lassen. Nein, „adrett und leger“ sind die gewiß geworden; das kann man sehen! Die Leute im Orte sollen aber auch vor Staunen „halb steinig“ gewesen sein, als die Mädels die Eltern besucht hatten, die eine aus Berlin, die andre von einem pommerschen Gute.

Fritz ist heute besonders bedacht auf sein Aussehen und wäscht, bürstet und kämmt sich aufs gründlichste, bevor er in den Feuchten Krug zum Hausballe mit Freikaffee geht. Er duldet an sich nie ein Fleckchen, ein Fäserchen oder gar etwas Zerrissenes. Die alte Mutter weiß oft vor Waschen, Plätten und Nähen für den

Sohn nicht mehr ein noch aus. Aber sie ist innerlich doch viel stolzer auf ihn, als sie merken läßt, obwohl Fritz, weiß Gott, gerade genug vergeblich angefangen hatte, bis er endlich als Schreiber beim Steueramt angelangt war. Im Grunde voll Talent und Geschick für jegliches, wollte er doch bei nichts bleiben, und überall hatte er irgend etwas zu mäkeln. So ein ganz Richtiger, für viele Arbeit ist er gewiß auch jetzt nicht; aber nun scheint er doch geschickt und in gutem Fahrwasser, sein Lebensschiffchen zu lenken. Des Morgens von acht Uhr an schreibt er am Steueramt drüben in Ringsende. Mit dem Rade kaum ein Weg von zwanzig Minuten, sodaß er gut über Mittag nach Hause fahren kann. Ist er des Morgens aus den Federn zu bringen, und hat er nach Feierabend nicht am Orte seiner Tätigkeit oder sonstwo andres vor, vor allem einen Tanz, so bastelt und schafft er ganz flink und mit Verstand daheim noch allerlei. Bisweilen macht es ihm auch Spaß, im Lädchen die Kunden bedienen zu helfen, besonders wenn die, was er oft vom Gartenstück aus beobachten kann, weiblich, jung und hübsch sind. Bei den alten Tetemanns ist es in der Tat überall saubrer, ordentlicher, ja sogar direkt niedlich geworden, seit der Sohn zurück ist.

Fritz wirft zwar den Kragen mit einem derben Fluche auf den Boden, weil ein Knopfloch ausgerissen ist, aber da er sofort einen andern, noch dazu auf Glanz geplätteten und fehlerlosen vorfindet, und überhaupt heute seine Laune ganz besonders rosig ist, so fühlt er sich gleich wieder guter Dinge und pfeift sich eins. Erst wie er seinen Schnurrbart mit dem Restchen der noch aus Breslau stammenden Brillantine bearbeitet, damit er weich und wohlriechend sei, hört Fritz mit Flöten auf. O, die Mädels merken so etwas! Besonders die feinern! Zudem beim Küssen! So ganz ohne das wird es heute im Feuchten Kruge gewiß nicht abgehn. Dem Fritz steigt das Blut in den Kopf, wenn er dabei an Wine denkt, an das nette, weiße Nackenstückchen unter dem leuchtenden Haarknoten und an ihren sehr roten Mund. In die graugrünen Augen springen auch oft helle Fünkchen hinein, wenn er das Mädchen fest und so ganz besonders anblickt. Er hat das schon ausprobiert.

Jetzt ist der junge Mensch fix und fertig. Wie fein die rot und blau karierte Seidenkrawatte über der weißen Hemdbrust steht! Horch! Bringt nicht die warme, holunderdurchduftete Luft zerrissene Töne der Tanzmusik? Weiß Gott, sie fiedeln schon! Auch zu singen fangen sie an. Trinken wir noch ein Tröpfchen! summt nun auch Fritz vor sich hin und denkt dabei an Bälder Stinens Hochzeit, wo er nach derselben Melodie so unendlich kunstvoll einen vielfach variierten Tanz mit Malwine Reichhardt vorgeführt hatte. Kein andres Paar konnte sich ihnen anschließen. Sieh doch bloß, wie sie glotzen, hatte er Wine ins rosige Ohr geflüstert, und ohne daß sie sich gewehrt hätte, hatte er bei einer Drehung seine Hand höher geschoben und fest auf ihre Brust gelegt. Ihm war gewesen, als ging da ein Ruck durch den kräftigen Mädchenkörper, als stramme sich dieser und folge nur noch elastischer jeder auch nur angedeuteten lenkenden Bewegung des Partners. Und der Duft — der Duft, der von ihr ausging! Toll hatte ihn der gemacht! Fast glich er dem, den heute die Holunderbüsche besonders stark heraufschicken. Ach ja, die Leute glotzten, weiß Gott, damals. Und wie oft hörte er auch da seinen Namen. Den Spitz- und Übernamen, den man ihm zuruft, seit er denken kann. Mutter hatte ihm oft lachend erzählt, woher er stamme. In so kleinen Orten wird ein solcher gleich allgemein üblich und bleibt dem Träger um so sicherer, wenn er sich seiner auch fernerhin würdig erweist. Tänzelfritze! Ja, so heißt er überall. Sie sagen so, im Ernste gerade so gut wie im Scherze. Manche gewohnheitsmäßig, ohne weiter darüber zu denken, ja ohne es zu wissen. Wollte aber allenfalls jemand dem Träger zum Ärger und zum Spotte einen Spitznamen geben, so müßte er sich schon einen

andern erfinden, denn Fritz Tetemann wird durch jene Bezeichnung durchaus nicht beleidigt, sondern sie erfüllt ihn im Gegenteil mit einem gewissen Stolze, jedenfalls mit Genugtuung.

Als seine Eltern noch am andern Ortsende, dicht neben dem Rosenwirt gewohnt hatten, war bei diesem eine Hochzeit gefeiert worden. Als das Söhnchen schlief, beteiligte sich auch die schmucke Frau Anna am Tanze und war bei den Burschen eben so beliebt wie ihr Mann bei den Mädels. Als gerade einer der Ehrentänze für das Brautpaar gespielt wurde, und sich dieses mutterseelenallein im Saale drehte, hüpfte plötzlich, die nackten Beinchen zierlich und rhythmisch hebend, Tetemanns Bübchen in einem viel zu kurzen, offnen Hemdchen um die jungen Eheleute herum. Das winzig kleine Kerlchen machte seine Sache so merkwürdig exakt, gut und niedlich und sah dabei so reizend aus in seinem durch nichts zu erschütternden Eifer und tiefen Ernst, daß man es eine ganze Weile gewähren ließ und die zuerst bestürzten und erzürnten Eltern mit Gewalt verhinderte, ihr Kind zu stören und zu entfernen. Als die Musik abbrach, fiel der Hemdenmatz taumelnd der Mutter in die ausgestreckten Arme und rieb sich die Äugelchen, in die der dicke Staub beißend eindrang.

Fritze, wo kommst du her, wie kannst du bloß?! Jüngelchen, was fiel dir bei?

Lachend umringten sie dann den auf Vaters Armen strampelnden Knaben. Der wehrte sich und strebte wild wieder zur Erde: Tänzel, tänzel! kreischte er nur immer. Noch aus dem dann sehr ungezogen werdenden Geschrei konnte man jenes: Tänzel, tänzel! heraushören, als Vater, zu schelten anfangend, den Ausreißer wieder hinüber in die Wohnung brachte.

Das Tanzen lag dem Kinde im Blute. Als Junge von zehn Jahren erteilte er schon hinten auf dem kleinen Turnplatze der Schule richtige Lektionen, und die Großen, die bereits die Tanzböden aufsuchten, ließen sich vom Tänzelfritze immer noch gern vervollkommnen. Diese Leidenschaft hatte ihn schon eine Menge Geld gekostet. Er könnte weit Schlimmeres tun, meinen aber die Tetemanns, wenn ihnen der oder jener etwas in die Ohren setzen will, daß der Sohn am Ende durch die übertriebne Passion ganz leichtsinnig werden könne.

Es gibt für einen nachdenkenden Geist so viele Dinge auf der Welt, die ihm unaussprechliches Vergnügen gewähren würden, wenn sie ihm unvermischt zuteil würden. Die Kinder des Tetemannschen Ehepaares stellten im Äußern wie im Innern eine so bunte Mischung von Eigenschaften dar, daß es diesen Eltern erging und ergehn mußte wie so vielen andern, auch solchen, die tiefer über Erziehungsprobleme nachzudenken pflegen. Auch sie hatten ihre Freude gerade an diesen Eigenschaften ihrer jungen Sprößlinge, obschon solche, wenn man ihnen zuviel nachgibt und sie zu sehr nährt, die heranwachsenden Kinder häufig zu einer Plage der Eltern machen. Zeitweise war dies auch eingetroffen. Allein dann gingen die Kinder ja alle so bald aus dem Hause. Nun, wo Fritz wieder daheim ist, tritt es aber häufig genug aufs neue zutage. Er gehört zu den sogenannten blühenden Egoisten, und sein Spitzname ist auch symptomatisch genug. Wie Fritz, wenn er geht, immer mit dem leisen Wiegen der Hüften, dem leichten, oft fast hüpfenden Schritt aussieht, als tanze er nur so dahin, so tänzelt er in Wahrheit eigentlich auch durch das Leben, das für Tausende nur dornige, steinige und staubige Wege, mühsam zu erklimmende Pfade hat! — —

Die neue Graugestreifte sitzt famos. Fritz hat wahrhaftig Teil für Teil seiner wohlgeformten und gerade gebliebnen, festen Reiterbeine mit dem leider so kleinen Glase abgespiegelt.

Wieder rufen die Geigen. Den aufdringlichen Baß der uralten, vom Klempner Jäckler gespielten Brummgeige hört man besonders deutlich herüber. Wieder steigt

das Blut in den braunen Krauskopf, der fettig schimmert. Zwei Österreicherlocken hat er sich in die Stirn geklebt, den Hut weit nach hinten geschoben. Ganz beengend dünkt ihn das Stübchen, in dem sich die Hitze verfängt, und menschliche Ausdünstung, parfümierte Seife, Haaröl und Holunderduft eine wahre Geruchsorgie schaffen. Tänzelfritze bricht noch zwei seiner blutroten Nelken ab, die tief aus einem glasierten Scherben über das Bort des schiefen Fensterchens herabhängen, und steckt eine in das Knopfloch. Die andre behält er in der Hand. Die soll dann Wine bekommen. Es fällt ihm gar nicht ein, sich etwa bei den Eltern zu verabschieden, obwohl er noch dazu im Sinne hat, erst morgen früh wieder nach Hause zu kommen. Er will in dieser kommenden Nacht ein Stückchen den Schnellzug benutzen, um überraschend noch zum Schluß der Hochzeit eines Regimentskameraden im Kreisstädtchen erscheinen zu können.

2

Bei Malwine Reichhardt steht ein großer, fast etwas ungeschlachter Mensch. Blauäugig und blond, mit einem ruhigen, friedvollen und recht intelligenten Gesicht. Bei keinem andern hätte das Mädchen es ausgehalten, der lockenden Tanzmusik zu widerstehen. Wenn aber Franz Nowatsch, der Kunstschreiner, mit ihr spricht, dann hört sie nur mehr halb auf das Gedudel. Wie schade, daß er nicht vom Orte ist! Flüchtig war ihr auch heute der Gedanke gekommen, daß er am Ende gar nicht ernsthaft mit dem Holzhändler Mölders zu reden hatte, sondern eigentlich nur ihrethalben gekommen sei. Allein das kann auch nur Einbildung sein, denn so ist und spricht er auch wieder gar nicht. Seine klaren, lichten Augen beobachten scharf und doch auch immer gütig und scheinen dabei häufig mehr an den Menschen zu gewahren, als diese selber von sich wissen. Er ist durchaus kein so guter Tänzer, daß Malwine es vorgezogen hätte, sich mit ihm bei der Polka, die sie ohnehin nicht mag, im Tanz zu drehen, anstatt wie jetzt den kleinen Bach entlang bis zum Ententümpel und der Weidenhütte zu schlendern. Sie fühlt, daß es Franz keineswegs entgeht, wie sie dabei den schmalen Wiesenpfad im Auge behält, als warte sie auf jemand, und daß ihr Genosse auch genau weiß, wer das sei. Er macht aber nicht die leiseste Anspielung. Auf einmal sitzt Wine, ohne es selber zu wissen, mit dem Rücken gegen den kleinen Weg. Sie hört keine Musik mehr, sondern schaut mit einem ruhig heitern Gesicht zu Franz Nowatsch auf, der von seinen Wanderjahren erzählt und fesselnd Naturbeschreibungen, allerlei Abenteuer und Verhältnisse, Scherz und tiefen Ernst in ganz einfacher Weise zu mischen versteht. Seit Wine vor mehr als einem Jahre die Heimat und ihre Eltern verlassen hatte, war ihr kein solcher Genuß mehr zuteil geworden. Tante Rankenswor, eine Halbschwester der Mutter, ist eine weder kluge noch gutmütige alte Frau. Bei ihr auszuhalten, will darum schon etwas bedeuten. Malwine würde gern für ihre Person auf die in Aussicht stehende Erbschaft verzichtet haben, wenn sie dafür losgekommen wäre. Sie bleibt nur nach der Eltern Willen. Vater, der ein kluger und milder Mann ist, meinte außerdem:

Man muß neben dem Leichtern und Angenehmen auch Schwereres und Unangenehmes tragen können, denn Schultern, die nie gelernt haben, rank und fest zu bleiben, wenn eine Last sie drückt, brechen gleich wie elender Plunder unter dem Geringsten zusammen, was der liebe Herrgott ihnen auferlegt. Gehe nur! Auch ohne der Erbschaft Lohn! Denke lieber gar nicht daran! Es ist viel besser, denn dann tust du, was du tust, für dich allein. Tante Rankenswor ist ja wirklich eine recht grämliche Alte. Mache ihr das Lebensende noch ein bißchen licht und warm!

Darüber spricht nun Wine mit Franz, wie der mit seiner Schilderung zum Schluß gekommen war. Beiden ist so, als kennten sie sich schon lange. Gar nicht, als träfen sie sich heute erst zum drittenmal.

Franz deutet nach Westen:

Nein, wie schön heute der liebe Gott die Sonne einbettet! Wenn sie sinkt, wird sie eine Liegerstatt, wie aus lauter Rosen gezimmert, haben. Wollte nur, ich könnte so etwas machen!

Sie stehen nebeneinander und blicken auf die Pracht. Wie Geschwister gleichen sie sich, beide hell, groß und stattlich bei ihren jungen, schlanken Körpern. Mit lichten und gescheiten Augen sehen sie in die Welt. Keins denkt besondres dabei, wie seine Hand instinktiv die ihrige ergreift und behält. Nun tönen laut sechs Schläge der einen, dann sechs der andern Dorfuhr durch die klare Luft, in der, wie lauter Goldstäubchen, winzige Mücken in großen Schwärmen schweben.

Das Mädchen fährt ganz zusammen.

Mein Gott! Sechse! Wir müssen ja doch zurück, und ich habe dazu versprochen —

Eine Wolke liegt für eine Weile auf Nowatschs Stirn. Dann gehn beide schnell, sie mit kurzen, hastenden Schritten, er, lange und weit ausgreifend, den kleinen Weg zurück. Wine sieht nun beinahe traurig aus, und wie sie dann zum Abschied dem Franz die Hand drückt, hat ihr Blick fast etwas Hilfesuchendes. Sein Gesicht ist wieder klar.

Ein Versprechen muß man immer halten, sagt er freundlich. Dank auch für die schöne Stunde!

Dann wendet er sich und geht; aber nicht nach dem Tanzboden. Das erleichtert Wine ordentlich, ohne daß sie recht weiß, warum. Und dennoch hätte sie ihn am liebsten zurückgerufen und gebeten, daß er bei ihr bleibe. Dann flieht sie förmlich die wacklige Holztreppe hinauf, die außerhalb eines großen, scheuerähnlichen Gebäudes, dem Hauptvergnügungslokal des Ortes, zum Tanzboden führt. Die stickige Luft will sich dem Mädchen erdrückend auf die Brust legen. Es sieht auch in dem gerade besonders starken Gewimmel all der sich drängenden, hopsenden Menschen zunächst gar nichts Genaueres. Kaum daß sich aus dem stumpfen Grau die farbigen Kleider, Schürzen und Blusen der Mädchen und Frauen als bunte Flecken für Augenblicke herausheben, um ebensoschnell wie in lauter sich überstürzenden Wogen wieder zu versinken. Dicht bei Wine steigen Fuselgeruch und ganze Wolken eines schlechten Tabaks auf. Mit einemmal kann sie — noch nie vorher hatte sie so gefühlt — nicht begreifen, daß sie überhaupt hierher gehn mochte, daß sie hier Vergnügen zu finden glaubte und es auch schon bisweilen gefunden hatte. Sie hält sich die Ohren zu. Ekel will sie überkommen. Welch sinnlose Raserei dieser aneinander gepreßten Leiber! Jetzt sieht sie auch schärfer, trotz des Staubes, des Qualmes und des blendenden Lichts, das durch eines der schrägen Seitenfenster hereinfällt. Wie sie sich drücken und betasten, sich in den Ecken küssen! Und von allen Köpfen und Stirnen rieselt der Schweiß nur so über die Gesichter, bildet große Blaken auf den Hemden der ihrer Röcke ledigen Männer und mit dem Schmutze der Hände vereint auf den hellen Blusen deutliche Abdrücke der Finger.

Niemand hat die hübsche, begehrte Malwine Reichhardt noch bemerkt. Aber dann steht plötzlich einer vor ihr! Sie fühlt, wie er sie wieder so eigen anschaut, daß ihr heiß und kalt wird, daß ihr zumute ist, als ob sie im Begriffe sei, ein Unrecht zu tun. Eine rote Nelke wippt vor ihr. Noch eine, an einem langen Stiele, den sie gleich darauf kühl in der heißen Hand verspürt. Tänzelfritze bestürmt sie in seiner fröhlich neckenden und oft so hinreißenden Art mit Fragen, wo sie denn so

ewig gewesen sei. Er habe sie doch schon lange vorher über die Aaleweide da herüber gehn sehen. Es sei auch noch gar nichts rechtes los gewesen. Überhaupt, was sei denn ein Tanz ohne sie! Und wie das schwarze Sammetband sie so gut kleide und der rosa Blütenbüschel im Haar! Sie spürt seine glänzenden Augen auf sich gerichtet, und sein Atem kommt ihr ganz heiß entgegen. Er redet, lacht und scherzt und drängt sie geschickt so tief wie möglich in den Winkel, daß niemand sie gewahre. Dem Mädchen ists so seltsam beklommen. Es glaubt jetzt einen Beistand zu benötigen. Von irgend jemand! Zum Beispiel den von Franz Nowatsch!

Allein dann wird ihr leichter unter einem frischen Luftzuge. Man hat alle Fenster in dem sich jetzt leerenden Saale aufgemacht, und zwei Knechte und eine Magd bespritzen in weiten Bogen, die Gießkanne schwingend, den Bretterboden mit Wasser. Auch die Musikanten benutzen die Pause zum Essen und vor allem zum Trinken. Malwine ist nicht gewöhnt, Alkohol zu genießen. Nun aber leert sie fast mechanisch, ohne alle Überlegung, das ganze Glas reinen und gar nicht so leichten Weines, das ihr Fritz Tetemann zum Anstoßen hingehalten hat. Sie setzt sich auch dann mit ihm auf eine umgestürzte Kiste und ißt Stück für Stück des Biskuitkuchens aus seiner Hand, sodaß es oft ist, als picke ein Vogel nach vorgehaltnen Krumen. So sanft, so willig sich fügend ist dem jungen Manne das Mädchen noch nie erschienen.

Sie plaudern dann alle beide sehr munter, denn nun ist Wine förmlich eine andre geworden. Die Schwäche ist vorüber. Sie hatte sich gewiß bei mehreren halbdurchwachten Nächten am Bette der erkrankten, nun aber wieder genesenen Tante etwas überanstrengt. Erst sehr viel später hat Wine dann einen Vergleich gezogen zwischen jener Unterhaltung mit Franz Nowatsch, unten am Bache, und der darauffolgenden im Winkel des Tanzbodens mit Fritz Tetemann. Jetzt wäre ihr der Schreiner vielleicht nur langweilig vorgekommen. Der hätte auch gar nicht hier hereingepaßt. Plötzlich ein heller, lustiger Ruf! Das Trompetensignal für den beginnenden Tanz! Gleich ein paar Sechsachteltakte! Mit diesen fahren auch beide gleich in die Höhe. Fritzens Arm legt sich schon um ihren Leib, ihre Hand auf seine rechte Schulter. Solotänze! wird ausgerufen. Da greift er in die Tasche, nimmt einen Taler und wirft ihn ziemlich auffällig den Musikanten zu. Ein Tusch! Dann: Platz frei für Tänzelfritze! Alles staut pflichtschuldigst zurück. Und: „Tänzelfritze! Tänzelfritze!“ rufen sie lachend ringsherum und drücken sich nach vorne, um besser sehen zu können.

Wie Eines ist das junge Paar! Das hat etwas für seinen Taler! Versunken in einer andern Welt bewegt es die Glieder, in die jeder Ton hineinzurinnen scheint, sie immer neu stärkend. Sie denken und fühlen nichts weiter, des andern Leib verschmilzt vollständig mit dem eignen.

Für Wine wie für Fritz bedeutet es fast einen körperlichen Schmerz, als endlich die Talermusik der ehrlich aushaltenden Musikanten ein Ende hat. Man klatscht und ruft Bravo. O ja! Die Zwei wissen und fühlen es selbst mit kindlicher Freude und stolzem Triumph, daß es so kein andres Paar kann. Veratmend und strahlend blicken sie sich in ihrem Winkel an. Ihnen ist, als müßten sie sich zur Stelle angehören, so, als hätten sie sich über alles lieb.

Trink doch, Wine, da!

Er reicht ihr das Glas. Sie trinkt und findet es ganz natürlich, daß er sie duzt. Nun fühlt sie wieder, wie seine heißen Augen auf ihr ruhn, ihren Hals suchen und dann verlangend zu ihren Lippen schweifen. Auf diesen liegt noch ein purpurnes Tröpfchen Wein. Sie spürt, wie des Mannes Hände ganz brennend heiß ihren Leib umschließen, als er sie, die ihm gerade den Rücken wendet, zu

sich hinbeugt; und so küßt er den Tropfen von ihren Lippen. Darauf tanzen sie wieder und wieder. Nicht mehr allein! Das möchten sie gar nicht mehr! Gerade so mitten im Gewühle, wo keiner des andern achten kann, ist es ja so schön! Sie verstehen es gut, sich kunstgerecht durchzufinden. Tänzelfritzens Partnerin wird kaum einmal schwerer gestoßen oder getreten. Sie tanzen jetzt auch anders. Etwas Bacchantisches ist hinzugekommen. Wines Körper gibt nun nach, wenn Fritz sie so fest an sich preßt.

Wine, du bist die Schönste, die Beste, du bist mir das Liebste auf der Welt! Für dich könnt ich alles tun! Sie saugt seine Worte ganz ein. Mit nie gekanntem Begehren und heißer Lust empfängt sie nicht nur seine Küsse, sondern sie gibt sie ihm auch wieder zurück. Seine wachsende Zärtlichkeit macht sie erschauern. Wie sie gerade wieder enge aneinander gedrückt in ihrer Ecke stehn, hört Fritze seinen Namen rufen. Da ist es gerade, als wache er auf. Er schaut auf seine Uhr.

Gott, ach nee! Ich habe ja reineweg alles über dich vergessen. Da hatte ich mich an eine Sache gebunden!

Ihn befremdet anblickend, weicht Wine etwas von ihm zurück. Da rufen Bernhard Geck und Heinrich Angelmann wieder laut nach Fritz.

Wir wollen ja doch auf Peter Klings Hochzeit fahren. Der Streich liegt uns lange schon im Sinne! Da muß ich nun schon gehn!

Ist es nicht, als schleudre ein spielerisches Kind eine bunte Nichtigkeit in die Ecke, um nach einer andern zu greifen? Wie jetzt wieder seine Augen glänzen! Wie genußsüchtig sein Gesichtsausdruck! Spannung, frohe Neugierde, Erwartung des Neuen, Lustigen und Schönen! Er leckt sich über die Lippen, die soeben noch die blühenden Wines geküßt, und sieht aus, als lechze er schon wieder nach andern. Das Jetzt zerrinnt vor ihm sichtlich wie Schaum. Malwine Reichhardt ist es, als hätte ihr jemand einen Schlag versetzt oder sie mit kaltem Wasser jäh begossen. Aber jetzt kommt sie nicht mehr so recht zum Besinnen. Bernhard Geck hat Tetemann schon erblickt.

Nu aber flink! Jetzt gilts, sich asig zu sputen! Heinrich läuft voran, um die Karten schon zu lösen, denn der dürre Kerl rennt am besten. Der Schnellzug hat nie Verspätung und wartet kaum für 'n Atemzug. Mach jetzt nur rasch, Fritze!

Der kann auch schon der Leute wegen, die aufmerksam geworden sind, keinen zärtlichen Abschied mehr von Wine nehmen. Wie er dem Mädchen nur noch eilends die Hand drückt und es so ernst, stolz und verändert vor ihm steht, da glimmt es doch noch einmal in Tänzelfritzens Augen auf, wie oftmals heute Nachmittag, und nicht ohne die gleiche, immer mehr wachsende Wirkung auf Wine gehabt zu haben. Nun aber fühlt sie gar nichts mehr; nur so, als stünde sie plötzlich in der Kälte.

Gleich darauf ist dem wirklich so. Mitten auf der betauten, noch ungemähten und fetten Wiese des Bürgermeisters, die zu betreten jetzt strenge untersagt ist, schaut sie in das eingebrochne Dunkel hinaus. Einen der Dreie, die im raschesten Laufe die Station zu erreichen suchen, hat sie gerade noch sehen können. Seine Gestalt hatte sich für eine Sekunde deutlich und ganz schwarz vom lichtern Himmel abgehoben. Welcher es gewesen, weiß sie nicht. Aber Tänzelfritzens übermütiges Lachen hat sie deutlich gehört; auch wie er dann Heinz Angelmann anfeuernd zu rascherm Laufe angerufen hatte. Es schüttelt sie. Sie friert bis auf die Knochen.

Wie sie sich vom Tanzboden weggestohlen hatte und den Heimweg antritt, ist ihr zumute, als müßte sie weinen ohne Aufhören. Das einzige, was sich ihr zunächst aus einem wüsten Chaos unangenehmer Empfindungen heraushebt, ist das

Gefühl, irgend etwas Blinkendes, Gleißendes vom Erdboden aufgenommen zu haben, das sich dann unvermittelt in ihrer Hand in einen wertlosen Glasscherben verwandelte. Aber hatte sie denn nicht was andres, so viel schöneres und besseres dafür weggeworfen oder doch unbeachtet liegen gelassen? Wie wirr sie der ungewohnte Wein gemacht hat! Wie ihr Kopf schmerzt! Ihr ist, als wäre weiß Gott was zusammengestürzt, und im Grunde war doch eigentlich gar nichts aufgebaut gewesen.

Die Tante, bei der eine Nachbarin gewacht hatte, bis Wine so überraschend zeitig heimkam, schläft tief und fest die ganze Nacht. Nicht ein einzigesmal ruft sie nach der Nichte. Diese aber flieht der Schlummer, der ihr wohltätiges Vergessen gebracht hätte, so ganz!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Die Eröffnung des Reichstags. Wahl des Präsidiums. Die Zeugnispflicht der Abgeordneten.)

Am 19. Februar hat die erste Tagung des neuen Reichstags begonnen. Die Eröffnung geschah mit besondrer Feierlichkeit durch den Kaiser persönlich. Es war vorauszusehen, daß die Thronrede diesesmal nicht das gewöhnliche geschäftsmäßige Gepräge tragen würde. Es waren außergewöhnliche Verhältnisse, denen der Reichstag seine Zusammensetzung verdankte, und diesen Verhältnissen mußten auch die Aufgaben angepaßt werden, die der neuen Vertretung des deutschen Volkes gestellt wurden. Die Thronrede hat denn auch in ihren Eingangsworten offen auf die besondre Bedeutung der letzten Wahlen Bezug genommen. „Aufgerufen zur Entscheidung über einen Zwiespalt zwischen den verbündeten Regierungen und der Mehrheit des vorigen Reichstags, hat das deutsche Volk bekundet, daß es Ehr und Gut der Nation ohne kleinlichen Parteigeist treu und fest gehütet wissen will.“ So erscheint die nationale Aufgabe dieses Reichstags von vornherein festgelegt. Man darf jetzt wohl als sicher annehmen, daß Vorlagen, die geeignet sein könnten, die politischen Gegensätze zwischen den Parteien stärker hervorzukehren, den Reichstag nicht beschäftigen werden. Es liegt dazu, wie wir an dieser Stelle schon früher hervorgehoben haben, auch keine Veranlassung vor. Fragen der Wehrkraft, der Ausbreitung und Sicherung unsrer Interessen außerhalb der Reichsgrenzen sind keine Parteifragen. Es muß endlich einmal begriffen werden, daß auf diesem Gebiet Konservative und Liberale zusammengehn können und müssen, wie es in andern Ländern auch möglich ist und längst geschieht. Es zeugt nur von einem Tiefstande des politischen Verständnisses und von der Herrschaft eines stumpfen Beharrungsvermögens in der Erfassung politischer Erscheinungen, wenn das Wort des Reichskanzlers von der „Paarung konservativen und liberalen Geistes“ auch in Kreisen, die im eignen Interesse den Sinn dieser Wendung hätten begreifen sollen, zum Gegenstande billiger Witze gemacht worden ist. Dem Zentrum und der Sozialdemokratie verzeiht man solche Scherze allenfalls — als Ventil ihres ohnmächtigen Grolls. Um so mehr ist zu bedauern, daß auch andre, die in ihren Parteikreisen eine gewisse Führerrolle beanspruchen, sich von dem alten

Schema ihrer Parteiauffassungen nicht losmachen können. Sie haben dabei nicht einmal die Entschuldigung, daß die weitern Wählerkreise diese Haltung fordern, denn hier hat man schon in viel größerm Umfange den häßlichen Gewohnheiten eines unfruchtbaren Parteigezänks entsagt. Darum ist es jetzt nicht nur wünschenswert, sondern dringend notwendig, daß sich der Reichstag hauptsächlich mit Aufgaben befaßt, die den Beweis bringen können, daß ein praktisches Zusammenarbeiten von Konservativen und Liberalen wirklich möglich ist.

Dazu ist die Kolonialpolitik vorzugsweise geeignet. Koloniale Fragen sind es ja auch gewesen, die den Zusammenbruch der alten Reichstagsmisere herbeigeführt und die Reichstagswahlen beherrscht haben. Es ist viel Arbeit dabei zu tun, denn es muß nun endlich Ernst gemacht werden mit der Ausführung eines umfassenden Kolonialprogramms. Die Zeit, wo die dringendsten Bedürfnisse der Schutzgebiete von Fall zu Fall ohne Zugrundelegung eines zielbewußten Plans den Volksvertretern abgelistet und abgebettelt werden mußten, soll endlich abgetan und begraben sein. Die Thronrede kündigte die ersten Schritte dazu an. Der Vorschlag, ein selbständiges Kolonialamt zu errichten, bildet die erste organisatorische Grundlage. Das scheint zwar vielen nur eine unwesentliche Äußerlichkeit zu sein, aber es hieße die Natur unsers modernen Beamtenstaats verkennen, wenn man leugnen wollte, daß von solchen grundsätzlich fehlerhaft angelegten Ressort- und Rangverhältnissen auch praktische Unzuträglichkeiten ausgehn. Unsre Kolonialverwaltung ist lange genug — zwar nicht im wirklichen Dienstverkehr, den die Behörde bereits möglichst nach dem praktischen Bedürfnis geordnet hatte, wohl aber in den Augen der Außenstehenden — ein Anhängsel des Auswärtigen Amts gewesen. Die Argumente, die dafür angeführt worden sind, könnten ebensogut auch gegen die Selbständigkeit des Reichsschatzamtes oder des Reichsjustizamtes geltend gemacht werden, deren Geschäfte ja ursprünglich auch von einem andern Reichsamt, dem des Innern, mitversehen wurden. Außerdem bürgt die verfassungsmäßige Stellung des Reichskanzlers und die staatsrechtliche Natur aller Reichsämter zur Genüge dafür, daß die Einheit der Reichspolitik gewahrt bleibt. Denn alle Chefs der Reichsämter sind ja nur Stellvertreter des Reichskanzlers, des allein verantwortlichen Reichsbeamten.

Die selbständige Organisation der Kolonialverwaltung ist jedoch nur die Grundlage für die Verwirklichung einer Politik, die vor allem für die gedeihliche Entwicklung der Schutzgebiete zweierlei in Aussicht nimmt: die Ausgestaltung des Verkehrswesens und die Anbahnung einer vernünftigen Selbstverwaltung. Man darf wohl, ohne viel Widerspruch zu finden, behaupten, daß damit in der Tat die Bedingungen für alle weitern kolonialpolitischen Fortschritte in den Kolonien bezeichnet sind. Das ist nicht eine Erkenntnis, die erst neuerdings gekommen ist. Alle namhaften Kenner der Kolonien, alle Politiker, die verständnisvoll für diese Fragen bisher eingetreten sind, haben diese Forderungen längst erhoben. Wie kommt es, daß sie erst jetzt als Grundlagen eines durchdachten Reformplans erscheinen? Weil infolge der unglücklichen Verhältnisse im Reichstage die Kolonialpolitik gewissermaßen von der Hand in den Mund leben mußte, und niemand wagen konnte, ein weiter ausgreifendes Programm einzuleiten. Denn stets war eine Mehrheit von grundsätzlichen Kolonialgegnern zusammenzubringen, die jeden Vorschlag zu Fall bringen konnte, der nicht durch Gewährung irgendwelcher Sonderwünsche des Zentrums vorher gesichert war. Dabei konnte eine Kolonialpolitik großen Stils, die weitgesteckte nationale Ziele ins Auge faßte, gar nicht bestehen. Jetzt aber kann das anders werden, und wir dürfen die Hoffnung hegen, daß Herr Dernburg den Willen und die Tatkraft, womit er der parlamentarischen Sklaverei seines Ressorts ein Ende machte und den Anstoß zu einem fröhlichen politischen Aufschwung gab,

auch in der Gestaltung und der Durchführung seines kolonialpolitischen Programms zur Anwendung bringen wird.

Ein weit mehr vom Parteistreit beherrschtes Feld scheint die Thronrede zu betreten, wenn sie eine Fortführung der Sozialreform verheißt. Viele werden Zweifel hegen, ob es auch hier möglich sein wird, eine Vereinigung der Konservativen und der Liberalen zu gemeinsamer praktischer Arbeit mit einigem Erfolg herbeizuführen. Richtig ist, daß auf konservativer Seite und auch bei einem Teil der Nationalliberalen die Neigung für sozialreformerische Arbeit recht gering ist, und daß die linksliberalen Parteien in diesen Fragen öfters Pfade betreten wollen, die für die weiter rechts stehenden Politiker wenig Verlockendes haben. Aber trotzdem zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß der Reichskanzler Recht hatte, als er meinte, die Zeiten seien vorüber, in denen sich auch innerhalb der bürgerlichen Parteien die sozialpolitischen Gegensätze in voller Schroffheit gegenüberstanden. Es handelt sich jetzt um Fragen, die zwar einer grundsätzlichen Bedeutung nicht entbehren, aber doch ziemlich losgelöst von parteipolitischen Grundsätzen behandelt werden können. Ja sie sind vielleicht viel eher geeignet, in die politischen Parteien selbst Spaltungen hineinzutragen, als daß sie zum Zankapfel zwischen Rechts und Links werden könnten. So steht es mit der Frage der Berufsvereine, so auch mit der Frage der Arbeitskammern. Aber wie man auch grundsätzlich darüber denken mag, so wird man doch zugeben, daß alles, was der Staat vernünftigerweise den Arbeitern an Rechten und sozialpolitischer Fürsorge gewähren kann, am besten in dem Augenblick gegeben wird, wo die Sozialdemokratie eine ernsthafte Niederlage erlitten hat und moralisch zu Boden geschlagen worden ist. Die Staatsgewalt muß zeigen, daß sie den Arbeitern freudig und aus Pflichtgefühl das Ihrige gibt, und gerade dann gibt, wenn die politische Ohnmacht der utopischen Lehren, deren verführerischer Kraft sich die Arbeiterschaft so gern hingegeben hat, erwiesen ist. Die Reichsregierung hat recht getan, in der Thronrede offen an die Erfahrungen der Wahlen anzuknüpfen und trotz mancher drohenden Schwierigkeiten gerade für die Sozialpolitik ein „Nun erst recht!" anzukündigen. Das Zentrum hat sogleich daraus die richtige Folgerung gezogen. Es ist die erste Partei, die im neuen Reichstag sofort mit sozialpolitischen Anträgen auf den Plan getreten ist. Die andern bürgerlichen Parteien werden hoffentlich daraus einen Wink und eine Lehre entnehmen. Es liegt darin ein starker Druck für alle der Sozialreform freundlichen Elemente außerhalb des Zentrums zur Verständigung und zum positiven Schaffen. Diesem Druck werden sich auch reaktionär gestimmte Gruppen nicht ganz entziehen können. Man darf also hoffen, daß auch auf sozialpolitischem Gebiet eine fruchtbare Mehrheit im neuen Reichstage zu finden sein wird.

Der Präsidentenwahl sah man diesmal mit begreiflicher Spannung entgegen. Das Zentrum wollte es auf den Versuch ankommen lassen, sein formelles Recht als stärkste Partei des Reichstags geltend zu machen und den Präsidenten zu stellen. Der Abgeordnete Spahn war dazu ausersehen, also gerade die Persönlichkeit, die durch ihr Auftreten in den letzten Sitzungen des vorigen Reichstags die Unterwerfung der Fraktionsführung unter die Demagogie Erzbergers offenkundig gemacht hatte. Der Reichstag erkannte mit Recht, das durch die Erfüllung dieses herkömmlichen Anrechts der stärksten Partei auf den Präsidentensitz in diesem Falle geradezu eine unmögliche Lage geschaffen wurde. Es hätte wie ein Hohn auf das Wahlergebnis gewirkt, wenn der Reichstag aus derselben Koalition, die in den Wahlen als „antinational" verworfen und in die Minderheit gebracht worden war, seinen Vorsitzenden gewählt hätte. Zwar schien es wirklich einen Augenblick, als werde das Zentrum in der Präsidentenfrage triumphieren, aber die Überlegung

der konservativen und der liberalen Parteien fand doch sogleich wieder den rechten Weg. Man hatte sich verständigt, als der Wahlakt begann, und so ging der frühere erste Vizepräsident des vorigen Reichstags, Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode, aus der Wahl als neuer Präsident hervor. Zentrum, Polen und Sozialdemokraten — in dieser Vereinigung zum erstenmal als Minderheit — hielten gegen ihn zusammen. Als dann aber dieser Waffengang verloren war, verzichtete dieselbe Minderheit auf die weitere Beteiligung an der Wahl des Präsidiums und gab weiße Zettel ab. So wurden der nationalliberale Abgeordnete Dr. Paasche zum ersten, der freisinnige Abgeordnete Kämpf zum zweiten Vizepräsidenten gewählt.

Die Preßkommentare zeigten, mit welchem Ingrimm diese äußerliche Kennzeichnung der Stellung des Zentrums im neuen Reichstage innerhalb der Partei aufgenommen wurde. Man gab sich zwar den Anschein, als ob man diese Vereinigung der konservativen und der liberalen Stimmen gegen das Zentrum nicht weiter überraschend, sondern eher humoristisch fände, aber im stillen hatte man offenbar erwartet, daß die Wahl des konservativen Präsidenten auf der linken Seite doch noch auf Schwierigkeiten stoßen werde, wobei dann das Festhalten an der alten parlamentarischen Gepflogenheit, die stärkste Partei an erster Stelle zu berücksichtigen, einen bequemen Ausweg gegeben hätte. Nun mußte man doch fühlen, daß die Präsidentenwahl das Siegel unter die Bekundung einer neuen parlamentarischen Lage setzte, in der sich eine konservativ-liberale Mehrheit wirklich entschlossen zeigte, nötigenfalls ohne das Zentrum fertig zu werden. Die Erfahrung war bitter genug.

Inzwischen hat auch Herr Erzberger in einem neuen Falle recht wenig zur Freude und Erbauung der Partei beigetragen. Der Versuch, die Immunität der Reichstagsabgeordneten auch auf ihre Zeugnispflicht auszudehnen, ist schon früher öfter gemacht worden. Es ist das nur möglich durch eine sehr künstliche und willkürliche Deutung der Verfassungsbestimmungen. Einer solchen Deutung haben bisher die namhaftesten Autoritäten der Rechtswissenschaft nicht beistimmen können. Es kommt schließlich auf die Frage hinaus: Schließt die gerichtliche Aufforderung an einen Abgeordneten, Zeugnis abzulegen, ein Verfahren ein, das man als „zur Verantwortung ziehen“ bezeichnen könnte? Fast alle Rechtsautoritäten verneinen die Frage. Wer Zeugnis ablegt, hat sich nicht zu verantworten; er hat nur zu sagen, was ist, und bleibt selbst im übrigen unbehelligt. Ist sein Zeugnis derart, daß es ihn selbst strafrechtlich belastet, so kann er es verweigern, auch wenn er kein Abgeordneter ist. Nun treten aber die Deutungskünstler auf, die einer klaren gesetzlichen Bestimmung gern einen bestimmten Zweck unterlegen und nun so lange daran heruminterpretieren, bis es zu stimmen scheint. Man möchte gern für die Abgeordneten ein allgemeines Recht auf Zeugnisverweigerung zurechtzimmern und glaubt nun beweisen zu können, daß es schon bestehe. Es ist alles sehr schön ausgedacht: der Volksvertreter, der als der allgemeine Vertrauensmann der Wähler aus allen Quellen schöpft, für den kein Amtsgeheimnis existiert, der von der Reichstagstribüne aus sogar ungestraft die Ehre unbescholtener Leute antasten darf — siehe Roeren! —, dieser Volksvertreter hüllt sich, in einer Rechtssache um sein Zeugnis befragt, stolz in seine Würde und verweigert die Aussage! Er kann ja sonst auf der Tribüne unter Umständen nicht den Allwissenden spielen! Eine prächtige Rolle für einen Volkstribunen!

Nun wird man freilich für einen Abgeordneten keinen zwingenden Grund zu solcher Ausnahmestellung auffinden können: die persönliche Redefreiheit auf der Tribüne sichert ihm seine Vertrauensstellung gegenüber den Wählern vollständig genügend. Es ist nicht nötig, daß er diese Freiheit so weit ausdehnt, daß der Straf-

richter nachher in die Lage kommt, ihn zu fragen, woher er seine Wissenschaft hat, und man kann aus Gründen der politischen Moral und der Staatsautorität nicht wünschen, daß sich die Volksvertretung mit Hilfe einer freiwilligen Geheimpolizei von unzufriednen und ungetreuen Staatsorganen — denn darauf läuft es doch hinaus — als unverantwortliche und unkontrollierbare Nebenregierung konstituiert. Aber wenn ein Abgeordneter wirklich der Überzeugung ist, daß er als Volksvertreter ein Recht hat, das er von der Staatsgewalt nicht respektiert findet, dann muß er dieses Recht grundsätzlich zur Geltung zu bringen suchen. Herr Erzberger aber hat im Prozeß Pöplau schleunigst auf jegliche Wahrung von Prinzipien verzichtet, als die Sache für ihn persönlich unangenehm zu werden drohte. Seine Prinzipientreue besann sich rechtzeitig eines bessern, als der Angeklagte ihn von der gar nicht existierenden „Schweigepflicht" entband, um ihn der Hand der Schergen, die ihn in Zwangshaft führen wollten, zu entreißen. Herr Erzberger ergriff die rettende Hand und ließ die Toga des Volkstribunen fallen. Immerhin ein tröstlicher Gedanke, daß der große „Enthüller" so leicht nicht zum Märtyrer werden wird!

Land, Luft und Wasser. Die Politik verdirbt nicht allein den Charakter, sondern auch das Gemüt, raubt unter anderm den Humor. Rezensiert da ein hochliberaler Politikus Rudolf Martins Zukunftsbild Berlin-Bagdad (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig, 1907) und nimmt es bitter ernst. Die Phantasie an sich könne man ja freilich nicht ernst nehmen, aber sie sei darum sehr gefährlich, weil sie im Auslande Besorgnis wegen unsrer Weltherrschaftspläne erwecken müsse. Hätte der Mann einen Schimmer von Humor, so würde er gleich der ersten Seite angemerkt haben, daß sich der Kritiker der russischen Finanzwirtschaft nur lustig machen will, und zwar über zwei Dinge: über die Invasionsromane und über „Deutschlands Zukunft auf dem Wasser", vielleicht auch über meinen Zukunftstraum. Das ganze Buch ist scherzhaft gehalten. Hinter dem Scherze verbirgt sich jedoch ohne Zweifel auch eine ernste Absicht. In diesen Tagen, wo die politische Phantasie der Deutschen ausschließlich in der Richtung nach Westen und übers Weltmeer hin tätig ist, will er daran erinnern, daß wir auch in Gegenden, die uns näher liegen, und die zu Lande erreichbar sind, Interessen haben, Interessen, die möglicherweise schwerer wiegen als die afrikanischen. Am Schlusse seines Buches bricht noch einmal die satirische Tendenz recht deutlich durch, indem er, um beide Sorten von Groß- und Alldeutschen zufriedenzustellen, auch Marokko und Südafrika annektiert. C. J.

Karl Scheffler, Der Deutsche und seine Kunst. Eine notgedrungne Streitschrift. München, R. Piper und Co., 1907. Der Verfasser kämpft gegen Phrase, Romantik, Gedanken- oder Begriffsmalerei. Ein paar Sätzchen mögen andeuten, was er will: „Der Wille als Kraft, das ist viel; wie wenig aber sind seine immer kurzsichtigen Pläne und Gedanken! Auch die Alten verdanken ihre Größe nicht der Absicht.... Wohin die Anstrengung führt, wenn der Künstler seinen Kampf um eine Weltanschauung, um Religion und Lebenserkenntnis in die Kunst hineinträgt, sehen wir an fast tragischen Erscheinungen, wie Klingers Kunst sie bietet.... Kunst kann nur aus der Ruhe entstehen, nie aus der Unruhe, aus dem Kampf des zweifelnden Geistes mit sich selbst. Nur wenn eine Zeit das große Symbol darreicht, das die Sehnsucht und der Geist ganzer Völker in gemeinsamer Arbeit gebildet hat [die olympischen Götter, die Madonna], ist die Ruhe verbürgt.... Ein Stillleben von Schuch, ein Bauer von Leibl, ein Porträt von Trübner: das ist gute deutsche Malerei, wie sie heute geleistet werden kann. Man könnte sich gewiß eine bedeutendere

vorstellen, aber die Zeit weist auf eine Kunst, die im allergünstigsten Falle so aussehen wird wie die der alten Holländer.... Das verschwiegne Ideal jedes fühlenden Menschen bleibt die Höhenluft des Hellenentums, das Lichtreich Rembrandts. Der Mann aber stürmt nicht kindisch in Unmöglichkeiten hinein, sondern geht Schritt vor Schritt, erquickt das Auge von Zeit zu Zeit am Glanze des hohen Ziels und arbeitet geduldig daran, das Bescheidne so zu tun, als ob es das Höchste wäre."

Von der russischen Gärung. Die Grenzbotenleser sind über die Vorgänge in Rußland durch die Briefe von George Cleinow ganz ausgezeichnet informiert worden. Doch konnte bei den Raumverhältnissen einer Wochenschrift die Information nicht zur erschöpfenden, detaillierten Geschichte werden. Eine solche liefert *Max Weber* unter dem Titel: *Rußlands Übergang zum Scheinkonstitutionalismus.* (Beilage zum XXIII. Bande des Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, das Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé bei J. C. B. Mohr in Tübingen herausgeben.) Da darin das Agrarproblem, das den Kern des russischen Problems ausmacht, sehr ausführlich und gründlich behandelt wird, gedenken wir die Hauptergebnisse dieses Teils von Webers Untersuchungen in einem besondern Aufsatze zusammenzufassen; weil das aber erst in einigen Monaten geschehen kann, wollen wir die Schrift, die doch vom höchsten aktuellen Interesse ist, vorläufig wenigstens anzeigen.

Die politische und wirtschaftliche Lage Brasiliens zur Jahreswende

Brasilien hat im letzten Jahre die Augen der Welt mehr als je auf sich gezogen. Die Neuwahlen zum Nationalkongreß, die panamerikanische Konferenz, der Präsidentenwechsel, die Kaffeevalorisation, die Gründung der Konversionskasse und eine Anzahl auswärtiger Anleihen — das alles waren Ereignisse, die Interesse beanspruchen durften und auch gefunden haben. Die Rubrik „Brasilien" ist heute in den europäischen Zeitungen nahezu stehend geworden, denn manche der dort in Angriff genommnen Reformen und Projekte sind von einer Beschaffenheit, daß sie noch für geraume Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürften. Es haben sich gewaltige kapitalistische und wirtschaftliche Interessen Europas und Nordamerikas im Lande entwickelt. Allein in auswärtigen Anleihen sind dort zwei Milliarden Mark angelegt. Und ein internationaler Handelsverkehr von anderthalb Milliarden zeugt von der Lebhaftigkeit der vorhandnen Beziehungen.

Da ist es denn kein Wunder, daß die immer häufiger laut werdenden Befürchtungen, daß in Brasilien eine Wirtschafts- und Finanzkrise bevorstehe, eine gewisse Beunruhigung erzeugen. Aber man ist an solche Krisen in latinoamerikanischen Ländern ziemlich gewöhnt, und so lange die innerpolitische Lage gefestigt erscheint, werden in diesen mit natürlichen Reichtümern und Hilfsquellen gesegneten Ländern die Stockungen in der Entwicklung erfahrungsgemäß innerhalb einer gewissen Zeit meist überwunden. Fassen wir diese innerpolitische Lage zunächst ins Auge, so haben zwar im verflossenen Jahre zwei Revolutionen oder Revolutionsversuche von regional beschränkter Bedeutung stattgefunden, aber die Unruhen wurden so schnell beigelegt, daß weder das In- noch das Ausland sie für gefährlich ansah. Die erste fand im fernen Matto Grosso statt, wo die Aufständischen unter Führung des dortigen Vizepräsidenten die Oberhand gewannen und den gesetzlichen Präsidenten so schnell und energisch

bekämpften, daß die Bundestruppen, die diesem zu Hilfe eilten, nur noch einen toten Mann — den einzigen, der bei der Bewegung sein Leben eingebüßt hatte — vorfanden, worauf der Vizepräsident als gesetzlicher Nachfolger in aller Form die Regierung übernahm.

Diese Art der Regelung der Amtsnachfolge hat sicher ihre bedenkliche Seite, und diese kam auch in dem zu Rio de Janeiro tagenden Nationalkongreß wiederholt zur Sprache; immerhin aber ist durch allseitig kluges und maßvolles Vorgehn, wie man sich tröstet, dem Lande eine schwerere Erschütterung erspart worden. Das gegebne Beispiel, eine Revolution durch die Niederknallung eines Parteihauptes zu schnellem Abschluß zu bringen, konnte nicht verfehlen, in ähnlichen Fällen als praktisch und nachahmungswert zu erscheinen. Und so sehen wir denn, daß bei der zweiten Revolution, die in Sergipe ausbrach, die Beilegungsmethode dieselbe war. Nur wurde hier nicht der gesetzliche Staatspräsident, sondern der Führer der Revolutionäre niedergeknallt. Auch er war und blieb das einzige Opfer der Bewegung, und nach seinem Tode kehrten Ruhe und Friede in den Geistern wieder ein.

Wenigstens ist das der Eindruck, den oberflächliche Beobachter davongetragen haben. Von andrer Seite wird darauf hingewiesen, daß überall in Brasilien die herrschende Partei einen Terrorismus ausübe, der die Gegner verhindert, am politischen Leben der Nation teilzunehmen. Scheinbar gibt es überhaupt nur eine Partei im Lande, bis gelegentliche Ausbrüche verhaltener politischer Leidenschaft das Gegenteil erweisen. Die einflußreichsten Häupter der durch die Revolution vom 15. November 1889 zur Herrschaft gelangten Republikaner haben sich 1905 zu einem sogenannten Block zusammengeschlossen, der allmächtig ist, die Kandidaten für die Wahlen bestimmt und sie, wie die Wahlgänge vom 30. Januar und 1. März vorigen Jahres dargetan haben, auch samt und sonders annähernd einstimmig durchzubringen vermochte. Die Opposition wagt sich gar nicht hervor, und wo sie es ausnahmsweise tat, war das mehr Schein als Wirklichkeit, denn sie hatte sich vorher der Zustimmung der herrschenden Politiker versichert, und ihre kleine Zahl nimmt seither im Nationalkongreß eine Stellung ein, die alles andre eher, nur keine oppositionelle Parteibildung bedeutet. Diese trifft allerdings an und für sich auf Schwierigkeiten in einer Versammlung und überhaupt in einem Lande, wo sich die vorhandnen Parteien nicht durch abweichende Parteiprogramme unterscheiden. Es gibt nur persönliche Parteien, das heißt jeder bedeutendere Politiker ist Führer einer Gruppe, die ihm blindlings Gefolgschaft leistet. Politische oder wirtschaftliche Prinzipien fehlen. Die Wünsche der Führer treten an deren Stelle.

Besonders augenfällig hat sich das auch bei den Präsidentenwahlen vom 1. März gezeigt. Herr Affonso Penna wurde nahezu einstimmig von der Wählerschaft auf den Schild erhoben, nachdem der Block ihn als Kandidaten aufgestellt hatte. Gegenkandidaten fehlten oder gelangten nicht zu bemerkbarer Geltung gegenüber dem Willen der herrschenden „Chefs“. Um die Wahl des Kandidaten

hatte wohl innerhalb der Reihen des Blocks ein langer Streit stattgefunden, aber sobald die Einigkeit in der Partei erzielt worden war, arbeitete die Wahlmaschine wie ein aufgezognes Uhrwerk, dessen Gang durch keinerlei hinderliche Einflüsse beschränkt oder nur unsicher gemacht wurde. Der gewählte Bundespräsident, der am 15. November die Regierung antrat, steht natürlich in vollkommenster Abhängigkeit vom Block, der in Kammer und Senat über Vorlagen und Gesetze entscheidet und seine Beschlüsse immer mit großen Mehrheiten faßt. Minoritäten sind nur insoweit vorhanden, als sie aus der Nichtbeachtung der persönlichen Interessen irgendwelcher Politiker heraus ihre Entstehung finden, zeitweilig bestehen, wieder verschwinden oder sich in andrer Zusammensetzung neu bilden. Diese Allmacht des Blocks fußt aber vielleicht auf schwankendem Grunde. Die heutigen tonangebenden Politiker sind ganz andre als in frühern Zeiten. Man vermißt seit dem Sturze des Kaiserreichs unter den Volksvertretern viele Namen einflußreicher Personen, die ganz in den Hintergrund gedrängt worden sind und in vielleicht nicht ganz freiwilliger Zurückgezogenheit verharren.

Man darf dabei nicht vergessen, daß eine Art feudalen Zuges durch die sozialen Verhältnisse geht. Die Familien- und Verwandtengruppen halten zusammen, und die bedeutendern unter ihnen verfügen über eine zahlreiche Anhängerschaft, eine Art Vasallentum, das in den ländlichen Besitz- und sonstigen Abhängigkeitsverhältnissen seine Begründung findet. Die fast dreijährige Revolution (1892 bis 1895) war recht eigentlich ein Kampf solcher Vasallenheere gegen die republikanische Regierung, außer natürlich insoweit die Kriegsflotte daran teilnahm, die aber nur zu Wasser Bedeutung hatte. Aber man würde irrtümlich folgern, wenn man die damaligen Revolutionäre und die noch heute heimlich mißvergnügten Großen für entschiedne Anhänger einer kaiserlichen Restauration hielte. Eine Anzahl war unzweifelhaft monarchisch, und einige sind es vielleicht heute noch; aber das ganze Wesen dieses brasilianischen Feudalsystems bringt es mit sich, daß die einzelnen Parteiführer viel zu selbständig und selbstherrlich sind, als daß sie sich für die Kaiseridee aufopfern könnten. Ihre erzwungne Zurückhaltung von der Politik empfinden sie vielmehr als persönliche Kränkung. Obwohl siebzehn Jahre seit dem Sturz des Kaisertums vergangen sind, bekämpfen dennoch die „historischen" Republikaner noch immer energisch jeden Einfluß, den irgendwo die alten Großen des Landes auf den Gang der öffentlichen Geschäfte zu gewinnen drohen. Es ist ein förmliches Zurückdrängungssystem im Streben nach Selbsterhaltung.

Und kämen die alten verdrängten Politiker, soweit sie noch leben und nicht zu den Überläufern gehören, heute in den Nationalkongreß, so würden die Tage des Blocks gezählt sein. Oder es erstünde zum mindesten eine — heilsame Opposition, die den Gang der öffentlichen Geschäfte kontrollieren würde, eine Sache, die gegenwärtig zum Schaden des Landes fehlt. Man kann nicht gerade sagen, daß es die herrschende Partei verstanden hätte, das

Land politisch oder wirtschaftlich vorwärts zu bringen. Im Gegenteil. Die Verwaltung ist nie so schlecht gewesen. Die öffentlichen Schulden haben sich, aus einer Milliarde Milreis früher, alles in allem auf drei Milliarden erhöht. Die Steuern sind so drückend geworden, daß jeder zukünftige Versuch, sie weiter zu erhöhen — und dieser Versuch wird angesichts des Wachsens der öffentlichen Schuldenlasten gemacht werden müssen —, ein negatives Ergebnis zeitigen dürfte. Produktion, Handel und Wandel leiden unter den widersinnigsten Zöllen, Verkehrs- und Ausfuhrsteuern. Außer Kaffee und Gummielastikum sind fast keine rentabeln Ausfuhrprodukte vorhanden, obwohl das fruchtbare Land zahlreiche Produkte aufweist, die bei vernünftigerer Wirtschaft ebenfalls verwertet werden könnten. Und so herrscht die landwirtschaftliche Monokultur, deren Folge die Überproduktion ist.

Diese hat im verflossenen Jahre wiederum zur sogenannten Kaffeevalorisation und zur Gründung einer Emissions- und Pseudokonversionskasse geführt. Durch jene sollen die Kaffeepreise künstlich in die Höhe getrieben, durch diese ein Steigen des Wechselkurses verhindert werden. Je niedriger der Kurs, um so mehr Papiermilreis erhalten die Pflanzer für ihr Produkt. Das war die leitende Idee, der vielleicht der Erfolg entsprochen haben würde, wenn nicht die Ernte so außergewöhnlich groß ausgefallen wäre. Brasilien allein liefert im laufenden Erntejahre mehr Kaffee, als der ganze auf 17 Millionen Sack zu je 60 Kilogramm geschätzte Weltkonsum fordert. Die Ernte der Santoszone erreicht 13 Millionen Sack, die der Riozone $4^1/_4$ Millionen und die Nordbrasiliens $^3/_4$ Million, also zusammen 18 Millionen, wozu noch 4 Millionen aus den übrigen kaffeebauenden Ländern treten, die Weltproduktion des Jahres 1906/07 (Juli bis Juni) mithin 22 Millionen Sack.

Der preisdrückenden Wirkung dieses Übermaßes glaubte man durch regierungsseitige Operationen auf den Kaffeemärkten begegnen zu können. Die drei Kaffeestaaten São Paulo, Minas Geraes und Rio de Janeiro schlossen miteinander das bekannte Convenio zu Taubaté ab, in dem die Aufrechterhaltung ziemlich hoch angesetzter fester Mindestpreise für das Produkt vereinbart wurde. São Paulo übernahm die Führung, konnte aber gleich von Anfang an die Mindestpreise nicht aufrecht erhalten. Auf den Auslandmärkten zogen zwar die Kaffeepreise zunächst an, fielen dann aber um so tiefer.

Die paulistaner Staatsregierung mag bis heute 3 bis 4 Millionen Sack aufgekauft haben, und zwar zahlt sie in Santos den Preis von 4,800 Reis*) für je 10 Kilogramm, während der Privathandel, ohne sich um diese offizielle Operation zu kümmern, nur zu den viel niedrigern, den Notierungen auf den überseeischen Konsummärkten entsprechenden Preisen Geschäfte abschließt. In Hamburg ist der Engrospreis für das Pfund von seinem höchsten Stande von 40 Pfennigen auf 30 Pfennige und sogar schon weniger gesunken. Der Sack

*) 1000 Reis = 1 Milreis = etwa $1^1/_4$ Mark zum Kurs von 15 d.

hat 120 Pfund. Die Preisdifferenz ergibt also einen Verlust von zwölf Mark pro Sack. So viel ungefähr mag der Staat São Paulo schon heute eingebüßt haben. Es kann sich also jeder leicht ausrechnen, daß schon die ganze Valorisationsanleihe (Schatzwechsel) im Betrage von zwei Millionen Pfund Sterling (Emissionskurs 94 Prozent und Zinsen 5 Prozent) von der Differenz verschlungen ist. Die großen Kaffeefirmen, die das Geschäft für die Regierung vermittelten, verlangten daher begreiflicherweise neue ausreichende Deckung, denn noch ist kein Ende des Preisrückganges abzusehen, und São Paulo will weitere Käufe abschließen. In dieser Notlage drängt dieser Staat die Bundesregierung zu Rio de Janeiro zum Eingreifen, „um die Situation zu retten". Der Nationalkongreß hat die Bundesregierung tatsächlich ermächtigt, die Garantie für die Valorisationsoperationen zu übernehmen. Es wird ihr schließlich wohl auch nichts andres übrig bleiben, als es zu tun; und wenn dann noch weitere $1^1/_2$ Millionen Sack aufgekauft werden, wie geplant ist, so kann der ganze Spaß recht teuer zu stehen kommen.

Zwei Punkte fallen bei diesem Geschäfte ins Auge: die Einflußlosigkeit der offiziellen Kaffeekäufe auf den Preisstand und die Größe der Verluste. Ob sich von der großen Gesamternte vier bis fünf Millionen Sack in den Händen der Regierung oder des Privatbesitzes befinden, kommt in der Wirkung ziemlich auf eins heraus. Denn früher oder später werden diese Mengen ja doch an den Konsumhandel abgestoßen werden müssen, der also von vornherein damit rechnet und nur entsprechend niedrigere Preise bewilligt. Um den Kaffeestaat São Paulo zu entlasten, will die Bundesregierung, wie es heißt, eine Anleihe von fünf Millionen Pfund Sterling aufnehmen. Sie wird die Weiterführung dieser Valorisationsoperationen, die bis jetzt ihrem Gegenteile, nämlich der Entwertung, nicht haben Einhalt tun können, nur unter der Voraussetzung übernehmen können, daß sie diese Summe auch wirklich erhält. Ohne gebotene Sicherheiten geben die auswärtigen Kapitalisten schon seit lange kein Geld mehr her. Die Hälfte der Bundeseinnahmen ist zwar schon verpfändet, aber der Zuschlagsausfuhrzoll auf Kaffee und sonstige Einnahmequellen werden ausreichen, um eine genügende Garantie für die neue Anleihe zu bieten. So kommen immer neue Schulden und neue Zinsverbindlichkeiten zu den alten hinzu, und es ist vorauszusehen, daß eines Tages die Wirtschaft so wie bisher nicht weitergehn wird.

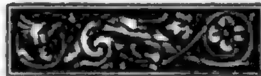
Erfahrne Volkswirtschafter hatten von Anfang an dargelegt, daß der Valorisationsversuch ein negatives Ergebnis haben werde. Das beste sei, den Marktverhältnissen ihre natürliche Entwicklung zu lassen. Man hat auf diese Mahnungen nicht hören wollen, ja man verschließt ihnen noch heute das Ohr. Je länger man aber die Marktoperationen fortsetzt, um so größer werden die Verluste. Zu den Preisdifferenzen treten noch die üblichen Kommissionsspesen für die Aufkäufer, Lagermieten usw. Es müßte auch ganz regelwidrig bei dem Geschäfte zugehn, wenn die aufgenommnen Anleihen nicht so ziemlich vollständig

verwirtschaftet würden. Und damit wird Brasilien in immer ungünstigere Finanzverhältnisse hineingeraten. Und zwar um so mehr, als auch der seit 1899 aufgesparte Garantiefonds für das umlaufende Papiergeld im Betrage von fünf Millionen Pfund Sterling seiner Bestimmung entfremdet und teils der Konversionskasse, teils zu Wechselkursoperationen dem Bundesschatzamte zugeführt worden ist. Die begonnene Vermehrung des Papiergeldes wird eine Entwertung dieses einzigen vorhandnen Umlaufsmittels mit sich bringen, da dieses schon sowieso zu zahlreich ist. Dann folgt ein Sturm auf die Konversionskasse, deren geringe Goldbestände (englische und andre Münzen) sich schnell erschöpfen werden, und der geplante Versuch, den Geldwert durch Wechseloperationen auf 15 d für den Milreis festzuhalten, wird die Reste des Garantiefonds verschlingen.

Das alles ist den Machthabern in Brasilien von berufner Seite, unter anderm auch vom Londoner Rothschild, als die wahrscheinliche Folge ihrer abenteuerlichen Finanzpläne vorgerechnet worden. Wenn gegenwärtig der Kurs auf $15^1/_2$ d steht, so ist dies auf den Wechselverkehr zurückzuführen, der durch die beständigen Auslandanleihen erzeugt wird. Vorher stand der Kurs auf 12 d. Sobald die Anleihen erschöpft sind, und neue Geldströme (in Wechselform) nicht mehr ins Land gelenkt werden können, ist leicht möglich, daß eine Krise ausbrechen wird, wie sie Brasilien noch nicht durchgemacht hat. Und vielleicht kommt auch nur unter dem Drucke der höchsten Not eine vernünftige Finanzwirtschaft in Aufnahme. War es doch auch mit Argentinien so. Dieses Land nahm in den achtziger Jahren Anleihe über Anleihe auf, bis eines Tages die Schulden die Leistungsfähigkeit überstiegen, und man wohl oder übel an eine ernstliche Reorganisation der Finanzen gehn mußte. Das hat natürlich nicht geschehen können, ohne daß nicht die auswärtigen Gläubiger manche herben Verluste erlitten. Aber seither verfolgt Argentinien unter dem Zwange der Umstände eine vernünftige Wirtschaftspolitik, und das Land arbeitet sich mit Hilfe einer verhältnismäßigen Masseneinwanderung mehr und mehr zu einer achtunggebietenden Blüte empor.

Der Unterschied im Vergleiche mit Brasilien ist nur der, daß dieses schon vor dem Eintritt der Katastrophe seine sämtlichen Einnahmequellen verpfändet hat (oder den Rest zu verpfänden im Begriff steht), während Argentinien beim Hereinbrechen der Krise über dieses Hilfsmittel noch verfügte und folglich leichtere Handhaben fand, sich aus seiner schlimmen Lage emporzuarbeiten. Affonso Penna, der gegenwärtige Bundespräsident Brasiliens, genießt nicht gerade den Ruf, ein guter Geldwirt zu sein. Ihm verdankt zum Beispiel der Staat Minas Geraes, wo er bisher eine oft ausschlaggebende Rolle gespielt hat, seine heutige ungünstige Finanzlage. Die Phantasie, eine im „wissenschaftlichen“, das ist geographischen Mittelpunkte dieses Staates liegende glänzende Hauptstadt, das heutige Bello Horizonte, zu gründen, kostete weit über sechzig Millionen Milreis. Es ist richtig, die Hauptstadt ist da, und zwar in einer paradiesischen Gegend,

die vorher Wildnis war; aber das verpulverte Geld fehlt in der Staatskasse und drückt noch heute großenteils als schwebende Schuld auf die Finanzlage. Diese Hauptstadtgründung war hauptsächlich daran Schuld, daß die Gläubiger (meist Deutsche) der Westminasbahn, ominösen Angedenkens, jahrelang vom Staate die garantierten Zinsen nicht erhalten konnten. Jetzt können Kaffeevalorisation und Konversionskasse für ganz Brasilien zu Ursachen ähnlicher Geldvergeudung werden. Es kann noch ein Jahr oder länger dauern, ehe der Krach eintritt. Aber die wahrnehmbare Flucht der Privatkapitalien aus dem Lande läßt erkennen, daß vorsichtige Leute beizeiten ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen suchen.



Das „neue Österreich"

Von Julius Patzelt in Wien

Am 30. Januar endete das Mandat des alten österreichischen Abgeordnetenhauses. Das Datum wird einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung des Donaustaates bezeichnen, denn an diesem Tage starb das Kurienparlament, um einem auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechts gewählten Abgeordnetenhause Platz zu machen. Wie wenig dieses neue Wahlrecht der Natur Österreichs entspricht, und mit wie bedenklichen Mitteln es durchgesetzt worden ist, ist an dieser Stelle schon seinerzeit erörtert worden, und die Richtung, in der sich die Wahlbewegung entwickelt, bestätigt die Befürchtungen, die im besondern in deutschen nationalen Kreisen an die Wahlreform von Anfang an geknüpft worden sind.

Die Regierung und jene Parteiführer, die sich ihr in der Wahlreformfrage verschrieben hatten, werden allerdings nicht müde, zu erklären, daß sich aus der Asche des Kurienparlaments das „neue Österreich" gleich einem Phönix erheben werde, aber schon der geringe Wert des „Kandidatenmaterials", das die Wahlbewegung diesesmal an die Oberfläche schleudert, läßt befürchten, daß der Wahlurne ein recht ruppiger Vogel entsteigen werde. Das ist auch ganz begreiflich. Das Kleinbürgertum, durch den Ansturm der sozialdemokratischen Arbeitermassen erschreckt, spinnt sich ängstlich in seine engsten Berufskreise ein und will sich nur für Kandidaten aus dem Handwerkerstande erwärmen, indem es sich zugleich darauf beruft, daß das neue Abgeordnetenhaus doch ein „Volksparlament" sein solle, daß mithin der städtische Kleinbürgerstand die Pflicht habe, die neuen Männer nur aus seinem Kreise zu wählen. Was die Arbeiterschaft betrifft, so werden sich ihre Intelligenzkandidaturen auf einige Advokaten beschränken, die Bauern werden Bauern wählen, und die bürgerliche Intelligenz wird nur dort zu Worte kommen, wo sie durch demagogische Elemente repräsentiert wird, die es verstehn, den „Makel" ihrer Bildung dadurch zu verdecken, daß sie sich den

Wählern in Hemdärmeln vorstellen. Das neue Parlament wird also ein mit Demagogen durchsetztes Interessenparlament im schlimmsten Sinne des Wortes sein, worin sich Arbeiterschaft, Bauernstand und Handwerker als unversöhnliche Interessenvertretungen gegenüberstehn werden, und wo die Intelligenz, soweit eine solche vorhanden ist, ihren Beruf nicht darin finden wird, diese Gegensätze auszugleichen, sondern sie noch zu verschärfen. Ebenso wird aber auch in politischer Beziehung die Radikalisierung nach rechts und nach links die unausbleibliche Folge der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts sein, worunter die Deutschen Österreichs am meisten leiden werden.

Von allen einsichtigen Leuten ist schon zu Anfang der Wahlreformbewegung aufs nachdrücklichste hervorgehoben worden, daß auch die wohltätigen Wirkungen, die die aufrichtigen Freunde der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts von ihr erwarten, nur dann eintreten können, wenn dem Abgeordnetenhause zugleich eine neue Geschäftsordnung gegeben werde, die die disziplinare Gewalt des Präsidiums erweitere und damit von vornherein den Exzessen begegne, die schon das Kurienparlament arbeitsunfähig gemacht haben, in einem allgemeinen Wahlrechtsparlament aber in verschärftem Maße zu erwarten seien. Die Regierung hatte auch ursprünglich mit der Wahlreform die Reform der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses verbunden, sie mußte jedoch auf diese Zusammenkoppelung verzichten, weil vor allem die deutschen nationalen Parteien jeder solchen Reform, und zwar mit gutem Grunde, widerstrebten. Schon in dem Kurienparlament hatte sich, wie die Vorgänge unter dem Ministerium Badeni gezeigt haben, die Obstruktion als die einzige Waffe erwiesen, mit deren Hilfe sich die Deutschen gegen Versuche einer nationalen Vergewaltigung zu schützen vermochten. Da die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts aber die Deutschen dauernd in die Minorität im Abgeordnetenhause drängt, mithin die Bildung einer deutschfeindlichen parlamentarischen Mehrheit wesentlich erleichtert, mußte den Deutschen die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen, der Obstruktion Tür und Tor offen lassenden Geschäftsordnung als eine geradezu unerläßliche Bedingung der Durchführung der Wahlreform erscheinen. So wurde in dem Staat der seltsamsten Widersprüche auch hier wiederum die Erhaltung eines Zustandes zur Voraussetzung der Wahlreform, dessen Beseitigung allein geeignet gewesen wäre, ihre Wirkungen wenigstens einigermaßen im Interesse des Staates zu regulieren. Allerdings heißt es, daß sich das neue Haus in der Erkenntnis der Unmöglichkeit, mit der alten Geschäftsordnung auszukommen, beeilen werde, sie zu reformieren. Ob es das allgemeine Wahlrechtsparlament damit wirklich so eilig haben wird, und ob nicht die dann im Abgeordnetenhause eine weit einflußreichere Stellung einnehmende sozialdemokratische Fraktion alles aufbieten wird, eine solche Reform zu verhindern, bleibt abzuwarten. Für die Deutschen läge die Frage dann aber nicht anders als heute; soweit sie sich von nationalen Erwägungen leiten lassen, müßten sie mit allen Mitteln eine Maßregel zu verhindern suchen, die der slawischen Überzahl die

Möglichkeit bieten würde, die Deutschen formell zu erdrosseln, aber da die deutschen Fraktionen in diesem Punkte durchaus nicht vollständig übereinstimmen, würde der Versuch, im neuen Hause eine neue, gegen die Möglichkeit der Obstruktion gerichtete Geschäftsordnung zu beschließen, die Kluft nur noch vertiefen, die sich im deutschen Lager schon wieder zu öffnen beginnt.

Die Beseitigung der Schranken, die das Kurien- oder Klassenwahlsystem bisher der Sozialdemokratie entgegengesetzt hat, hätte den deutschen Parteien und ihren Führern vernünftigerweise den Gedanken nahelegen müssen, alle deutsch-bürgerlichen Parteien zu einer taktischen Einheit zusammenzufassen, was bei der außerordentlichen Vermehrung der slawischen Abgeordnetenmandate durch die Wahlreform auch vom deutschnationalen Standpunkt aus betrachtet außerordentlich wünschenswert wäre. Auf tschechischer Seite wird der Gedanke der nationalen Einigung von den tschechischen Ministern auch auf das wärmste vertreten, auf deutscher Seite arbeitet man jedoch mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer an der Wiederaufreißung der Kluft, die durch drei Jahrzehnte lang die Deutschen Österreichs in zwei feindliche Lager gespalten und sich erst in den letzten Jahren bis zu einem gewissen Grade geschlossen hatte. Die Dinge liegen in dieser Beziehung heute in Österreich ähnlich wie im Deutschen Reiche. Die demokratische Flutwelle, die sich vom Osten her über Europa ergossen hat, hat bei den Deutschen in Österreich das nationale Empfinden wesentlich geschwächt, und so mußte der demokratische Zug der Wahlreform bei Freisinnigen und Klerikalen den Wunsch nach einer Parteiherrschaft verstärken. In dem gegenwärtigen österreichischen Kabinett sitzen drei deutsche Parteiminister, von denen der eine der Fortschrittspartei, die beiden andern der nationalliberalen deutschen Volkspartei angehören. Schon vor Monaten tauchte nun in der liberalen Presse der Plan auf, sämtliche liberalen deutschen Fraktionen zu einem „deutschfreiheitlichen Block“ zusammenzufassen. Da nun die deutsche Volkspartei bei den bevorstehenden Wahlen bedeutende Verluste erleiden wird, von der Fortschrittspartei ganz zu schweigen, beide Parteien also nach den Wahlen nicht mehr imstande wären, drei Minister zu tragen, ist es menschlich ganz erklärlich, daß bei den gegenwärtigen deutschen Parteiministern der Gedanke, einen „deutschfreiheitlichen Block“ zu schaffen, auf fruchtbaren Boden fiel, da eine Vereinigung der deutschen Volkspartei, der Reste der Fortschrittler, der freialldeutschen und der liberalen Agrarier ihnen die Möglichkeit bieten könnte, auch nach den Neuwahlen als Vertrauensmänner einer großen parlamentarischen Gruppe im Amte zu bleiben. Ebenso kurzsichtig und das allgemeine nationale Interesse ganz außer acht lassend, rechnet man aber auch auf der Gegenseite.

Dort hatte die christlichsoziale Partei die Wahlreform aufs eifrigste gefördert, und zwar zielte die von dieser Seite aus befolgte Politik von vornherein auf die Bildung einer starken Zentrumspartei. Der Herkunft und dem Programm der Partei entsprach diese Politik allerdings nicht. Bis auf die christlichen Arbeiterorganisationen widerstrebte sowohl die gesamte christlichsoziale

Wählerschaft in Wien und auf dem Lande wie auch die erdrückende Mehrheit der Abgeordneten der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts; man wollte sich jedoch der von der Regierung ausgegebnen und auf die Arbeitermassen wirkenden Parole nicht offen entgegenstellen und tröstete sich damit, daß es der Regierung nicht gelingen werde, die Wahlreformvorlage im Abgeordnetenhause durchzubringen. Nur eine sehr kleine Minorität der Partei, durchweg fortgeschritten demokratische, auf dem äußersten rechten Flügel stehende Elemente arbeiteten bewußt auf die Gesetzwerdung der Wahlreform in der Hoffnung hin, daß mit ihrer Hilfe die Klerikalen in Tirol und in Steiermark vernichtet werden und so der Rest der klerikalen Partei werde gezwungen werden, sich den Christlichsozialen anzuschließen, wodurch zwar der Charakter dieser Partei vollständig verändert, sie aber auf etwa hundert Mandate gebracht, also zu einem Zentrum ausgestaltet werden würde, das einen berechtigten Anspruch auf eine entsprechende Vertretung im Kabinett haben würde. Es ist notwendig, zu betonen, daß der Führer der christlichsozialen Partei, der Wiener Bürgermeister Dr. Lueger, ein entschiedner Gegner dieser Kombination ist, aber infolge des schweren Leidens, das seine Kraft zu früh geschwächt hat, ist die eigentliche Führung der Partei schon längst seinen Händen entglitten, und so wird er auch nicht imstande sein, die drohende Fusion der christlichsozialen mit den Resten der klerikalen Partei aufzuhalten, zumal da der Zuzug, den die Partei bei den Neuwahlen aus der Provinz, hauptsächlich aus Tirol, erhalten wird, sich hauptsächlich nur durch seine radikaldemokratische Färbung von den von ihm bekämpften Klerikalen unterscheidet.

In einer Zeit, die gebieterisch die Zusammenfassung aller deutschen Parteien in Österreich zu einer nationalen Einheit wider die Slawen und die Sozialdemokratie fordert, bereitet sich also unter ihnen wiederum eine scharfe Spaltung vor. Kurzsichtiger Parteigeist droht wieder Verhältnisse zu schaffen, wie sie in den siebziger und den achtziger Jahren bestanden, wo sich freisinnige und klerikale Deutsche, in unversöhnlicher Feindschaft einander gegenüberstehend, von den Slawen und der Börse gegeneinander ausspielen ließen, und das Deutschtum dadurch uneinbringliche Verluste in wirtschaftlicher und politischer Beziehung erlitten hat. Nur liegen die Dinge heute schlimmer als damals. Heute sind die Deutschen durch die Wahlreform im Parlament ohnehin schon numerisch geschwächt und dem zerstörenden Einflusse der sozialdemokratischen Propaganda weit mehr als damals ausgesetzt, die natürlich den deutschen Besitzstand um so mehr abbröckeln wird, als die Leistungsfähigkeit des neuen Abgeordnetenhauses noch weniger als die des alten imstande sein wird, die wirtschaftliche Lage der Massen zu heben. Die größte Gefahr aber liegt wohl darin, daß die eine oder die andre der beiden einander feindlich gegenüberstehenden deutschen Gruppen sich durch das Bestreben, mit nichtdeutschen Parteien eine leistungsfähige parlamentarische Mehrheit und somit auch ein parlamentarisches Ministerium zu bilden, dazu verleiten lassen könnte, die Hand zu einer Verschärfung der Ge-

schäftsordnung zu bieten, die wohl das neue Abgeordnetenhaus von dem Übel der Obstruktion befreien, zugleich aber auch das Deutschtum in Österreich der gesetzgeberischen Willkür der nichtdeutschen Mehrheit ausliefern würde. Auf der liberalen Seite der Deutschen gibt sich ja schon die Neigung kund, im neuen Hause mit den Jungtschechen und den Polen zu paktieren, während man auf der andern Seite der Deutschen mit dem Plane einer Koalition mit den Südslawen umgeht. In dem einen wie in dem andern Falle werden sich die Deutschen die Möglichkeit, an der Regierung teilzunehmen, ebenso wie es unter dem Ministerium Taaffe und später unter der liberal-polnischen Koalition der Fall gewesen ist, nur durch wesentliche Zugeständnisse auf Kosten des gesamtdeutschen Interesses erkaufen können, denn die Slawen werden sich mit der deutschen Gruppe verbinden, die ihnen am meisten gibt.

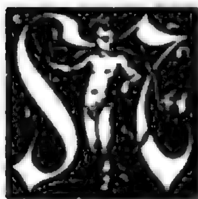
Das „neue Österreich“, das die Minister und die demokratischen Parteiführer besonders den Deutschen in so verführerischen Farben zu schildern gewußt haben, wird also, soweit die Interessen des Deutschtums in Betracht kommen, nichts andres sein als eine verschlechterte Ausgabe des alten Österreich, denn das allgemeine gleiche Wahlrecht hat nicht den Gedanken der nationalen Einheit und das nationale Empfinden gestärkt, sondern nur den Machthunger politischer Parteiführer gereizt und damit den im Deutschtum noch nicht überwundnen liberal-klerikalen Gegensatz in aller Schärfe wieder aufleben lassen. Wohl hat sich die eigentliche deutsche Intelligenz in Österreich von diesen Begriffen und den sie einschließenden politischen Vorstellungen schon emanzipiert, aber in dem Parlamente des allgemeinen gleichen Wahlrechts ist für sie kein Platz, weil ihn in diesem, der Entwicklung des hohlsten Radikalismus schon an sich so günstigen Staatswesen das politische Banausentum in seiner ganzen Breite einnehmen wird.

Nettelbeck und Lucadou

Eine Erinnerung an die ruhmvolle Verteidigung Kolbergs in den Jahren 1806 und 1807 zur ausgleichenden Gerechtigkeit

Von Rudolf Stoewer in Danzig

2



Nettelbeck hat sein Vermögen, seine Person für die Verteidigung seiner Vaterstadt eingesetzt; er half, wo er konnte, und das war bei seinen Erfahrungen nicht wenig, durch die Tat und noch mehr durch sein Beispiel. Diese Hilfe trat allerdings erfolgreich besonders erst unter dem neuen Kommandanten Gneisenau hervor, dem sich der Alte von Anfang an freiwillig unterordnete als einem überlegnen Geist und nicht wenig auch deshalb, weil er Gneisenaus Berufung zum Teil

als sein Werk ansah. Gneisenau hat dem alten Nettelbeck schon während der Belagerung ein Ehrendenkmal in der Königsberger Zeitung gesetzt mit der Absicht, den Zeitgenossen ein Beispiel zu geben. Er schildert den Mut und die rastlose Tätigkeit des achtundsechzigjährigen Greises, die sich besonders in der Sorge während der Überschwemmung, für das Löschwesen, für die Verpflegung der in den Außenwerken stehenden Truppen, für den Transport der Verwundeten und der Toten, für das Einholen von Schiffen zeigte, darin und schließt mit den bekannten Worten: „Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!"

So steht der Kolberger Bürger Nettelbeck in seinen großen Eigenschaften von seiner Zeit und der Nachwelt anerkannt als ein Beispiel von Mut und Vaterlandsliebe da; deshalb kann ihm eine objektive Hinweisung auf seine Schwächen seine hohe Würdigung nicht rauben. Diese Schwächen waren vielleicht in jener Zeit rücksichtsloser Taten nötig, seine Erfolge zu sichern; sie haben aber dazu beigetragen, andre weniger kräftige, aber doch auch pflichttreue, stillere Charaktere beiseite zu drängen. Es war dies besonders das starke Selbstgefühl, mit dem er sich in allen Kreisen und in jeder Tätigkeit durchzusetzen suchte, ein Selbstgefühl, das zur Unbotmäßigkeit, Streitsucht, ja sogar zu oft wohl unbewußter Neigung zur Verleumdung und Schädigung des Nächsten führte. Es ist immerhin auffallend, wie Nettelbeck in den verschiedensten Verhältnissen und Kreisen Mißstimmung und Streit erweckt hat, ja oft in Prozesse verwickelt worden ist. Diese unerquicklichen Dinge nehmen auch einen guten Teil seiner Lebensbeschreibung ein, und ein unbefangner Leser wird auch bei der subjektiven Darstellung des Alten den Verfasser nicht immer frei von Schuld sprechen können. Schriftliche und gedruckte Belege und die mündliche Überlieferung der Kolberger bestätigen in Einzelheiten diese Schuld. Zunächst war das Familienleben Nettelbecks in seinen beiden ersten Ehen so unharmonisch, daß beide Ehen nach unerfreulichen Vorkommnissen zur Scheidung führten; auch die wahrscheinlich unechte Tochter erster Ehe, die vom Vater allerdings, ebenso wie ihre Mutter, eines unmoralischen Lebenswandels geziehen wird, zog es vor, Nettelbecks Haus zu verlassen. Der Streit, mit dem im Jahre 1776 die staatliche Stellung Nettelbecks endete, wurde schon oben erwähnt. In die Stadtverwaltung führte sich der nach langen Seefahrten in die Heimat zurückkehrende Bürger im Jahre 1789 ebenfalls, wie er selbst sagt, durch einen „langen und verwickelten Prozeß" von vier Jahren als Bürgerrepräsentant ein. Ähnlich war es dann später nach der Einführung der neuen Stein-Hardenbergschen Städteordnung. Die ganze Korporation kam gegen Nettelbeck in Harnisch und brachte eine Klage wegen ehrenrühriger Beschuldigungen beim Stadtgericht ein. Es handelte sich um „vorlautes Absprechen und Urteilen über eine löbliche Stadtverordnetenversammlung". Nettelbeck rettete sich durch seine Beliebtheit an Allerhöchster Stelle; er wandte sich heimlich direkt an den König und wußte durch eine „Suspendierung" der Stadtverordneten der Sache die Spitze abzubrechen. Zu solchen direkten Ein-

gaben an den König, die die Mißachtung der Zwischenbehörden und das überstarke Selbstgefühl zeigten, war der Alte überhaupt gar leicht bereit; er rühmte sich dessen in seiner Unterhaltung mit Friedrich Wilhelm dem Dritten am 21. August 1809 in Stargard selbst. Nicht immer gelang es wohlmeinenden Männern wie dem Kriegsrat Wisselinck (Nettelbecks Lebensbeschreibung, herausgegeben von Haken III, 52, 76, 101) oder ein andresmal einigen einsichtigen Offizieren, den rabiaten Alten von solchen Eingaben abzuhalten. Aus Prozessen wegen Ehrenschändung kam deshalb Nettelbeck gerade in den Jahren, die seinen Ruhm begründeten, gar nicht heraus. Auch von einem der Kommandanten, die auf Gneisenau folgten, wurde er durch den Garnisonsauditeur wegen Ehrenschändungen gegen Offiziere verhört. Nettelbeck selbst zieht die Sache in seiner Lebensbeschreibung ins Lächerliche; in Wirklichkeit hat aber wohl hauptsächlich der hochherzige Gneisenau dafür gesorgt, daß ein gerichtliches Verfahren niedergeschlagen wurde. (Siehe auch Pertz I, 368.) Mag in allen diesen Dingen das innere Recht zumeist auf seiten des warmherzigen und weitschauenden patriotischen Bürgers gewesen sein, so ist es jedenfalls sehr wunderbar, daß Nettelbeck auch nach den Akten des Bürgerbataillons, das er selbst doch dem Kommandanten Lucadou gegenüber so hoch hebt, schlecht beleumdet wird. Er war — gegenüber andern Darstellungen — niemals Offizier, sondern nur Unteroffizier dieses Bataillons und wurde 1779 sogar seiner „bezeugten Widerspenstigkeit halber“ nach den Akten des Bürgerbataillons auf Antrag des Bürgermajors Deetz durch den Magistrat auf ein Vierteljahr degradiert. Nettelbeck scheinen in seiner Lebensbeschreibung die vielen Händel, die er zu erwähnen hat, aufzufallen, und er gibt sein temperamentvolles Wesen freimütig zu; auch die panegyrische Schrift aus dem Jahre 1808 nennt den sonst so hoch gepriesnen Bürger Nettelbeck unter Umständen „störrisch“. Für das Verhältnis zu Lucadou ist dieser Charakterzug aber höchst bedeutsam; er erklärt die schlechte Beurteilung des Kommandanten hinlänglich.

Zwei Vorfälle sind es besonders, derentwegen nach dem Nettelbeckschen Bericht über Lucadou der Stab gebrochen worden ist: die Behandlung eines französischen Parlamentärs am 15. März 1807 und die historisch gewordnen Worte Lucadous beim Platzen einer Granate: „So werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen.“

Die erste Geschichte ist nach Nettelbecks Darstellung in Paul Heyses Schauspiel drastisch behandelt und dadurch allgemein bekannt geworden: Vierspännig mit Kutscher, Trompeter und zwei Nobelgardisten fuhr der französische Offizier vor der Kommandantur vor, die Begleiter wurden von einem höchst unzuverlässigen Unteroffizier vielleicht gar auf den Wällen spazieren geführt, Lucadou verhandelte ohne den Vizekommandanten bis nach zwei Uhr nachmittags im geheimen, er komplimentierte dann den Franzosen höflich bis vor die Haustür; hier duldete er eine Unterhaltung mit einem verdächtigen, pensionierten, ansbachischen Offizier, bis Nettelbeck, der vor dem Hause unwillig wartete,

dazwischenfuhr. Am nächsten Abend brach dann in der Kommandantur Feuer aus, und Nettelbeck brachte dies „in bedenkliche Verbindung mit dem Parlamentär", d. h. er sah darin ein verräterisches Zeichen für „nächtliche Überrumpelung"! Voll von beängstigenden Gedanken revidierte er die Posten und eilte zu später Stunde zum Kommandanten, der in der Post Quartier genommen hatte. Dort wurde er von dem für ihn wenig gut gestimmten Kommandanten wegen der vorgeschrittnen Stunde nicht mehr vorgelassen, und hierauf beruht dann seine zornige Klage über die unerhörte Seelenruhe des schlafmützigen Festungskommandanten, die durch Dichtung und Geschichtschreibung weiter verbreitet worden ist.

So Nettelbeck. Dieser Schlußfolgerung gegenüber heißt es aber sogar in den Lucadou wenig günstig beurteilenden Tagebüchern Schillscher Offiziere (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1857, S. 60) um dieselbe Zeit: „Die Kommandanten, Oberst von Lucadou und Hauptmann von Waldenfels, brachten von dieser Zeit an die Nächte fast immer auf dem Walle zu, und es wurden keine Sicherheitsanstalten gegen den Feind versäumt"; der Herausgeber dieser Tagebücher will (1857) gegen Nettelbecks Darstellung viele Zeugen aufstellen und meint schließlich: „sollte es aber doch einmal geschehen sein, so wäre es einem alten, schwächlichen Manne wohl zu verzeihen und verdient nicht die scharfe Rüge, mit welcher man ihn (Lucadou) in einigen öffentlichen Blättern behandelt hat, da in seiner Abwesenheit der sehr tätige zweite Kommandant seine Stelle ersetzte."

In dem Brande der Kommandantur „etwas Vorbereitetes", ein verräterisches Zeichen für eine „nächtliche Überrumpelung" zu sehen, wie dies bei Nettelbeck geschieht, das muß von der geschichtlichen Kritik mit Berücksichtigung des Gesamteindrucks Lucadous selbstverständlich in das Gebiet kindlichen Fabelns verwiesen werden; dem alten Brausekopf muß aber schon sehr sein patriotischer Eifer zugute gerechnet werden, sonst müßte jeder unbefangne Leser ihn hier stark der Sünde gegen das achte Gebot zeihen. Schlimm steht es nun aber auch mit dem ganzen Bericht über den theatralischen Einzug des Parlamentärs. Der Dichter Heyse durfte ihn mit Vorteil benützen, der Geschichtsforscher hat seine Bedenken, denn nach maßgebenden andern Quellen ist der Parlamentär am 15. März nur bei den Vorposten erschienen, und der Vizekommandant von Waldenfels, dessen Abwesenheit Nettelbeck gerade anklagend hervorhebt, hat ihn abgefertigt, um der aufgeregten Kolberger Bürgerschaft keinen Grund zum Argwohn zu geben.*) Sollte die Phantasie des Alten bei der vielleicht erst spät nach der Erinnerung im hohen Greisenalter geschehenen Aufzeichnung hier so mitgespielt haben, so steht es mit der Glaubwürdigkeit des

*) Tagebuch des Schillschen Korps. Maß, Belagerung Kolbergs. Hiernach wurde am 15. März durch Viktoriaschießen die Schlacht bei Eylau in Kolberg gefeiert, und deshalb erschien Nachmittags 4 Uhr ein Parlamentär bei den Vorposten, fragte nach der Ursache des Schießens und verlangte die Übergabe. Nettelbeck erwähnt diese Feier sonderbarerweise nicht.

Nettelbeckschen Berichts im einzelnen, so hoch er auch als Stimmungsgemälde und Volksbuch anzuschlagen ist, doch recht schwach; jedenfalls ist er keine genügende Quelle, Lucadou den Strick zu drehen.

Betrachten wir hiernach das andre gegen den Kommandanten häufig angeführte Rencontre mit Nettelbeck. Am 5. April 1807, als nach Eintreffen des Marschalls Mortier und seines vorpommerschen Korps die Granaten zahlreicher in der Stadt einschlugen, erließ Lucadou den Befehl, die Hausdächer mit Dünger zu belegen und das Straßenpflaster aufzureißen, damit die Geschosse unschädlich würden. Der Kommandant handelte dabei sicherlich nach seinen Vorschriften. Nettelbeck aber hielt die Dächer für zu schwach und das aufgerissene Pflaster für hinderlich beim Löschen einer Feuersbrunst. Er sprach seine Meinung öffentlich auf dem Markte in höhnischem Tone gegen den Kommandanten aus und erregte schon hierdurch dessen Zorn. Gerade während dieses Vorgangs schlugen mehrere Granaten in den Häusern der Umgegend ein, und eine explodierte etwa zwanzig oder dreißig Schritte von dem Kreise der Bürger und der Offiziere. Bei dem Knall sah sich der Oberst mit etwas verwirrten Blicken um und sprach besorgt die durch Nettelbecks Biographie so bekannt gewordnen Worte: „Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen!" Erregt zog Nettelbeck den Degen aus der Scheide, richtete ihn gegen den Kommandanten mit den Worten: „Der Erste, wer er auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht, der stirbt des Todes von meiner Hand!" Als er noch weiter in dem Tone redete, zog ihn der anwesende Landrat Dahlke von hinten zurück, denn auch Lucadou hatte nach der Klinge gegriffen und wurde nur von dem Kaufmann Schröder verhindert, von dem Degen Gebrauch zu machen. Lucadou hielt einen Kriegsrat ab und wollte Nettelbeck auf dem Glacis erschießen lassen. Nur den beruhigenden Vorstellungen des Landrats Dahlke gelang es, den beleidigten Kommandanten zu beschwichtigen. Diese Geschichte berechtigt auch nach der Nettelbeckschen Darstellung noch nicht dazu, den Kommandanten, wie dies Nettelbeck an der Stelle tut, einen Feigling und eine Memme zu nennen. Es spricht zunächst nur eine berechtigte Besorgnis in einer Zeit der Not, wo auch stärkere Posten wankten, aus den Worten Lucadous. Außerdem ist aber der Vorfall ein Beweis für den humanen, abgeklärten Charakter Lucadous, der seine strenge Ansicht über Nettelbeck schließlich aufgab mit den Worten: „Gut, gut! So mag der alte Bursche diesmal laufen. Hüt er sich nur, daß ich ihn nicht wieder fasse!" Die mündliche Überlieferung in Kolberg sagt noch heute, daß sich Offiziere und alte Kolberger häufig geäußert hätten, Nettelbeck habe mehrfach verdient, standrechtlich erschossen zu werden.

Übrigens war Lucadou nicht der einzige Kommandant, der bei Nettelbeck in Ungnade stand. Außer Gneisenau kommen alle übrigen ebenso schlecht weg. Noch manche Sonderbarkeit wird aus den letzten Lebensjahren des bald weithin bekannten Bürgers erzählt. Sein harter Kopf machte der Stadtverwaltung

und der Kommandantur noch manche Unbequemlichkeit. Doch als der fünfundachtzigjährige Greis am 29. Januar 1824 zur ewigen Ruhe eingegangen war, da folgte einmütig ein zahlreiches Gefolge des Militärs und der Bürgerschaft seiner sterblichen Hülle nach dem Münder Kirchhofe. Der Superintendent Dr. Maß, der 1807 als Primaner sein Privatsekretär gewesen war, hielt die Grabrede und verfaßte die einfache und wahre Grabinschrift: „Hier ruht der Bürger Joachim Nettelbeck aus von den Stürmen seines vielbewegten Lebens.“ *) Mußten hier einige Schwächen in dem Heldenbilde des patriotischen Kolberger Bürgers angeführt werden, so geschieht dies nur zu Ehren der objektiven Geschichtschreibung und zur Verteidigung der Ehre eines pflichttreuen Festungskommandanten, dessen Geschlecht auch später noch dem Vaterlande tüchtige Männer gegeben hat. Nettelbecks Ruhm bleibt trotzdem bestehn. Der König verlieh ihm auf Gneisenaus Antrag eine goldne Verdienstmedaille und gab ihm die Erlaubnis zum Tragen einer Marineuniform; das deutsche Volk aber hat den Alten zu einem Beispiel altdeutschen Mannesmuts erhoben, es sieht in ihm die Wehrhaftigkeit des deutschen Bürgers für König und Vaterland in einer Zeit gesunknen Nationalgefühls verkörpert.

Lucadou wurde am 29. April des Kommandos der Stadt Kolberg enthoben. Nicht der Brief, den der erzürnte Nettelbeck am 17. März an den König schrieb, und der in Memel durch den Kaufmann Wachsen dem König übergeben worden sein soll, nicht die Klagen, die von Schill geführt sein sollen, haben Friedrich Wilhelm den Dritten hauptsächlich zu dem Wechsel in dem Kommando bestimmt: die Zeitumstände waren es, die der Festung Kolberg, besonders als Danzigs Fall befürchtet wurde, eine ganz andre Bedeutung gaben, und deshalb den alten Kommandanten Lucadou, der unter andern Voraussetzungen den Posten erhalten hatte, trotz seiner vom König anerkannten und durch die bisherige Haltung der Festung nicht widerlegten Pflichttreue der schwierigen Stellung nicht gewachsen erscheinen ließen. Der König schrieb aus Kydullen am 11. April 1807 an Gneisenau**): „Mein lieber Major v. Gneisenau! Da der Oberst v. Lucadou bei seinem Alter und der damit verbundnen Abnahme seiner Kräfte nicht imstande sein würde, auf die Dauer die ununterbrochne Anstrengung zu ertragen, welche die Verteidigung der Festung Colberg unter den gegenwärtigen Umständen erfordert, so habe Ich

*) Unter den Kolberger Magistratsakten wird ein Schriftstück über das Ableben des Stadtältesten Nettelbeck aufbewahrt, das eine Verteidigung gegen die Anschuldigung des Hamburger Korrespondenten (vom 6. Februar 1824) enthält, als ob Kolberg seinen berühmten Mitbürger nicht genügend zu schätzen gewußt habe. Die letzten Ehrungen wurden den Manen des patriotischen Kolberger Bürgers zuteil bei der feierlichen Beerdigung von dessen spätgebornen Tochter dritter Ehe, der verwitweten Frau Pastor Heidler (geb. 15. Februar 1815, gest. 7. Juli 1897) auf dem Kolberger Friedhof und bei der Enthüllung des von Meyer-Pyritz geschaffnen Nettelbeck-Gneisenau-Denkmals vor dem Kolberger Dom am 2. Juli 1903.

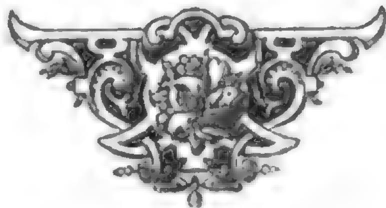
**) Pertz 170.

beschlossen, denselben von den Kommandantengeschäften zu dispensieren"; er erkannte die Verdienste des Obersten von Lucadou an, indem er ihm den Charakter als Generalmajor und anfangs sein volles Einkommen, später die gesetzliche Pension verlieh. Gneisenau ersparte durch sein vornehmes Benehmen seinem Vorgänger jedes unangenehme Gefühl, sodaß Lucadou bei Übergabe der Geschäfte noch mehrere Tage mit ihm in demselben Hause wohnte. Der alte Kommandant blieb pflichttreu noch während der ganzen Belagerung in der Festung, obgleich die Hafenausfahrt bis zum Schluß völlig frei war, und viele Bürger die Stadt verließen. Es ist auch dies als ein Beweis dafür anzusehen, daß Lucadous Stellung in Kolberg nicht so in Mißkredit war, wie dies nach der Nettelbeckschen Darstellung vielfach angenommen wird.

Am 29. April kam der Major Neithard von Gneisenau von Memel über Danzig nach Kolberg und übernahm nach Order des Königs das Kommando der Festung. Seine tüchtige Haltung in und nach den Schlachten bei Saalfeld und bei Jena, eine militärische Denkschrift und vor allem die Empfehlungen des Kabinettrats Beyme und des Generals von Rüchel mögen den König auf seine Person aufmerksam gemacht haben; aber was den König anlangt, so ist auch diese Ernennung eines neuen Kommandanten ein Beweis dafür, daß im Unglück die Willenskraft und das Urteil des Monarchen wuchsen: er hatte den rechten Mann an die rechte Stelle gesetzt, der Krieger und Bürger gleichmäßig zu begeistern verstand. Das Wort des Dichters wurde in der Festung wahr:

Und der Geist, der im ganzen Corps tut leben,
Reißet gewaltig wie Windesweben
Auch den untersten Reiter mit.

Pertz, der Geschichtschreiber Gneisenaus, nennt mit Recht die Verteidigung Kolbergs die erste entscheidende Tatsache in der neuen Wissenschaft des Festungskrieges, und Gneisenaus Name gehört seit dem 2. Juli 1807 dem ganzen deutschen Volke. Wie der französische General Loison, der ebensowenig wie der gefürchtete Marschall Mortier den Titel eines Herzogs von Kolberg zu erwerben vermochte, am 2. Juli 1807 nach dem Waffenstillstand in den zerschossenen Wällen von Kolberg vor dem preußischen Major in Bewunderung und Hochachtung den Hut zog, so schlägt jedes Preußen und jedes Deutschen Herz noch heute in freudigem Stolz schneller bei den Worten: „Kolberg 1807!"



Katholische Belletristik und Publizistik

2

In den kritischen Artikeln der sieben Hefte Hochland (aus den Jahrgängen 1903, 1904 und 1905), die ich durchgelesen habe, wird natürlich die Frage nach der Stellung der Konfession zur Literatur oft erörtert. Eduard von Hartmann hatte im „Tag“ geschrieben: „Die katholische Literatur, Presse und Vereinstätigkeit sucht die Kluft zwischen dem protestantischen und dem katholischen Kulturkreise in Deutschland immer schroffer zu machen und ihre Gefolgschaft von allem, was deutsch ist, luftdicht abzuschließen.“ Darauf hatte ein Katholik, Dr. Hengesbach, in derselben Zeitung u. a. geantwortet:

Es mag Schriftsteller wie Verleger geben, die aus konfessioneller Einseitigkeit ihren geschäftlichen Vorteil ziehen; aber mit der deutschen Literatur hat ihr Schaffen außer dem Papier nur noch die Druckerschwärze gemeinsam. Nicht Eigennutz, aber Kritiklosigkeit liegt dem Bestreben zugrunde, einen wirklichen Dichter, je nach seinem Bekenntnisse, als ausschließlich zu der einen oder andern Seite gehörig hinzustellen, ihn demgemäß über alle Vergleiche hinweg zu preisen oder mit beflissener Gleichgiltigkeit zu ignorieren. Es ist gewiß Unrecht, wenn Katholiken Friedrich Wilhelm Weber, den Sänger des siegreichen Christentums der Frankenzeit, den vorurteilslosen und unvergleichlichen Übersetzer protestantischer Ausländer, als Parteidichter sozusagen für sich in Beschlag nehmen; größeres Unrecht noch ist es, wenn ein zünftiger Literarhistoriker (Kirchner) diesen Mann und seine Werke von der „deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts“ ausschließt. Von den schlechthin nationalen Dichtern, von den zu allgemeiner Schätzung gelangten Klassikern und den einstweilen noch angefochtnen Klassikern der Zukunft möchte ich hier absehen. Für das schöne Friedenswerk, die durch die Reformation getrennten Brüder geistig wieder zu vereinen, kommen zunächst jene literaturfähigen Dichter-Denker in Betracht, die, in stetem Zusammenhang mit der deutschen Kultur, die eigentümlichen Vorzüge ihrer Heimaterde am getreuesten widerspiegeln. Mögen sie im evangelischen oder im katholischen Volkstum wurzeln, möge der eine oder der andre Zug in ihren Werken ihr eignes Bekenntnis verraten, so sollte doch niemand bei ihnen Tendenzen suchen, die diesen Heimatkünstlern, wie allen echten Künstlern, fremd sind. Dem Holsteiner Storm gebührt nicht bloß am evangelischen Herde ein Platz, sondern überall, wo man deutsche Art und Sprache schätzt, und umgekehrt sollte man dem badischen Hansjakob nirgendwo deswegen die Tür verschließen, weil er katholischer Pfarrer ist. Ich halte es nicht für berechtigt, bei den Katholiken in dieser Beziehung größere Befangenheit und stärkere Vorurteile vorauszusetzen als bei ihren andersgläubigen Mitbürgern; die Wärme, mit der man Fritz Reuters Darbietungen in Westfalen wie am Rhein und sogar über die niederdeutsche Grenze im Süden hinaus aufgenommen hat, widerspricht dieser Annahme.

Hochland bemerkt dazu: „Wir wollen uns hier nicht in eine Erörterung einlassen, ob Storms Werke tatsächlich wahllos Familienlektüre sein können für groß und klein. Das ist eine Frage für sich. Was uns an den obigen Ausführungen freut, das ist der Wunsch, in dem wir uns mit dem Autor begegnen: daß doch in literarischer Kritik mit der Unterscheidung nach der Konfession nicht Mißbrauch getrieben werde — von keiner Seite. In der literarischen Kritik haben in erster Linie literarische Gesichtspunkte zu gelten.... Wir glauben versprechen zu können, daß man im Hochland nur sachliche Kritiken finden wird. Selbstverständlich zögern wir aber auch keinen Augenblick, unsern christlichen und konfessionellen Standpunkt zu betonen, wenn es die Sache selbst fordert.“ In der Rubrik „Offene Briefe“ wird ein ähnliches Versprechen einer andern neuen katholischen Zeitschrift, der bei Herder in Freiburg erscheinenden Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland, angeführt: „Wir betonen hier mit Nachdruck die Bedürfnisse der katholischen Seite; wir wollen aber damit nicht sagen, daß das neue Organ Katholizismus treiben soll; dann würde es seinem Zweck widersprechen. Jeder, der für wissenschaftliche, künstlerische, literarische Dinge durch Erziehung und Neigung ein Herz hat, soll in ihm seine Rechnung finden, gleichgiltig, welchem Bekenntnis er angehört, wenn er nur soviel Freimut und offnen Sinn besitzt, daß er auch einmal ein katholisches Wort verträgt.“ Gelegentlich der Erörterung des Planes, eine allgemeine Kunstzeitschrift auf christlicher Grundlage herauszugeben, wird in einem offnen Briefe die in katholischen Kreisen und besonders in katholischen Zeitschriften herrschende Engherzigkeit als ein schwer zu überwindendes Hindernis beklagt. So ereifere man sich gegen die Landschaften Böcklins und Segantinis, indem man sie für pantheistisch erkläre. „Gibt es einen größern Unsinn?“ Eine Kunstzeitschrift sei ohne Bilder nicht denkbar, und wie sei es möglich, sie zu illustrieren, wenn als Richtschnur die Behauptung der Historisch-politischen Blätter gelten solle: dem Nackten könne weder im Leben noch in der Kunst die stoffliche Wirkung des Sinnenreizes genommen werden, und daß zu den Objekten, die den Gedanken und Vorstellungen den Charakter der Sünde aufprägen, der nackte menschliche Leib gehöre? „Ist es nicht schon ungeheuerlich, daß es selbst einem so groß denkenden und unbefangnen Geiste wie dem bekannten Kunsthistoriker Dr. P. Albert Kuhn O. S. B. nicht möglich war, eine Illustrierung seiner monumentalen Kunstgeschichte durchzusetzen, ohne einer geradezu geistlosen Prüderie Zugeständnisse zu machen? Und nun glauben Sie, verehrter Herr, was in einer Kunstgeschichte, die bei ihrem Preise von mehr als 100 Mark gewiß nicht für Buben und Mädchen bestimmt ist, aus geschäftlichen Rücksichten nicht gewagt wurde, das werde bei einer Kunstzeitschrift möglich sein?“ In einer Besprechung von neuen Klassikerausgaben wird die Cottasche Säkularausgabe von Schillers Werken sehr gelobt und dann bemerkt:

Die ab und zu erheiternden Kontroversen über die „Selbstvergiftung“ der deutschen Klassiker*) sind ja wohl noch in guter Erinnerung. Es ist kein Zweifel, daß die Rufer im Streit auch uns ob dieses Berichts über Klassikerausgaben von dem gleichen selbstmörderischen Wahn ergriffen wähnen. Zu ihrer Beruhigung hier unsre Ansicht über diese Sache. Bei der Empfehlung einiger Ausgaben hatten wir vor allem solche Kreise oder vielmehr Stände im Auge, auf deren Bücherbrettern man im Hinblick auf die zu erfüllenden Berufspflichten die Werke unsrer Dichterdioskuren zu finden erwartet. Das sind, von Fachgelehrten abgesehen, die Geistlichen, Lehrer, Künstler, Schriftsteller, Redakteure sowie die akademisch Gebildeten überhaupt. Ja, ich möchte sagen, daß es für diese noch kein Luxus wäre, wenn sie sich zur Anschaffung einer vollständigen Ausgabe herbeiließen. In den meisten Fällen wird aber eine Ausgabe, die sich auf die dichterischen Werke und die nichtwissenschaftlichen Originalprosaschriften beschränkt, genügen, also etwa von der Heinemannschen Ausgabe des Bibliographischen Instituts die erste Abteilung (Band 1 bis 15). Für die Familienbibliothek eines gebildeten Hauses dürfte dieser Teil vollständig ausreichen. Bei diesem Rat gehe ich von der Ansicht aus, daß man Bücher kaufe, nicht um bloß auf dem Bücherbrett damit zu prunken, sondern um sie zu lesen. Wer aber, den nicht ganz besondre Interessen leiten, wird heute noch Goethes Farbenlehre oder Schillers Dreißigjährigen Krieg lesen? Viel wichtiger noch als dieser Rat dünkt mir die Mahnung, von den Klassikern lieber einen kleinen Teil gut als vieles flüchtig und das Ganze schlecht zu lesen. Wer in den Geist dessen, was allgemein als das Beste anerkannt wird, eindringt, der ist auch gefeit gegen das „Gift“, das den oberflächlichen Nascher unter Umständen tötet. ... Die Bekämpfer der „Selbstvergiftung“ werden natürlich auch mit dieser Beschränkung noch nicht einverstanden sein. Denn die Familienbibliothek ist ihnen so etwas wie ein geistiger Brotschrank für alle Familienglieder vom Pater familias bis zum schulpflichtigen Jüngsten hinunter. Und was in keinem geordneten Haushalt beim wirklichen Brotschrank üblich ist, daß er für die ganze Familie offen stehe, das gilt ihnen bei dem geistigen als selbstverständlich. Da ist es denn klar, daß man neugierige Backfische und grüne Jungen nur dann vor den Römischen Elegien bewahren kann, wenn man alle Ausgaben mit dem Banne belegt, die nicht ad usum Delphini gereinigt sind. ... Die große Masse wird nie in den Geist großer Dichter und Denker tiefer einzudringen vermögen. Wohl aber wird sich der Einzelne, dem es um seine geistige Ausbildung ernst ist, schon verhältnismäßig früh vor die Alternative gestellt sehen, die Bischof Spalding in den herrlichen Worten zeichnet: Man muß, das ist klar, entweder sich von der Literatur ganz und gar abwenden oder sich damit zufrieden geben, sie für das zu nehmen, was sie ist: der im Schrifttum niedergelegte Ausdruck des Menschenlebens, das eine Mischung von Wahrheit und Irrtum, von gut und böse ist. Wir müssen uns entschließen, in Unwissenheit zu bleiben über das beste, was der Erkenntnis zugänglich ist, oder wir müssen es suchen, wo es liegt, inmitten von vielem, was trivial oder falsch ist. Wie sich der Pfad, der in einem tugendhaften und edeln Charakter endet, durch allerlei Prüfungen und Versuchungen windet, so muß der, der einen kultivierten Geist haben will, viele und mancherlei Autoren lesen und sich nur

---

*) Der Kaplan Heinrich Falkenberg zu Mehlem am Rhein hatte eine Broschüre herausgegeben unter dem Titel: „Katholische Selbstvergiftung. Ein Beitrag zu der Frage: was soll der gebildete Katholik lesen?“ Im ersten Teil der Broschüre, schreibt ein Rezensent im Februarheft 1904 der Literarischen Warte, „wird gezeigt, was für verwerfliche Autoren, zumal in katholischen Weihnachtsanzeigern, empfohlen werden. Mitleidlos schlachtet Elias-Falkenberg die 450 Baalspfaffen der deutschen Literatur von Lessing bis Frenssen.“

einen sehr kleinen Teil von dem, was er liest, aneignen, gerade so wie der Leib nur die feinere Essenz der Nahrung, die er aufnimmt, sich einverleibt.

Nach diesen Grundsätzen werden nun die einzelnen Schrift- und Kunstwerke beurteilt. So wird an Monna Vanna die historische Unmöglichkeit des Vorgangs und die „pikant-unreinliche Raffiniertheit des Problems" hervorgehoben. Man könnte solche Erzeugnisse pathologisch behandeln, aber die Literaturpathographie, die Möbius in die Mode gebracht hat, wird als eine Verirrung verworfen. Nicht bloß werde dadurch das wahre Verständnis nicht gefördert, sondern ernstlich gefährdet. „Die Methode, mit der heute schon mancher Banause Erscheinungen, die seinen Horizont überragen, bewältigt, das »Ach was, verrücktes Zeug!«, bekäme so eine Art von wissenschaftlicher Berechtigung, und diese »Wissenschaft« würde nicht mehr der Erkenntnis, sondern der Verkennung dienen. In diesem Endeffekt würden schließlich die pathographischen Klatschgeschichten nicht viel anders wirken wie die pornographischen. Und darum dürfen sie hier zusammengenannt werden, so wenig wir ihre Autoren im übrigen auf eine Stufe stellen wollen. Eines aber gilt für beide auch von unsrer Seite: Hand weg!" Ein Wiener Priesterdrama (Liebessünden von Joseph Werkmann, wie sich der Verfasser, ein Tischlermeister Medelsky, nennt) wird als ästhetisch ziemlich wertlos bezeichnet. Doch, heißt es in der Rezension unter anderm, mache sich die Tendenz, den Priester dem Gekicher der Zuschauer preiszugeben, nicht so fühlbar wie in Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld. Der geistliche Gegenspieler des Sünders erwecke Sympathie. Solchen Stücken gegenüber sei die Aufgabe der katholischen Presse nicht eben leicht. Man habe dem nicht bedeutenden, wenn auch talentvollen Stücke Werkmanns eine ausführliche Betrachtung gewidmet, um zum Schluß daran zu erinnern, daß die lobenden Kritiker für sich allein kaum imstande gewesen sein würden, dem Stücke die Aufmerksamkeit des Publikums zuzuwenden, wenn nicht der entrüstete Tadel katholischer Blätter dafür Reklame gemacht hätte. Totschweigen sei freilich bei so lauten Erscheinungen, wie das Theater eine ist, auch nicht das richtige Mittel. „Da heißt es, mit feinern Waffen kämpfen. Man bespreche das Stück ruhig und kühl und suche es da zu treffen, wo es tödlich ist. Diese Stelle in unserm Drama glaube ich gezeigt zu haben. Wem es nun trotzdem Vergnügen macht, sich das Stück anzusehen, nun, dem kann mans nicht wehren. Aber ich glaube, ihrer viele dürftens kaum sein. Denn im selben Maße, wie heftiger Lärm gegen eine Sache als ungewollte Reklame dafür wirkt, ebenso wirkt eine ruhige, aber ihre Streiche sicher und geräuschlos führende Kritik erkältend." Eine sehr schöne Studie von Englert stellt „Goethes Faust im Lichte des Christentums" dar. Parzival würde eine vollkommnere Verkörperung der dem Drama zugrunde liegenden Idee gewesen sein, aber für Goethe wäre diese Gestalt „zu wundergläubig-mystisch, zu mittelalterlich-katholisch" gewesen. „Anders stands um ihn und um die Faustgestalt, besonders in deren nachmittelalterlicher Ent-

wicklung. Hier fand der Mensch Goethe das konkrete kirchliche Christentum als etwas von Faust beiseite Geschobnes vor; ihm zeigte sich ein sympathisches Gesicht, das der Welt, dem irdischen Leben zugekehrt ist; und wie reich wurde doch der Dichter Goethe durch das schier unerschöpfliche, von Jahrhunderten gemehrte Erbe des eigentlichen Faust mit seiner voll dramatischen, auch tragischen Lebenspoesie. Indem Goethe den Faust dichtete, wurde er mit einem Schlage nicht nur der Erbe der deutschen Vergangenheit, sondern auch der Anwärter der deutschen Zukunft. Denn die Faustsage wird von der Seelengeschichte der Deutschen bis auf den heutigen Tag noch in Fluß erhalten. ... Das neunzehnte Jahrhundert hat sich auch fortwährend mit Faust beschäftigt; die Faustliteratur zählt 2714 Nummern. So ist der Faust zum anerkannten Höhepunkt der neuern deutschen Nationalliteratur geworden, zum Grundtypus der modernen Poesie. Er ist zweifellos die Tragödie des modernen deutschen Menschen.“ Vom Parzival sagt der Verfasser: „Wir erachten, es gibt kein andres Lebensgedicht, das so präzis das Gedicht des wirklichen Zeitlebens ist.“ Richard Wagner habe den Helden gefälscht, verdorben. „Das Fremde, wovor Goethe immerfort die Deutschen warnt — freilich, ohne sich selbst in allerweg davor zu hüten —, schlich sich in die so urchristliche wie urdeutsche Herrlichkeit ein, das Fremde in besonders giftiger Potenz: der Pessimismus in fast buddhistischer Abartung.“ Wagners Charakter wird übrigens von einem andern Mitarbeiter mit Berufung auf die 1904 in fünfter Auflage erschienenen Tagebuchblätter und Briefe gegen übertriebne Anschuldigungen in Schutz genommen: Wagner sei nicht der egoistische, ruhmes- und genußsüchtige Mensch gewesen, als der er oft geschildert werde. Else Hasse führt in einer geistreichen Abhandlung die heutige Nervosität auf das vorwiegende Verstandesleben, die „Bewußtseinshelligkeit“ zurück. „Durch die Gewohnheit des Objektivierens wird die Kraft des Empfindens geschwächt und die Sphäre des Unbewußten unterwühlt; die Instinkte verflüchtigen sich, alles wird schwankend und unsicher, Widersprüche bilden sich aus zwischen den verschiednen Seiten unsers Wesens, und wir verfallen der Pein der Zerrissenheit. Denn immer ist der bewußte Mensch in eine ängstlich oder gewissenhaft, argwöhnisch oder eitel zuschauende und in eine fühlende und handelnde Person zerspalten. ... Dem Grade unsrer innern Zersetzung pflegt unsre Fähigkeit zur Kritik zu entsprechen. Wir sind heute, viel mehr als mit dem Leben selbst, mit Kritik über das Leben beschäftigt. ... Über dem Kritisieren verlernt der Mensch auch das Lieben.“ Die als glänzende Biographin bekannte Lady Blennerhasset behandelt „Religiöse Probleme und moderne Romane“. Der Versuch, das christliche Bewußtsein dem Zeitgeschmack anzubequemen und aus dem noch geretteten Rest von verloren gegangnen Überzeugungen gangbare Münze für die Tagesliteratur zu prägen, sei recht eigentlich das Werk der Franzosen. Chateaubriand habe den Typ René geschaffen, der in der Kunst fortlebe, und habe der in diesem Typ verkörperten Romantik „das subtilere Gift moralischer Korruption in das Blut geträufelt“. Eine sorgfältige Analyse von Bourgets

Roman Un Divorce (der gar kein Roman sei, sondern eine Reihe von Plaidoyers gegen die Abschaffung der kirchlichen Ehegesetzgebung) schließt mit dem Urteil: er „ist ein Produkt des räsonierenden Verstandes, dessen Logik nicht einwandfrei ist, und dessen Schlußfolgerungen uns kalt lassen wie alle Polemik". In einem Theaterartikel finden wir eine hübsche Bemerkung über den Naturalismus. Das Söhnlein des Referenten hat nach einem Monolog geäußert: „Wie dumm, der spricht, und es ist doch niemand im Zimmer." Einen Augenblick habe er daran gedacht, den Knaben zu belehren, diesen Gedanken aber sogleich wieder aufgegeben, weil die Mühe umsonst gewesen sein würde. Warum? „Nun einmal, weil das Kind die Kunst noch nicht in ihrem höchsten Sinn, als symbolische Sprache des menschlichen Geistes, zu fassen vermag, dann aber positiv, weil Kinder unbewußte Naturalisten sind. Ein Kind wird einer schönen Geschichte immer eine wirkliche vorziehen. Ist es aber richtig, daß Kinder unbewußte Naturalisten sind, so folgt daraus, daß bewußter Naturalismus innerhalb ernster Kunst eine Kinderei ist." Über die sehr naturalistische Rose Berndt von Gerhart Hauptmann urteilt derselbe Rezensent: „In dem Stück wie in der Brust des Dichters sind innere und äußere Roheit zusammengemischt mit süßlicher Sentimentalität, die den naiven Beschauer, der sich den mit raffiniertem Geschick und unleugbarer Beobachtungskunst vorgeführten Lebenstatsachen hingibt, in einem bunten Gewirr widerstreitender Gefühle hin und her wirft, aber nur nicht zu solchen erhebt, die mit den Wirkungen echter Dichtkunst etwas gemein haben." Jörn Uhl gibt Anlaß zu einer Polemik gegen den Jesuiten Gietmann. Dieser hatte geschrieben: „Werden Hiltys »Glück« und Frenssens Jörn Uhl nicht auch deshalb von Katholiken so viel gelesen, weil man unklugerweise die Kunst in diesen Werken gepriesen hat? [Was hat, fragt der Hochlandrezensent, der Begriff Kunst mit einem populär-philosophischen Buche wie »Glück« zu tun?] Ja, unklug auch hinsichtlich des ästhetischen Wertes. Doch davon spreche ich hier nicht. Die allgemeine Mahnung, der Leser müsse darauf gefaßt sein, einer Weltanschauung zu begegnen, die nicht die seinige ist, hat nur Sinn, wenn alle Leser so gescheit und so prinzipienfest sind wie der Kritiker." Das seien sie nun aber einmal nicht. Daraus folge: „Bei den genannten Werken und vielen andern täten die katholischen Kritiker besser zu schweigen, wenn sie glauben, im andern Falle das Lob stark auftragen zu müssen. Es handelt sich ja nicht um einen erheblichen Ausfall für die geistige Bildung." Der Hochlandrezensent antwortet: „Schweigen, totschweigen! Das ist freilich eine sehr bequeme Art der Kritik. Wenn nur nicht auch die akatholischen Kritiker dieses Rezept bei katholischen Werken anwenden! Wie lange klagt man schon ohnehin mit gutem Grund über das geflissentliche Totschweigen katholischer Kunst- und Geistesarbeit auf der andern Seite, über die Geltung des Grundsatzes: Catholica non leguntur! Wenn wir von den Andersdenkenden für unsre tüchtigen Leistungen Beachtung verlangen, dann dürfen auch wir uns bei entsprechender Gelegenheit nicht in Schweigen hüllen, zumal da Tot-

schweigen einem Dichter und Künstler meistens weit mehr schadet als der schärfste Tadel. Und woher weiß P. Gietmann, daß solches Schweigen »keinen erheblichen Ausfall für die geistige Bildung« bedeute, sintemal er doch rät, just solche Werke totzuschweigen, die, wenn der Kritiker von ihnen spräche, für vieles einzelne wenigstens sein Lob stark herausfordern würden? Glaubt übrigens Gietmann wirklich, daß in einem Falle wie Jörn Uhl das Schweigen der katholischen Kritiker viel helfen würde? Das katholische Lesepublikum lernt das Buch doch kennen und liest es — kritiklos. Gerade in solchen Fällen ist ein klares Urteil des katholischen Kritikers nötig; schweigt er da, so fragt man ihn in Zukunft überhaupt nicht mehr. Gietmann würde das vielleicht für gar kein Unglück halten, denn er meint, das Urteil darüber, ob ein Buch sittliche Gefahren berge, dürfe nicht ausschließlich dem Laien überlassen werden, da der Priester in erster Linie dazu berufen sei, dergleichen zu entscheiden. Also auch hier wieder die geringschätzige Meinung vom Laienstande und selbst seinem gebildetsten Teile. Als ob moralisches Empfinden, soziales Verantwortlichkeitsgefühl, Urteilskraft in Beziehung auf die Zulässigkeit von Szenen, die ein Gietmann für ganz unsittlich erklärt, in Werken der Unterhaltung oder der Kunst lediglich eine scientia infusa des Theologen wären!"

Unter den kunstkritischen Aufsätzen ist der interessanteste (im Januarheft 1904): Bildende Künstler als Ästhetiker von Max Ettlinger. Es werden die Ansichten von Anselm Feuerbach, Böcklin, Stauffer, Adolf Hildebrand und Max Klinger mitgeteilt. In diesen und in andern Aufsätzen werden Böcklin, Segantini und Defregger mit Begeisterung gepriesen; Millets großes Verdienst wird anerkannt; Klinger gegenüber verhält man sich ablehnend.

Die Literarische Warte (ebenfalls Monatsschrift) erscheint bei der Allgemeinen Verlagsgesellschaft in München*); ihr Leiter ist Anton Lohr. Es liegen mir die vollständigen Jahrgänge 1900 und 1901 vor und neun Hefte aus den Jahren 1904 und 1905. Den Jahrgang 1901 eröffnet eine sinnige geschichtsphilosophische Betrachtung, in der der Reformation mit den Worten gedacht wird: „Immer mehr bewußte und dreister werdende Unzufriedenheit wuchs heran, und es kam die Reformation. Die Menschen hatten ja kein so zartes religiöses Gewissen mehr, sie waren schlechte Diener der Kirche, die sie in weltliche Verwaltung gezogen hatte. [Der richtige Gedanke ist unklar und sprachlich schlecht ausgedrückt.] Und viele fielen ihr zu: Schlechte, die schlecht sein wollten, aber noch mehr, die nur Hilfe suchten, und viele, die Raum haben wollten für ihr geistiges Streben." Nachdem die Tatsache hervorgehoben worden ist, daß die moderne Wissenschaft und die Technik einerseits die Gebildeten der Religion entfremden, andrerseits den Bauernstand auflösen, der sie am treuesten bewahrt, wird die Hoffnung auf eine Wendung mit dem Hinweis auf die vielen Einzelnen begründet, die, nicht befriedigt von diesem modernen Leben,

*) Anmerkung der Redaktion: Die Zeitschrift hat mit Ende 1906 aufgehört zu erscheinen.

zu Gott zurückverlangen, und dabei der Kunst und Literatur hohe Bedeutung zugesprochen. „Die einen streben vor allem nach Gutheit, die andern nach Erkenntnis; und da der Mensch ein niedergedrückter Sünder ist, sind jene mißtrauisch, und weil die Erkenntnis erhebt, diese vertrauend. Aber es bricht die Zeit von Generationen an, die jenes beides zuerst im Schönen zu erfassen suchen. Hier ist auch ein einendes Band; wer nicht gut ist, kann weder die Wahrheit erkennen noch das Schöne wahrnehmen im innersten Herzen, denn er kann nicht lieben, das heißt sich innerlich zu dem Höchsten erheben.“ Mit einem Aufruf an die Jugend, Gottes Sache, die ihre eigne Sache sei, in die Hand zu nehmen, schließt der Verfasser. Gerade das Schöne erklärt ein andrer Mitarbeiter, Dr. Popp, für einen unklaren Begriff, der in der Ästhetik große Verwirrung angerichtet habe. Wenn man forderte, daß alles Ästhetische schön sein solle, dann würde auch die reichhaltigste Bildergalerie wenig ästhetische Genüsse gewähren. Er schlägt vor, das, was Gegenstand der Kunst sein kann, das ästhetisch Wertvolle zu nennen. Es müsse doch zu denken geben, daß Albrecht Dürer einmal geschrieben habe: Was die Schönheit ist, das weiß ich nit. In Beziehung auf den Tendenzroman geben sich in der Zeitschrift verschiedne Ansichten kund. Die Allgemeine Zeitung hatte erklärt: „Wir sind ja glücklicherweise seit langem über die Zeiten hinaus, wo man vom Kunstwerk verlangte, daß es einen unmittelbaren Zweck erfülle. Wir wollen durch die Romane, Novellen, Gedichte, die wir lesen, nicht mehr gebessert werden“ und so fort. Nur die unkünstlerischen Naturen wollten aus dem Theater und aus der Lektüre einen moralischen oder sonstigen Nutzen mitnehmen. M. Herbert schreibt dagegen in seinem Aufsatze, Tolstoi als Moralist: „Darauf dürfen wir kühnlich erwidern, daß die Großen, Unsterblichen aller Zeiten nicht bloß große Künstler, sondern auch tiefe, rastlos in die Probleme ihrer Zeit und ihres Lebens eindringende Menschen, daß sie nicht bloß Künstler, sondern auch Philosophen, Moralisten und zum Teil Theologen gewesen sind. Wir greifen getrost auf die bekanntesten zurück: Homer, Dante, Shakespeare, Milton, Molière; sogar Goethe und Schiller waren Moralisten wider Willen.“ Lohr hatte die Frage in einer Broschüre behandelt. Leo Tepe, der Herausgeber eines andern katholischen Organs (Dichterstimmen), kritisiert sie und erklärt, er könne fast alle Sätze der Broschüre unterschreiben, nur nicht den: „Alle ausgesprochenen Tendenzgeschichten, auch die besten, taugen nicht viel und sind für die Nationalliteratur so gut wie verloren.“ Tepe meint, damit würde auch Goethes Faust gerichtet sein; ohne Tendenz habe weder die Kunst noch das Leben einen Inhalt; jedes Kunstwerk solle einem höhern Zweck dienen; freilich, in aufdringlich polemischer Weise dürfe die Tendenz nicht hervortreten. Lohr schlägt als vermittelnde Formel vor: Die von der Kunst auszuschließende Tendenz liegt nicht in der Wahl, sondern in der Bearbeitung des Stoffs. Al. Ruth (augenscheinlich eine Frau) knüpft an diese Debatte an. Hier müsse „Wahrheit und Klarheit geschaffen und die Warnungstafel an dem alten ausgetretenen Wege

der berüchtigten Tendenzmanier aufgerichtet werden. Diese Tugendbolde- und Balsammenschenkultur ist die verderblichste Wucherpflanzenart in dem sozialen Gebiete. Menschen sind es nicht, die in dieser Art Literatur auftreten, sondern Schatten." Die Sache sei von höchster praktischer Wichtigkeit, weil diese Art Lektüre die Jugend belüge, ihr ein falsches Bild der Welt male. Welche Art Menschen überwiege denn unter den Verkommnen? Die seien es, „die aus engen Verhältnissen unerfahren und unwissend in die Wirklichkeit, ins Leben treten und der Verführung geradezu in die Arme laufen mit ihrem guten Glauben". Johann Schweiker stellt einige Leitsätze auf, unter andern: „Sujet für die Kunst ist jede wahre Idee, die künstlerisch darstellbar ist. Die menschlichen Ideen sind wahr, wenn sie aus den Objekten der idealen und der realen Seinsordnung als deren getreue Abbilder stammen. Daraus ergibt sich, daß alle sichtbaren Objekte der Kunst dienen können. Wenn nun auch alles Sichtbare dargestellt werden darf, so ist es doch nicht erlaubt, alles Dargestellte offen, zum Beispiel in Schauläden, auszustellen." Der Staat sei darum berechtigt, die Ausstellung gewisser Kunstwerke zu verbieten. Daß Kunstwerke, die nicht öffentlich ausgestellt werden dürfen, gar keine Kunstwerke seien, müsse ebenso bestritten werden wie etwa die Behauptung, gefährliche chemische Präparate seien wertlos. Unter den Sätzen, die von der richtigen Darstellungsweise handeln, lautet der wichtigste: „Es ist somit der Realismus insofern idealistisch, als er den Wert der Idee betont, und er ist insofern naturalistisch, als er die Bedeutung der zutreffenden körperlichen Darstellungsform der Idee nicht unterschätzt." Als abschreckende Beispiele verwerflicher Tendenzdichterei werden von einem andern Mitarbeiter der Jesuit Josef Spillmann und Conrad von Bolanden charakterisiert, als wirkliche Dichter, die historische Stoffe behandelt haben, Conrad Ferdinand Meyer und Hebbel gerühmt. Der katholische Tendenzschriftsteller habe eine ganz eigentümliche Ansicht von der Weltgeschichte. „Von einem gewissen Zeitpunkte an ist für ihn die Geschichte auf Abwege geraten. Wo das Christentum siegt, da glaubt er noch an eine organisch-notwendige Entwicklung und an das Wirkliche als das Wahre und Gute. Ist aber das Christentum unterlegen, da hat die Geschichte einen Bruch erlitten, da ist es nicht mit rechten Dingen zugegangen; da ist die Entwicklung aufgehoben, und die Parole lautet: zurückschrauben auf den status quo ante. Ein solcher Bruch in der Geschichte ist die französische Revolution, und dem Tendenzschriftsteller schwellen die Zornesadern, wenn er ihrer gedenkt, als ob die Knechtung des Volkes, die Sittenlosigkeit der herrschenden Stände, die Verlotterung des ganzen Staatswesens im alten Frankreich für nichts zu achten wären. Dieser Entrüstung verdanken wir das neueste Werk von Josef Spillmann: Um das Leben einer Königin." Weiterhin heißt es: „So schreibt man Indianergeschichten. Einige Ähnlichkeit mit dieser Wonne unsrer Jugend hat übrigens das vorliegende Buch auch. Die Lorbeeren Karl Mays haben unsern Autor nicht schlafen lassen, . . . der ganze Eindruck des Spillmannschen Werkes

ist ein peinlicher; unter der flammenden Entrüstung glaubt man Schadenfreude über soviel Schlechtigkeit der Menschen durchschimmern zu sehen.“ Von Bolanden sagt ein andrer Rezensent, er sei einer jener Eiferer, die ihrer Sache mehr schaden als nutzen. „Mit der Einseitigkeit des Fanatikers betrachtet er die Dinge und die Menschen. Wer nicht für ihn ist, der ist wider ihn, und wenn er nicht segnen kann, dann muß er fluchen.“

Über Gabriele d'Annunzio wird in einem Hefte scharf geurteilt, während ein andres einen Artikel von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm bringt, der für den allermodernsten Italiener schwärmt. Der erste Jahrgang der Literarischen Warte war in Quartformat erschienen; der zweite hatte Großoktav angenommen. Mit Beziehung darauf heißt es in einer Zeitschriftenschau: „Unsre Literarische Warte hat zu ihrem neuen Gang ein Gewand ähnlich dem der »Gesellschaft« angezogen. Kann und darf sie auch sonst den Spuren der modernen Schwester folgen?“ Die Antwort lautet: Ja, insofern, als die Leute der „Gesellschaft“ im Schaffen ihre Persönlichkeit auswirken wollen. Das müsse jeder Künstler wollen, auch der katholische. Und ein andres noch müsse man den Leuten von der „Gesellschaft“ lassen, daß sie etwas können. Die katholischen Schriftsteller aber bemühten sich, gleiches Können zu erringen, und mehrere hätten es schon errungen. „Mit Arbeiten solcher weit geförderter Künstlernaturen leitet die Alte und Neue Welt [ein in Einsiedeln erscheinendes illustriertes Familienblatt] ihren 35. Jahrgang ein: Sienkiewicz, Herbert, Coloma, Lingen.“ Von Gerhart Hauptmann wird anerkannt, daß er ein echter und tiefer Tragiker sei, Sudermann dagegen der Dichter der wildesten Sinnlichkeit genannt, einer Sinnlichkeit, die den Kranken verzehrt. An Flachsmann als Erzieher wird gerügt, daß die Personen zum Teil unwahr und die Vorgänge unmöglich seien. „Entweder mußte Otto Ernst ganz wahr bleiben und die Zustände unsrer Schulen schildern, wie sie wirklich sind — und dabei hätte er seine treffenden Wahrheiten ebensogut sagen können —, oder er mußte lauter solche Karikaturen zeichnen, daß jeder ernsthafte Vergleich mit der Wirklichkeit ausgeschlossen war.“ Hans Eschelbach tritt warm für den Volksgesang ein, beklagt die Degeneration des Volksgemüts, die Verdrängung des Volksliedes durch Tingeltangelcouplets und alberne Gassenhauer. Die Schule solle dem Verderben entgegenwirken — ohne sich durch die heut vielfach maßgebende übertriebne Ängstlichkeit fesseln zu lassen. „Die heranwachsende Jugend sieht ihre aufkeimenden Gefühle gern im Spiegel der Dichtung verklärt, und wenn man ihr die harmlosen Liebeslieder vorenthält, die die naive, keusche Volksseele hervorgebracht hat, so verdirbt sie sich Sitte und Geschmack mit obszönen, verlognen und abgeschmackten Straßenliedern.“ Carl Weitbrechts Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts wird als ein außerordentlich gediegnes Werk gerühmt; doch bemerkt der Rezensent: „Weitbrecht tut gut, wenn er jede katholisch gefärbte Kunst ablehnt, aber dann hätte er dasselbe in Beziehung auf die protestantische tun sollen.“ In einer Betrachtung über literarische Kritik erzählt Walther

Eggert, er habe bei einem Antiquar ganze Berge moderner Belletristik gefunden, meist tadellose neue Exemplare, teils gar nicht, teils nur vorn und hinten aufgeschnitten. Es seien lauter den Redaktionen abgekaufte Rezensionsexemplare gewesen. Man könne daraus auf die Gediegenheit der Rezensionen schließen. Übrigens aber: „Wir brauchen absolut keine wertbestimmende Kritik! Wenigstens in den Tageszeitungen nicht. . . . Der Rezensent soll sich darauf beschränken, dem Leser mitzuteilen, was der Autor sagt, was er will, welches seine Voraussetzungen, seine Probleme, seine Ziele sind."

Mit sehr warmer Anerkennung sprechen verschiedne Rezensenten von Wilhelm Jordan, Bogumil Goltz, Gottfried Keller. Detlev von Liliencron wird herzlich zum sechzigsten Geburtstage gratuliert. Als Hauptverdienst Ibsens wird hervorgehoben eine Neuschöpfung, die in der ganzen Geschichte der Literatur nur ein Seitenstück habe. „Diese Neuschöpfung ist die moderne Problemkomödie, und dies Seitenstück ist die antike Problemkomödie des Aristophanes." Auffallend sei bei Ibsen die Kälte vieler seiner Hauptpersonen. In einer Zeitschriftenschau wird beistimmend berichtet, Dr. P. Expeditus Schmidt habe in der Allgemeinen Rundschau*) erklärt, nur auf nationaler Grundlage und in Gemeinschaft mit der Gesamtentwicklung könnten sich die Katholiken wirksam in der Literatur betätigen. Max Behr erzählt das Leben eines jung verstorbnen „Modernen", Adalbert von Hanstein. Namentlich in den Stücken, wo er einer temperamentvollen Polemik gegen das orthodoxe Christentum freien Lauf läßt, müsse die Kunst der Tendenz weichen. „Hanstein sah nicht klar und nicht frei genug, um Person und Sache zu trennen. Gut ist an seinen Anklagen die ehrliche Überzeugung und die reine Absicht, unfein und unwahr dagegen die zornige Verallgemeinerung." Im Februarheft 1904 faßt L. von Roth das Ergebnis einer Betrachtung über den Stand der neuern katholischen Literaturbewegung in Deutschland in die Sätze zusammen: „Der Anfang zum Bessern ist gemacht. Die Entwicklung wird weiter gehn und vielleicht zu einem schönen Ziele führen. Daß sie nicht zu schnell vor sich gehe, dafür sorgt eine kräftige kunstfeindliche Reaktion. Aber auch die muß schließlich zum Nutzen ausschlagen: durch sie vertieft und läutert sich die Bewegung. Freilich ist bis zur Stunde nur ein geringer Bruchteil auch der gebildeten katholischen Kreise für künstlerisches Genießen reif geworden, aber es ist doch schon besser geworden und wird weiter besser werden."

Carl Jentsch

*) Auch von dieser Zeitschrift habe ich einige Hefte durchgeblättert; sie scheint ein wenig ängstlicher in Beziehung auf den Glauben und die Sitten zu sein als die beiden andern hier ausführlich besprochnen Zeitschriften. In ihr hat Dr. Ludwig Kemmer seine Polemik gegen Georg Hirth und die Jugend veröffentlicht.

Aufforderung zum Kampf gegen die unechten Farben

Ein offner Brief an das Publikum von Dr. Paul Krais in Tübingen

I

ürzlich hat mir ein Chemiker erzählt, er sei bei einem Kongreß mit einigen Medizinern bekannt geworden, die gewissermaßen über ihn hergefallen seien und gewaltig über die Tätigkeit der Farbenchemiker losgezogen hätten. Alles, was diese Neues gebracht hätten, sei unecht, verbleiche am Licht, gehe in der Wäsche aus — kurz, statt einer Verbesserung sei durch die Tätigkeit der Erfinder und Fabrikanten der Neuzeit eine solche Verschlechterung in der Echtheit der Färbungen eingetreten, daß man mit Beschämung die gute alte Zeit herbeiwünschen müsse, wo noch echte und zuverlässige Färbungen gemacht worden seien.

Mein Freund war erstaunt gewesen und hatte sich, da ihm die Frage fremd war, darauf beschränken müssen, sich selbst für unschuldig zu erklären, weil er sich nicht mit Farbenchemie befasse. Als er mir dann von der Unterredung erzählte, mußte ich zugeben, daß die Herren im Grunde ganz recht hätten, daß sich aber ihr Vorwurf nicht an die richtige Adresse wende. Ich sagte, er solle erst einmal einen Konservator eines kunstgewerblichen Museums hören, der werde ihm sagen, daß es fast unmöglich sei, Muster und Werke aus der modernen Textil- und Färbereiindustrie in Museen aufzubewahren, denn alles gehe zugrunde, nicht nur im Sonnenlicht, sondern schon im zerstreuten Tageslicht!

Das ist freilich ein schwerer Vorwurf, der der heutigen Industrie da gemacht wird, und es ist wohl der Mühe wert, einmal zu untersuchen, wer eigentlich die Hauptschuld an dieser Minderwertigkeit der modernen Erzeugnisse trägt. Lassen wir einmal Kleiderstoffe, Möbel- und Vorhangstoffe, Leibwäsche, Stickereien und Buntwebereien, Teppiche, Bucheinbände, Tischdecken — kurz alles, was ganz oder teilweise aus gefärbtem Gespinst besteht, an unserm innern Auge vorbeigehen, und fragen wir uns: Halten die Farben so lange, wie sie sollten, wie wir nach dem Preis, den wir bezahlt haben, zu erwarten berechtigt sind? Die Antwort ist in den meisten Fällen: Nein! Es gibt ja gewiß Ausnahmen, so zum Beispiel die echten persischen Teppiche, die Militär-

tuche, manche echte Blusen- und Hemdenstoffe, teils gedruckte, teils gefärbte, auch viele Kleiderstoffe, besonders wenn wir in der Wahl der Farben vorsichtig sind. Es gibt auch Fälle, wo hervorragende Licht- und Waschechtheit nicht verlangt werden, so zum Beispiel bei Futterstoffen, bei Ball- und Gesellschaftskleidern, die wohl kaum dem Sonnenlicht ausgesetzt werden; und doch sind auch hier gewisse Echtheitseigenschaften nötig und wünschenswert, von denen weiter unten gesprochen werden soll. Im großen und ganzen jedoch, wenn wir uns Möbel, Kleider oder sonstige Stoffe kaufen, sind wir sicher, daß sie echt sind? Nein!

Der Verkäufer im Laden wird uns sagen, die Sachen seien so echt, wie sie nur gemacht werden könnten — doch was weiß er davon? Meist so wenig wie das Publikum selber. Es würde aber bald anders werden, wenn wir den Kampf aufnähmen! — Der Fabrikant, der Färber, die Farbenfabriken, wissen die davon? Die meisten Leser werden sagen: Ja, sie wissen ganz genau, wie echt oder unecht ihre Farben sind, und es ist eine Schande, daß sie uns so minderwertiges Zeug liefern! So sprachen auch die neuen Bekannten des Chemikers, von dem ich vorhin erzählt habe.

Was tun die Farbenfabriken? Sie sind jahraus jahrein bestrebt, die schönsten, echtesten und billigsten Farben auf den Markt zu bringen. Wenn man sieht, wie jetzt immer mehr und mehr Farbstoffe fast in allen Farben zu haben sind, die den Indigo an Echtheit um ein Vielfaches übertreffen, wenn man weiß, daß schon seit Jahren eine ganze Reihe von Farbstoffen im Handel ist, die die Naturfarbstoffe (und die sind es, zu denen uns die Ankläger zurückkehren sehen möchten) nicht nur an Mannigfaltigkeit, sondern auch an Echtheit übertreffen, so muß man ohne Rückhalt zugeben, daß es nicht die Schuld der Farbenfabriken ist, wenn wir keine echten Sachen mehr bekommen können. Die Farbenfabriken gehn ja noch viel weiter, sie haben dem Färber eine große Anzahl von neuen Verfahren in die Hand gegeben, sie haben Farbstoffe, die früher fast unerschwinglich teuer waren, so billig herzustellen gelernt, daß sie auch für billige Waren angewandt werden können, sie haben dem Färber durch technische Reisende, durch Prospekte und Musterkarten, ja durch große und kostbare Werke in Buchform, die als zuverlässige Ratgeber benützt werden können, seine Arbeit erleichtert und vereinfacht.

Wie kommt es nun, daß sich der Färber nicht diese schönen und echten Farbstoffe zum alleinigen Gebrauch aussucht und alles andre, das Unechte, ja auch das Zweifelhafte, Ungeprüfte streng ausscheidet? Das kommt davon, daß „Billig, billig!" die alleinige Losung geworden ist. Das Publikum wählt das Billige. Deshalb bietet ihm der Fabrikant das Billige an, der Färber schreit nach billigen Farben, und auch diesen Wunsch muß ihm der Farbenfabrikant nach Möglichkeit erfüllen, sonst geht er im Wettbewerb unter.

Aus eigner Erfahrung kann ich sagen, daß die Färber im allgemeinen immer die echtesten Farben anwenden, die der Färbepreis erlaubt, und daß

sie, sobald es ohne Verlust möglich ist, bereit sind, einen echtern Farbstoff an Stelle eines etwa früher gebrauchten weniger echten einzuführen. Aber wie gesagt: „Billig, billig!“ ist das Feldgeschrei: wer es einen Pfennig billiger tut, macht das Geschäft, und da ist es natürlich, daß der Färber nicht nur die einfachsten Verfahren sondern auch die billigsten Farben anwendet, deren er habhaft werden kann.

Der Fabrikant drückt die Färbepreise, der Verkäufer die Fabrikationspreise, das Publikum die Verkaufspreise, und alle schreien: „Billig, billig!“ Und die Geschäftsleute, denen der Verdienst die Hauptsache ist, verkaufen lieber eine unechte Ware mit mehr Vorteil als eine echtere mit weniger — jedoch sie können das nur tun, solange das kaufende Publikum den Fragen der Echtheit gleichgiltig oder unwissend gegenübersteht oder sich mit allgemeinen Versicherungen über die Echtheit zufrieden gibt.

Also zunächst ist es das Publikum, das Billig, billig! schreit und sich alles aufbinden läßt, wenn es nur recht „preiswert“ erscheint. Und zwar tragen die Frauen die Hauptschuld daran, denn die weitaus überwiegende Menge von gefärbten Textilmaterialien wird von ihnen eingekauft. Zu ihrem Trost kann man aber hinzufügen, daß es die Männer um kein Haar besser machen würden, denn erstens können die Männer in der Regel überhaupt nur sehr schlecht im Laden einkaufen, zweitens gefällt ihnen auch zumeist das Billigste am besten.

Zuerst nun möchte ich die Zweifler, die mir noch nicht glauben wollen, daß das Publikum selbst schuld ist, an der Hand von ein paar Beispielen zu bekehren versuchen.

Einer der schlagendsten Beweise, daß sich das Publikum immer mehr mit Geringem zufrieden gibt, ist der Verbrauch an türkischrot gefärbter Baumwolle. Für Zwecke, für die früher nichts andres gebraucht wurde als Türkischrot (z. B. Matratzentuche, Kissentuche, bunte Tischtücher usw.), werden jetzt auch von guten Familien Färbungen gekauft, die so licht-, wasch- und luftunecht sind, daß man sie früher nur den Wilden in Asien und Südamerika aufhängen konnte. Statt in demselben Maß wie die Gesamtmenge des Verbrauchs an Baumwolle zu steigen, ist der Verbrauch an türkischrot gefärbter Baumwolle stehn geblieben. Und doch gibt es kein Rot, das es auch nur annähernd mit dem echten Türkischrot aufnehmen kann, weder an Schönheit noch an Beständigkeit. Die billigern Ersatzfarben sind weit entfernt von der Schönheit des echten alten Rots, und schon deshalb sollte das Publikum darauf bestehn, dieses zu kaufen und nicht billigere, ähnliche, aber mehr oder weniger klägliche Nachahmungen.

Ein andres Beispiel: das schöne alte Blauholzschwarz auf Wollstoffen mit seiner leuchtenden Übersicht, seinem weichen Griff und seiner für Kleiderstoffe vollauf genügenden Echtheit ist im Rückgang begriffen. Es erfordert viel Zeit, Sorgfalt und Arbeit in der Herstellung, und deshalb werden mehr

und mehr Ersatzprodukte eingeführt, von denen bis jetzt keins die Schönheit des alten Schwarz erreicht hat.

Die schönen alten Seidenstoffe, weich und doch voll im Griff — man sieht sie kaum mehr! In den meisten Läden kann man sie gar nicht mehr bekommen; was dem Publikum vorgelegt wird, sind beschwerte Stoffe, die zwar das Rauschen der Seide sehr schön an sich haben, aber auf wie lange? Nach kurzem Tragen sind die Stellen, wo viel Reibung ist, abgeschabt oder gar durchgerieben. Und warum? Weil man, um das Verlangen nach Billigkeit zu befriedigen, eine Unmenge von Beschwerung in Form von allerhand chemischen Verbindungen in die Seide, die nach dem Gewicht verkauft wird, hineingearbeitet hat. Und davon wird sie schnell brüchig und unbrauchbar. Unsre Großmütter konnten ihr seidnes Kleid gar oft tragen, sie konnten es ein paarmal nach der Mode ändern lassen, dann konnten noch Sachen für die Kinder davon gemacht werden, und sogar dann war die Seide noch nicht umgebracht, sie konnte wenigstens noch als Ärmelfutter oder etwas ähnliches Verwendung finden. Und heute?

Ein ähnlicher und recht bezeichnender Fall, bei dem freilich die Verhältnisse nicht so klar liegen wie bei den eben angeführten Beispielen, ist der folgende: Die mercerisierte Baumwolle oder Glanzbaumwolle hat sich seit einigen Jahren bei uns eingebürgert, und zwar unter den verschiedensten Phantasienamen, die meist den Eindruck machen sollen, daß man es mit Seide zu tun hat. Im Stück, in den Garnen, überall ist diese Glanzbaumwolle zu finden, und mit Recht, denn in der Geschichte keiner andern Textilfaser findet sich ein so epochemachendes, geradezu sprungweise vorgehendes Veredlungsverfahren, wie es die Mercerisation ist. Und sie macht wirklich etwas Besseres aus dem Ausgangsmaterial! Sie kleistert nicht nur oberflächlich etwas darauf, etwa einen Seidenglanz, den jeder Wassertropfen wieder wegnimmt, oder eine Leinenimitation, die an einem feuchten Tage verschwindet, oder gar eine künstliche Unentflammbarkeit, wie bei Baumwollflanell oder Barchent, die allmählich bei wiederholtem Waschen verschwindet und dadurch statt zu einer Verbesserung, zu einer doppelten Gefahr wird! Nein, die mercerisierte Baumwolle ist ein schöneres Produkt als die ursprüngliche, und sie bleibt es, man mag sie waschen, so oft man will. Als sie nun eingeführt worden war, ging auch alsbald die Hetze an: die Seide sollte in allen Waren durch mercerisierte Baumwolle ersetzt, auf der ganzen Linie aus dem Felde geschlagen werden! Die auf Seide gebräuchlichen und auf ihr leicht echt herzustellenden leuchtend klaren Farbtöne sollten nun so genau wie möglich auf der mercerisierten Baumwolle nachgeahmt werden, auf Stickgarnen, Blusenstoffen — überall. Der gewissenhafte Färber sagte wohl von Anfang an: Es ist unmöglich, es kann nur auf Kosten der Echtheit geschehen. Aber danach wurde nicht viel gefragt. Denn das beste Geschäft machen der Färber, der Fabrikant und der Verkäufer, die die bei Seidenwaren gebräuchlichen Farben am getreuesten

nachahmen können, und dabei muß dann die Echtheitsfrage in den Hintergrund treten; die Baumwolle wird angemalt, statt gefärbt zu werden, sodaß die Farbstoffe nur lose haften, statt dauernd befestigt und mit der Faser solid verbunden zu sein. Noch verwickelter wird das Ganze dadurch, daß der Färber natürlich die Töne, die er echt färben kann, auch echt herstellt, wenn Verfahren und Farben nicht zu teuer sind, und so geschieht es, daß von einer Sammlung solcher Färbungen, wie sie ja oft in Musterkarten usw. in den Läden zu sehen sind, vielleicht ein Drittel echt, ein Drittel halbecht und das letzte Drittel ganz unecht ist. Nehmen wir nun an, es wird zum Beispiel eine Stickerei von solchen Farben gemacht, sorgfältig, oft mit künstlerischer Auswahl der Farben, mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe — aber nach ein paar Jahren, ja oft schon nach Wochen, und sicher nach der ersten Wäsche ist die ursprüngliche Idee der Arbeit nicht wiederzuerkennen, denn einige der Farben haben sich gehalten, andre sind mehr oder weniger geschwächt oder ganz verschwunden, oder sie haben in der Wäsche den Grund oder die andern Farben beschmutzt.

Dieses Beispiel zeigt, wie verwickelt die Verhältnisse oft liegen, und daß die Geschichte des Niedergangs der Echtheit bei den verschiednen Waren verschieden ist, aber leider geht es immer abwärts. Und das Publikum ist schuld daran, es ist jedenfalls der Hauptschuldige, weil es nicht versteht, was es kauft, nicht weiß, wie es kaufen sollte, und deshalb im Zweifelsfall und überhaupt das Billige vorzieht.

Ich will versuchen, einen Damm zu bauen, die Fluten nicht zurück in das alte Bett, sondern in ein neues zu leiten, und wenn es auch fast scheinen will, als ob wir Deutschen immer noch glauben, das Beste und Schönste nur aus dem Auslande beziehen zu können, auch wenn es bei uns gemacht ist und nur draußen gestempelt und etikettiert worden ist, so meine ich doch, daß wir als die Leiter in der Farben- und Färbereiindustrie, als die Lehrmeister der zivilisierten Welt die ersten sein sollten, die wieder dazu zurückkehren, die Echtheit und die Dauerhaftigkeit höher zu stellen als die Pfennige im Preisunterschied.

Ehe ich dieses Kapitel schließe, will ich noch zwei Warengattungen kurz besprechen, die mehr oder weniger mit zu meinem Thema gehören: die Bucheinbände und die Tapeten. Man nehme jedes beliebige, noch so schön eingebundne Buch: ein Tropfen Wasser darauf gebracht, dann mit einem Tuch abgewischt, und weg sind Glanz und Farbe! Und es gibt echte Buchleinen, es gibt eine Anzahl Firmen, die sie machen — aber sie müssen freilich auf der Hut sein, daß sie nicht zu viel davon machen, denn der Bedarf ist gar gering! Obwohl die echten Stoffe nicht viel teurer sind — beim einzelnen Buch würde es höchstens ein paar Pfennige ausmachen —, werden diese echtern Stoffe doch fast nur verwandt, wo es sich darum handelt, Leder vorzutäuschen, wie bei Galanteriewaren. In einem vor etwa zwei Jahren erschienenen Aufsatz über Buchleinen sagt der Verfasser (O. Piequet, Revue générale des matières

colorantes 1904 (S. 328): Früher wurde der rote Stoff, der von jeher der am meisten gebrauchte gewesen ist, mit Türkischrot gefärbt. Der hohe Preis dieser Färbung war der Hauptgrund, daß dieser Artikel beinahe vollständig aufgegeben wurde. Wie es so oft vorkommt, hat die Güte unter der Billigkeit leiden müssen. Wenn man die roten Einbände aus der frühern Zeit, zum Beispiel in der Bibliothèque rose der Librairie Hachette, mit den heutigen Rots vergleicht, verwundert man sich über die vollständige Echtheit der Farbe von vor vierzig Jahren, während die Farbe von ganz neuen Werken in der kürzesten Zeit verblichen ist.

Nun die Tapeten. Auf was sehen wir, wenn wir eine Tapete auswählen? Sie muß zu den Möbeln und der sonstigen Ausstattung des Zimmers passen, das Muster muß uns gefallen, sie darf nicht zu teuer sein. Echt? Ach du liebe Zeit, nur nicht fragen, lieber die Rollläden herunterlassen, wenn die Sonne kommt. Und doch ist es ebensogut möglich, lichtechte Tapeten zu machen wie lichtechte Textilstoffe; die Materialien, die Farbstoffe, alles ist da, man darf nur nicht gerade Holzpapier und das allerbilligste Farbengeschmier nehmen, wie es aus 100 Kilo Ton und 100 Gramm eines unechten Farbstoffes freilich billig genug gemacht werden kann. Die meisten Tapeten nehmen nach kurzer Zeit an den belichteten Stellen eine Art von mattem, halbgrauem Ton an. Als ich neulich beim Wohnungswechsel eine alte (ein Jahr alte!) Tapete ausbessern ließ, klebte der Tapezier Stücke derselben Tapete auf einige beschädigte Stellen. Es sah furchtbar aus, das Zimmer war einfach unmöglich. Ich bat ihn, ein paar Streifen der Tapete erst in die Sonne zu legen und es dann noch einmal zu versuchen. Es war im Juli. Wir waren beide entzückt vom Resultat: ein paar Tage hatten genügt, die Streifen „alt" zu machen! Und das war eine rote Tapete, eine Farbe, die ohne alle Schwierigkeit lichtecht hergestellt werden kann.

2

Wenn ich mich umsehe, um Bundesgenossen zu suchen, so komme ich zum schwierigsten, aber auch zum wichtigsten Teil meines Vorhabens. Allein kann ich es natürlich nicht ausführen. Die Farbenfabriken, die Färber, die Fabrikanten und die Verkäufer werden gern und freudig mit mir gehn, nicht nur der guten Sache, sondern auch der höhern Preise wegen, die sie vor sich sehen, wenn nur Gutes und Echtes gekauft wird. Aber sie können mir wenig helfen, denn meine Hauptbundesgenossen muß ich im Publikum selbst suchen, und hier wieder unter den Frauen, denselben Frauen, über die ich mich im vorigen Kapitel so beklagt habe!

Aber es muß doch sein, und wenn ich mir sagen lasse, wie die Damenwelt wohl jetzt im allgemeinen zu dieser Frage denkt, so bekomme ich zur Antwort: Wir wollen lieber etwas Hübsches, Billiges haben, die Mode wechselt, wir wollen auch denselben Stoff nicht viele Jahre tragen und jedes Jahr

wieder umändern lassen müssen! Wir wollen überall das kaufen können, was uns gefällt, und es kaufen, weil es uns gefällt, und weil es eine Abwechslung bietet, nicht weil es echt ist!

Nun, auch wenn ich das zugebe, hätten die Frauen das Echte obendrein nicht doch noch lieber? Und die Teppiche, Vorhänge und Möbelstoffe sollen doch gewiß nicht alle Jahre erneuert werden. Und wenn man ein getragnes Stück für ein Kinderkleid verarbeiten lassen oder verschenken will, eben weil es langweilig geworden oder weil es aus der Mode gekommen ist — ist es nicht auch für die lieben „Nächsten", die es tragen, besser, wenn es echt als wenn es verschossen ist? Und die Buntwebereien und sonstigen gefärbten Stoffe, die einen Teil der Aussteuer junger Frauen bilden mögen, sollen doch gewiß so lange wie möglich frisch und schön erhalten bleiben.

Oder sollte gar der Sinn für die Farben bei uns im Verfall begriffen sein? Mit andern Worten: nimmt bei uns das feine Gefühl für die Farben, ihre Abstufungen und Zusammenstellungen ab? Haben wir nicht mehr die feine Wahrnehmung für überraschende oder wohltuende Farbenwirkungen wie unsre Eltern und Großeltern? Ich glaube nicht, daß darin eine ernstliche Verschlimmerung eingetreten ist, jedenfalls sollte es noch nicht zu spät sein, sie einzuhalten. Die Freude an den Schönheiten der Natur ist doch wohl so rege wie je; es ist jedoch nicht unmöglich, daß durch das viele Photographieren in den letzten Jahrzehnten der Sinn für die Formen, für die Licht= und Schattenwirkungen auf Kosten des Feingefühls für die eigentlichen Farbenwirkungen bei vielen mehr ausgebildet worden ist.

Die Farben in unserm Haus, die Farben, die wir da täglich vor Augen haben, wie steht es damit? Sehen wir sie gar nicht mehr, sobald wir an unsre Umgebung gewöhnt sind, oder bleiben sie in unsrer Erinnerung „wie neu"? Oder aber haben wir uns so daran gewöhnt, daß sie doch verschießen, und zwar ungleich, daß wir das schon gar nicht mehr beachten, oder gar, daß es uns wohnlich und behaglich scheint? Das allerdings wäre ein bedenklicher Schwächezustand.

Auch die Ungläubigen und die Zweifler, die doch immer noch denken, es seien der Verkäufer, der Fabrikant, der Färber und die Farbenfabriken, denen die Hauptschuld zufalle, weil sie dem Publikum immer wieder mit billigern Ersatzprodukten kämen, werden mir zugeben, daß Abhilfe, wirkliche, dauernde, gründliche Abhilfe nur vom Publikum kommen kann. Die Farben wandern von ihrer Entstehung an bis in den Laden, wo sie auf dem fertigen Stoff sitzen, gewissermaßen nur von einem Verkäufer zum andern, und erst das Publikum ist dann der eigentliche endliche Käufer. Und bis die Färbung in diese letzten Hände kommt, sind für ihre Entstehung ausschließlich Handels= und Preisfragen maßgebend. Auch wenn diese Preisfragen mittelbar vom Publikum herrühren, werden sie, welcher Natur sie auch sein mögen, von den Geschäftsleuten nur in Mark und Pfennigen berechnet und ausgedrückt. Und

das ist für den gesunden Geschäftsgang auch das einzig Richtige und Normale. Wenn es aber mit unsern Farben besser werden soll, dann muß die Echtheitsfrage mehr in den Vordergrund gebracht werden.

3

Wenn wir nun rufen wollten: Echt, echt! statt wie bisher Billig, billig! so würde uns das gar nichts helfen. Wir können nur dann etwas erreichen, wenn wir erstens wissen, was für Echtheitseigenschaften wir in jedem einzelnen Fall brauchen, zweitens, wie weit wir billigerweise mit unsern Ansprüchen gehen dürfen, und drittens, wie wir uns von der voraussichtlichen Echtheit einer Färbung überzeugen können.

Also: Wissen, wissen! Daran fehlt es. Wie viele Menschen können wohl zwischen Wolle und Baumwolle unterscheiden, zwischen mercerisierter Baumwolle und Seide oder zwischen Kette und Schuß in einem gewebten Stück? Ich will mich auf keine Schätzung einlassen, bin aber überzeugt, daß es nur wenige vom Tausend sind. Und doch ist das Erkennen dieser Unterschiede nicht nur nützlich und interessant, sondern auch mit etwas Übung leicht zu erlernen.

Die Echtheitseigenschaften, die man am häufigsten beansprucht, sind Lichtechtheit, Waschechtheit und Bügelechtheit. Dazu kommen dann noch für besondre Fälle die Reibechtheit, Schweißechtheit, Wasserechtheit (auch gegen Seewasser) und Echtheit gegen den Einfluß des Straßenschmutzes. Wenn sich eine Dame die Stoffe für ein neues Kleid auswählt, etwa einen feinen wollnen Stoff und dazu als Besatz ein Seidenzeug, beides von derselben Farbe, sagen wir perlgrau — was wünscht die Dame nun, daß nicht geschehen soll? Erstens, daß Seide und Wolle in verschiedner Weise verschießen, zum Beispiel die Wolle nach Rot, die Seide nach Blau hin, zweitens, daß die Wolle bei künstlichem Licht anders gefärbt erscheint als die Seide, während beide bei Tageslicht gleich sind, drittens, daß sich die Seide viel schneller abnützt als die Wolle, viertens, daß der untre Saum des Rockes durch Staub und Schmutz dauernd eine andre Farbe annimmt als die ursprüngliche, fünftens, daß sich an bestimmten Stellen mißfarbige Änderungen des Tons bilden, sechstens, daß beim Glattbügeln der Stoff seine Farbe verändert oder seinen Glanz verliert oder einen Glanz bekommt, den er vorher nicht gehabt hat, und siebentens, daß der Stoff oder das Futter des Kleides abreibt und dadurch weiße Kragen, die Leibwäsche oder die Unterkleider beschmutzt.

Da haben wir gleich sieben böse Fehler, die der Dame die Freude an dem Kleide gründlich verderben, auch wenn sie nicht alle zugleich auftreten, zwei bis drei genügen schon vollkommen. Und alle können vermieden werden, wenn die Dame mit Sorgfalt und etwas Sachkenntnis ihre Wahl trifft. Denn man soll nicht etwa glauben, es gäbe nicht echte Stoffe genug, besonders in Wolle und Seide — man muß sie nur zu finden und zu erkennen wissen. Wenn

man bedenkt, daß die im Jahre 1662 gegründete Manufacture des Gobelins in Paris jetzt mehr als 15000 verschiedne Farbtöne in ihren Mustern besitzt, die der Lichtechtheit und den sonstigen Echtheitseigenschaften, die von einem Gobelin erwartet werden, genügen müssen, so muß man sagen, daß es an echten Wollfarben gewiß nicht fehlen kann.

Was wir verlangen müssen und billigerweise verlangen können (denn es kann gemacht werden), ist, daß Kleiderstoffe mindestens drei, Möbelstoffe, Teppiche, Gardinen, Vorhänge und Decken aber zehn bis fünfzehn Jahre halten, ohne daß das Licht sie beschädigt. Buntwebereien für Tischdecken und Hausgebrauch sollen fünfzehn bis zwanzig Jahre halten, wenn sie aus Baumwolle, ein Menschenalter, wenn sie aus Leinwand gemacht sind. Kostbare Kunstwebereien und -stickereien sollten hundert Jahre halten, auch wenn sie in normaler Weise gebraucht und dem Licht ausgesetzt werden.

Unter „halten“ verstehe ich, daß die Sachen nicht mißfarbig werden und nicht verschießen. Der Gebrauch und die Abreibung der Fasern hängen von der Schonung und der Reinlichhaltung durch den Besitzer ab, und gegen das Abschaben weiß ich auch kein Mittel. Es ist klar, daß der Postbote seinen Anzug schneller abnützt als der am Schreibtisch sitzende Beamte. Die Hausfrau, die ihre Hauswäsche selbst besorgt und lieber auf das allerfeinste Schneeweiß verzichtet, als daß sie scharfe Mittel anwendete, wird ihre Aussteuer länger gut und stark erhalten als die, die sie zum Waschen ausschickt, ohne ganz sicher zu sein, daß die Wäscherin keinen Chlorkalk benutzt.

Wenn wir einen Stoff kaufen und einmal ausnahmsweise darauf aus sind, etwas recht Gutes zu kaufen, dann fragen wir gewöhnlich, ob es auch eine gute „Qualität“ sei. Selbstverständlich versichert uns der Verkäufer, daß die Qualität vorzüglich sei, und wir geben uns zufrieden. Aber was wir eigentlich damit meinen, wissen wir gar nicht, denn es fehlt uns sowohl an der Kenntnis, eine Qualität zu bestimmen, als auch am richtigen Verständnis der Bedeutung des Worts. Der Verkäufer versteht unter einer bessern Qualität gewöhnlich eine schwerere Ware (die auf den Quadratmeter mehr Gewicht, mehr Faserstoff oder auch mehr Beschwerung (!) enthält), aber weitaus in den meisten Fällen ist die bessere Qualität genau so gefärbt und aufgeputzt wie die geringere. Wir dürfen uns also nicht damit zufrieden geben, nur nach der Qualität einzukaufen, wir müssen weiter, genauer fragen und werden dann in den meisten Fällen finden, daß der Verkäufer verlegen wird, denn auf solche Fragen ist er nicht vorbereitet, weil sie fast nie an ihn gestellt werden. Es wäre, so wie es jetzt steht, unnütze Mühe für ihn, sich genau zu unterrichten, wie echt die Waren sind, die er verkauft. Hat schon jemand einen Verkäufer gesehen, der mit seinen Waren Waschproben oder gar Belichtungsproben macht? Ich nicht. Höchstens unfreiwillige in den Schaufenstern, aber auch da wird so oft wie möglich gewechselt aus Furcht, daß die Farben keine Woche am Licht beständig sind, und sobald die Sonne kommt, werden die Vorhänge herabgelassen.

Gegenwärtig ist die Fabrikmarke alles, was der Verkäufer auf seinen Waren braucht. Es würde aber bald anders werden, wenn sich das Publikum dazu verstehen wollte, sachkundig prüfen zu lernen, was es einkauft.

Unser Rüstzeug dazu ist schwach, wir müssen es uns erst kräftig machen, ja eigentlich erst herstellen. Um dem Publikum die reellen Waffen in die Hand zu geben, will ich jetzt die Einzelheiten besprechen, die, ohne die Aufgabe zu schwierig zu machen, das Publikum instand setzen sollen, den Kampf gegen die unechten Farben mit Hoffnung auf Erfolg aufzunehmen.

Tänzelfritze

Von Max Grad

(Fortsetzung)

Das junge Mädchen braucht am frühen, hellen Sommermorgen gar nichts mehr, um sich völlig klar zu sein über alles, was sich ereignet hatte, und noch mehr über das, was hätte geschehen können, wenn Fritz Tetemann nicht so glattweg vorgezogen hätte, zur Hochzeit zu fahren, statt noch länger mit ihr, die er doch so sehr zu lieben schien, zusammen zu sein. Immer enger hätte sich eine Fessel zugezogen, die ihr — o sie fühlt es deutlich — statt zum dauernden Rosenband treuer Neigung zum rauhen, erbarmungslosen Henkerstrick geworden wäre! Jetzt weiß Wine, daß ein zu spät erkanntes, unechtes Gefühl zur fressenden Lebenslüge werden kann. Wie traurig, daß man erst herabstürzen muß, um aus dem Zustande einer halben Betäubung zu erwachen! Lange hatte Malwine Reichhardt nicht mehr so recht gebetet. Aber jetzt — obgleich sie die Hände um die heraufgezognen Knie gelegt hat, statt sie zu falten — jetzt betet sie. Inbrünstig! Wie sie meint, so inbrünstig, wie fast noch nie vorher in ihrem Leben. Mit jenem Augenblicke, da sie die Zärtlichkeiten des Mannes geduldet, seine Küsse erwidert, seine Liebesbeteuerungen angehört hatte, fühlte sie sich ihm verbunden als seine Braut, als sein künftiges Weib. Und dennoch mußte sie nach so jammervoll kurzer Zeit, da sich ihre Lippen kaum voneinander gelöst hatten, schon den deutlichen Beweis erhalten, daß ihm ein lustiger Streich, der Tanz mit Neuen, Fremden und andern, denen er vielleicht dieselben Liebesworte zuflüstern würde wie ihr, werter dünkte, als mit ihr, der kaum Gefundnen, in innigem Vereine einige weitere Stunden zu verbringen. Jetzt weiß sie, wie seine Liebe beschaffen ist, und wie er sie auffaßt. Scham erdrückt sie fast, und heißer Zorn peitscht sie wieder auf. Tänzelfritze! ruft das blasse Mädchen leidenschaftlich gegen die kahlen Wände der Kammer. Ja ja! Nur Tänzelfritze, Tänzelfritze!

Amen! murmelt nebenan die tiefschlafende Alte, im Traume ein Gebet beschließend. Erst schrickt Wine zusammen und horcht gespannt, aber nichts regt sich mehr. Immer heller wird es ihr vor den Augen, und sie denkt und grübelt weiter. Hat sie je ein vernünftiges Wort mit Fritz Tetemann gesprochen bei den Dutzenden von Begegnungen, die sie mit ihm gehabt? Hatte er auch nur ein Gespräch aufkommen lassen, das nur im entferntesten denen glich, die sie daheim mit dem Vater

hatte führen können, und an denen sich die Mutter, so einfach sie auch ist, häufig teilnehmend und zutreffend beteiligt hatte? Wäre es je möglich, mit Fritze so zu reden, so das Beste des eignen Innern auszutauschen, wie heute Nachmittag mit Franz Nowatsch, den sie dann stehn gelassen hatte um des Tanzes, vielleicht noch mehr des Tänzers wegen? Gott im Himmel droben! Ja, wo hatte sie denn ihre Augen, ihre Ohren, ihr ganzes Fühlen und Denken eigentlich gehabt, als sie sich so einfach, so ganz von Fritz Tetemann hatte nehmen lassen?

Wine stöhnt auf. Dann gleitet sie aus dem Bette und tritt zum Fenster. Bleich steht der Mond an dem noch blassern Himmel, in dessen Helligkeit die letzten Sterne schon verschwimmen. Dunkel und doch nicht drohend steht der Wald und sendet herben Duft nach Harz und Holz mit erfrischender Kühle herüber. Auch Ruhe! — Des Mädchens Herzschlag geht nicht mehr so wild. Nach und nach überkommt es ein innerer Frieden, der dem sichern Empfinden entstammt, richtig zu fühlen, einen Entschluß unumstößlich gefaßt zu haben. Nein! Jetzt mag Tänzelfritze Wine anschauen, wie und solange er will. Nie mehr wird ihr rasch gekühltes Blut wieder leichtsinnig aufwallen, nie mehr wird sie sich dabei wie gefangen und zu einer süßen Schuld aufgestachelt vorkommen.

Ehe noch die Sonne an diesem eben aufgegangnen Tage zur Rüste geht, wird sie Tetemann offen und ehrlich ihre Gefühle, alle, die sie gehabt und jetzt hat, und deren jähe Wandlung gestehen und zu erklären versuchen. Offen und ehrlich will sie ihm sagen, zu welcher Überzeugung sie sich in dieser Nacht der Reue durchgerungen hatte, und wird dabei die eigne Schuld und Schwäche gewiß nicht verleugnen.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel, und Wine ist noch immer nicht aus den Federn. Die alte Rankenswor humpelt zum Bett des Mädchens hin und ist unzufrieden genug, selber Wasser aus dem Flusse holen, das Feuer anmachen und den ersehnten Kaffee bereiten zu müssen. Nicht nur unmutig, auch neidisch blicken die etwas triefenden, immer rot geränderten Augen auf die Schlafende herab.

Je ja! Wie das pennt nach so ner durchlieberten Nacht! Das tanzt, ißt, trinkt und schläft darauf wie ein Murmeltier, während so ne alte arme Frau die mürben Knochen immerzu im Bette herumwälzt und die ganze Nacht kein Auge zutun kann. So ne Flutsche da weiß ja nur von Glück!

3

Viel Zeit ist vergangen!

Der lehmige Hügel am äußersten Friedhofende ist reichlich so groß wie sechs zusammengerückte Grabstätten. Des Winters Schnee hatte das Werk der Zerstörung an allen den äußern Liebeszeichen, die man erschüttert und innerlich voll Grauen gespendet hatte, fast vollendet. Ein häßlicher Brei aus halb und ganz verwesten Blättern und Blumen, faulende Reste der goldbedruckten Schleifen mit ihren Widmungen, untermischt mit Erde und verrosteten Drahtstützen, die wie Krallen aus dem Ganzen herausschauen, verstärken noch den Eindruck, daß hier einfach ein Komposthügel seiner nützlichen Bestimmung entgegensehe. Allein das Ganze ist von einer zierlich geschmiedeten, noch ganz neuen Gittereinfassung umgeben, in die eine Erinnerungstafel eingefügt ist. Wenn erst die Lenzsonne wirklich vertrauenerweckend scheinen und kein Schnee mehr alle Arbeit nutzlos machen wird, dann soll der Hügel ein würdigeres Aussehen erhalten. Erhebt er sich doch nicht nur über die Leiber Toter, sondern auch über allerlei Glieder entsetzlich Verstümmelter, die, endlich doch am Leben geblieben, ein mehr oder minder schweres Dasein führen müssen. Die Schrift lautet: „Zum Gedächtnisse der Unglücklichen

22. Juli 1902. Der Herr tröste, die starben, wie die Überlebenden, zu Krüppeln gewordnen!"

Bei den Räumungsarbeiten nach dem schweren Eisenbahnunglück, das im vergangnen Sommer so viel Leid und Schmerz auch über die Bewohner dieses Ortes gebracht hatte, waren ein paar unerkannt gebliebne Leichen, eine Menge abgefahrner und abgeschlagner Gliedmaßen wie zerstückelte oder zu einem unförmlichen Brei zerquetschte Körper in diesem Massengrab beerdigt worden.

Jedermann fast meidet, nachdem die erste Neugierde gestillt war, diese Stätte. Am meisten die Einwohner des Fleckens, die das Eisenbahnunglück selbst mitgemacht haben, auch wenn sie, wie zum Beispiel Heinrich Angelmann, durch ein wahres Wunder fast unverletzt geblieben waren. Zwei hiesige Frauen, eine andre aus der Nachbarschaft, die zugleich ein Bein verloren hat, sind irrsinnig geworden und gelten für unheilbar. Der Holzhändler Mölders, der am Spätnachmittag des 21. Juli nach der Stadt gefahren und mit jenem unglückseligen Frühzuge am kommenden Morgen schon wieder zurückgekehrt war, hatte sich einer schweren Operation unterziehen müssen, von der er sich bis jetzt noch nicht erholt hatte; auch ist der ehemals gesprächige und heitere Mann ernst und wortkarg geworden. Den muntern Bernhard Geck hatte man damals, ihn tiefohnmächtig, aber unverletzt glaubend, unter den Trümmern hervorgezogen. In der herrschenden Aufregung und Eile wurde er den Leichtverwundeten zugewiesen. Aber er war längst tot, sein Brustkorb eingedrückt. Jetzt ruht er drüben neben seinem Großvater und Vater, und die Mutter kommt alle Tage mit ihrem von Geburt an krüppelhaften Töchterchen, ihrem nun einzigen Kinde, und beweint immer aufs neue den blühenden Sohn.

Ungeduldig stößt ein recht blaß aussehender Mann unter den noch völlig dürren Eschen neben dem Massengrab mit dem einen Krückstock auf. Seine Augen sind finster, wie sie die leere Straße entlang spähen.

So eine Langweilige! Könnte lange da sein! murmelt er. Dann versucht er, sich mühsam und nur halb bückend, durch die Beinkleider hindurch in der Kniegegend irgend etwas zu nesteln oder zu lösen und schielt dazu sehnsüchtig nach einem kleinen Holzbänkchen hin, als könne er sich nur setzen, wenn ihm der Handgriff gelungen wäre.

Ein Gärtnergehilfe, der mit ihm einst in die Schule gegangen war, und der im Vorübergehen eine Pyramide leerer Blumentöpfe geschickt balanciert, setzt diese nieder und ruft herüber:

Warte mal, ich komme gleich!

Er ist auch wirklich sofort da.

Kann ich dir in etwas behilflich sein?

Ha du könntest schon! Aber du kannst eben nicht, witzelt der andre bitter. Nee, zum Kuckuck doch — all seine Bemühungen erweisen sich umsonst — diese verflixten Dinger da! Ich quäle mich immer wieder damit herum, probiere jedesmal aufs neue und versuche die Federn aufschnappen zu lassen, um mich dann setzen zu können; aber es geht noch immer nicht. Wird schon wieder so elendes Zeug sein! Nee, laß nur die Hände davon, Wilhelm! Nur wer es auch wirklich versteht, kann damit umgehn, ohne gleich etwas zu verderben.

Die etwas törichten Augen des Gärtnerburschen hängen mit scheuer Bewunderung an den Beinen des Schulgenossen, weil diese, bekleidet, ganz so aussehen wie die andrer Männer. Er ist innerlich geradezu erleichtert, daß er nicht doch hat helfen müssen. Ihn gruselt es eigentlich davor, den armen Kerl überhaupt zu berühren, wenngleich er doch immerzu um Tote und über Gräbern zu hantieren hat. Aber die darunter ruhen, wissen ja von nichts mehr, haben keine

weitern Qualen auszustehn! Wieviel schauerlicher ist doch so etwas. Und dann dünkt es den Wilhelm ein geradezu unheimliches Wunder, daß so ein erbarmungswürdiger Teufel dann doch wieder dahin schreiten kann wie er selber und andre!

Na höre, ich hab dich eben so die Straße entlang kommen sehen! Und da willst du noch auf diese Maschinerie schelten?

Das ist aber auch heute eigentlich der allererste Erfolg, und ich wette, doch wieder nur ein halber. Hast du ne Ahnung von solch einem komplizierten Marterapparat! Wird schon gleich wieder alle sein, irgendwie!

Aber jeder erzählt doch, daß die Ärzte und der Bandagist sich nicht genug hätten wundern können, wie rasch und gut bei dir alles heilte. Du seist eben ein Baum von einem Menschen und durch und durch gesund.

Ha! Hat sich was! War — war! Ph! Wenn die andre Hälfte von einem unter dem Lehmhaufen da fault und Würmerfraß abgibt!

Aber — und der gutmütige Bursche stopft dem an den Doppelstamm Gelehnten die eigne Jacke mitleidig ins Kreuz — warum verlangst du auch immerzu just hier heraus und an diesen für dich schrecklichen Ort!

Gerade weil es ist, wie ich dir schon sagte! Es sehnt sich eben die obere Hälfte nach ihrer untern!

Wenn du bloß nicht immer so grausig lächerliche Dinge aussprechen und dazu solch ein schlimmes Gesicht machen wolltest! Hier müssen dir ja die fürchterlichen Erinnerungen jede einzeln nur so nachlaufen und dich quälen!

Ph, das tun sie auch so und wo anders! Daheim hängt der obere Teil meiner blaugrauen Buxe, die damals nagelneu gewesen war, wie ne getrocknete Fledermaus aufgenagelt über meinem Kleiderschrank. Ich quälte solange, bis Vater sie dort festmachte. Wie sauber abgeschnitten und dann ausgefranselt sieht sie aus. Just wie ne Schwimmhose!

Der Bursche hätte am liebsten ein Kreuz geschlagen vor innerm Entsetzen über die Art des Unglücklichen. Er ist froh, daß eine Glocke gedämpft zur Vesperstunde ruft. Es ist, als verhalte diese selber ihre Stimme, um nicht die vielen im Gottesgarten Schlafenden zu stören. Bevor Wilhelm, nach eiligem Abschied von dem armen Schulgenossen, hinter einem noch neuen Monument, das von allerlei Ziersträuchern umringt ist, verschwindet, erblickt er noch ein großgewachsnes Weib, das, eilig einen Wagen vor sich herschiebend, die Landstraße entlang kommt. Eine wellige Strähne leuchtend roten, langen Haares weht der mutwillige Wind immer wieder in das vom raschen Gange erhitzte Gesicht. Während sie die noch ganz bedeutende Strecke zurücklegen muß, lauscht der blasse Mann, am Baume lehnend, mit zornig gefurchter Stirn und ganz wider Willen auf die verwehten Töne einer Mundharmonika, die irgendwo geblasen wird. Taktgemäß, ein wiegender, froher Walzer! Den verstümmelten Körper durchzuckt es. Ein heißes Verlangen ergreift den Krüppel, dem jetzt Tränen über die eingesunknen Wangen fließen. Ihm ist zumute, als müßte er sich an der ganzen Welt dafür rächen, daß gerade ihn, den Hübschen, Lebensfrohen und Flotten, so etwas betroffen hatte. Dann steht das Mädchen mit dem Wagen schon vor ihm.

Verzeihe bloß! Endlich! Ein wahres Verhängnis! Ich erzähle dir gleich, aber du Armer siehst ja so müde aus! Du konntest noch nicht fertig werden?

Sie geleitet den Mann vorerst dicht vor das Bänkchen, kniet dann vor ihm nieder und tastet vorsichtig an dessen Kniegelenken herum, bis nacheinander zwei kaum zu vernehmende, knackende Laute hörbar werden. Dann drückt sie den Kranken sanft auf das Bänkchen nieder, legt ihm noch ihren Wollkragen um, setzt sich dann auch und streichelt die kalten, magern Hände.

Armer Fritz! Hast solange warten müssen! Aber wie flott gingst du heute dahin! Ich freute mich so sehr, als ich es, dir nachsehend, gewahrte. Dann glitt aber leider dein Vater so schwer im Lädchen aus. Er hatte etwas Leinöl daneben und auf die Diele gegossen. Dadurch kam er zu Falle. Nur gut, daß es nichts weiter war und einfach mit einem tüchtigen blauen und schließlich buntscheckigen Fleck enden wird!

Es muß eben immer und immer etwas sein! Als ob es nicht schon genug wäre!

Nun, Fritz, meint tröstend Wine und streicht ihm über das etwas gelichtete Kraushaar wie über die noch immer so wächserne Stirn, die allerlei Falten bekommen hat. Das ist doch wahrlich nichts Schlimmes! Am wenigsten für dich! Gerade eben nur, daß du etwas länger auf mich warten mußtest. Der arme, alte Mann muß einem doch eher leidtun, der nun eine Zeit lang zur Ruhe gezwungen ist und wohl auch Schmerzen auszuhalten haben wird!

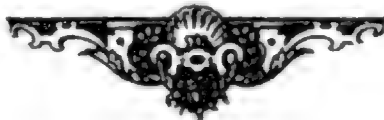
Vater muß eben etwas besser aufpassen! Jetzt können wir solche Sachen ja gerade auch noch gebrauchen!

In Wines blauen Augen erlischt jeder warme Strahl, den tiefes Erbarmen entzündet hatte. Wenn der kalte Egoist bei ihm so herauskommt und sich häufig eine unbezwungne und rücksichtslose Gier nach allem nur möglichen ganz unverfroren äußert, weil nach Fritzens Ansicht zufolge des eingetretnen Unglücks überhaupt nur mehr er selbst in Betracht kommt, dann steigt vor dem jungen Mädchen ein Bild auf, bei dem all ihr Fühlen einzufrieren scheint. Es gehört keineswegs einer fernen Vergangenheit an und reicht so grausam ironisierend in diese Gegenwart hinein: Tänzelfritze!

Wollen wir nun nicht gehn? meint Wine sanft und recht blaß geworden, indem sie fröstelnd die Schultern hochzieht. Wenn du willst, daß ich noch über den Aaleweideweg fahren soll, so dürfte es Zeit sein.

Gnädigst einverstanden, nickt er nur und schaut dann mit verlangenden Augen auf das in der abendlichen Beleuchtung besonders metallisch flimmernde Haar, die zarte Wangenrundung und den weißen Halsansatz, um darauf zu den festen Armen mit den fleißigen und doch nicht plumpen Händen herabzugleiten. Mit den Fingerspitzen erreicht er gerade noch die Schulter der jetzt wieder vor ihm Knienden in einer Berührung, die ihm ein leidenschaftliches Bedürfnis war. Sie zuckt wie in jähem Schreck zusammen, wird dunkelrot und erblaßt ebenso schnell wieder. Nach einem angstvollen, unruhigen Flackerblick wendet sie sich rasch zur Seite und holt dann, ohne ihn wieder anzuschauen, den Wagen dicht heran. Im Gesicht des Krüppels liegt jetzt ein Ausdruck, den in frühern Tagen das Antlitz des Tänzelfritze häufig genug aufgewiesen hatte. Genugtuung, geschmeichelte Eitelkeit und etwas leise Spöttisches, bei großer Sinnlichkeit. Aber er verlischt dann wieder. Das Einsteigen in das Gefährt bereitet Fritz noch einige Schmerzen und ist mühsam, obgleich eigentlich nur für Wine; denn er kann dabei fast nichs tun, als indirekt durch ein gewisses Anstrammen oder, je nachdem, durch Nachgeben mithelfen. Wäre das junge Mädchen nicht von so großer Kraft und Gewandtheit gewesen, so hätten diese sich so oft wiederholenden Prozeduren nicht durch ihren Beistand allein zuwege gebracht werden können. Ein Haupthilfsmittel aber, die Geduld, fehlt Fritz völlig. Auch diese muß ganz allein Wine haben.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Etatsberatung im Reichstage. Abrechnung des Reichskanzlers mit Zentrum und Sozialdemokratie. Das neue Programm. Braunschweig und der Bundesrat.)

Im Reichstage hat die Beratung des Etats begonnen. Das bisherige Ergebnis kann man insofern erfreulich nennen, als das Verhältnis der Parteien zueinander weiter geklärt erscheint. Dazu hat vor allem das Auftreten des Reichskanzlers beigetragen, der in zwei großen, mit brausendem Beifall begrüßten Reden eine gründliche Abrechnung mit der schwarz-roten Minderheit vorgenommen hat. Fürst Bülow hat also dafür gesorgt, daß über Stellung und Absichten der Regierung kein Irrtum Platz greifen konnte.

Wie es scheint, hat das Zentrum noch nach dem Zusammentritt des Reichstages trotz der Lehre, die es durch das Zusammenhalten der Konservativen und Liberalen bei der Präsidentenwahl empfing, an der Hoffnung festgehalten, die Regierung werde nach ihrem Wahlsieg eine gewisse Vorsicht in ihrer Haltung gegenüber dem Reichstag üben und im Grunde doch mit der Möglichkeit rechnen, dem anfänglich schmollenden Zentrum den Weg zur Rückkehr in ihre Arme offen zu halten. Fürst Bülow hat diese Hoffnung gründlich enttäuscht. Er rechnete schon am ersten Tage der Etatsberatung so scharf mit dem Zentrum ab, daß der schmale Steg, der noch die Möglichkeit einer Verbindung zwischen Zentrum und Regierung zu bewahren schien, vollends abgebrochen wurde. Die Zentrumspresse quittierte darüber mit einem giftigen Ingrimm, an dessen Aufrichtigkeit nicht zu zweifeln war, und zugleich mit einer Zuversichtlichkeit auf die Erfüllung der eignen Parteiwünsche, worin ein erkünstelter Humor und die quälende Sorge und Enttäuschung nur zu deutlich wiederklangen. Es hat nicht an bedenklichen Beurteilern gefehlt, namentlich im Auslande, die die unerwartete Schroffheit des Fürsten Bülow gegenüber dieser Partei nicht recht begriffen. Und doch hat der Reichskanzler gerade damit eine klare Einsicht in die realpolitischen Notwendigkeiten der nächsten Zukunft bewiesen. Der begeisterte Beifall, den seine Rede bei Konservativen und Liberalen fand, konnte darüber belehren, daß die entschiedne Lossagung vom Zentrum die Grundlage bildet, auf der allein Konservative und Liberale so weit zur Verständigung gebracht werden können, daß eine sichere Mehrheit in nationalen Fragen erreicht wird.

Hierin beruht nach wie vor die Hauptschwierigkeit. Denn das gegenseitige Mißtrauen auf der rechten und der linken Seite ist immer noch groß. Auffallenderweise ist es diesmal eine freikonservative Stimme gewesen, die offen sogar die Hoffnung ausgesprochen hat, daß es bald wieder zu einem Zusammengehn des Zentrums mit den konservativen Parteien kommen werde. Aber der Abgeordnete Gamp — er ließ diesen Lockruf an das Zentrum ergehn — wurde von seiner eignen Partei ziemlich schnöde verleugnet. Fürst Hatzfeldt stimmte seine Rede auf einen ganz andern Ton ab. Man wird natürlich nicht erwarten dürfen, daß die liberalen Parteien von der rechten Seite umschmeichelt und umworben werden. Und ebensowenig darf man sich wundern, daß in den Reden der Linken ein stark polemischer Ton gegen die konservativen Anschauungen fortdauert. Es handelt sich auch nicht darum, daß die Parteien ihre grundsätzlich verschiedne Betrachtungsweise politischer Fragen aufgeben. Sie sollen nur gewisse Fragen durch Verständigung und etwas mehr gegenseitige Duldung einer praktischen Lösung entgegenführen. Dazu gehört aber das entschiedne Bewußtsein, daß das der einzige Weg ist, auf dem überhaupt etwas zustande kommen kann und auf dem zugleich der berechtigte

Einfluß der Parteibestrebungen relativ am günstigsten zur Geltung kommen kann. Ein solches Bewußtsein kann schwer durchdringen und zu einer ausschlaggebenden Rolle bei politischen Entscheidungen gelangen, solange die Möglichkeit besteht, daß die Regierung immer noch mit einer Partei wie dem Zentrum rechnet oder gar rechnen muß. Diese Erwägung begründet die schroffe Abschüttlung des Zentrums zur Genüge.

Im Zentrum hat man das auch sehr wohl gefühlt, und darum empfindet die Partei die Fehler, die sie in der letzten Zeit des alten Reichstags unter der Führung ihres demokratischen Flügels gemacht hat, jetzt mit um so größerer Bitterkeit, als die Lage ihr nicht gestattet, sie einzugestehn. Es hilft nun einmal nichts, sie muß von dem Sessel der Macht heruntersteigen und ihr Heil an der Seite der Sozialdemokratie in der Opposition suchen. Man kann nicht sagen, daß das Zentrum diese Rolle besonders glücklich begonnen hat. Die richtige Taktik ist nach den Zeiten des Glücks und der Verwöhnung nicht leicht zu finden. Der Abgeordnete Spahn, der die Hauptrede zum Etat zu halten hatte, bemühte sich sachlich zu sein und ging erst im zweiten Teil zu einer elegischen Betrachtung der Lage seiner Partei über. Die Rede spiegelte noch die Hoffnung wider, daß die Regierung vielleicht einiges Entgegenkommen zeigen werde. Die Rede des Reichskanzlers war die Erwiderung darauf; sie zerstörte die letzte Hoffnung vollkommen. Später haben die Herren Gröber und Schädler die neue Lage für ihre Partei zu bestimmen sich bemüht, und beide haben gezeigt, wie schwer sich das Zentrum in seine Stellung hineinfindet. Der Zorn und die Stimmung, die aus einer Enttäuschung zu entspringen pflegt, sind schlechte Ratgeber. Keine klare Erfassung der Lage, nur ein krampfhaftes Bemühen, die wirklichen Ereignisse auf den Kopf zu stellen, kennzeichnete die Rede Gröbers, die einen überaus schlechten Eindruck machte, und sein bayrischer Genosse Schädler suchte durch Länge und Breite zu ersetzen, was ihm an Gewicht der Gründe fehlte.

Unter den Eindrücken der neuen parlamentarischen Lage gestaltete sich auch die herkömmliche Abrechnung des Reichskanzlers mit Bebel zu einem bedeutungsvollen Symptom der eingetretnen Veränderungen. Fürst Bülow hat schon oft glücklich und gewichtig gegen Bebel geredet, und er hatte parlamentarische Erfolge gegen den Sozialistenhäuptling zu verzeichnen, obwohl dieser viel besser gesprochen hatte als am 26. Februar dieses Jahres. Früher verstand es Bebel oft, durch seine geschickte Ausnutzung weitverbreiteter, kritischer Stimmungen und durch seine temperamentvolle Art auch solche Leute fortzureißen und in ihrem Urteil über seine Reden zu beeinflussen, die sonst der Sozialdemokratie ganz fern standen. Diese hinreißende Kunst hat der alte Bebel vollständig eingebüßt. Wo ihn nicht das gläubige Vertrauen seiner eignen Gemeinde unterstützt, erscheint er nur noch als der geschwätzige Alte, der in der Hingabe an einen maßlosen Fanatismus Urteilskraft und Selbstzucht vollständig eingebüßt hat. Seinen Reden fehlt das früher über viele Mängel hinwegtäuschende Band einer Überzeugung von etwas prophetischem Charakter, wenn es auch eine oft fehlgehende Prophetie des Hasses war; diese Reden werden jetzt mehr und mehr ein italienischer Salat von Zeitungsausschnitten, die von zusammenhanglosen Phrasen und heftigen Ausfällen, die die Ohnmacht dieses Hasses nicht mehr verdecken können, mühsam zu einer scheinbaren Einheit zusammengestellt werden. Die Dispositionslosigkeit der Reden wirkt nachgerade peinigend auf den Zuhörer. Man darf also sagen, daß der allmählich zur Ruine werdende Führer der Sozialdemokratie es diesmal dem Reichskanzler wesentlich erleichterte, ihn aufs Haupt zu schlagen. Während aber früher selbst ausgezeichnete Reden des Fürsten Bülow gegen Bebel von bürgerlichen Kritikern oft mit einer ungerechten und tendenziösen Schärfe zergliedert und mit einem weitgehenden Skeptizismus hinsichtlich ihrer

Wirkungen aufgenommen wurden, halten jetzt auch alte Gegner des Fürsten Bülow mit ihrer Anerkennung nicht zurück, nachdem er dem greisenhaften Gezeter Bebels die selbstbewußte Kraft des die Lage beherrschenden Staatsmanns entgegengestellt hat. Das ist wieder einmal ein Beweis dafür, daß nicht die rednerische Geschicklichkeit das Entscheidende ist, sondern das Gewicht, das der Redner aus der politischen Lage selbst für sich in die Wagschale zu legen weiß. Der jubelnde Beifall, den die scharfen Hiebe des Reichskanzlers gegen Bebel hervorriefen, zeigte vor allem die innere Übereinstimmung der Reichstagsmehrheit mit dieser entschiednen Kampfstellung der Regierung gegen die schwarz-rote Minderheit, und es war auch zu erkennen, daß sich der Reichskanzler mehr als früher von dieser Zustimmung getragen fühlte.

So konnte der Reichskanzler auch insofern zu einer weitern Klärung der Lage schreiten, als er wenigstens in den Umrissen ein Programm andeutete, auf das er Konservative und Liberale zu vereinigen hofft. Er machte kein Hehl daraus, daß die wirtschaftliche Grundlage des bisherigen Systems erhalten bleiben müsse. Der Schutz der nationalen Arbeit aller Erwerbsgruppen, wie er in dem durch Handelsverträge gemilderten Schutzzollsystem und in der gleichmäßigen Fürsorge für Industrie und Landwirtschaft sowie in jeder nur möglichen Rücksicht auf die Interessen des Mittelstandes zu finden ist, muß die Richtschnur der Politik bleiben. Das bedeutet für die Konservativen eine Gewähr, die ihnen wohl die Möglichkeit gibt, verschiednen Forderungen des Liberalismus weiter entgegenzukommen, als sie sonst geneigt sein würden. Fürst Bülow hat denn auch eine Reihe solcher Forderungen bezeichnet: Reform des Vereins- und Versammlungsrechts, Vereinfachungen und Ersparnisse in der Armee, Verbesserung der Lage der Beamten, Börsenreform. Der erste und der letzte dieser Punkte bedeuten für die konservative Anschauung ein größeres Opfer. Die konservative Partei hat es sich bisher angelegen sein lassen, das Vereins- und Versammlungsrecht, das nach Artikel 4 der Reichsverfassung der Reichsgesetzgebung unterliegt, möglichst in dem bisherigen provisorischen Zustande zu belassen, in dem die Landesgesetze noch fortbestehen. Es beginnt aber wohl die Einsicht durchzudringen, daß diese Ordnung nicht mehr lange aufrecht zu erhalten ist, da die Befugnis des Reichs feststeht und über kurz oder lang ihr Recht fordern kann. Die Ankündigung des Reichskanzlers hat daher auch an maßvoller konservativer Seite keinen ernsten Widerspruch erfahren. Schwieriger scheint es mit der Börsenreform zu stehen, aber auch hier glückt es vielleicht, zu einer Verständigung zu gelangen, da sich die wirtschaftlichen Gegensätze in vielen wichtigen Punkten einem Ausgleich zu nähern scheinen, und die extremen Elemente auf beiden Seiten bei der herrschenden Stimmung wohl nicht die Führung erhalten werden. Man darf deshalb der Bülowschen Politik ein günstiges Prognostikon stellen.

Einen vollen Erfolg hat Fürst Bülow jetzt endlich auch in der braunschweigischen Frage errungen. Über fünf Monate ist diese Angelegenheit, die mancherlei bedenkliche Seiten unsers nationalen Lebens an die Oberfläche und an die Öffentlichkeit zu bringen drohte, durch sachlich nicht gerechtfertigte Quertreibereien in der Schwebe erhalten worden. Nun ist endlich der Ausgang herbeigeführt worden, der allein nach der nationalen Seite hin Befriedigung zu schaffen vermag. Niemand hat das Prinzip des Legitimismus angetastet, und doch ist ihm die Schranke gezogen worden, die durch das höhere Recht der nationalen Interessen und der nationalen Einheit gegeben ist. Daß die Stimmung im Herzogtum Braunschweig darauf ausging, dem Provisorium ein Ende zu machen, ist zu begreifen. Daß diese Stimmung von welfischer Seite ausgenutzt wurde, die Bedenken zu verwischen, die der Thronbesteigung des Welfenhauses in Braunschweig Hindernisse bereiteten, ist ebenfalls selbstverständlich. Überraschung erregte nur, daß trotz

der Haltung des Herzogs von Cumberland, die jede Täuschung in der Richtung der braunschweigischen Wünsche beseitigen mußte, noch so viel Winkelzüge versucht wurden, eine Lösung herbeizuführen, die für Preußen — das mußte sich jede kühle Überlegung sagen — ganz unmöglich war. Um so weniger zu verstehn war es, als der erste Beschluß der braunschweigischen Landesversammlung in dieser Angelegenheit dem preußischen Standpunkt vollständig Rechnung trug, ohne daß Preußen selbst irgend etwas getan hätte, was einer Einmischung in die innern Angelegenheiten des Herzogtums auch nur im entferntesten ähnlich sehen konnte. Erst als Preußen selbst auf direkte Veranlassung der braunschweigischen Regierung seinen klaren und unanfechtbaren Rechtsstandpunkt dargelegt hatte, fing man im Herzogtum an, sich in einen ganz ungerechten Ärger gegen Preußen hineinzuleben. Und unter diesem Einfluß entstand die Neigung, die für Braunschweig eigentlich doch viel verletzendere Haltung des Herzogs von Cumberland völlig zu vergessen und auf seinen neuen Vorschlag einzugehn. Dieser bestand bekanntlich darin, daß er für sich selbst und auch seinen ältesten Sohn auf Braunschweig verzichtete, um die Thronbesteigung seines jüngern Sohnes, des Prinzen Ernst August, in Braunschweig herbeizuführen. Es konnte den Beurteilern dieses Vorschlags unmöglich entgehn, daß er die allein mögliche Lösung der Frage nicht enthielt. Denn er schloß nicht den Verzicht des Welfenhauses auf Hannover in sich, beseitigte also nicht für die Zukunft die Möglichkeit, daß ein regierender Herzog von Braunschweig doch einmal Anspruch auf die preußische Provinz Hannover erheben könnte. Braunschweig aber bestand darauf, um der Stimmung seiner Bevölkerung Rechnung zu tragen, daß die Frage im Bundesrat entschieden werden solle. In der vorigen Woche ist die Entscheidung erfolgt. Es ist darin deutlich ausgesprochen, daß die Thronbesteigung auch eines andern Mitgliedes des Welfenhauses in Braunschweig unzulässig ist, solange der Verzicht auf Hannover nicht geleistet worden ist. Die Hauptsache aber ist, daß dieser Beschluß einstimmig gefaßt wurde. So wird die an sich nicht allzu bedeutende Entscheidung zu einem Dokument für die Festigkeit des Reiches und die Erprobtheit der Gedanken, die dem Bunde der deutschen Fürsten und freien Städte zugrunde liegen. In Verbindung mit der Gestaltung der Verhältnisse im neuen Reichstag zeigt sich darin ein unverkennbarer nationaler Fortschritt, und darüber können wir uns aufrichtig freuen, ohne freilich zu vergessen, wieviel in dieser Richtung noch zu tun ist.

Das deutsche Heer in französischer Beurteilung. Der französische Major Driant, der im vorigen Jahre die deutschen Kaisermanöver in Schlesien mit angesehen hat, hat seine Eindrücke in einem Buche mit dem Titel „Einem neuen Sedan entgegen“ veröffentlicht, das diesseits und jenseits der Grenze großes Aufsehen erregt hat. Es ist in deutscher Übersetzung bei G. Stalling in Oldenburg erschienen. Wie schon der Titel verrät, kommt die französische Armee bei dem Vergleiche, den der Verfasser zwischen ihr und der deutschen anstellt, ziemlich schlecht weg. Wir können in der Tat mit dem Urteil des Majors Driant recht zufrieden sein, und die deutsche Tagespresse hat denn auch dankbar quittiert und ist größtenteils von der Unübertrefflichkeit des deutschen Heeres tief überzeugt. Man vergesse nicht: es ist dieselbe Presse, die vor Jahr und Tag, als Herr Beyerlein ein Buch unter einem ähnlich klingenden Titel in die Welt sandte, in mehr oder weniger tiefer sittlicher Entrüstung über dasselbe deutsche Heer schwelgte. Das nur nebenbei. Das Buch von Driant ist nur eine neue Bearbeitung des Themas von der Überlegenheit des deutschen Heeres, das in Frankreich in der letzten Zeit in den verschiedensten Variationen besprochen worden ist, nur sind die Mängel und Schäden der französischen Armee noch nie in so unverhüllter, krasser Form von einem Sach-

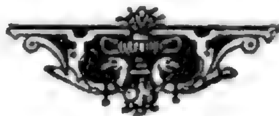
verständigen dargestellt worden, wie es hier geschehen ist. Man beschäftigt sich in Frankreich viel mehr mit dem deutschen Heere, als es umgekehrt, wenigstens in der Presse und der Öffentlichkeit, geschieht. Dabei werden meist — auch in dem vorliegenden Buche — die Aussichten beider Parteien in einem neuen Kriege besprochen, als ob ein solcher ein nahe bevorstehendes und unvermeidliches Ereignis wäre. Es liegt darin ein eigentümlicher Mangel an Verständnis nicht nur für die deutsche Politik und den Deutschen Kaiser, sondern auch für das Wesen der allgemeinen Wehrpflicht überhaupt. Man könnte wohl behaupten, daß den Franzosen im großen und ganzen die sittliche und friedenserhaltende Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht schleierhaft und unverständlich ist. Das französische Heer hat seine Ideale seit seiner Neugründung nach dem Kriege von 1870 in der Revancheidee gesucht, und — die Franzosen werden das selbst nicht leugnen können — diese Idee ist im Bewußtsein der großen Masse immer nur durch künstliches Einheizen warm zu halten gewesen. Sechsunddreißig Jahre sind aber eine lange Zeit, und der Brennstoff ist mit der Zeit knapp geworden, die Revancheidee zieht nicht mehr recht. Es ist den Franzosen ähnlich gegangen wie unsern Sozialdemokraten, deren Zukunftsstaatsideale, so begeisternd sie anfänglich gewirkt haben mögen, mit der Zeit lächerlich und grotesk geworden sind.

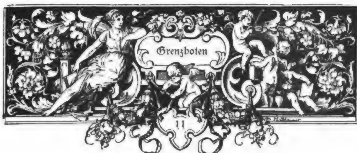
Die Revancheidee ist nicht verwirklicht worden, weil sich die Franzosen nicht getrauten, allein mit Deutschland anzubinden, und weil es ihnen trotz aller Bemühungen bisher nicht gelungen ist, den Verbündeten zu finden, der bereit gewesen wäre, für französische Ideale das Tänzchen zu wagen. In den Augen der Franzosen wäre aber die Verwirklichung dieses Nachetraumes der eigentliche und letzte Zweck des Heeres. Daß der militärische Dienst eine einfache staatsbürgerliche Pflicht sei, wie es das deutsche Volk seit Generationen auffaßt, eine Pflicht, die mit gloire und revanche nichts zu tun hat, das sieht der Franzose nicht ein. Darin liegt eine Schwäche des französischen Heeres. Denn ein großer Teil des französischen Volkes, für den der Gedanke der Revanche nichts Begeisterndes mehr hat, gerät dadurch in das Lager der Antimilitaristen, erfüllt die Dienstpflicht nur mit Widerwillen und neigt zu allerlei Unbotmäßigkeiten. Man würde aber auf deutscher Seite einen verhängnisvollen Irrtum begehn, wenn man annehmen wollte, daß diese Schwäche des französischen Heeres, die im Frieden oft genug üble Erscheinungen hervorruft, auch in einem Kriege gegen Deutschland wirksam werden würde. Die Erfahrung lehrt, daß der Ruf: „Das Vaterland ist in Gefahr!" eine wunderbar einigende Wirkung auf alle Franzosen ausübt, und daß in demselben Augenblick alle Parteiungen, aller innere Hader vergessen ist. Demonstrationen, Reden und Unbotmäßigkeiten, die im französischen Heere an der Tagesordnung sind, haben keineswegs die Bedeutung, die sie bei uns haben würden, wo so etwas, wie Major Driant bewundernd anerkennt, ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Der wunde Punkt im französischen Heere, den derselbe Verfasser auch gebührend hervorhebt, liegt an einer andern Stelle, an dem Oberkommando. Was Driant hierüber schreibt, muß den patriotischen deutschen Leser mit Freude, aber auch mit einer gewissen Scham erfüllen. Es ist ja eine wahre, aber schmerzliche Tatsache, daß der Deutsche Kaiser nirgends so uneingeschränkte Bewunderung findet als in Frankreich. Man hat gesagt, das liege daran, daß das Wesen des Kaisers, seine mit dem Effekt rechnende Erscheinung den Franzosen besonders zusage. Das mag wohl mitwirken, der tiefere Grund ist aber doch der, daß der Franzose mit neidischem Instinkt fühlt, daß sich in der Person des Kaisers eine Macht konzentriert, der der französische Staat nichts Äquivalentes entgegenstellen kann. Kein conseil de guerre und kein général en chef hat die unbedingte Autorität dieses Monarchen, auf die schließlich im Kriege alles ankommt.

Alles in allem geht aus dem Driantischen Buche wie aus vielen andern französischen Äußerungen hervor, daß die Franzosen nur mit sehr unbehaglichen Gefühlen an einen möglichen Krieg mit Deutschland denken. Sehr nützlich zu wissen für die, die immer noch nicht glauben wollen, daß der Respekt vor unserm Heere die sicherste Gewähr für den Frieden ist.

Deutsche Bürgerkunde. Wolkenbrüche von Reden und von Druckerschwärze haben sich in der lebhaften Wahlzeit wieder einmal auf unsre Häupter entladen. Aber wie viele von den Herren, die da reden und schreiben, kennen wirklich den großen und komplizierten Organismus, den zu verbessern, dessen Lebensprozeß im Gange zu erhalten die Abgeordneten des Volkes mit berufen sind? Und wie würde bei manchem der Reichstagskandidaten die Prüfung ausfallen, wenn man ihnen auf den Zahn fühlen wollte? Wie viele mögen eine klare Vorstellung davon haben, wie verschieden die Stellung des Kaisers im Reich ist von der, die er als König in Preußen einnimmt, wie weit sich die Kompetenz des Reichskanzlers erstreckt, was für ein Unterschied ist zwischen einem Staatssekretär und einem Minister? Dieses und alles übrige erfährt man aus der Deutschen Bürgerkunde von Reichsgerichtsrat Georg Hoffmann und Prof. Dr. Ernst Groth, die im Grenzbotenverlag voriges Jahr in vierter, vermehrter Auflage (29. bis 31. Tausend) erschienen ist. Selbst wenn man der genauen Kenntnis unsrer politischen und Rechtsinstitute und unsrer Gesetze nicht bedarf, weil man weder Beamter noch Abgeordneter noch Stadtverordneter noch Geschäftsmann sondern nur kontemplativer Zuschauer im politischen Theater ist, will man doch die (bei uns im ganzen glücklicherweise mehr lustigen als traurigen) Stücke, die da aufgeführt werden, wenigstens ordentlich verstehen, und das kann man nicht ohne Kenntnis der Staatsverfassungen, deren wir Deutschen mehr als zwei Dutzend haben, und des Verwaltungsapparats. Auch ist es an sich schon ein Genuß, einen so reichen Organismus, wie das Deutsche Reich einer ist, zergliedern und jeden einzelnen seiner Teile betrachten zu können. Übrigens aber gestattet unsre böse Zeit keinem, sein Leben in ungestörter Kontemplation als Zuschauer im Welttheater hinzubringen. Jeden ohne Ausnahme zwickt der Steuerfiskus, und es kann niemals schaden, wenn man sich dieses Scheusal, seine mannigfachen Fangarme, Waffen und Kunstgriffe genau ansieht, also den Reichs- und Staatssteuermechanismus studiert. Auch wird es manchem sehr zustatten kommen, wenn er sich in Zivil- und Strafsachen zu verhalten weiß, wie das der kleine Familienroman auf Seite 123 und die hübsche kleine Kriminalgeschichte auf Seite 132 lehren. Selbstverständlich sind in die neue Ausgabe auch die neuen Gesetze der letzten ziemlich fruchtbaren Legislaturperiode aufgenommen worden, wie das Diätengesetz und das Steuerbukett. Verwaltungsbeamten ist das Buch geradezu unentbehrlich. Es wird ja bei Prüfungen von den Examinatoren geradezu als Fundgrube für Themen und Fragen benutzt. Sehr richtig wird im Vorwort bemerkt: „Die Zitate der wichtigeren einzelstaatlichen Gesetze unter dem Text [die Reichsgesetze werden am Rande zitiert] sind beibehalten und vervollständigt. Sie werden manchem, der genauere Auskunft sucht, namentlich manchem Berufs- und Selbstverwaltungsbeamten als Wegweiser im Labyrinthe der modernen Gesetzgebung nicht unwillkommen sein.“ Und wenn, wie viele Stimmen verlangen, die Bürgerkunde in die Schulen eingeführt wird, so finden die Lehrer in dieser Bürgerkunde von Hoffmann und Groth ein vorzügliches Hilfsmittel, das an Gediegenheit und Klarheit von keinem andern Werke übertroffen wird. C. J.





Russische Briefe

Von George Cleinow

5

Polnisches

Ganz Rußland schien im Februar von dem Geschrei der Wahlagitation widerzuhallen. Schien! denn tatsächlich beschäftigte sich höchstens der zehnte Teil der wahlberechtigten Bevölkerung mit den Wahlen. Nur die dünne Schicht der politischen Intelligenz, einige wenige Arbeiter in den großen Städten und die Polizei waren bei der Sache, alle andern Kreise empfanden in der Wahlzeit höchstens eine unangenehme Unterbrechung in den Vergnügungen der Wintersaison. „Wie war es doch in Rußland vordem mit den Heinzelmännchen der Bureaukratie so bequem!" Die große Masse geht dem Verdienst nach, die obern Zehntausend trainieren sich für die Anstrengungen der Butterwoche. Aber die Zeitungen und ihre Leute — die schreien. Man kann nicht sagen, daß dieser Gemütszustand der Gesellschaft zur Beruhigung der Regierung dienen sollte. So natürlich er ist, so sehr gerade durch ihn das Vertrauen der gewerblichen Kreise gegen Stolypin und seine Politik zum Ausdruck kommt, ist er es gerade, der die Stimmung in der Gesellschaft und die in ihr ruhenden Gefahren verschleiert und darum eine einheitliche Wahltaktik nach europäischem Muster für die verantwortliche Regierung unmöglich macht. Das klingt paradox — muß aber als zutreffend anerkannt werden, wenn wir berücksichtigen, daß die russische Presse in ihren wichtigsten Teilen in den Händen von überzeugten Oppositionsmännern ist. Hier liegt der Regierung schwächster Punkt. Die oppositionellen Parteien haben unter der Unsicherheit weniger zu leiden, weil sie wenigstens einen Menschen in jedem Ort haben, auf den sie sich unbedingt verlassen können. Diesen einen Menschen hat die Regierung nicht. Viele hohe Provinzialbeamte sind ausgesprochne Gegner der Konstitution — also auch der gegenwärtigen konstitutionellen Regierung. Die meisten höhern Beamten der Justiz, der Finanzverwaltung und der Verkehrseinrichtungen sind im Grunde ihres Herzens liberal, und nur der

Antisemitismus oder die Gegnerschaft gegen die Fremdvölker halten den einen oder den andern vom Anschluß an die konstitutionell-demokratische Partei ab. Die gesamten Unterbeamten in allen Regierungsinstitutionen sind versteckt revolutionär. Wenn gegenwärtig nicht gestreikt oder sonst irgendwie oppositionell aufgetreten wird, so geschieht es unter dem Druck materieller Verhältnisse. Ebenso ist es mit den Dorfgeistlichen und Volksschullehrern. Auf Grund einer nachgeprüften Angabe beträgt die Zahl der organisierten weißen (niedern) Geistlichen 3122 von etwa 60000. Dabei muß aber in Betracht gezogen werden, daß sich die Gruppe allein innerhalb der ersten sechs Wochen von 1907 um 600 Personen geistlichen Standes vermehrte. Die Gruppe wird wahrscheinlich gerade in den Wochen vor den Wahlen noch bedeutend gewachsen sein, da der Heilige Synod den allgemein beliebten Prediger Georgi Petrow wegen seiner Zugehörigkeit zur liberalen Sjemstwoorganisation gemaßregelt hat.

Ausschlaggebend für die Wahlen ist das bäuerliche Element. Über diesen Teil der Gesellschaft kann nur gesagt werden, daß kein Mensch über seine politische Stimmung unterrichtet ist. Im allgemeinen hat in den rein russischen Gebieten und den von Mohammedanern bewohnten des Ostens die sozialrevolutionäre Lehre tiefe Wurzeln geschlagen. Im Westen haben die Sozialrevolutionäre keinen bleibenden Einfluß auf die Massen — dort spielen die Sozialdemokraten in den Städten und die verschiednen Nationalisten auf dem platten Lande die größere Rolle. Diese beiden politischen Interessengebiete werden getrennt etwa durch die Linie St. Petersburg—Kamenetz-Podolsk an der österreichischen Grenze.

In der Agrarfrage, die schließlich doch die Bauernschaft zur politischen Stellungnahme veranlassen muß, tritt die gebildete Gesellschaft immer zahlreicher dem die Verstaatlichung des Ackerlandes vorbereitenden Programm der Kadetten bei — neuerdings auch solche an sich konservative Männer wie Graf Heyden und Schipow. Man hat den landwirtschaftlichen Großbetrieb recht verachten gelernt, denn er war niemals in Rußland die Quelle ständischer Sittengesetze, niemals das Fundament des Staats, wie bei den Völkern des Abendlandes, sondern nur das Werkzeug zur Ausbeutung der Massen, wie die Fabrik der Merkantilisten, die eine viel größere Rolle auf dem Lande spielt als in Deutschland. Die Industrialisierungspolitik der letzten fünfundzwanzig Jahre mit ihrem schädlichen Gefolge von Spekulanten aus aller Herren Ländern, die Leichtigkeit, mit der an den Börsen Geld verdient werden konnte, hat den Großgrundbesitzer seine Scholle mißachten gelehrt. Da nun die Agrarfrage der Angelpunkt der Situation ist, die Regierung aber auf eine Mehrheit aus Russen für ihr Agrarprogramm nicht rechnen kann, wird ihr nichts andres zu tun übrig bleiben, als entweder vor dem politiktreibenden Teil der Gesellschaft zu kapitulieren oder aber mit konstitutionellen Fremdvölkern — Deutschen und Polen — gegen eine agrarsozialistische Mehrheit und eine antikonstitutionelle Minderheit zu regieren. Unter solchen allgemeinen Verhältnissen interessiert darum die Lage im Westgebiet besonders. Von den Deutschen ist leider nicht viel zu erwarten. Leider!

Durch ihre geradezu unverständliche Taktik in den letzten zwei Jahren haben sie sich zwischen zwei Stühle gesetzt. Ich habe schon früher auf die Gefahr hingewiesen — und wurde infolgedessen der Deutschfeindlichkeit bezichtigt. Aber entscheide der Leser selbst! Bei den ersten Wahlen schlossen sie sich einer Organisation an, mit der sie einen Deutschenfeind wie Budilowitsch wählen mußten, und bei der zweiten Wahl bleiben sie ihr treu, obgleich sie keine Aussicht hat, auch nur einen deutschen Kandidaten in die Duma zu entsenden.*) Die Deutschen in Rußland haben keine politischen Führer. Der letzte von ihnen, Paul von Kügelgen, starb im Herbst 1904 — ein kampferprobter Mann. Die Emigranten, die Pobedonostzews Haß aus der Heimat vertrieb, haben in Deutschland und in Frankreich Unterkommen gefunden. Aber während auf den ersten Alarm die russischen, polnischen, litauischen, jüdischen, lettischen Emigranten auf ihre Posten in der Heimat zurückeilten, da blieben die Deutschen in der neuen Heimat. Ich spreche hier nicht von Männern der Wissenschaft, wie Professor Bergmann und Harnack, auf die die Nation stolz ist, die aber nicht mehr ihr allein, sondern der gesamten Menschheit gehören — ich meine auch nicht Kaufleute, die jeder Politik fernstehn, sondern ich meine die Männer, die an der innerrussischen Politik teilnehmen, die vom warmen Platz hinter dem Ofen die Politik des Deutschtums in Rußland beeinflussen, ohne selbst in der Lage zu sein, die Situation in jedem Augenblick zu überschauen. Vom Ausland aus läßt sich die innerrussische Politik nicht leiten, ganz abgesehen davon, daß gerade die hier gemeinte Tätigkeit es ist, die bei allen Russen den Glauben stärkt, die deutsche Regierung beeinflusse die russische. Das Treiben der deutschen Emigranten im Auslande vergrößert das Mißtrauen aller russischen Kreise gegen die in Rußland lebende deutsche Gesellschaft und erschwert deren politische Lage ganz außerordentlich. Wer dem Deutschtum in Rußland helfen will, muß sich persönlich auf das Schlachtfeld nach Rußland begeben und sich vor Pulver und Blei, vor Kasematten und Anfeindungen nicht fürchten, wie es Slawen und Semiten getan haben, die gerade von den russischen Deutschen in Deutschland immer als minderwertig geschildert werden. Man treibe keine Reklame für das Deutschtum, sondern kämpfe dafür!

Im Norden des Westgebiets kämpft das Deutschtum — ein führerloser Haufen — um seine Kultur und Existenz, im Süden, d. h. in Weißrußland, Litauen, Polen und Wolhynien, kämpft das katholische Polentum in straffer Organisation um den Nationalstaat. Ich möchte heute einiges von den Polen erzählen, nachdem ich eben eine Zeit lang in ihrer Mitte zugebracht habe. Dort sieht man, was ein Volk vermag, in dem sich alle Kreise ohne Ausnahme dessen bewußt sind, was sie ihrer Nation schuldig sind. Alle die Spötter und Verächter des nationalen Gedankens und der Kirche können sich in Polen davon überzeugen, welche Gewalt der Idealismus über jeden Materialismus hat, und wie erbärmlich hohl doch im Grunde genommen die Lehre von Marx gegenüber dem Wollen

*) Inzwischen ist in Kurland ein Jude gewählt worden!

eines national empfindenden Volkes bleibt. Tatsächlich hat die Sozialdemokratie ihre führende Rolle unter den Polen ausgespielt, wenngleich man aus den Vorgängen in Lodz und Warschau auf das Vorhandensein einer starken sozialdemokratischen Organisation schließen muß. Der Wahlkampf spielt sich in Polen vollständig auf nationaler Grundlage ab.

Die politischen Parteien, die sich befehden, sind folgende: 1. die Sozialdemokraten, 2. die Freisinnigen und 3. die Nationaldemokraten. Zu den Sozialdemokraten gehören die Polska partia socialysticzna (P. P. S.), die polnisch-litauische Arbeiterpartei, der (jüdische) Bund. Eine rein marxistische Auffassung vertritt einzig die polnisch-litauische Arbeiterpartei. Ihr Ideal ist der fortwährende Klassenkampf — sie verleugnen jede nationale Regung, bekämpfen nationale Forderungen als unsittlich, als kulturwidrig. Im jüdischen Bund ist die nationale Regung offiziell als berechtigt anerkannt durch die mächtige Gruppe der zionistischen Bundisten. Diese angeblichen Marxisten geben damit zu, daß der Klassenkampf nicht ausreicht zur Hebung eines Volks, daß vielmehr ein nationales Empfinden notwendig ist, um die ganze Masse des Volks zur Selbstachtung zu erziehen. Im Königreich Polen spielt der sogenannte Reformzionismus keine große Rolle unter den Juden. Die große Masse ist in einer kulturfeindlichen Orthodoxie so verknöchert, daß selbst die alte Richtung des Chassidim, die einen unfehlbaren Rabbi anerkennt, zahlreiche Anhänger hat. Infolgedessen findet nur der messianische, tatenlos hoffende Zionismus Anklang. Die Intelligenz — Ärzte und Juristen — gibt sich einem extremen Freisinn hin, der seinen stärksten Ausdruck findet in einer unglaublichen Demoralisation der Familie. Der polnische Jude ist im Gegensatz zum litauischen und russischen ein minderwertiges, unpolitisches Geschöpf. Darum spielt auch der Bund eine nur sehr geringe Rolle im Zartum. Um so größer ist die Bedeutung der P. P. S. Diese angeblich marxistische Partei vertritt den politischen Standpunkt, daß sich das polnische Proletariat erst dann mit dem Proletariat der andern Völker verbinden dürfe, wenn sich das polnische Sprachgebiet selbständig entwickeln könne — d. h. zu deutsch, wenn ein selbständiger polnischer Staat vorhanden sein würde. Dieser polnische Staat müßte natürlich eine Republik sein. Diesen Grundgedanken wird der deutsche Politiker bei den polnischen Abgeordneten Oberschlesiens wiederfinden. Dieser Grundgedanke hat es möglich gemacht, daß die katholische Geistlichkeit hüben und drüben mit den Vertretern der Richtung Hand in Hand gehen konnte. Die nationale Unterströmung bei den polnischen Sozialdemokraten macht es verständlich, warum sich ihr so weite Kreise zur Verfügung stellen, und warum die polnische besitzende Gesellschaft, die gegenwärtig scheinbar mit der russischen Regierung Hand in Hand arbeitet, nicht gegen den Terrorismus der Partei auftritt, obwohl die Nationaldemokraten bei jeder Gelegenheit beteuern, die Juden seien die Schuldigen. Meine Beobachtung wird auch durch die auffällige Erscheinung beleuchtet, daß sich der Terrorismus ebenso wie die Streiks ausschließlich gegen nichtpolnische Personen und Firmen

richtet. In Lodz haben vorwiegend jüdische und deutsche Fabrikanten zu leiden; in Warschau und Umgebung ausschließlich solche Firmen, die mit ausländischem Kapital arbeiten. Bisher ist noch kein einziger polnischer Ingenieur oder Kaufmann ermordet worden, sondern ausschließlich Russen, Deutsche und Juden. Ist das wirklich ein Zufall? Durchaus nicht! Die Polen wünschen den ausländischen Einfluß in ihrem Lande zu beseitigen durch Vertreibung der ausländischen Kapitalien. Der polnisch-litauische Arbeiterbund, dem auch Juden angehören, ist gegen diese Auffassung, denn er verleugnet den Nationalitätenkampf. Darum werden auch die blutigen Schlachten zwischen den Arbeitern in Lodz geschlagen. Aus dem Kreise der zuletzt genannten internationalen Gruppe kommen die Einigungsversuche mit den Fabrikanten, kommen auch die Rufe nach Abbruch der Revolution. Wohl hat sich nun auch die P. P. S. zum Frieden bereit erklärt, sofern ihre neunzig Vertrauensmänner, die den Fabrikanten bekannt sind, alle wieder in die Fabriken aufgenommen werden. Aber solange diese Forderung nicht erfüllt wird, verhindern sie jede Arbeit. Hoffentlich lassen die Fabrikanten nicht nach. Die Aufnahme der Agitatoren der P. P. S. hieße die revolutionäre Organisation unterstützen. Eine treffliche Charakteristik der P. P. S. finden wir durch die deutschen Genossen auf den verschiednen Parteitagen. Genosse Auer sagte laut Protokoll über die Verhandlung des Parteitages der sozialdemokratischen Partei zu München (S. 105) am 15. September 1902: „In Polen hat sich eine nationale Bewegung entwickelt, die geradezu überraschend ist, und diese Bewegung hat nicht nur die polnische sogenannte bessere Gesellschaft erfaßt, sondern auch das polnische Proletariat." Genosse Gogowski aus Posen (S. 148) meinte, erst nach elf Jahren habe man eingesehen, daß die in Kattowitz von der Partei unterstützte Zeitung Gazeta Robotnicza nicht „den Sozialismus, sondern den Nationalismus unter den Polen gefördert hat". Es ist selbstverständlich, daß die deutschen Sozialdemokraten dennoch für die „nationalistischen" Genossen eingetreten sind (Jena 1905, Protokoll S. 20 bis 26, 210 bis 211, 221) und damit auch nicht aufgehört haben, obwohl sich die polnische Partei ganz energisch gegen die Tätigkeit des von ihnen entsandten Marxisten Kaprzak in Warschau gewehrt hat. Es ist somit festgestellt, daß die deutschen Sozialdemokraten bewußt nationalpolnische Ziele unterstützt haben. Man wird es infolgedessen auch verstehn, wie traurig die aristokratischen Polen über die Niederlage der deutschen Sozialdemokratie sind.

Die freisinnige Partei in Polen wird von der P. P. S. auf das heftigste bekämpft, obwohl ihr Programm dem der deutschen Revisionisten sehr ähnlich sieht. Aber bei ihr wird jeder polnische oder jüdische Nationalismus verworfen und ein Zusammengehn mit der russischen Intelligenz gepredigt. Diese Partei besteht aus russischen Beamten, Juden und einigen wenigen Polen. Aus taktischen Gründen sind dennoch als Kandidaten für die Duma zwei Polen aufgestellt worden (Krzewicki und Swętkowski), in Warschau glaubt man, sie

würden mit Hilfe des Bundes und der wenigen vorhandnen Sozialrevolutionäre gewählt werden. Ich selbst glaube nicht daran, bin vielmehr davon überzeugt, daß in ganz Polen Nationaldemokraten oder Realisten gewählt werden.*)

Die Nationalisten stellen die Partei des gesunden polnischen Volkes dar. Ihre Hauptstützen sind der große und der kleine Grundbesitzer, die Ingenieure, die Lehrer und der Klerus, denen ein treu katholisches Bauernvolk zur Seite steht. In sich ist die Partei nach zwei taktischen Einheiten gespalten: die radikalern, unruhigern Nationaldemokraten und die Partei der realen Politik. Natürlich haben beide ewig Reibereien miteinander, wie ein paar uneingefahrner Pferde, die denselben Karren ziehen sollen. Die zweite Gruppe stellt das letzte Entwicklungsstadium der „Ugodowce" dar. Obwohl sie tatsächlich Ugodowce sind, das heißt eine Politik mit Hilfe der russischen Machthaber predigen, nennen sie sich Realisten, weil sie in der ersten Duma durch ihr Zusammengehen mit den Kadetten zu sehr in den Verdacht kamen, dem Freisinn zu huldigen, der Regierung gegenüber aber als Nationalisten, „Allpolen", kompromittiert sind. Gegenwärtig wird es in Polen als Schande betrachtet, jemals ein „Ugodowce" gewesen zu sein.

Was die Allpolen wollen, brauche ich kaum auseinanderzusetzen; nicht ganz bekannt dürfte in Deutschland ihre gegenwärtige Politik sein. Diese Politik richtet sich auf drei Gebiete: gegenüber Rußland, gegenüber Deutschland und gegenüber dem eignen Volk. Die Leiter der Politik sitzen in Lemberg und Krakau, ihre Hauptagenten in Warschau, Petersburg und Berlin. Wie sie mit Deutschland umspringen möchten, haben wir in Posen erfahren. In den Städten arbeiten sie mit der Sozialdemokratie, auf dem platten Lande mit dem Klerus. In Rußland ist man vorsichtiger. Sämtliche geistigen und materiellen Kräfte und alle diplomatische Geschicklichkeit sind im Augenblick darauf gerichtet, im Zartum Polen jene kümmerlichen Anfänge einer Selbstverwaltung einzurichten, wie sie in Rußland durch das Sjemstwostatut von 1890 (Gesetzsammlung Band II, 1) vorhanden sind. Man wird diesen Wunsch der Polen verstehen, wenn man sich daran erinnert, daß nach jenem Statut erstens die Besitzer von etwa 250 Hektaren Land (je nach der Güte des Bodens in den einzelnen Kreisen mehr oder weniger) in erster Linie wahlberechtigt sind, daß zweitens die Bauern nur 40 Prozent der Sjemstwoabgeordneten darstellen können, daß drittens sämtliche Kreis- und Gouvernementsadelsmarschälle — das sind ebenfalls Großgrundbesitzer — ohne weiteres Sitz und Stimme in den Sjemstwoversammlungen haben, und schließlich, daß viertens die Juden grundsätzlich von der Sjemstwoorganisation ausgeschlossen sind. Wollte die Regierung diesem ungeheuer bescheiden aussehenden Wunsch entsprechen, dann würde sie alle Errungenschaften der Agrarreform von 1864 und alle nationalen Einrichtungen bis 1904 mit einem Strich vernichten; denn der Großgrundbesitzer, der heute mit den Bauern einzig durch das ihm höchst lästige Servitutenrecht in Berührung kommt, würde Herr der gesamten

*) Die Wahlen haben inzwischen das vorausgesehene Ergebnis gehabt.

Provinzialverwaltung, ohne durch die Konkurrenz der freisinnigen Juden behindert zu sein.

Die Angelegenheit ist schon früher erwogen worden und sollte derart entschieden werden, daß das Gouvernement mit litauischer Bevölkerung: Ssuwalki, ferner Teile von Lomsha, Sjedletz und Ljublin vom Zartum abgetrennt und gemeinsam mit benachbarten russischen Gouvernements in neue Verwaltungseinheiten umgewandelt werden sollten. Der Rest des Zartums sollte unter Gleichstellung aller seiner Bewohner, also auch der Juden, eigne Selbstverwaltungskörper erhalten. Dann mußte die Frage vor der Flut der Ereignisse ruhen. Erst Ende 1906 hat sich die Regierung in St. Petersburg wieder mit den Polen beschäftigt, nämlich nachdem diese ihre in der ersten Duma vorgetragnen Forderungen nach einer Autonomie Polens fallen gelassen hatten. In der Tat sehen die Forderungen der Polen heute recht bescheiden aus, sind es aber tatsächlich nicht, weil sie darauf hinzielen, den Einfluß des Adels und der Geistlichkeit in dem Umfange wiederherzustellen, wie er vor 1864 bestand. Die Regierung hat die Frage bis zur nächsten Duma vertagt, läßt aber die polnische Gesellschaft im Zartum selbst nach freiem Ermessen wirken. In Warschau und Lodz und wohl auch an andern Orten des Zartums verhält sich die Regierung vollständig passiv. Sie greift immer nur als Rächer ein. Gewiß wird die Sicherheit auf den Straßen durch Militär aufrecht erhalten, wird auch das Eigentum des Besitzenden geschützt. Aber was die revolutionären Gruppen treiben, ob sie einander Schlachten schlagen, ob sie konspirieren, scheint die Behörden nichts anzugehn. Ebenso ist es mit der Literatur. In Warschau ist ein in Petersburg verbotnes Buch über die Revolution in allen Buchläden ausgestellt — womit ich nicht etwa der Zensur das Wort reden, sondern sagen will, daß keine Einheitlichkeit im Vorgehn gegen die Revolution vorhanden ist. Ich bin überzeugt, daß bei den der Regierung zur Verfügung stehenden Mitteln der Anarchie in Polen in zwei Wochen ein Ende gesetzt werden könnte, wenn sich die Regierung nicht auf die Verteidigung beschränken wollte. Ich gehe sogar noch weiter: wollte sich die Regierung nur offen auf die Seite der Arbeitswilligen stellen, dann würde sie mit geringerm Blutvergießen augenblicklich die Ordnung wiederherstellen, als wie es gegenwärtig geschieht. Welche Gründe den Generalgouverneur veranlassen, den Zuschauer zu spielen statt die Arbeitswilligen zu schützen, ist mir unbekannt geblieben. Will er einen Zusammenbruch der Sozialisten verhindern, um die Organisation später gegen den polnischen Nationalismus ausnutzen zu können? Er ginge alsdann wahrlich von falschen Voraussetzungen aus, denn die Ziele der Nationalisten und der polnischen Sozialdemokraten sind, wie gezeigt wurde, noch lange Zeit die gleichen: autonomes Sprachgebiet, Selbstverwaltung, polnischer Staat.

Während die allgemeine Frage bis zum Zusammentritt der Duma ruht, trachten die Nationaldemokraten mit Hilfe der Geistlichkeit die einzelnen Schichten der Gesellschaft mit polnischer Bildung zu durchtränken und sie wirtschaftlich zu organisieren. Diese Tätigkeit macht nun aber nicht Halt an den Grenzen

des Zartums, sondern erstreckt sich über ganz Litauen tief hinein nach Weißrußland und Kurland und über Wolhynien nach Kleinrußland.

Die Zentrale für die Kulturtätigkeit liegt in den Händen der „Macierz polska“ zu Lemberg. Die Gesellschaft hat den Zweck, im polnischen Volk den nationalen Gedanken lebendig zu erhalten, Privatschulen einzurichten, die katholischen Priester in ihrem Einfluß zu heben, die Verbindung der in den drei Teilungsmächten einzeln lebenden Polen untereinander aufrecht zu erhalten. Bis 1905 hat der Verein besonders in Oberschlesien gewirkt und lebhaft teilgenommen an der Redaktion der „sozialdemokratischen“ Gazeta Robotnicza, zu der die deutsche Sozialdemokratie jährlich 30000 Mark beigesteuert hat — deutsche Arbeitergroschen! Nach den Erlassen vom 17. April und 25. Juli 1905 ist die Macierz polska auch öffentlich in Rußland hervorgetreten. In allen Pfarrorten hat der Verein schon polnische Elementarschulen eingerichtet mit dem Programm: Religion, Polnisch, Geschichte und Geographie. In welchem Sinne der Unterricht in diesen Schulen geführt wird, lehrt uns die jüngste (dreiundachtzigste) Veröffentlichung des Vereins „Polska, obrazy i opisy“ (Polen, Skizzen und Beschreibungen, Band I, 930 Seiten mit 3 Karten und 370 Bildern. Lemberg, 1906). Aus diesem Buche erfahren wir zunächst, welches die polnischen Lande sind. Ihre Grenzen: die Oder, die Ostsee, Düna, Dnjepr, Schwarzes Meer, Karpaten! (S. 6/7) — Seite 139/65 ist der Beschreibung der preußischen „Polen“ gewidmet. Diese Polen sind: unsre braven schlesischen Bauern, die Bamberger Posens, die Bewohner der Weichselniederung, die Kassuben und Masuren, also alle Katholiken Ostdeutschlands. Am Schluß (S. 165) heißt es unter besonderm Hinweis auf die Presse wörtlich: „Ihre Menge und die Zahl der Abnehmer zeugen von der mächtigen Vergrößerung des Leserkreises, aber zugleich auch von der Lebendigkeit der polnischen Idee in den am meisten gefährdeten Teilen.“ Was bedeutet neben diesem Bekenntnis die wiederholte Versicherung polnischer Aristokraten an deutsche, der Glaube an einen polnischen Staat sei erloschen!

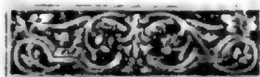
Wie gewissenhaft und folgerichtig der Verein vorgeht, zeigt auch eine Enquete, die eins seiner Organe, der Przeglad Powszechny, unter der Spitzmarke „Die heutigen Aufgaben des Katholizismus“ (Krakau, 1906, 30 und 514 S.) veröffentlicht hat. Antworten haben zehn Bischöfe, acht Vereine und sechsundsechzig Schriftsteller aller Schattierungen eingesandt. Die Namen der Erzbischöfe Stablewski, Likowski, der Schriftsteller Sienkiewicz, Morawski, Klaczko, der Politiker Graf Mieroszewski, Graf Rostworowski, Graf Szczeptycki sind darunter. Aus den Ergebnissen der Rundfrage sei hervorgehoben, daß als eine der wesentlichsten Aufgaben der katholischen Kirche bezeichnet wird: „die Unterstützung des Polentums dort, wo es am meisten bedroht ist, in Preußen, Schlesien, Posen, Rußland“ (S. 494). Die beiden verstorbnen Kirchenhirten, Erzbischof Florian Stablewski und Bischof Likowski, fügen noch hinzu, die Kirche habe alles jüdische aus dem Volk zu vertreiben (S. 2 und 496). Ich empfehle, es möchte sich ein Verlag zur Über-

setzung der interessanten Sammlung finden — wir Deutschen könnten daraus lernen, wie nahe beieinander die ultramontane und die polnische Gefahr stehn. Weiter würden wir daraus lernen, daß wir gegen diesen Feind mit materiellen Mitteln allein nichts ausrichten, daß wir vielmehr einen energischen Griff in das Schulwesen unsrer Ostmark tun müssen, wollen wir die Anstrengungen der polnischen Gesellschaft nutzlos machen.

Neben der Volksaufklärung beschäftigt man sich bei den Polen mit der Organisation von wirtschaftlichen Vereinen. Die landwirtschaftlichen Vereine (16) sind schon über ganz Polen und Litauen ausgedehnt und nach dem Muster der posenschen Genossenschaften eingerichtet. Außerdem sucht man die Volksmassen den sozialdemokratischen Kassen zu entfremden durch Gründung von Spar- und Vorschußkassen. Soweit es sich um Kassen der P. P. S. handelt, ist deren Übergang an „bürgerliche" in sieben Fällen nachgewiesen. Die meisten der Kassen sind von Polen aus Posen eingerichtet. Überall tritt der Wunsch zutage, alle Einrichtungen gesellschaftlicher Organisation mit den in Posen bestehenden in Einklang zu bringen, obwohl örtliche Verhältnisse vielfach Schwierigkeiten bereiten. Warum? Um die durch vier verschiedne Landesgesetzgebungen voneinander getrennten Polen durch gleichartige Organisationen der Selbstverwaltung und Gesellschaft ebenso zusammenzuführen wie durch die katholische Kirche.

Die Polen geben wohl zu, wie viel sie von den Deutschen gelernt haben, und daß ihre gesamte moderne Kultur deutschen Ursprungs ist, aber sie trachten diese Gemeinsamkeit nicht auszunutzen, um mit dem Meister in Frieden zu leben und diese Kultur zu verbreiten, sondern suchen ihn mit seinen eignen Waffen zu erschlagen. Deutsche und Polen könnten sehr wohl friedlich beieinander leben, wenn die Polen nicht den wahnsinnigen Ehrgeiz hätten, ihr Reich von Meer zu Meer zu errichten. Darum, deutsche Männer, hinaus auf die Vorposten und scharfen Ausguck gehalten!

St. Petersburg, Februar 1907



Die Dividenden bei den Lebensversicherungsanstalten

Nach meiner Kenntnis verteilt die Mehrzahl der deutschen Lebensversicherungsgesellschaften die Dividende, das ist den jährlichen Geschäftsgewinn (Ersparnis an dem Verwaltungskostenaufschlag, Sterblichkeitsgewinn, Gewinn bei Aufgabe von Versicherungen, Mehrertrag an Zinsen usw.) an die Versicherten, gleichviel ob die versicherte Summe beim Ableben oder schon vorher bei Erreichung eines im voraus bestimmten Lebensalters zahlbar wird, nach der Höhe der von ihnen

gezahlten Jahresprämie. Diese Verteilungsweise, bei der die seit längerer Zeit Versicherten denselben Dividendensatz erhalten wie die erst kürzlich Eingetretnen, entspricht nicht dem Zwecke der Versicherung, wonach viele einen kleinen Schaden erleiden, um wenigen einen großen Schaden zu ersparen.

Ich habe mich 1866 in meinem fünfunddreißigsten Lebensjahre bei einer Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit mit einer bei meinem Ableben oder bei der Erreichung des neunzigsten Lebensjahres zahlbaren Summe von 30000 Mark mit Anspruch auf Gewinnbeteiligung versichert. In den ersten fünf Jahren habe ich 828 Mark 32 Pfennige, in den einunddreißig Jahren von 1871 bis 1901 546 Mark 69 Pfennige und in den folgenden fünf Jahren 538 Mark 31 Pfennige als jährliche Prämie und mithin in einundvierzig Versicherungsjahren 22780 Mark 54 Pfennige gezahlt. Die Dividende betrug in den einunddreißig Jahren von 1871 bis 1901 34 Prozent und nachher 36 Prozent der festgesetzten Jahresprämie von 828 Mark 32 Pfennigen. Werden zu den gezahlten Jahresprämien die vierprozentigen Zinsen und Zinseszinsen in jedem Halbjahr hinzugerechnet, so verfügt die Gesellschaft nach einundvierzig Jahren über eine Summe von 63956 Mark, die sich, wenn ich das achtzigste und neunzigste Lebensjahr erreichen sollte, auf 73774 Mark und 116332 Mark erhöhen würde. Von diesen Summen kürzen sich jedoch die Dividenden, die in den letzten fünf Jahren auf meine Lebensversicherung entfallen, und die schwerlich den Betrag von 1600 Mark übersteigen dürften.

Immerhin ist der Vermögensverlust, den ich erleide, sehr groß, da die Gesellschaft nur 30000 Mark zu zahlen hat.

Bei der Allgemeinen Rentenanstalt in Stuttgart und beim Preußischen Beamtenverein in Hannover wird der Jahresüberschuß nicht nach der Höhe der Jahresprämie, sondern nach der Höhe der Prämienreserve, die sich für die einzelnen Versicherungen am Schlusse des Rechnungsjahres ergibt, verteilt. Diese Verteilungsweise entspricht den Forderungen der Gerechtigkeit. In dem Maße, wie die einzelne Versicherung zum Jahresüberschusse beigetragen hat, muß sie auch am Gewinn teilhaben.

Die Versicherten, die vieljährige Prämienzahlungen geleistet und somit eine größere Summe zur Prämienreserve beigetragen haben, sind berechtigt, eine viel höhere Dividende zu erhalten als die, die sich erst seit kurzem versichert haben.

Hätte ich mich beim Preußischen Beamtenverein, der seine Tätigkeit erst im Jahre 1876 eröffnet hat, versichern können, so hätte ich nach dem alten vierprozentigen Tarif an jährlichen Prämien in einundvierzig Versicherungsjahren 12094 Mark 18 Pfennige und mithin (22780 Mark 54 Pfennige — 12094 Mark 18 Pfennige) = 10686 Mark 36 Pfennige weniger als an meine Gesellschaft zu zahlen gehabt und würde auch einen entsprechend geringern Verlust an Zinsen und Zinseszinsen erleiden. Allerdings ist die Dividende in den ersten zehn Jahren der Versicherung beim Preußischen Beamtenverein nicht so hoch wie bei meiner Gesellschaft, und mithin infolgedessen bei dieser die

Jahresprämie abzüglich der Dividende niedriger als beim Preußischen Beamtenverein.

Aber vom elften Versicherungsjahre ab ändert sich die Sachlage, indem von da ab die Jahresprämie von Jahr zu Jahr sinkt. Im zweiunddreißigsten Versicherungsjahre beträgt sie nur 22 Mark 32 Pfennige, und vom dreiunddreißigsten Versicherungsjahree ab fällt sie nicht nur weg, sondern verwandelt sich sogar in einen von Jahr zu Jahr steigenden Überschuß, der im einundvierzigsten Versicherungsjahr 178 Mark 15 Pfennige und im fünfzigsten Versicherungsjahr 366 Mark 21 Pfennige beträgt.

Nimmt man an, daß bei meiner Gesellschaft die Dividende schon von der zweiten Jahresprämie gekürzt worden sei, und daß diese vom zweiten Versicherungsjahre ab nicht 828 Mark 32 Pfennige, sondern nur 546 Mark 69 Pfennige betragen habe, so würde die Prämie, die ich in den ersten zehn Versicherungsjahren zu zahlen gehabt hätte, 5748 Mark 53 Pfennige betragen haben, während ich beim Preußischen Beamtenverein 6595 Mark 9 Pfennige und mithin 846 Mark 56 Pfennige in dem gleichen Zeitraum oder jährlich 84 Mark 66 Pfennige mehr zu zahlen gehabt hätte. Diese Mehrausgabe, die auf 1000 Mark Versicherungssumme jährlich 28 Mark 22 Pfennige ausmacht, wird aber dadurch ausgeglichen, daß die Jahresprämie vom elften Versicherungsjahre ab in jedem Jahre sinkt, im zweiunddreißigsten Versicherungsjahre nur 22 Mark 32 Pfennige beträgt und sich vom dreiunddreißigsten Versicherungsjahre ab in einen von Jahr zu Jahr steigenden Überschuß verwandelt. Der Versicherungsnehmer, der weiß, daß die Jahresprämie in den spätern Jahren allmählich geringer und die anfängliche Ausgabe zu einer Einnahme wird, wird daran keinen Anstoß nehmen, daß er in den ersten Versicherungsjahren eine höhere Prämie zu zahlen hat als bei den Gesellschaften mit gleichbleibender Dividende, wenn er berücksichtigt, daß er anfänglich ein ungleich höheres Risiko darbietet als später, und daß in den ersten Jahren nach dem Abschluß der Versicherungsverträge nicht bloß ein nicht unbeträchtlicher Teil von ihnen rückgängig gemacht wird, sondern daß auch nach der Statistik die Sterblichkeit der Versicherten ungewöhnlich groß ist.

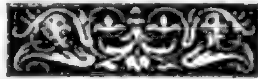
Bei der Auflösung der Gegenseitigkeitsgesellschaften wird nach ihren Satzungen die Verteilung des Reinvermögens unter die Mitglieder nach dem Verhältnis des jedem einzelnen Mitgliede zugeteilten Deckungskapitals verteilt. Es befremdet, daß dieser Grundsatz nicht auch bei der Verteilung der Jahresüberschüsse befolgt wird.

Bei der Schärfe des Wettbewerbs im Lebensversicherungsgeschäft genügt es nicht, auf die Sparsamkeit der Verwaltung hinzuweisen, der sich wohl sämtliche Versicherungsanstalten befleißigen.

Es ist vielmehr, um neue Versicherungsnehmer zu gewinnen, notwendig, daß die jüngern Mitglieder nicht auf Kosten der ältern Mitglieder bevorzugt werden, indem der Jahresüberschuß nicht nach Höhe der Jahresprämie, sondern

nach der Höhe der Prämienreserve, die sich für die einzelnen Versicherungen am Schlusse des Rechnungsjahres ergibt, verteilt wird.

Die allgemeine Einführung dieses Verteilungsverfahrens bietet keine besondern Schwierigkeiten. Die Versicherungsanstalten brauchen die Grundsätze, nach denen sie bisher die Summe, die unter die Gesamtheit der Versicherten als Dividende verteilt werden soll, festgestellt haben, nicht zu ändern. Die einzige Neuerung besteht darin, daß bei Ermittlung der Dividende, die jedem einzelnen Versicherten am Schlusse eines jeden Rechnungsjahres zu gewähren ist, in die Gleichungen statt der Jahresprämie die Prämienreserve eingestellt wird. Allerdings wird sich eine Änderung der Satzungen notwendig machen, wenn nicht, was allerdings wünschenswert ist, vom Kaiserlichen Aufsichtsamte für Privatversicherung die Verteilung der Dividende nach der Höhe der Prämienreserve für alle Lebensversicherungsanstalten vorgeschrieben oder eine dahingehende Bestimmung in das Reichsversicherungsgesetz, dessen Entwurf dem Reichstage zur Beratung vorliegt, aufgenommen wird.



Bernard Shaw als Dramatiker

Von Ernst Groth

Bernard Shaw ist unstreitig einer der geistvollsten, witzigsten und rücksichtslosesten Schriftsteller der Gegenwart. In Dublin 1856 geboren, ein Landsmann von Goldsmith und Sheridan, ist Shaw der Typus des modernen gebildeten Irländers: unruhig, wechselnd, leidenschaftlich, leicht hingerissen und begeistert für alle neuen Ideen und Bestrebungen, wenn sie nur das Alte, Überlieferte, Überlebte rücksichtslos angreifen. Shaw schloß sich schon früh der sozialistischen Agitation an, war ein eifriges Mitglied der Fabian Society und veröffentlichte eine ganze Reihe von sozialistischen Abhandlungen, zum Beispiel An Unsocial Socialist (1880 bis 1883). Dann trat er für eine richtige Würdigung der Ibsenschen Dramen ein und schrieb den philosophischen Essay The Quintessence of Ibsenism (1891). Zugleich wurde er Musikkritiker und suchte das englische Publikum über die Bedeutung Richard Wagners aufzuklären (The Perfect Wagnerite 1898). Daß Wagners Einfluß sich auch noch bei andern englischen Dichtern zeigt, habe ich in der zweiten Auflage von Wülkers Geschichte der Englischen Literatur (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1907) nachzuweisen versucht. Ein Aufenthalt in Florenz (1894) hatte Shaw das Verständnis für die Präraffaeliten und ihre Ideen eröffnet, und mit großer Begeisterung suchte er ihre Bestrebungen, namentlich die von William Morris, in weitere Volksschichten zu bringen. Schon 1892 hatte er mit seinem

sozialistischen, geschickten aber exzentrischen Stück Widowers' Houses Aufsehen erregt, seine eigenartige Begabung und Urwüchsigkeit, seine satirisch-humoristische, oft paradoxe Auffassung des Lebens und der Menschen, seine Ablehnung aller traditionellen und sorgsam gepflegten Kulturideale und aller schulmäßig angelernten Schwärmerei und Heldenverehrung, seine meisterhafte Beherrschung der Sprache und seine Neigung, die Gestalten so übertrieben zu charakterisieren, daß sie fast Karikaturen werden — alle diese Eigentümlichkeiten Shaws zeigen sich zuerst in seinem Lustspiel Arms and the Man (1894), dessen Titel aus dem Anfang von Vergils Äneis Arma virumque cano genommen ist.

Die Handlung von Arms and the Man (übersetzt unter dem Titel „Helden" von S. Trebitsch: Drei Dramen von Bernard Shaw, Cottasche Buchhandlung, 1903) spielt in dem Kriege, den die Bulgaren im Jahre 1885 gegen die Serben führten. Der bulgarische Major Petkoff steht vor dem Feinde, und in banger Sorge warten seine Frau Katharina und seine Tochter Raina auf den Ausgang der Schlacht; die Sorge wird bei Raina durch den Gedanken an ihren Verlobten, den Major Sergius Saranoff, zu einer innern Qual. Endlich kommt die Nachricht von dem Siege der Bulgaren bei Slivnitza. Die Frauen atmen auf. Sergius hat sich angeblich als ein unvergleichlicher Held gezeigt, als ein Muster der Tapferkeit und des Mutes. Raina ist stolz, um so stolzer, als sie sich in ihrem Heldenideal nicht getäuscht sieht. „Als er mich, sagt sie zur Mutter, in seinen Armen hielt und mir in die Augen schaute, da fiel es mir gerade ein, daß wir unsre Vorstellungen von Heldengröße vielleicht nur daher haben, daß wir gar so gern Byron und Puschkin lesen, und daß wir in diesem Jahre von der Oper in Bukarest so entzückt waren. Das wirkliche Leben glich so selten diesen Bildern — ja niemals, soweit ich es bis dahin kennen gelernt hatte. Denk dir nur, Mutter, ich zweifelte an ihm. Ich fragte mich, ob sich nicht am Ende alle seine Heldeneigenschaften und sein Soldatentum als Einbildung erweisen würden, sobald er sich in einer wirklichen Schlacht befände." Diese Betrachtung ist die Achse der ganzen Komödie. Getreu seinen sozialistischen Anschauungen will Bernard Shaw der Welt die Augen öffnen und nachweisen, daß die vielbesungne Tapferkeit im Kriege eine konventionelle Lüge sei. Dazu führt er einen in serbische Dienste getretnen Schweizer Hauptmann Bluntschli ein, der auf der Flucht durch den bulgarischen Ort rennt und verfolgt durch das Fenster in Rainas Schlafzimmer springt. Raina versteckt ihn vor den Verfolgern. Dieser Hauptmann, eine der wunderlichsten Karikaturen, die Shaw je auf die Bühne gebracht hat, treibt Raina den Glauben an die Heldengröße der Offiziere gründlich aus. Er schildert ihr den Kavallerieangriff auf seine Batterie, die nicht schießen konnte, weil sie keine Munition hatte, was die Reiter natürlich nicht hätten wissen können. Der Führer hätte sich bei dem Angriff wie ein Operettentenor benommen, wie ein Don Quichotte. Der Flüchtling sieht im Zimmer das Bild des Verlobten und erkennt in ihm den Führer. Raina ist entrüstet über diesen ideallosen

Soldaten, der vor ihr sitzt und Pralinés kaut; aber bei der Nachstellung rettet sie ihn, und in einer Uniform des Vaters läßt sie ihn entkommen. Bald darauf kehrt Sergius zu seiner Braut zurück, aber er ist entschlossen, seinen Abschied zu nehmen. Er ist nicht befördert worden, weil er nicht korrekt wissenschaftlich angegriffen habe. Er passe nicht zum modernen Soldaten. „Soldat sein, sagt er, das ist die Kunst des Feiglings, erbarmungslos anzugreifen, wenn er die Übermacht hat, und weit vom Schusse zu bleiben, sobald er der Schwächere ist." Rainas Träume und Ideale gehn in Trümmer und lösen sich ganz auf, als ihr Held schließlich in ihrer Dienerin Louka das Ideal eines Weibes sieht. Nach dem Frieden kehrt Bluntschli zu Petkoffs zurück. Sein Vater ist gestorben und hat ihm in der Schweiz eine Reihe von Hotels hinterlassen. Raina, die bis dahin nur von Märchenprinzen, Heldentaten und Kavallerieattacken geträumt und Bluntschli seinen „Ladenschwengelsinn" vorgeworfen hat, reicht ihm schließlich doch die Hand, als er ihr vorrechnet, daß er als Schweizer Hotelbesitzer zweihundert Pferde habe, siebzig Wagen, viertausend Tischtücher, neuntausendsechshundert Servietten und Leintücher, zehntausend Messer und Gabeln usw. „Zeigen Sie mir irgendeinen Mann in ganz Bulgarien, ruft er aus, der soviel bieten kann!"

Die Komödie ist eine Satire auf die halbzivilisierten Zustände Bulgariens, aber doch noch mehr eine allgemeine Satire auf den modernen Militarismus und auf die gepriesnen Tugenden des Soldatenberufs. Im ersten Punkte mag Bernard Shaw recht haben, im zweiten hat er eine Anschauung verraten, die durchaus nicht mit der Wirklichkeit, auch nicht in England, übereinstimmt. Der Held Bluntschli ist als Offizier eine unmögliche Gestalt, eine Karikatur, die dadurch nicht verständlicher wird, daß Shaw den Offizier einen Schweizer sein läßt.

In Candida (übersetzt von S. Trebitsch in Drei Dramen von Bernard Shaw, Cottasche Buchhandlung, 1903) zeigt sich der Einfluß Ibsens ganz offenbar: die Gestalten haben alle einen leichten pathologischen Zug, und auch die Atmosphäre, in der sich die Handlung abspielt, ist dumpf und bedrückend. Aber Shaw versteht es vortrefflich, das Ungesunde und krankhaft Leidenschaftliche so humorvoll zu beleuchten, daß wir über das Quälende mancher Szenen hinwegkommen und der Entwicklung des psychologischen Problems mit wachsender Spannung lauschen.

Der Stoff erinnert an die Novelle „Emanuel Hansted" von dem dänischen Schriftsteller Pontoppidan und stellenweise auch an Humphrey Wards „Robert Elsmere". Candida ist die Frau des christlichsozialen Geistlichen Jakob Morell, der ganz in seinen weltbeglückenden Bestrebungen lebt, mit Enthusiasmus für die Verbreitung der christlichsozialen Ideen wirkt und nicht müde wird, auf der Kanzel zu predigen und auf der Tribüne Reden und Ansprachen zu halten. Der Gedanke an seine schöne und vortreffliche Candida macht ihn glücklich: „Es ist ein Vorgeschmack von dem Besten, was uns im Himmel erwartet, und was

wir uns auf Erden zu verschaffen trachten." Aber darum will er arbeiten, wirken, schaffen. „Ein braver Mann fühlt, daß er dem Himmel jede Stunde des Glücks mit einem guten harten Stück selbstloser Arbeit bezahlen muß, um seine Nebenmenschen zu beglücken. Wir haben nicht mehr Recht, Glück zu konsumieren, ohne es zu produzieren, als Reichtum einzunehmen, ohne ihn auszugeben." Candida hält alle diese Bemühungen, Pläne und Arbeiten ihres Mannes für ein vergebliches Werk: die Männer berauschten sich an dem Schwung und der Schönheit seiner Worte, und die Frauen seien, wie alle seine Sekretärinnen, in ihn verliebt. Sie fühlt sich vernachlässigt, eine Stelle ihres Herzens bleibt leer. Da wird ein junger Dichter, Eugen Marchbanks, der schlecht behandelte Sohn einer altadlichen Familie, in ihr Haus geführt. Eugen lebt mit seiner schwärmerischen Seele ganz in der Empfindungswelt der präraffaelitischen Dichterschule. Er sucht nach dem Madonnenideal und findet es in Candida; wie zu einer Heiligen schaut er, der zwanzigjährige Jüngling, zu ihr, der Fünfunddreißigjährigen empor, und alles, was sich in ihm, der in seiner Familie niemals den Begriff der Liebe kennen gelernt hat, an Schwärmerei, Begeisterung und Verzückung angesammelt hat, das überträgt er auf Candida. Er verehrt sie mit religiöser Andacht, mit zarter, keuscher, himmlischer Liebe. Um so mehr empört es ihn, daß der Pfarrer dieses Ideal nicht zu würdigen scheint. „Ist es hier immer so gewesen, ruft er ihm zu, daß eine Frau mit einer großen Seele, die nach Wahrheit, Wirklichkeit und Freiheit dürstet, bloß mit Metaphern, Predigten und hochtrabenden, verbrauchten Redensarten abgespeist wird? Glauben Sie, daß die Seele einer Frau von Ihrem Predigertalent leben kann?" Eugen gesteht dem Pfarrer, daß er Candida liebe, und daß er allein Candida ganz verstünde. In seiner knabenhaften, leidenschaftlichen Art reizt er den Pfarrer so, daß dieser ihn schließlich packt und durchschüttelt. Candida kommt hinzu und nimmt sich des armen, zerzausten jungen Dichters mit mütterlicher Liebe an. Eugen ist glücklich, aber in Morells Seele senkt sich der ganze Nebel der Ungewißheit, der Furcht, der Eifersucht. Dieser junge unreife Mensch mit seinem „poetischen Abscheu", mit seinen verworrenen Begriffen, seiner melancholischen Schwärmerei scheint ihm den Frieden, das Glück des Hauses zu rauben. Er ist wie niedergeschmettert, als Candida ihm gesteht: „Es scheint mir ungerecht, daß alle Liebe zu dir gehn soll und keine zu ihm, obgleich er sie soviel nötiger hat als du." Als Morell eines Abends aus einer christlichsozialen Versammlung zurückkehrt, findet er den jungen Dichter knieend vor Candida mit seinen Händen auf ihrem Schoße wie in religiöser Verzückung vor einem Madonnenbilde. „Sie gab mir alles, worum ich bat, sagt er begeistert zum Pfarrer, ihren Schleier, ihre Flügel, den Sternenkranz aus ihrem Haar, die Lilien in ihrer weißen Hand, den aufgehenden Mond zu ihren Füßen." Es kommt zu einer für den Pfarrer qualvollen Szene. Candida soll zwischen beiden wählen. Sie will sich dem Schwächern hingeben — als der Schwächere, als das Wesen,

das ohne sie zugrunde gehn würde, gilt ihr der — Gatte. „Ich trete Ihnen mein Glück mit beiden Händen ab, sagt der junge Dichter zum Pfarrer, ich liebe Sie, weil Sie das Herz der Frau, die ich liebe, ganz ausgefüllt haben.“

Die psychologische Entwicklung ist ungemein spannend, und das Peinigende, das auf die Nerven fallen könnte, weiß Shaw sehr geschickt und mit prächtigem Humor immer wieder zu mäßigen und aufzuheben, indem er komische Figuren, den alten geldgierigen Burgeß, Candidas Vater, die verliebte Sekretärin Proserpina und den Hilfsprediger Alexander Mill, in heitern Szenen dazwischenschiebt.

Seine ersten Stücke: Widowers' Houses; The Philanderer; Mrs. Warren's Profession; Arms and the Man; Candida; You never can tell und das fragmentarische The Man of Destiny hat Shaw 1898 unter dem Titel herausgegeben: Plays, Pleasant and Unpleasant. (London, Archibald Constable & Co.)

Im Jahre 1900 veröffentlichte Shaw eine neue Sammlung von Bühnenstücken unter dem Titel Three Plays for Puritans; die Stücke sind: The Devil's Disciple, Caesar and Cleopatra und Captain Brassbound's Conversion. Das psychologisch interessanteste und für die dichterische Kraft des Autors bezeichnendste Stück ist The Devil's Disciple (übersetzt unter dem Titel „Der Teufelskerl“ von S. Trebitsch). Die Handlung spielt im Jahre 1777 während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges. In dem Städtchen Websterbridge lebt eine streng puritanische Gemeinde unter der Leitung des Pfarrers Anderson und seiner Frau Judith. Die einflußreichsten Mitglieder der Bürgerschaft sind die Dudgeons, und als besonders eifrige Puritanerin zeigt sich die Frau des Timothy Dudgeon, ein bei aller Frömmigkeit rohes und herzloses Weib. Von ihren Söhnen ist der eine ein Trottel, der andre, Dick, ist das verirrte Schaf der Gemeinde, ein Taugenichts, Schmuggler und Freund der Zigeuner. Die bigotte Erziehung hat aus ihm gerade das Gegenteil von einem puritanischen Christen gemacht; man nennt ihn den Lehrling des Teufels, und er selbst nimmt an dieser Bezeichnung keinen Anstoß und rühmt sich lachend seiner Teufelsdienste; im Grunde ist er aber ein nobler Charakter, ein warm empfindender Mensch, ein Kerl, der keine Furcht hat und dem Tode, ohne mit der Wimper zu zucken, ins Angesicht schaut. Sein Onkel Peter ist schon als Rebell von den Engländern gehängt worden, sein Vater ist zugleich gestorben und hat ihn zum Erben eingesetzt. Dick kehrt zur Testamentseröffnung nach seiner Vaterstadt zurück. Die Szene, die sich bei dieser Gelegenheit zwischen ihm und den Muckern abspielt, ist ein Meisterstück der realistischen Kunst und müßte, von guten Schauspielern vorgeführt, auch auf deutschen Bühnen einen durchschlagenden Erfolg haben. Die englischen Truppen sind immer näher gerückt; auch in Websterbridge soll ein warnendes Exempel gegen die Rebellen statuiert werden. Dick erfährt, daß der Pfarrer Anderson von den Engländern gehängt werden soll; dieser aber vermutet, daß der gefährliche Dick dazu bestimmt sei, und bittet ihn zu sich. Da Dicks Mutter schwer er-

krankt ist, eilt Anderson zu ihr und läßt Dick und Judith allein; endlich nach den vielen Jahren des ziellosen Umherschweifens fühlt er hier das Glück des häuslichen Friedens. Zwischen dem gottlosen und leichtsinnigen Teufelslehrling und der jungen frommen Pfarrersfrau spinnen sich unmerkbar Sympathien, die immer tiefer in ihre Seelen dringen. Man könnte sie, meint Dick zum Entsetzen Judiths, für ein Ehepaar halten. Da wird die Tür aufgerissen, englische Soldaten dringen ins Zimmer, der Führer redet Dick als Pfarrer Anderson an und verhaftet ihn als Rebellen. Judith will den Irrtum aufdecken, aber Dick hindert sie daran; er zieht sich Andersons Rock an und will sich die Handschellen anlegen lassen. Der Korporal rät ihm, von seiner Frau Abschied zu nehmen; die gezwungne Art, wie das geschieht, macht den Korporal stutzig; da überwindet sich Judith, wirft sich Dick um den Hals und küßt ihn — dann bricht sie ohnmächtig zusammen, während Dick als der vermeintliche Pfarrer abgeführt wird. Auch diese Szene ist von packender Gewalt. Als Anderson erfährt, was geschehen ist, und daß eigentlich er gehängt werden sollte, zieht er den Pfarrersrock aus, verwandelt sich in einen brutalen Kriegsmann und eilt auf die Seite der Rebellen nach Springtown, wiegelt die Stadt auf und verlangt von den Engländern ein freies Geleit nach Websterbridge. Hier kommt er gerade zur rechten Zeit an, um den durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilten Dick zu retten. Dieser letzte Akt mit den als Karikaturen gezeichneten englischen Offizieren und der an ein mittelalterliches Spektakelstück erinnernden Hinrichtungsszene auf dem Marktplatz fällt gegen die ersten Akte bedeutend ab. Daß er auf das englische Theaterpublikum keinen besonders tiefen Eindruck machen konnte, ist erklärlich.

Die schärfsten Satiren und witzigsten Bemerkungen Shaws findet man in seinen Dramen oft an den Stellen, wo man sie eigentlich nicht sucht, nämlich in den szenischen Angaben und Winken für den Regisseur und den Schauspieler. So sagt er in seiner historischen Komödie Caesar and Cleopatra (übersetzt von S. Trebitsch, 1904) von der Szene: „Die Sterne und der wolkenlose Himmel erhellten damals zwei bemerkenswerte Schäden aller Kulturen: einen Palast und Soldaten. Der Palast, ein altes niedriges, geweißtes syrisches Gebäude, ist nicht so häßlich wie der Buckinghampalast, und die Offiziere im Hofe sind viel zivilisierter als moderne englische Offiziere. Sie wären zum Beispiel unfähig, die Leiber ihrer toten Feinde zu sammeln, um sie zu zerstückeln, wie es die Engländer unter Cromwell und mit dem Mahdi getan haben." Oder bei den szenischen Angaben im zweiten Akt, wo er die Halle des Palastes in Alexandrien beschreibt: „Die Kultur von Tottenham Court Road verhält sich zur ägyptischen Zivilisation, wie die gläserne Rosenkranz- und tätowierte Zivilisation der Gesellschaftsinseln sich zu Tottenham Court Road verhält." Das ganze Stück mutet einen an wie eine übermütige, geistvolle Parodie auf die idealistischen Römertragödien mit ihren konventionell-heroischen Gestalten und ihrem unwahren theatralischen Pathos. Shaws

Absicht, die alten Römer und Ägypter in ihrem Wesen, ihren Bewegungen, Gedanken und Worten wie ganz moderne Menschen darzustellen, nimmt zuweilen einen Grad an, daß die Komödie stellenweise zur Burleske wird und stark an die ulkigen Stücke erinnert, die von deutschen Studentenvereinen zu ihren heitern Festlichkeiten aufgeführt werden. Kleopatra erscheint als ein naiver, zuweilen ungezogner englischer Backfisch, Cäsar als eine Art von philosophierendem reisendem Engländer, von übersättigtem Globetrotter, als ein sentimentaler Welteroberer — oder richtiger als Bernard Shaw, als ein Pendant zum Hauptmann Bluntschli. Aus Furcht vor den Römern hat sich Kleopatra geflüchtet und versteckt sich hinter der Tatze einer Sphinx; hier erscheint in der Nacht Cäsar und begrüßt die Sphinx als das Sinnbild seines Lebens. Kleopatra belauscht ihn und lädt ihn, „den alten Herrn", ein, zu ihr hinaufzuklettern. Cäsar tut es. „Du bist alt und ziemlich dünn und sehnig, sagt sie zu ihm, aber du hast eine nette Stimme. Und ich freue mich, daß ich jemand habe, mit dem ich plaudern kann, obgleich ich glaube, daß es mit dir hier (sie deutet auf die Stirn) nicht ganz richtig ist." Kleopatra beweist ihren Beruf zur Königin dadurch, daß sie ihre herrschsüchtige „Reichsamme" Ftatateeta mit einer Schlangenhaut durchprügelt; dann springt sie auf die Stufen ihres Thrones und ruft: „Nun bin ich endlich eine wirkliche Königin — eine wirkliche — wahrhaftige — wahrhaftige Königin! die Königin Kleopatra." Und als sie die Reichsamme später wieder schilt, entgegnet diese entrüstet: „Du bist wie die übrigen, du möchtest das werden, was die Römer das »neue Weib« nennen." Beim Abschiede verspricht Cäsar der Kleopatra ein wundervolles Geschenk aus Rom zu senden. Komm, Kleopatra, vergib mir und sag mir Lebewohl, und ich will dir dafür einen Mann senden, einen Römer vom Scheitel bis zur Sohle, und der edelsten Römer einen. Keinen alten, der für das Messer reif ist, — keinen, der unter den Siegeslorbeeren einen Kahlkopf verbirgt, — und keinen, der die Last der Welt auf seinen Schultern zu tragen hat — sondern einen frischen und flotten, einen starken und jungen, einen, der des Morgens hofft, am Tage kämpft und des Abends schwärmt — willst du so einen zum Tausche für Cäsar annehmen?

Kleopatra (bebend): Seinen Namen! Seinen Namen!

Cäsar: Soll er Marc Antonius heißen? (Sie wirft sich in seine Arme.)

Es ist selbstverständlich, daß das Stück eines so originellen Denkers wie Bernard Shaw auch viele packende Szenen und wirkungsvolle Einzelheiten enthält, zum Beispiel die Szene zwischen Cäsar und Kleopatra nach der Ermordung des Pothinus; aber im Grunde ist die ganze Komödie ein Experiment, das auf der Bühne keinen bedeutenden Erfolg haben kann. Manche Lebenswahrheit finden wir in schlagender Form wiedergegeben: „Majestät, sagt Apollodorus zu Kleopatra, wenn ein Dummkopf etwas tut, dessen er sich schämt, dann erklärt er immer, daß es seine Pflicht sei." Als Cäsar gemeldet wird, daß die Alexandrinische Bibliothek in Flammen stehe, macht er keine Anstalten, sie zu retten: „Ich bin selbst ein Autor, und ich sage dir: es wäre

besser, wenn die Ägypter ihr Leben lebten, statt es mit Hilfe ihrer Bücher zu verträumen." Dieses Stück hat wohl dem Kritiker der Edinburgh Review (Juli 1902) vorgeschwebt, als er Shaws Stück bezeichnete als fascinating exercises in dialectic which Mr. Shaw miscalls plays. Das dritte Stück aus den Plays for Puritans ist die unterhaltende und satirische Komödie Captain Brassbound's Conversion, die 1906 im Court Theatre mit großem Erfolge aufgeführt worden ist. Die Mutter des Kapitäns Braßbound ist nach dessen Ansicht von dem pedantischen und engherzigen Richter Howard Hallam ungerecht beurteilt worden. Eines Tages trifft er diesen Richter in Marokko, der zu seiner und der Lady Cicely Sicherheit eine Eskorte verlangt hat; Braßbound leitet diese Eskorte und will an Hallam Rache nehmen. Er führt ihn und die Lady nach einem entlegnen Schloß im Atlasgebirge und verrät sie den Arabern. Aber die liebenswürdige Cicely, eine der reizendsten Frauengestalten, die Shaw gezeichnet hat, bekehrt den Kapitän zu edlern Gefühlen. Mittlerweile kommen die arabischen Räuber, und nur dadurch, daß ein amerikanischer Kreuzer ein Landungskorps schickt, werden die Engländer gerettet. Tiefern Gehalt hat das Stück nicht, aber es ist geschickt nach Art der guten Melodramen aufgebaut und wirkt durch die spannende Handlung, durch einen geistvollen Dialog und durch die malerischen Gruppen, die aus den verschiedensten auf der Szene zusammenkommenden Nationalitäten vorgeführt werden.

In dem Lustspiel „Mensch und Übermensch. Eine Komödie und eine Philosophie" (Man and Superman. A Comedy and a Philosophy, London, Archibald Constable & Co., 1903) gibt Shaw fein gezeichnete Charakterstudien mit der Grundthese, daß der Mann im Leben der Gehetzte sei und das Weib der Hetzer.

Haben Sie Maeterlincks Buch über die Biene gelesen? fragt der Held John Tanner den in Anna Whitefield verliebten Octavius Ramsden. „Es ist eine schreckliche Lehre für die Menschheit. Sie glauben, daß Sie Annas Bewerber seien, daß Sie der Verfolger seien und Anna die Verfolgte, daß es Ihre Sache sei, zu werben, zu überreden, zu überwinden, zu siegen. Armer Narr! Sie sind der Verfolgte, Sie sind der Gejagte auf der Reiherbeize, Sie sind das ausgewählte Opfer. Sie brauchen gar nicht voll Sehnsucht durch die Stäbe der Mausefalle nach dem Speck zu schauen: die Tür ist offen, und sie wird offen bleiben, bis sie sich hinter Ihnen für immer schließt.... Gehn Sie zur Biene, Sie Dichter, beobachten Sie ihre Gewohnheiten, und seien Sie klug! Bei Gott, Octavius, wenn die Weiber ohne unsre Arbeit fertig würden, und wir ihren Kindern die Nahrung aufäßen, statt sie ihnen zu verschaffen, sie würden uns töten, wie die Spinne ihre Männchen tötet oder die Biene die Drohnen. Und sie würden ganz recht haben, wenn wir Männer zu nichts weiter gut wären als zur Liebe."

Wie John nun selbst, trotz seiner Philosophie, von derselben Anna, deren Vormund er ist, verfolgt wird und schließlich in die Falle geht, das ist das Problem dieser Komödie. John flieht in seinem Automobil nach Spanien,

wird hier von Räubern gefangen genommen, philosophiert mit dem Räuberhauptmann Mendoza, verbringt die Nacht im Lager, und während er schläft, erscheinen auf der Bühne Don Juan, Donna Anna, der Teufel und der Commodore, und alle philosophieren über die Probleme des Lebens, über Gott, Himmel und Erde, über Mann und Weib, über Liebe und Politik, über Lebenskraft und bildende Künste, über Wagner und Nietzsche und über den Übermenschen. „Wo kann ich den Übermenschen finden?“ ruft Donna Anna. „Er ist noch nicht geschaffen, Señora,“ sagt der Teufel. „Noch nicht geschaffen? Dann ist mein Werk noch nicht beendet. Ich glaube an das kommende Leben. (In das Universum hineinrufend) Einen Vater — einen Vater für den Übermenschen!“ Anna Whitefield ist dem entflohnen John auch in einem Automobil nachgefahren. Im Räuberlager trifft sie ihn, und in Granada fängt sie ihn endlich mit ihrer Liebe ein.

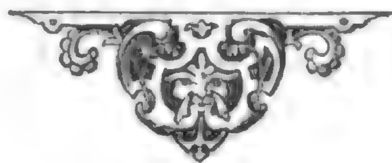
John Tanner hat seine Ideen in einem Werk „Das Handbuch des Revolutionärs“ (The Revolutionist's Handbook) niedergelegt, und diese Schrift ist dem Lustspiel beigefügt worden — ein Sammelsurium von originellen Gedanken und Verrücktheiten, von scharfen Satiren und paradoxen Spekulationen. Einige seien hier angeführt: „Wer an Erziehung glaubt, an das Strafgesetzbuch und an Sport, braucht nur noch Geld zu haben, und er ist ein vollkommner moderner Gentleman.“ „Das Heim ist das Gefängnis des Mädchens und das Arbeitshaus des Weibes.“ „Die Kultur ist eine Krankheit, die dadurch entstanden ist, daß man eine Gesellschaft mit verdorbnem Material aufgebaut hat.“ „Jeder Mann über vierzig Jahre ist ein Schurke.“ „Hütet euch vor dem Manne, der euch den Hieb nicht zurückgibt; er wird euch niemals verzeihen noch zulassen, daß ihr euch die Tat selbst verzeiht!“ „Wenn ihr damit anfangt, euch für die zu opfern, die ihr liebt, so werdet ihr damit enden, daß ihr die hasset, denen ihr euch geopfert habt.“

Auch die dem Lustspiel vorangestellte Dedikationsepistel an Arthur Bingham Walkley ist reich an charakteristischen Gedanken. In Bunyan findet Shaw die ganze Philosophie Nietzsches wieder. „Bunyan, Blake, Hogarth und Turner (diese vier besonders und vor allen englischen Klassikern), Goethe, Shelley, Schopenhauer, Wagner, Ibsen, Morris, Tolstoi und Nietzsche gehören zu den Schriftstellern, deren Weltanschauung der meinigen mehr oder weniger verwandt ist.“ Auch das Stück Major Barbara (A Discussion in 3 acts, 1905) fesselt mehr durch die darin ausgesprochnen Ideen über soziale Fragen als durch die Handlung. Die Heldin Barbara ist Major in der Heilsarmee, tritt aber aus, als sie erfährt, daß die Heilsarmee Unterstützungsgelder annimmt, die nach Barbaras Ansicht auf unmoralische Weise, zum Beispiel durch Spekulation mit Branntwein, gewonnen seien. In der Fürsorge für die Arbeiter in ihres Vaters Fabrik findet sie schließlich Befriedigung, zumal da ihr auch das Glück der Liebe treu bleibt.

Mit einem von Shaws letzten Stücken „Der Arzt in der Klemme“ (The Doctors Dilemma, 1906) hat sich die Kritik lebhaft beschäftigt. Shaw führt

hier eine ganze Schar von Ärzten auf die Bühne, und das Dilemma des Dr. Ridgeon besteht in dem Zweifel, ob er mit seinem nur noch für einen Patienten zulangenden Mittel gegen die Tuberkulose den begabten aber schurkenhaften Künstler Dubedat vor dem Tode retten soll oder einen moralisch hochstehenden aber sonst unbedeutenden Kranken. Da dem Arzt die schöne Mrs. Dubedat sehr gefällt, und er sich in sie verliebt, so übergibt er Mr. Dubedat einem Charlatan, der den Kranken bald ins Jenseits befördert. Kurze Zeit darauf bewirbt sich Dr. Ridgeon um die Hand der schönen Witwe, erfährt aber, daß sich die edle Dame schon wieder — verheiratet habe. Manche Kritiker, zum Beispiel der des Graphic, sind über dieses Stück empört und halten Shaw für einen Narren; aber William Archer sagt in der Tribune: Bis zum Ende des zweiten Akts ist dieses Stück das beste, was Shaw jemals geschrieben hat. Bis zum vierten sei es gewagt, originell und bewundernswert, leider sei der Schluß absolut langweilig.

Bernard Shaw ist bei einem großen Teil des englischen Publikums wenig beliebt, weil er die Schäden und Gebrechen der Gesellschaft mit einer dem englischen Philister peinlichen Offenheit und Rücksichtslosigkeit behandelt, ihm liebgewordne Illusionen raubt und die konventionelle Draperie von seinen Gestalten wegreißt. Von dem gepriesenen Fortschritt der Menschheit hält er nichts. „Alle die Roheit, sagt er in seinen Anmerkungen zu Caesar and Cleopatra, die Barbarei, das Mittelalter und alle übrige, was in der Vergangenheit existiert hat, existiert noch in diesem Augenblick.“ Er ist der Meinung, daß die Menschen mit ihrer Moraltheorie während der letzten 2500 Jahre im Irrtum seien: „Es muß für viele von uns ein beständiges Rätsel bleiben, wie die christliche Ära, so herrlich in ihren Absichten, praktisch eine so entehrende Episode in der Geschichte der Menschheit werden konnte.“ Shaws Vorliebe für paradoxe Wendungen, für Antithesen und Hyperbeln, mit deren Hilfe sich heutzutage ja fast alle Reformer den Anschein von Gedankentiefe und Originalität zu geben pflegen, bis man sie als Phantasten und Charlatane erkannt hat, diese Vorliebe zeigt sich auch in seinen sozialistischen Schriften, zum Beispiel in dem Büchelchen „Sozialismus für Millionäre“ (übersetzt von G. Landauer, Berlin, 1907, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt), worin er den Wohltätern der Menschheit den Rat erteilt: „Gebt dem Volke nie, was es braucht; gebt ihm etwas, was es brauchen sollte und nicht begehrt.“ Es ist erklärlich, daß Shaw mit seiner Weltanschauung in England bis jetzt nur wenig Beifall und Anhänger hat finden können, trotzdem bleibt er eine der interessantesten Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur.



Aufforderung zum Kampf gegen die unechten Farben

Ein offner Brief an das Publikum von Dr. Paul Krais in Tübingen

4

Wenn wir größere Einkäufe machen wollen, ist es rätlich, daß wir vorgehen wie jeder geschäftliche Einkäufer, indem wir uns Muster von einem oder mehreren Geschäften kommen lassen und diese prüfen. In unserm Falle brauchen wir dazu weiter nichts als unsre Augen und geschickte Finger und an Werkzeugen und sonstigen Hilfsmitteln eine Stecknadel, ein paar Streichhölzer, ein weißes Taschentuch und allenfalls ein wenig warmes Wasser und Seife. Außerdem aber müssen wir wissen, auf was wir prüfen sollen.

Was wir zu allererst wissen müssen, ist, aus was für Spinnmaterial unser Muster besteht, das heißt, was seine Faser ist. Wir ziehen ein Fädchen aus (2 bis 3 Zentimeter genügen), feuchten das Ende, das wir nachher zwischen den Fingern behalten, an (damit wir uns nicht verbrennen, wenn der Faden rasch abbrennen sollte) und zünden dann das trockne Ende an und beobachten. Brennt der Faden rasch ab und brennt er weiter bis zu der befeuchteten Stelle, so liegt Pflanzenfaser vor, also Baumwolle, Leinen, Hanf, Flachs, Ramie (Chinagras) oder Jute. Es könnte auch Kunstseide sein, die sich aber durch ihren sogar die Seide übertreffenden Glanz leicht unterscheiden läßt. Außerdem wird Kunstseide durch Befeuchten so weich, daß sie beim leisesten Ziehen bricht, auch wenn man mehrere Fäden zusammen nimmt. Hierdurch unterscheidet sich die künstliche Seide, auch Glanzstoff genannt, sehr zu ihrem Nachteil von den natürlichen Fasern.

Über die Asche, die etwa nach dem Verbrennen der pflanzlichen Faser zurückbleibt, sprechen wir später; die ungefärbten und gebleichten Fasern hinterlassen jedoch so gut wie keine Asche. Beim Verbrennen können wir zugleich den charakteristischen Geruch nach verbranntem Papier, das ja auch aus Pflanzenfaser besteht, bemerken.

Brennt unser Faden nur schlecht an und will nicht weiter brennen, sondern bildet am angebrannten Ende ein schwarzes Kügelchen, und tritt zugleich ein Geruch nach angebrannten Haaren oder Leim auf, so haben wir Tierfaser vor uns, also Wolle, Mohair, Kamelhaar usw. oder Seide. Das Kügelchen läßt sich nach dem Erkalten leicht zerdrücken, es besteht aus Kohle, die durch die entwickelten Gase schwammig aufgebläht worden ist. Der Unterschied zwischen Wolle und Seide liegt ja meist auf der Hand, sollten wir aber doch einmal im Zweifel sein, ob ein Tierhaar oder eine Kokonfaser vor-

liegt, so brauchen wir sie nur zwischen Daumen und Zeigefinger zu nehmen und unter leichtem Druck die (trocknen) Finger hin und her zu bewegen. Das Tierhaar wird dann immer in derselben Richtung wandern und schließlich heraus fallen, während die Seidenfaser das nicht tut, sondern so ziemlich an einer Stelle bleibt. Dies kommt daher, daß die Seidenfaser glatt ist wie ein Glasstab, während die Haare von Mensch und Tier schuppenartig gewachsen sind. Diese Schuppen verhindern das Haar am Gleiten in der Richtung nach der Wurzel, deshalb wird es von den Fingern in dieser Richtung fortgeschoben. Diese Probe muß aber mit einem einzelnen Haar gemacht werden, denn im Faden liegen die Haare bald so, bald so. Daraus erklärt sich auch das Eingehen und Verfilzen der Wolle. Die Fasern schrauben sich gewissermaßen aneinander fort, und dadurch wird der Faden kürzer, besonders wenn das Bestreben der Haare sich zu kräuseln dazukommt, das in der Hitze des Wasch- und Färbebades besonders lebhaft wird.

Aus der Länge der einzelnen Fasern, die wir aus einem Faden herausziehen, können wir einen Schluß auf die Güte und Haltbarkeit einer Ware ziehen, denn je länger die Fasern sind, desto stärker und dauerhafter wird im allgemeinen auch der Stoff sein.

Die Widerstandskraft des Fadens können wir beurteilen, wenn wir ihn mit kurzem Ruck zerreißen und die Bruchstellen betrachten. Sind diese scharf, wie mit der Schere geschnitten, so haben wir ein brüchiges Material vor uns, das entweder sehr kurzfaserig ist oder in der Behandlung gelitten hat. Unter normalen Bedingungen sollen die Bruchstellen den Fadenenden ähnlich sein, die wir vorhin durch Aufdrehen und Ziehen erhalten haben: die Fasern umstehen in verschiedner Länge strahlenartig die Bruchstelle. Die Stärke des Widerstandes, den der Faden unserm Versuch, ihn zu zerreißen, entgegensetzt, ist auch an sich ein Maßstab für seine Güte.

Den Faden selbst können wir daraufhin prüfen, ob er einfach, doppelt oder mehrfach ist. Ein einfacher Faden fällt von selbst auseinander, wenn wir ihn aufdrehen und leicht ziehen, der doppelte wird sich beim Aufdrehen in zwei Fäden teilen lassen. Es liegt auf der Hand, daß ein doppelter Faden mehr aushält und ein festeres Stück gibt als ein einfacher.

Das Stück, an dessen Prüfung wir nun gehen, besteht aus Kette und Schuß. Unter Kette versteht man die Gesamtheit der nach der Länge des Stoffs, also in der Richtung der Kante, laufenden Fäden, während die querlaufenden, senkrecht auf der Kante stehenden Fäden den Schuß (Einschuß, Einschlag) bilden. Man kann also schon an einem kleinen Müsterchen sehen, was Schuß und was Kette ist, wenn die Kante mit vorhanden ist. Im allgemeinen wird für die Kette ein stärkerer Faden benutzt als für den Schuß, weil die Kette beim Weben mehr Stoß und Reibung aushalten muß als der Schußfaden, der aus dem Weberschiffchen herauskommt. Bei gemischten Geweben wird darum auch meist die stärkere Faser für den Kettenfaden, die empfindlichere für den Schußfaden genommen.

Wer mir bis hierher gefolgt ist, wird jetzt ohne Schwierigkeit ein weiteres Beispiel des Niedergangs verstehen, das ich anführe: die früher allgemein gebrauchten halbwollnen Futterstoffe (Kette Baumwolle, Schuß Wolle) werden immer mehr durch die billigern ganz baumwollnen Stoffe ersetzt, sehr zum Schaden des Publikums. Es werden diesen Baumwollenstoffen durch allerhand mechanische und chemische Mittel der Glanz und Griff, die Fülle und das ganze Aussehen der Halbwollstoffe gegeben, aber diese schönen Eigenschaften sind so unecht, daß ein Tropfen Wasser, ein heißes Bügeleisen, ja manchmal schon ein feuchtes Klima die Täuschung zerstört, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Dagegen können die Halbwollstoffe bei schönem Glanz wasser- und bügelecht und auch schweißecht gemacht werden, tragen sich vorzüglich und werden nicht faltig. Auch da wird ein doppelter Baumwollfaden als Kettengarn eine solidere Ware geben als ein einfacher.

Die Färbung selbst zu prüfen ist dann die letzte, aber auch die schwierigste Aufgabe. Wir wollen die drei hauptsächlich gebrauchten Fasern zur Besprechung wählen: Wolle, Baumwolle und Seide. Die andern Fasern verhalten sich ähnlich, je nachdem sie tierischen Ursprungs sind, wie Wolle oder Seide, oder pflanzlichen, wie Baumwolle.

Die Wolle in all den Spielarten und Mischungen, wie sie in den verschiednen Geweben und Garnen vorkommt, ist leicht echt zu färben, und das Publikum sollte es nicht dulden, daß ihm Färbungen verkauft werden, die nicht vollständig den gerechten Ansprüchen genügen. Welcher Art die Echtheitsansprüche sind, geht aus dem Zwecke hervor, für den man die Ware benutzen will, und das Nähere darüber habe ich großenteils schon gesagt. Gibt es aber noch mehr Wünsche, so sollen sie vom Publikum geäußert werden, und es soll sich nicht täuschen lassen durch schöne Fabrikmarken, auf denen steht: „Garantiert echt", was meist nichts andres heißt, als daß die Ware von einem bestimmten Fabrikanten gemacht ist. Man muß verlangen, zu sehen: garantiert lichtecht, garantiert bügelecht, garantiert waschecht usw., und muß obendrein noch erfahren können, welcher Grad von Echtheit garantiert wird. Denn Waschen und Waschen ist zweierlei, und es ist ein andres, ob man einmal wäscht, oder ob man zehnmal wäscht!

Es gibt Firmen, die mit ihren Waren gedruckte Anweisungen versenden, wie die Waren zum Beispiel in der Wäsche behandelt werden sollen. Ein solches Vorgehen ist nicht nur sehr lobenswert, es zeigt auch, wie willig und bereit die Verkäufer sein können, dem Publikum zu helfen, und daß dieses seinerseits nur des richtigen Verständnisses bedarf, damit befriedigende Verhältnisse erreicht werden. Ist aber einmal die garantierte Echtheit nicht vorhanden, so erreicht man gar nichts damit, daß man dem Verkäufer sagt, man wolle eine bessere Qualität haben als das letztemal, es hilft auch nichts, daß man in einen andern Laden geht und es da versucht, auch mit Klagen allein ist nichts getan — alles dies sind nur halbe Maßregeln, die nicht bis zum

Fabrikanten und zum Färber durchdringen. Sie werden durch Ausflüchte, andre Vorschläge, schließlich vielleicht durch eine kleine Preisermäßigung vom Verkäufer pariert und unwirksam gemacht.

Das Publikum sollte sich erstens beim Einkauf versichern, daß der Verkäufer für seine Ware einsteht, und zweitens, wenn die Ware nicht hält, was von ihr versprochen worden war, das Ungenügende dem Verkäufer zur Verfügung stellen und vollgiltigen Ersatz verlangen, gleichviel, ob der Stoff inzwischen in Kleider oder sonst etwas verarbeitet worden ist. Freilich ist es oft schwierig, ja unmöglich, nach längerer Zeit noch solche Beschwerden zu machen oder überhaupt des Verkäufers habhaft zu werden. Deshalb ist in allen Fällen, auch wenn die Echtheit garantiert ist, eine Vorprüfung das Sicherste.

Und nun zurück zu unsern Farben! Wenn man einen Teil eines Musters an sonnigen Tagen eine Woche lang dem Licht aussetzt und den andern Teil entweder mit undurchsichtiger Pappe bedeckt oder im Dunkeln aufbewahrt, so kann man für die meisten Fälle schon nach dieser Zeit durch Vergleichung der beiden Teile ein Urteil gewinnen, ob die Farbe lichtecht ist, denn wenn der ausgesetzte Teil sich ganz und gar nicht verändert hat, würde er voraussichtlich auch noch länger so bleiben. Hat er aber angefangen zu verbleichen oder auch nur einen andern Ton angenommen, so wird er mehr oder weniger rasch vollends zugrunde gehn. Wenn es sich um den Einkauf schwerer, teurer Stoffe, etwa für Vorhänge oder Teppiche handelt, ist es doch gewiß der Mühe wert, solche Prüfungen zu machen und von einer Anzahl den besten Stoff auszuwählen.

Viel rascher läßt sich die Waschechtheit feststellen. Man nimmt etwas warmes Wasser (Wolle soll ja nicht heißer als 60 Grad Celsius gewaschen werden), reibt sich damit und mit Seife einen Schaum in die (reinen) Hände, nimmt etwas von dem Muster (nicht alles) und ein paar Fädchen weiße Wolle und weiße Baumwolle und reibt tüchtig. Färbt sich der Schaum, so ist das noch kein endgiltig schlechtes Zeichen, färbt sich aber auch die mitgewaschne weiße Faser (was man erst nach Auswaschen der Seife und Trocknen der Fäden sehen kann), so ist man gewiß, daß man keine waschechte Färbung vor sich hat. Man spült gut mit Wasser nach, trocknet bei gelinder Wärme und kann dann noch durch Vergleichung des gewaschnen Musters mit dem ungewaschnen Rest beurteilen, wieviel die Färbung an Kraft verloren hat. Es ist wesentlich, daß bei dieser Probe, wie überhaupt beim Waschen wollener Sachen, die Seife vor dem Trocknen durch Spülen in Wasser gut entfernt werde, daß dann die Sachen möglichst trocken ausgewrungen werden, und daß das Trocknen bei mäßiger Wärme geschehe. Die Waschprobe läßt sich beliebig oft wiederholen, und man kann auf diese Weise rasch sehen, wie eine Ware etwa nach zehnmaliger Wäsche aussehen wird.

Meine Leser sehen schon aus diesen zwei Beispielen, den Proben auf Lichtechtheit und Waschechtheit, daß die zuverlässigsten und besten Proben die

sind, bei denen die Bedingungen, denen die Ware im Gebrauch ausgesetzt wird, genau nachgeahmt werden.

Dasselbe gilt für die Schweißechtheit, auch hier ist die Probe am Leibe die beste, aber da dies eine unangenehme Arbeit ist, empfehle ich, eine Probe des Musters mit wenig kochendem Wasser zu übergießen und erkalten zu lassen. Wenn sich das Wasser nicht oder nur ganz schwach färbt, kann man im allgemeinen sicher sein, daß der Stoff echt ist.

Die Bügelechtheit wird geprüft, indem man ein feuchtes Baumwollläppchen auf den Stoff legt und dann einen Teil des Musters mit einem recht heißen Bügeleisen behandelt, bis das Läppchen nicht mehr dampft. Man vergleicht den gebügelten Teil mit dem nicht gebügelten, nachdem das Muster erkaltet ist, und kann sehen, ob Glanz verschwunden, Glanz entstanden ist, oder ob die Farbe sich dauernd verändert hat.

Die Vergleichung des Farbtons bei natürlichem und künstlichem Licht ist oft von Wichtigkeit. Gasglühlicht wird meist wenig Änderung hervorrufen, aber gewöhnliches Gaslicht und elektrisches Glühlicht zeigen oft die Farben, und besonders die Farbenzusammenstellungen, in Tönen, die ganz verschieden von denen sind, die wir bei Tageslicht sehen.

Die Reibechtheit prüft man durch Reiben des Musters mit einem weißen Tuch oder umgekehrt.

Die Echtheit gegen Straßenschmutz wird geprüft, indem man entweder den Stoff mit verdünnter Ammoniakflüssigkeit betupft, trocknen läßt und beobachtet, ob sich die Farbe ändert, oder noch besser, man nimmt etwas feuchten Straßenschmutz, betupft den Stoff damit, läßt trocknen, bürstet den trocknen Staub weg und beobachtet dann.

Die Baumwolle ist der Menge nach bei weitem die wichtigste Textilfaser, sie ist auch die billigste und wird deshalb, wo nur immer möglich, als Ersatz für die teurern eingeführt. Es gibt viele Stoffe, die beim ersten Anblick den Eindruck von Seide machen; bei näherer Betrachtung, und besonders wenn man Schuß von Kette trennt, findet man aber, daß nur ein sehr dünner Hauch von Seide auf der guten Seite des Stücks sitzt, das im übrigen in der Hauptsache aus Baumwolle besteht. Oder das Stück ist ganz aus Baumwolle, und es ist ihm nur ein mechanischer Glanz gegeben worden, der gewöhnlich schon mit kaltem Wasser zum größten Teil vergeht. Das Verbrennen eines Fädchens zeigt uns hier gleich, mit was für einer Faser wir es zu tun haben.

Schwierig ist manchmal die Unterscheidung von reinem Leinen und Baumwolle oder Halbleinen. Bei gewaschnen Stücken wird sich das kalte glatte Anfühlen der Leinwand von dem rauhern wärmern der Baumwolle unterscheiden lassen, bei neuen Stücken aber ist die die Leinwand nachahmen sollende Baumwolle oft mit einem Appret versehen, der ihr ganz jenes kalte glatte Anfühlen gibt. Da muß uns ein andres Merkmal helfen, das ist die Natur des Fadens: der Baumwollfaden ist in seiner ganzen Länge gleich-

mäßig dick, während der Leinenfaden dickere und dünnere Stellen zeigt, weil die Leinenfaser nicht aus einzelnen wohl getrennten (weil getrennt gewachsnen) Fasern besteht wie die Baumwolle, sondern aus mehr oder weniger zusammengewachsnen Faserklümpchen, die auch die sorgfältigste Vorbehandlung nicht ganz trennen kann. Daher kommt die Unregelmäßigkeit in der Dicke des Fadens. Das Mikroskop löst uns ja sofort alle diese Fragen, aber damit sind natürlich nur wenige ausgerüstet.

Die Echtheitsproben für Baumwolle sind dieselben, wie die für Wolle angegebnen, nur wird man in der Wäsche bis zum Kochen gehn und wohl auch dem Seifenbad etwas Soda zusetzen, es empfiehlt sich also, die Probe auf Waschechtheit in dieser Weise vorzunehmen.

Bei den echtesten Färbungen der Baumwolle wird man in den meisten Fällen beim Verbrennen eines Fadens eine weiße (wie bei Türkischrot), grüne, graugrüne oder braune Asche erhalten (wie bei Anilinschwarz, Diamantschwarz und gewissen, dem Türkischrot an Echtheit und im Färbeverfahren verwandten Farben).

Ist keine Asche vorhanden, so prüfe man auf Reibechtheit. Besonders wenn Indigo und ihm verwandte Ingrainfarben vorliegen, werden die Färbungen immer mehr oder weniger abreiben, und zwar meist genau im gleichen Ton wie die Färbung. Das Abreiben ohne weiteres als ein Zeichen der Güte zu betrachten (wie es die Chinesen heutigentags noch tun), geht natürlich nicht an, denn es wäre für den Färber ein Leichtes, einen Zusatz zur Färbung zu machen, der abreibt. Noch eine Klasse von Farbstoffen, die in der letzten Zeit ihrer Echtheit wegen eine sehr große Anwendung gefunden haben, die sogenannten Schwefelfarbstoffe, die meist keine charakteristische Asche beim Verbrennen der Faser hinterlassen, für gewöhnlich völlig reibecht sind und sich durch sehr große Licht-, Wasch- und sonstige Echtheit auszeichnen, zählen wir zu den echtesten Färbungen.

Die sicherste Probe ist immer die Waschprobe, bei der nur die ganz echten Farben siegreich im Vordergrunde bleiben; obwohl die meisten den Seifenschaum etwas anfärben, lassen sie doch die mitgewaschne weiße Faser ganz unberührt.

Während wir bei der Wolle behaupten konnten, daß alle Farbtöne in der für den jeweiligen Zweck genügenden Echtheit hergestellt werden können, sind wir bei der Baumwolle in der Wahl der Farben noch etwas beschränkt.

Rosa, Rot und Schwarz, Gelb, Orange und Braun, dunkles Grün, Hellblau, Blau, Purpur und Violett können in durchaus befriedigender Echtheit gefärbt werden, auch Mischfarben wie Blaurot, Khaki, Modetöne; aber wenn wir ein leuchtend klares Himmelblau, Seegrün oder Papageigrün, ein Heliotrop, Veilchenblau oder Scharlachrot auf Baumwolle haben wollen, so müssen wir zurzeit noch auf die Echtheit verzichten und die gewünschten Farben lieber in Wolle oder Seide nehmen.

Ich sage „zurzeit noch", denn es kann morgen der Tag kommen, wo uns die Farbenfabriken auch diese Wünsche noch erfüllen. Erst vor kurzem ist unser Farbenschatz durch ein Purpurrot bereichert worden, das an Echtheit noch weit über dem Indigo steht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Farbstoff mit dem Purpur der Alten identisch ist, der aus der Purpurschnecke gewonnen wurde und seiner Seltenheit und seines hohen Preises wegen nur von den Reichsten der Reichen getragen werden konnte. Und heute kann ihn jeder tragen, er ist sogar schon für Armeetuche verwandt worden.

Auch ein Grün ist ganz kürzlich gekommen, das alles bisher dagewesne an Klarheit, Schönheit und Echtheit weit übertrifft.

Doch wir müssen uns vorderhand mit der Natur trösten, die auf der Pflanzenfaser sehr klare Farben auch nicht lichtecht hervorbringen kann. Der lila Flieder, die Rosen, die Hyazinthen, sie alle verbleichen rasch im Sonnenschein, noch ehe sie ausgeblüht haben; das frische Grün der Laubbäume hält sich nur einen Sommer, und nur das dunkle Grün des Lorbeers und ähnlicher immergrüner Pflanzen, das Schwarzgrün der Tannen, das Graugrün des Olivenbaums und der Kaktusarten sind beständig — nun, diese Töne kann der Färber auch echt herstellen.

Wohlgemerkt, ich spreche jetzt von den pflanzlichen Fasern, und ich kann den Vergleich mit der Natur noch weiter führen, denn auf tierischer Faser ist es dem Färber möglich, die Farben des Papageies, des Pfauen, des Paradiesvogels und der Schmetterlinge nachzuahmen. Doch fängt mein Vergleich hier an zu hinken, denn diese tierischen Farben rühren meist nicht von wirklichen Farbstoffen her.

Bei der Seide liegen die Verhältnisse ganz ähnlich wie bei der Wolle; es ist nicht schwer, echte Färbungen herzustellen, es ist aber noch viel leichter und billiger, die Farbe lose darauf zu malen und das Erzeugnis in dieser Form dem dankbaren Publikum zu verkaufen. Vor einigen Jahren kaufte ich mir einen seidnen Tennisgürtel, der mir wegen seines satten dunkeln Blaurots besonders gut gefiel. Ich zahlte 3 Mark dafür. Es war ein heißer Tag, und als ich abends vom Tennisspiel heimkam, fand ich zu meinem Schrecken, daß mein neues weißes Flanellhemd durch und durch rot war, wo es den Gürtel berührt hatte. Entrüstet ging ich zum Verkäufer, beklagte mich und schimpfte. Aber da kam ich schön an. „Kein Mensch erwartet, daß seidne Gürtel schweißecht sind!" Das war seine Antwort, und von Umtauschen war keine Rede. Ich war so erstaunt über die Belehrung, daß man mit seidnen Gürteln nur still im Schatten sitzen darf, daß ich wieder ging. Ich muß gestehn, daß ich mich da genau so verhalten habe, wie ich das Publikum bitte, sich nicht zu verhalten. Hätte ich mir erst weiblichen Rat eingeholt, so wäre es mir vielleicht besser ergangen, hätte ich aber vor dem Einkauf mein Taschentuch an dem Gürtel gerieben oder erst feucht gemacht und dann darauf gedrückt, so hätte ich gesehen, daß die Farbe schon bei der Berührung mit kaltem Wasser

abging, und ich hätte den Gürtel gar nicht gekauft. Aber in meiner Unschuld hatte ich es damals gar nicht für möglich gehalten, daß ein seidner Gegenstand unecht sein könnte.

Bei der Seide, die dem Gewicht nach eine sehr teure Faser ist, hat sich ein Verfahren eingebürgert, das einen großen Übelstand für das Publikum bedeutet: das Beschweren. Aus einem Kilo Rohseide werden durch Tränken der Faser mit allerlei metallischen und andern chemischen Beizen anderthalb, zwei, ja drei Kilo Verkaufsseide gemacht! Es ist natürlich, daß die Faser darunter leidet, sie wird brüchig und spröde. Freilich wird dadurch das Rauschen der Stoffe stärker, und in manchen Fällen der Faltenwurf voller und schöner, aber die Haltbarkeit leidet ganz unverhältnismäßig. Solche Beschwerungen kann man zuweilen erkennen, wenn man einen Faden nicht nur verbrennt, sondern die anhängende Asche noch eine Zeit lang in eine heiße Flamme hält. Die Kohle verbrennt dann, und es kommt eine weiße oder eine gefärbte Asche zum Vorschein. Die italienischen und schweizer Seidenproduzenten haben sich kürzlich zusammengetan, um gegen dieses Unwesen einzuschreiten. Aber ihre Bemühungen werden vergebens sein, wenn sie nicht tatkräftig und verständnisvoll vom Publikum unterstützt werden.*)

Bei der Wolle wird in dieser Beziehung selten gesündigt, Baumwolle und Leinen werden aber oft mit so viel Füllmaterial (wie Stärke, Tonerde, Öl usw.) vollgepfropft, daß das ursprüngliche Gewebe hinter diesen billigen Verdeckungen ganz verschwindet. Für Stoffe, die für den Gebrauch der Steifheit bedürfen (manche Futterstoffe usw.), ist eine solche Behandlung wohl am Platze, wenn sie nicht gewaschen werden sollen, nicht aber für Stoffe, die gewaschen werden, weil dann Appretur, Fülle, Glanz und alles in der ersten Wäsche auf immer verschwinden, und nur ein dürftiges Gewebe übrig bleibt. Netzen in heißem Wasser, tüchtig reiben, trocknen und mit dem ursprünglichen Muster vergleichen,

---

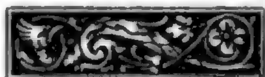
*) Karl Schwarz sagt in einem Artikel über diesen Gegenstand, der am 15. Februar 1907 in der Färber-Zeitung veröffentlicht wurde (nach Drucklegung meiner Ausführungen), u. a.: „Gehen wir heute in eine Seidenfärberei, dann finden wir sicher drei Viertel aller Partien erschwert, und zwar meist hoch.“ „Heute kauft auch der Teil des Publikums, welchem es auf eine Mark mehr das Meter nicht anzukommen braucht, doch lieber billige Stoffe und wechselt entsprechend öfter.“ „Der ganze Zug der Zeit hat zur Parole: billig! Wer dem nicht folgt, hat keine Erfolge aufzuweisen. Gewiß sind die hocherschwerten Stoffe im Tragen wenig solid.“ „Abhilfe gegen die übertrieben hohen Erschwerungen zu schaffen sind in erster Linie die Verbraucher imstande, wenn sie dazu übergehen, nur bessere, mäßig erschwerte Qualitäten zu kaufen. In dieser Beziehung darf man sich aber keinen zu großen Erwartungen hingeben. Selbst wenn der Verkäufer im Laden erklärt: Hier habe ich solide, wenig erschwerte Stoffe, für welche ich Garantie bezüglich des guten Tragens übernehmen kann; sie kosten allerdings sechzig bis siebzig Pfennige das Meter mehr als die andern hocherschwerten; bezüglich der letztern lehne ich die Verantwortung für solides Tragen ab, weil es tatsächlich unmöglich ist, zu zwei Mark einen ganzseidnen, einigermaßen haltbaren Stoff zu verkaufen — dann wird noch der größte Teil der Kunden bei den hocherschwerten aber billigen Stoffen bleiben.“

und man hat in ein paar Minuten die Gewißheit, ob man es mit guter Ware zu tun hat oder mit einer optischen Täuschung.

* * *

So weit meine Ratschläge. Sie beruhen auf Erfahrung, und sie zu geben hat mich das Bestreben nach größerer Echtheit bestimmt, das von Anfang an mein erstes und wichtigstes war bei allen Arbeiten, die ich bisher in meinem Fache unternommen habe.

Auf Vollständigkeit macht das Gesagte keinen Anspruch. Das Gebiet ist zu groß und vielseitig, und ich will dem Publikum keine neuen Waffen aufdrängen, ich will ihm nur zeigen, wie es die gebrauchen kann, die es schon hat. Es gibt viele Fälle, wo man beim Einkauf ganz sicher gehen möchte, besonders wenn es sich um größere Mengen und um wertvolle Waren handelt. Es gibt auch Fälle genug, wo es sich um noch feinere Unterschiede handelt, als die sind, die ich angeführt habe, so zum Beispiel, wenn verschiedenartige Fasern in einen Faden versponnen sind, oder wenn verschiedenartige Farbstoffe in einer Färbung vorhanden sind. Wenn so feine Unterschiede ins Spiel kommen, ist es das Richtige, die Proben einem öffentlichen Chemiker zur Untersuchung zu geben. Meine Leser wissen ja jetzt, was sie in jedem Fall zu beachten, wonach sie besonders zu fragen haben. Wo das unbewaffnete Auge, wo das Streichholz, die Stecknadel, das Taschentuch und die Seife nicht ausreichen, da hat der Chemiker noch feinere Apparate und schärfere Reaktionen, mit denen er den Fragen analytisch auf den Grund gehen kann. Und da für das Publikum in keinem Falle haarscharfe Analysen, genau bis in die dritte Dezimale, nötig sind, sondern nur allgemeine Angaben, so ist die Ratserholung beim Sachverständigen auch nicht zu teuer, sondern wird sich in den meisten Fällen reichlich lohnen.



Oberlehrer und Abiturienten

Alljährlich zu bestimmten Zeiten liest man in den Blättern von einem ganz regelmäßig wiederkehrenden Vorgang, der in den Kreisen des Oberlehrerstandes mit Recht viel Ärgernis erregt. In die Zeit der Reifeprüfungen fällt auch die der Abschiedskommerse unsrer Abiturienten, ohne die man sich ja das Hinaustreten der Jugend aus dem Schulzwang in die sogenannte Freiheit kaum mehr denken kann. Diese Veranstaltungen sind alt, wenigstens in ihrer bescheidnen Grundform; sie waren einst auf den Ton eines gewissen Ernstes abgestimmt, der, wie man denken sollte, sich von selbst ergibt, wenn man sich von einer so

engen Gemeinschaft loslöst, der man viele Jahre angehört hat. Das ist nun freilich anders geworden. In den weitesten Kreisen wird heutzutage von der Schule nur noch der Zwang empfunden, das alte Pietätsverhältnis zwischen den Schülern und der Schule mit ihren Vertretern ist längst bedenklich gelockert, und in den Köpfen der heranwachsenden Jugend haben sich andre Gefühle festgesetzt. Wie sollte es auch anders sein bei dem fortgesetzten Geschrei der Tagesblätter über die „Zustände“ unsrer höhern Schulen und bei der Gewohnheit vieler Eltern, in Gegenwart ihrer Kinder über Tisch alle diese Fragen an der Hand der Zeitungen zu behandeln! So hat man sich daran gewöhnt, die Abschiedsfeier zu einer Art von Saturnalien werden zu lassen, bei denen zwar nicht der Sklave von dem Herrn bedient wird, bei denen aber der Lehrer den ihm jetzt entwachsnen Schülern den Stoff zur Unterhaltung liefert. Man hat sich ferner daran gewöhnt, die Abiturienten-Kladderadatsche oder Bierzeitungen als die Hauptsache der Abschiedsfeier zu betrachten, und sie sind es auch; sie sind es aber auch, die das eingangs erwähnte Ärgernis bieten. Was gewöhnlich drin steht, ist jedem bekannt, der Fühlung mit der Schule hat; mit wenig Witz und viel Behagen werden die vielerlei kleinen Schwächen des Lehrerkollegiums vorgenommen und so getan, als ob nur die Lehrer solche hätten. Dagegen wäre ja an und für sich nicht viel einzuwenden, wenn das richtige Maß eingehalten würde. Das ist aber nun fast nie der Fall, und man darf sich wirklich nicht darüber wundern. Neun lange Jahre mindestens sind die jungen Leute wie Unmündige behandelt worden; nicht *sie* hatten das Wort, sondern nur die Lehrer. Jetzt ists anders! Die Lehrer sind eingeladen zu unserm Fest, sie kommen, sie setzen sich an unsern Tisch, sie trinken unser Bier und überzeugen sich, daß wir trotz der Vorschriften in den Schulgesetzen den Komment wohl verstehn — da haben die Herren allen Grund, einmal die Augen zuzudrücken, wenn wir ihnen die Wahrheit sagen! So rechnen die jungen Leute und machen in dieser Gesinnung ihre Verse, die nun über die wehrlosen Lehrer niedergehn. Was da nicht nur in den Abschiedsreden der Jünglinge, sondern besonders in den Kneipzeitungen am guten Ton, ja am einfachsten Taktgefühl gesündigt wird, das habe ich oft schmerzlich empfunden, wenn mir solche öde und geistlose Erzeugnisse nicht jugendlichen Humors, sondern frivoler Laune, grober Pietätlosigkeit und offner Mißachtung in die Hand fielen. Ja es kommt vor, daß nicht einmal vor körperlichen Gebrechen der Lehrer Halt gemacht wird.

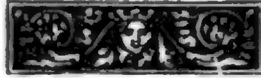
Diese Kladderadatsche sind freilich subjektiv zu beurteilen, und da wird mancher geneigt sein, auf mildernde Umstände zu plädieren. Neun Jahre lang haben die Lehrer die jetzigen muli angehalten, anhalten müssen, gegen ihre Natur zu kämpfen. Sie haben sie gequält mit Sprachen und Mathematik, mit Aufsätzen und Experimenten, und keine Liebesmüh mit Schulausflügen und dergleichen modernen Veranstaltungen hat das Gefühl stillen Widerstands beseitigen können. Jeder, der einmal selbst jung war — es sind nicht alle

einst jung gewesen, vor allem viele Lehrer nicht —, der wird sich des halb beklommnen Gefühls erinnern, das ihn mit der Entlassung aus der Schule erfaßte. Bei dem einen äußert es sich sanfter, bei dem andern heftiger, und so entstehn die Festzeitungen aus dem ungestümen Freiheitsdrang und Freiheitsbewußtsein heraus, das nicht jedes Wort auf die Wagschale zu legen imstande ist. Man könnte dabei an eine schließlich doch wieder erlöschende Mode denken. Aber eine Mode vergeht erst, sowie sie nicht mehr beachtet wird. Die Kneipzeitungen werden aber beachtet, und zwar nicht nur von den muli, den übrigen Primanern und dem schadenfrohen Publikum, das gern eine Gelegenheit benutzt, um zu lachen, wenn einmal den Schulmeistern eins ausgewischt wird — sie werden beachtet, man solls kaum glauben, in erster Linie von denen selbst, denen der ganze oft so unzarte und allemal pietätlose Spott gilt: von den Herren Oberlehrern! Dem ganzen Witz wäre mit einemmal die Spitze abgebrochen, wenn sich die Lehrer von den Schlußkneipen ihrer Abiturienten sorgfältig fernhielten; sie würden sich dann alle die Kränkungen und Beleidigungen ersparen, denen sie sich dabei aussetzen. Aber es ist ein merkwürdiges psychologisches Rätsel: wie es die Mücke unwiderstehlich nach dem Licht zieht, wie gar mancher sich dahin getrieben fühlt, wo es Sonntags die schönsten Hiebe gibt, so zieht es mit magischer Gewalt den Schulmeister dahin, wo, wie er ganz genau weiß, ihm unter Umständen die ärgerlichsten Dinge blühen. Niemand ist gern ausgelacht, aber entgegen diesem Grundsatz gehn die Herren Professoren immer wieder dahin, wo das Hauptvergnügen des Abends darin besteht, daß man sich in der vollen Öffentlichkeit über ihre Schwächen belustigt. Es macht auf mich immer einen überaus komischen Eindruck, wenn sich hinterher die Pädagogen über die Undankbarkeit ihrer gewesnen Schüler entrüsten. Aber das ist immer nur unmittelbar nach dem Erscheinen einer solchen Festschrift der Fall, und wenn übers Jahr die neue Einladung kommt, so kann der Herr Professor doch nicht widerstehn; das Geschehene ist in christlicher Langmut vergeben und vergessen. Es ist ja ihm und dem Direktor feierlich versprochen worden, daß auf dem Kommers keine Bierzeitung werde vorgelesen werden (sie kommt natürlich beim Frühschoppen des nächsten Tages); außerdem ist er gebeten worden, die Ansprache an die Abiturienten zu halten, er hat also eine Rede „zwischen den Rippen", wie die Jünglinge sagen, endlich: „So eine gute Klasse haben wir noch gar nicht gehabt", und: „Sie glauben gar nicht, wie dankbar mir meine Schüler sind!" Der Mann ist dann aufs tiefste gekränkt, wenn auch er beim Frühschoppen an die Reihe kommt. Anstatt an seine Brust zu schlagen und zu bekennen: Mea culpa, mea maxima culpa! schreit er nach der Polizei und macht dadurch den Schaden noch größer, nicht etwa, weil die Stadt noch mehr darüber lacht, sondern weil er den unreifen Jungen beweist, daß er etwas auf ihr Urteil hält. Und das ist die Empfängnisstunde der nächsten Bierzeitung, die dann übers Jahr mit unfehlbarer Sicherheit das Licht der Welt erblickt.

Es gibt nur das eine Heilmittel: Gehen Sie, meine Herren Oberlehrer, nicht mehr auf solche Abschiedskneipen unreifer, unselbständiger Jünglinge, dann verlieren die Kneipzeitungen ihren Zweck. Denken Sie an Ihre eigne Jugend, rechnen Sie nicht auf unmittelbare Dankbarkeit Ihrer Schüler, denn die gibts nicht. Erst allmählich lernen die bessern unter ihnen, was sie Ihnen verdanken. Viele lernens überhaupt nicht, Sie erkennen sie leicht, denn Sie werden nicht mehr von ihnen gegrüßt, und wenns die Söhne Ihrer eignen Kollegen sind. Wollen Ihre einstigen Schüler später mit Ihnen verkehren, so haben sie vollauf Gelegenheit dazu. Auch Ihnen selbst wird es mehr behagen, mit wirklich frei gewordnen, gereiften jungen Leuten zusammen zu sein, als mit denen, die eben erst Ihre Schüler waren, und mit denen Sie — gestehen Sie es nur! — doch nichts rechtes anzufangen wissen. Es liegt also in Ihrer Hand allein, den Übelständen auszuweichen, von denen in diesen Zeilen die Rede war. Entlassen Sie die jungen Leute unmittelbar nach der Prüfung, womöglich an demselben Tage; bekümmern Sie sich dann gar nicht mehr um sie, lassen Sie sie erst ausreifen, dann werden beide Teile Genuß und Freude am Verkehr haben. Vor allem: Besuchen Sie nie wieder einen Abschiedskommers. Tun Sie es doch, so schädigen Sie nicht nur sich selbst, sondern Ihren ganzen Stand.

Nachschrift der Redaktion. Der Herr Verfasser nimmt die Sache wohl etwas zu tragisch. Wir bezweifeln natürlich die Richtigkeit seiner Beobachtungen nicht im geringsten, aber er scheint sie zu sehr zu generalisieren. So sehr heute die Pietätlosigkeit der Schüler durch eine unbesonnene und sich ihrer schweren Verantwortlichkeit gar nicht recht bewußte Presse, die auch über pädagogische Fragen oft genug leichtsinnig und oberflächlich abspricht, gefördert und leider auch von vielen Eltern genährt wird, so haben wir doch in einem Zeitraum der Schultätigkeit, die des geehrten Verfassers Dienstzeit beinahe um das Doppelte übertrifft, und an drei Anstalten sehr verschiednen Charakters und in ganz verschiedner Umgebung zwar auch natürlich Beispiele von Pietätlosigkeit getroffen, aber im großen und ganzen über Mangel an Pietät und Anhänglichkeit nicht zu klagen gehabt. Ja eben die Abiturientenkommerse boten und bieten nicht nur den jeweiligen Abiturienten, sondern auch frühern Schülern, die sich dazu freiwillig und gern einfanden und einfinden, die willkommne Gelegenheit, dieser Anhänglichkeit an Schule und Lehrer Ausdruck zu geben, und es würde beiden Teilen, Lehrern und Schülern, etwas gefehlt haben, wenn ein solcher Kommers sie nicht noch einmal vor dem Scheiden in zwangloser Form vereinigt hätte. So soll es sein, und so ist es auch vielfach. Wo es anders ist, da besteht überhaupt nicht das richtige Verhältnis. Kommen Taktlosigkeiten dabei vor — und solche sind auch uns nicht unbekannt —, so fallen diese immer nur einzelnen zur Last, kleine Freiheiten darf man nicht so tragisch nehmen. Am besten ist es natürlich, wenn gar keine „Kneipzeitung“ vorkommt, oder wenn da, wo solche vorkommen, die Lehrer von Anfang an

erklären: „Wartet damit, bis wir weg sind.“ Denn sich ins Gesicht anpöbeln zu lassen, das ist natürlich unter ihrer Würde, und wir verstehen nicht, warum Lehrer, denen dergleichen widerfährt, sich nicht auf der Stelle entfernen und die jungen Leute ihren eignen Witzen überlassen. Im schlimmsten Falle bliebe ihnen der Weg der gerichtlichen Klage. *



Die Turkmenen in Transkaspien. Die Eisenbahn

Reiseerinnerungen von H. Toepfer

Die Bevölkerung von Transkaspien*) ist eine Mischbevölkerung, zu der alle Nachbarn Bestandteile geliefert haben. Den Hauptteil der Einheimischen bilden die in verschiedne Stämme gespaltnen Turkmenen und Kirgisen. Die Kirgisen mögen von der alten lieben Gewohnheit des Nomadenlebens noch nicht lassen und nehmen alle die von den Turkmenen frei gelassenen endlosen Steppenstreifen in Anspruch, wo die Wasserarmut jegliche Bodenbebauung ausschließt. Da man ihre Vertreter nur vereinzelt in dem Kulturstreifen Transkaspiens antrifft, wollen wir sie jetzt sich selbst überlassen. Die Turkmenen können dafür um so mehr Interesse beanspruchen, als sie mehrere nach dem Gewohnheitsrecht zu staatlichen Organisationen zusammengefaßte Volksgruppen gebildet haben, die sich zwischen stärkern Nachbarn ihre Existenz zu wahren wußten und noch eine Zukunft haben.

Die stärkste ihrer Volksgruppen, die sich die besten Landstriche genommen und erhalten hat, sind die Teke (zu deutsch „Bock“)-Turkmenen. Mit ihnen haben wir in der Achal-Teke- und Merw-Oase zu tun gehabt, an ihnen mit Neugier herumstudiert. Alle andern Turkmenen, Jomuden am Atrek und in Chiwa, Ssaryks in der Pende-Oase am Murgab, Ssaloren in der Sserachs-Oase am Tedshen, vielleicht der älteste Stamm, die Goklanen am Atrek, Ogurdshalen am Kaspischen Meer und noch einige andre, haben sich den Bedrückungen des herrschenden Stammes der Teke nicht entziehen können und waren teilweise gern bereit, unter russischer Herrschaft gegen die Stammverwandten zu dienen. Alle, die Teke eingeschlossen, sind sie türkischen Stammes, dessen Typus sie zur Erscheinung bringen. Aber ein gut Teil kaukasischer Rasseeigentümlichkeiten hat ihre Art veredelt. Hoher Wuchs, sehnige schlanke Gestalt, Langschädelform des Kopfes und gerade Nase zeichnet die Männer aus, während die Weiber die unschöne türkische Form viel mehr zeigen. Kleine und kränkliche Leute sind äußerst selten, wohl weil bei dem beständigen Mangel an den einfachsten Bequemlichkeiten alle schwächlichen Leute frühzeitig wegsterben. Die Gesichter sind nicht unbedingt bezaubernd. Braune sonnverbrannte Färbung, etwas vorstehende Backenknochen, dünner Vollbart, dunkles Haar gibt ihnen unter der hohen Lammfellmütze ein etwas unheimliches Aussehen. Die Kleidung besteht aus einem weißen Baumwollenhemd, ebensolchen oder auch dunkeln Hosen und meist zwei übereinander gezognen Chalaten, von denen der unterste durch eine wollne Schärpe zusammengehalten wird. Die

*) Nach Kijaschko, Gebiet Transkaspien.

Chalate sind baumwollen, wattiert und mit roten und schwarzen Streifen besetzt oder aus rotem grobem Seidenstoff einheimischen Fabrikats oder bisweilen aus Tuch gefertigt. Unter der Lammfellmütze wird eine seidne Kappe, an den Füßen wollne Socken und Schuhe ohne Absätze, beim Reiten hohe gelbe Lederstiefel getragen. Die Damentracht besteht aus einem langen bunten Baumwollenhemd, engen Beinkleidern, einem baumwollnen oder seidnen Chalat mit wollner Schärpe und aus einer Kopfbinde. Kleine silberne Bleche schmücken die Hemdbrust, ein silberner Stirnreif und silbernes Geschmeide in den Zöpfen den Kopf, silberne Spangen die Arme.

Die Turkmenen sind teils seßhaft geworden, teils halb seßhaft (im Sommer bis nach der Ernte), teils Nomaden. Sie wohnen in bienenkorbartigen Kibitken in kleinern Auls, die seßhaften auch in Häuschen aus Lehmschlag. Übermäßige Reinlichkeit kann ihnen niemand nachsagen. Sie sind gastfrei; dies zu sein halten sie für ihre heiligste Pflicht. Jeder Fremde ist seines Lebens und Eigentums vollkommen sicher, sobald er die erste beste Turkmenen-Kibitke betreten hat; aber es wird solche Gastfreundschaft am liebsten nur Angehörigen des Glaubens gewährt. Neben der Gastlichkeit zeichnet sich der Turkmene durch Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit aus; das Alter ehrt er, und den Befehlen der Obrigkeit unterwirft er sich bedingungslos. In geistiger Beziehung verfügt er weder über rege Phantasie noch über Empfänglichkeit. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens hat sich erst in letzter Zeit seit der Okkupation des Landes durch die Russen zu entwickeln begonnen. Alle Turkmenen sind Mohammedaner, und zwar Sunniten, aber ihrer großen Mehrzahl nach sind sie wenig religiös und ganz und gar nicht fanatisch veranlagt. Die meisten beachten weder die Fasten noch die vorgeschriebnen Namaz*) und haben nur ganz undeutliche Vorstellungen über sämtliche mohammedanische Feiertage. Gewöhnlich werden bei der Geburt, Hochzeit, Bestattung usw. die religiösen Formen von dem ersten besten wahrgenommen, der ein entsprechendes Gebet lesen oder sprechen kann. Die Geburt eines Sohnes wird den Verwandten und Bekannten durch besondre Botschaft bekannt gegeben, worauf jene glückwünschend herbeieilen, festlich bewirtet werden und das Fest mit Rennen beschließen; die Geburt einer Tochter geht dagegen unbemerkt vorüber. Die Namengebung an den neugebornen Knaben erfolgt im Rat der Akßakal („weißbärtigen", das heißt durch ihr Alter oder sonst in Ansehen stehenden Personen) der Nachbarschaft, die zu diesem Zwecke von dem Vater des Neugebornen zusammenberufen werden. Die geringe Religiosität der Turkmenen ist einerseits aus dem fast allgemeinen Mangel der elementarsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben, andrerseits aus der sehr geringen Zahl der Personen geistlichen Standes (Mullahs) und ihren noch geringern Einfluß auf das Volk zu erklären. Es gibt in jedem Stamme höchstens drei bis vier schriftgelehrte Mullahs, die ihre Bildung in Chiwa oder Buchara erhalten haben; die Mehrzahl der Mullahs hat keine besondre Schulung genossen und verdankt ihre Stellung nur der Fähigkeit, den Koran zu lesen. Außer den Mullahs gehören zum geistlichen Stande die sogenannten Ischan, die sich aber mit der Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen nicht abgeben und sich nur wegen ihres musterhaften moralischen Lebenswandels der Hochachtung der Menge erfreuen, auch einen gewissen Einfluß auf diese ausüben.

Weit mehr Sinn als für religiöse Gebräuche haben die Turkmenen für ihre einfachen Zerstreuungen und Volksbelustigungen, unter denen an erster Stelle

---

*) Vespergebete.

die Rennen stehen, die bei jeder passenden Gelegenheit, bisweilen selbst bei der Errichtung einer neuen Kibitke veranstaltet werden; ferner beanspruchen die Ringkämpfe der Knaben unter fünfzehn Jahren allgemeines Interesse. Abends finden sich die Turkmenen in größerer oder geringerer Anzahl zum Schwatzen vor irgendeiner Kibitke zusammen und erzählen sich aus ihren Erinnerungen. Es gibt auch berufsmäßige Musikanten und Bänkelsänger, obwohl selten. Die hauptsächlichsten Musikinstrumente sind die mit zwei Darmsaiten bespannte Balalaika, sodann eine Art Geige mit drei Metallsaiten, zu der ein mit Pferdehaaren bezogner Bogen gehört, und die Flöte aus Schilfrohr. Sonst beschäftigt sich vorwiegend die Jugend mit der Musik. Besungen werden Heldentaten, berühmte Männer, Weiberschönheit und häufig auch die Liebe. Das Spiel auf dem Instrument wird gewöhnlich durch Gesang begleitet, der den Inhalt gibt. Die Motive sind im allgemeinen einförmig, der Gesang ist zu schrill. Der Turkmene hat eben kein musikalisches Ohr und ist in bezug auf die Musik nicht wählerisch.

Die gewöhnliche Nahrung ist höchst einfach und besteht aus Tschurjok (einer Art Pfannkuchen) und süßer oder saurer Kamel- oder Kuhmilch, Grütze aus geriebner Dshugara (einer Art Hirse), bisweilen aus einer warmen Suppe aus ebensolcher Milch mit Wasser oder einem Aufguß von Beten mit Sesamöl; Wohlhabendere essen dazu gedörrte Hammelschnitten oder geräucherten Speck; man bereitet und verzehrt auch Nudeln. Zur Sommerszeit wird diese Nahrung durch einige in abgekochtem oder rohem Zustande zu genießende Kräuter und Gemüse etwas abwechslungsreicher. Die als Nahrung dienenden Kräuter sind ganz junge, eben sprießende Junsha, Hundspetersilie, Spinat, Sauerampfer, Minze und Schwarzwurz. Frisches Hammel- oder Kamelfleisch ist ein Luxus, den sich nur Wohlhabendere und auch die nur bei irgendwelchen Festen wie Hochzeit, Beschneidung usw. leisten. Als Getränk dient der aus Kamel- oder Kuhmilch bereitete Tschal, der einen süßsäuerlichen etwas alkoholischen Geschmack hat und leicht moussiert. Nach zwei bis drei Bechern Tschal wird der Turkmene lustig, bisweilen sogar trunken. Tee wird viel genossen, hauptsächlich grüner, minderwertiger, aus Persien stammender Tee.

Die Zubereitung der Nahrung wie überhaupt die Ausführung aller häuslichen Arbeiten ist Aufgabe der Frauen. Sie haben entscheidend bei der Veränderung des Wohn- oder Lagerplatzes mitzureden und mitzuhelfen und die Einnahme durch Filzverarbeitung und Teppichknüpfen zu vermehren. Die Stellung der Frauen ist darum keine leichte, wenn auch die Turkmenin im allgemeinen unvergleichlich mehr Selbständigkeit genießt als die andern Frauen des Orients, zum Beispiel die Ssartinnen, die Perserinnen und selbst die Frauen der kaukasischen Bergvölker. Ihre Verheiratung ist ganz in die Hand des Vaters oder der Brüder gegeben, die sie dem Meistbietenden zum Weibe geben und das dafür verabfolgte Kalym für sich allein verwenden. Mit der Verheiratung wird die Turkmenin vollkommen Eigentum des Mannes; im Falle seines Todes wird aber die Witwe nach dem Gewohnheitsrecht Vormünderin der unmündigen Kinder und verfügt unbeaufsichtigt und unbeschränkt über das Vermögen. War die Ehe kinderlos, fällt die ganze Habe der Witwe zu, und sie bleibt in ihrem ungestörten Besitz bis zum Tode oder bis zur zweiten Verheiratung. Nur in diesen beiden Fällen geht die Erbschaft auf die nächsten Verwandten über. Nach dem Schariat, dem geschriebnen Recht, bekommt die Witwe allerdings nur ihren Witwenanteil (ein Achtel), kann über den Besitz nicht verfügen und nicht Vormünderin werden. Eine Witwe kann zu einer

zweiten Ehe nicht gezwungen werden; im Falle einer zweiten Verheiratung kommt der Kalym wieder ihren Verwandten zugute; will die Witwe aber einen Bruder oder sonstigen nahen Verwandten ihres verstorbnen Mannes heiraten, so wird kein Kalym gezahlt. In den letzten sieben bis acht Jahren hat sich auch der Brauch eingebürgert, daß eine Witwe, wenn sie der Wahl ihres Herzens folgt, dem Manne ihrer Wahl die Zahlung des Kalyms erläßt. Darauf klagen ihre Verwandten beim Volksgericht, das auf die formelle Erklärung der Frau, daß nach ihrem Wunsche kein Kalym gezahlt werde, immer diesem Wunsche gemäß entscheidet und die Privatkläger abweist.

Die Turkmenenheiraten sind also durch die Gewohnheit auf den Standpunkt eines einfachen Handelsgeschäfts hinabgedrückt, das die nächsten Blutsverwandten zu ihrem Vorteil mit dem Ehekandidaten oder seinen Verwandten abschließen. Beide Parteien feilschen wie bei jedem andern Geschäft. Mit der Unterwerfung des Landes durch die Russen sind die Preise für die Mädchen gestiegen bis auf 250, in einzelnen Fällen auf 1500 Rubel je nach der Stellung und dem Vermögen der beiden Parteien. Aber selbst die geringsten Preise übersteigen für die Mehrheit weit deren Kräfte. Die Folge davon ist eine ganz ungleichmäßige Verteilung der Frauen unter der Bevölkerung. Wohlhabende besitzen zwei bis vier, sehr viele arme Teufel dagegen keine Frau. Solche Familienverhältnisse müssen die normale Zunahme der Bevölkerung ungünstig beeinflussen und auch schädlich auf die gesundheitlichen Verhältnisse und die sittlichen Zustände einwirken. Diebstahl zum Zweck der Beschaffung der Mittel für die Erwerbung einer Frau ist ein häufiges Vergehen, allerdings niemals eine Äußerung moralischer Verdorbenheit oder gänzlicher Mittellosigkeit. Der Ackerbau stellt die Existenz so sicher, daß Bettler mit Ausnahme weniger Krüppel eine gänzlich unbekannte Erscheinung sind, und kein Turkmene durch die Sorge ums tägliche Brot zum Diebstahl verführt wird. Eine Frau jedoch will jeder haben, selbst um den Preis der Ehrlichkeit.

Auch in Transkaspien gibt es eine Frauenfrage. Viele Turkmenen rechtfertigen die gedrückte Stellung der Jungfrau und Frau in Familie und Gemeinwesen nur durch den Hinweis auf das Gewohnheitsrecht; einige erkennen den gegenwärtigen Zustand schon als anomal an, die Frauen selbst setzen alle ihre Hoffnung auf den wohltätigen Einfluß der russischen Herrschaft und suchen sich auch hier und da von dem auf ihnen lastenden Joch zu befreien. Vielfach haben Tekinzenfrauen männlichen Mut und Tüchtigkeit bewiesen, auch in Angelegenheiten des Gemeinwohls bisweilen eine Rolle gespielt. Bemerkt sei noch, daß die Frauen unverschleiert gehen.

Die Blutrache herrscht unter den Turkmenen ebenso wie unter vielen andern asiatischen Völkerschaften, nur hat sie hier nicht einen so grausamen Anstrich wie zum Beispiel unter den kaukasischen Bergvölkern; in den meisten Fällen wird sie durch Zahlung einer gewissen Summe nach beiderseitigem Übereinkommen beigelegt. Überhaupt werden alle Verbrechen schließlich durch Bezahlung einer Geldstrafe gesühnt. Alle Prozeßsachen der Turkmenen untereinander werden durch Volksgerichte entschieden, dessen Mitglieder durch die ganze Einwohnerschaft unter Aufsicht der Verwaltungsbeamten gewählt werden. Aufgabe der Richter ist nur, die Würde des Gerichts zu wahren und die Verhandlung zu leiten, die von den Parteien selbst geführt wird. Eine Einmischung in die Verhandlung selbst ist streng verboten. Die Volksgerichte verfahren nach dem Adat (dem allmählich entwickelten Gewohnheitsrecht) und nur bei Erbschafts- und Ehescheidungssachen nach dem Schariat. Die Entscheidungen des

Gerichts bedürfen der Bestätigung durch den Gebietschef, der unmenschliche Bestrafungen nicht zuläßt, wenn solche über den Schuldigen verhängt sind.

Sehr bald nach der Einverleibung Transkaspiens durch Rußland begann sich die Lebensweise der Eingebornen merklich zu verändern. Vor der Einverleibung waren Alaman und Kaltaman*), also Raub und Diebstahl eine der wesentlichsten Beschäftigungen der Männer, und Ackerbau und Viehzucht kamen erst an zweiter Stelle. Handel im eigentlichen Sinne gab es nicht, wenn man den Verkauf im Alaman gefangner Männer, Frauen und Kinder als Sklaven nicht dafür rechnen will. Jetzt gehören Alaman und Kaltaman fast schon der Vergangenheit an oder sind doch nur Ausnahmen. Die große Mehrzahl beschäftigt sich mit Eifer und Erfolg mit dem Ackerbau und vergrößert fort und fort die unter den Pflug genommenen Flächen. Damit hat sie sich zur Seßhaftigkeit bekehrt, und zwar nicht nur äußerlich. Das Bewußtsein, daß eine seßhafte Lebensweise ebenso wie das Wohnen in festen, besser gebauten Häusern dem unsteten Vegetieren in Kibitken und Hütten vorzuziehen ist, wird immer mehr allgemein und spricht ebensowohl für die guten Anlagen der Turkmenen wie für den segensreichen Einfluß des Russentums.

Freilich die Bewirtschaftungsweise ist sehr oft noch ebenso urtümlich, wie die verwandten Geräte ungeschickt sind. Das Hauptgerät ist der Omatsch, ein ganz einfacher Hakenpflug, der die Scholle nicht umwendet, sondern nur wenig tiefe Risse zieht, deshalb vor der Aussaat zur Lockerung des Bodens mehrfach über den Acker gehen muß. Der gelockerte Boden wird durch die Malla, einen einfachen Balken, geebnet, der quer über das Feld geschleift wird. Als Arbeitstiere werden Stier, Pferd und Kamel oft nebeneinander gebraucht und mit Stricken und unglaublichen Kummeten angeschirrt. Als Gerät für Handarbeit dient der mächtige Spaten mit rundem Blatt, der zugleich als Hacke benutzt werden kann, um der harten Lößbodenkruste wirksamer zu Leibe zu gehen. Eine gewisse Fruchtfolge wird innegehalten, aber nur in bessern Anwesen, sonst ist das Brachsystem sehr üblich. Die Landwirtschaftsschule in Keschi und die Bewirtschaftung des Schatullgutes wirken aber im besten Sinne erziehend.

Man kann im ganzen den Turkmenen nachsagen, daß sie sich schnell in eine ganz veränderte Lebensweise haben schicken lernen. Daß sie aus erbitterten Feinden loyale Untertanen geworden sind, haben sie schon 1885 an der Tasch-Kepribrücke bewiesen. Viele gelangen zu Wohlstand und erkennen dankbar die Vorteile der Angliederung an ein geordnetes Staatswesen an, dem man kolonialpolitisches Verständnis nicht absprechen kann.

Zu den besten und erfolgreichsten Leistungen auf kolonisatorischem Gebiete gehört die Ausgestaltung des Netzes der Verkehrswege. Vorher gab es keine eigentlichen Wege, denn der Eingeborne bedurfte ihrer nicht. Doch hatten sich aus dem Bedürfnis, von Tränkstelle zu Tränkstelle zu ziehen, gewisse Pfade gebildet, von denen einige mit günstigen Wasser- und Futterverhältnissen eine gewisse Bedeutung für den Verkehr gewannen und auch mit einfachen Brücken über Flüsse und Gräben geführt wurden. Mit der Einverleibung des Gebiets ergab sich aus politischen und ökonomischen Gründen die Notwendigkeit, einige

*) Alaman ist ein mehr oder minder organisierter Raubzug in größern Verhältnissen, während Einzeldiebstähle Kaltaman genannt werden. Beim Alaman erwirbt sich der Turkmene außer recht billigem und mehr oder minder leichtem Verdienst den Ruf und Namen eines Kriegers und Batyrj (Helden). Das Geschäft wird durch die öffentliche Meinung nicht nur nicht verurteilt, sondern erfreut sich allgemeiner Sympathie als eine Tätigkeit, die zur Tüchtigkeit und Verwegenheit erzieht.

dieser Pfade in fahrbare Straßen umzuwandeln und neue dazu anzulegen. Zunächst hatten diese Straßen vorwiegend westöstliche Richtung; mit der Durchführung der Transkaspischen Eisenbahn durch das ganze Gebiet bis tief nach Zentralasien hinein haben die Querverbindungen nach Chiwa und an die persische und afghanische Grenze erhöhte und immer mehr zunehmende Bedeutung gewonnen, je mehr sich die Leistungsfähigkeit der Eisenbahn entwickelte.

Ich habe meine Leser diese Bahn bis Alt-Merw entlang geführt und kann nun nicht unterlassen, mit einigen Worten die wirklich großartige Leistung zu skizzieren, die der russische Drang nach dem Osten hier zu verzeichnen hat. Gewichtige Stimmen, wie die Tschernjajeffs, des Eroberers von Taschkent, waren gegen ihre Erbauung laut geworden und hatten ihr jede militärische und wirtschaftliche Bedeutung abgesprochen. Skobeljeffs unleugbares Verdienst ist es, die Unterwerfung Transkaspiens durch den Bau der Eisenbahn, diese durch die Betonung der Notwendigkeit eines allmählichen Vorgehens gefördert zu haben. In Annenkoff fand sich der geeignete Mann zur Verwirklichung dieser Pionierarbeit. Allerdings wurde die erste Strecke bis Kisyl-Arwat am Anfang der Achal-Teke-Oase erst während des Feldzugs und nach der Einnahme von Geok-tepe fertig. Aber hätten die Tekinzen den Widerstand planmäßig fortgesetzt oder sich nicht in Geok-tepe einer so schweren Niederlage ausgesetzt, wäre die Weiterführung des Krieges nach den bisherigen Vorgängen ohne diese Bahn undenkbar gewesen. Trotzdem wurde erst 1884 der Weiterbau befohlen, am 24. November 1885 Aschabad, am 14. Februar 1886 Kaakcha erreicht, nachdem sich die Turkmenen der Merw-Oase freiwillig dem russischen Zepter unterworfen hatten. Am 15. Dezember 1886 traf der erste Zug, enthusiastisch bewillkommnet, am Amu-Darja ein. In anderthalb Jahren waren 817 Kilometer Schienenweg gestreckt.

General Annenkoff hatte zwei Eisenbahnbataillone zur Verfügung. Er verwandte das eine im Betriebsdienst, das andre zum Bau. Die Erdarbeiten wurden unter militärischer Aufsicht von Tekinzen und Bucharzen geleistet, der Oberbau von drei Kompagnien in zwei Schichten gestreckt, wobei Perser zum Tragen des Materials herangezogen wurden. Ein Kasernenzug von insgesamt 34 teils zweistöckigen Wagen nahm die Bauleitung und die drei Kompagnien des bauenden Bataillons auf und folgte unmittelbar hinter den arbeitenden Truppen auf die fertiggestellten Strecken. Das Material wurde für jede der beiden Arbeitsschichten bis dicht hinter den Kasernenzug vor Beginn der Schicht herangeführt. So kostete die Werst (1,07 Kilometer) nur 32000 Rubel, was als sehr billig bezeichnet werden kann. Allmählich ist die Bahn so weit ausgebaut worden, daß sie eine Fahrtgeschwindigkeit von 50 Werst die Stunde verträgt. Sie wird freilich nur mit 25 Werst, streckenweise gar nur 15 Werst Stundenleistung im Durchschnitt befahren. Man hatte ihr nicht mit Unrecht die größten Schwierigkeiten in der Sandwüste prophezeit. Daran hat es allerdings nicht gefehlt — der Kampf mit dem Sande*) ist wohl eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte dieses Bahnbaus. Schon bei der Erbauung hatte Annenkoff die übelsten Erfahrungen gemacht und in einer der gefährlichsten Wüstenstrecken bei der Bekämpfung dieses Elements seine ganze Energie aufbieten müssen, um nicht mit seinen Arbeitern in den Sandmassen begraben zu werden. Fortgesetzt bedurften die gefährlichen Strecken scharfer Beaufsichtigung und eines großen Aufwandes an Streckendienstpersonal, das in Arbeiterkasernen zusammengehalten

*) Vgl. meine Skizze in der Kriegstechnischen Zeitschrift September 1901.

wird und manchen Zug hat begleiten, hat frei schaufeln müssen. Wie feiner Schnee bei großer Kälte, so legt sich der wandernde Sand in Querstreifen an und über die Schienen und fährt sich so fest, daß die Züge aus dem Geleise heraussteigen. Man hat versucht, den Damm zu erhöhen, um die Dünenkämme nicht durchschneiden zu müssen, aber dadurch das Übel nur größer gemacht — die Dämme sind bei der vorherrschenden Windrichtung nur Sandfänge. Dann hat man Sandzäune nach der Art von Schneezäunen errichtet und die Nachbarschaft mit Wüstenpflanzen aufzuforsten gesucht. Beide Mittel sind mit Erfolg verwandt. Stellenweise gleicht der Damm und das Seitengelände im ersten Frühjahr grünen Alleen. Ehe es soweit gekommen ist, mußte freilich der Unterbau künstlich gefestigt werden. Man fuhr Lehmschlag von weither herbei und bekleidete unter steter Bewässerung mit ebenfalls angefahrenem Wasser die flachen Böschungen und die Krone des Bahndamms. Darin hatte man Erfahrung auf der frühern, jetzt aufgegebnen Anfangsstrecke von Michailowsk gewonnen, wo sich der lockere Ufersand nicht fesseln lassen wollte. Auch Begießung mit Naphtha gilt als geeignetes Mittel zur Befestigung der Dammkrone und kommt auf den Bahnhöfen viel zur Verwendung. Das sicherste Mittel zur Aufrechterhaltung des Verkehrs bleibt doch Menschenarbeit. Sorgfältige meteorologische Beobachtungen haben Fingerzeige gegeben, wann gefährliche Stürme zu erwarten sind. Dann werden Sandzäune gestellt, oft in zwei und mehr Reihen hinter- und aufeinander. Die Züge erhalten Arbeiterbegleitung, die sich ablöst und sich festfahrende Maschinen freilegt. Erst im Vorjahre ist vom Kriegsministerium eine Zulage für Offiziere und Mannschaften bestimmt worden, die bei Schnee- oder Sandverwehungen zum Dienst der Eisenbahn herangezogen werden müssen.

Eine andre Sorge für den Bau und Betrieb war die Beschaffung des Wassers. Das Wasser der Brunnen in den Sandstrecken ist meist ebensowenig zum Trinken als zur Speisung der Maschinen zu verwenden. Daher gehören zum Wagenpark der Bahn eine große Anzahl Zisternenwagen, die sowohl die Aufgabe haben, wasserarme Stationen zu versorgen wie auch in die Züge einrangiert als bewegliches Wasserreservoir zu dienen. Nachdem die guten Quellen von Kasandshik am Küren-Dagh erschlossen waren, war die Hauptschwierigkeit gehoben. Jetzt liefern verschiedne artesische Brunnen, Wasserleitungen und die Kondensationsanstalt in Krasnowodsk für jeden Bedarf genügend.

Bei dem Mangel an fließendem Wasser könnte es scheinen, als ob der Bahnbau nur wenig Kunstbauten erfordert hätte. Dem ist jedoch nicht so. Die größern Überschwemmungen der einer natürlichen Abflußrinne entbehrenden Hauptflüsse haben dem Eisenbahndamm den größten Schaden zugefügt, denn er wirkte wie ein Staudamm, ohne doch die nötige Widerstandskraft eines solchen zu haben. Daraus ergab sich die Lehre, daß genügend Durchlaßöffnungen ebenso unerläßlich sind wie breite Vorflutkanäle, die quer und längs der Bahn besonders zwischen Tedshen und Murgab dem Reisenden auffallen. In den Oasen durften aus gleichen Gründen die zahlreichen Aryks nicht abgeschnitten werden. So ist denn der Bahndamm durch eine große Anzahl Brücken von vier bis fünf Meter lichter Weite, gefällige Eisenkonstruktionen auf steinernen Pfeilern unterbrochen. Der Kopet-Dagh hat dazu aus seinen Muschelkalk- und Glaukonitsandsteinschichten das Material liefern müssen.

Ganz auffällig sauber, um nicht zu sagen kokett sieht die Eisenbahn aus. Die meilenlang in gerader Richtung verlaufenden Strecken weisen nicht die leiseste Unregelmäßigkeit in der Schienenlage auf, in deren Wahrnehmung das menschliche Auge so unerbittlich ist. Die aus dem Permschen und Kasanschen kommenden

Schwellen sind freilich nicht so gerade gewachsnes und starkes Holz, wie wir es bei uns verwandt sehen, aber sie liegen sehr eng und gewährleisten eine feste Lage des Geleises und ruhigen Gang der Wagen. Überwege, Wärterbuden sind unnötig, was die Streckenbeaufsichtigung erleichtert. Das System der Arbeiterkasernen, das sich in der Zeit der Befriedung des Landes von selbst aufdrängte, bietet die Möglichkeit, die Arbeitskräfte zusammenzuhalten und schnell an der richtigen Stelle einzusetzen sowie auch die Lebensverhältnisse erträglich zu gestalten.

Fast ebenso gefällig wie die großen Stationen Krasnowodsk und Aschabad sind die kleinen Bahnhöfe angelegt, alle einander sehr ähnlich und in drei weitere Klassen ihrer Bedeutung nach eingeteilt. Das Innere entspricht allerdings dem äußern Aussehen wenig, und selbst da, wo der Fahrplan sinnigerweise durch einen Becher andeutet, daß Restaurationsbetrieb eingerichtet ist, tut man gut, sich nicht allzugroßen Erwartungen hinzugeben. Lasciate ogni speranza würde sich hier und da als Zusatz zu dem internationalen Wort Büfett sehr wohl empfehlen. Aber man ist ja in Asien, und zwar in Russisch-Asien. Der reisende Russe zieht mit seiner großen Anspruchslosigkeit gegenüber Essen und Trinken hier erst recht vor, sich seinen Tee im Wagenabteil zu bereiten und mitgenommene Dauervorräte zu verzehren, ein Verfahren, das das Reisen wesentlich verbilligt. Wir suchten lieber den Restaurationswagen im Zuge auf und ließen uns selbst durch die zahlreiche Anwesenheit der mitreisenden Käfer nicht schrecken, die in jedem Lande anders mit dem Namen des Nachbarvolks „Preußen, Russen, Schwaben oder Franzosen“ genannt werden und als glückbringende Tiere in einer russischen Behausung anscheinend nicht fehlen dürfen.

Der Wagenpark der Transkaspischen Eisenbahn ist nicht übel. Ihre Pullmanwagen fahren gut und sind für bequeme Nachtruhe eingerichtet. Nur darf man nicht in einen Wagen ohne abgeschlossene Abteile kommen, nicht zweiter Klasse fahren und den gemischten Zug benutzen, was wir eine Nacht lang zu bereuen hatten. Unsauberkeit, Hitze, schlechte Luft und minderwertige Gesellschaft ließen uns in einem solchen Zuge den Aufenthalt schier unerträglich scheinen. Im Sommer soll der Mangel jeden Toilettenzwanges, Glut und Staub einen kleinen Vorgeschmack der Hölle geben. Die gelöste Fahrkarte sichert nicht immer einen Platz in der zustehenden Klasse. Aus den seligen Zeiten des reinen Militärbetriebs haben Offiziere und Beamte auch niedern Ranges die unberechtigte Gewohnheit behalten, ohne Bezahlung die besten Plätze unerschüttert mit Beschlag zu belegen und festzuhalten. Bei der Herrenstellung, deren sich der russische Uniformträger dort unten erfreut, wird er kaum nach seiner Fahrkarte gefragt. Ich will mich übrigens auch nicht beklagen. Auf Weisung der Polizei wurde die Giltigkeitsdauer unsrer durchlaufenden Fahrkarten von Krasnowodsk nach Andishan anstandslos verlängert, weil wir die Fahrt ein paar Tage hätten unterbrechen müssen. Die Segnungen des russischen Zonentarifs kommen auch der Transkaspischen Eisenbahn zugute. Für 31,60 Rubel haben wir 2050 Kilometer bis Andishan zurücklegen und viermal die Fahrt unterbrechen können, sodaß schließlich unsre Fahrkarten bis zur völligen Unkenntlichkeit durchlöchert und beschrieben waren.

Der Betrieb auf der Eisenbahn ist ein seltsam gemischter. Nachdem sie im Jahre 1899 dem Verkehrsministerium unterstellt worden ist, wird trotzdem der Stationsaufsichtsdienst zum großen Teil durch Offiziere und Unteroffiziere der Transkaspischen Eisenbahnbataillone wahrgenommen, und werden Unteroffiziere und Soldaten als Maschinenführer und Heizer mitverwandt. Für die Ausbildung

der Offiziere sind mehrmonatige Spezialkurse in Aschabad, am Sitz der Direktion, eingerichtet. Die auf diese Weise vermittelte praktische Dienstkenntnis der Eisenbahntruppe kommt der Kriegsbereitschaft an der Südostgrenze zweifellos ebenso zugute, wie sie die Möglichkeit gegeben hat, die Störung des Betriebes während des auch hier versuchten Streiks auf ganz kurze Zeit zu beschränken. Alle Beamten sind Russen, für deren Familien durch Schulen und Wohlfahrtseinrichtungen ganz gut gesorgt ist.

Die Transkaspische Eisenbahn war vor Vollendung der Orenburg-Taschkentbahn ein für sich allein bestehender Schienenweg, der in reichlich unsicherer Verbindung mit den andern russischen Verkehrsstraßen stand. Trotzdem konnte der frühere Chefarzt der Skobeljeffschen Expedition Dr. Heyfelder mit Recht folgendes Urteil abgeben: „Die Eisenbahn hat die ganze politische Konstellation in Zentralasien verändert, den Wüstengürtel, den England als Schutz für Indien ansah, durchschnitten, den Truppenzuzug aus Turkestan, Kaukasien und den Wolgagegenden ermöglicht, das Ansehen Rußlands in Mittelasien konsolidiert und die Russifizierung seiner asiatischen Besitzungen mit einem Schlage um ein Menschenalter gefördert."

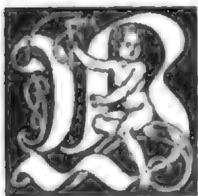
Mit der Tatsache des erfolgten Anschlusses an das europäische Schienennetz ist dieser ihr Wert gewaltig gestiegen. Darauf werde ich noch einmal mit ein paar Worten zurückkommen müssen.

Tänzelfritze

Von Max Grad

(Fortsetzung)

4



enn Wine Reichhardt, häufig erst recht spät Nachts, in dem linken Dachkämmerchen — im rechten schläft Fritz, der des Nachts bis vor kurzem noch einen Heilgehilfen bei sich haben mußte — zur Ruhe kommt, kann sie trotz aller Müdigkeit sehr oft keinen Schlaf finden. Dann steigen all die Monde und Tage seit jenem 22. Juli in buntem, tollem Reigen vor ihr auf und wirbeln ihr das Herzblut mit herum, sodaß ihr im eignen Bette schwindlig werden will.

Sie weiß es noch so gut, wie sie an jenem Morgen, erfreut, daß Tante Rankenswor sie zum Krämer Tetemann schickte, aus dem Düster in den lichten Sommermorgen hinausgetreten war. Beim Anblick des glitzernden Flusses, all der frischen Sonnenpracht hatte sie gleich wieder an Franz Nowatsch und seinen ausgesprochnen Sinn für die Natur und deren Schönheiten denken müssen. Auch daran, wie stumpf dagegen Fritz Tetemann diesen gegenüberstand, und daß sie ihm mancherlei zu sagen habe, was keinen Aufschub dulde, und müsse es zwischen Tür und Angel geschehen! Sie war noch nicht bei dem an der Flußstraße schaffenden Hänse-Karl angelangt, da hatte dieser, mit Steineklopfen aufhörend und die dunkle Schutzbrille über die Stirn hinaufschiebend, von der andern Seite herüber schon ihr das Fürchterliche zugerufen. Eisiger Schreck war Wine durch den Körper gefahren. Sie stand ganz stumpf und starrte den Steinklopfer an. Ihr war es, als tropfte

dem Hänse-Karl mit jedem neuen Worte seines grauenhaften Berichts — bei dem sich Dichtung und Wahrheit mischten, sobald ihm Einzelheiten fehlten — das helle Blut von den erzählenden Lippen. Weiß Gott, es floß ja schon auf der Straße, da und dort tauchten rote Laken auf, die nur so vor des Mädchens Augen tanzten, gerade wie es selbst sich noch gestern im Feuchten Kruge mit Tänzelfritze gedreht, den es so heiß geküßt hatte. Und nun soll er entsetzlich verstümmelt oder auch zu Brei zermalmt mausetot daliegen!

Hör auf, hör auf! schrie sie dem Steinklopfer hinüber und hielt sich die Ohren zu. Während sie wie besessen den Fluß entlang zu Tetemanns rannte, saß der Hänse-Karl zusammengekauert auf seinem Schotterhügelchen und sah mit der schwarzen Brille im grellen Sonnenlichte ganz unheimlich aus.

Das Lädchen fand Wine ebenso gepfropft voll Menschen wie die Prunkstube, die Küche und den Hausgang. Inmitten der laut durcheinander sprechenden, jammernden Menge wimmerten die beiden Alten. Die Mutter saß, die Schürze vor die Augen gepreßt, vor dem Holztische, der Vater, hilflos bedrängt von den Teilnehmenden und auch nur Neugierigen, drehte sich immer bloß um sich selbst. Dann kam der Landgendarm, schaffte leidlich Ruhe, vertrieb die Müßigen und gab den Eltern wahrheitsgemäßen Bericht, zu dessen Bekräftigung er ein paar Depeschen mitgebracht hatte. Er riet den nun aufatmenden Alten, doch nach der Stadt zu fahren und selber im dortigen Krankenhause nach dem Sohne zu fragen. Da war nun Malwine Reichhardt da, um klare Gedanken zu fassen und zu überlegen. Sie wollte mit Frau Tetemann fahren, und deren Mann sollte hier bleiben und Haus und Lädchen hüten, um auch den Vorteil einer jetzt gewiß besonders großen Kundschaft genießen zu können. Die Nachbarn würden ihm ja in jeder Art beistehn.

Aber es war gar nicht so einfach, in die Kreisstadt zu kommen. Zwischen dieser und der letzten Station vorher erstreckte sich der gräßliche Zerstörungs- und Vernichtungsherd. Wenngleich seit der Unglücksstunde schon Unglaubliches geleistet worden war, so ging doch noch kein Zug von hier nach der Stadt ab. Andre schnelle Verkehrsmittel, vor allem Automobile, soweit sie im Umkreis existierten, mußten die Reisenden holen und weiter befördern: dergleichen Neuerungen gab es noch nicht hier im Orte. Allein der Schlächter Bachmann spannte an und brachte die alte Frau mit Wine auf seinem Kälberwägelchen so fix wie nur möglich nach dem Städtchen. Freilich hatten beide dann fast das Gefühl, als hätten sie auch ein Eisenbahnunglück hinter sich. Jeder Knochen schmerzte ihnen im Leibe. Den armen Fritz konnten sie aber doch nicht zu sehen kriegen. Der lag bewußtlos und ganz entkleidet auf einem Tische, und Ärzte, Heilgehilfen und Krankenschwestern waren um ihn tätig. So erzählte ihnen ein Rekonvaleszent, der sich in seiner saubern Anstaltstracht gerade im schattigen Garten erging, und dem es gerade rasch eine Pflegerin berichtet hatte. Auch hatte diese gemeint, es sei gar nicht unmöglich, daß der junge Mensch es durchmache, und daß es eine ganze Menge Leute gäbe, die „mit ohne Beine" auch ganz vergnüglich leben würden. Der Mann kam sich sehr wichtig vor, besonders als er sah, daß alles, was er sagte, von den Frauen verschlungen wurde, und daß es auf beide Eindruck machte und gut zu wirken schien.

Ach, wenn ich ihn nur wenigstens noch behalten darf! Nur das, nur das! wimmerte Frau Tetemann.

Und Sie Fräulein, Sie sind wohl eine Schwester zu ihm?

Nein, das nicht!

Dann wohl gar seine Fräulein Braut?

Und da hob Wine den Kopf, sah den Geschwätzigen gerade an und sagte fest und deutlich: Ja!

Da weinte die alte Frau laut auf, und Wine legte, nachdem sie Frau Tetemann auf die nächste Bank gezogen, deren weißhaarigen Kopf an ihre Brust. Später sagte sie das Gleiche auch dem Oberarzte, zu dem vorzudringen ihr gelungen war.

Nun, man kann ja die beste Hoffnung haben, daß Ihr Bräutigam wieder gesundet, wenn keine Komplikationen hinzutreten, meinte dieser nach mehreren Tagen, als das Mädchen, nachdem es die Unglücksstrecke — diesesmal mit der Eisenbahn unter Erschauern — zurückgelegt hatte, wiedergekommen war. Der nun doppelt beschäftigte Arzt hatte sich an der Tür doch noch einmal nach dem hübschen Mädchen umgedreht. Scheußlich, so etwas! Das hätte ein schönes Paar abgegeben! Er nickte Wine, unter deren zarten Wangen man das Blut kommen und gehen sah, freundlich zu.

Das Schicksal hat Ihnen Böses geschickt mit dem, was es über Ihren Verlobten gebracht hat. Zeigen Sie ihm, wenn Sie ihn später besuchen dürfen, aber nur kein so unglückliches Gesicht! Immer heiter und zuversichtlich zu erscheinen suchen! Das hilft oft viel! Der arme Bursche wird gerade Sie recht nötig haben. Oder lassen Sie ihn jetzt im Stiche?

Die letzte Bemerkung war ihm so herausgefahren, ohne daß er roh und taktlos hatte sein wollen, und wurde gleich von ihm bereut. Darum fügte er schleunigst noch an: So kommen Sie mir aber durchaus nicht vor!

Nötig haben! Ja, so sehr, sehr nötig würde Fritz sie jetzt haben! O sie wußte es ja gleich! Diesen Herrn da hatte sie nicht mehr zu dieser Erkenntnis gebraucht. Es hatte ja gleich bei ihr festgestanden: dem flotten, hübschen, lebekräftigen Burschen, dem Tänzelfritze, dem hätte sie den Abschied geben dürfen, ja sogar geben müssen, wenn sie nicht mit einer frevelhaften, sinn- und nutzlosen Lüge vor den Altar hätte treten wollen. Dem da aber, der in diesem Hause blutig und für immer verstümmelt liegt, dem muß sie halten, was sie mit ihren Küssen, die ihr bindende Schwüre bedeuteten, versprochen hatte.

Der Arzt hatte keine vergeblichen Hoffnungen geweckt. Sogar schneller, als man es gehofft, war Fritz Tetemann weit genug, daß man daran denken konnte, es mit künstlichen Beinen bei ihm zu versuchen. Freilich vergingen bis dahin viele Monate, und dann wollten die anfangs vergeblichen Anstrengungen den Patienten, der ohnehin nicht einer der fügsamsten und ergebensten war, immer wieder gleich ganz entmutigen. Unzähligemale fuhr Wine — die alte Frau regte sich zu sehr dabei auf und war auch beim Vater und zu Hause nötig — nach der Kreisstadt, und immer war ihr Besuch von günstiger Wirkung auf den Leidenden. Dieser hatte seine ganze frühere, ja immer recht äußerliche Liebenswürdigkeit und damit zugleich alles „Legere und Adrette" durch das Unglück verloren. Auch alles Hübsche und Flotte. Was da, als ihr Bräutigam, vor Wine lag, war nur ein beinloser Krüppel, der ihr bis jetzt noch nicht einmal eine der abgemagerten Hände dankend hingestreckt hatte, der mit dem blassen Gesicht, den eingesunknen Augen, der spitzen Nase und dem entstellenden, fremden Barte in gar nichts mehr dem Tänzelfritze glich, mit dem sie sich im Feuchten Kruge verlobt gefühlt hatte. Traurig und schweren Herzens sah Malwine Reichhardt auf den herab, der keine Seele hatte, sodaß jetzt, wo ihm die äußere Schönheit genommen war, nur eine unscheinbare, leere Hülle dalag.

Fritz und zwei Genossen, die weniger schlimm als er daran waren, schliefen. Das junge Mädchen saß in seinem schweren Sinnen einsam in dem nüchternen,

saubern, so ganz hygienisch gehaltnen Saale, in dem es trotz allen Lüftens nach Jodoform und Karbol roch. Eine schwere Last schien sich mit der geweißten Decke immer tiefer auf sie herabzusenken. Das fahle Licht eines regnerischen Spätnachmittags kroch durch die hohen Fenster. Halblautes Gemurmel einer am Saalende betenden Nonne durchschnitt förmlich die Stille, obwohl es kaum anders wie das leise Rauschen eines Bächelchens war. Die Schwester wußte gar nicht mehr, daß „die Braut", wie man hier Wine nur nannte, noch da war, so ruhig verhielt sie sich auf ihrem Platze. Ja, Wine saß sehr ruhig! Aber in ihr war es laut genug. Da sprach eine starke Stimme: „Es ist eine Fügung, und du mußt so handeln, wie du es tust!" Allerdings, ruhte auf diesem Schmerzenslager ein andrer, zum Beispiel der Franz Nowatsch, so wäre es wohl keine leere Schale! Eine Seele läge dann gebreitet, vielleicht reiner und kräftiger denn je entfaltet. Und aus Wines Augen würden dann Freudentränen fließen können, daß Gott noch so viel Leben in diesem Körper gelassen, daß der Geist nicht auch zu sterben brauchte.

Heilige Jungfrau Maria, reine Gottesgebärerin, stehe uns bei in der irdischen Trübsal! betete im Winkel das Nönnchen. Tief bog sich des jungen Mädchens Kopf auf die Brust. Wine weinte bitterlich.

Wie Fritz erwachte, schimpfte er sofort auf den Eisenbahnfiskus, und daß der jedenfalls „eklig ruppig und knauserig" gegen ihn sein würde. Ein einzigesmal nur hatte Tetemann kurz nach dem Schicksal der andern, wer alles und wie sie verunglückt seien, gefragt und dann nur die Achseln gezuckt, ohne jemals wieder Interesse daran zu zeigen. Man konnte ihm auch gar keine Erschütterung anmerken, als er endlich von Bernhard Gecks Tode gehörte hatte.

Kurz bevor Fritz aus dem Krankenhause entlassen wurde, fuhr Wine heim und besprach zum erstenmal mit ihren Eltern, worüber sie bis jetzt nur kurz brieflich berichtet hatte. Sie sei des frohen und frischen Tänzelfritzens Braut gewesen. Nun müsse sie doch gewiß und wahrhaftig bei dem Unglücklichen und Vereinsamten — denn sie kenne die Menschen nur zu gut und wisse genau, wie sie doch im Grunde alle nur dem Glück und der Freude nachlaufen — bleiben, und die Eltern würden es sicherlich begreifen. Alle beide nickten bloß. Mutter weinte dann heimlich draußen in der Küche. Und ob Vaters Augen wirklich nur durch den Tabaksqualm und das viele Lesen später so rot waren? Ja, das einzige Kind hatte ihnen Schweres auf ihren letzten Weg geworfen. Noch schwerer durfte es nicht mehr werden. So verschwieg Wine selbst dem Vater die eigentliche Tragik ihrer Schicksalswendung. Tiefer und tiefer senkte sie beim Abschiede das Gesicht, in das helle Flammen schlugen, als der ahnungslose, herzensgute Mann sprach: Die Liebe trägt alles, sie duldet alles, sie höret nimmer auf! Der gütige Gott verleihe dir Kraft, mein Kind!

Wie erleichtert fühlte sich das Mädchen, als es auch das noch hinter sich hatte. Bei und mit der Tante war es glatt gegangen. Als Wine damals an jenem Schreckenstage, ohne für das Mittagsbrot zu sorgen, nur eben ein paar Sätze hervorstoßend, nach den Kleidern griff, sie eiligst überwarf und dann mit Frau Tetemann nach der Stadt fuhr, hatte die alte Rankenswor zuerst weidlich geschimpft und dann alles, was ihrer Nichte gehörte, in deren Koffer geworfen. Darauf hatte sie dem Nachbarn gerufen und diesem selber geholfen, Wines Truhe vor das Haus zu befördern, wobei die Frau durchaus nicht gebrechlich und krank erschien. Die Sachen mochten nun da stehen bleiben! Sie selber setzte sich dann obenauf und hatte bald für ihr Gekreisch, wie schlecht und undankbar die Nichte sei, und daß sie jetzt gleich ein neues Testament machen werde, reichlich Zuhörer. Vom Polnischen herüber

ließ sie sich anderntags durch den Schullehrer eine entferntere Verwandte verschreiben. Deren Kauderwelsch lernte sie so wenig wie diese das ihrige je völlig verstehen, und so kommen sie auch jetzt noch unter täglichen Schimpfereien, ja auch gelegentlichen Prügelszenen im Grunde ganz gut aus. Es ist der plattnasigen, untersetzten Linotsch gar nicht recht, daß sich die Tante bei diesem Leben förmlich zu verjüngen und zu erfrischen scheint. Die Zeit vergeht im Fluge.

Die Tetemanns nennen Wine alle Tage einen Gottessegen. Was sollten sie denn angefangen haben ohne das brave Mädchen? Besonders da sie es mit dem armen Fritz, auch jetzt, wo er sich schon wieder recht gut erholt hat, so furchtbar schwer haben. Hätte er doch wenigstens etwas gearbeitet! Nicht des Verdienstes wegen! Ach, sie wollten sich ja gern plagen bis an ihr Lebensende, und außerdem geht das Geschäft gerade seit dem Unglück so vortrefflich, daß Wine in ihrer erheiternden Weise oft meint, man müsse sicher noch anbauen. Aber Fritz sollte sich allein schon deshalb beschäftigen, damit er nicht soviele Zeit habe, immer an das furchtbare Durchlebte zu denken. An dies denkt Fritz allerdings in andrer Weise, als seine Angehörigen es fürchten, indem er lediglich das eigne Schicksal beklagt. Seine zwei Schwestern schicken jetzt jeden Monat etwas. Aber das verraucht Fritz allein schon. Außerdem hat er die nette Entschädigungssumme vom Fiskus. Aber im Grunde — ach Gottchen, ach Gottchen! seufzt dann wohl die Mutter — vertrinkt er eben allzuviel, als daß reichlich überbleiben könnte. Und wer bot ihm nicht schon alles Arbeit! Sogar vom Steueramte waren zwei Herren gekommen, um zu fragen, wie es dem Fritz gehe, und hatten ihm Schreibarbeiten angeboten, die er zu Hause erledigen könne. Er habe ja den alten hellen Kopf und heile Hände behalten. Aber Fritz murmelt dann von Schmerzen in Stirne und Augen, von Kreuzweh und allen Wehs der Welt, die ihn verhindern, etwas zu schaffen. Auf jede nur denkbare Art hat es besonders Wine schon probiert, den Müßigen, der im zweiten Winter nach dem Unglück reichlich Fett anzusetzen begonnen hat, zu einer Beschäftigung zu bringen und ihn von der unseligen Trunksucht, der er heimlich, noch mehr als offen, frönt, abzulenken. Mit wachsender Sorge, Trauer und Mutlosigkeit sieht sie, wie vergeblich all ihr Mühen ist. Allein sie leidet auch sonst. Wachsen doch in Fritz auch andre Begierden wieder. Seine Eitelkeit kehrt auch zurück. Wie einst will er „leger und adrett“ sein und scherzt und lacht auch aufs neue. Aber seine Scherze sind meist zweideutiger oder roher Natur, und sein Lachen hat etwas Unechtes und Verletzendes. Seine Liebenswürdigkeit, besonders gegen Fremde, ist nicht der Schatten von der einstigen echten. Und dann wieder, oft gerade wenn er sich dabei recht angestrengt hatte, muß er selber an Ecken und Enden bemerken, daß man ihn im Grunde doch meidet.

Lange hatte er das scheue Benehmen der Leute bitter lachend seinem Unglück und seiner so merkwürdig täuschenden, geradezu unheimlichen Beweglichkeit zugeschrieben. Aber er ist nicht dumm genug, um nicht zu sehen, daß man ihn einfach nicht mag, sogar gerade die am wenigsten, die früher den Tänzelfritze so gern gehabt hatten. Auch nicht auf dem Wege des Erbarmens und des Mitleids finden sie sich jetzt zu ihm zurück, der ihnen ein Fremder geworden war. Viele meiden den Krüppel nur nicht ganz um Malwine Reichhardts willen, vor der man großen Respekt hat. Mit Kopfschütteln und Mienen ehrlicher Teilnahme, aber auch reichlichen Grauens berichten sie, Fritz Tetemann erzähle jedem, der es hören will, daß er in nächstem Herbst mit Wine Hochzeit mache. Ist davon in der Familie die Rede, dann wird das Mädchen einen Schatten bleicher. In Gedanken aber faßt es sein Herz fester und bleibt heiter und freundlich. Nur ist Wine so sehr froh, daß sie jetzt schon seit Monaten drüben bei der verwitweten Müllerin schlafen darf.

Ganz nach Hause hätte sie ja nicht gekonnt, denn sie ist hier zu notwendig. So geht es am ehesten, in den kargen Viertelstunden, die ihr die Arbeitslast endlich doch auch einmal gönnt, mit dem Fritz auszukommen. Er fühlt sich sichtlich immer wohler. Das kann Wine ganz besonders bemerken, auch an der Art seiner Küsse! Diese sind ihr das Furchtbarste von allem. Lieber hätte sie wieder Nacht für Nacht an Fritzens Bett wach gesessen und sich dann bei Tage erst recht für ihn abgequält. Sie kann es ihm auch unmöglich verbergen, daß ihr dann vor ihm ekelt. Aber um es abzuschwächen und um zugleich auf ihn einzuwirken, sagt sie zu ihm, sie ertrage nicht, wenn er immer nach Alkohol rieche. Dann nimmt dies wieder einige Zeit hindurch ab. Zwar trinkt Fritz mehr als je, aber er sucht immer alle Spuren davon zu verbergen.

Nur zweimal war es Wine im Laufe der Zeit möglich, einen Streit zu verhindern. Der erste war entstanden, weil das junge Mädchen erzählte, daß drüben in Ringsende auch ein junger Mann lebe, dem die Beine bei einem Unglück abgefahren worden seien. Er arbeite jedoch, obwohl er sich als recht armer Leute Kind weder kräftig nähren könne noch besonders gepflegt werde, längst so fleißig, daß er der Familie nicht nur keine Last bedeute, sondern sie sogar noch unterstütze. Er habe das Maschinenschreiben erlernt und klappre nun rastlos Tag für Tag. Es sei auch erstaunlich und sehr zu bewundern, wie sanft und ergeben er sich in sein trauriges Schicksal gefügt hätte. Fritz hatte wieder getrunken: dick und bitter lag ihm die Zunge im Munde, der Kopf war ihm schwer und schmerzte ihn. So ärgerte ihn die Fliege an der Wand. Er drehte und wandte dann das, was Wine erzählt hatte, so, bis es zu einem Knäuel geformt war, das er ihr brutal an den Kopf warf. Er habe dieses Hintenherum von lauter Bissigkeiten und versteckten Bosheiten nun endlich satt. Er habe eben auch andres verloren und mehr als so der Nächstbeste. Er sei auch kein schlapper Kerl, der sich vom Schicksal — ein Blödsinniger nenne das Gott — so einfach foppen und ducken ließe. Er wehre sich, und es mache ihm Freude, der ganzen Welt Nasen zu drehen. Außerdem könne er doch wahrlich nichts dafür, wenn ihm durch das schwere Unglück ein größerer körperlicher Schaden geschehen und zerrüttetere Nerven geblieben seien als andern. Dafür müsse er sich nun auch Nacht und Tag sozusagen verfolgen und schinden lassen.

Wine war auf diese ebenso dummen wie undankbaren Beschuldigungen ganz stumm geblieben und hatte auch den Alten heimlich zugewinkt, es ebenso zu machen. Dann aber schlug die Stimmung bei Fritz wieder ganz um. Er wurde windelweich und reuig, bat alles ab und beschwor seine einzigste, allerbeste Wine, ihn doch nicht zu verstoßen. Er wisse ja, er sei ein Elender, außer daß er ein armer Krüppel hätte werden müssen. Und bald überkam ihn wieder der Wunsch nach Liebe und Zärtlichkeiten. Er ließ das Mädchen kaum mehr aus dem Arm und küßte es ab, wie und wo er nur konnte. Darüber brach dann Wine fast zusammen und rang die Hände in schwerster Not, wenn sie endlich in der eignen Kammer allein war. Als sie dann Wasser holte, eines Abends am Weidenbrünnlein, traf sie Franz Nowatsch, der jetzt öfter kam, um den ihm befreundeten Holzhändler Mölders, der sich im Gemüt gar nicht mehr recht zu erholen imstande war, seelisch etwas aufzurichten. Der Schreiner mied das Mädchen nicht, aber er suchte es auch nicht auf. Er hätte nie dessen Last — und er fühlte, daß es eine ungeheure war — noch vergrößern wollen. Freilich war er recht betroffen gewesen, wie er außer all den sich an jenes Eisenbahnunglück knüpfenden Hiobsposten auch gehört hatte, daß sich Malwine Reichardt sogleich nach der Nachricht von dem Schrecklichen als des Tänzelfritzens Braut bekannt habe. Daß sie es noch nicht

gewesen war, als sie mit Franz damals das goldne Abendlicht bewundert hatte, das fühlte er mehr, als er es wissen konnte. Er hätte freilich keinen Grund dafür anzugeben vermocht; aber in ihm lebte und lebt bis heute ein solch großer und reiner Glaube an dieses Mädchen, der nur noch erstarkt ist in all der Zeit harter Mühe und schwerer Tage, in denen er Wine aus der Ferne hatte beobachten können. Wie ein Geheimnis, das sich noch eines Tages hell entfalten müsse, will ihm erscheinen, daß Wine dieses Furchtbare auf sich genommen hatte. Wenn er jetzt aber von der bevorstehenden Hochzeit hört, dann ist ihm zumute, als friere er zu Eis.

Ohne daß die beiden mehr als Alltägliches sprachen, war Wine jede Begegnung mit Franz Nowatsch eine innere Kräftigung. Sie fühlte auch, daß sie jetzt frei zu ihm aufsehen durfte. Hätte es die Gelegenheit gefügt, so hätte sie ihm, der ihr doch eigentlich fremder hätte sein sollen als mancher andre, wie einem Beichtiger anvertraut, wie und was sie gefehlt zu haben glaubte, wie sie es aber auch gebüßt habe, weiter büße alle, alle Tage und wohl auch ein Leben lang würde büßen müssen. Aber sie begegnet dem Franz gar selten; auch nie so, daß sie nur hätten Menschen sein dürfen, statt zur Hälfte aufgedrehte Puppen.

Nowatsch kam eines Tages — noch dazu war Wine gerade gar nicht zu Hause, sondern mit Wäsche auf der Bleiche — zu Tetemanns und schlug dem Fritz vor, der sich früher gar nicht ungeschickt im Zeichnen versucht hatte, für ihn Pausen von Möbelarchitekturen zu machen. In einem gewissen Schamgefühl gerade vor diesem tüchtigen, fleißigen Manne nahm Fritz das Anerbieten auch dankend an. Er hat freilich niemals etwas für Franz Nowatsch gearbeitet. Aber dafür hatte er noch an demselben Abend der armen Wine eine derartige Eifersuchtsszene bereitet, daß ihr das Herz still stehen wollte. Das war das zweitemal, daß das Mädchen glaubte, eine stärkere Macht nehme ihm wirklich alle Kraft, zu erfüllen, was es für Ehre und Pflicht hielt.

So rinnen die Tage dahin. Bald langsamer, bald rascher, bald leichter, bald schwerer. Immer häufiger und eingehender spricht Fritz von der Hochzeit, und wie er diese ausrüsten will, und verlangt, daß sich Wine um ihre Ausstattung kümmern solle. Er ist ein rechter Schwadroneur geworden, und da er sich jetzt wieder verhältnismäßig flott bewegen kann, sitzt er sehr oft im Feuchten Kruge. Wie er sich überhaupt längst da, wo man ihm die Zuneigung versagt, diese auf irgendeine Art zu erkaufen sucht, so hält er auch im Wirtshaus die Leute sehr oft frei. Dabei erzählt er die wahnwitzigsten Dinge von dem Eisenbahnunglück, obwohl gerade er recht wenig davon weiß. Denn er hatte einfach plötzlich einen furchtbaren Stoß verspürt und war dann sogleich in tiefe Bewußtlosigkeit versunken, aus der er erst wieder im Krankenhause erwacht war.

Ein Jahr und neun Monate lang hatte kein Mensch, außer vielleicht ein unvernünftiges Kind, den armen Menschen „Tänzelfritze“ genannt. Jetzt aber taucht schon längst da und dort der Name wieder auf, und dem Fritz tut es keineswegs wehe, ihn zu hören. Er sieht darin eine Art Rehabilitierung seines ehemaligen Rufes als flotten Mannes, der immer „leger und adrett“ gewesen war. Ihm klingt der Übername sehr gut; er schmeichelt ihm und spornt ihn erst recht an, seinem guten Aussehen so viel wie möglich aufzuhelfen, seinen äußern Menschen recht zu pflegen. Hätte er es doch mit dem innern getan!

Wie Fritz damals erst einmal ganz begriffen hatte, wie es gekommen sei, und was darin lag, daß sich Malwine Reichhardt als seine Braut ausgab und dem Verlobten nun wie eine solche in dunkeln wie in hellen Tagen treu anhing, da hatte ihm sein angeborner und großgezüchteter Egoismus auch schon die Schlauheit ver-

liehen, dies nach außen wie etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches hinzunehmen. Er, der selbst in den zärtlichsten Minuten niemals auch nur im entferntesten ehrenhafte Absichten auf Wine gehabt, sie gar nicht zu heiraten beabsichtigt hatte, ließ jetzt nicht den Schatten eines Erstaunens und kaum einen mäßigen Dank merken, weil es ihn unklug gedünkt hätte, damit vielleicht zu verraten, daß ihm durch Malwine Reichhardt ein gar nicht zu erwartendes Gnadengeschenk geworden war. Hätte schon der Tänzelfritze niemals eine ihm vom Schicksal — und wäre sie noch so beschämend unverdient gewesen — in den Schoß geworfne Frucht zurückgewiesen, so tat das der „arme, zum Krüppel gemachte" — denn er bemitleidete sich selbst so grenzenlos — gewiß noch weit weniger.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Rückblick auf die Generaldebatte zum Etat. Weitere Reichstagsverhandlungen. Fürst Bülow und Graf Posadowsky.)

Acht Beratungstage hat die erste Lesung des Etats im Reichstage in Anspruch genommen. Es ist nun einmal das Schicksal dieser Generaldebatte, daß alle Versuche, sie in gewissen Schranken zu halten, in der Regel scheitern. Der parlamentarische Gebrauch hat das Recht geheiligt, bei dieser Gelegenheit über alles zu sprechen, was überhaupt den Gegenstand der Besprechung im Parlament bilden kann, und darunter stehen die Eindrücke des soeben überstandnen Wahlkampfs meist obenan. Es ist eine offenbare Zeitvergeudung und somit eine Unart, doppelt zu verurteilen, wenn die vorschreitende Jahreszeit den Reichstag veranlassen sollte, mit den Stunden zu geizen. Aber die Kampfstimmung und der Wetteifer der Parteien lassen immer wieder neue Redner erstehen, deren Entsagungskraft selten so weit reicht, daß sie ruhig gelten lassen oder gar als erschöpfend anerkennen, was ein andrer vor ihnen gesagt hat. So gelangte die Debatte immer wieder zu demselben Punkt zurück, den neuen Parteibeziehungen, die seit der Reichstagsauflösung vom 13. Dezember hergestellt worden sind.

Vom Etat sprach man dabei möglichst wenig, obwohl die Kritik der eigentümlichen Finanzverhältnisse des Reichs unendlich wichtiger gewesen wäre als die Erörterung der Erfahrungen aus dem Wahlfeldzuge. Wieder tritt die Überlastung der Einzelstaaten des Reichs mit ungedeckten Matrikularbeiträgen in starker Weise hervor, ein Beweis, daß die Reichsfinanzreform zwar eine Besserung, aber keine Heilung unsrer finanziellen Schäden im Reich herbeigeführt hat. Dabei haben die Einnahmen für das Rechnungsjahr 1905 die Erwartungen weit übertroffen, und auch für 1906 erwartete man ein günstiges Ergebnis. Aber die Anforderungen an die finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs sind ebenfalls gestiegen. Ein Trost liegt zwar darin, daß viele Unzuträglichkeiten in dem Zustande der Reichsfinanzen noch aus der Vergangenheit stammen, und daß Aussicht auf allmähliche Besserung besteht. Aber wir haben andrerseits die Erfahrung machen müssen, daß jeder Reformversuch bisher immer den stärksten Widerständen begegnet ist, ja daß man solche Versuche grundsätzlich mit Bestrebungen verquickt hat, die dem eigentlichen Zweck der Reform direkt entgegenarbeiten. So hat das Zentrum seinerzeit die Flottenvorlage mit jener Bestimmung beschwert, wonach zur Bestreitung der Kosten

der Flottenverstärkung Gegenstände des Massenverbrauchs nicht stärker belastet werden sollen. Diese unsinnige Bestimmung, die besonders geeignet ist, die Parteipolitik des Zentrums zu kennzeichnen — es wurde eine große nationale Forderung nur unter der Bedingung zugestanden, daß als Gegengabe etwas bewilligt wurde, womit man die Gunst der breiten Massen gewann, dem Wohl des Reichs aber entgegenhandelte —, diese Bestimmung also wurde nachher gegen eine vernünftige Reform der Reichsfinanzen ausgespielt. Dieser Unvernunft verdanken wir es, daß auf eine mäßige Heranziehung von Bier und Tabak, die den Reichsbedarf beinahe schon gedeckt hätte, verzichtet wurde, und daß man, um nur einigermaßen mit Anstand aus der Verlegenheit hinauszukommen, zu allerhand unglücklichen Auskunftsmitteln greifen mußte. Es ist von Bedeutung, daß schon jetzt die Fahrkartensteuer in der Gestalt, wie sie im vorigen Jahr eingeführt worden ist, von amtlicher Stelle als ein Fiasko bezeichnet werden mußte. Es war das ureigne Werk des erleuchteten Reichstags, der am 13. Dezember glücklich nach Hause geschickt wurde, als das Maß voll war.

Die Finanzlage des Reichs hätte wohl Anlaß zu manchen interessanten Erörterungen bieten können, aber die allgemeine Neigung ging, wie schon erwähnt worden ist, dahin, diese Fragen nur zu streifen. Man vertagte das alles um so lieber, als es von vornherein feststand, daß man mit dem Etat im März doch nicht fertig werden könne. Wieder einmal muß ein Notgesetz eingebracht werden, damit die weitere Giltigkeit des laufenden Etats für die Monate April und Mai gesichert werde. Inzwischen richtet sich alles schon wieder darauf ein, den Etat in der gewohnten Weise, das heißt mit den durch alten Brauch geheiligten Verschleppungskünsten, zu behandeln. Eine Unzahl von Anträgen der verschiednen Fraktionen liegt vor, mit denen wohl nach alter Unsitte die Debatte über den Etat des Innern bis zur Unerträglichkeit bepackt werden wird. Hier wird sich zeigen, ob die Gewährung von Diäten dauernd die erhoffte Wirkung haben wird, daß ein beschlußfähiges Haus vorhanden ist, das nötigenfalls die Macht hat, uferlosem Geschwätz, wie es in frühern Jahren bei diesem Etat die Regel war, ein Ende zu bereiten.

Die Generaldebatte über den Etat gab nach dieser Richtung hin nicht allzuviel Hoffnung. Sehr stark regte sich bei allen Parteien das Bedürfnis, die Erscheinungen des Wahlkampfs und die neuen Parteiverhältnisse zu besprechen. In der vordersten Reihe stand hierbei das Zentrum. Es ist darüber an dieser Stelle schon das Nötige bemerkt worden, nur muß noch hinzugefügt werden, daß auch die Minderheit des Zentrums, die sich noch einen berechtigten Anspruch auf die Achtung ihrer Gegner bewahrt hat, doch wenigstens zu Worte kam. Freiherr von Hertling übernahm die undankbare Aufgabe, die Auffassungen der Parteiangehörigen darzulegen, die sich zwar nach ihren Überzeugungen aus Gründen der Solidarität nicht von der Partei zu trennen vermögen, in der sie die politische Vertretung der katholischen Weltanschauung sehen, die sich aber unmöglich innerlich identifizieren können mit den demokratischen Draufgängern, denen jedes Mittel recht ist, das den frivolsten Zwecken der Partei dient, und denen nationale Ziele nur Handelsobjekte für die egoistischen Machtzwecke der Partei sind. Herr von Hertling, dessen Rede von den eignen Parteigenossen mit bezeichnendem Schweigen angehört wurde, stach mit seinen vornehmen Ausführungen über die historische Rolle der Zentrumspartei, worin der ehrliche Schmerz eines Patrioten über die veränderte Lage nachzitterte, seltsam ab von der trotzigen Gehässigkeit seiner Parteigenossen. Es bedurfte allerdings eines bedeutenden Aufwands von Verbissenheit im Zentrum, um über die vernichtende Bloßstellung ihres so lange verhätschelten Benjamins, des Herrn Mathias Erzberger, mit einigermaßen guter Haltung hinwegzukommen. Ob dieser Herr selbst

die richtige Empfindung seiner Lage hatte, als er dem Chef der Reichskanzlei, Herrn von Löbell, gegenüber so jämmerlich den kürzern zog, möchte man fast bezweifeln. Denn wenn nicht Selbstgefälligkeit und die Verblendung ungezügelten Ehrgeizes seine Urteilskraft völlig gefangen genommen hätten, wäre sein Verhalten in diesem Falle doch wohl ein wenig anders gewesen; er hätte es wohl nicht so sehr zum Äußersten kommen lassen und durch direkt unwürdiges Benehmen Herrn von Löbell geradezu gezwungen, jede Rücksicht fallen zu lassen. So aber konnte es geschehen, daß ein Abgeordneter durch eigne Herausforderung seines Schicksals in eine Lage versetzt wurde, die für eine Versammlung von ernsthaften, erwachsnen Männern, noch dazu Volksvertretern, den in diesem Falle keineswegs angenehmen Reiz der Neuheit hatte. Die Partei, die vor kurzem noch das Heft der Macht in Händen hatte und leichtsinnig genug gewesen war, einem jungen Fraktionsmitgliede ohne Erfahrung, Takt und Augenmaß, nur auf Grund seines Fleißes, seines Ehrgeizes und seiner dreisten Stirn einen ungebührlichen Einfluß einzuräumen, mußte es nun erleben, daß durch eben dieses Mitglied ein Rekord in parlamentarischer Blamage geschaffen wurde; es war nicht zu vermeiden, daß das auf die Partei zurückfiel.

Alle diese unangenehmen Erfahrungen wurden um so mehr gegen das Zentrum ausgebeutet, als die Erörterungen über die allgemeine Lage der Parteien vorläufig noch im Vordergrunde blieben. Im Reichstage ging die Beratung des Nachtragsetats für Südwestafrika in völlig normaler Weise vor sich. Nur der Abgeordnete Ledebour hielt eine wütige Brandrede, die aber innerhalb des Reichstags gänzlich ihre Wirkung verfehlte. Die Bewilligung des Nachtragsetats hat diesmal keine Hindernisse gefunden, obwohl sich das Zentrum, schon um konsequent zu bleiben, ihr auch jetzt wieder versagte. Die Reichstagsverhandlungen der letzten Woche geben darum wenig Stoff zu besondern Auseinandersetzungen; in der Presse fuhr man fort, sich in Betrachtungen über die neue Lage, über konservativ-liberale Paarung und die Aussichten auf die Festigkeit der neuen Mehrheit zu ergehn. Neue Gedanken wurden allerdings dabei kaum zutage gefördert. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Möglichkeit dieser Politik nur im konkreten Falle zu erweisen ist. Nichts ist leichter, als sie in allgemeinen theoretischen Betrachtungen lächerlich zu machen. Solche Erörterungen sind ein sehr dankbarer Stoff in Parteiblättern des Zentrums und der Sozialdemokratie und mögen wohl in diesen Kreisen große Freude erregen; in Wahrheit sind sie völlig bedeutungslos.

Das reinigende Gewitter, das um die Jahreswende über unser innerpolitisches Leben niedergegangen ist, hat natürlich nicht alle Unreinigkeiten aus unsrer politischen Atmosphäre beseitigen können. Das Zentrum namentlich hat ein Interesse daran, jetzt gewisse alte Praktiken nicht einschlafen zu lassen. So wird schon wieder mit Krisengerüchten gearbeitet; man verbreitet Erzählungen über ernsthafte Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Fürsten Bülow und dem Grafen Posadowsky. Was diesen Behauptungen vielleicht an Tatsachen zugrunde liegt, wissen wir nicht, wollen es auch gar nicht untersuchen. Hintertreppen hinaufzuschleichen und an Hintertüren zu horchen, halten wir nicht für unser Geschäft. Wir halten uns an das, was für Menschen, die Augen und Ohren haben, klar am Tage liegt, nämlich daß Fürst Bülow und Graf Posadowsky zwei recht verschiedne staatsmännische Persönlichkeiten sind. Auch ohne daß es uns versichert wird, glauben wir sehr gern, daß beide gelegentlich verschiedner Meinung sind; auch mag es vorkommen, daß sich einmal der eine über den andern rechtschaffen ärgert. Aber jede vernünftige Überlegung spricht dagegen, daß solche Meinungsverschiedenheiten unter den obwaltenden Umständen ernstere Folgen nach sich ziehen könnten. Wenn behauptet wird, Graf

Posadowsky sei mit der Reichstagsauflösung nicht einverstanden gewesen, so erscheint ohne weiteres glaubhaft, daß die frühere Zusammensetzung des Reichstags für die Durchführung gewisser sozialpolitischer Aufgaben dem Staatssekretär des Reichsamts des Innern bequemer und günstiger erschienen ist als die gegenwärtige. Aber ein Staatsmann wie Graf Posadowsky wird auch mit den neuen Verhältnissen zu rechnen verstehen, wenn er von dem verantwortlichen Leiter der Reichspolitik die Garantie hat, daß die erwähnten Aufgaben selbst durchgeführt werden sollen, und diese Garantie hat Fürst Bülow öffentlich gegeben; sie ist sogar in der Thronrede festgelegt worden. Solange aber solche Aufgaben vorliegen, wird ein Realpolitiker wie Fürst Bülow nicht die Neigung haben, sich von dem sachverständigsten und unermüdlichsten Mitarbeiter, den er auf diesem Gebiete finden kann, zu trennen. Daran könnte man sich genügen lassen. Als einst noch bei Lebzeiten Goethes die Streitfrage aufgeworfen wurde, ob er oder Schiller der größere Dichter sei, entschied Goethe selbst diese Frage mit dem derben Wort, die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei solcher Kerle hätten. Man kann diese Lehre auch in gewissem Sinne auf die beiden Persönlichkeiten anwenden, die im Mittelpunkt unsrer Reichspolitik stehen. Warum sie gegeneinander ausspielen, wenn man gewahr wird, daß sie verschiedner Art sind? Die Tatsache bleibt doch bestehen, daß sie sich in glücklicher Weise zu ergänzen vermögen und auch in Wahrheit bisher ergänzt haben. Darum sollten wir froh sein, daß wir sie beide haben. Wenn aber auch nationale Blätter, der übeln Gewohnheit der Sensationslust nachgebend, den Krisenklatsch verbreiten helfen, so wäre wohl besser zu bedenken, daß die Aufbauschung angeblich vorhandner Unstimmigkeiten innerhalb der Reichspolitik jetzt niemand gelegner kommen kann als dem Zentrum, das sich jetzt auf das eifrigste bemüht, allerlei Minen zu legen, um den Sturz des Fürsten Bülow vorzubereiten. Diese Mühe ist ja vorderhand aussichtslos, aber es sollte von nationaler Seite nichts geschehen, was solche Machenschaften ermuntern und ihnen auch nur den Schein einer gewissen Berechtigung und Begründung geben könnte. Wir möchten deshalb davor warnen, das alte leidige Spiel der Krisenspäherei fortzusetzen oder zu unterstützen.

Sankt Franziskus unter den Dollarjägern. In den neunziger Jahren ist Amerika auf die Schriften des in Concord, Massachusetts, 1817 gebornen und 1862 gestorbnen Dichters und wunderlichen Heiligen Henry Thoreau aufmerksam geworden. In Walden schildert er das Einsiedlerleben, das er im selbstgezimmerten Blockhaus am Waldenteich, von selbstgezognen Kartoffeln und Bohnen lebend, zwei Jahre lang geführt hat. Emma Emmerich hat dieses Buch übersetzt und 1897 im Verlage Concord zu München herausgegeben. Es fand begeisterte Lobpreisung in der Zeitungspresse, aber wenig Käufer. Trotzdem wagte es die Übersetzerin, nachdem aus Thoreaus Tagebüchern eine nach Jahreszeiten geordnete dreibändige Auslese erschienen war, den „Winter“ in demselben Verlag 1900 deutsch zu veröffentlichen. Von da ab erwärmte sich das Publikum für den Sonderling, sodaß 1903 eine zweite Auflage von Walden notwendig wurde, und voriges Jahr ist noch eine deutsche Ausgabe mit einer Lebensskizze Thoreaus von Wilhelm Nobbe und einem Porträt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig, herausgekommen. Ohne Zweifel haben schon viele Grenzbotenleser die beiden Bücher kennen gelernt und sich an den Schilderungen der Natur und des Tierlebens darin erbaut; ein Poetengemüt voll leidenschaftlicher Liebe zur Natur und Sinne von außergewöhnlicher Schärfe vereinigten sich, den Verfasser zum Meister in solchen Schilderungen zu machen. Uns interessiert er jedoch nicht als Dichter, sondern als ein höchst originelles

Exemplar der Spezies homo eremita. Von den meisten Vertretern seiner Art unterscheidet er sich dadurch, daß er für weltliche Geschäfte und für ein tätiges Leben keineswegs untüchtig ist; er betreibt allerlei geistige und Handarbeit mit großem Geschick und hätte als Bleistiftfabrikant, Maschinenbauer, Feldmesser, Landwirt reich werden, als Lehrer der alten Sprachen oder als Professor der Nationalökonomie oder als Bürgermeister eine gute Anstellung bekommen können. Aber als echter beschaulicher Heiliger arbeitet er grundsätzlich nicht mehr, als zur Fristung seines Lebens unbedingt notwendig ist. Einmal, weil er die Zeit nicht kürzen mag, die er auf seinen eigentlichen Lebenszweck, das Beschauen oder, wie er es manchmal ganz richtig nennt, Träumen verwenden will. Dann aber, weil einer, der viel arbeitet, viel essen muß. Das Essen aber, das Unterhalten des physiologischen Prozesses, verursacht ihm Pein und Ekel. Daß sein Geist an ein Tier gefesselt ist, erscheint ihm grauenhaft. Er haßt das Tier im Menschen; nur das im Menschen, die Tiere liebt er; er haßt darum die Sinnlichkeit in jeder Gestalt, will absolut keusch sein und das Nahrungsbedürfnis aufs äußerste beschränken, von den Nahrungsmitteln wenigstens die meiden, denen am meisten Ekelhaftes anklebt, die animalischen; er ist sehr empfindlich gegen Gerüche und will nur den reinen Duft des Waldes, der Blüten und der Früchte einatmen, während ihm der Menschengeruch, namentlich der durch Tabak verböserte, so widerwärtig ist wie die gewöhnliche Unterhaltung der Menschen. Es braucht unter vernünftigen Leuten nicht ausführlich dargelegt zu werden, daß nur einer, der nicht für Weib und Kind zu sorgen hat, und der, wenn es auf ihn ankäme, das Menschengeschlecht aussterben lassen würde, eine solche vita philosophica führen kann, und es läßt sich an Thoreaus Leben beobachten, wie selbst ein solcher nicht ganz ohne die Hilfe seiner Mitmenschen durchkommt; der Denkende wird finden, daß, 45 Jahre alt an der Schwindsucht sterben, das klügste war, was er bei seiner Geistesrichtung und seinen Grundsätzen tun konnte. Aber es wäre doch sehr voreilig, wollte man solche Sonderlinge einfach ins Narrenhaus schicken. Thoreaus Philosophie ist nicht ganz dasselbe wie das Evangelium der Bergpredigt, aber ihm wesensverwandt, und unterscheidet sich fast gar nicht von der mönchischen Askese, die öfter als einmal welterschütternd und weltumgestaltend gewirkt hat, darum nicht einfach als Narretei abzutun ist. Daß aber die tiefsten und stärksten Bedürfnisse feiner und edler Seelen über die Menschennatur und die menschliche Gesellschaft hinausstreben, ohne davon los zu können, darin besteht die Tragik des Menschenlebens, von der der Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch, wie die Theologie seit Paulus das nennt, nur eine Seite ist. Ganz ähnlich wie Nietzsche will Thoreau leben, nur leben, leben um jeden Preis, aber ohne sich den Bedingungen des irdischen Menschenlebens zu fügen. „Hege die Armut wie ein Gartenkräutlein. Gib dir nicht viel Mühe, neue Sachen anzuschaffen, weder Kleider noch Freunde. Verkaufe deine Kleider und behalte deine Gedanken. Gott wird dafür sorgen, daß es dir nicht an Gesellschaft fehle. Wenn ich mein Leben lang wie eine Spinne auf eine Speicherecke angewiesen wäre, so wäre, solange ich meine Gedanken bei mir hätte, die Welt für mich gerade so groß", wie sie jetzt ist. Würdest du jetzt in eine Speicherecke eingesperrt, so könnte sie eine Zeit lang — nicht viele Jahre lang! — so groß bleiben; aber wärst du von Kindheit an eingesperrt gewesen, dann hättest du nicht mehr Gedanken als die Spinne, das heißt gar keine, und die Zumutung, deine Gedanken behalten zu sollen, hätte keinen Sinn. Gott aber sorgt in solchen traurigen Fällen keineswegs für eine innerliche Gesellschaft, die die äußere Welt ersetzen könnte; das lehrt die Erfahrung. „Sei für ganze Kontinente, für die Welten in dir selbst ein Kolumbus." Diese Welten würden in dir nicht vorhanden sein, wenn sie nicht von außen in dich hineingekommen

wären, wenn du nicht alte Sprachen, Geographie und Geschichte gelernt hättest; wäre nicht durch Lernen und Umgang dein Nachdenken, dein Sinn für Naturbeobachtung geweckt worden, du würdest die schöne Natur so stumpfsinnig anglotzen wie der Ochs, oder um ein Wesen mit schärfern Augen zu nennen, in ihr gleich dem Adler nichts sehen als die zum Fraß geeigneten Mitgeschöpfe. Jedoch beruht auch diese Predigt der Innerlichkeit auf falschen Voraussetzungen, so ist sie doch keineswegs ungerechtfertigt und überflüssig. Thoreau hat Recht mit dem Vorwurf, daß die heutige Welt dem Strom des Neuen, der sich täglich über sie ergießt, unglaublichen Stumpfsinn entgegensetzt. Eben weil der Strom des Neuen so reich und so stark ist, rauscht er vorüber, ohne ins Innere aufgenommen zu werden. Deshalb ist periodische Einsamkeit eine diätetische Notwendigkeit für die Seele. Sollen Eindrücke wirken, geistige Nahrungsstoffe aufgenommen und verdaut werden, so muß ihre Menge auf das Maß dessen beschränkt werden, was der einzelne aufzunehmen imstande ist, und das ist bei den meisten sehr gering, weshalb besonders in der Schule die Erfahrung täglich lehrt, daß weniger mehr sein würde. Kann also einer dem täglichen übermäßigen Stoffzufluß nicht anders wehren, so soll er vor ihm von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit fliehen, um der geistigen Verdauung obzuliegen und das inne zu werden, was er im Studium oder im tätigen Leben in sich aufgenommen hat. Tut er das nicht, so hört er auf, ein lebendiger Mensch zu sein; er wird eine Arbeitsmaschine oder ein zweibeiniges Konversationslexikon. Diese notwendige Wahrheit ist es, die von den Asketen den im Weltwirrwarr Taumelnden kräftig gepredigt wird; wenn auch die Begründung meist falsch ist und die Gefahr nahe liegt, daß Übertreibung die Wahrheit in Unwahrheit verkehre, so wird dadurch diese Predigt noch nicht überflüssig.

Auch an volkswirtschaftlichen Lehren, die Beachtung verdienen, sind das Leben und die Bücher unsers wunderlichen Heiligen nicht arm. Er findet es absurd, daß man erst irgendein Geld abwerfendes Gewerbe treiben müsse, wenn man einen Schuhriemen haben wolle, den man sich doch mit kleiner Mühe selbst anfertigen könne. Darauf, daß Arbeit und Bedürfnisbefriedigung immer weiter auseinanderrücken, beruht unsre hohe Kultur. Um Brot essen zu können, bauen wir nicht Korn, sondern schreiben Bücher, fertigen Rechnungen oder Dampfkessel oder Damenhüte an, und mit dem dafür gelösten Gelde kaufen wir Brot. Das ist gut so, denn auf den zahllosen Zwischenstufen, die das Nahrungsmittel zu durchlaufen hat, ehe es in den Besitz des Hungrigen kommt, und in den verschiednen Tätigkeiten, die geübt werden, um das Geld für den Brotkauf zu schaffen, wird alles das geleistet, was unsre Kultur, was den Reichtum unsers innern Lebens ausmacht. Aber ein Zustand, wo gar kein Mensch mehr eines seiner Bedürfnisse unmittelbar durch eigne Arbeit befriedigen könnte — und diesem Zustande nähert sich der heutige Industrie- und Handelsstaat —, würde tatsächlich absurd und dabei sehr gefährlich sein. Sein Haus im Walde samt Kamin hat Thoreau 28 Dollars gekostet. Warum zahle ein Student jährlich so viel und mehr für eine Mietwohnung, da er für dieses Geld ein Haus auf Lebenszeit haben könne? In der Tat, nicht gerade der Student, aber der kleine Handwerker, der Lohnarbeiter, der kleine Beamte, die könnten sich um ein weniges eine Hütte bauen, wenn jedermann Geschick zu körperlichen Arbeiten hätte, und wenn der Götze „standesgemäß“ nicht wäre, der es selbst dem anständigen Lohnarbeiter verbietet, in einem Blockhaus zu wohnen, statt in einer mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Mietwohnung. Freilich würden bei uns außerdem auch noch die Polizei und der Bodenpreis, ja der gänzliche Mangel an verfügbarem Boden unübersteigliche Hindernisse bereiten, und es entsteht die Frage, ob wir den Kulturfortschritt, der so etwas bei uns seit mehr als hundert Jahren

und seit Thoreaus Tode wahrscheinlich auch im Osten der Vereinigten Staaten unmöglich gemacht hat, als einen wirklichen Fortschritt anerkennen sollen.

Die Übersetzerin hätte bei Wörtern, die sie nicht verstand, Sachverständige zu Rate ziehen sollen. So schreibt sie Bhagvat-Geeta für Bhagavad-Gita. Die Engländer müssen das zweite Wort mit zwei e schreiben, um i sprechen zu können, wie sie z. B. auch Emir — Ameer schreiben.

Moderne Literatur über Amerika. Bei der steigenden Bedeutung, die das in erstaunlich schneller Entwicklung begriffne Amerika in wirtschaftlicher und auch in politischer Beziehung für uns erlangt hat, ist es mit Freuden zu begrüßen, daß sich neuerdings die früher so spärlichen Beschreibungen der uns zum Teil fast unbekannten und doch so interessanten Republiken jenseits des Atlantischen Ozeans zu vermehren beginnen. Die Grenzboten haben die wertvollen Werke von Professor Münsterberg, Dr. von Halle und Mrs. Alec Tweedie schon besprochen. Diesen Veröffentlichungen reihen sich würdig an die Amerikawanderungen eines Deutschen von Johannes Wilda (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur), von denen bisher zwei Bände erschienen sind, während ein dritter noch zu erwarten steht. Der mit vortrefflichen Empfehlungen, unter andern denen des Auswärtigen Amtes, versehene Verfasser hat zunächst zwei Hafenstädte Kolumbiens (unbegreiflicherweise nicht das viel wichtigere Innere des Landes), sodann Panama und Costarica besucht, ist zu Lande quer durch Nicaragua gereist, hat San Salvador und Guatemala gesehen, fast ganz Mexiko bereist, über San Francisco und Seatle einen Abstecher nach Alaska unternommen und ist dann als Gast der Kosmos-Linie nach Südamerika gefahren, wovon dann der dritte Band handeln soll. Seine Schilderungen sind mit solcher Frische und Lebhaftigkeit, mit so warmem Patriotismus und mit so peinlicher Wahrheitsliebe geschrieben, daß jeder, der „drüben“ gewesen ist, sie nicht aus der Hand legen wird, ohne sie ganz durchgelesen zu haben. Für alle aber, die noch nicht das Weltmeer durchquert und von den amerikanischen Ländern nur eine mehr geographische Vorstellung haben, bietet das Wildasche Werk eine solche Fülle von Lehrstoff, daß ihnen die Lektüre warm empfohlen werden kann. Wilda scheut sich übrigens keineswegs, die Fehler aufzudecken, die Deutschland dort bisher begangen hat. Mit Recht hält er die konsularische Vertretung durch Kaufleute für ungenügend, da diese weder der fremden Regierung gegenüber das nötige Ansehen haben, noch, da sie selbst Partei und Erwerbsleute sind, den Kaufleuten in der Heimat das sein können, was die Berufskonsuln sind, die sine ira et studio ihres Amtes walten. Viel zu langsam geht in der Tat das Tempo, womit jetzt endlich die Umwandlung der kaufmännischen in Berufskonsulate von uns vorgenommen wird. Wilda hat ferner überall beobachtet, welche enormen Schädigungen die systematisch deutschfeindliche Arbeit der englischen Publizistik in Amerika unserm Handel gebracht hat. Und doch ist bis jetzt so gut wie nichts geschehen, den neidischen Briten das Handwerk zu legen. Neuerdings ist ja nun in Berlin eine deutsches Kabelbureau begründet worden, das an vielen Orten Amerikas und auch in andern Kontinenten Vertreter hat, die bei etwaigen Hetzlügen über Deutschland telegraphisch um Instruktion bitten und Dementis veröffentlichen sollen. Daß aber bei den lächerlich geringen Geldmitteln, die das Deutsche Reich im Verhältnis zu andern Großmächten für solche Zwecke ausgibt, ein nennenswertes Resultat erreicht und Amerika auch nur annähernd so gut über Deutschland wie über England und Frankreich unterrichtet wird, ist ausgeschlossen.

Aus dem Dollarlande (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt) betitelt Henry F. Urban eine Sammlung humoristischer Geschichten, die sich seinen

früher erschienenen Yankeeschnurren würdig anreihen. Charakteristisch und mit unverwüstlichem Humor sind hier die Sitten des aus so verschiednen Elementen, Rassen und Nationen zusammengewürfelten amerikanischen Volkes dargestellt. In sprühenden Witzen wird die Ungebundenheit der Frauen, die Souveränität der Dienstboten, der Aberglaube, die Reklamesucht, das nervöse Hasten der Yankees veranschaulicht und allen europäischen Schwärmern deutlich vor Augen geführt, wie das Land, an dessen Eingangstor die Freiheitsstatue steht, tatsächlich beschaffen ist.

Denselben Zweck, allerdings in ernsterer Betrachtung, verfolgt W. A. Fritsch in seinen Lebenserinnerungen Aus Amerika (Stargard in Pommern, Wilhelm Prange). Interessant sind insbesondre seine Ausführungen über den Erfolg der deutschen Abteilung der Weltausstellung von St. Louis, die so manches Vorurteil, das bei den Amerikanern gegen Deutschland noch schlummerte, beseitigt und auch Deutschland gelehrt habe, größer von Amerika zu denken.

Berichtigung. Herr Oberarzt Dr. Albrecht von Kunowski in Leubus macht mich auf einen Flüchtigkeitsfehler aufmerksam, den ich in dem Artikel: „Kapital und Arbeit in den Vereinigten Staaten“ im 9. Heft begangen habe. Zu der Vermögensstatistik auf Seite 460 bemerke ich irrtümlich in einer Klammer: „Die Prozente stimmen nicht“; ich habe zwei Zahlen addiert, die nicht addiert werden dürfen, weil sie verschiedne Benennung haben; 54,8 sind Prozente des Nationalvermögens, 50 Prozente der Familienzahl. C. J.

Die militärpolitische Lage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika

Präsident Roosevelt ist ein großer Friedensfürst, aber vielleicht noch mehr ein kluger Kopf und ein sehr geschickter Politiker. Das hat seine Stellung im Konflikt mit Japan bewiesen, der, wenn er auch keinen kriegerischen Ausgang zu nehmen drohte, sich doch sehr scharf zugespitzt und die Gemüter auf beiden Seiten zu großer Erregung angefacht hatte. Die Stellung des Bundesoberhauptes war in diesem Streite um so schwieriger, als Japan in der Forderung der Zulassung seiner Landsleute zu den kalifornischen Schulen nicht nachgeben wollte, es wohl auch nicht mehr konnte, nachdem die ganze Frage mit dem Staatsinteresse und dem Prestige der Nation eng verquickt worden war, und da andrerseits die Machtbefugnisse des Präsidenten den Einzelstaaten gegenüber in ziemlich engen Grenzen gehalten sind. Wer nun unparteiisch die vorläufig vereinbarte Erledigung des Zwischenfalls prüft, wird zu keinem andern Resultat kommen, als daß der Erfolg auf seiten der Amerikaner liegt. Denn wenn auch Kalifornien im Interesse einer friedlichen Lösung schließlich darein gewilligt hat, daß seine Schulen den Japanern offen sein sollen, so hat es doch zugleich die für seine Interessen wichtigste Forderung erreicht durch Abschluß eines Vertrags der Bundesregierung mit dem asiatischen Eindringling, der die Ausschließung der Arbeiter des einen Landes aus dem andern vorsieht und damit einen Riegel vor alle unwillkommnen Gäste schiebt. Bei der Souveränität der Einzelstaaten und der eminenten Bedeutung der Arbeiterorganisationen, namentlich in Kalifornien und den beiden übrigen Gouvernements an der pazifischen Küste, läßt sich in der Tat der große Erfolg, der auf dieser Seite jetzt erkämpft worden ist, nicht verkennen. Nicht die achtzig japanischen Knaben, die ihren Zutritt zu den Schulen der Weißen erzwingen wollten, hatten den Unmut der kalifornischen Küstenbevölkerung in so hohem Maße erregt, sondern

die Arbeitskräfte der 40000 Japaner, die sich im Laufe der Jahre eingefunden hatten, waren der wahre Grund der Erbitterung geworden, weil sie für billiges Geld ihre Dienste anboten und dadurch den einheimischen Kräften in der nachteiligsten Weise Konkurrenz zu machen drohten. Die natürliche Folge dieser Umstände war, daß sich die Innungen aller Berufe, die besonders in Kalifornien ein solidarisches Ganzes bilden, immer enger zu gemeinsamem Vorgehn zusammenschlossen. Dadurch gerieten die Arbeitgeber, die durch die Tradesunion den Arbeitnehmern gegenüber schon so wie so sehr im Nachteil sind, noch mehr in Bedrängnis, und es läßt sich gar nicht übersehen, welche Folgen für Handel und Gewerbe bei dem fortgesetzten Widerstande der landsässigen Arbeiter und ihrer feindseligen Haltung gegen die zunehmende Einwanderung der Japaner entstanden sein würden, wenn nicht gerade noch zu rechter Stunde der erwähnte Vertrag zustande gekommen wäre, der die Tore Kaliforniens der gelben Rasse so gut wie verschließt. Es fragt sich nur, ob sich Japan auf die Dauer an den Wortlaut dieser Abmachung halten wird, ja auch nur halten kann, bei der stetigen Zunahme seiner Bevölkerung und der Unmöglichkeit, sie im eignen Lande unterzubringen und in ausreichendem Maße zu beschäftigen. Schon jetzt machen sich nach dieser Richtung in der japanischen Presse ernste Bedenken geltend, und der Regierung wird der Vorwurf gemacht, daß sie in der Differenz mit den Vereinigten Staaten trotz des scheinbaren Erfolges in der Schulfrage unterlegen sei, weil sie einen Vertrag abgeschlossen habe, der sich auf die Dauer doch nicht aufrecht erhalten lassen werde. Das japanische Inselreich drängt eben unausgesetzt auf Erweiterung seines Besitzes, die eignen Grenzen sind ihm im Laufe der Zeiten zu eng geworden, es muß mehr Absatz finden als bisher, nicht nur für seine Waren und Produkte, sondern auch für den Überschuß seiner arbeitenden Bewohner. Es ist ja bekannt, daß einer der Hauptgründe, die zum Kriege zwischen Japan und Rußland geführt haben, in diesen zuversichtlichen Zielen der aufstrebenden japanischen Nation zu suchen war. Das schwach bevölkerte Korea sollte den Zuwachs des benachbarten Reiches aufnehmen, japanische Kultur, Sitten, Bewirtschaftung und Gewerbe sollten hier ihre Ausbreitung finden und neue Absatzgebiete schaffen und so einen Boden vorbereiten, auf dem das Reich der aufgehenden Sonne allmählich seine eigne Standarte aufpflanzen konnte. Rußland, das aus diesen Absichten für seine eignen Interessen im fernen Osten fürchtete, wollte das Vordringen und Festsetzen Jungjapans in solchem Maße nicht gestatten und ließ es schließlich auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen. Mit welchem Erfolge, ist bekannt. Nun hat zwar Japan, wenn auch noch nicht ganz formell, so doch in der Tat von dem zu jedem Widerstande ohnmächtigen Korea so gut wie vollständigen Besitz ergriffen, aber da hat sich nun jetzt ganz unerwarteterweise die Erscheinung gezeigt, daß der japanische Arbeiter wenig Neigung hat, sich den unwirtlichen und noch wenig wirtschaftlichen Verhältnissen, auch seinen Gewohnheiten und Lebensbedürfnissen nicht entsprechenden Zuständen in den jüngst

angegliederten koreanischen Landen anzubequemen. Er will dorthin, wo er günstigere Lebensbedingungen findet, wo ihm Klima und die Erwerbsmöglichkeiten mehr zusagen, und wo er leichter und schneller zu einigem Wohlstand und Besitz gelangen kann. Weder Korea, noch Kanada, noch Sibirien, die am ehesten zu erreichen wären, scheinen ihm hierfür die erstrebenswerten Ziele. Sein Auge ist mehr als je zuvor nach dem blühenden Kalifornien gerichtet, wo viele Landsleute schon ihr Glück gefunden haben, guter Verdienst lockt, reiche Schätze unter der Erde lagern und insbesondre die landwirtschaftlichen Verhältnisse günstig und voller Aussichten sind. Da macht nun jetzt das neue amerikanische Einwanderungsgesetz, von dem wir vorhin gesprochen haben, einen Strich unter die Wünsche der überschießenden japanischen Arbeiterbevölkerung und legt ein Veto ein, das schwer drücken muß und unfehlbar mit der Zeit zu Widerspruch reizen wird. Ob dann die japanische Regierung die Kraft und das Ansehen haben wird, diesen Ansturm großer Massen in Schranken zu halten und übereilte Schritte zu verhindern, oder ob sie nicht gezwungen werden wird, den Vereinigten Staaten die Alternative zu stellen, ist eine Frage, die sich heute nicht mit Ja oder Nein beantworten läßt. Die Entscheidung steht mit vielen Dingen in engstem Zusammenhang. Sie richtet sich nach dem dereinstigen Verhältnis zu Rußland, das noch lange nicht geklärt ist, nach dem Fortschritt der eignen Rüstungen und last not least nach den Beziehungen zu dem englischen Verbündeten und dessen Stellung bei einem etwaigen Konflikt mit Amerika. Ganz ohne Wolken sieht es daher am Horizont im Stillen Ozean nicht aus. Darüber ist man sich auch im „Weißen Hause" vollkommen klar, und viele Anzeichen sprechen dafür, daß die Regierung in der Voraussicht kommender Kriegsmöglichkeiten die nächsten Zeiten benutzen will, um ihre militärischen Machtmittel auf allen Gebieten zu vervollkommnen und sie auf ebenbürtige Höhe mit den japanischen Waffen zu bringen.

In einer bemerkenswerten Botschaft hat sich deshalb Präsident Roosevelt an den Kongreß gewandt und ihn im Interesse der Sicherheit des Landes aufgefordert, die Maßnahmen zur **Vervollständigung der Verteidigungseinrichtungen an der Küste** zu bewilligen, die von dem National Coast Defence Board schon im Frühjahr vorigen Jahres in Vorschlag gebracht wurden, aber noch immer nicht durchberaten oder genehmigt sind. Diese Küstenverteidigungskommission war schon im Jahre 1905 auf Anordnung des Präsidenten der Republik zusammengetreten, um an Stelle des sogenannten Endicott Board alle Pläne der Küstenbefestigungsanlagen auf Grund der inzwischen gemachten Fortschritte der Geschützfabrikation und der neu hinzugetretnen insularen Besitzungen einer gründlichen Durchsicht zu unterziehen. Der Defence Board beschloß zunächst den Wegfall einer Reihe schwimmender Batterien, „die bei der heutigen großen Tragweite der Geschütze nicht mehr zeitgemäß seien", und ihren Ersatz durch permanente Befestigungen mit moderner Bestückung und forderte alsdann als eine der dringendsten Maßnahmen die Trennung der

Feldartillerie von der Küstenartillerie und eine wesentliche Verstärkung der Mannschaft dieser. Zur nähern Begründung dieser Forderung hatte der Kriegsminister im Senat erklärt, daß sogar bei voller Etatsstärke die Besatzung der Küstenbefestigungen nur für eine Ablösung für etwa 34 Prozent der vorhandnen Geschütze ausreiche, daß aber etwa 30 Prozent der Mannschaft an der vorgeschriebnen Etatsstärke fehlten, sodaß gegenwärtig nur 25 Prozent aller Geschütze bedient werden könnten. Aber trotz dieser offnen Erklärungen des Ministers und ihrer Befürwortung durch den Senat wurde die Vorlage bisher im Kongreß nicht erledigt. Deshalb erfolgt jetzt die Mahnung des Staatsoberhauptes und das Verlangen, allein für die Küstenartillerie eine allmähliche Vermehrung von 296 Offizieren und 5043 Mann zu bewilligen; die zurzeit vorhandne Bedienungsmannschaft reiche nur für 390 Geschütze, während an Küstenartillerie 268 Batterien mit zusammen 1191 Geschützen vorhanden seien. Die Botschaft des Präsidenten läßt dabei die tatsächlichen Zustände in den Küstenbefestigungen noch genauer erkennen, als es schon durch die oben erwähnten Mitteilungen des Kriegsministers möglich gewesen ist. Denn hier heißt es, daß in den 28 befestigten Häfen, über die die Vereinigten Staaten von Nordamerika zurzeit verfügten, nur 357 Offiziere und 10713 Mann vorhanden seien, während zu ihrer kriegsmäßigen Besatzung insgesamt 1634 Offiziere und 40675 Mann gehörten. Solche geringen Kräfte seien „kaum hinreichend, um Geschütze, Maschinen usw. vor dem Verrosten zu bewahren“. Allein die Forts Totten, Schuyler, Slocum, Wadsworth, Hamilton und Hancock, die zu den Befestigungen von Newyork gehören, benötigten 224 Offiziere und 5662 Mann, das sei mehr als zwei Drittel der gegenwärtig vorhandnen Offiziere und die Hälfte aller Mannschaften, die augenblicklich den gesamten Küstenverteidigungsdienst des Staatsgebiets versehen; zur Besetzung der Befestigungen von San Francisco mit den großen Forts Forster Miley, Barry, Mason, Winfield Scott und Mac-Dowel seien 175 Offiziere und 4269 Mann notwendig, während tatsächlich nur 42 Offiziere und 1400 Mann im Dienst seien; ebenso schlecht stehe es mit den befestigten Anlagen am Stillen Ozean, wo für Portland, die Forts Columbia, Stevens und Camby, Seattle, Tacomba und Olympia nur 27 Offiziere und 246 Mann anstatt 129 Offiziere und 1446 Mann ihrer etatsmäßigen Besatzung hätten; verhältnismäßig am ungünstigsten aber sähe es in den Hafenbefestigungen am Puget-Sund aus, denn hier seien in den Forts Worden, Casey und Flagher nur 27 Offiziere und 902 Mann von den notwendigen 129 Offizieren und 3180 Mann vorhanden.

Von dem Kongreß werden aber nicht nur mehr Mannschaften für die Küstenbefestigungen gefordert, sondern auch, wie schon kurz erwähnt worden ist, Mittel zur Herstellung neuer Befestigungsanlagen sowie zur Aufstellung moderner Geschütze. Dazu sollen nach den Vorschlägen des Defence Board an Stelle der Panzertürme und Kasematten ausschließlich offne Geschützstände und Verschwindlafetten treten; „schwimmende Batterien“ sollen nirgends mehr angelegt

werden. Die für alle diese Neuerungen nötigen Kosten sind in den Anschlägen der Küstenbefestigungskommission in drei Abschnitte gegliedert und belaufen sich für die heimatlichen Häfen auf 50879000 Dollar, für die Kolonien auf 19873000 Dollar und für die Befestigungen des Panamakanals auf 4828000 Dollar.

Von ganz besondrer Bedeutung erscheint der Kommission die Befestigung des Eingangs zur Chesapeakebucht, für die der Endicott Board nur schwimmende Batterien vorgesehen hatte, die wegen ihres geringen militärischen Wertes und zu großer Kosten nie ausgeführt wurden. Zurzeit deckt kein einziges Geschütz die Durchfahrt zwischen Kap Charles und Kap Henry. Es soll für 6101000 Dollar eine Anlage dort geschaffen werden, die acht 35=Zentimeter=, zwei 30=Zentimeter=, vier 25=Zentimeter=Geschütze, siebzehn kleinere Kanonen und sechzehn 30=Zentimeter Mörser umfaßt. Außerdem soll zwischen den beiden Kaps eine künstliche Insel von zwanzig Hektar unter dem Schutz eines Wellenbrechers für 2600000 Dollar geschaffen werden, die einen Teil der Geschütze aufnehmen würde. Auch für den Osteingang zum Long Island=Sund hatte der Endicott Board nur schwimmende Verteidigungen vorgesehen, doch waren hier in der Zwischenzeit schon einige schwere Geschütze aufgestellt worden, und diese sollen ganz wesentlich verstärkt werden durch vier 36=Zentimeter= und sechs 30=Zentimeter=Geschütze sowie durch sechzehn 30=Zentimeter=Mörser; die dortige Gesamtanlage ist auf 5075000 Dollar angeschlagen. Der dritte große neue Entwurf befaßt sich mit dem Puget=Sund, der zur Zeit des Endicott Board strategisch und wirtschaftlich noch eine zu untergeordnete Bedeutung hatte, als daß er Beachtung verdiente, der aber bisher in seinen aufblühenden Häfen, seinen großen Bahnsystemen und seinen landwirtschaftlichen und industriellen Interessen eine großartige Entwicklung erlebt hat, zudem auch in Bremerton das einzige Trockendock der pazifischen Küste für Schlachtschiffe besitzt. Durch die 6,4 Kilometer breite Einfahrt zum Puget=Sund durch den Admiralty Inlet ließe sich bei dem vorherrschenden Nebel eine feindliche Durchfahrt erzwingen, weshalb eine zweite Geschützlinie zwischen Foul Weather Bluff und Double Bluff, 27 Kilometer hinter dem Einfahrtstor errichtet werden soll. Im ganzen sind hier sieben 35=Zentimeter= und zwei 30=Zentimeter=Geschütze neben elf kleinern und mittlern und auch 30=Zentimeter=Mörser vorgesehen für 5519000 Dollar. Die Liste von Häfen und Gewässern, die zu befestigen sind — von denen natürlich unter den Bestimmungen des alten Board schon viele im Verteidigungszustand sind —, erstreckt sich auf folgende Namen in geographischer Anordnung: Kennebecfluß, Portland (Maine), Portsmouth, Boston, New Bedford, Narragansettbucht, Osteingang zum Long Island=Sund und (als zweite Verteidigungslinie) Ostzufahrt zu Newyork, Südzufahrt zu Newyork, Delawarebucht, Eingang zur Chesapeakebucht und dahinter Hampton Roads, Potomacfluß und Baltimore, ferner an der südatlantischen Küste Cape Fearfluß, Charleston und Savannah, am Golf Key West, Tampa, Pensacola, Mobile=

bucht am Mississippi und Galveston, auf der Pacificseite Don Diego, San Francisco, Columbiafluß und Puget-Sund, endlich die Häfen der großen Seen. Von den auswärtigen Besitzungen sollen befestigt werden: Guantanamo für 2171000 Dollar mit sechs 30-Zentimeter-Geschützen und acht 30-Zentimeter-Mörsern, San Juan auf Portorico für 973000 Dollar, Guam für 965000 Dollar, Subicbucht auf Luzon für 2248000 Dollar mit vier 30-Zentimeter-Geschützen und acht 30-Zentimeter-Mörsern, der Eingang zur Bucht von Manila für 6169000 Dollar mit acht 35-Zentimeter- und zwei 30-Zentimeter-Geschützen und acht Mörsern, Pearl Harbour und Honolulu für 3254000 Dollar mit sechs 30-Zentimeter-Geschützen und 16 Mörsern, Kiskainsel, eine der am weitesten vorgeschobnen der Aleuten, für 1193000 Dollar und endlich der Panamakanal für 4828000 Dollar mit acht 30-Zentimeter-Geschützen und zweiunddreißig 30-Zentimeter-Mörsern. Für die wichtigste Arbeit hält die Kommission die Herstellung von Munitionsreserven, elektrische Anlagen für Feuerleitung und Vollendung der Torpedoverteidigung. Unter den neuen Plänen stehn an der Spitze der Eingang zur Chesapeakebucht, die Osteinfahrt zum Long Island-Sund, Puget-Sund, Subicbucht, Guantanamo und die Einfahrt in die Bucht von Manila.

Der Kommissionsbericht enthält, wie wir oben gesehen haben, auch einige Angaben über die in den Befestigungen neu aufzustellenden und zu ersetzenden Küstengeschütze. Da aber nicht bekannt ist, wieviele Geschütze schon aufgestellt worden sind, ist es leider nicht möglich, die wirkliche Armierung der einzelnen Werke zu ermitteln. Dagegen ist lehrreich, aus dem Bericht zu ersehen, welche Vorschläge der Defence Board wegen der Kaliberfrage und der Verwendungsart der verschiednen Geschütze zu machen hat. Er empfiehlt an Kalibern für schwere Geschütze: 30,5-, 25,4- und 20,3-Zentimeter, für Schnellfeuergeschütze: 15,2-, 12,7-, 12- und 7,6-Zentimeter und für Mörser: 30,5-Zentimeter und sagt über ihre Aufstellung, daß Küstenwerke ersten Ranges nur mit 30,5-Zentimeter-Kanonen, 30,5-Zentimeter-Mörsern und 7,6-Zentimeter-Schnellfeuerkanonen ausgerüstet werden sollten, unter Fortfall einer Mittelartillerie; 25,4-Zentimeter seien hinreichend für solche Hafeneinfahrten, die nur für Kreuzer zugänglich wären; 15,2-Zentimeter-Kanonen müßten dort verwandt werden, wo Überfälle möglich wären, oder wo ein vorgeschobnes Minenfeld zu verteidigen sei; 7,6-Zentimeter-Kanonen dienten zum Schutz eines Minenfeldes in geringer Entfernung. Für besonders breite Durchfahrten genügten jedoch alle diese Geschütze nicht, dazu sei ein noch schwereres Kaliber notwendig, als das ein 35,56-Zentimeter-Geschütz in Vorschlag gebracht werde.

Nun liegt aber auf der Hand und wird auch in allen militärischen Kreisen Amerikas durchaus richtig erkannt, daß, auch wenn im Laufe der Zeit die gesamten Küstenbefestigungen auf die Höhe moderner Anforderungen gebracht werden sollten, damit nur die Defensive eine Verstärkung erfahre, mit dieser allein werde jedoch noch kein Erfolg über einen tatkräftigen, mächtigen Gegner

errungen, dazu sei vielmehr notwendig, daß auch die offensiven Kampfmittel, also Heer und Flotte, scharfe Waffen in der Hand geschulter Führer bildeten.

Was nun zunächst die Flotte anlangt, so erscheint sie, um das Wichtigste gleich vorauszuschicken, heute auf einen großen Krieg nicht vorbereitet genug, wenn auch die ungünstigen Angaben, die über die Stärke und ihren Zustand vielfach verbreitet werden, nicht in allen Punkten als zutreffend angesehen werden können. Richtig ist, daß der Kriegsschiffbau in den Vereinigten Staaten viele Jahre nur langsame Fortschritte gemacht hat aus Gründen, die schon oft erörtert worden sind und deshalb als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Aber im Jahre 1906 hat die Flotte einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten, denn nicht nur wurden, abgesehen von den zuletzt bewilligten Schlachtschiffen „Michigan" und „South Carolina" und einigen geringwertigern Fahrzeugen, sämtliche Neubauten von Stapel gelassen, sondern es sind auch nicht weniger als acht Linienschiffe und sechs Panzerkreuzer fertig und zum erstenmal in Dienst gestellt worden. Außerdem wurden sieben Linienschiffe und zwei Panzerkreuzer sowie die in Arbeit befindlichen drei Scouts und vier Unterseeboote neuster Konstruktion so im Bau gefördert, daß mit ihrer Ablieferung noch im Laufe dieses Jahres gerechnet werden kann. Eine Erweiterung des Bauprogramms ist allerdings nicht eingetreten, weil die einzige Vermehrung aus dem vorjährigen Marineetat, das große Linienschiff, vom Kongreß nur im Prinzip bewilligt und dabei verlangt worden war, daß vor der endgiltigen Entscheidung der Volksvertretung die Baupläne für dieses Schiff vorgelegt werden sollten. Die Feststellung dieser Pläne ist nun freilich nicht so schnell erfolgt, wie es wohl wünschenswert gewesen wäre. Aber wie aus dem letzten Jahresbericht des bisherigen Marinesekretärs Bonaparte hervorgeht, konnten sich der General Board und die Marinebaukommission lange Zeit nicht über wichtige Einzelheiten einigen, und zudem wurde gewünscht, daß die Bauresultate der englischen „Dreadnought" abgewartet werden möchten. Nun sind aber die Entwürfe für das neue Schlachtschiff fertig und beim Senat schon zur Vorlage gebracht worden, und wir erfahren daraus unter anderm, daß es die Maße der „Dreadnought" nicht unwesentlich übertreffen und ein Deplacement von 20000 Tonnen, eine Länge von 155,45 Metern und eine Breite von 25,98 Metern erhalten soll. Die Bestückung an schwerer Artillerie mit zehn 30,5-Zentimeter-Geschützen sowie die Fahrgeschwindigkeit von 21 Knoten werden die gleichen sein wie bei dem großen englischen Neubau. Das Schiff soll mit der größten Beschleunigung in Arbeit genommen werden, sobald der Senat seine Zustimmung gegeben haben wird, woran heute kaum zu zweifeln ist. Voraussichtlich aber wird dieser Bau nicht allein begonnen werden, sondern zugleich mit den Neubewilligungen des diesjährigen Flottenbudgets. In den erwähnten Jahresbericht hatte nämlich Mr. Bonaparte seine Vorschläge für das Etatsjahr 1907 aufgenommen, die sich insgesamt auf 33080000 Dollar belaufen, und er hatte darin unter anderm die Forderung aufgestellt für den Bau eines zweiten Schlachtschiffes

desselben Typs wie des oben angegebnen, um damit zwei ganz homogene Schiffe von überlegner Größe in einem Geschwaderverbande zu haben. Der Nachfolger Bonapartes, Mr. Metcalf, hat dieses Programm zu seinem eignen gemacht und erreicht, daß unterm 24. Januar von der Marinekommission des Repräsentantenhauses das beantragte zweite Riesenschlachtschiff bewilligt worden ist. Mit diesen beiden großen Linienschiffen steht der amerikanischen Marine ohne Zweifel ein gewaltiger Zuwachs bevor, der um so höher anzuschlagen ist, als die Flotte noch dazu in den vorhin schon erwähnten Panzerschiffen „Michigan" und „South Carolina" eine Verstärkung erhalten wird, die an Kampfkraft nicht viel hinter den Schiffen der Dreadnoughtklasse zurückstehn dürfte. Denn werden jene beiden Neubauten auch nur eine Wasserverdrängung von 16000 Tonnen haben und eine Schnelligkeit von achtzehn Knoten erreichen, so geben ihnen doch die Bestückung von acht 30,5=Zentimeter=Geschützen in vier Türmen und der Panzerschutz mit einem Gesamtgewichte von 2000 Tonnen eine ganz bedeutende Stärke. Der Gesamtbestand der amerikanischen Schlachtschiffflotte wird sich nach Ablieferung der vier zuletzt genannten Schiffe auf vierundzwanzig stellen, von denen nur drei vor dem Jahre 1893 erbaut sind. Ihnen sind als die nächst stärkern Schiffe elf fertige Panzerkreuzer hinzuzuzählen, während noch vier solcher Kreuzer moderner Konstruktion im Bau sind.

Diesen verhältnismäßig sehr günstigen Angaben gegenüber darf freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß die amerikanische Flotte so lange nicht auf volle militärische Verwertung ihres zahlreichen und guten Schiffsmaterials Anspruch erheben kann, als es ihr nicht gelungen sein wird, den großen Mangel an Mannschaft zur Besetzung ihrer Schiffe aus der Welt zu schaffen. Zwar spricht der neuerdings veröffentlichte Bericht des Navigationsbureaus aus, daß in der Anwerbung von Rekruten gute Fortschritte gemacht werden; eine Besserung der unerfreulichen Verhältnisse wird auch von dem dem Kongreß vorgelegten Schiffssubventionsgesetz erhofft, das zunächst den zu unterstützenden Dampferlinien Matrosen zuführen soll, die später der Kriegsflotte als Reserve zugute kommen könnten, und auch Mittel sind jetzt schon vom Repräsentantenhause bewilligt worden, um 3000 Matrosen und 900 Marinesoldaten anzuwerben. In Wirklichkeit aber ist es um den Bemannungsstand recht schlecht bestellt, denn erst in diesen Tagen hat das Marineamt bekannt machen müssen, daß die Indienststellung von vier neuen Schlachtschiffen „Georgia", „Minnesota", „Vermont" und „Kansas" sowie des Kreuzers „St. Paul" bis zum 15. März hinausgeschoben worden sei, weil es für diese Schiffe an der notwendigen Mannschaft fehle.

Insgesamt sollen die offnen Stellen an dem gesetzmäßig festgelegten Friedensbesatzungsstande der Flotte von 37000 Mann rund 5000 Mann betragen, und Schwarzseher haben vielleicht nicht ganz unrecht, wenn sie behaupten, daß sich bis zum Jahre 1910 die Abgänge an der Schiffsbemannung vervierfacht haben werden, wenn von der Regierung nicht die ernsthaftesten Anstrengungen gemacht

werden, für ausreichenden Ersatz Sorge zu tragen. Daß aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Mannschaftsmangels die Ausbildung und kriegsmäßige Verwendung der Flotte leiden muß, auch wenn sie noch so tüchtige und brauchbare Seeoffiziere hat, leuchtet ohne weiteres ein und wird auch in maßgebenden Kreisen der amerikanischen Marine unumwunden zugestanden. Am ehrlichsten vom Admiral Dewey, dem Sieger von Manila, der in offner Aussprache seine Landsleute davor warnt, auf den Lorbeeren des Krieges mit Spanien auszuruhen und in einem etwaigen Seekriege mit einer Großmacht auf ebenso leichte Erfolge zu rechnen. Die spanische Flotte sei kein ebenbürtiger Gegner gewesen, und die damals gesammelten Erfahrungen, so lehrreich sie auch an sich gewesen wären, seien nicht ausreichend, daß man darauf mit Sicherheit Hoffnungen auf siegreiche Schlachten in der Zukunft aufbauen könne. Admiral Dewey verlangt kategorisch, daß weit mehr als bisher für die Ausbildung der Flotte geschehe, daß vor allen Dingen größeres Gewicht auf die Übungen im Geschwaderverbande gelegt werde, und er verlangt weiter, daß im Schiffbau die zahlreichen Fehler vermieden werden, die früher gemacht wurden, und von denen als die namhaftesten der Einbau von Etagentürmen, die Verwendung nicht genügend brauchbarer Kessel und die mangelhafte Beschaffenheit einzelner Geschützkaliber aufzuführen seien.

Aber noch ein andrer Umstand ist es, der gegenwärtig der Verwendung der amerikanischen Flotte, namentlich vom Standpunkt einheitlicher und geschlossener Führung im Stillen Ozean, durchaus hindernd im Wege steht. Das ist die Gliederung des gesamten Schiffsbestandes in eine atlantische, asiatische und pazifische Flotte, wobei zu berücksichtigen ist, daß zurzeit nur die atlantische Flotte, in vier Geschwader zu je zwei Divisionen geteilt, einen aus allen Schiffsklassen kriegsmäßig geordneten Verband darstellt. Aber auch wenn man den günstigen Fall voraussetzen wollte, daß diese Flotte bei einem Kriegsfall in der kürzesten Zeit ihre Mobilmachung beendigen und nach dem Stillen Ozean abdampfen könnte, um hier den japanischen Geschwadern entgegenzutreten, so würde sie, dieselben Abmarschzeiten wie beim Gegner vorausgesetzt, schwerlich noch zur rechten Zeit eintreffen, um eine entscheidende Niederlage ihrer bis dahin wohl vereinten asiatischen und pazifischen Flotten zu verhindern. Denn die Entfernung vom Atlantischen zum Stillen Ozean ist so groß, daß nahezu zwei Monate vergehn dürften, bevor die Gegend von San Francisco erreicht werden kann, wobei keinerlei Zwischenfälle in Rechnung gestellt sind, die unter anderm dadurch eintreten könnten, daß dem Geschwader auf der langen Fahrt von einer Küste zur andern nicht eine einzige Kohlenstation zur Verfügung steht. Demgegenüber würde aber die japanische Flotte schon in etwa fünfundzwanzig Tagen an der Westküste von Nordamerika erscheinen können und nach erfolgtem Zurückwerfen der schwachen asiatischen und pazifischen Flotte verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten finden, an irgendeiner geeigneten Stelle der mehr als 2000 Kilometer langen Küste ein genügend starkes Landungskorps auszuschiffen.

Wir haben in diesen Ausführungen durchaus kein Phantasiebild entworfen oder ungünstige Berechnungen zum Nachteil einer Partei aufgestellt; es handelt sich vielmehr nur um tatsächliche Verhältnisse, die an leitender Stelle im Bundesstaat durchaus richtig erkannt worden sind und auch gegenwärtig noch fortgesetzt in der amerikanischen Presse besprochen werden. In Laienkreisen meint man allerdings, daß, wenn erst im Jahre 1910 (?) der Panamakanal vollendet sein werde, die großen Gefahren, die in der weiten Trennung der verschiednen Geschwader für einen Kriegsfall heute liegen, so gut wie aus der Welt geschafft würden. Diese optimistische Auffassung ist jedoch nur bis zu einem gewissen Grade berechtigt, weil einige der vierundzwanzig Schleusen, die in dem Kanal angebracht werden sollen, doch möglicherweise in der Hand des Gegners sein können, und ganz abgesehen von noch andern Hinderungsmöglichkeiten, dadurch allein eine ungestörte Verbindung zwischen den beiden Ozeanen in Frage gestellt werden würde. Für alle Fälle zuverlässiger ist deshalb der Entschluß der Regierung, zunächst schon jetzt das asiatische und das pazifische Geschwader zu einem großen Verbande, der Flotte des Stillen Ozeans, unter einem besondern Flottenchef zu vereinigen. Dadurch würden sechs Divisionen mit zwei Torpedoflottillen zusammenkommen, denen allerdings noch eine sehr wesentliche Kampfkraft in den Linienschiffen fehlt, da die sechs Divisionen als stärkste und größte Einheit heute insgesamt nur sechs Panzerkreuzer zählen. Dieser Mangel wird aber nur noch kurze Zeit bestehn, da die Zuweisung in den neuen Verband der modernen erst jüngst fertiggestellten Linienschiffe „Nebraska“, „Vermont“, „Kansas“ und „Minnesota“ schon beschlossene Sache ist, und ein weiterer Zuwachs durch die Schlachtschiffe „Mississippi“ und „Idaho“ nach ihrer Indienststellung auch schon in Erwägung steht. Gelingt es dazu dem Kriegssekretär Mr. Taft, die von ihm für die Befestigung der Hawaiinseln, die in ihrem gegenwärtigen Zustande für eine Verteidigung völlig wertlos sind, dagegen für die Japaner auf ihrer Fahrt nach der kalifornischen Küste eine ausgezeichnete Operationsbasis bilden würden, beim Kongreß beantragten Mittel durchzusetzen, dann werden in verhältnismäßig kurzer Zeit maritime Vorteile für die Vereinigten Staaten erreicht sein, die im Vergleich zur heutigen Lage ein gewaltiges Gewicht in die Wagschale bringen und vor allen Dingen von bleibendem Wert sein dürften.

Es bleibt nun noch zu erwägen, wie es mit dem dritten Faktor der amerikanischen Landesverteidigung, der Armee nämlich, steht, ob sie den an sie zu stellenden Aufgaben gewachsen und in ihrer gegenwärtigen Organisation als ausreichend anzusehen ist, mit einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf mit einem modern geschulten und ebenso ausgerüsteten Gegner aufnehmen zu können. Um auch hier gleich den Kern des Urteils vorweg zu nehmen, kann es nur wie bei der Flotte und dem Küstenschutz dahin lauten, daß die Armee in ihrer heutigen Verfassung nicht als kriegsbereit gelten kann, wenn auch anerkannt werden muß, daß, wie wir später noch näher sehen werden, namentlich Präsident Roosevelt und die unter ihm arbeitenden militärischen Behörden mit Ernst und Nachdruck

bemüht sind, auch diesen Teil der Wehrkraft der Nation auf einen höhern Stand von Leistungsfähigkeit zu bringen.

Das Heeresorganisationsgesetz vom Jahre 1901 hatte dem Präsidenten der Vereinigten Staaten das Recht zugestanden, die Friedensstärke der Armee alljährlich in den Grenzen von 58000 bis 98000 Mann festzusetzen, und demzufolge war das Heer seit der Niederwerfung des Philippinenaufstandes jedes Jahr auf die Stärke von rund 60000 Mann normiert worden — nach den Bestimmungen des Bundespräsidenten für 1907 genau 3750 Offiziere und 58128 Mann. Seitdem sich aber auch die Union zur Organisation eines Generalstabskorps verstanden hat, dem die Prüfung und Ordnung aller die Landstreitkräfte betreffenden Angelegenheiten zugefallen ist, wird jene Friedenspräsenz von rund 60000 Mann als alleiniger Kern der Wehrmacht und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß davon allein 34712 Mann zur Besatzung der Philippinen, von Kuba, Alaska, Portorico und den Hawaiinseln sowie für die Küstenartillerie benötigt werden, für nicht mehr ausreichend erachtet und eine wesentliche Verstärkung und schlagfertigere Organisation der Armee gefordert. Demzufolge hatte die dritte Abteilung des Generalstabs schon vor einiger Zeit einen Plan ausgearbeitet, wonach zwar die reguläre Armee, wie bisher, auf Friedensfuß nur 60000 Mann stark bleiben, aber zusammen mit einer neu zu formierenden regulären Reserve von 50000 Mann das Feldheer erster Linie bilden sollte, über das der Präsident der Republik zu Kriegszeiten selbständig verfügen könne. Außerdem sollte noch eine Nationalreserve von 100000 Mann aus solchen Bürgern aufgestellt werden, die nicht Soldaten gewesen sind, wohl aber den Militärdienst bis zu einem gewissen Grade als Freiwillige in der Miliz oder in Militärakademien kennen gelernt haben, und schließlich sollte noch eine organisierte Miliz von 50000 Mann für die Landesverteidigung eingerichtet werden, jedoch mit der Einschränkung, daß diese beiden letzten Heeresbestandteile von zusammen 150000 Mann nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Kongresses ins Feld geschickt werden dürften. Aber trotz der nicht wolkenfreien politischen Lage hat sich der Kongreß auch jetzt nicht mit der Aufstellung dieser großen Armeereserve von 150000 Mann einverstanden erklären können, zunächst deshalb nicht, weil es unmöglich sei, die dazu notwendige Zahl von Offizieren für die reguläre Reserve und die zugleich geforderte Nationalreserve aufzubringen. Außerdem aber wurde geltend gemacht, daß zunächst die weit wichtigere aber sehr kostspielige Reorganisation der Artillerie durchgeführt werden müsse, die nicht nur im Interesse der erhöhten Anforderungen an den Küstenschutz, sondern auch zur Aufbesserung der Lage bei der Feldartillerie dringend geboten erscheine.

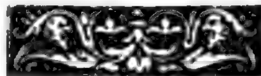
Da also auf diese Weise der Gedanke der Aufstellung einer großen Armeereserve zunächst fallen gelassen werden muß, ist nur die Bildung einer regulären Reserve von 50000 Mann übrig geblieben, die auch die Zustimmung des Parlaments gefunden hat. Sie soll, wie sich das Gesetz ausspricht, hauptsächlich zur Küstenverteidigung verwandt und aus solchen Leuten gebildet werden, die nach

ehrenvollen Diensten aus der regulären Armee ausgeschieden sind und es während ihrer Militärpflicht bis zum Unteroffizier der Scharfschützen gebracht, aber das vierzigste Lebensjahr noch nicht erreicht haben. Sie werden auf die Dauer von fünf Jahren als Reservisten angeworben und je nach ihrer Charge mit 24, 28 oder 31 Dollar für das Jahr besoldet. Dafür müssen sie sich verpflichten, während der Dauer der Reservedienstzeit das Bundesgebiet niemals zu verlassen und sich dem Kriegsministerium in jedem Mobilmachungsfalle zur Verfügung zu stellen. Sie müssen sich auch gefallen lassen, jährlich einmal zu einer zehntägigen oder alle zwei Jahre zu einer fünfzehntägigen Übung einberufen zu werden. Endlich müssen sie sich im Kriegsfalle ohne weiteres bei dem Truppenteil, dem sie zugeteilt werden, stellen, um nach Bedarf die reguläre Armee zu verstärken. Es sollen dann aus dieser ersten Reserve und dem stehenden Heere Depotbataillone errichtet werden, und zwar je eins für jedes Infanterie-, Kavallerie- und Feldartillerieregiment, für die Ingenieure und das Signalkorps und vier für die Küstenartillerie. Bei ihrer ersten Aufstellung werden diese Bataillone, deren Gliederung der eines Infanteriebataillons entspricht, als ein Stamm von Offizieren, Unteroffizieren und achtzig Gemeinen formiert; sie sollen aber mit der Zeit auf den Etat von je 150 Mann gebracht werden. Die Offiziere für die Depotbataillone werden von den regulären Truppen abgegeben oder aus der Zahl der verabschiedeten Offiziere und den nach dem Gesetz wählbaren Persönlichkeiten genommen.

Das einzig Nachteilige an dieser an sich gewiß wichtigen Neuorganisation ist nur, daß sie nicht sofort ins Leben treten kann, sondern daß erst in einigen Jahren mit ihr zu rechnen ist, wenn das dafür nötige Mannschaftsmaterial vorhanden sein wird. Auch erscheint nach dem Organisationsplan ihre Verwendung mehr als eine Art Stamm für Ersatzformationen, die doch im Kriegsfalle auch herangebildet werden müssen, in Aussicht genommen zu sein, als zur Verstärkung der Feldarmee erster Linie. Für sie werden also nach wie vor die Miliztruppen die hauptsächlichste Unterstützung bilden müssen. Das wäre auch der Zahl nach sehr wohl möglich, denn nach dem Jahresbericht von 1906 wiesen die Milizen der fünfzig Gouvernements der Union eine Stärke von 9154 Offizieren und 110347 Mann auf. Der große Übelstand ist nur, daß die Ausbildung der Milizformationen bis jetzt noch viel zu wünschen übrig läßt, und nach der Bundesverfassung der Präsident im Frieden so gut wie nichts über sie zu bestimmen hat. Der Präsident der Republik ist zu Friedenszeiten nur oberster Kriegsherr der regulären Armee, während die Milizen lediglich den Befehlen ihrer Staatsgouverneure unterstehn. Erst bei Ausbruch eines Krieges ändern sich die Verhältnisse, und dann übernimmt das Staatsoberhaupt die von den Gouverneuren zur Verfügung gestellten Miliztruppenteile, wobei jedoch keineswegs für alle Territorien die Verpflichtung besteht, der Bundesregierung Heeresfolge zu leisten. Die großen Nachteile einer solchen Organisation sind ja allerdings auch schon während des Krieges gegen Spanien scharf hervorgetreten, aber

bei der Schwäche des Gegners doch nicht in dem Maße, daß sie nach dem Friedensschluß zu grundlegenden Reformen geführt haben. Diese sind erst jetzt in einer Botschaft des Präsidenten Roosevelt an den Kongreß, die sich mit dem Ausbau des Milizwesens befaßt, als eine unerläßliche Forderung im Interesse der Landesverteidigung aufgestellt worden, zugleich mit einem Hinweis auf die Schweiz und die vortrefflichen Einrichtungen der dortigen freiwilligen Schützenvereine. In die Reformvorschläge ist auch das Verlangen nach gründlicher systematischer Friedensausbildung der Milizen aufgenommen worden. Es solle das im Vorjahre von der Bundesarmee und einem Teile der Milizen gegebne Beispiel, das auf die gemeinsame Arbeit des Kriegssekretärs Taft und des Generalstabschefs Chaffee zurückzuführen ist und in der mehrmonatigen Versammlung aller Truppen in mehreren großen Übungslagern (sieben an der Zahl) und in der Friedensdislokation der Armee in sogenannten Brigadeposten von je drei Regimentern unter Beseitigung aller kleinen Standorte besteht, von allen Heeresbestandteilen nachgeahmt und zu dauernder Einrichtung erhoben werden.

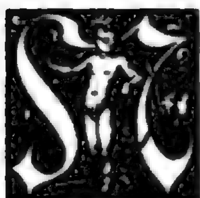
Wie weit Präsident Roosevelt und seine Mitarbeiter Aussicht haben, mit diesen Projekten, die auf eine größere Zentralisierung der Regierungsgewalt und Beschneidung der jetzigen Befugnisse und Rechte der Gouverneure hinauslaufen, im Kongreß durchzudringen, entzieht sich zurzeit noch der sichern Beurteilung. Aber so viel dürfte sicher sein, daß, wenn es dem Staatsoberhaupte gelingen sollte, alle seine Forderungen und berechtigten Wünsche wegen des Heeres, der Flotte und des Küstenschutzes durchzusetzen, der Gesamtstand der Landesverteidigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen ganz bedeutenden Zuwachs erfährt, für den die Nation ihrem Präsidenten sicherlich lebhaften Dank wissen wird.



Die Haftung des Staats für schuldhafte Handlungen der Beamten

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

1

ach den Paragraphen 89 und 31 des Bürgerlichen Gesetzbuchs sind der Fiskus sowie die Körperschaften des öffentlichen Rechts für den Schaden verantwortlich, den ein verfassungsmäßig berufner Vertreter durch eine zum Schadenersatz verpflichtende Handlung einem Dritten zufügt; gemeint sind hier die privatrechtlichen Verrichtungen, wie sie den Vertretern jeder juristischen Person im Privatrechtsverkehr obliegen. Dagegen bleiben nach Artikel 77 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch unberührt die landesgesetzlichen Vorschriften über die Haftung

des Staats, der Gemeinden und andrer Kommunalverbände für den von ihren Beamten bei der Ausübung der diesen anvertrauten öffentlichen Gewalt zugefügten Schaden. Der Staat*) hat eben, wenn er auch ein einiges Wesen ist, verschiedne Eigenschaften, die rechtlich zu sondern sind: er hat Rechte und Pflichten einerseits infolge seiner öffentlichen Gewalt, und er ist andrerseits reines Vermögenssubjekt, Fiskus. Und so ist denn auch die Haftung des Staats für Handlungen seiner Beamten bei der geschilderten Zwiespältigkeit des Wesens des Staats in den angeführten gesetzlichen Vorschriften ganz verschieden geregelt.

Zur Veranschaulichung des Vorgetragnen sei folgendes angeführt:

Wenn mir die Staatsbehörde ein dem Fiskus gehörendes Gebäude vermietet, es mir aber nicht rechtzeitig oder nicht in brauchbarem Zustande übergibt, oder wenn mein Grundstück an das des Fiskus grenzt, und die Staatsbehörde auf dem fiskalischen Grundstück Anpflanzungen vornimmt, durch die meinem Grundstück die Fruchtbarkeit entzogen wird, so kommt der Staat zweifellos nur als Privatperson — Vermieter, Grundstückseigentümer (Nachbar) — in Betracht, und der Anspruch auf Schadenersatz wegen verspäteter oder mangelhafter Übergabe oder wegen schuldhaften Eingriffs in mein Grundstück steht mir gegen den Fiskus ebenso zu, wie er mir unter den gedachten Voraussetzungen gegen einen Privaten zustehn würde. In gleicher Weise ist die Schadenersatzpflicht des Fiskus begründet, wenn die Verwaltung einer Strafanstalt mit einem Gewerbetreibenden einen Vertrag abgeschlossen hat, durch den sie sich zur Gestellung der Strafgefangnen behufs Ausführung von Arbeiten verpflichtet und sie ihren Verpflichtungen aus diesem Dienstvertrage nicht nachkommt, oder wenn der Fiskus zur Verwaltung eines ihm gehörenden Kanals einen Dampfer hält, und der Führer dieses Dampfers schuldhaft einen Schleppdampfer beschädigt, oder wenn die staatliche Badeanstalt der Benutzung übergeben wird, ohne daß die zuständige Behörde ihre Brauchbarkeit und Sicherheit untersucht hat, oder wenn der zur Beaufsichtigung der staatlichen Gasanstalt berufne Beamte die Beseitigung von Mängeln versäumt, oder wenn der zur Beaufsichtigung des fiskalischen Weges berufne Beamte die Fällung eines morschen Baums verabsäumt; auch hier haftet der Staat auf Ersatz für Unfälle, die durch die mangelhafte Beschaffenheit der gedachten Anstalten oder des Baums entstehn, wie jeder private Eigentümer. Derselbe Grundsatz kommt zur Anwendung, wenn dem Staate die Unterhaltung eines Weges obliegt, und die hierzu berufne Behörde diese Verpflichtung mangelhaft erfüllt; denn die Wegebaupflicht beruht zwar auf Normen des öffentlichen Rechts, es handelt sich bei ihr aber nicht um Ausübung der öffentlichen Gewalt, sondern um Erfüllung einer Pflicht, wie sie jedem andern Wegebaupflichtigen obliegt. Endlich ist es auch nicht zweifelhaft, daß wenn der Staat ein Gebäude dem öffentlichen Verkehr übergibt, er hiermit die Verpflichtung übernimmt, es in

*) Im folgenden soll der Kürze halber regelmäßig nur von der Haftung des Staats, nicht auch der sonstigen Körperschaften des öffentlichen Rechts die Rede sein.

verkehrssicherm Zustande zu erhalten, und daß er, wenn der hierzu berufne Beamte dieser Verpflichtung nicht nachkommt, für Unfälle schadenersatzpflichtig ist wie jeder private Eigentümer eines Gebäudes.

Voraussetzung dieser Haftung des Staats ist nun freilich, daß der Beamte, dem die schädigende Handlung zur Last fällt, ein „verfassungsmäßig berufner Vertreter" des Staats ist; er muß also zur Tätigkeit innerhalb eines Geschäftsbereichs durch die die Verwaltungsorganisation des Staats regelnden Bestimmungen berufen sein. Wenn ein so „verfassungsmäßig berufner Vertreter" seinerseits andre Personen zu Verrichtungen beruft, so sind diese letzten nicht „verfassungsmäßig berufne Vertreter" des Staats, sondern sie sind im Sinne des Paragraphen 831 des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu Verrichtungen bestellt; folglich haftet für einen von ihnen zugefügten Schaden der Staat nur, wenn der Vertreter bei der Auswahl eines solchen Beamten die erforderliche Sorgfalt nicht beobachtet hat. Der eben dargelegte Unterschied wird oft schwer zu handhaben sein; doch wird dies nach dem Gange, den die Rechtsprechung genommen hat, dem Rechtsverkehr nicht große Hindernisse bereiten. So sind nach den die Verwaltungsorganisation der Staatseisenbahnen regelnden Bestimmungen die Eisenbahnbetriebsinspektionen die verfassungsmäßigen Vertreter des Staats; ihnen ist die Erhaltung und die Verwaltung des Grundeigentums des Fiskus übertragen. Überträgt nun der Betriebsinspektor die Sorge für die Bestreuung des Bahnhofs im Falle von Winterglätte dem Bahnmeister, so ist dieser nicht etwa ein „verfassungsmäßig berufner Vertreter" des Staats, sondern er ist nur im Sinne des Paragraphen 831 zu einer Verrichtung bestellt, sodaß, wenn er die ihm aufgetragne Tätigkeit mangelhaft ausführt, der Staat nur haftet, wenn der Betriebsinspektor bei der Auswahl des Bahnmeisters die erforderliche Sorgfalt nicht beobachtet hat. Aber daneben liegt dem Betriebsinspektor als dem verfassungsmäßigen Vertreter des Staats die allgemeine Beaufsichtigung wie aller Beamten so auch des Bahnmeisters und seiner Dienstverrichtungen ob; und die Unterlassung dieser Beaufsichtigung ist dem Staate als Verschulden seiner Vertreter zuzurechnen. Der Staat haftet also für Unglücksfälle, die infolge Ausgleitens entstehn, wenn dem Eisenbahnbetriebsinspektor bei gehöriger Aufmerksamkeit die Mangelhaftigkeit der vom Bahnmeister bewirkten Ausführung nicht hätte verborgen bleiben können. Oder: verfassungsmäßig berufne Vertreter des Staats bei der Verwaltung des Landgerichtsgebäudes sind in Preußen der Landgerichtspräsident und der Erste Staatsanwalt; es ist ihnen aber nicht zuzumuten, daß sie den Zustand des Gebäudes in allen seinen Teilen selbst überwachen, sie können das vielmehr dem Obersekretär und dem Kastellan überlassen und im allgemeinen darauf vertrauen, daß diese Beamten die nötigen Maßregeln rechtzeitig ergreifen oder anregen werden. Verabsäumen diese es aber, das Gebäude bei eintretender Dunkelheit zu beleuchten, so trifft wohl diese Beamten ein Verschulden, aber sie sind nicht die „verfassungsmäßig berufnen Vertreter" des Staats, und darum kann sich der durch die mangelhafte Beleuchtung Verunglückte nur

an diese Beamten halten, die Ersatzpflicht des Staats ist nicht begründet. Wenn aber ein fehlerhafter und gefährlicher Zustand des Gebäudes längere Zeit dauert, ohne daß Abhilfe erfolgt, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß der Präsident und der Staatsanwalt ihre Pflicht bei der Fürsorge, der Beaufsichtigung oder Kontrolle vernachlässigt haben, indem sie einen solchen Zustand, der ihnen bei gehöriger Aufmerksamkeit nicht entgehn konnte, geduldet oder belassen haben; folglich ist dann die Ersatzpflicht des Staats für Unfälle begründet. Handlungen und Unterlassungen der verfassungsmäßig berufnen Vertreter haben ohne weiteres als Handlungen des Staats zu gelten, und der Fiskus haftet ebenso, wie seine Vertreter haften würden, wenn sie Eigentümer des Gebäudes wären und einen gefährlichen Zustand nicht beseitigen würden.

So wird also die an sich sehr wichtige Unterscheidung zwischen den verfassungsmäßig berufnen Vertretern des Staats (Vorstehern von Behörden) und andrerseits den von ihnen nur zu Verrichtungen Angestellten (unselbständigen Beamten) in der Rechtsprechung des Reichsgerichts dahin gehandhabt, daß den ersten eine große Aufsichtspflicht gegenüber den bloß Angestellten obliege, und daß, wenngleich der Staat für die Handlungen dieser auch grundsätzlich nicht haftet, diese Haftung doch eintritt, falls zugleich mangelhafte Aufsicht der Vorsteher vorliegt. Das wird vom Reichsgericht besonders betont in dem zuerst erwähnten Fall des Eisenbahndienstes (Entscheidungen Band 53, S. 282). Hier kam zur Sprache, daß das Bestreuen des Platzes vor dem Bahnhofe bei Glatteis nicht nur vereinzelt, sondern der Regel nach ungenügend besorgt worden sei, daß der Bahnmeister zur Besorgung des Streuens Arbeiter verwandt habe, deren Dienst um 5 Uhr Abends beendet war, und daß auch der Dienst des Bahnmeisters um sechs Uhr endete. Bei dieser Sachlage weist das Reichsgericht darauf hin, daß die Mangelhaftigkeit der Verrichtungen des Bahnmeisters auf mangelhafte Aufsicht und Anordnung des Betriebsinspektors zurückzuführen sein könnte, sodaß also der Staat für diese Unterlassungen des Betriebsinspektors als seines berufnen Vertreters haftbar sei, wenngleich dieser die Arbeit nicht selbst habe auszuführen brauchen, sie vielmehr dem Bahnmeister zu übertragen befugt war.

Auch nach einer andern Richtung hat die Rechtsprechung einen den Anforderungen des gesicherten Rechtsverkehrs sehr entgegenkommenden Standpunkt eingenommen: der Verletzte braucht nämlich nicht das Verschulden eines bestimmten Vertreters nachzuweisen, wenn nur klar ist, daß das Verschulden irgendeines berufnen Vertreters vorliegt; wer dieser Vertreter ist, kommt dann nicht in Betracht. Ist z. B. im Gerichtsgebäude der Zustand einer Treppe (etwa wegen großer Steilheit oder mangelnder Helligkeit) gefährlich, und besteht dieser Zustand seit Jahren, so ist für einen hierdurch herbeigeführten Unfall die Schadenersatzpflicht des Staats begründet, ohne Rücksicht darauf, wem die Beseitigung des Mangels oblag. Oder: Liegt einer Stadt die Unterhaltung einer Straße ob, so hat die Stadt auch für deren Verkehrssicherheit Sorge zu tragen (und zwar nicht etwa zu gelegner Zeit, sondern sofort, ohne Rücksicht auf die nötigen Geld-

mittel); unterläßt sie dies, so haftet sie für Unfälle, ohne daß der Verletzte das Verschulden eines bestimmten Vertreters nachzuweisen braucht. Denn daß der Staat und die Stadt einen verfassungsmäßig berufnen Vertreter haben müssen, zu dessen Geschäftskreis die Fürsorge für den verkehrssichern Zustand von Gebäuden und Straßen gehört, ist selbstverständlich; die Person eines bestimmten Vertreters kommt also für die Ersatzpflicht gar nicht in Betracht.

In allen erwähnten Fällen ist danach die Haftung des Staats nach den Paragraphen 31 und 89 des Bürgerlichen Gesetzbuchs begründet, weil ein Beamter die schädigende Handlung oder Unterlassung bei der Ausführung der ihm obliegenden privatrechtlichen Verpflichtungen betätigt hat; die Ausübung der vom Staate dem Beamten anvertrauten öffentlichen Gewalt kam in den vorerörterten Fällen gar nicht in Betracht.

Anders in folgenden Fällen: Der Richter erläßt eine unrichtige Verfügung, oder der Gerichtsschreiber bewirkt eine fehlerhafte Eintragung, durch die ich geschädigt werde; der Notar führt durch Außerachtlassung der vorgeschriebnen Form die Nichtigkeit des Testaments herbei, durch das ich zum Erben berufen werde; der Gerichtsvollzieher führt meinen Pfändungsauftrag unrichtig aus, sodaß ich meiner Befriedigung verlustig gehe, oder er unterschlägt den eingezognen Betrag; ein Staatsanwalt erwirkt schuldhaft-unrichtig meine Verhaftung, sodaß ich meinem Erwerb entzogen werde; ein Polizeibeamter verübt gegen mich bei der vorläufigen Festnahme eine Körperverletzung, die Heilungskosten verursacht; ein Lehrer schädigt bei Ausübung des Züchtigungsrechts dauernd die Gesundheit des Schülers; ein Gendarm, der die mir gestohlnen Sachen beim Diebe findet, ermöglicht durch Nachlässigkeit deren Verschwinden; ein staatlich angestellter Fleischbeschauer läßt ein krankes Vieh unbeanstandet, durch dessen Genuß ich Schaden an meiner Gesundheit erleide; bei einer Gefechtsschießübung oder bei einer sonstigen Übung, die behufs militärischer Ausbildung der Truppen, demnach in direkter Ausübung des Militärhoheitsrechts erfolgt, werde ich von einer Kugel oder von einem explodierenden Körper getroffen — in allen diesen Fällen haben die Beamten „in Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt“ einen Schaden verursacht, und hier ist also die Haftung des Staats nicht auf die Paragraphen 31 und 89 zu gründen, überhaupt (wenn man von den unten erwähnten Ausnahmen der Grundbuch- und der Telegraphenbeamten absieht) nicht reichsgesetzlich geregelt; vielmehr entscheiden hierüber nach dem Artikel 77 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche die Landesgesetze, und es besteht sonach in dieser Frage der buntscheckige Rechtszustand weiter, der bis zum 1. Januar 1900 auf dem Gebiete des gesamten bürgerlichen Rechts bestand. Es kam uns bis zu diesem Zeitpunkte nicht weiter auffallend vor, daß in Deutschland etwa hundertfünfzig eheliche Güterrechte galten, daß ferner ein Zustand, der in Hamburg oder in Karlsruhe rechtlich geschützt war, in Dresden oder in München als rechtlich nicht vorhanden galt, daß ein Rechtsgeschäft, das in Köln oder in Kassel rechtswirksam vorgenommen worden war, in Magdeburg oder in Rostock rechtlich

wirkungslos war, und daß eine Unrechtshandlung, wenn sie in Stuttgart oder in Darmstadt betätigt worden war, keinen Schadenersatzanspruch erzeugte, aber einen solchen im weitesten Umfang erzeugte, wenn sie in Berlin, und einen Ersatzanspruch von minderm Umfang erzeugte, wenn sie in Leipzig erfolgt war. So ähnlich liegen die Verhältnisse noch heute bei der Frage, ob eine Haftung des Staats begründet ist, wenn ein Beamter bei der Ausübung der ihm anvertrauten öffentlichen Gewalt einen Schaden verursacht.

In Preußen haftet der Staat für derartige Schadenersatzansprüche überhaupt nicht, mit Ausnahme jedoch der Rheinprovinz, wo das französische Recht bestehen geblieben ist; die Bewohner des übrigen preußischen Staatsgebiets, die selbst vom Fiskus keinen Ersatz des durch den Beamten verursachten Schadens erlangen können, müssen also zusehen, wie die von ihnen aufgebrachten Steuern dazu verwandt werden, die Rheinländer wegen der Ansprüche zu entschädigen; und die übrigen preußischen Beamten, die aus eignen Mitteln einen von ihnen verursachten Schaden ersetzen müssen, müssen danach zu den Staatssteuern beitragen, die dazu verwandt werden, die Ersatzverbindlichkeiten des preußischen Staats für Verschulden rheinländischer Beamten zu tilgen. Bayern, Württemberg und Baden erklären den Staat für ersatzpflichtig, wogegen zum Beispiel Hessen, Weimar, Reuß ältere Linie und Elsaß-Lothringen den Staat nur aushilfsweise haften lassen, also nur, wenn der Geschädigte vom schuldigen Beamten Ersatz nicht erlangen kann. Ganz merkwürdig mannigfaltig ist hiernach in unsrer Frage die Rechtsstellung des Reichsfiskus: wo dieser an die Stelle des Landesfiskus tritt, finden die Rechtsgrundsätze, die für den Landesfiskus gelten, auch auf den Reichsfiskus Anwendung; dieser steht also nicht unter einem einheitlichen Recht, sondern ist in jedem Rechtsgebiete den Rechtsregeln unterworfen, die die dort geltende Gesetzgebung für den einheimischen Fiskus aufstellt. Verirrt sich also bei einer Gefechtsschießübung preußischer Soldaten, die in Westfalen an der Grenze der Rheinprovinz stattfindet, eine Kugel, und trifft sie mich noch innerhalb des räumlichen Gebiets der Provinz Westfalen, so steht mir keinerlei Anspruch gegen den Reichsmilitärfiskus zu; verirrt sich aber die Kugel über die Grenze der Rheinprovinz, und trifft sie mich im Rheinlande, so haftet mir der Reichsfiskus auf Ersatz der Heilungskosten; denn der Artikel 89 des Preußischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche läßt den im übrigen aufgehobnen Artikel 1384 des Code civil für das bisherige Gebiet des französischen Rechts in Preußen insoweit bestehn, als er gerade die Haftung des Staats für den von seinen Beamten bei der Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt zugefügten Schaden betrifft; und in dieser Tragweite kommt der Artikel 1384 auch gegen den Reichsmilitärfiskus zur Anwendung. (Entscheidungen des Reichsgerichts Band 54, Seite 202 und Seite 19.) Findet die Schießübung preußischer oder bayrischer Soldaten in Elsaß-Lothringen statt, und trifft mich die Kugel im Reichslande, so steht mir zwar ein Schadenersatzanspruch gegen den Reichsmilitärfiskus zu, aber nur aushilfsweise, also nur, wenn ich den schuldigen

Soldaten oder Befehlshaber nicht ermitteln kann oder von ihm Ersatz nicht zu erlangen ist; dagegen haftet mir der Fiskus wieder an erster Stelle, wenn die Schießübung bayrischer oder württembergischer Truppen in Bayern oder Württemberg stattfindet, und ich hier von einer Kugel getroffen werde. Oder: Ich habe eine vollstreckbare Wechselforderung gegen den in Berlin wohnenden A und gegen den in Köln wohnenden B und beauftrage den Berliner Gerichtsvollzieher, die ganze Forderung von A einzuziehen; der Gerichtsvollzieher unterschlägt aber das eingezogne Geld. Hier bin ich, da nach Paragraph 819 der Zivilprozeßordnung die Leistung des Schuldners an den Gerichtsvollzieher als Zahlung an den Gläubiger gilt, der Schuldner also befreit ist, um meine Forderung gekommen; denn der preußische Staat haftet mir für die Unterschlagung des Berliner Gerichtsvollziehers nicht, ich kann mich also nur an diesen halten, von dem voraussichtlich nichts zu bekommen ist. Anders, wenn ich den Kölner Gerichtsvollzieher mit der Einziehung beauftragt hätte; für die von diesem verübte Unterschlagung ist mir der Preußische Staat nach dem oben erwähnten Artikel 1384 des Code civil ersatzpflichtig.

Und dieselbe Verschiedenheit ergibt sich in allen Fällen, wo, wie wir an den voraufgeführten Beispielen gezeigt haben, der Richter, der Gerichtsschreiber, der Notar, der Polizeibeamte, der Lehrer usw. bei der Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt einen Schaden zufügen.

Daß dieser Zustand weder dem Gedanken der Rechtseinheit noch den Anforderungen der Gerechtigkeit entspricht, liegt auf der Hand, und es wurde bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs wiederholt der Versuch gemacht, diesen Rechtsstoff einheitlich, und zwar selbstverständlich in dem Sinne zu regeln, daß eine Haftung des Staats (sowie der Gemeinden) für den Schaden eingeführt werde, den Beamte bei Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt verursachen. Alle Anträge scheiterten aber an dem Widerstreben der Reichsregierung, die folgendes entgegenhielt:

Es handle sich bei der Frage nicht um eine Aufgabe des bürgerlichen Rechts, sondern um eine solche des öffentlichen Rechts, ihre Lösung gehöre darum nicht in das Bürgerliche Gesetzbuch, sonach auch gar nicht zur Zuständigkeit des Reichs, sondern zu der der Einzelstaaten. Außerdem lägen die Verhältnisse bei der Justiz und bei der Verwaltung sowie in der Zivil- und in der Militärverwaltung ganz verschieden, und auch die Stellung der verschiednen (höhern und untern) Beamten verlange eine verschiedne Berücksichtigung und Würdigung. Dazu komme, daß der Staat und die Gemeinden bei der Anstellung nicht frei wählen könnten, vielmehr zum Beispiel Militäranwärter nach der Reihenfolge anstellen müßten, die Beamten auch nicht beliebig, sondern nur nach Maßgabe der Amtszuchtgesetze entlassen könnten. Die Tragweite der dem Staat und den Gemeinden angesonnenen Haftung lasse sich gar nicht übersehen, und namentlich könnten kleinere Gemeinden unerträglich belastet werden durch Einführung jener Haftung. Und schließlich müßte dann der Staat auch für

das Versehen der Notare haften, obwohl er doch niemand zwingen könne, gerade zu einem bestimmten Notar zu gehn, der Rechtsuchende hier vielmehr die freie Auswahl habe. Endlich habe der Antrag zur Folge, daß der Staat wie die Gemeinden, um ihre Haftung zu vermindern, darauf sinnen würden, untern Beamten die Eigenschaft als Beamten zu entziehen oder ihnen die Pflicht vorheriger Kautionsleistung aufzulegen, ein Zustand, der wieder ungünstig auf die weniger vermögenden Schichten der Bevölkerung zurückwirken werde.

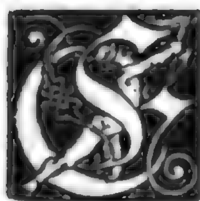
Es ist nur zu billigen, daß man bei dieser Haltung der Reichsregierung im Reichstag wie in der Kommission die Frage absetzte, also davon absah, zu den zahlreichen schon vorhandnen Fragen, über die eine Einigkeit schwer zu erreichen war, noch eine neue, überaus schwierige hinzuzufügen. Inzwischen sind nun aber die Schwierigkeiten, die aus dem jetzigen buntscheckigen Rechtszustande entstehen, so sehr hervorgetreten, daß eine gesetzgeberische Regelung der Angelegenheit für das ganze Reich auf die Dauer nicht zu vermeiden sein wird.

Man hat gegen die Zuständigkeit des Reiches zur Regelung unsrer Frage eingewandt, daß die Angelegenheit nicht dem Privatrecht, sondern dem öffentlichen Recht angehöre. Dieser Einwurf trifft aber nicht zu. Noch jetzt besteht ja, wie oben hervorgehoben worden ist, in der preußischen Rheinprovinz die Haftung des Staats auf Grund jenes Artikels 1384 des Code civil, der vom privatrechtlichen Verhältnis zwischen Auftraggeber und Beauftragten handelt, und aus dem Rechtsprechung und Rechtslehre eben auch die Haftung des Staats für Verschulden seiner Beamten gefolgert haben. Auch haben sämtliche Bundesstaaten, die diese Frage überhaupt gesetzgeberisch geregelt haben, sie in den Ausführungsgesetzen zum Bürgerlichen Gesetzbuch, also bei Ordnung des Privatrechts geregelt. Und schließlich ist doch auch die Haftung der Bundesstaaten und der Gemeinden für Versehen der Grundbuchbeamten durch die Reichsgesetzgebung, nämlich durch Paragraph 12 der Grundbuchordnung geregelt. Also verfassungsrechtliche und gesetzestechnische Gründe stehn der reichsgesetzlichen Regelung unsrer Frage nicht entgegen. Richtig ist es nun, daß die Verhältnisse der einzelnen Beamten und Beamtenklassen durchaus verschiedenartig liegen, daß die Haftung leicht eine schwere Belastung kleinerer Gemeinden zur Folge haben kann, der Staat und die Gemeinden bei der Anstellung und Entlassung der Beamten auch nicht frei gestellt sind. Allein wenn trotz dieser Auffassung Preußen für seine Rheinprovinz, ferner Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Weimar, Reuß ältere Linie und Elsaß-Lothringen jene Haftung übernommen haben, sie auch sämtlichen Staaten und Gemeinden für ihre Grundbuchbeamten durch Reichsgesetz auferlegt ist, so ist gar nicht abzusehen, warum diese Haftung nicht allgemein dem Reich und sämtlichen Einzelstaaten für ihre Beamten auferlegt werden könnte; denn sind die mit der Haftung verbundnen Mißstände in der Rheinprovinz und den einzeln aufgeführten Staaten zu überwinden, so wird ihre Überwindung doch auch in den übrigen Staaten möglich sein.

Dagegen sprechen sehr starke Gründe für eine allgemeine Einführung der Haftung durch Reichsgesetz. Nicht nur, daß der geschilderte buntscheckige Zustand dem Begriff der Rechtseinheit widerspricht, sondern er widerspricht auch dem Rechtsgefühl und der Gerechtigkeit, mit der es unvereinbar erscheint, daß die schädigende Handlung eines Beamten in der Rheinprovinz und in Süddeutschland für den Beschädigten einen Ersatzanspruch gegen den Staat erzeugt, während in dem übrigen Gebiet des Deutschen Reiches dieser Anspruch versagt und hiermit der Beschädigte oft rechtlos gemacht ist; denn der ihm gegen den schuldigen Beamten selbst zustehende Ersatzanspruch ist in überaus zahlreichen Fällen wertlos, weil der schuldige Beamte nichts besitzt (was bei Unterbeamten die Regel ist), vielleicht gar nicht zu ermitteln ist. Der Zug der Zeit geht aber dahin, den Einzelnen, der durch Organe des Gemeinwesens geschädigt ist, dafür aus Staatsmitteln zu entschädigen; dieser Zug ist zum Ausdruck gekommen in den Reichsgesetzen vom 20. Mai 1898 über die Entschädigung der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochnen Personen und vom 14. Juli 1904 über die Entschädigung für unschuldig erlittne Untersuchungshaft. Und dazu kommt, daß der jetzige Rechtszustand eine Fülle unerquicklicher und außerordentlich schwieriger Prozesse hervorrufen mußte, von denen im nächsten Heft einige Beispiele gegeben werden sollen.

Das höhere Schulwesen in Europa

Von Otto Kuntzemüller in Schöneberg bei Berlin



Eine sehr verdienstvolle Arbeit hat der Vorsteher der Königlichen Auskunftsstelle für das höhere Unterrichtswesen in Berlin, Professor Dr. Horn, in seinem im vorigen Jahre veröffentlichten Buche: Das höhere Unterrichtswesen der Staaten Europas (Berlin, Trowitzsch und Sohn) vorgelegt. Das Buch bietet allerdings mehr eine Sammlung von Stundenplänen als von Lehrplänen, es gewährt aber einen vortrefflichen Anhalt zu vergleichenden Einblicken.

Was das Deutsche Reich anlangt, so haben die kleinern Staaten ihr höheres Unterrichtswesen, in Süddeutschland Mittelschulwesen genannt, im allgemeinen meist nach preußischem Vorbilde eingerichtet. Eigne Lehrpläne haben Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen, Hamburg, Hessen, Sachsen, Weimar und Württemberg. Oberrealschulen vermißt man in Bayern, Sachsen und in einer Anzahl kleinerer Staaten. Reformschulen haben, außer Preußen, Baden, Hamburg, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen. Über die Anerkennung der Reifezeugnisse ist zwischen den deutschen Staatsregierungen schon im April 1874 eine Vereinbarung getroffen worden, die jetzt dahin geht, daß das Reifezeugnis, das ein Angehöriger des Deutschen Reiches an einem Gymnasium, einem Realgymnasium oder einer

Oberrealschule irgendeines deutschen Staates erworben hat, in jedem einzelnen Bundesstaate die Berechtigungen gewährt, die mit dem Reifezeugnis einer dem letztern Staate angehörenden gleichen Anstalt verbunden sind.

Vorschulen oder Vorbereitungsklassen sind für höhere Lehranstalten im Deutschen Reiche zugelassen und eingerichtet, außer in Preußen, in Anhalt, Elsaß-Lothringen, Hamburg (Realgymnasium des Johanneums), Lübeck, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Reuß ä. L., Sachsen-Weimar und Württemberg. In den übrigen deutschen Staaten ist beim Eintritt in eine höhere Lehranstalt eine Aufnahmeprüfung abzulegen; die elementaren Vorkenntnisse sind also in der Regel auf der allgemeinen Volksschule zu erwerben.

Die außerdeutschen Staaten Europas haben mit Ausnahme Englands und der Schweiz ihr höheres Schulwesen nach allgemeinen Lehrplänen eingerichtet.

In der Schweiz ist die Unterrichtsgesetzgebung nicht Sache des Bundes, sondern eine kantonale Angelegenheit. Man unterscheidet hier Gymnasien (Lyzeen, Collèges) und Realschulen (Industrie-, Gewerbeschulen). Jene bereiten für das Universitätsstudium vor, diese für den Besuch des eidgenössischen Polytechnikums, geben aber auch die Berechtigung zum Universitätsstudium der Mathematik und der Naturwissenschaft sowie der Medizin, für dieses bei Ablegung einer Ergänzungsprüfung im Latein.

Österreich und Ungarn haben allgemeine Lehrpläne für ihre achtklassigen Gymnasien und Realschulen, die aber in beiden Staaten wesentlich voneinander abweichen. Kroatien und Slawonien weisen Gymnasien und Realgymnasien auf, es besteht aber nur für jene ein allgemeiner auf acht Stufen berechneter Lehrplan, während sich die Realgymnasien mehr oder weniger voneinander unterscheiden. Bosnien hat nach einem allgemeinen Lehrplan eingerichtete Gymnasien. Montenegro besitzt ein vierklassiges Untergymnasium, das nach österreichischem Muster eingerichtet ist und bezeichnenderweise von der ersten Klasse an auch russischen Unterricht erteilt. Das höhere Schulwesen in Bulgarien setzt auf einen gemeinsamen dreistufigen Unterbau eine vierstufige Realabteilung und eine ebensolche klassische Abteilung. In Serbien sind heute die Gymnasien alle als Realgymnasien eingerichtet, die etwa den preußischen Realgymnasien nach Frankfurter System entsprechen. Daneben gibt es Realgymnasien ohne Latein. Beide Schularten sind achtstufig. Die höhern Schulen in Rumänien sind vierstufige Gymnasien und achtklassige Lyzeen. Aufnahmebedingung ist das Abgangszeugnis der vierjährigen Primärschule.

Rußland plant eine Reform seines höhern Schulwesens. Gegenwärtig gibt es dort achtstufige Gymnasien und siebenstufige Realschulen, neben denen die alten humanistischen deutschen Kirchenschulen in Petersburg und Moskau bestehn. Durch das vorbereitete neue Schulgesetz sollen sämtliche höhern Schulen den Namen Gymnasien erhalten, und alle ihre Abiturienten sollen dann, wie in Preußen, zum Universitätsstudium zugelassen werden, für gewisse Fächer mit einer Ergänzungsprüfung im Latein und im Griechischen oder bloß im Latein,

wenn die Anstalt Unterricht in diesen Sprachen nicht erteilt hat. Finnland hat seit 1884 achtstufige Lyzeen, von denen die klassischen Latein treiben, an dessen Stelle in den Reallyzeen Französisch tritt. Schweden hat 1905 mit der Durchführung der Reform seines Schulwesens begonnen, um das Prinzip der Einheitsschule zu verwirklichen, wie es in Norwegen und in Dänemark schon ausgestaltet worden ist. Auf die drei Jahresstufen der allgemeinen Volksschule baut sich zunächst die sechsstufige Realschule auf, deren Ziel eine allgemeine bürgerliche Bildung ist. Aus der fünften Klasse der Realschule erfolgt der Übergang in das vierstufige Gymnasium, das sich sofort in zwei Linien, das lateinlose Realgymnasium und das Lateingymnasium, gabelt, aber durch das am Schlusse abzulegende sogenannte Studentenexamen ganz allgemein den Zugang zum Hochschulstudium eröffnet. Die besondern Aufnahmebestimmungen einzelner Universitätsfakultäten und der übrigen Hochschulen verlangen jedoch von dem Abiturienten, je nachdem er von einem Realgymnasium oder einem Lateingymnasium kommt, gewisse Ergänzungsprüfungen. Der fremdsprachige Unterricht erstreckt sich in der Realschule auf das Deutsche und das Englische, wozu im Gymnasium noch das Französische und im Lateingymnasium außerdem noch das Latein treten. Wahlfrei ist in der Realschule der Unterricht im Französischen, im Lateingymnasium der Unterricht im Griechischen.

In Norwegen baut sich seit 1896 die aus der sogenannten vierstufigen Mittelschule und dem dreistufigen Gymnasium bestehende höhere Schule auf die fünfstufige Elementarschule auf. Das Gymnasium gabelt sich von der zweiten Stufe an in eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung, das sogenannte Realgymnasium, und in eine sprachlich-historische Abteilung, die sich unter Umständen auf der obersten Stufe wieder in eine lateinische und eine lateinlose spalten kann. Im allgemeinen ist der Unterricht in den klassischen Sprachen der Universität überwiesen, nur einigen Gymnasien, wie der Kathedralschule in Christiania, ist der Unterricht im Latein bei entsprechender Verminderung der Lehrstunden in andern Fächern freigegeben. Mittelschule wie Gymnasium schließen mit einer Abgangsprüfung, dem Mittelschulexamen und dem examen artium. Jenes berechtigt zum Eintritt in das Gymnasium und zum Besuche der drei technischen Hochschulen in Christiania, Trondhjem und Bergen, dieses zum Universitätsstudium, das in allen Fakultäten mit einem vorbereitenden Unterricht in Philosophie und alten Sprachen beginnt, wozu für Theologen noch Griechisch und Hebräisch kommen.

Dänemark führt seit 1903 das Prinzip der Einheitsschule durch. An den allgemeinen Volksschulunterricht schließt sich für Kinder im Alter von elf bis zwölf Jahren die vierstufige Mittelschule mit fremdsprachigem Unterricht in Deutsch und Englisch sowie fakultativem Unterricht in Latein oder Französisch auf der obersten Stufe an. Das am Schluß des vierten Jahreskursus abzulegende Mittelschulexamen eröffnet den Zugang zu dem dreistufigen Gymnasium, das sich in drei Abteilungen gabelt: die klassisch-sprachliche mit Latein und

Griechisch, die neusprachliche mit Latein ohne Griechisch und die mathematisch-naturwissenschaftliche ohne Latein und Griechisch. Mit dem zum Universitätsstudium berechtigenden sogenannten Studentenexamen findet der Gymnasialunterricht seinen Abschluß. Der Mittelschulunterricht kann nach der Abschlußprüfung in einer Realklasse fortgesetzt werden, deren Kursus mit einem Realexamen abschließt.

Die Niederlande haben sechsstufige Gymnasien, deren unterste Stufe der preußischen Untertertia entspricht. In den beiden obern Stufen findet eine Art Gabelung in zwei Linien statt, wobei die eine die Stundenzahl für den altsprachig-historischen, die andre die Stundenzahl des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts verstärkt; auf beiden bleibt aber der Unterricht in Latein und Griechisch obligatorisch. Neben den Gymnasien bestehen fünfstufige höhere Bürgerschulen, in die der Eintritt mit vollendetem zwölften Lebensjahre erfolgen kann, für die aber kein gemeinsamer Lehrplan vorhanden ist. Das Abgangszeugnis einer solchen höhern Bürgerschule berechtigt zum Besuche der höhern Fachschulen, besonders des Polytechnikums in Delft, und auch zum medizinischen und pharmazeutischen Studium, jedoch ohne Promotionsberechtigung.

In Belgien sind die eigentlichen höhern Schulen die siebenstufigen Athenäen, die sich in ganzklassische mit Latein und Griechisch, halbklassische mit Latein und reale ohne Latein und Griechisch scheiden, und deren untere Klasse, für die das Eintrittsalter das vollendete elfte Lebensjahr ist, ungefähr der preußischen Quarta entspricht. Unmittelbar mit den sechsstufigen Elementarschulen stehen die dreistufigen Mittelschulen in Verbindung; sie sollen für die kommerzielle, industrielle und landwirtschaftliche Laufbahn vorbereiten, während die Athenäen der Vorbereitung für gelehrte Studien und höhere Lebensberufe dienen. Eine eigentliche Reifeprüfung für die Universität gibt es also in Belgien nicht, die Verleihung akademischer Grade ist aber an Prüfungen geknüpft, zu denen nur zugelassen wird, wer sich vor einer besondern alljährlich Anfang August in Brüssel zusammentretenden Jury durch ein Zeugnis über den erfolgreichen Besuch einer höhern Schule oder durch eine Prüfung als dazu befähigt ausgewiesen hat. Das Großherzogtum Luxemburg hat siebenstufige Gymnasien, deren unterste Stufe der preußischen Quarta entspricht, und eine sechsstufige Industrie- und Handelsschule. Das Reifezeugnis eines Gymnasiums berechtigt zum Besuche der cours supérieurs, section des lettres, und zur Zulassung zu den Prüfungen, auf die diese Kurse vorbereiten. Eine ähnliche Prüfung findet bei der Industrie- und Handelsschule statt und eröffnet ebenfalls den Zutritt zu den cours supérieurs, section des sciences.

Frankreich hat sein Schulwesen im Jahre 1902 neu geordnet. Danach baut sich der höhere Unterricht, l'enseignement secondaire, auf einem vierjährigen Vorschul- oder Elementarunterricht auf und zerfällt in einen untern vierstufigen und einen obern dreistufigen Zyklus. Beide sind vielfältig gegabelt. Der erste Zyklus hat eine lateinische Abteilung mit fakultativem Griechisch von der dritten Stufe an,

der zweite Zyklus umfaßt vier Gruppen: eine lateinisch-griechische, eine lateinisch-neusprachige, eine lateinisch-mathematisch-naturwissenschaftliche und eine neusprachig-mathematisch-naturwissenschaftliche. Die erste Gruppe entspricht etwa dem deutschen Gymnasium, die zweite und die dritte Gruppe dem deutschen Realgymnasium und die vierte Gruppe den deutschen Real- und Oberrealschulen. Die drei ersten Gruppen haben einen gemeinsamen zweistufigen Unterbau.

In Portugal umfassen die Lyzeen genannten höhern Schulen einen fünfstufigen allgemeinen Kursus und einen zweistufigen Komplementärkursus, den aber nur die sogenannten Zentrallyzeen in Lissabon, Coimbra und Oporto haben, während sich die sogenannten Nationallyzeen auf den allgemeinen Kursus beschränken. In Spanien wird der höhere Schulunterricht in den sogenannten Institutos generales y técnicos erteilt. Für die „allgemeinen Studien auf den Grad des Bakkalaureus" ist seit 1903 ein sechsjähriger Kursus vorgeschrieben. Das spanische Bakkalaureatsexamen entspricht aber keineswegs der Reifeprüfung der neunstufigen höhern Lehranstalten Deutschlands. Italien hat achtstufige höhere Schulen, deren fünf untere Stufen das Gymnasium bilden, während die drei obern Stufen Lyzeum genannt werden, in dessen beiden obersten Klassen eine Gabelung durch Wegfall der Mathematik auf der einen, des Griechischen auf der andern Seite eintritt. In Griechenland bildet die dreistufige „hellenische Schule" das Bindeglied zwischen der Elementarschule und dem vierstufigen Gymnasium, das aber mit dem deutschen Gymnasium nicht in Vergleich zu stellen ist. Die Türkei hat in ihrem Schulwesen das Prinzip der Einheitsschule in drei Stufen, Elementarschule (Ibtiadieh), Mittelschule (Rüschdieh) und höhere Schule (Idadieh), verwirklicht. Die Elementarschule und die Mittelschule sind dreiklassig. Die Mittelschule ist in der Regel mit der vierklassigen höhern Schule verbunden. Die Türkei kennt keine gesetzliche Schulpflicht, im allgemeinen setzen aber die Spezialstudien dienenden Lehranstalten den Besuch der Rüschdieh und der Idadieh voraus. Solche Spezialschulen sind die für die höhere Verwaltungslaufbahn vorbereitende Mülbieh in Stambul, die Rechtsschule, die Medizinschule, die Kunstakademie, die Handelsschule, die Maschineningenieurschule, die Zivilttierarztschule und die Ackerbauschule.

In England ist das Schulwesen nicht einheitlich organisiert, und man unterscheidet nicht einmal genau zwischen Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen. Allgemein giltige Lehrpläne mit bestimmter Abgrenzung und Verteilung des Lehrstoffes auf verschiedne Stufen wie in den europäischen Festlandstaaten sind nicht vorhanden. „Die englischen Schulen passen also ganz und gar nicht in das kontinentale Schema", bemerkt Professor Dr. Horn zutreffend, und er hat deshalb mit Recht auf die Mitteilung eines Stundenplans verzichtet.

Bei allen Abweichungen im einzelnen hat doch die Organisation des höhern Schulwesens im festländischen Europa gewisse Grundzüge gemein. Der höhere Unterricht setzt überall einen vorbereitenden Elementarunterricht voraus, der entweder, wie in Bayern, Baden, Hessen, Sachsen und einigen andern deutschen

Staaten, von der allgemeinen Volksschule erteilt wird, oder wie in Preußen und in mehreren schon erwähnten deutschen Staaten sowie in Österreich, Frankreich, Belgien, in besondern Vorschulen oder Vorbereitungsanstalten erteilt werden kann. Ferner unterscheidet sich, mehr oder weniger ausgeprägt im einzelnen, fast durchgängig die gymnasiale, den Unterricht in den alten Sprachen bevorzugende Richtung von der realen Richtung, die den Schwerpunkt in den neusprachig-mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht legt. Die Ziele sind nicht überall gleich hoch gesteckt, und in einigen Ländern erscheint der Lehrplan etwas sehr kompliziert und überladen; im allgemeinen wird aber eine mehr oder weniger abgeschlossene Bildung, sei es für praktische Lebensberufe, sei es für gelehrte Studien angestrebt. Insofern kann man sehr wohl von einem „kontinentalen europäischen Schulschema" reden.

Am besten entwickelt ist die Organisation des höhern Unterrichtswesens zweifellos in den mitteleuropäischen germanischen Festlandstaaten und in den nordischen Reichen. Das Prinzip der Einheitsschule, das eine organische Gestaltung des gesamten öffentlichen Schulunterrichts anstrebt, suchen Schweden, Norwegen und Dänemark folgerichtig durchzuführen. Im Deutschen Reiche haben die auf Einführung der Einheitsschule gerichteten Reformbestrebungen bisher keinen Erfolg gehabt, obwohl, in der Theorie wenigstens, die Einheitsschule, die einen organischen Aufbau aller andern Schulformen auf der allgemeinen Volksschule herstellen soll, vom pädagogischen, sozialen, wirtschaftlichen, kulturgemäßen und nationalen Standpunkt eine ideale Bedeutung zu haben scheint. Überhaupt fehlt es noch an einer einheitlichen Gestaltung des höhern Schulwesens im Deutschen Reiche, die preußischen Reformen scheinen jedoch immer mehr vorbildlich zu werden. Eine Ausnahmestellung nimmt im Deutschen Reiche eigentlich nur noch Bayern ein. Aber auch hier macht sich eine starke Bewegung für eine Reform des höhern oder, wie es dort genannt wird, Mittelschulwesens nach preußischem Vorbilde geltend, denn die nachteiligen Wirkungen der bayrischen Sonderstellung auf diesem Gebiete werden immer deutlicher erkannt, namentlich der Mangel an Oberrealschulen und an der in Preußen durchgeführten Gleichberechtigung aller höhern Lehranstalten.*) Einen Vorzug hat aber unsers Erachtens Bayern darin, daß es auf die sogenannten Vorschulen für den vorbereitenden Elementarunterricht verzichtet und alle schulpflichtigen Kinder zunächst die allgemeine Volksschule besuchen läßt. „Es hat, wie der Kultusminister Dr. Bosse in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 27. Mai 1892 erklärte, seine großen Vorzüge, die Kinder zunächst in die allgemeine Volksschule zu schicken, und seine sehr großen Nachteile, durch die Vorschule schon die Kinder nach Ständen und in ihren Anschauungsweisen zu trennen, zu Zeiten, wo dieselben dafür noch nicht reif sind, und wo dafür ein spezielles

*) Diese Bewegung hat den Erfolg gehabt, daß mit Beginn des Schuljahres 1907 die vier bayrischen Industrieschulen in Oberrealschulen und zwei Gymnasien in Reformschulen umgewandelt werden sollen.

Bedürfnis noch nicht besteht." Und ganz zutreffend bemerkte der Abgeordnete Rickert in der folgenden Sitzung, daß es viel zur Hebung der Volksschule beitragen würde, wenn man die Kinder aller Stände in die Volksschule gehen ließe, „und was in München möglich ist, wo der Sohn des Ministers neben dem Sohne des Arbeiters auf derselben Bank in der Volksschule sitzt, warum sollte das nicht in dem führenden Staate Deutschlands, in Preußen, auch möglich sein?" Wenn die sozialen Gegensätze und Standesunterschiede in Bayern beim öffentlichen Verkehr nicht so scharf in die Erscheinung treten wie in Norddeutschland, so findet dies seine Erklärung nicht bloß in der angeblichen demokratischern Veranlagung des Süddeutschen, sondern es ist wohl eine Folge des gemeinsamen Unterrichts der Jugend in der Volksschule. Jedenfalls sprechen die Erfahrungen, die man in Bayern und auch im Königreiche Sachsen, wo man keine Vorschulen für höhere Lehranstalten kennt, gesammelt hat, weit mehr für die Abschaffung dieser besondern Elementarschule als irgendwelche Einwände, die nur aus theoretischen Erwägungen dagegen erhoben werden. In einer Zeit, in der wie in der Gegenwart der soziale Klassenkampf von gewisser Seite geflissentlich geschürt wird, sollte man alles beseitigen, was den Führern dieses Kampfes Waffen in die Hand liefern könnte. Darum sollte sich in der Vorschulfrage ganz Deutschland auf den Standpunkt Bayerns und Sachsens stellen.

Vielleicht wird man auch im Deutschen Reiche später einmal zum skandinavischen Einheitsschulprinzip übergehen. Zunächst scheint es, als ob sich die Entwicklung des deutschen höhern Schulwesens in der Richtung des Reformschulgedankens vollziehen werde, wenn erst einmal die Gleichberechtigung aller höhern Lehranstalten überall durchgeführt und die Realschule in die ihr gebührende Stellung der deutschen Bürgerschule eingerückt ist. Das Zweite läßt sich aber nur durch allgemeine Einführung der auf dem Prinzip des gemeinsamen lateinlosen Unterbaues beruhenden Reformschule erreichen, wenn man zugleich die Erwerbung von irgendwelchen Berechtigungen vor Ablegung der Reifeprüfung von allen neunstufigen höhern Lehranstalten ausschließt und die Erlangung der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst sowohl wie aller Berechtigungen zu den sogenannten subalternen Berufsarten mit dem Reifezeugnis der sechsstufigen Realschule verbindet. Dann erst kann man erreichen, daß die Schüler, deren Unfähigkeit zu wissenschaftlichen Studien sich während des Unterrichts auf der allen höhern Lehranstalten gemeinsamen Unterstufe herausgestellt hat, oder die überhaupt nur die Absicht haben, die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst zu erwerben, auf die sechsstufige Realschule übergehn, um dort eine abgeschlossene bürgerliche Bildung zu erlangen, wie sie die neunstufigen humanistischen Anstalten in Anbetracht ihres auf das Endziel gerichteten Lehrplanes den aus der Untersekunda mit dem Berechtigungsscheine abgehenden „Einjährigen" nicht gewähren können.

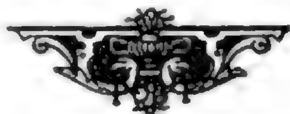
Zur parlamentarischen Erörterung ist die Reformschulfrage zuletzt bei den Etatsberatungen im preußischen Landtage gebracht worden. Im Abgeordnetenhause war es der freisinnige Abgeordnete Dr. Cassel, der sich gegen die Reform-

schulen aussprach, im Herrenhause geschah es durch einen Konservativen, durch Dr. Graf York von Wartenburg. Beide brachen eine Lanze für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums mit seinem Unterricht im Lateinischen von Sexta und im Griechischen von Quarta an, und beide brachten dabei wiederum die bekannten Gründe zu Gehör. Man müßte tausendmal Gesagtes wiederholen, um diese Gründe als durchaus hinfällig zu widerlegen. Davon kann heute Abstand genommen werden. Aber eine Bemerkung, die Dr. Graf York von Wartenburg in seiner Herrenhausrede vom 30. März v. J. zugunsten der humanistischen Gymnasien gemacht hat, verdient hervorgehoben zu werden. Er sagte: „Die Schüler, die nur Einjährige werden wollen, sollten lieber derartigen Anstalten — ich sage es franchement — derartigen aristokratischen Anstalten — fernbleiben." Will Dr. Graf York von Wartenburg die Erfüllung dieses Rates, so muß er für die Reformschule unter den von uns aufgestellten Bedingungen eintreten, denn nur so sind die „Einjährigen" von dem Besuche der neunstufigen Anstalten fernzuhalten, und nur so ist auch die Möglichkeit gegeben, durch eine verschiedenartige Ausgestaltung der Lehrpläne den alten Sprachen und der sogenannten klassischen Bildung eine gesicherte Stellung im höhern Schulunterrichte zu schaffen. Eine „Nivellierung der Jugendbildung nach demokratischer Schablone", wie sie Dr. Graf York von Wartenburg von der allgemeinen Einführung der Reformschule befürchtet, ist damit um so weniger verbunden, als gerade die Reformschule erst eine den nationalen, sozialen und wirtschaftlichen Forderungen der Gegenwart entsprechende Differenzierung des höhern Schulunterrichts ermöglicht und für das humanistische Gymnasium durch die Gleichstellung mit den realen Anstalten in den Berechtigungen den Weg frei macht, die Notwendigkeit seines Bestandes im Kampfe ums Dasein zu erweisen.

Die Ausführungen des Grafen York von Wartenburg haben dann den Kultusminister Dr. Studt veranlaßt, nachzuweisen, daß das humanistische Gymnasium durch die Schulreform von 1900 in den wesentlichen Grundlagen und den wesentlichen Zielen durchaus nicht gefährdet worden ist. Weiterhin hat dann der Geheime Regierungsrat Dr. Reinhardt die Entwicklung der Reformanstalten in Preußen dargelegt. „Es gibt, sagte er, augenblicklich in Preußen 66 sogenannte Reformanstalten; von diesen sind 18 humanistisch, die übrigen realgymnasial; also unter 319 humanistischen Anstalten Preußens sind 18 humanistische Reformanstalten. Diese humanistischen Reformanstalten, in denen wie in allen andern Gymnasien auch Griechisch gelehrt wird, sind durchaus keine Feinde der humanistischen Bildung; im Gegenteil, sie pflegen die alten Sprachen, Griechisch und Lateinisch, in den obern Klassen ganz besonders. Es war eine sehr richtige Bemerkung des Herrn Vorredners, des Herrn Grafen York, daß man die Schüler davor hüten solle, ihre Kräfte zu zersplittern. Um diesem Grundsatze gerecht zu werden, verfolgen die Reformanstalten den Weg, daß sie für das Nebeneinander der verschiednen Fächer, der altsprachlichen und der modernen, ein Nacheinander eintreten lassen; also sie betreiben die realistischen

Fächer mehr in den untern Klassen, um die alten Sprachen, Griechisch und Latein, in den obern Klassen stärker betonen zu können, sodaß in den obern Klassen auf die alten Sprachen bedeutend mehr Unterrichtsstunden kommen als an den humanistischen Anstalten nach dem allgemeinen Lehrplan. Allerdings kann man es noch als eine Frage des Versuchs bezeichnen, ob sich dieser Lehrgang auf die Dauer bewähren wird. Bis jetzt haben sechs Reformgymnasien die Reifeprüfung abgelegt, und es darf wohl ohne Überhebung gesagt werden, daß diese Reifeprüfungen günstig verlaufen sind, auch im letzten Ostertermin; insbesondre darf man kühn sagen, daß der griechische Unterricht in den obern Klassen der Reformanstalten gut gedeiht, daß die Schüler große Lust und Liebe zu den alten Sprachen fassen. Dies beweist unter anderm der Umstand, daß sich eine verhältnismäßig große Zahl dieser Schüler dem Studium der altklassischen Philologie widmet."

Die Reformschulen bewähren sich also, und deshalb ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sie in absehbarer Zeit die Grundlage für die Organisation des höhern Schulwesens in ganz Deutschland abgeben werden. Die Maßstäbe für die Wertung der eignen heimischen Einrichtungen sind aber, wie Professor Dr. Horn zutreffend bemerkt, am sichersten zu gewinnen durch die Beobachtung der Art, wie bei andern Völkern „der Acker der Kultur bestellt, die Jugend erzogen und gebildet wird". Hier könnte nun in der Tat die von Dr. Horn angeregte Schaffung eines „Zentralblattes der Unterrichtsverwaltungen aller Kulturländer" zur fortlaufenden Mitteilung über Erfahrungen, Veränderungen und Fortschritte auf dem Gebiete des Schulwesens vortreffliche Dienste leisten, um „Regierungen und Schulmännern, Politikern und Pädagogen sowie allen, die tätig sind im Reiche der Ideen", Kenntnis zu geben „von dem, was Inland und Ausland an geistiger Rüstung aufwenden". Ein solches internationales Zentralblatt des Unterrichtswesens könnte das friedliche Zusammenwirken der Völker auf geistigem Gebiete bedeutend fördern und so ein neues Band internationaler Verständigung knüpfen helfen. Mit Professor Dr. Horn lassen auch wir „den vergleichenden Flottentabellen und Regimentsstatistiken ihren Wert", aber mit ihm stellen auch wir die Frage: „Sollte nicht eine vergleichende praktische Pädagogik und Unterrichtspolitik, ein Handinhandgehn der Völker und ihrer Regierungen auf diesem Gebiete jene Tabellen und Statistiken weniger dringlich machen?" Vielleicht betrachtet man auch einmal von diesem Standpunkt aus auf den sogenannten Friedenskongressen und interparlamentarischen Konferenzen die jetzt wieder viel erörterte Abrüstungsfrage. Im Auslande hat die Anregung des Professors Horn schon viel Anklang gefunden, während die deutschen Schulverwaltungen ihr noch etwas zurückhaltend gegenüberstehen.



Katholische Belletristik und Publizistik

3

Wenden wir uns nun von den Worten zu den Taten, von der Kritik zu den eignen Leistungen der beiden Zeitschriften und ihrer Dichter, so fehlt selbstverständlich das, was man im prägnanten Sinne Erotik nennt, vollständig, aber nicht die Liebe im edeln Sinn. Es sind kleine Sachen, wie sie die besten der protestantischen Familienblätter zu bringen pflegen: Skizzen aus dem Volksleben, namentlich zum Mitleid bewegende, Stimmungsbilder, Novellen und Novelletten, deren Helden heroische Entsagung üben oder um einer Schuld willen einen tragischen Tod erleiden. Unter den Autoren ist einer, den die Grenzbotenleser gut kennen, mit zwei Geschichten vertreten: Timm Kröger. Einen andern kennen sie vielleicht, da er auch im Feuilleton der Schlesischen Zeitung und andrer protestantischer Organe nicht selten zu finden ist: den katholischen Volksschullehrer Paul Keller. Ziemlich häufig sind die neutestamentlichen Legenden in der Weise von Selma Lagerlöf, die auch selbst mit einer solchen erscheint. Zu den Produktionen im höhern Feuilletonstil dürfen wir wohl auch solche rechnen, wie den Bericht über einen Besuch bei Frederi Mistral und eine Unterhaltung von geistreichen Freunden am Mittagtisch zu Weimar über das Thüringerland („Der Nibelungendichter" von Fritz Lienhard). Der eine spricht: „Ich hätte nicht übel Lust, die Wartburg zum Mittelpunkt einer großen dramatischen Dichtung zu wählen. Denn was für köstlich charakteristische drei Kulturwelten haben auf der Höhe dieser Burg symbolische Gestalt gewonnen! Die Frühlingswelt der Minnesänger: weltlich, lebensstark, umrauscht von der phantasievollen Hohenstaufenpolitik. Dann die ernste Gegenstimmung unter der heiligen Elisabeth, ein jäh hervorbrechendes Verlangen nach Heiligung und Verinnerlichung, unter dem herüber wirkenden Einfluß jenes Gefühlslebens, das der herzensgeniale Franz von Assisi entfesselt hatte. Endlich des stürmischen Martin Luthers Atemholen auf der Wartburg nach dem Reichstage zu Worms." Es wird dann an Scheffels Plan eines Wartburgromans erinnert, und als Frucht dieses Gesprächs folgt die Skizze eines Romans: Niederlage, Läuterung und Sieg des Nibelungendichters Heinrich von Ofterdingen.

Unter den zahlreichen Gedichten der beiden Zeitschriften findet man auch (in der Literarischen Warte) Stücke aus Sagesse von Paul Verlaine und Oscar

Wildes Ballade vom Zuchthause zu Reading sowie (im Hochland) einige Oden des 1604 gebornen Jakob Balde (er hat seine Gedichte in horazischen Metren bekanntlich als Jesuit verfaßt). Zwei Strophen aus der Ode: „An die Deutschen" lauten:

Sieh auf andre Länder! [Völker!] Ziehn umher sie,
Daß sie nirgend in aller Welt als sich nur
Fremde bleiben? Sie sehn das Ausland an mit
    Stolzer Verachtung.
Und du, Deutscher, allein, willst deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, französisch grüßen?
O spei aus, vor der Haustür spei der Seine
    Häßlichen Schlamm aus.

Bravo! muß man rufen, aber wenn Balde gute deutsche und schlechte lateinische Verse gemacht hätte, statt viel gute lateinische und wenige aber desto schlechtere deutsche zu dichten, so würde das Bravo noch herzlicher herauskommen. In demselben Hefte wird gezeigt, wie gerade die Jesuiten schuld gewesen sind an der literarischen Rückständigkeit Süddeutschlands, indem ihre Schulen noch fortfuhren, ausschließlich das Lateinische zu pflegen, als die protestantischen Schulen Norddeutschlands von dieser humanistischen Verirrung schon zurückgekommen waren. Auch an längern Erzählungen in Versen fehlt es nicht, wie (Lit. W.) „Im Banne des Karussells" von Nikolaus Welter. Der bedeutendste Beitrag in Versen aber ist: „Der Narr in der Mansarde", ein zur Feier des Cervantesjubiläums von Don Narzisse Serra gedichteter Schwank, der eine lustige Episode aus der Entstehungsgeschichte des Don Quixote dramatisch darstellt. Die Prinzessin Maria de la Paz hat ihn für die L. W. sehr schön in vierfüßigen Jamben bearbeitet. Der Pater Dr. Expeditus Schmidt schreibt in einer Rezension dieser Übersetzung, hier scheine der Stil gefunden zu sein, in dem man spanische Dramen übersetzen müsse; „ihre Achtsilber sind einmal keine Trochäen, wie wäre es, wenn wir sie gleich zu Jamben machten?" Da wir gerade bei der Poesie im engern Sinne angelangt sind, so mag hier noch zweierlei eingeschaltet werden. Einmal, daß der Beuroner Benediktiner Ansgar Pöllmann zur Schillerfeier einen Jubiläumsbeitrag: „Was ist uns Schiller?" (Jos. Kösel, Kempten und München, 1905) geliefert hat, in dem es heißt: „Das ist uns Schiller neben dem, was er auch den andern ist: der Schöpfer einer wundersamen geistigen Welt, in der wir als in einer Oase, vom Staube des Alltags gereinigt, unser heißes Herz eintauchen dürfen in kastalische Quellen, und darum nennen wir Katholiken ihn mit doppeltem Recht *unsern* Schiller." Zum zweiten, daß man mir auch ein paar Dutzend Hefte von zwei katholischen Monatsschriften geschickt hat, die ausschließlich der Lyrik gewidmet sind, auf deren Studium ich aber schon darum verzichten muß, weil mein Magen, gleich dem der Mehrzahl der heutigen Menschen, soviel Lyrik nicht verträgt. Die eine, von dem eben genannten Pater Pöllmann herausgegebne, heißt „Gottesminne", die andre: „Dichterstimmen der Gegenwart. Illustriertes poetisches

Organ für das katholische Deutschland." Die Illustration beschränkt sich auf je ein Dichterporträt in jeder Nummer. Borniert konfessionell können die Dichterstimmen nicht sein, denn sie bringen auch Beiträge und Bildnisse von so modernen Männern, wie der Breslauer Paul Barsch einer ist. Die heutige Pseudonymenmode obskurer Leute, die wahrlich nicht nötig haben, wie der Freiheitslieder dichtende Graf Auersperg ihr wahres Gesicht hinter einer Maske zu verbergen, ist reiner Unfug, aber einem der hier abkonterfeiten Dichter möchte ich selbst zu einem Pseudonym raten, er heißt nämlich Rieger-Reimmichel.

Von größern Werken der Erzählungsliteratur enthalten die mir vorliegenden Hefte, und zwar fünf Hochlandshefte, nur eins: vier Fortsetzungen und den Schluß des Romans: Jesse und Maria von Enrica von Handel-Mazzetti. Ästhetisch hat ihn Heinrich Spiero im 47. vorjährigen Grenzbotenheft gewürdigt, hat auch die Fabel kurz erzählt; hier aber muß noch auf Einzelnes eingegangen werden, weil diese merkwürdige Erzählung aus der Zeit der Gegenreformation höchst charakteristisch ist für die Gemütsverfassung nicht bloß der Verfasserin, sondern auch der Zeitschrift, die sich ihrer angenommen hat, und ihrer Leser. Freilich nicht aller ihrer Leser. Im Anfange, nach den ersten Fortsetzungen sind Bedenken, auch heftige Proteste laut geworden. Ein „Eingesandt" der Augsburger Postzeitung nannte das Werk einen perfiden Tendenzroman. Und bigotte Katholiken mußten sich freilich bekreuzen, wenn sie lasen, daß Jesse dem Gatten Marias, dem Förster Schinnagel, Luthers Bibel bringt, und daß die den Mann „gefangen nimmt wie einen Verliebten die ars amandi", sodaß er Tag und Nacht nicht davon loskommt. Oder wenn der junge schöne Jesse, als ihm das „Taferl" gezeigt wird, den Förster anfährt:

Seid ihr ein Narr? Ein solches Ungetüm betet Ihr an, schon an die achtzehn Jahr! Pfui dich an! — Was für ein Ungetüm, stammelte der Förster, durch die wilde Rede so erschreckt, daß er ihren Sinn nicht sogleich faßte. — Nun, Eure heilige Maria da! rief der Lutheraner, mit seinen schönen blauen Augen in die grellen der Thaumaturga, von denen Ströme milchweißer Tränen rannen, verbohrt. Wißt Ihr nicht, Mann, daß Gott die Schönheit ist? Wie könnt Ihr die inkarnierte Häßlichkeit anbeten? Der Kopf einer Meduse, der Leib einer Empuse, und das nennt Ihr heilige Maria, das betest du an, das hat dich geheilt! Pfui, pfui, schäm dich! — Der Förster zuckte unter diesen grausamen Worten wie unter ebensoviel Rutenhieben zusammen. Er schämte sich, ja, das tat er, nicht seiner Andacht zum Bild, sondern der Häßlichkeit des ihm werten Bildes, über die ihm der Lutheraner unbarmherzig die Augen öffnete. — Herr, spricht er flehentlich, ist ja wahr, sie ist nit gar schön, ich seh es jetzo, aber glaubt mir, sie war schöner, die letzte Gefrier hat sie angriffen, ich will sie aber übermalen lassen, ja das will ich. — Nein, nicht übermalen, weg, weg damit, befahl heftig der Lutherische.

Herzliche, ungeteilte Sympathie wird erweckt für den armen treuen Geiger, der den eingekerkerten lieben Herrn Jesse retten möchte, und Abscheu vor den rohen Katholischen, die den kranken Mann mißhandeln, daß er unter ihren Händen stirbt. Auch die folgende Szene ist nicht gerade geeignet, Ehrfurcht vor der kaiserlich habsburgischen Regierung und ihrem Glaubenseifer einzu-

flößen. Maria sieht das Schiffsziehen bei Krems. Sie erinnert sich daran, wie ihr als Kind die armen abgetriebnen Pferde immer so leid getan haben.

Aber was ist denn das? Habens nit Pferd genug können auftreiben in Preßburg? Was sind das für Manner, die da statt der Pferd ziehen, dürr wie die Knochenmänner auf den Freithoftafeln, mit schrecklichen hohlen Gesichtern, ungekämmten, zottigen Haaren und Bärten, gleichermaßen elend junge wie alte, ja, die jungen fast noch elendiger! Ach, sie haben Ketten, es sind Gefangene! Wie hart sie ziehen, lieber Herrgott! Aus ihren elenden Brüsten kommt Winseln und Gejammer; etliche husten und werfen Blut aus. Wilde Gesellen in Waffen klirren neben ihnen einher, fluchen, wüten, stoßen gar mit den Lanzen zu, wenn einer etwan verschnaufen will oder nicht weiter kann für Schwachheit. Was führt ihr da für Leute gefangen? fragte Maria mit ihrer milden Stimme in den greulichen Lärm hinein. Seind wohl von Türkenland? und ihr Herz bewegte sich in Mitleid mit den armen Türken. — Türken? Schnacken! schnarchte der Anführer der Treiber, der, das Schwert an der Seite, die Karbatsch in der Faust, großbauchig wie der Weinmeister, auf einem plumpen Apfelschimmel dem Zuge voran ritt. Christen seins, aber schlechte! Dieb, Plagiari, Seiner Majestät heilige Siegelfälscher, Ketzer und andre malefizierte Lumpenhund, seind auf Lebenszeit ins hungrische Grenzhaus erkennt, und damit sie da nit zu fett werden, als müssens Seiner Majestät Schiff ziehen, was vor solche Bestien gar gesunde Arbeit ist.

Und es nimmt nicht gerade für die fromme Maria ein, daß sie denkt: „Diese armen Manner schlagt man und spannt sie an; dem Buben, der mehr Böses tan hat dann alle Dieb und Mörder miteinander, geschieht nichts." Mit dem Buben meint sie ihren jungen und schönen Gutsherrn, der ihren Mann und die Bauern zum Luthertum verführen will. Aber andrerseits erscheint doch auch diese strenggläubige Maria in vielen Szenen so lieblich und rührend, und treten unter den Katholiken neben manchen abstoßenden Gestalten so viele anziehende auf, daß man deutlich sieht: die Absicht der Verfasserin ist es nicht, katholische Leser zum Abfall zu verlocken. Sie schildert eben mit bewunderns-würdiger Objektivität die Wirklichkeit. Wenn jedoch Spiero meint, sie behandle die religiösen Probleme „nicht mit irgendeiner vorgefaßten Tendenz, sondern aus den Tiefen eines Herzens, das sich zu der einen Seite bekennt, ohne das Recht der andern zu verkennen", so möchte ich lieber sagen, das eben sei ihre Tendenz, das Recht beider Parteien klar zu machen. Maria bringt die Zeit während der Hinrichtung Jesses, den sie denunziert hat, in Verzweiflung zu. Mir hilft kein Arzt, ruft sie, als ihre Quartierwirtin, die sie für krank hält, nach dem Arzt schicken will: „Mir hilft nichts! Ich hab einen Mann zum Tod bracht; nicht er, ich bin der Sünder." Jesse aber bekennt auf dem Schafott: „Ich stehe hier zum Tode verdammt, weil ich den Priester angefallen habe. Gott, du weißt, wie es kommen ist, ob ichs in Tücke tat oder in Hitze. Diese Schuld ist meine schwerste nicht. Tückisch bin ich ein andersmal gewesen, da ich arme Leut — hier wankt seine Stimme, die Hände fallen ihm herunter, todschwer ist das, kaum wills über die Lippen, aber es muß — betrügen und bestehlen wollt, um ihren einzigen Schatz und Trost, den sie in ihrer Armut

hatten (das Taferl, das Gnadenbild). Das ist mein Todesschuld, ich will sie büßen; nehmt mich jetzt und gebt mir meinen Lohn." Maria dagegen erkennt: was sie zur Denunziation getrieben hat, das ist nicht Seelenliebe, sondern Stolz gewesen. Das Wort eines Beichtvaters fällt ihr ein: „Das ist der Teufel, der dir die Demut nehmen will; der dir Mitleid gibt, ist nicht der Teufel." Jetzt ist es da, das Mitleid, sagt sie sich, wos nichts mehr nützt!

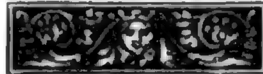
Ein im strengen Sinne wissenschaftliches Organ scheint Hochland nicht werden zu wollen. Ein solches haben übrigens die deutschen Katholiken schon, abgesehen von einigen Fachzeitschriften, an den Stimmen aus Maria Laach. Denn wenn die Jesuiten auch wegen ihrer dogmatischen Engherzigkeit für heutige Theologie und für Geschichte nicht in Betracht kommen, stellen sie doch ihren Mann in Philosophie, Naturwissenschaften und Geographie. Dagegen sind die Historisch-politischen Blätter, die bis 1870 wissenschaftliche Geltung beanspruchen durften, seitdem sehr heruntergekommen, wie ich vor einiger Zeit beim Durchblättern einiger neuern Jahrgänge gesehen habe. Wissenschaftlich bedeutend ist in den sieben Heften Hochland nur die Abhandlung: Felicité de Lamennais von Lady Blennerhasset. Lamennais hat dasselbe Schicksal erlitten wie etwas später in Deutschland Döllinger: er hat zuerst den ultramontanen und dann den liberalen Katholizismus begründet und hat an keinem von beiden Freude erlebt. Von dem Franzosen schreibt die Verfasserin: „Lamennais dem Sozialisten ist von seinen Gesinnungsgenossen kein Dank gezollt worden. Lamennais, der eigentliche Begründer des Ultramontanismus im neunzehnten Jahrhundert, ist heute noch eine Macht im Katholizismus." Über seinen Wegbereiter de Maistre drückt sie sich für ein katholisches Blatt ziemlich stark aus: „Wer heute die Ungeheuerlichkeiten liest, die de Maistre, der Historiker, seiner Generation zumutete, den ergreift ein Gefühl des Entsetzens." Bemerkenswert sind mir außerdem erschienen ein Aufsatz von Peter Spahn über die Deutsch-Ostafrikabahn, worin unter anderm hervorgehoben wird, daß die Neger ohne Bahn ihre Produkte nicht verwerten, demnach auch die Hüttensteuer nicht zahlen können, und einige sozialpolitische Artikel. In dem einen wird bemerkt, man dürfe gegen Sozialpolitik nicht etwa das Wort Christi einwenden, Arme werdet ihr immer haben; er meine nur solche, die infolge leiblicher Gebrechen oder eines sonstigen Unglücks hilfsbedürftig seien; aber daß ein arbeitsfähiger und arbeitswilliger Mann nicht bis zu seinem Tode genug zum Leben habe, das sei ein Zustand, der bekämpft werden müsse. Ein andrer wendet sich gegen die Richtung, die jede sozialpolitische und Wirtschaftstätigkeit unter die Vormundschaft der Kirche stellen möchte. Es gebe kein spezifisch katholisches Sozial- und Wirtschaftsrecht; die Kirche habe nur die rechte Gesinnung zu pflegen und die Grundsätze aufzustellen, nach denen solche Tätigkeiten geübt werden sollen. In einem dritten Artikel wird gegen die Konfessionalisierung der Gewerkvereine und der Genossenschaften polemisiert. Die Raiffeisenkassen wolle man an manchen Orten zu einer protestantischen Institution stempeln, und von katholischer Seite versuche

man die christlichen Gewerkvereine mit konfessionellen Fachvereinen zu sprengen. (Die Personen, die das tun, werden nicht genannt; es sind einige Fanatiker in Trier, hinter denen der Bischof Korum stecken dürfte, und einige in Berlin, deren einer von Savigny heißt.) Sehr interessant sind zwei Artikel, deren einer über Marie Heurtin berichtet, während der andre die Autobiographie von Helen Keller rezensiert. Daß diese ein taubstummes und blindes Mädchen ist, an dem Fräulein Sullivan ein Erziehungswunder vollbracht hat, weiß jedermann in Deutschland. Dagegen hat vor dem Hochlandartikel noch niemand gewußt, daß einer französischen Nonne ein noch größeres Wunder gelungen ist. Während nämlich die Keller (gleich der ebenso bekannten Laura Bridgman) die beiden höhern Sinne erst im zweiten Jahre verloren, demnach einige Gesichts- und Gehörseindrücke, auch einige Übung der Sprachwerkzeuge in die Nacht ihres Seelengefängnisses aufgenommen hat, ist Marie Heurtin, ein Kind armer Leute, am 13. April 1885 taubstumm und blind geboren worden. Zehn Jahre alt, wurde sie zu den Schwestern de la Sagesse in Larnay gebracht, die 250 Blinde und Taubstumme verpflegen. In der ungewohnten Umgebung raste das unglückliche Wesen anfangs wie ein wildes Tier. Aber die Schwester Marguerite erfand eine Fingersprache, mit der sie ihrem Zögling das Verständnis der Außenwelt erschloß und Marie so weit brachte, daß sie eine gebildete und gesittete Person wurde und 1899 die erste Kommunion empfangen konnte „mit voller Einsicht in die Bedeutung des Aktes“. In dem Artikel über die Autobiographie der Keller wird bemerkt, es verursache Mißbehagen, wenn man darin seitenlange Urteile über englische, deutsche, französische, altklassische Literatur, sogar auch über bildende Kunst und Theater lese, „Urteile, die offenbar jeder hinreichenden Erfahrungsgrundlage und Selbständigkeit entbehren und nur aufgeschnappte Phrasen wiedergeben. Es ist höchst bedauerlich, daß die wunderbaren Erziehungserfolge der Fräulein Sullivan schließlich in eine solche oberflächliche Scheinbildung ausmünden, die mit dem Wesen einer Taubstummblinden noch unangenehmer kontrastiert als mit der Durchschnittsnatur eines vollsinnigen Backfisches.“ In der geistigen Entwicklung solcher Taubstummblinden sieht der Verfasser der beiden Artikel, Hubert Merker, eine glänzende Widerlegung des Materialismus.

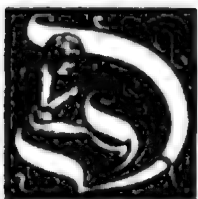
Gerade den vom Materialismus freiesten pflegt sich der Druck des Materiellen am meisten bemerkbar zu machen. Die katholischen Verleger und Redaktionen sind im allgemeinen nicht auf Rosen gebettet. Zwar geht es manchen protestantischen auch nicht besser, dafür aber andern, den erfolgreichen, desto glänzender. Solche Erfolge sind für die katholischen ausgeschlossen, weil die Bedingung: die in die Hunderttausende gehende Abnehmerzahl, nicht beschafft werden kann. Die Folge davon sind schlechte Honorare. Nach der Literarischen Warte kann es auch ein begabter Novellist höchstens auf dreitausend Mark im Jahre bringen, womit gesagt ist, daß man von Schriftstellerei nicht leben kann, wenn man ausschließlich auf katholische Abnehmer seiner Geistesprodukte angewiesen ist. Natürlich

strengt man sich an, die Lage zu verbessern, und versucht es teils aus diesem materiellen Beweggrunde, teils aus ideellem Antriebe mit allerlei Gründungen. So mit einem Musenalmanach für katholische Studenten. Dann hat man eine deutsche Literaturgesellschaft gegründet, unter Hinweis auf Reclam zu ähnlichen Unternehmungen aufgemuntert. Einmal wird dem Bürgertum der Vorwurf gemacht, daß es sich vom Proletariat beschämen lasse. Jenes lasse sich mit jämmerlichen Feuilletons abspeisen und verlange besonders sogenannte Aktualitäten. Ich habe seit Jahren, fährt der Kritiker fort, „den Zeitungsroman in einem Blatte verfolgt, das sich an die ärmsten, im allgemeinen weniger gebildeten Leser wendet, in einem sozialdemokratischen nämlich. Was fand ich da unter dem Strich? Einen der philosophischen Romane Emil Zolas, eine Reihe von klassischen Novellen, so von Kleist, Gaudys „Schülerliebe" (worin nicht einmal die lateinischen Zitate übersetzt waren), einen großen instruktiven Roman über die französische Revolution (mit nicht übersetzten französischen Stellen), usw." Von der literarischen Beilage des Vorwärts (diese hat unter anderm Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" gebracht) will er nicht sprechen, weil er nur die Provinzpresse im Auge habe. Vor dieser Proletarierpresse müßten sich die bürgerlichen Blätter schämen, namentlich die katholischen. (Sollte nicht der „Idealismus" der sozialdemokratischen Redaktionen darauf zurückzuführen sein, daß sie für alte klassische Sachen kein Honorar zu zahlen brauchen? Und wenn sie fremdsprachige Stellen nicht übersetzen, so wird wohl Unwissenheit oder Bequemlichkeit schuld sein, samt der Erfahrung, daß sich ihr anspruchloses Publikum so ziemlich alles gefallen läßt. Als Probe für die Unwissenheit mancher Geistlichen in literarischen Dingen wird folgende Anekdote erzählt. Ein Pfarrer beschwert sich darüber, daß der Redakteur die Leser mit seinen gar nicht interessanten persönlichen Angelegenheiten belästige. Der gute Mann hat nämlich Ibsens Nora, der ein Feuilleton gewidmet worden war, für eine Jugendliebe des Redakteurs gehalten. Unter den katholischen Zeitschriften mögen nun wohl die liberalen, ein nicht ganz passender Name, mit dem wir einmal in Ermangelung eines bessern unsre beiden bezeichnen wollen, den schwersten Stand haben, einmal darum, weil sie neue Konkurrenten sind, und dann ihrer Richtung wegen. Mit welchen Schwierigkeiten der katholische Buchverlag und demgemäß auch die Autorschaft zu kämpfen hat, schildert ein Artikel der Historisch-politischen Blätter, den die Literarische Warte abdruckt. Es heißt darin: „Der katholische Student kommt wissensdurstig auf die Universitätsbibliothek oder auf die öffentliche Bibliothek seiner Heimatstadt und verlangt das Werk eines katholischen Verfassers. Da tönt ihm entgegen: Wer hat Ihnen das Buch empfohlen? Oder: Dieses Buch ist mir unbekannt, oder auch: Aus diesem Verlag haben wir nur sehr weniges. Manche mißliebigen historischen Werke sind immer »verliehen«. Bestenfalls wird das Buch mit einem ironischen Lächeln übergeben. Bei solcher Erschwerung erlahmt zuletzt auch der eifrigste." Es wird deswegen vorgeschlagen, eine Zentralbibliothek für die deutschen Katholiken zu gründen.

Die Bedenken, Zweifel und Fragen, die den Lesern bei dieser Zeitschriftenschau aufgestiegen sein werden, mögen sie sich vorläufig selbst beantworten. Wollte ich darauf eingehen, so würde ein halbes Dutzend Artikel daraus werden. Ich habe mich auch der kleinsten Glossen schon aus dem Grunde enthalten, weil ich den Eindruck dieses ganz objektiven Referats nicht abschwächen wollte. Wir sehen daraus, daß in unserm Vaterlande Tausende von gebildeten Katholiken leben, die, ohne ihrer Kirche im mindesten untreu zu werden, den besten Teil der deutschen Kultur mit uns gemein haben; die eifrig an der Überbrückung der Kluft arbeiten, die sie von uns trennt, und die nach tätiger Teilnahme am höchsten und feinsten Geistesleben der Nation verlangen. Das höchste und feinste Geistesleben werden ja gerade Katholiken vom Schlage Falkenbergs für sich in Anspruch nehmen. Indes können wir uns mit denen nicht auseinandersetzen, denn dadurch würden wir uns in die langwierigen Erörterungen verwickeln, die hier vermieden werden sollen. C. J.



Kunstgeschichtliche Umschau



Das waren schöne Zeiten, als wir begeistert den Muther lasen! Jung waren wir, und jugendlich stürmisch; keck sprach dieses Buch zu uns von der neuen Kunst des alten Jahrhunderts. Der brave Lübke und auch der greise Springer erschienen nun ganz und gar unmöglich und überholt. Die drei dicken Bände lasen sich wie ein spannender Roman. Ein rhythmisches Auf und Nieder belebte die Darstellung, die Gruppen der Wahlverwandten bildeten sich vor unsern Augen, kämpften und unterlagen, oder sie bestanden unerschütterlich den stumpfen Geist der Zeit. Es war eine Freude, an diesem vielgestaltigen Leben teilzunehmen, die Welt der bunten Bilder — Muther hatte ja nur die Malerei allein im Auge — erschien so unendlich reich und zukunftsreich. Wir begeisterten uns um so heißer für sie, je weniger positive Kenntnis wir von ihr hatten, je verschwommener wir unsre Vorstellungen über sie an den schlechten Reproduktionen jener Jahre genährt hatten. Auf Treu und Glauben gingen wir mit unserm Führer durch dick und dünn. Ging es doch wider die Philister! Gegen die Gartenlaubenkunst! Gegen den Kitsch! Ach ja, es waren schöne Zeiten.

Aber ein jedes Ding hat seine Zeit. Es kam die Centennale bei der Weltausstellung von 1900 und zeigte neue Richtungslinien. Der eine oder der andre von uns ging nach England, durchstöberte die Sammlungen, dachte an Muther und schüttelte den Kopf. Und es kam das Allerschlimmste und Allerschönste: die Jahrhundertausstellung deutscher Kunst Anno 1906 in Berlin. Schlimm für so manche Kunstgeschichte, schön und erkenntnisschwer für uns. Wir sahen, daß Deutschland seine eigne, feine und besinnliche Kunst gehabt

hat, und das hob unsre Zuversicht. Aber zugleich trat der Gedanke als Ankläger auf: Warum hat Deutschland nichts von ihr wissen wollen? Das sollte uns recht nachdenklich stimmen.

Immerhin: Priester und Propheten, Pfaffen und Laien waren und sind einig im Ruhme dieses kunstgeschichtlichen Berichtigungsversuchs, des größten und einschneidendsten, den die deutsche Kunst erlebt hat. Nie haben lebendig Begrabne uns besser gelohnt, daß ihnen Raum und Licht geschafft wurde zum Aufatmen. Wir wissen nun, daß sich die heute so merkwürdig gesteigerte Teilnahme unsers Volkes an den Schöpfungen der bildenden Künste in der stillen Arbeit bescheidner Meister jahrzehntelang kundgab, daß die, die uns als Sterne erster Ordnung über das Jahrhundert hinleuchten: die Schwind und Böcklin, Menzel, Feuerbach, Marées und Klinger, Leibl und Trübner, die Schadow, Rauch und Rietschel nicht in einsam kalter Pracht am Firmament erglänzt, sondern daß sie umgeben und angekündigt sind von einem stillern Geleucht heimlicher Himmelswanderer. Ist es doch nun, als tauchten ganz neue Planeten aus dem Dunkel. Und dankbar hängt unser geschärftes Auge an ihnen und sucht ihre Bahn zu erkunden.

Damit sich die neuen Erkenntnisse mit der Auflösung der Ausstellung nicht allzu schnell verflüchtigen, hat der umsichtige Vorstand die Herstellung eines Bilderwerkes angeordnet, das die wichtigsten, genauer: so ziemlich alle irgendwie bedeutenden Werke der Jahrhundertausstellung dokumentarisch sammelt und so für die Zukunft festlegt. Ein ganz großartiges, der großen und seltnen Gelegenheit wahrhaft würdiges Werk! Ein Atlas zur Kunstgeschichte, der auch ohne den vortrefflich einleitenden Text Hugo von Tschudis eine höchst beredsame Geschichte selber erzählt. Der erste, etwas schwächere Band enthält außer den Vorworten nur Abbildungen, Netzätzungen und Mezzotinten (236 S. und viele Beilagen, gebunden 20 Mark), die der Verlag Bruckmann in München in Anbetracht der kurzen Herstellungsfrist des Buches musterhaft gedruckt hat. Es ist die Auswahl der Auswahl, die hier, nach den Landschaften geordnet, gezeigt wird. Der zweite Band (620 Seiten und 1137 Abbildungen, 60 Mark gebunden) bringt neben den zahlreichen Ergänzungsbildern die eigentliche Katalogarbeit: genaue Bilderbeschreibungen, Größenangaben und Nennung der Eigentümer. Jul. Meier-Gräfe hat diese mühsame Arbeit auf sich genommen. Spätere Geschlechter werden sie ihm mit uns besser danken als manches andre, was er geschrieben hat. Alles in allem: ein Monument. Und noch einmal, wie wir unsre Erinnerung an ihm beleben und ersättigen, bemächtigt sich unser mit dem Gefühl des Stolzes auch ein freudiger Dank für die vielen, die sich um das Zustandekommen der Ausstellung verdient gemacht haben, vor andern die Herren Tschudi, Lichtwark und Seidlitz.

Als Anton Springer 1884 die zweite Auflage seines Textbuches zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts herausgab, stand die Geschichts- und patriotische Kriegsmalerei, stand die malerische Geschichten- und Anekdotenerzählung, stand die literarisch beschreibende Kunst noch weit voran im öffentlichen

Interesse und wohl oder übel auch in den Annalen des Historikers. Die Kunst, deren spezifische Form ihren Ausdruck und ihren Wert bestimmte, deren künstlerischer Gehalt den Inhalt des dargestellten Stoffes vergessen macht, hatte sich noch nicht durchgekämpft. Von einer Erkenntnis impressionistischer Werte vollends zeigte sich noch fast nichts. Inzwischen aber hat der Impressionismus Geschichte gemacht, sich in Richtungen gespalten, unser Sehen beeinflußt, unser Urteil verändert. Zwei große Gegensätze erläutern das: Raffael und Rembrandt. Der Italiener hat seine Oberhoheit abtreten, seine Alleinherrschaft teilen müssen. Der gewaltige Niederdeutsche aber rückt unserm Herzen mit jedem Tage näher. Mit diesen Gefühlstatsachen muß die Kunstgeschichte rechnen, denn sie ist nichts andres, kann nichts andres zu sein beanspruchen als ein klar gesiebter Niederschlag der Auffassungen einer ganzen Generation; als eine individuell gewonnene Resultante aus den sozialpsychischen Voraussetzungen des Zeitalters.

Damit ist freilich auch das Urteil der Vergänglichkeit ihrer ästhetischen Urteile gesprochen. Je näher uns die künstlerischen Dokumente zeitlich stehen, desto wandelbarer ist unsre Meinung über sie, das ist eine alte Erfahrung. Auch Springers Buch steht unter diesem Gesetz; es hat ihm zu einem guten Teile geopfert werden müssen: in der neuen Auflage vom fünften Bande des „Handbuchs“ (Leipzig, E. A. Seemann, 10 Mark gebunden) steht nur noch der alte Text für die Zeit von 1790 bis 1850 fest, auch er in gesichteter Fassung. Von dort an bis zum Ende des Jahrhunderts, dem Umfange nach für annähernd drei Viertel des ganzen Buches, zeichnet Max Osborn als allein verantwortlicher Autor. Er ist der erste, der die Ergebnisse der Jahrhundertausstellung in seine Darstellung verflechten konnte. Ich sage nicht: der auf Grund dieser Ausstellung die Kunstgeschichte des Jahrhunderts revidieren und neu aufbauen konnte. Dazu hätte ihm, auch wenn er Springers Arbeit ganz hätte unter den Tisch fallen lassen, die Zeit gefehlt. So mußte ein Kompromiß geschlossen werden mit der Pietät gegen den ältern Autor und mit den Vorarbeiten des spätern Historikers selbst. Die Gerechtigkeit gebietet, festzustellen, daß dieser Kompromiß recht ehrenwert geglückt ist.

Trotzdem: Kompromiß bleibt Kompromiß. Und darum hat das Buch so etwas wie eine doppelte Seele. Sowohl in dem Verhältnis des ersten zum zweiten Teile wie innerhalb des zweiten Teiles allein. Osborn ist doch zu oft in die Schule der Berliner Sezession gegangen, als daß er sich von ihren Einflüssen so frei hätte machen können, wie es der hohe Standpunkt des Historikers im Unterschiede von dem mehr irdischen des Tagesreferenten verlangt. Daneben aber hat er ein starkes Streben nach gerechter Bewertung auch der Strömungen, die in der Berliner Sezession nicht eben geschätzt und anerkannt werden. Er möchte die Deutschen nicht zu kurz kommen lassen und nennt darum eine ganze Anzahl von Mittelmäßigkeiten. Er beugt sich in tiefem Respekt vor Frankreich und England, er möchte auch hier so vollständig sein, wie es der moderne deutsche Kritiker nur sein kann. So kommts, daß er die Franzosen für „geschichtlicher“ auffaßt, als es die kritischen Franzosen selber tun. Und

dann, freilich, steht Meier-Gräfe dräuend im Hintergrunde mit seinem Bannstrahl auf die hahnebüchne deutsche Barbarenkunst, mit seiner eleganten Hetzpeitsche für die rückständige deutsche Kritik. Aber auch die Vertreter des deutschen „Gemütes" in der Kunst, die produktiven wie die rezeptiv-kritischen, drohen aus dem Hinterhalt. Osborn hat etwas, nein, recht viel für sie übrig. Er möchte sie um alles in der Welt nicht kränken oder zu kurz kommen lassen. So sehe ich ihn immer wieder einmal in liebenswürdiger Verzweiflung zwischen Scylla und Charybdis mühsam dahinsteuern.

Deutsche Mittelmäßigkeiten, sagte ich. Was haben die Liezenmayer, Hugo Vogel, Peter Janßen, Claus Meyer, Karl Gussow in einer Darstellung zu suchen, die nur das wirklich irgendwie Wertvolle, Entwicklungsfähige festhalten sollte? Ich denke, die akademischen Herren lassen sich meist sehr bequem unter den großen Schlapphut eines Sammelbegriffs bringen, und diese Sammelarbeit heißt eben auch: Geschichte schreiben. Genauestens werden wir über den Kreis derer um Cézanne, um Besnard, um Seurat unterrichtet, Blanche, der seine stereotypen Mädchen in der Zimmertür malt, Helleu, der fade Süßling mit seinen unzähligen eleganten Frisurstudien sind vertreten. Aber Albert Welti, der doch wohl als Schüler und Landsmann Böcklins tausend Schritte vor dem unselbständigen Sandreuter marschiert, fehlt ganz. Der vergessene Stadler, der eine so innige deutsche Landschaft malt, gehörte zu Thoma; des Schweizers Stäbli Landschaften stehen uns viel näher als die des „Kreises um Cézanne"; die Dresdner Bantzer, Zwintscher, Sterl, das Ehepaar Mediz, der Radierer Otto Fischer, der Frankfurter Fritz Boehle — ja, gelten denn alle diese Kräfte für nichts Nennenswertes? für geringer als die Helleu, Blanche, Henri Martin, Humbert, Cormon, Collin, Dinet, d'Espagnat, Gervex, Morot und wer weiß ich sonst noch? Bedeutet der ungenannte Ernst Kreidolf mit seinen köstlichen Bilderbüchern und ein so eminent begabter Maler und Zeichner wie E. R. Weiß nicht unvergleichlich mehr als etwa Paul Höcker und Hans Borchardt? Ist es gerecht, einen Bildhauer vom Range des jüngst verstorbnen August Hudler zu verschweigen? Verdient ein moderner Monumentalmaler wie Ferdinand Hodler nicht wenigstens eine Abbildung zu den wenigen Textworten? Wir sind nicht sehr getröstet, wenn wir für diese Unterlassungen etwa Lesser Ury, den wunderlichen Heiligen und bombastischen Phantasten angepriesen bekommen. Oder wenn Franz Skarbina beinahe so ausführlich wie Uhde gewürdigt wird, dieser aber gegen Liebermann, was den Raum anlangt, weit zurückstehen muß.

Menzel sieht Constable im Jahre 1845, und „es fällt ihm wie Schuppen von den Augen" (S. 198). Wer weiß das? Meier-Gräfe weiß es ganz genau — aber der weiß ja auch, daß Menzels beste Pariser Stücke durch Manet zustande gekommen sind. Mehr Kritik gegenüber dieser Kritik! Klinger ist laut Osborn ein Schüler Böcklins (343), und die Begründung sagt, kaum glaublich: „er hat selbst in einem Widmungsblatt an den Meister sein Verhältnis zu ihm in der Gruppe symbolisiert, da Aphrodite ihren Sohn Eros in der Kunst des Bogen-

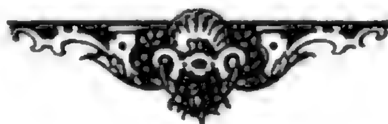
schießens unterrichtet". Klinger wird sich über diese tiefere Absicht sehr wundern. Böcklin seinerseits hat in seiner Frühzeit, um 1850, „einen malerischen Geschmack an den Tag gelegt, der zu den höchsten Erwartungen berechtigte" (293). Da hätten wir ihn abermals, den unheimlich glaubensstarken Meier-Gräfe, diesesmal mit seinem Böcklinbuche im Hintergrunde. Weil Böcklin als Schüler Schirmers ein recht konventionelles gesättigtes Kolorit hatte, weil er damals auf einen beherrschenden Gesamtton hin stilisierte und die Lokalfarben dämpfte, hatte er „malerischen Geschmack". Später hatte er malerische Kraft, und das gilt mehr, mag er immerhin dann und wann daneben gegriffen haben. Diese Manie, den jungen gegen den ältern Menzel, den jungen gegen den ältern Böcklin mobil zu machen, hat wohl etwas zuviel Methode, als daß sie glaubhaft wäre. Auch die begriffliche Präzisierung der Probleme läßt manchmal etwas Klarheit vermissen: „Die Fontainebleauer hatten die Natur so gemalt, wie ihre individuelle Seelenstimmung sie empfand; die Impressionisten malten sie, wie ihr individuelles Auge sie sah" (265). Das scheint nicht glücklich ausgedrückt zu sein, denn es enthält eine stillschweigende Aberkennung der Seelenstimmung für diese Impressionisten, und das wäre ungerecht. Osborn fährt dann gleich fort: „Nichts falscher, als der modernen Malerei prinzipiell Mangel an Phantasie und Empfindung vorzuwerfen." Na also! Wenn sie Phantasie hat, muß sie doch auch wohl Seelenstimmungen haben, die die Nährquelle der Phantasie sind. Immerhin begreife ich, daß solche Flüchtigkeiten des Denkens mitunterlaufen konnten, und sie sind nicht die Regel bei Osborn. Er hat ja nicht den Ehrgeiz, eine strenge Schulsprache der Begriffe durchzuführen, er will erzählen, „wie das ward". Und er erzählt im ganzen so fesselnd, daß man ihm recht gerne zuhört. Er will durchaus die maßvolle Mitte behaupten und tut es ja auch soweit ganz gut. Schade, daß die Illustrationen (490 Abbildungen, 23 Farbentafeln) so merkwürdig planlos gewählt worden sind, im Springerschen Teile sind sie überdies technisch veraltet und darum ganz unzulänglich. Osborn zeigt z. B. das Leipziger Rathaus, den Messelschen Wertheimbau aber nicht. Ein schrecklicher Bremer Brunnen von Maison wird uns gezeigt, das Hamburger Bismarckdenkmal suchen wir vergebens. Und von unsern unzähligen Kaiserdenkmälern hatte mindestens doch der Kaiser Friedrich von Tuaillon Aufnahme verdient. Die Entwicklung des Kunstgewerbes, namentlich des modernen, wird ganz fragmentarisch behandelt, und eine Definition und Bewertung der beiden selbständigen Stile des neunzehnten Jahrhunderts, des Empire- und des Biedermeierstils fehlt ganz und gar. Ein Mangel, dem bei einer neuen Auflage unbedingt abgeholfen werden sollte. Platz ließe sich durch Entfernung der zahlreichen nichtssagenden Abbildungen überreich gewinnen.

Wenn ich meine Einwände, die immer nur auf zahlreichen Stichproben fußen, überdenke, so finde ich freilich, daß sie zum allergrößten Teil nur den Wert einer „andern Meinung" haben. Ich kann ihre Berechtigung nicht beweisen, nur begründen, und auch das nur für den, der ähnlich fühlt wie ich. Mein gelinder Zorn, der mir dann und wann in die Feder gefahren ist, erscheint

also eigentlich recht überflüssig. Trotzdem bekenne ich mich gern zu ihm, denn die lahme Art unsrer heutigen mit dem Öle des triefenden Wohlwollens nur zu glatt gesalbten Kritik nützt am Ende keinem was, weder dem Publikum noch dem Kritisierten. Beide wollen sie doch die Wirkung so unverfälscht wie möglich spüren. Gewässerten Wein oder auch Zuckerwasser mag trinken, wer keinen reinen Wein vertragen kann. Ich hoffe, der Leser hat trotzdem den Eindruck, daß hier ein Buch vorliegt, mit dem man sich schon auseinandersetzen kann, nur ohne Kritik sollte mans nicht.

Unsre billigen Bilderpublikationen hat Eduard Engels durch ein „Hausbuch deutscher Kunst“ vermehrt (Stuttgart, Verlagsanstalt). Die Bilder sind ähnlich zyklisch angeordnet wie die Gedichte im „Hausbuche deutscher Lyrik“ von Avenarius, das wohl die Anregung gegeben hat. Ich nenne ein paar Sammelbegriffe: die Abteilung Naturleben sondert sich u. a. in: Burgen, Schlösser, alte Nester. — Aus Wald und Einsamkeit. — In der Mondnacht usw. Ähnlich ist in: Von der Wiege bis zum Grabe; Aus vergangnen Tagen; Religiöses, Betrachtungen — versucht worden, aus Bildern Stimmungsbilder zu komponieren. 375 Autotypien in meist ganz zureichendem Druck führen den Leser so durch die Sinnen- und Gemütswelt der deutschen Meister aus den verschiedensten Zeiten. Auch die Plastik spricht mit. Die Auswahl ist nicht schlecht, sie ist sogar in Anbetracht der sehr weiten Kreise, für die sie bestimmt ist, recht gut. Ein Bedenken freilich unterdrücke ich nicht, eigentlich ist es ein Wunsch: Engels betont das rein Persönliche und Familienhafte seiner Bildermappe, deren Schätze er hier veröffentlicht. Ich möchte wünschen, daß dieses Hausbuch bei seinen Besitzern wiederum den Wunsch erwecke, sich eine solche Mappe loser Bilder als „Hausbilderei“ anzulegen. An dieser zu bauen und zu gliedern scheint mir ein ersprießlicheres Ziel, als in einer noch so geschmackvoll zusammengestellten Bilderbibel gelegentlich zu blättern. Ich weiß nicht, aber mir ist bei etwas so „fertigem“ immer so unbehaglich wie beim „fertigen Herrenkleidermacher“. Manchmal paßt der Kittel, meist aber nicht. Und diese unpassenden Menschen sind mir entschieden lieber. Eine Frage zum Schluß: Warum nennen Herausgeber und Verlag unter einer ganzen Anzahl von Bildern den „Kunstwart“ oder seine Künstlermappen nicht als die Quelle, die sie nicht nur für die Auswahl, sondern auch rein technisch durch die Druckvorlagen so offensichtlich unterstützt zu haben scheint? Das berührt um so peinlicher, als Bruckmann, Photographische Union, Photographische Gesellschaft, Berlin und andre immer genau genannt sind. Übrigens ist dies auch ein Werk, das von der Jahrhundertausstellung reichlich profitiert haben dürfte. Das vermindert seinen Wert nicht, im Gegenteil: es hebt ihn.

Eugen Kalkschmidt



Um Algeciras

1

Am 18. März 1906 veröffentlichte Georges Villiers im Temps eine Instruktion, die der englische Delegierte auf der Konferenz in Algeciras am 14. März von seiner Regierung erhalten hatte, und die ihm die energische Unterstützung des französischen Standpunkts in der Polizeifrage vorschrieb. Insbesondre sollte Sir Arthur Nicolson seinem französischen Kollegen Révoil in der Bekämpfung des Vorschlags beistehn, daß von den acht marokkanischen Vertragshäfen einer, nämlich Casablanca, von der französisch-spanischen Polizeiinstruktion ausgenommen und dem Kommando des Generalinspektors der Polizei unterstellt werde. Dieser Vorschlag war in dem Vermittlungsantrage enthalten, den der österreichisch-ungarische Delegierte Graf Welsersheimb in der Komiteesitzung vom 8. März eingebracht hatte, und der bezweckte, die französisch-spanische Polizeiinstruktion mit den von Deutschland verlangten Bürgschaften für ihre unparteiische Ausübung zu umgeben.

Am 20. März veröffentlichte derselbe Georges Villiers eine Instruktion des Grafen Lambsdorff an den russischen Delegierten Grafen Cassini, in der unter der Versicherung treuer Bundesgenossenschaft für Frankreich der Behauptung entgegengetreten wurde, daß die russische Regierung glaubte, Frankreich könnte die Organisierung der Polizei in Casablanca durch eine neutrale Macht zulassen. Der russische Botschafter in Paris von Nelidoff sei beauftragt, diese Instruktion dem französischen Minister des Auswärtigen Bourgeois mitzuteilen. Am 21. März übergab der russische Botschafter in Berlin Graf Osten-Sacken dem Reichskanzler Fürsten Bülow den Text der vom 19. März datierten Instruktion an den Grafen Cassini, der am Tage darauf von Wolffs Telegraphischem Bureau veröffentlicht wurde. Eine Vergleichung des Textes mit der Fassung des Temps ergab, daß Georges Villiers den Wortlaut durch Zusätze und Weglassungen im Ton und Inhalt verändert hatte. Im Temps fehlte namentlich der Schlußsatz, daß Rußland außer dem Wunsche, seinen Verbündeten in seinen berechtigten Forderungen zu unterstützen, seine Anstrengungen einzig auf ein hohes versöhnliches Ziel richte, nämlich eine Lösung der eingetretnen Schwierigkeiten zu finden, die der Würde beider Parteien entspreche. Außer der Tatsache, daß der Temps gleichzeitig mit oder unmittelbar nach dem Minister Bourgeois Kenntnis von der Instruktion erlangt und sie veröffentlicht hatte, blieb aber auch der wirkliche Inhalt der Instruktion, die Verwahrung gegen den Mangel an russischer Bundestreue, noch auffällig genug.

Die Veröffentlichung war der russischen Regierung sehr unangenehm. Herr von Nelidoff, der bei einer zufälligen Begegnung Herrn Georges Villiers in allgemeinen Wendungen von seinem Auftrag an Herrn Bourgeois Mit-

teilung gemacht hatte, beschwerte sich bei diesem und bekam zur Antwort, daß er, Herr Bourgeois, gegenüber den aufgeregten Treibereien des Temps ebenso ohnmächtig sei wie sein Vorgänger, Herr Rouvier. Dem Fürsten Radolin bezeichnete der russische Botschafter die Veröffentlichung als eine große Taktlosigkeit und Verdrehung der Wahrheit. Zugleich wurde durch die Petersburger Telegraphenagentur eine offiziöse Note verbreitet, in der gesagt war, die Instruktion an Graf Cassini habe neben der Widerlegung des Gerüchts, daß Rußland in der Casablancafrage nicht auf französischer Seite stehe, das Bestreben der russischen Regierung, einen für beide Teile befriedigenden Ausweg zu finden, bestätigen sollen.

In der Tat war in ein paar Zeitungsdepeschen aus Algeciras von der Gefahr einer Isolierung Frankreichs die Rede gewesen, wenn seine Delegierten ihren Widerstand gegen den Welsersheimbschen Antrag nicht aufgäben. Das Hauptstück in dem Antrage war die Überwachung der französisch-spanischen Polizeiinstruktoren durch einen schweizerischen oder holländischen Generalinspektor, der dem diplomatischen Korps in Tanger Bericht über die Wirksamkeit der Polizei erstatten sollte. Um den internationalen Charakter noch stärker zu accentuieren und um zugleich der Tätigkeit des Generalinspektors ein besondres Feld zu verleihen, sollte er die Polizeiorganisation in Casablanca erhalten, während in Tanger, Saffi, Rabat und Tetuan französische, in Mogador, Larache und Mazagan spanische Instruktoren anzustellen wären. Herr Révoil hatte sich schon früher bereit gezeigt, über eine surveillance zu diskutieren; der von ihm formulierte und ebenfalls am 8. März in der Komiteesitzung vorgelegte Antrag enthielt aber noch nichts über einen Generalinspektor, sondern bestimmte nur, daß sich der Sultan für die Instruktion der Polizei in den acht Vertragshäfen der Hilfe französischer und spanischer Offiziere und Unteroffiziere bedienen sollte, wobei noch die Frage offen blieb, ob die Verteilung der Häfen an französische und spanische Instruktoren einer französisch-spanischen Abmachung vorzubehalten oder von der Konferenz festzusetzen sei.

Der Streit drehte sich also hauptsächlich um die Einsetzung und die Befugnisse des Generalinspektors sowie noch darum, ob das Mandat, dem Sultan Polizeiinstruktoren zu liefern, auch die Befugnis der beiden Mächte, sich gegenseitig über die Verteilung der Häfen zu verständigen, einschließe, oder ob die Konferenz selbst diese Verteilung bestimme. Demgegenüber war die Casablancafrage nebensächlich. Unter demselben Datum, das die russische Instruktion an den Grafen Cassini trug, ließ die deutsche Regierung in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erklären: „Für die spezifisch deutschen Interessen ist es gleichgiltig, ob gerade in Casablanca ein paar schweizerische oder holländische oder spanische und französische Instruktoren für die marokkanische Polizei tätig sind. Wir glauben auch nicht, daß Deutschland eine Verständigung in der Polizeifrage lediglich an Casablanca scheitern lassen kann, wenn Frankreich bereit ist, die Polizeiinstruktion in den Häfen mit wirklich genügenden Bürgschaften für ihre allen fremden Interessen unparteiisch dienende Ausübung zu versehen."

Hiernach und angesichts der Flut von falschen und gefärbten französischen Nachrichten, die sich besonders während des zweiten schleppenden Teils der Verhandlungen in Algeciras über Europa und Nordamerika ergossen hatte, mußte es unverständlich erscheinen, daß das Gerücht von der angeblichen Gefahr einer Isolierung Frankreichs eine so auffällige Bekundung der Vertrags- und Bündnistreue, wie sie in den Instruktionen an Sir Arthur Nicolson und den Grafen Cassini enthalten war, bewirken konnte. Überhaupt konnte ja von einer

Isolierung Frankreichs weder im allgemeinen noch in der Casablancafrage ernstlich die Rede sein. England war vertraglich verpflichtet, Frankreich in dessen marokkanischen Ansprüchen allerwege diplomatisch beizustehn, ebenso waren Spanien die Hände durch einen Vertrag gebunden; Italien war vertraglich zwar nicht zu aktivem Beistand, aber doch zum Verzicht auf jeden Widerstand gegen die marokkanischen Pläne Frankreichs verpflichtet, Rußland endlich sah sich durch seinen Bündnisvertrag und mehr noch durch das dringende Bedürfnis einer neuen Anleihe veranlaßt, jede Verstimmung Frankreichs zu vermeiden. Während Frankreich so auf die Gunst von vier Großmächten rechnen konnte, mußte sich Deutschland, abgesehen von seinem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, ganz auf seinen guten internationalen Rechtsstandpunkt verlassen. Wer das nicht im Auge behält, kann auch die auf und während der Konferenz entfaltete diplomatische Tätigkeit nicht richtig abschätzen.

Der Temps begriff denn auch, daß die Berufung auf Zeitungsgerüchte zur Erklärung des Inhalts der russischen Instruktion vom 19. März nicht ausreichte. Er führte deshalb „diplomatische Zirkulare" der deutschen Regierung ins Feld, durch die man die Legende von der Isolierung Frankreichs erweckt habe. Als die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 25. März die Existenz deutscher Aktenstücke bestritt, die durch den Hinweis aufs Frankreichs Isolierung oder auf einen Frontwechsel Rußlands der russischen Regierung einen Anlaß zur Verwahrung geben konnte, berief sich Georges Villiers auf Anweisungen der deutschen Regierung an die Botschafter Grafen Metternich in London und Freiherrn von Sternburg in Washington. Auch drohte Herr Villiers d'apporter des nouvelles précisions, wenn die Polemik gegen ihn nicht aufhöre. Die Drohung wurde damals nicht ausgeführt; vielleicht hatte das französische Ministerium doch so viel Einfluß auf den Temps, daß es kurz vor dem glücklichen Abschluß der Konferenzarbeiten neue Störungen durch rabulistische Artikel unterdrücken konnte.

Erst jetzt hat Herr André Tardieu, dessen nom de guerre im Temps Georges Villiers ist, sein Material in der Märznummer der Revue des deux mondes unter dem Titel: A Algésiras. La crise décisive veröffentlicht, und zwar beziehen sich die nouvelles précisions nicht bloß auf den Streit mit der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom vorigen Jahre, sondern sie erstrecken sich auf eine ganze Reihe diplomatischer Vorgänge von Anfang Februar bis Ende März 1906. Es ist erstaunlich, was ein Pariser Journalist, der in der kritischen Zeit von den Leitern des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten verleugnet wurde, alles wissen kann. Er scheint Akten der Kanzleien nicht bloß in Paris, sondern auch in Petersburg, London, Washington und Berlin zu kennen. Er weiß, was sich die Delegierten in Algeciras bei der Zigarre erzählt haben, ob Graf Tattenbach an diesem oder jenem Tage gut oder schlecht gelaunt war, welcher Worte sich Freiherr Speck von Sternburg zu Herrn Root und Herr von Schön zu dem Grafen Lambsdorff bedient haben. Er verrät uns den Inhalt einer Korrespondenz des Grafen Witte mit einem Vertrauensmann des Deutschen Kaisers und unterdrückt, wie es scheint nur aus Diskretion, den Text von etwa vier oder fünf Depeschen, die der Präsident Roosevelt und der Deutsche Kaiser gewechselt haben.

Die schlimmste Unwahrheit ist es nicht, Dinge zu erfinden, die nicht sind; selbst eine Erfindung vermag noch im höhern Sinne wahr zu sein. Schlimmer ist die Umwandlung der Wirklichkeit in Ton und Farbe, die in die Dinge gelegte falsche Absicht. Das ist der Fall des Herrn Tardieu.

2

Das zeigt sich sofort, wenn wir seine Angaben über das Aktenstück betrachten, das die Legende von der Isolierung Frankreichs aufgebracht haben soll. Am 12. März seien die deutschen Botschafter in Wien, London, Rom, Petersburg und Washington durch eine Berliner Zirkulardepesche beauftragt worden, ein Telegramm des deutschen Delegierten von Radowitz den Regierungen mitzuteilen, nach dem die Mehrheit der Delegierten auf die deutsche Seite getreten wäre und fast alle Frankreich geraten hätten, die neutrale Polizei in Casablanca anzunehmen. Natürlich sollte, wie Herr Tardieu hinzufügt, die Mitteilung mit zweckmäßigen Nuancen geschehn, in London unter Berufung auf die Haltung Rußlands, in Petersburg auf die Englands usw. Welche Torheit! Als ob ein solches Spiel nicht sofort durchschaut würde! Gleichwohl weiß Herr Tardieu auch, wie der Auftrag ausgeführt wurde; in Petersburg zum Beispiel habe Herr von Schön sogar versichert, alle Welt habe Frankreich preisgegeben (lâché). Als ob das Petersburger Kabinett über die Lage in Algeciras ganz ununterrichtet gewesen wäre und einer Belehrung darüber bedurft hätte, wie es zu seinem französischen Bundesgenossen stehe!

Tatsächlich war am 12. März den deutschen Botschaftern in Petersburg, Wien, Rom und London eine über den Widerstand seiner französischen Kollegen klagende Depesche des Delegierten von Radowitz vom Abend vorher im Auszug zur Verwertung bei den verschiednen Regierungen zugegangen. Schon aus den Zeitungsberichten aus jener Zeit läßt sich ermitteln, was jene Depesche über den Stand der Verhandlungen in Algeciras enthalten haben mag. Am 10. März war eine Plenarsitzung über die Bankfrage, in der Herr Révoil verschiedne Zugeständnisse, so in bezug auf die dem französischen Bankkonsortium zu gewährenden Anteile, in Aussicht stellte. Daran schloß sich eine Komiteesitzung über den Welsersheimbschen Antrag, in der Herr Révoil zwar den praktischen Bedenken Sir Arthur Nicolsons gegen die Ausstattung des Generalinspektors mit Instruktionsbefugnissen für Casablanca zustimmte, zugleich aber für die versöhnlichen Bemerkungen des Herrn von Radowitz seinen Dank aussprach. Herr Tardieu sagt selbst, daß am 10. März eine günstige Stimmung herrschte, und bemerkt, daß Graf Cassini an demselben Tage telegraphierte, die Verständigung wäre gewiß. Auf den 10. März konnte sich also die Klage des Herrn von Radowitz nicht beziehen, sie mußte Vorgänge vom 11. März betreffen. An diesem Sonntag wurde nur eine Kommissionssitzung über die Bankfrage abgehalten. Während aber die Plenarsitzung vom Tage vorher die Erwartung erregt hatte, daß die französischen Delegierten in den Fragen der Zensoren und der französischen Anteile nachgiebig sein würden, zeigten sie sich nunmehr gerade in diesen Hauptpunkten intransigent. Dies erneute Festhalten an Vorschlägen, die von den deutschen Delegierten wiederholt als definitiv unannehmbar bezeichnet waren, fiel allgemein auf und wurde weder von Marquis Visconti Venosta noch von Graf Cassini noch selbst von dem englischen Vertreter gebilligt. Das und nichts andres — über die Casablancafrage war an diesem Tage überhaupt nicht verhandelt worden — konnte Herr von Radowitz am Abend des 11. März nach Berlin gemeldet haben; und es war unter diesen Umständen durchaus kein ungewöhnlicher Schritt, daß die Berliner Regierung auf Grund der Radowitzschen Depesche die Kabinette von Wien, Rom, Petersburg und London zu einer Einwirkung auf Paris zur Mäßigung anzuregen suchte. Der Schritt war auch nicht erfolglos, da daraufhin wirklich mehrere Regierungen in Paris zu einer versöhnlichen Haltung rieten.

Ein Beispiel für sein Talent für Ausschmückung seines Stoffes liefert Herr Tardieu mit der Angabe, der deutsche Botschafter in London sei ganz verblüfft gewesen, als er bei Erledigung seines Auftrags vom 12. März von Sir Edward Grey die kühle Antwort erhalten habe: „Was Sie mir da sagen, ist nicht möglich." Wir wissen von dem Grafen Metternich, daß sich diese Unterredung in den freundlichsten Formen bewegte. Sir Edward gab seiner Freude und Genugtuung über das von Deutschland in der Sitzung vom 10. März gezeigte Entgegenkommen Ausdruck, und beide sprachen rein sachlich über die Vorzüge und Nachteile einer neutralen Polizeistation in einem der marokkanischen Häfen.

Entgegen den hartnäckigen Versicherungen des Herrn Tardieu hatte also die deutsche Regierung nicht versucht, Frankreich seinen Bundesgenossen und Vertragsfreunden sei es im allgemeinen, sei es auch nur in der Beschränkung auf die Casablancafrage als isoliert hinzustellen. Man wird deshalb tiefer auf den damaligen verwickelten Stand der Dinge in Algeciras eingehn müssen, um eine Erklärung dafür zu finden, daß es die russische Regierung für zweckmäßig erachtete, gegenüber dem neuen französischen Kabinett Sarrien ihre Bündnistreue und ihre Unterstützung in der Casablancafrage zu versichern.

Die Konferenz hatte zuerst die leichtern Angelegenheiten, wie Waffenschmuggel, erledigt. Im Februar kam es zur Beratung der Bankfrage. Die Verhandlungen schleppten sich hin und gaben Anfang März noch keine klare Aussicht auf Verständigung. Inzwischen hatte man in der Polizeifrage ganz vertrauliche Fühlung genommen, mit dem Ergebnis, daß sich die deutschen und die französischen Delegierten in ihren Forderungen wenig genähert hatten, und daß eine Begegnung noch in weitem Felde stand. Beide Delegationen glichen einem verzankten Ehepaar, das sich ungefähr in der Mitte zwischen Berlin und Paris treffen soll, aber unterwegs auf jeder größern Station liegen bleibt. Auf französischer Seite fing man vorsichtig mit der Idee eines Generalmandats an Frankreich an, die mit mündlichen Versicherungen des Herrn Rouvier bei den Verhandlungen über das Konferenzprogramm im Sommer 1905 in Widerspruch stand und deshalb keine feste Gestalt annahm. Die zweite Station war ein Mandat an Frankreich und Spanien. Auf deutscher Seite begann die Reise mit der Forderung, daß sich der Sultan von Marokko Polizeiinstruktoren für die Hafenorte frei wählen sollte. Sodann blieb man auf der Beschränkung der Wahl auf Instruktoren von vier kleinern europäischen Staaten stehn. So war in großen Linien die Lage Anfang März. Herr Tardieu gibt nun wohl richtig an, warum Herrn Révoil daran lag, die Polizeifrage aus den vertraulichen Vorbesprechungen auf das offizielle Tapet zu bringen. Scheiterte die Konferenz schon an der Bank, so hätte alle Welt mit Herrn Jaurès gesagt, daß finanzielle Interessen die geheime Triebkraft der französischen Politik seien. Kam es dagegen infolge deutscher Nachgiebigkeit zu einem Einvernehmen in der Bankfrage, so mußte man um so größere deutsche Hartnäckigkeit in der Polizeifrage gewärtigen. Obgleich darum nach der eignen Darstellung des Herrn Tardieu der Wunsch des Herrn Révoil nach baldiger gleichzeitiger Behandlung beider Streitfragen auf der Konferenz ganz verständlichen taktischen Beweggründen entsprungen war, und die Entscheidung der Konferenz darüber nur taktische Bedeutung haben konnte, macht doch Herr Tardieu ganz ebenso, wie es vor einem Jahre Herr Georges Villiers und die gesamte französische Presse getan hatten, aus der Abstimmung vom 3. März noch immer ein großes politisches Ereignis, das die Isolierung Deutschlands offenbarte und den Wendepunkt für die bis dahin

intransigente deutsche Marokkopolitik bildete. In Wahrheit drehte es sich bei der Abstimmung bloß um die Frage der Geschäftsordnung, ob in der nächsten Sitzung die Polizeireform behandelt oder die Beratung über die Bank fortgesetzt werden sollte, und die deutschen Delegierten fanden sich um so leichter mit dem Votum vom 3. März ab, als doch die gleichzeitige Behandlung der beiden Hauptfragen eine breitere Basis für wechselseitige Kompensationen darbot. Erst nach einer Reihe von Tagen ersahen sie aus der Zeitungspost, welche schwere Niederlage sie und die deutsche Politik erlitten haben sollten.

Die Entscheidung der Konferenz zugunsten baldiger Behandlung der Polizeifrage bewährte sich ja auch insoweit, als nunmehr alsbald die österreichisch-ungarische Vermittlung begann. Jetzt schien der Zeitpunkt zu beschleunigter Fahrt auf beiden Seiten gekommen, um das Ziel ni vainqueurs ni vaincus zu erreichen. Der Welsersheimbsche Vorschlag hatte die besten Hoffnungen erweckt; allseitig wurde er als Basis einer Verständigung betrachtet, hauptsächlich Herr White, der amerikanische Delegierte, und Marquis Visconti arbeiteten für den Ausgleich. Da trat am 11. März durch erneutes Festhalten des Herrn Révoil an unannehmbaren Forderungen in der Bankfrage der oben erwähnte Rückschlag ein. Wie erklärt sich diese abermalige Verzögerung?

3

Genau zu derselben Zeit mit dem Welsersheimbschen Vorschlag war in Paris eine Ministerkrisis ausgebrochen; der Vorschlag war am 7. März formuliert, am 8. März eingebracht worden, am 7. März war das Ministerium Rouvier in dem Streite um das Kircheninventar gefallen. Die Bildung des neuen Ministeriums Sarrien nahm unerwartet lange Zeit in Anspruch; erst am 14. März konnte Herr Bourgeois die Nachfolge des Herrn Rouvier im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten antreten.

Die französische Delegation in Algeciras kam dadurch in eine sehr unsichere und schwierige Lage. Zwar hatte Herr Rouvier während des Interregnums die Weisung erneuert, daß an der französisch-spanischen Polizeiinstruktion festzuhalten und nur eine weitere Ausgestaltung des internationalen Charakters der Polizeiorganisation, namentlich der Stellung des Generalinspektors, zuzulassen sei. Aber eine Sicherheit dagegen, daß sich nicht doch vielleicht der neue Minister nachgiebiger erweisen werde als sein Vorgänger Rouvier, gab es nicht. Würde andrerseits die deutsche Regierung nicht Vorteil aus der innern Krisis in Frankreich zu ziehen suchen und vielleicht gerade an dem unangenehmsten Punkte, Casablanca, eigensinnig festhalten?

Es half nichts, daß die Norddeutsche Allgemeine Zeitung versicherte, man denke in Berlin nicht daran, auf die Ministerkrisis in Frankreich eigensüchtige Hoffnungen zu setzen. Die ohnehin durch die lange Dauer der Verhandlungen und durch die Masse deutschfeindlicher Stimmungsberichte aus Algeciras erregte öffentliche Meinung war ganz im Mißtrauen gegen die deutsche Politik festgerannt und aufs äußerste auf neue Ränke, zugleich aber auch im Widerstande gegen sie gefaßt.

Wie nervöse Geister den Grund von Erscheinungen, der in ihrem eignen Innern liegt, in die Außenwelt zu verlegen suchen, so wurde damals der böse Wille Deutschlands für alles Widrige verantwortlich gemacht. Daß Casablanca nur eine Hintertür für ein politisches Eindringen Deutschlands nach Marokko sein konnte, galt als ausgemachte Sache. Brachte doch auch ein deutsches

Blatt die Nachricht, daß Herr von Radowitz beim Antritt seiner Reise nach Algeciras schon einen Plan, aus Casablanca etwas ganz besondres zu machen, in der Tasche gehabt habe. War das auch nicht wahr, so glaubte man es doch als Bestätigung schon gehegten Argwohns. Nur wenige unter den Regierenden in Frankreich konnten den Ernst von Versicherungen kennen, wie sie noch der frühere Botschafter, Herr von Courcel, ungefähr zu derselben Zeit, als in den Vorbesprechungen zwischen Berlin und Wien zum erstenmal der Gedanke einer neutralen Polizeistation auftauchte, bei seinem Berliner Aufenthalt empfangen hatte, daß nämlich der Deutsche Kaiser niemals ein Stück von Marokko verlangen werde. Während weder in der Radowitzschen Depesche vom 11. März noch in dem daraufhin aufgesetzten Berliner Zirkularerlaß vom 12. März von Casablanca auch nur mit einem Worte die Rede war, vielmehr nur im allgemeinen eine Einwirkung auf Paris gegen weitere Verzögerung des Ausgleichs gewünscht wurde, drehte sich in der französischen Presse fast alles um die Frage Casablanca.

In der Ungewißheit, ob der neue Minister in Paris am Ende eine neue Segelorder erteilen werde, und mitten in den aufgepeitschten Wogen der öffentlichen Meinung glaubte Herr Révoil am besten um die Klippe Casablanca herumzukommen, indem er zunächst unbeweglich blieb und sogar den Kurs ein wenig nach rückwärts nahm. Einem unbefangnen Rückblick auf jene bewegte Zeit mag diese Haltung besser verständlich sein, als sie damals verstanden wurde. Sachlich war sie eine ungerechtfertigte Verzögerung. Als solche durfte sie die deutsche Regierung um so mehr behandeln, als sie sich von dem Irrtume frei wußte, zu glauben, daß von dem neuen französischen Minister mehr zu erreichen sei als von dem alten, oder daß gar Frankreich zu einer „Kapitulation“, wie sich Herr Tardieu ausdrückt, genötigt werden könne. Die Stellung des Herrn Bourgeois wäre sofort unhaltbar geworden, wenn er sich zu Zugeständnissen angeschickt hätte, die Herrn Rouvier „inadmissible“ erschienen waren.

Gleichwohl dauerte die Unruhe, die Sorge vor Hinterhalt und Überrumpelung in den ersten Tagen des neuen Ministeriums noch fort. Als gar durch Zeitungsnachrichten der Verdacht erregt worden war, daß sich die Auffassung der Mehrheit der Delegierten, es sei nun Frankreich an der Reihe, Konzessionen in bezug auf den Generalinspektor und die Bankfrage zu machen, auch auf Casablanca beziehe, mußte die Bekundung des unveränderten englischen und russischen Beistandes gerade in diesem Punkt in hohem Grade erwünscht erscheinen. Graf Lambsdorff gab sie in einer etwas emphatischen Form, ohne daran zu denken, daß sie veröffentlicht werden und damit wider die versöhnliche Absicht Verstimmung in Deutschland erregen könnte. Was die deutsche Regierung an demselben Tage, von dem die russische Instruktion datiert ist, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung kundgab, hatte sie natürlich schon vorher in ihren Instruktionen gesagt: Casablanca konnte kein Panier sein, unter dem man die Konferenz scheitern oder in den Hafen laufen lassen wollte, zumal wenn andre wirtschaftlich gleich interessierte Staaten, wie Nordamerika, die offne Tür und die unparteiische Ausübung der Polizei auch ohne neutrale Polizeistation durch andre den internationalen Charakter wahrende Mittel für genügend gesichert hielten. Von da ab konnte Casablanca nur Tauschobjekt sein. Schon am 17. März war, wie übrigens auch Herr Tardieu zugibt, zu erkennen, daß man durch Verzicht auf Casablanca einerseits und durch neue Bestimmungen über den Generalinspektor und die Verteilung der Häfen sowie durch Zugeständnisse in der Bankfrage zu einer befriedigenden Lösung kommen werde.

So wenig wie aus der Episode Casablanca läßt sich auch aus der Korrespondenz des Grafen Witte mit einem Vertrauensmann des Kaisers und aus den angeblichen Telegrammen des Kaisers an den Präsidenten Roosevelt der ränkevolle und hinterhältige Charakter erweisen, den Herr Tardieu der deutschen Politik anheften möchte. Was der übereifrige französische Journalist über den Inhalt des Briefes vom 20. Februar erzählt, in dem Graf Witte hauptsächlich die französischen Rechte verteidigt haben soll, ist zum größten Teile Phantasie. Herr Tardieu sagt, der Brief sei à notre demande geschrieben worden. Das wissen wir nicht. Bekannt ist aber, daß die russische Regierung eine neue Anleihe anstrebte, die möglichst noch vor dem Zusammentritt der Duma im April abgeschlossen werden sollte, daß aber die Pariser Finanz den Abschluß weigerte, bevor die Spannung wegen der Marokkofrage behoben sei. Als praktischer russischer Staatsmann wird Graf Witte diese Schwierigkeit dargelegt und unter Berufung auf die alte Freundschaft und die unglücklichen Folgen eines Scheiterns der Konferenz für Versöhnlichkeit bei Regelung der Marokkofrage plädiert haben. Wenn die Antwort darauf gelautet hätte, er möge in Paris auf ein nachgiebiges Verhalten der französischen Delegierten in Algeciras hinwirken, so ließe sich kein andrer Schluß daraus ziehen als der, daß die deutsche Regierung bei aller Würdigung der schwierigen Lage Rußlands doch bestrebt bleiben mußte, durch gegenseitige Zugeständnisse zu einem Ausgleich zu kommen.

Herr Tardieu erzählt ferner, Fürst Bülow habe, um einen letzten Schlag gegen Frankreich zu führen, am 12. März an den Grafen Witte unter Umgehung des Grafen Lambsdorff telegraphiert: Frankreich habe auf deutsche Zugeständnisse mit neuen Forderungen geantwortet; wenn das Scheitern der Konferenz verhindert werden solle, müsse Graf Witte energische Schritte in Paris tun. Eine solche Depesche an den Grafen Witte existiert nicht. Wahrscheinlich liegt dem dernier coup des Herrn Tardieu folgender Sachverhalt zugrunde: Um jene Zeit hatte Graf Witte einen deutschen Finanzmann nach Petersburg gebeten, um mit ihm seine Anleiheabsichten zu besprechen. Dem Herrn wird die auch von Herrn Tardieu vorerwähnte Depesche des Grafen Cassini über den günstigen Stand der Konferenz vom 10. März gezeigt worden sein. Er wird darüber nach Berlin depeschiert und von da, vielleicht vom Fürsten Bülow selbst, dasselbe zur Antwort erhalten haben, was in dem deutschen Erlaß vom 12. März gesagt war, nämlich daß Herr Révoil gegen die allgemeine Erwartung am 11. März neue Einwände erhoben habe, und daß deshalb nur durch versöhnliche Instruktionen aus Paris ein schlechtes Ende verhindert werden könne. Es gehört viel Vorurteil oder Heuchelei dazu, daraus einen Beweis für die Hinterlist der deutschen Politik zu machen.

Noch phantasievoller ist der Depeschenwechsel zwischen dem Präsidenten Roosevelt und dem Kaiser Wilhelm in der Revue des deux mondes dargestellt. Nach Tardieu hat der Präsident zweimal zwischen dem 17. und dem 23. Februar dem Kaiser telegraphisch das französisch-spanische Doppelmandat mit dem Zusatz, daß über die Ausübung dem italienischen Gesandten in Tanger und durch dessen Regierung an die Mächte Bericht erstattet werden solle, dringend empfohlen und eine ablehnende Antwort erhalten. Dieselbe Lösung hat dann — nach derselben Quelle — der Präsident am 7. März nochmals aufs dringendste befürwortet, worauf drei Depeschen des Kaisers am 14., 15. und 17. März eingetroffen sind, in denen der Kaiser versichert, daß Italien, Rußland, England und Spanien Frankreich verlassen haben, und im allgemeinen Friedensinteresse um die Unterstützung des österreichisch-ungarischen Vorschlags

nachsucht. Gegen diese Art der Darstellung ist schon in italienischen Blättern eine wahrscheinlich von Herrn White, bisherigem Botschafter der Vereinigten Staaten in Rom, herrührende Berichtigung erschienen, die mit Recht hervorhebt, daß der Gedankenaustausch auf dem regelmäßigen diplomatischen Wege von Regierung zu Regierung, nicht aber durch direkten Depeschenwechsel der Staatsoberhäupter erfolgt ist. Nur einmal, am 7. März, hat der Präsident durch Freiherrn Speck von Sternburg dem Kaiser eine Botschaft zugehn lassen und die kaiserliche Antwort auf demselben Wege am 13. März erhalten. Nach zuverlässigen Erkundigungen war in dieser Antwort nichts enthalten, was auch nur entfernt der Legende von der Isolierung Frankreichs ähnlich wäre, sondern es wurde nur die Übereinstimmung mit dem Präsidenten in dem Grundgedanken zur Regelung der Polizeifrage betont und der deutsche Anschluß an den inzwischen eingebrachten Welsersheimbschen Antrag mitgeteilt. Der deutsche Botschafter war beauftragt, bei Übermittlung der kaiserlichen Antwort zu erwähnen, daß dieser Antrag von den Delegierten in Algeciras allgemein als eine Basis zur Verständigung betrachtet werde, also dasselbe, was Herr Tardieu selbst als Eindruck der Sitzungen vom 8. bis 10. März schildert.

Daraus macht er die gröbliche Insinuation, que l'Italie, la Russie, l'Angleterre et l'Espagne ont abandonné la France, und setzt sie in die kaiserliche Antwort hinein. Nicht genug damit, läßt er der ersten Depesche wahrheitswidrig noch zwei andre folgen, in denen der Kaiser von der Habgierigkeit der französischen Banken und den Gelüsten der Kolonialspekulanten gesprochen und von neuem seine Absicht verraten haben soll, dem „verlassenen“ Frankreich „Gewalt anzutun“.

Dabei tut Herr Tardieu so, als ob der Vorschlag Roosevelts, abgesehen von der Italien zugewiesenen Rolle, durchaus identisch mit dem französischen Vorschlag gewesen sei. Nach diesem sollten Frankreich und Spanien die Häfen unter sich teilen, nach jenem dagegen sollte in jedem Hafen eine gemischte französisch-spanische Polizeiinstruktion eingesetzt werden. Hierin sah der Präsident eine nach dem gewollten internationalen Charakter der Polizei logisch richtigere Lösung und eine bessere Garantie gegen die Gefahr einer spätern Teilung in Interessensphären. Er hielt an dieser schon in einer Note vom 19. Februar enthaltnen Ansicht entschieden fest und beharrte auf ihr auch gegen den Antrag, in Casablanca noch eine dritte Macht hinzuzuziehen. Nachdem sich Deutschland entschlossen hatte, auf die neutrale Polizei in Casablanca zu verzichten, wenn die Instruktion des Generalinspektors klarer umschrieben, die Verteilung der Häfen in der Konferenzakte bestimmt und in der Bankfrage französisches Entgegenkommen gezeigt würde, kam auch der amerikanische Gedanke der gemischten Polizei zur vertraulichen Besprechung unter den Delegierten (20., 21. März). Er stieß jedoch bei Frankreich, England und Spanien auf Widerspruch und wurde deshalb nicht mehr eingebracht. Am letzten Ende ist aber der von der deutschen Regierung mit prinzipieller Zustimmung aufgenommne Vorschlag des Präsidenten doch noch insofern zur Geltung gekommen, als nach der Konferenzakte in Tanger und Casablanca gemischte, in den übrigen Häfen teils französische, teils spanische Polizeiinstruktion einzurichten ist.

5

Derselbe mauvais esprit, über den sich Herr Bourgeois wie Herr Rouvier beklagte, und der bei der Veröffentlichung der russischen Instruktion mitwirkte, beherrscht Herrn Tardieu heute noch. Damals hatte er Erfolg. Freilich war

der Temps nur ein Blatt unter vielen, die finstere Pläne gegen Frankreich suchten, wo keine waren. Unzweifelhaft wäre auf der Konferenz schneller ein Ausgleich zustande gekommen, wären die Delegierten mehr unter sich geblieben. Aber sie waren auf kleinem Raum umlagert von einer Schar vom Neuigkeitshunger geplagter, mehr und mehr gelangweilter und mißmutiger Berichterstatter, die von dem oder jenem Diplomaten ein Wort zu erhaschen suchten, in den Mienen lasen und um jede Omelette ein großes Geräusch machten. Tag für Tag gingen, auch wenn gar nichts zu melden war, lange Depeschen in die Welt voll nichtiger Eindrücke oder trüber Prophezeiungen oder Klagen über die Leere des abgelaufnen Tages. Dadurch wurde die öffentliche Meinung in Frankreich in Aufregung erhalten und allmählich entnervt. Durch so nahe Berührung von ernster diplomatischer Arbeit und ungeduldiger und aufgeregter Nachrichten- und Meinungsmache könnten sogar ausgesprochne Friedenskonferenzen zu einer Kriegsgefahr werden.

Herr Jaurès schrieb Ende Februar 1906: le comité marocain a mis la main et sur notre presse et sur notre diplomatie. Hätte er Recht, so wäre es ein zweites Gesicht gewesen, was der Genius Maupassants in Bel-ami von dem preßgewaltigen Spekulanten in Marokkoaktien Walter und seinem skrupellosen Redakteur Georges Duroy erzählt hat. Aber der Sozialistenführer mag in seinem Parteiinteresse übertrieben haben. Auch kann es dem marokkanischen Komitee nicht verdacht werden, daß es seine Interessen durch die deutsche Marokkopolitik mit der Forderung der offnen Tür bedroht sah und dementsprechend Presse und Diplomatie zu beeinflussen suchte. Der ganze Streit beruhte doch ökonomisch auf dem Gegensatze zwischen dem französischen Kapitalreichtum, der vorteilhafte Anlagen in tunifizierten Gebieten sucht, und dem deutschen Warenüberschuß, der sich zukunftsreiche Länder nicht verschlossen sehen will.

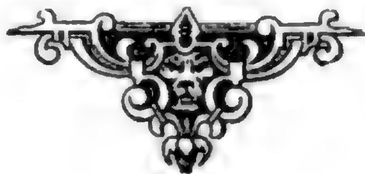
In den kritischsten Tagen von Algeciras machte Präsident Roosevelt die Bemerkung: „Wenn Parteien auf einen alten Streit zurücksehen, so werden sie in der Regel gewahr, daß sie Streitpunkten eine übertriebne Bedeutung beigelegt haben, die in Wirklichkeit unwichtig waren.“ Wer mit klarem Auge und ruhigem Blute auf die Konferenz zurückschaut, wird in der Tat finden, daß mancher Umweg unnötig war, der damals gemacht wurde. Die Schuld lag vornehmlich daran, daß im Sommer 1905 in Paris ein Einvernehmen nur über den Kreis der Beratungsgegenstände, nicht auch über die Grundzüge einer Verständigung in den Hauptfragen abgeschlossen worden war. Aber die Gegensätze sind nun doch auf der Konferenz ausgeglichen worden, und wenn auch die Spuren aus jenem Winter des allgemeinen Mißvergnügens noch nicht verwischt sind, so tut der doch ein übles Werk, der die Vorgänge in Algeciras heute noch mit der Leidenschaft der Streitperiode färbt und Warnungstafeln für die Zukunft aufrichtet. Um der Eitelkeit und der Rechthaberei Einzelner willen dürfen zwei große Nationen nicht die alte Entfremdung künstlich fortdauern lassen. Die Wahrung der wirtschaftlichen Parität in Marokko, der Wettbewerb um öffentliche Arbeiten und Konzessionen wird noch manche Ärgerlichkeit verursachen. Mit ehrlichem Willen, mit offner Aussprache zur rechten Zeit können die Regierungen darüber hinwegkommen, wenn sich aufgeregte lärmende Geister nicht wieder hineinmischen. Wir wollen abwarten, ob Herr Tardieu heute noch so erfolgreich auf die öffentliche Meinung in Frankreich einzuwirken vermag wie damals Herr Georges Villiers. Daß sein Treiben nicht ungefährlich ist, wissen die heutigen Minister so gut wie die frühern. Sie sprechen es auch aus, aber wie ihre Vorgänger nur in ver-

traulichem Gespräch — aus Achtung vor der öffentlichen Meinung. So dreht sich das Ding in einem fehlerhaften Kreise.

Die französische Presse hat Deutschland gegenüber einen Korpsgeist, wie er ähnlich kaum irgendwo zu beobachten ist. Zum Beispiel veröffentlicht Herr von Nousanne im Echo de Paris eine haarsträubende Schilderung von einem armen polnischen Jungen, der, weil er im Posener Schulstreik nicht deutsch antworten wollte, vom Lehrer zu Tode gemartert wurde. Durch genauste Untersuchungen der Verwaltungs- und Gerichtsbehörden mit eidlichen Zeugenaussagen wird festgestellt, daß der Junge vor dem Schulstreik gestorben, und der Lehrer ganz unschuldig ist. Kein großes Pariser Blatt, am wenigsten das Echo de Paris, bringt eine Berichtigung. So ist uns auch kaum eine französische Zeitung bekannt, die gegen die vergiftende Tendenz des Tardieuschen Artikels in der Revue des deux mondes Verwahrung eingelegt hätte, während umgekehrt in Deutschland, wo man an den Mißbrauch und an die Entstellung amtlichen Materials trotz Pöplau und Genossen noch nicht so gewöhnt ist, demselben Artikel vereinzelt sogar eine gläubige Beachtung geschenkt wurde. Nur ein französisches Blatt scheint den Versuch, dem Deutschen Kaiser unlautere Manöver gegen Frankreich nachzusagen, scharf getadelt zu haben, die in Rom erscheinende, mit dem klugen Botschafter Barrère in Beziehung stehende Wochenschrift Revue d'Italie et Courier d'Europe. In ihr schrieb ein alter Diplomat, daß man solche leichtfertigen Anklagen allenfalls erhebt, wenn man sicher ist, sie anders als nur mit der Feder vertreten zu können.

Der Deutsche, der Engländer ist im allgemeinen bereit, im Interesse der Wahrheit auch dem Gegner Gehör zu geben und selbst unbequeme Nachrichten aufzunehmen, in denen ein Wahrheitskern steckt. Anders der französische Zeitungsmann. Er geht nach den großen Sentiments. Ist das herrschende Gefühl nur Mißtrauen gegen ein andres Land, so scheut er sich, selbst eine geringfügige objektive Wahrheit zu verbreiten, die mit jenem allgemeinen Gefühle nicht übereinstimmt. Daraus erklärt es sich, daß die Regierenden lieber ihre Ohnmacht gegenüber der Presse bekennen, statt deutlich den Scharfmachern gegen Deutschland entgegenzutreten, besonders wenn sie mit Säuren und Giften arbeiten.

Wir können uns darum nicht der Hoffnung hingeben, daß eine unbefangne, auch dem Widerpart in der Marokkofrage gerecht werdende Würdigung der Ereignisse in und um Algeciras, wie wir sie hier für die wichtigern Abschnitte der Konferenzarbeiten versucht haben, Eingang in die französische Presse finde. Man darf schon zufrieden sein, wenn dieser Rückblick unsre eignen kritischen Landsleute davon abhält, einem mit dem Schein zuverlässiger Aktenkenntnis auftretenden französischen Beurteiler mehr Glauben zu schenken, als er nach dem Maße seines Übelwollens und seiner Wichtigtuerei verdient.



Tänzelfritze

Von Max Grad

(Schluß)

5

Ein warmer Juniabend! Es war tagsüber so heiß gewesen, daß die Stuben von Glut vollgesogen sind. Jeder versucht sie durch Zugluft vor dem Schlafengehen noch zu kühlen, und fast niemand mag daran denken, zeitig zu Bette zu gehn. So spät bricht jetzt die Dämmerung erst herein. Kaum daß nun — fast zehn Uhr Abends — einzelne Fenster durch die dahinter entzündeten Lampen in einem fahlen, gelben Schein aufleuchten.

Sehr langsam, sehr müde geht Wine gebeugten Hauptes ein Stückchen die Straße entlang voran. Schon hört sie das Pfeifen ihres Bräutigams und die Stimme der Mutter, die dem Sohne noch etwas nachruft. Gleich darauf den tappenden, aber doch sichern Doppelschritt. Es ist immer, als kämen zweie daher, wenn man so lauscht. Das machen die Krückstöcke, die die überaus feingearbeitete Maschinerie der künstlichen Beine etwas entlasten und den Gehenden stützen sollen. Fritz ist heute, wie jetzt so oft, wieder einmal sehr vergnügt. In dem blaß und schmal gewordnen Gesicht des Mädchens liegen die blauen Augen so viel tiefer und scheinen in eine verödete Welt blicken zu müssen. Mut, Kraft und Hoffnung sind in Wine erstorben. Wenn sie so das lichte Haupt beugt, ist es, als erwarte sie in Hilflosigkeit den letzten, allerschwersten Schlag, der jeden Augenblick kommen könne. Sehr oft hatte man ihr, verblümt und offen, zart oder auch recht taktlos geraten, den Fritz doch nicht zu ehelichen. Er verdiene gar nicht eine solche Frau zu bekommen. Wohl an die hundertmal in der langen Flucht dieser Monde hatte sie sich vorgenommen, auch wirklich die erdrückende Bürde von sich zu werfen, und es hatte manche Stunde gegeben, da sie es dem Verlobten, wenn dieser so sichtlich und durch eigne Schuld in die dunkelste Tiefe glitt, auch angedroht hatte. Wie er es dann verstand, den Reuigen zu spielen! Den in den Tod Unglücklichen! Wie meisterlich er ihr das Elend, das dadurch über ihn an Leib und Seele und auch über seine hilflosen alten Eltern hereinbrechen müßte, zu schildern wußte! Keine Selbstanklagen waren ihm zu groß, seine Demut eine grenzenlose.

Und Wine, wie verrannt in eine fixe Idee, der sie so fanatisch anhing, als erliege sie einer Hypnose, ließ sich aufs neue verstricken in ein Netz, das niemals wirklich geknüpft war, dem sie auch schon wieder entglitten gewesen, und in das sie sich, freiwillig und dann so unentrinnbar, abermals begeben hatte. Aber nun! Nein, jetzt fühlt Wine, daß sie ein Ende machen müsse, wenn sie nicht zusammenbrechen wolle. Sie denkt dabei kaum an sich selbst; viel mehr an ihre Eltern. Sie weiß auch, daß diese, besonders der Vater, ihr in allem, wie sie bis jetzt handelte, recht geben würden. Nein, sie hat keine Verpflichtung, sich, ihr ganzes Leben einem Un-

würdigen zu opfern. Sie hat gebüßt! O genug, genug! Jetzt in der nächsten Stunde wird sie Fritz alles sagen, recht milde, sanft, aber offen und ehrlich, und sie wird fest bleiben, auch wenn er noch so jammert und fleht. Sie reckt die Arme hoch und streckt sich! Ah! Frei, frei. Wieder leben können als Mensch! Sogleich morgen würde sie heimkehren und —. Sie zuckt zusammen. Wie ihr dunkles drohendes und personifiziertes Schicksal schwankt jetzt die schwarze Männergestalt die Straße entlang auf Wine zu. Wie Fritz ihr ganz nahe ist, will ihr etwas an die Kehle und auf die Brust, daß sie fliehen und einen Angstschrei ausstoßen möchte; aber sie steht, als wurzle sie im Boden fest, und ihr geöffneter Mund bleibt völlig stumm.

Tetemann riecht nach irgendeinem parfümierten Gewässer. Aber sie weiß auch sogleich warum. Zwei Düfte bestehen da nebeneinander. Fast ist es, als stärke geradezu einer den andern, als hebe der erste den zweiten so recht heraus. Sie weiß nun, was sich Fritz im Lädchen und dann in der Prunkstube noch zu schaffen gemacht hat, wo sie schon zweimal hinter den Schnörkelbeinen der Rokokobettlade und des unvergänglich scheinenden Damastsofas halbgeleerte Likörflaschen gefunden hatte.

Er drängt sich dicht neben das Mädchen und flüstert ihm heiß zu:

Hei, wie fein! Wie schön die Nacht! In ein paar Minuten ist der Mond dort hinten vor. Laß uns nur gleich auf den Schafhügel gehn!

Dort stört uns keiner. Wir sind, weiß der Deibel, ja nie mehr allein gewesen seit Anno Tubak. Man muß die Gelegenheit wahrnehmen. Nee, weißt du — Er stößt sie an und schaut ihr mit seinen flimmrigen Trinkeraugen so nahe wie möglich in das gesenkte Gesicht, daß sie deutlich den Anisettduft vom aromatischen Mundwasser unterscheiden kann.

Die blöden Viecher sind ja jetzt nicht dort auf der Weide. Aber dafür weiden wir dann, nicht? Wenn wir auch keine Schafe sind. Gerade damit man uns nicht etwa so schelten kann.

Sie macht unwillkürlich eine Bewegung von ihm weg und bleibt ganz stumm dabei.

Haha! Mamsellchen Tugendschön! Fräulein Rührmichnichtan! Na, das pflegt sich mit der Zeit zu machen! Bis zum Herbst wird es sich schon eingerenkt haben, und dann ists besser und anders und schöner!

Aber diesesmal erreicht seine schwankende Schulter nicht ihren jungen Körper. Wine geht auf der andern Straßenseite. Wie im Traum! Sie möchte fort und zurücklaufen, aber immer noch zwingt sie ein inneres eisernes Muß, da zu bleiben und dem Manne auf dem schmalen, nicht sehr steil angelegten Steig, der durch eingelassene Holzbalken zu einem ganz bequemen Wege gemacht ist, zu helfen.

Oben ist ein Gewirr uralter Haselbüsche, dicken, viel verästelten Stämmen entsprossen. Dazwischen eine bequeme, mit einer Lehne versehene Holzbank. Nicht weit von diesem Plätzchen, nur viel tiefer, liegt der Friedhof mit seinen jetzt von Rosen umstandnen Gräbern. Als großer heller Fleck schimmert der völlig mit Arabis überwucherte Hügel des Massengrabes herüber. Aber schon lange zieht es Fritz nicht mehr zu seiner „untern Hälfte“. Er hat auch nicht gezürnt und kein Wort darüber verloren, als Wine eines Tages die „Fledermaus“, jenes Beinkleidsfragment, das der alte Tetemann über dem Schranke aufnageln mußte, einfach entfernt hatte. Wine ist in tiefe Gedanken versunken. Sie überlegt, wie sie nun am besten zum Sprechen ansetzen soll, und merkt gar nicht, daß Fritz den rechten Arm um ihren schlanken Leib legt. Er hütet sich auch, sie jetzt zu küssen, und schmiegt nur seinen Kopf an ihre Schulter. Auch das duldet sie mit einer Art abgestumpfter Gleichgiltigkeit. Ihm ist etwas schwindlig. Er muß sich erst ein wenig an das ruhige Sitzen in der lauen Luft gewöhnen.

In den breiten Blättern des Haselbusches rauscht der Nachtwind und raunt so vielerlei. Auf einer Seite, zum Flusse hin, scheinen sich graubläuliche Schleier langgestreckt vom Firmament herabzuziehen, als fließe Wasser aus dem Äther zur Erde. Immer mehr Sterne tauchen aus ihren Unendlichkeiten empor, und wie ein weißer Strom legt sich das breite Band der Milchstraße über das tiefe Schwarzblau des nächtigen Himmels. Ein Leuchtkäferchen nach dem andern glüht auf, und zwischen dem Grase glimmen andre aber ruhige Pünktchen, zu denen sie hinunter schweben. Dann leuchtet es eine Weile dort doppelt stark in phosphorischem Glanze; bald darauf ist aber die ganze Herrlichkeit auch schon völlig erloschen, um anderswo sich wieder zu zeigen.

Die sich folgenden Glockenschläge der Dorfuhren dröhnen und verzittern an den Ohren des Mädchens, ohne daß dieses sich rührt. Aber nun tönt ein Schreckensschrei aus Wines Munde, den heiße Lippen sogleich ersticken. Sie will von der Bank in die Höhe, aber starke Arme, als wären sie aus Eisen, halten sie dort fest. Eine Flut stürmischer, ungebändigter und auch häßlicher Zärtlichkeiten muß sie über sich ergehn lassen. Sie ist in einen Zustand versetzt, der sie nichts empfinden läßt als Haß und furchtbaren Ekel, der bis zum Brechreiz geht.

Endlich fassen ihre Hände mit erfolgreicher Wehrkraft den Angreifer um den Hals. Ein kurzer gurgelnder Laut, ein Schwanken des krüppelhaften Leibes da neben sich, und Wine ist schon wieder bei klarer Besinnung und kaltem Blute. Jetzt hält sie Fritz fest, damit er nicht falle. Aber sie kann nicht anders, sie muß dabei ausspucken! Immer wieder, immer wieder! Es schüttelt sie wie einen Baum, mit dem ein starker Wind sein Spiel treibt.

Wie ein Tier, eben gebändigt und unterlegen, doch wieder tückisch zum Sprunge bereit ist, hockt Fritz zusammengeduckt mit gekrallten Fingern da.

So, keucht er, heiser vor Wut hervor, so, so machst du es mir! und du willst meine Braut sein, meine Frau werden? Eine widerwärtige Gouvernante, eine Polizeiwächterin bist du! Noch dazu eine, die bezahlt werden will für das, was sie tut, und die noch eine grausame Freude daran hat, ihr Opfer zu quälen. He du, darf man fragen, warum die Mamsell mir nachgelaufen ist bis ins Krankenhaus, sich mir aufgedrängt hat als Braut, die ich niemals um ihr Wort gebeten, nie, auch nur im Traum zu meiner Frau begehrt habe? Hast wohl gemerkt, daß es bei der alten Rankenswor für dich nichts zu holen gibt, und hast dem Gemunkel der Leute geglaubt, daß wir Tetemanns heimlich reiche Leute wären? Natürlich! Diese Edle und Aufopfernde da hat sich eben gedacht: Nun spiele ich eine Zeit lang eine fromme Komödie; dann kratzt der geschundne Krüppel ja doch bald ab, und ich kriege sein Geld! Jawohl, so hast du gedacht! Dann hast du auch noch gehört, daß der lumpige Fiskus bisweilen so etwas wie anständig ist und für die Verunglückten manchmal etwas tut! Elende Heuchlerin! Vom flotten, hübschen Tänzelfritze hat sie sich abküssen lassen! Mit dem hat sie scharmuziert! Mit dem armen Teufel tat ihr das nicht so passen. Aber sich ihm doch an den Hals werfen und sich ihm zur Frau ausdrängeln! Wer hat dich denn gerufen? Ich vielleicht? He? du — du! Du bist auch die Rechte!

Der Mond hinter der Pappelgruppe, alle Sterne am Himmel müssen wohl plötzlich erloschen sein, so seltsam finster ist es um Wine geworden. Oder ist sie plötzlich blind? Sie weiß gar nicht, daß sie die Fäuste in die Augenhöhlen drückt wie im Krampfe. Und ein Klingen geht dabei durch die Luft! Sie lauscht nervös. Nein, es ist wirklich da! Deutlich kann sie unterscheiden: Geigen, Flöten und eine heisere Trompete; je nachdem sich der Nachtwind dreht, kann sie sogar schaudernd eine mittlerweile schon fast wieder altmodisch gewordne Melodie erkennen: Trinken

wir noch ein Tröpfchen, trinken wir noch — Ha! Wie es sie schüttelt in dieser Erinnerung! Tänzelfritze! Mit irren Augen fährt sie auf. Der Platz neben ihr ist jetzt leer. Wie vorher scheinen auch Sterne und Mond wieder. Nur steht dieser jetzt hoch über den Pappeln. Alles still! Auch keine Musik mehr! Aber horch! Von der Straße her bekannte Laute! So, als gingen zweie einen besondern Schritt. Die Hand aufs Herz gedrückt, lauscht Wine in sinnloser Angst. Dann aber atmet sie tief, tief auf. Schwächer, immer schwächer wird der Klang. Nun verhallt er völlig. Gebrochen sinkt das Mädchen auf die Bank zurück. Es schlägt die eiskalten Hände vor das Gesicht.

Umsonst! Alles, alles umsonst! —

In Fritz Telemann kocht und schäumt es noch lange weiter. Die beschämende Niederlage hatte ihm alle Besinnung geraubt. In erster Linie war dabei seine maßlose Eitelkeit verletzt worden. Es hatte ja immerhin einzelne Stunden gegeben, wo er sich selber eingestehen mußte, daß ein Mädchen wie Wine, so mit ihm in engster Umgebung lebend, ihn unmöglich achten und schätzen könne, wenn er in dieser Weise seinen Schwächen nachgebe. Er fühlte sich aber unfähig, sich wieder emporzuraffen. Seiner Meinung nach war Malwine Reichhardt eben nun einmal toll in ihn verliebt. Er hatte sich auch nach und nach verblendet in die Idee verrannt, daß er selbst jetzt als Krüppel doch wieder fast ganz der frühere, forsche Kerl, „leger und adrett“ geworden sei und dabei noch den interessanten Heiligenschein eines Märtyrers trage. Er fühlt ja, daß er seine Macht über die Weiber — o, er hat das schon ein paarmal ausprobiert — wieder gewonnen hat. Der im Übermaß genossene Alkohol, mit dem er sich Stimmung für die nächtliche Schäferstunde mit seiner hübschen Braut hatte antrinken wollen, rumort noch immer, jetzt mehr als vorher in ihm. Ha! Die dumme Pute da! Diese Eingebildete, Geschraubte! Da ist zum Beispiel die schwarze Rosa Schieners eine ganz andre! Die hatte ganz öffentlich im Feuchten Kruge bekannt, heute in ihn noch genau so verliebt zu sein wie früher in den Tänzelfritze. Das hatte sie auch jüngst in der Laube bewiesen! Und wie drollig sie so in seinen Taschen kramt, sobald er sich nur sehen läßt, ob er nicht etwa wieder so schönes, feines Band oder sonst etwas aus dem Laden der Eltern Stiebitztes mitgebracht habe! Ne dolle Nummer, das braune Schenkmädel, aber eine Lustige und Verliebte! Fritz lacht meckernd vor sich hin, fast wie ein Verrückter.

Dann ist er im Wirtshause angelangt. An einem langen Tische sitzt dicht gedrängt eine ganze Gesellschaft. Tänzelfritze! Hurra Tänzelfritze! rufen sie, zum Teil schon recht angetrunken, ihm entgegen. Es sind gewiß nicht die Besten, die er da zu Freunden und Bewundrern hat. Die Schenke ist ohnehin recht heruntergekommen und hat durch den neuen Besitzer schon seit Jahr und Tag keinen guten Ruf mehr. Die Rosa Schieners springt von den Knieen eines Gastes auf und ihm entgegen, indem sie kreischt: Trinken wir noch ein Tröpfchen!

Ja ja, kreischt Fritz und legt den Arm um ihre Hüfte. Das wollen wir! Ich schmeiße eine Erdbeerbowle, aber ohne alles Gewässer und mit viel Schnaps drin!

Alles sitzt um ihn herum und hört ihm dann wieder zu, wie er gestikulierend schwadroniert und von allerlei Streichen und tapfern Taten in seinem Leben erzählt. Natürlich landet er dabei bei dem Eisenbahnunfalle. Da geht es wieder los, was er gelegentlich des Unglücks und dann hinterher im Krankenhause alles erlebte, und wie ausnahmsweise stark und heldenhaft er sich dabei benommen habe.

Wenn er dann so beschreibt, wie er zum Beispiel an den Beinen, die doch gar nicht mehr vorhanden waren, Flöhe zu verspüren meinte, die er mit naßgemachter

Fingerspitze erwischen wollte, oder daß er dem Arzte immer wieder eigensinnig versichert hätte, er leide solche Schmerzen an der großen Zehe des rechten Fußes, dann brüllt alles laut auf vor Lachen. Das Schenkmädchen aber küßt ihn ab, in heller Wonne, wie fein und lustig er erzählen könne.

Sie trinken und trinken. Ein Regentag so trostlos wie möglich graut schon längst, wie die Ersten gehn oder vielmehr wegtaumeln. Die Letzten sind ein fremder Schuster auf Wanderschaft, der merkwürdigerweise verhältnismäßig nüchtern geblieben ist, und Fritz Tetemann. Da der Schuster ein kräftiger Mensch ist und auch ganz gutmütig, trägt er den Krüppel mehr, als er ihn führt. Fritz selbst fühlt sich ganz munter und gar nicht schwer betrunken. Er kann zum Beispiel noch gut mit seiner Beinmaschinerie zurecht kommen. Auch vermag er deutlich die Rosa Schieners zu erkennen, die im strömenden Regen über einer Bank und einem Tisch quer ausgestreckt schnarchend liegt. Irgend etwas lallend, gibt er ihr noch einen Klaps.

Wohin? fragt der Schuster.

Dort, dort hinunter einfach, stößt Fritz, nun doch etwas mühsam die Zunge beherrschend heraus, indem er mit dem Arme nach einer bestimmten Richtung weist. Zur Bank am Flusse eben; von da geht es dann leicht!

So macht es der Fremde auch und trollt sich darauf. Fast sofort schläft Tetemann auf dem Platze ein. Wie er erwacht, ist er völlig durchnäßt und ganz steif im Rücken und in den Armen geworden. Er sieht aber deutlich das Stück des weißlichen Sträßchens vor sich, das er benutzen muß, um heim zu gelangen. Aber wie schwankende Wände und schwebende Mauern wallen die grauen Nebel fast undurchdringlich vor ihm auf und ab. Er sieht immer starr darauf hin, wie dann seine Beine mühsam dem weißlichen Streifen folgen, von dem er bloß ein Endchen gewahrt. Wie weich die Erde schon geworden ist durch die Nässe! Er fühlt sich sehr unsicher. Seine Krückstöcke sinken ganz tief ein. Nur mühsam tappt er sich weiter, direkt dem Flußufer zu. Da! Ein Klatsch, ein gurgelnder entsetzlicher Schrei! Das graugelbe, lehmige Wasser spritzt wild. Dann fließt es wieder ruhig zu Tale.

6

Die alte Rankenswor haust noch immer mit Linotsch zusammen, die ihre platte Stülpnase frecher denn je in die Höhe reckt. Ungefähr ein dutzendmal während der Woche werden dem ewig grinsenden plumpen Ding Häuschen wie Grundstücke von der Alten in der Theorie verschrieben und ebenso oft in der Theorie wieder tod- und sterbenssicher entzogen. Beiden Frauen scheint das trefflich zu bekommen.

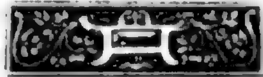
Die zwei alten Tetemanns haben sich so erholt, daß sie eigentlich um ein Jahrzehnt jünger geworden zu sein scheinen. Vater bedient mehr und besser wie einstens frühere und neuere Kunden und bastelt immer allerlei für die zwei Enkelchen, ohne daß er jemals so recht daran dächte, daß es ja gar keine echten sind. Frau Anna legt im Frühling den getrockneten Immortellenkranz, der genau um die ihr von den zwei Töchtern geschenkte vergrößerte Photographie des Sohnes paßt, in eine Schachtel und schmückt bis in den Spätherbst hinein den Rahmen immer mit einem Gewinde frischer Blumen. Sie treibt einen ihr unendlich wohltuenden Kultus mit dem Bilde, das aufs trefflichste den Tänzelfritze in seiner besten Zeit wiedergibt. Er sieht auch wirklich „leger und adrett“ genug darauf aus, und man meint, er müsse jeden Augenblick den Mund auftun, um eine seiner lustigen Schnurren zu erzählen oder eine drollige Schnoddrigkeit zu sagen. Und so, gerade so, lebt er nun in der Erinnerung seiner greisen Eltern weiter, die ihn sich schon gar nicht mehr anders vorstellen können.

Nur noch selten sprechen die Leute von dem Tänzelfritze. Noch seltner von seinem jähen, ruhmlosen Ende.

Die einstige Prunkstube ist nun völlig verwandelt. Zwischen ihrem eignen einfachen Hausrate wohnt da drinnen eine ältere recht tüchtige Verwandte von Frau Nowatsch, die allein in der Welt steht. Sie leistet den alten Tetemanns ehrliche Dienste und ist ihnen eine ebenso nützliche wie angenehme Hausgenossin. Die Rokokomöbel aber, die Malwine Reichhardt mit in ihre Ehe gebracht hatte, bilden in ihrer Echtheit einen Hauptschatz der Einrichtung. Sie waren ihr zur Hochzeit mit dem Kunsttischler, der sie doch auch ganz anders zu würdigen und zu schätzen wisse, von Fritzens Eltern unter Segenswünschen und Dankestränen geschenkt worden. Nun stehen sie viel bewundert zu Breslau in des jungen Paares Wohnung. Wenn Frau Reichhardt herüber zu ihrer Tochter kommt — nur eine Straße trennt die Eltern von dem einzigen Kinde, dem sie nachgezogen sind —, so achtet sie unendlich darauf, daß ihr Kleid auch nicht naß sei und auf dem künstlich ausgeflickten, so leuchtend gebliebnen Damaststoffe keine Flecken mache, oder darauf, daß der kleine Fränzel nicht etwa mit seinen Butterbrotfingern daran komme.

Wine ist nach und nach eine blühende, glückliche Frau und Mutter geworden. Ihr kluger, guter Mann ließ geduldig sich die Wunde erst richtig schließen und verharschen, bevor er Ansprüche machte auf ein heiteres Weib. War Wine auch zu Beginn ihrer Ehe meist ernst und still, so ist sie jetzt längst wieder sonnig in ihrer Art.

Nur ein einzigesmal hatte Franz Nowatsch fast mit seinen Augen sehen können, daß jene Wunde wieder aufs neue zu schmerzen und zu bluten anfangen wollte. Das war geschehen, wie ein Orgelmann auf Stelzfüßen in den Hof kam und der Fränzel, noch im Röckchen, dies hob und wie ein Alter genau im Takte zierlich zu tanzen begann. Erblaßt, tief erschrocken und ganz gegen ihre sonstige Art, fast barsch rief ihn die Mutter ins Haus, indem sie das kleine Töchterchen, das eben getrunken hatte, wie schützend fest an sich drückte. Wine hat niemals in ihrem Leben wieder getanzt.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Interpellationen. Sozialpolitische Debatten. Fürst Bülow im Landwirtschaftsrat. Aus dem preußischen Abgeordnetenhause.)

Nachdem der Etat in die Budgetkommission gewandert ist, hat der Reichstag, der durch das Etatsnotgesetz überdies etwas freie Hand erhalten hat, Zeit gewonnen, sich mit andern Dingen zu beschäftigen. Bei solcher Lage der Geschäfte pflegt sich die Blütezeit der Interpellationen zu entwickeln. Nicht gerade zum Vorteil der Beratungen. Das wichtigste Recht einer Volksvertretung, Fragen an die Regierung zu richten, um Angelegenheiten, die die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben und mit öffentlichen Interessen in Beziehung stehn, aufzuklären und nötigenfalls einer Erledigung entgegenzuführen, darf gewiß nicht in seiner Bedeutung verkannt oder unterschätzt werden. Wenn der Interpellant seine Frage begründet, das heißt den Sachverhalt, der ihn dazu veranlaßt, auseinandergesetzt hat, wenn dann die Regierung ausführlich geantwortet hat, so kann es sich allerdings ergeben, daß noch dieser oder jener Punkt aufzuklären, von der einen oder

andern Seite noch eine abweichende Meinung vorzubringen ist, aber sehr bald muß doch der Gegenstand der Anfrage klar und der Weg zur Erledigung des besprochnen Falles festgestellt sein. Dann ist der Zweck der Interpellation erfüllt. Gegenstand solcher Fragen sollten also eigentlich nur Gegenstände sein, bei denen es sich um einfache Auskunftserteilung handelt oder um Eingriffe der ausführenden Gewalt, die entweder, falls sie zu Unrecht unterlassen, nachgeholt werden müssen, oder, falls sie ungesetzlich oder mißverständlich erfolgt sind, Remedur erfordern. Die Interpellation bedeutet also einen Teil der Kontrollgewalt der Volksvertretung über die Aufrechterhaltung der Gesetze oder über solche Maßnahmen der ausübenden Gewalt, die dieser zwar vorbehalten sind, aber doch im Zusammenhang mit der Gesetzgebung stehn und dem öffentlichen Interesse unterliegen. Interpellieren kann die Volksvertretung deshalb über die Lage der auswärtigen Politik, über eine unrechtmäßige Verhaftung, die keine genügende Sühne gefunden hat, über die Verschleppung eines vom Staat auszuführenden Unternehmens und dergleichen. Aber was hat die neuere parlamentarische Praxis aus den Interpellationen gemacht! Weiter nichts als Rede- und Disputierübungen über allerlei politische Fragen, die zu umfangreich oder zu wenig spruchreif sind, als daß man etwas praktisch Brauchbares in Form eines Antrags daraus machen könnte. Das Kennzeichen der modernen Interpellation besteht somit darin, daß sie nie zu Ende geführt werden kann. Die Begründung des Interpellanten bewegt sich nur formell in dieser Gestalt; sie ist nur die subjektive Meinung des Redners über die angeregte Frage, und die Antwort der Regierung hat die gleiche theoretische Bedeutung. Die Besprechung bringt dann zu diesen beiden Ansichten noch so viele weitere hinzu, als Redner sich zum Worte melden. Man kann den Inhalt ganzer Lehrbücher auf diese Weise von sich geben, und wenn der letzte Redner geendet hat, steht die ganze Sache genau auf demselben Fleck wie in dem Augenblick, wo man in die Erörterung eintrat.

Die Interpellationen haben vielleicht nicht am wenigsten dazu beigetragen, durch das uferlose Geschwätz, das sie entfesseln, das Ansehen der Parlamente herabzudrücken, denn sie sind recht eigentlich eine Schule der Zeitvergeudung und der Abstumpfung des Empfindens gegen die Erfordernisse einer zweckmäßigen, die Geschäfte fördernden Debattierkunst. Es ist ein etwas beunruhigendes Symptom, daß in der letzten Woche ein Versuch, eine solche Besprechung durch einen Schlußantrag zu beenden, dadurch vereitelt wurde, daß sich die Freisinnigen bei der Abstimmung von der nationalen Mehrheit wieder loslösten und die klerikal-sozialdemokratische Minderheit zur Mehrheit machten. Das hatte ja in einer reinen Geschäftsordnungsfrage nicht allzu viel Bedeutung; deshalb kann der nationale „Block“ doch erhalten bleiben. Aber einen schlechten Eindruck mußte dieses Verhalten der Freisinnigen doch machen. Der Schlußantrag, der bei der Besprechung der Interpellation über die Strafprozeßreform gestellt wurde, konnte die Sache nicht beeinträchtigen; alles Notwendige war gesagt worden, und weitere Reden mochten wohl noch manchen interessanten Beitrag zu der Frage bringen, aber es waren Erörterungen, die außerhalb der eigentlichen Aufgaben des Parlaments lagen. Hier war die straffere Zusammenfassung der Geschäfte die wichtigere Sorge. Das hatte mit liberalen oder konservativen Anschauungen gar nichts zu tun. Deshalb war es ein Fehler, daß um einer reinen Formfrage willen die Gemeinschaft mit den weiter rechts stehenden Parteien von den Freisinnigen leichtherzig aufgegeben wurde, und daß in diesem Falle ihr Einfluß zugunsten der bei den Wahlen bekämpften Parteien eingesetzt wurde.

Der Debatte über die Strafprozeßreform ging eine große sozialpolitische Debatte voraus. Das Zentrum glaubte noch immer, es werde ihm gelingen, die

Konservativen und Liberalen auseinander zu sprengen. Die Form einer Interpellation gab wiederum die beste Handhabe, öffentlich zum Ausdruck zu bringen, welche Stütze die Regierung vordem an dem Zentrum in sozialpolitischen Fragen gehabt hatte. Der Abgeordnete Trimborn, der die Führung übernommen hatte und die Interpellation begründete, verstand es besonders, den Anteil seiner Partei an sozialpolitischen Verdiensten in das rechte Licht zu setzen, wobei er starke Zweifel durchblicken ließ, ob die neue konservativ-liberale Mehrheit ähnliches werde leisten können. Was auf diese Zweifel von den Mehrheitsparteien hat erwidert werden können, hat ja vorerst nur beschränkten Wert. Denn zur Entscheidung kommen kann die Frage erst bei der Beratung wirklicher Gesetzvorlagen, wo es darauf ankommt, in bestimmter und verbindlicher Weise zu den Einzelheiten Stellung zu nehmen. Immerhin hat die Debatte den Eindruck ergeben, daß die sozialpolitischen Fragen am allerwenigsten geeignet sein werden, das Einvernehmen innerhalb der Mehrheit zu stören. Fürst Bülow hat durchaus Recht behalten mit seiner schon im Silvesterbrief ausgesprochnen Behauptung, daß die Zeit der scharfen Gegensätze in den sozialpolitischen Anschauungen der bürgerlichen Parteien vorüber ist. Verschärft wurden diese Gegensätze vor Jahren durch den Streit über den Charakter der sozialdemokratischen Bewegung. Dieser Streit trennte damals nicht nur die sich ohnehin schon gegenüberstehenden Parteien, sondern entzweite auch die durch gemeinsame Grundanschauungen verbundnen Parteien in ihrem Innern und schwächte sie dadurch nach außen hin. Die Konservativen schwankten zwischen einer reformfreundlichen Richtung und einer andern, die in jedem weitern Schritte zur Sozialreform eine Ermunterung der Sozialdemokratie sah. Der alte Liberalismus, der noch bei dem sogenannten „Manchestertum" in die Schule gegangen war und deshalb die ganze sozialistische Bewegung mit der bittern Feindschaft betrachtete, der Eugen Richter einstmals so oft Ausdruck gegeben hat, sah in seinen eignen Reihen eine Strömung entstehn, die in dem Radikalismus der Sozialdemokratie einen ihrem eignen Liberalismus verwandten Zug entdeckte und hierauf den festen Glauben an eine „Mauserung" der Sozialdemokratie zu einer radikalen Reformpartei und damit zu einer bündnisfähigen Partei gründete. Eine Zeit lang schien ja auch die revisionistische Richtung innerhalb der Sozialdemokratie dieser Auffassung Recht zu geben, bis sie durch den Dresdner „Jungbrunnen" einen Stoß erhielt, der nicht so leicht zu überwinden war. Seitdem ringt sich eine andre Auffassung allmählich zur Geltung durch und bringt die bürgerlichen Parteien einander näher. Sie besteht in der Überzeugung von der absoluten Unfruchtbarkeit und Unbrauchbarkeit der Sozialdemokratie, die die sozialen Probleme nicht etwa nur in einer falschen und schädlichen Richtung ihrer Lösung entgegenführen will, sondern überhaupt unfähig ist, sie zu lösen. Diese wachsende Überzeugung muß allmählich dazu führen, daß die Hoffnungen auf Mauserung der Sozialdemokratie oder den Sieg des Revisionismus in immer weitern Kreisen begraben werden. Je mehr das aber zutage tritt, desto mehr muß auf der entgegengesetzten Seite die Furcht schwinden, daß jede sozialpolitische Reformarbeit im Grunde die Geschäfte der Sozialdemokratie besorge. Das bedeutet auf allen Seiten eine sehr viel unbefangnere Stellung zu den sozialpolitischen Fragen. Ihre Frucht ist eine nüchterne, von Nervosität und Vorurteil freie Würdigung der Ursachen unsrer sozialpolitischen Krankheit, und das ist wiederum die Bedingung einer energischen Bekämpfung der Krankheitserscheinungen und sodann der Anfang einer guten sozialen Hygiene. Es wird auf diesem Wege freilich noch manche Irrungen geben, und schnell wird es nicht gehn. Aber es ist doch schon jetzt manche Verständigung leichter geworden. Die Auffassung, daß soziale Reformarbeit eine Aufgabe ist, die

mit der Existenz und Entwicklung der Sozialdemokratie gar nichts zu tun hat, sondern sich aus allgemeinen Beobachtungen und aus den Zeitverhältnissen ergibt, daß aber jede verständige, mit dem Wohl des Ganzen verträgliche Lösung dieser Aufgabe von der Sozialdemokratie gestört, gehemmt und totgeschlagen wird, muß notwendig dahin führen, daß auf diesem Gebiete die alten Gegensätze der politischen Parteien zeitweilig in den Hintergrund treten, und das Streben, im Gegensatz zur Sozialdemokratie etwas Positives zu schaffen, sowohl den Konservativen als den Liberalen zurzeit wichtiger ist als die Hervorkehrung irgendwelcher Punkte, in denen sie untereinander vielleicht verschiedner Meinung sind. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Wahlniederlage der Sozialdemokratie einen besonders günstigen Zeitpunkt geschaffen hat, um in dieser Verständigung einen Schritt weiter zu kommen. Wir glauben darum, daß das Zentrum eine Enttäuschung erleben wird, wenn es meint, die Sozialpolitik könne vielleicht den Anlaß geben, die neue Reichstagsmehrheit zu sprengen und eine der alten ähnliche wiederherzustellen, zumal da jetzt keine einzige bürgerliche Partei mehr geneigt sein wird, in dem Interessenstreit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einseitig und schroff Partei zu ergreifen.

Wertvoll an der sozialpolitischen Debatte im Reichstag war das Eingreifen des Grafen Posadowsky, der in gewohnter Weise die Erörterung zu vertiefen wußte, vor allem aber auch in der Lage war, Auskunft über die gesetzgeberischen Pläne der Regierung zu geben. Die zweite Beratung des Etats des Innern wird zwar sicherlich eine Wiederholung der sozialpolitischen Debatten bringen und hätte dann Gelegenheit genug geboten, die gleichen Ankündigungen zu machen, die jetzt die Interpellation Trimborn und Genossen hervorgerufen hat; insofern bleibt für die Veranstalter der Interpellation der Vorwurf der Zeitvergeudung bestehn. Das ändert aber nichts daran, daß wir dem Grafen Posadowsky für seine aufklärenden Mitteilungen Dank schulden. Die scharfe Kritik, die der Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, wie er dem letzten Reichstage vorgelegen hat, von den verschiedensten Seiten erfahren hat, ist die Veranlassung, daß diese Vorlage einer gänzlichen Umarbeitung unterzogen wird. Deshalb wird sich auch ihre Beratung verzögern, und die Regierung hat beschlossen, den Gesetzentwurf über die Arbeitskammern zuerst einzubringen. Auch der sogenannte „kleine Befähigungsnachweis“ wird den Reichstag voraussichtlich bald beschäftigen.

Außer den sozialpolitischen Gesetzentwürfen wird die Revision des Börsengesetzes ein großes Interesse in Anspruch nehmen. Lange hat diese Vorlage zurückgestellt werden müssen, aber sie erscheint nachgerade als eine dringliche Aufgabe der Gesetzgebung. In seiner Rede vom 25. Februar hat der Reichskanzler die Börsengesetzreform mit einem gewissen Nachdruck als einen der Punkte bezeichnet, in denen er den Wünschen der Liberalen Rechnung zu tragen beabsichtige. Gerade hierin aber droht ein starker Widerstand von der konservativen Seite. Fürst Bülow hat deshalb eine besondre Gelegenheit ergriffen, um sich über diesen Teil seines Programms gerade da auszusprechen, wo er den entschiedensten Gegensatz der Interessen voraussetzen mußte. Das Festmahl des deutschen Landwirtschaftsrats, dem Fürst Bülow jedes Jahr beizuwohnen pflegt, ist von ihm schon mehrfach zur Aussprache über wirtschaftspolitische Fragen benutzt worden. Auch diesmal — am 14. März — hat der Reichskanzler dabei eine bedeutungsvolle Rede gehalten, und hier hat er eben versucht, vom agrarischen Standpunkt aus die Notwendigkeit der Erfüllung liberaler Wünsche, besonders hinsichtlich der Reform des Börsenwesens, darzutun. Noch nie hat sich Fürst Bülow mit solcher Wärme und Offenheit als „Agrarier“ bekannt. Es war nicht nur eine durch die Lage gebotne Klugheitsrücksicht, sondern eine schon mehrfach betätigte Überzeugung, die er damit zum Ausdruck brachte. Er bot

damit seinen agrarischen Zuhörern eine Garantie, daß die bisherige wirtschaftliche Grundlage seiner Politik festgehalten werden solle. So konnte er die Gründe entwickeln, weshalb er trotzdem von ihnen die Zustimmung zu einer gesetzgeberischen Aktion wünschte, die sie bis dahin verworfen hatten. Und es scheint, als ob der Reichskanzler an das Vertrauen der Landwirtschaft auch in dieser heikeln Frage nicht vergebens appelliert hat. Ganz wird der Widerspruch nicht verstummen, aber es ist in der Mehrheit offenbar der gute Wille zur Verständigung vorhanden.

Auch das preußische Abgeordnetenhaus ist jetzt in der Etatsberatung begriffen. Dabei sind in letzter Zeit interessante Fragen erörtert worden. Beim Eisenbahnetat kam die Frage der Betriebsmittelgemeinschaft zwischen den deutschen Eisenbahnverwaltungen zur Sprache. Doch scheint es, als ob diese Angelegenheit noch in recht weitem Felde liegt und in der letzten Zeit eher Rückschritte als Fortschritte gemacht habe. Die wichtigsten Fragen sind in der letzten Woche beim Etat des Kultusministeriums verhandelt worden. Die Polen benutzten die Gelegenheit, um mit außerordentlicher Heftigkeit die Regierung anzugreifen, weil sie in dem polnischen Schulstreik mit Festigkeit ihre Autorität gewahrt hatte. Was in dieser Debatte auf polnischer Seite an dreisten Unwahrheiten und krassen Übertreibungen geleistet wurde, sollte man kaum für glaublich halten. Man darf aber die Hoffnung hegen, daß gerade die Maßlosigkeiten der Polen, die von Herrn von Studt sehr entschieden zurückgewiesen wurden, die Notwendigkeit eines beharrlichen Festhaltens an der energischen Polenpolitik besonders einleuchtend machen werden. Denn schon machten sich gewisse Neigungen geltend, die auf ein Zurückweichen und Nachgeben in der Sprachenfrage hinzuwirken suchten. Es wäre das Verkehrteste, was geschehen könnte. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat in dieser Beziehung bisher durchaus richtig gehandelt. Das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als sie in andern Fragen eben jetzt sehr scharf kritisiert worden ist und die stärksten Anfechtungen erfahren hat. In den letzten Tagen hat namentlich die Frage der Schulaufsicht zu einem heftigen Vorstoß der Mittelparteien gegen das Ministerium geführt. Man wird sich hier auf Kämpfe gefaßt machen können, die gewiß noch oft die parlamentarischen Debatten bewegen werden.

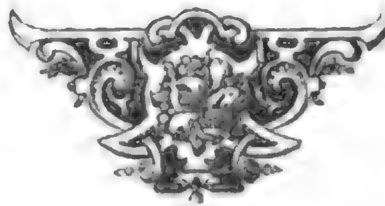
Schutz den Vögeln! Dr. Konrad Guenther, Privatdozent an der Universität Freiburg i. Br., hat unter dem Titel: Erhaltet unserer Heimat die Vogelwelt! ein Büchlein herausgegeben (Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld, Preis 50 Pfennige), das wir allen Naturfreunden unter unsern Lesern gerade jetzt, wo wir der Rückkehr der Zugvögel entgegensehen, und wo manche unsrer Standvögel schon mit dem Nestbau beginnen, nicht dringend genug empfehlen können. Der Verfasser erörtert zunächst den mannigfachen ästhetischen und materiellen Gewinn, den uns die Vögel — und keineswegs die Singvögel allein — verschaffen, und legt dabei, was in unsrer vor allem zunächst an den praktischen Nutzen denkenden Zeit die höchste Anerkennung verdient, auch eine Lanze für eine Reihe von Vögeln ein, die wie der Fischreiher, der Kormoran, der herrliche Eisvogel als Fischräuber zwar mehr oder minder schädlich sind, deren völlige Ausrottung uns jedoch um einige der interessantesten und schönsten Formen der deutschen Vogelwelt berauben würde. Wir stimmen dem Verfasser freudig zu, wenn er rät, solche Schädlinge, wo sie in beschränkter Zahl auftreten, und wo der von ihnen verursachte Schaden kaum ins Gewicht fällt, zu schonen, dafür aber durch geeignete Vorrichtungen den Fischen bessere Laichgelegenheiten zu schaffen, die die Einbuße an Fischbrut reichlich wieder wett machen würden.

Sodann untersucht Guenther die Ursachen der unleugbaren Verminderung unsrer Vogelwelt, was Arten und Individuen anlangt, und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß sie weit weniger auf dem Vogelmord (zum Beispiel durch die Italiener) als auf die immer ungünstiger werdenden Fortpflanzungsbedingungen zurückzuführen sei. „Auf dem freien Lande sucht man jedes Plätzchen nutzbar zu machen, und wo früher die weite Fläche in anmutigster Weise durch kleine Wäldchen, Hecken und Gestrüpp unterbrochen wurde, da dehnen sich jetzt, soweit das Auge reicht, einheitliche Felder aus. Wie man die Buschbrüter dadurch vertreibt, daß man ihnen das Gebüsch wegnimmt, so verkürzt man die Baumhöhlenbrüter dadurch, daß man im Walde nur gesunde Bäume stehen läßt, die nicht das kleinste Loch oder die geringste moderige Stelle aufweisen, welche diese Vögel zur Anlage einer Nisthöhle ausnutzen könnten. So wird ihnen die Möglichkeit genommen, sich fortzupflanzen." Daraus ergibt sich, daß man, und zwar im größten Maßstabe, für künstlichen Ersatz jener natürlichen Nistgelegenheiten sorgen muß. Der Verfasser empfiehlt die Methode des Freiherrn von Berlepsch, die längst praktisch erprobt ist und Gegenden, die der Vogelwelt gänzlich entbehrten, in kurzer Zeit mit gefiederten Sängern aller Art bevölkert hat. Zunächst kommt es darauf an, durch Anpflanzung von Weißdorn, Wildrose, Weißbuche, Akazie, Fichte, Eberesche, Stachelbeere und Johannisbeere an geeigneten Stellen in der Feldmark, an Ufern und Wegböschungen Vogelgehölze anzulegen, die den Buschbrütern Schutz und Nistgelegenheit bieten. Hier sind schon einige Eisenbahnverwaltungen mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie eine oder beide Seiten des Bahndammes mit Hecken bepflanzten, die ja auch den Vorteil haben, daß sie die Geleise vor Schneeverwehungen schützen. „Die Bepflanzungen der Gera–Eichichter Linie betrugen 20 Kilometer und enthielten über 700 Nester. Das Eisenbahnnetz des gesamten Deutschlands schließt über 42000 Kilometer in sich, das würde bei einer ähnlichen Bepflanzung der Dämme an die anderthalb Millionen Nester ergeben und die doppelte Zahl, wenn beide Seiten der Dämme benutzt würden. Rechnen wir auf jedes Nest vier Eier, so würden allein den Eisenbahndämmen zwölf Millionen Vögel entfliegen, und von den langweiligen und häßlichen Schienensträngen würde sich eine Fülle von Schönheit und Lieblichkeit und des Nutzens über unser Vaterland ergießen."

Für die Höhlenbrüter empfiehlt Guenther die Verwendung der Berlepschschen Nisthöhlen, die ja längst die unzweckmäßigen, aus Brettchen zusammengeschlagnen, im besten Falle von Staren, meist aber nur von Sperlingen benutzten Nistkästen verdrängt haben und von der Fabrik von Berlepschscher Nisthöhlen (Herm. Scheid) in Büren in Westfalen zu sehr wohlfeilen Preisen bezogen werden können.

Wer die Ratschläge des kleinen Buches beherzigt, der wird auf Erfolg rechnen können. Allen Naturfreunden, Gartenbesitzern, Landwirten und Weidmännern eröffnet sich hier ein reiches Feld segensreicher und freudenbringender Tätigkeit!

J. R. H.



Die amerikanisch-japanischen Beziehungen

Japan is fighting our battle jubilierten die Yankeeblätter während des russisch-japanischen Krieges und begrüßten jeden neuen Sieg des gelben Zwergs über den slawischen Koloß mit frenetischem Jubel. Niemand hatte eine solche Volksstimmung voraussehen können, denn Rußland war seit den Tagen des Alaskaverkaufs immer beliebt in der Union gewesen, während die Japaner mit den schmutzigen Chinesen in einen Topf geworfen wurden. Welche Imponderabilien auf die amerikanische Volksseele damals eingewirkt haben mögen, und ob es tatsächlich, wie die Yankees behaupten, nur die Sympathie für den Kleinern im Kampfe mit dem Großen gewesen ist, kann jetzt dahingestellt bleiben, da die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten nach den letzten Vorkommnissen eine völlige Schwenkung gemacht hat und den Japanern nichts weniger als freundlich gesinnt ist.

Den ersten Dämpfer erlitt die Begeisterung für Japan schon bei Gelegenheit der Konferenz in Portmouth, N. H., wo der stattliche Graf Witte mit seinen Begleitern von dem amerikanischen Publikum, das sich wohl doch mehr mit ihnen stammesverwandt fühlte, begeistert akklamiert wurde, während man die unansehnlichen Japaner fast nur mit zoologischem Interesse betrachtete. Als sich dann gar Japan mit dem von Roosevelt vermittelten Frieden so wenig zufriedengestellt zeigte, hieß es in allen Blättern der Union: „Solchen schnöden Undank haben wir wirklich nicht verdient, und wenn Japan uns, die wir immer auf seiner Seite gestanden haben, so behandelt, dann muß es schlimme Absichten hegen und es auch auf unsre Kolonien abgesehen haben.“ Hatte man vorher von der sacred mission gefaselt, die Japan gegen Rußland zu erfüllen habe, um die Völker des fernen Ostens vor der Knute der Kosaken zu schützen, so kam man jetzt plötzlich zu der Erkenntnis, daß man selbst noch viel schneller und gründlicher von Japan besiegt werden würde, als es mit der größten Militärmacht Europas geschehn war.

Die Amerikaner sind mit so vollen Segeln in den ihnen früher unbekannten Imperialismus hineingesteuert, haben sich mit so geringer Kraftanstrengung nach der Niederwerfung des greisenhaften Spaniens einen der schönsten Kolonialbesitze der Erde erwerben können und haben in so übertriebner Weise von allen europäischen Besuchern hören müssen, daß sie im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten wohnten, daß tatsächlich der Glaube in ihnen Wurzel fassen konnte, daß sich ihr Imperialismus stetig so weiter entwickeln und nichts weiter von ihnen verlangen würde als Kapital.

Die Ansprüche des Imperialismus begründete man nach klassischen Mustern. Roosevelt interpretierte in seinem famosen Cuban-Letter die von keiner europäischen Macht je anerkannte Monroedoktrin dahin, die Union habe die Pflicht, eine internationale Polizeigewalt über den amerikanischen Kontinent auszuüben, um die andern Republiken zu zwingen to act with reasonable efficiency and decency in social and political matters und um einzugreifen, sobald durch chronic wrongdoing eine amerikanische Republik in innern Bürgerkrieg oder in einen Konflikt mit einer europäischen Macht hineingeraten sei.

Der junge Imperator sprach mit einer Stimme, die in der ganzen Welt den weitesten Widerhall fand, und alles, was seitdem von ihm oder seinen Ministern zur Beschönigung seiner Worte vorgebracht worden ist, hat die Wirkung nicht abschwächen können. Wie Perikles die Suprematie Athens mit dem wohltuenden Einfluß auf die unterworfnen Staaten, wie Cäsar die pax romana mit der Kulturpflicht Roms begründet hatte, und wie in den letzten Jahrhunderten die Spanier und die Portugiesen mit religiösen, die Engländer mit sophistischen Deduktionen ihre Eroberungspolitik motiviert hatten, war jetzt Roosevelt mit einem Imperialismus hervorgetreten, der sich wieder auf ideale altruistische Beweggründe stützte, daneben allerdings auch in einer des Macchiavelli würdigen Weise die Okkupation Panamas als self-defense bezeichnete und einen Hymnus auf die Macht enthielt, da ja kein Staat in Ruhe und Frieden leben könne, sondern entweder erobern oder erobert werden müsse.

Das moralische Protektorat, das Roosevelt für die Union über ganz Amerika mit einem Federzug usurpiert hatte, würde sich im Ernstfalle selbstverständlich in ein effektives Protektorat verwandeln. Was unter Ernstfall zu verstehn sei, hat ja Roosevelt selbst angegeben. Daran ändern auch die Worte des Präsidenten nichts, die Union habe keinen Landhunger und würde immer nur dann in einer amerikanischen Republik intervenieren, wenn es deren eignes Interesse fordere. Der Panamazwischenfall hat gezeigt, wie sich Roosevelt diese eignen Interessen der andern Republiken denkt, und allgemein wird Roosevelt jetzt in den latino-amerikanischen Zeitungen als der Continental-Policeman bezeichnet, weil er gesagt hat, solange eine Nation die Ordnung aufrecht erhalte und ihre internationalen Staatsschulden bezahle, hätte sie keine Intervention von ihm zu befürchten. Daß Staaten wie Mexiko, Argentinien, Chile und Brasilien, die alle eine geradezu staunenswerte Entwicklung in den letzten Jahren aufzuweisen

hatten, von solchen väterlichen Ermahnungen nicht gerade erbaut sind, war vorauszusehen, und nur Brasilien hat momentan nach langen Jahren des Mißtrauens, das durch die Wilmingtonexpedition eines amerikanischen Kriegsschiffs auf dem Amazonasstrom hervorgerufen worden war, den Vereinigten Staaten eine freundlichere Gesinnung dokumentiert, weil Rio de Janeiro als Sitz des Panamerikanischen Kongresses bestimmt und auf diese Weise Brasilien quasi als vorherrschende Macht Südamerikas bezeichnet worden war, während ihm in Wirklichkeit Argentinien diese Ehre sehr streitig macht und jedenfalls eine viel modernere, gesündere und größere Hauptstadt aufzuweisen hat. Immerhin hat aber auch Brasilien angefangen, neue Kriegsschiffe zu bauen, um nicht hinter Chile und Argentinien zurückzustehn, sodaß bei einer früher oder später eintretenden Verstimmung Brasiliens gegen die Vereinigten Staaten diese mit einer Tripelallianz zu rechnen hätten, wenn auch alles dies in weitem Felde stehn mag, denn in Südamerika wird eine wirklich brauchbare Kriegsflotte in absehbarer Zeit, mit Ausnahme Chiles, nicht geschaffen werden können, weil das einheimische Menschenmaterial zu schlecht ist.

Mexiko vollends, dem die Vereinigten Staaten 1848 schon mehr als die Hälfte seines Territoriums weggenommen hatten, und das lange Jahre als sichere Beute des Mächtigen galt, hat einen so staunenswerten, ganz an das Beispiel Japans erinnernden Aufschwung genommen,*) daß von einer Okkupation durch die Union keine Rede mehr sein kann. Die Rooseveltdoktrin hat aber in Mexiko sowohl als in den andern großen Staaten der westlichen Hemisphäre die natürliche Wirkung gehabt, daß man sich nach Schutz gegen die große nordische Schwesterrepublik umsah.

Es ist bedauerlich, daß wir Deutschen nicht die Gelegenheit benutzt haben, bei der Okkupation Panamas durch die Union auch uns einen Anteil an der Entwicklung Amerikas zu sichern. Und dabei gilt Deutschland überall in Amerika als leuchtendes Vorbild und der Deutsche Kaiser als der genialste und modernste aller Herrscher. Chile und Argentinien haben sich deutsche Militärinstrukteure erbeten und senden alljährlich einen Teil ihrer eignen Offiziere zur Ausbildung in unsre Armee. Mexikos Präsident ist ein glühender Bewundrer des Kaisers und der Deutschen, hat seine vortreffliche Armee mit den modernsten deutschen Waffen ausgerüstet und bei jeder Gelegenheit, zuletzt bei dem großartigen Besuch des deutschen Geschwaders, gezeigt, daß ihm eine Annäherung an Deutschland erwünscht sei. Brasilien endlich verdankt die Entwicklung seiner drei Südstaaten nur den 400000 Deutschen, die dort wohnen, und die ihm nie irgendwelche Schwierigkeiten bereitet haben. Eine Zeit lang schien es auch, als ob die deutsche Diplomatie endlich das Versäumte nachholen wollte. Das preußische von der Heydtsche Ministerialreskript, wonach die Auswanderung nach Brasilien verboten war, wurde für die drei Südstaaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande

*) Grenzboten 1907, Heft 5, S. 229 ff.

do Sul aufgehoben, verschiedne Berufskonsulate wurden errichtet, und einer der fähigsten deutschen Diplomaten, dem es bald gelang, mit den leitenden brasilianischen Kreisen gute Beziehungen anzuknüpfen, wurde 1898 nach Rio gesandt. Aber dabei ist es dank der Interesselosigkeit des deutschen Volks geblieben, und jetzt sind die früher so gefürchteten Yankees infolge ihres Eingehens auf den eiteln Nationalcharakter der Brasilianer dort zu einer Beliebtheit gelangt, die wahrscheinlich vorübergehend ist, aber doch immerhin unserm Handel durch die den Amerikanern gewährten Zollerleichterungen schwere Wunden schlägt.

Jetzt ist das eingetreten, was eintreten mußte: Japan gilt, nachdem Deutschland versagt hat, jetzt als die einzige Macht, die den latino-amerikanischen Republiken nützen und sie unter Umständen auch gegen die Vereinigten Staaten schützen kann. Zunächst ist Japan in der Lage, einen großen Teil des in allen diesen Ländern herrschenden Bedarfs an Arbeitskräften, ohne die eine moderne Aufschließung schlechterdings unmöglich ist, in einer nach den schon gemachten Erfahrungen erwünschten Weise zu decken. Ferner hat Japan vorzügliche direkte Dampferverbindungen, die immer weiter ausgedehnt werden, ins Leben gerufen. Die Togo Kisen Kaisha fährt nach Mexiko und Chile. Die von Japan subventionierte französische Compagnie des Chargeurs Réunis hat einen Dienst von Jokohama nach Buenos Aires eingerichtet. Die Nippon Yusen Kaisha beabsichtigt ebenfalls verschiedne Verbindungen mit amerikanischen Republiken einzurichten. Daß man aber in Japan auch politische Vorteile aus den Beziehungen mit latino-amerikanischen Republiken ziehn wird, ist bei seiner rücksichtslosen Diplomatie selbstverständlich. Natürlich wird das bei der Schweigsamkeit der Japaner in allen ihr Land betreffenden großen Fragen nicht in die Welt hinausposaunt werden.

Es kommt aber noch ein Punkt hinzu, der im allgemeinen viel zu wenig beachtet wird. Die Latino-Amerikaner werden in Europa und in Nordamerika ohne Unterschied über die Achsel angesehen, und der in Paris für sie geprägte Spottname rastacouère haftet ihnen jetzt überall an, wo sie sich zeigen. Sie werden mit Japanern, Koreanern, Siamesen und Chinesen auf eine Stufe gestellt und nirgends für voll angesehen. Nun sehen sie, daß die Japaner jedenfalls die ersten Vertreter Ostasiens sind, und daß sie durch ihre großen kriegerischen Erfolge allmählich die Achtung der zivilisierten Welt errungen haben. Es ist also ganz natürlich, daß sie sich zu diesen hingezogen fühlen, besonders da diese jeden Annäherungsversuch herzlich erwidern und durch Errichtung von diplomatischen Vertretungen und durch Entsendung feingebildeter Diplomaten fast nach allen amerikanischen Staaten sich schnell deren Sympathien erworben haben. Die eingewanderten Japaner sind aber merkwürdigerweise in Peru und Mexiko von den eingebornen Indianern kaum zu unterscheiden. Das geht so weit, daß Präsident Porfirio Diaz während des russisch-japanischen Krieges, als ihm der japanische Gesandte ein Album mit den Photographien der japanischen Generale überreicht hatte, einen Bleistift nahm und

unter jedes japanische Bild den Namen eines ihm bekannten Mexikaners schrieb, so groß war die Ähnlichkeit. Nach der Überlieferung der Azteken und den diese bestätigenden archäologischen Funden sind die Azteken vom hohen Norden an der pazifischen Küste entlang gewandert, bis sie sich in Mexiko niederließen. Es ist also sehr wohl möglich, daß sie aus Japan stammten und nach Art der Phönizier und Wikinger diese große Küstenfahrt ausgeführt hatten. Auf andre Weise würde sich die fabelhafte Stammesähnlichkeit kaum erklären lassen. Und Japan wird ohne Zweifel alle diese Umstände geschickt in seinem Kampfe mit den Vereinigten Staaten benutzen.

Von hohem Interesse sind darum die Ausführungen, die General von Lignitz soeben über die gelbe Gefahr veröffentlicht hat.*) Da die Grenzboten vor kurzem (1897, Heft 8 und 12) eine ausführliche Schilderung der militärischen Machtmittel der Japaner und der Amerikaner gebracht haben, so soll auf diese nicht näher eingegangen, sondern vor allem die historische und die politische Seite der Frage beleuchtet werden.

Wie Lignitz mit Recht hervorhebt, sind es infolge einer seltnen Ironie der Weltgeschichte gerade die Vereinigten Staaten von Amerika (nicht Nordamerika, wie Lignitz irrtümlicherweise schreibt) selbst gewesen, die Japan zuerst gezwungen haben, seine bis dahin bestehende absolute Abschließung vom Auslande aufzugeben und mit ihnen einen Vertrag abzuschließen. Am 8. Juli 1853 erschien in der Uragabucht südlich von Tokio plötzlich der amerikanische Commodore Perry mit den zwei den Japanern gewaltig imponierenden Kriegsschiffen Susquehanna und Mississippi nebst zwei Schaluppen, übergab im Auftrage des Präsidenten Fillmore ein an den Shogun Iyeyoshi gerichtetes Schreiben, worin die Anknüpfung von Handelsbeziehungen beantragt wurde, und erklärte, er werde in einigen Monaten wiederkommen und die Antwort abholen. In der Zwischenzeit starb Iyeyoshi, und ihm folgte als Shogun sein Sohn Iyesada. Von diesem erzwang Perry, nachdem er am 13. Februar 1854, diesmal mit acht Kriegsschiffen, darunter drei Dampfern, wieder erschienen, dicht bei Tokio vor Anker gegangen war und so den Japanern jede Aussicht auf Widerstand genommen hatte, einen Handelsvertrag, der den Amerikanern die Zulassung zu den Häfen Shimoda und Hakodate bewilligte. Der Vertrag wurde am 31. März 1854 unterzeichnet. Mit diesem Datum beginnt der Eintritt Japans in die moderne Kulturwelt.

Die Japaner gaben zwar nach, da ihnen nichts andres übrig blieb, aber sie faßten auch zugleich den Entschluß, sich das technische Rüstzeug der Weißen für ihre eignen Zwecke anzueignen, um sich in Zukunft besser wehren zu können. Sie hatten klar erkannt, daß man nicht mehr die Kraft hätte, die Fremden mit den bisherigen Machtmitteln abzuweisen, daß man aber in der Kriegskunst und

*) von Lignitz, Deutschlands Interessen in Ostasien und die gelbe Gefahr. Berlin, Vossische Buchhandlung, 1907.

auch auf andern technischen Gebieten viel von ihnen lernen könnte. Perry hatte nämlich nicht nur mit seinen Kriegsschiffen auf sie Eindruck gemacht, sondern auch mit einer kleinen Eisenbahn und mit einer Telegraphenlinie, die er bei Jokohama bauen und vor den Augen der staunenden Japaner in Betrieb setzen und funktionieren ließ.

Die Russen erreichten im Dezember 1854 ebenfalls die Zulassung zu zwei Häfen. Weitere Verträge folgten 1857 mit den Amerikanern, Russen, Engländern und Franzosen, 1860 mit Preußen (Graf Eulenburgsche Expedition) und Holland. Anfangs wußte aber die japanische Bevölkerung ihren Fremdenhaß nicht zu verbergen und verwundete oder tötete in den Vertragshäfen einige Engländer und beschoß einzelne Handelsschiffe. Diese Vorgänge führten im Juli 1863 zur Beschießung von Shimonoseki durch Amerikaner und Franzosen, im August desselben Jahres von Kagoshima durch die Engländer und schließlich am 5. und 6. September 1864 zu einem erfolgreichen Angriff auf Shimonoseki durch ein kombiniertes amerikanisch-englisch-holländisch-französisches Geschwader. Preußen war also nicht beteiligt. Die Erfolge der Weißen beseitigten die letzten Bedenken der Japaner, die moderne Zivilisation anzunehmen, und bewirkten außerdem eine Einigung des Landes. Der Daimio von Echizen sandte eine Eingabe an den Mikado, in der ausgeführt war, „daß man sich nicht mehr von den Fremden abschließen dürfe, da deren Bildung so sehr zugenommen habe, und deren kriegerische Überlegenheit zu bedeutend sei". Dem Beispiele der Familie Echizen folgten 241 andre Daimios und verzichteten zugunsten des Staates auf ihre uralten Privilegien und auf den größern Teil ihrer Einkünfte. Die Samurais, die Vasallen der Daimios, verloren zugleich ihre bisherigen Vorrechte. Als Äquivalent für ihre Verzichtleistungen wurden viele Daimios in leitenden Stellen des Staatsrats, der Ministerien, der Diplomatie, des Heeres und der Marine untergebracht, während die Samurais Offizier- und Beamtenstellen erhielten.

Ohne Überstürzung hat Japan dann die Formen eines modernen Staates bei sich eingeführt. Erst im Jahre 1889 wurde eine Verfassung erlassen, und 1890 vom Mikado das erste Parlament eröffnet, nachdem allerdings der damals regierende Shogun schon am 19. November 1867 seine Gewalt an den Mikado zurückgegeben hatte. Das stehende Heer zählte zunächst nur 40000 Mann im Frieden und 75000 Mann im Kriegsfalle, erreichte erst 1883 die Kriegsstärke von 200000 Mann (7 Divisionen), 1898 nach dem Kriege mit China 13 Divisionen und stieg zuletzt im Kriege mit Rußland auf mehr als 1 Million Mann. Gleichen Schritt hielt die Vergrößerung der Kriegsflotte und auch die der Handelsflotte. In den vergangnen Jahrhunderten hatten sich die Japaner nur wenig um Seeschiffahrt gekümmert. Lignitz erwähnt das Edikt des Shoguns Iyeyasu, der 1598 den Bau größerer Seeschiffe verbot, da er besorgte, daß der Adel durch den Handel über See zu reich und zu mächtig werden würde. Nach Beginn der modernen Reformbewegung wurden aber sofort japanische Seeleute auf englischen Schiffen ausgebildet und englische Schiff-

bauer nach Japan berufen. Im Jahre 1874 wurde die erste Dampfschiffgesellschaft, die Nippon Yusen Kaisha gegründet, die 1906 über 75 Seedampfer mit 253900 Tonnen verfügte, während 10 Dampfer mit zusammen 28000 Tonnen noch im Bau sind. An Subventionen bezahlt Japan im ganzen 17,5 Millionen Mark jährlich an die Dampferlinien.

Die Entwicklung des Landes ist nur mit Beteiligung fremden Kapitals möglich gewesen. Auch der letzte Krieg war, wie die Japaner selbst zugeben, nur durchzuführen, weil Japan von ausländischen Finanziers unterstützt wurde. So schrieb, wie Lignitz angibt, die japanische Zeitung Nichi Nichi am 1. Juli 1905, also noch vor Abschluß des Friedens: „Wir haben große Armeen auf dem Lande und furchtbare Kräfte auf der See in Aktion gebracht und große Siege errungen. Aber um dies leisten zu können, waren wir zur Hälfte auf die Unterstützung britischer und amerikanischer (!) Kapitalien angewiesen. Diese bittere Wahrheit muß unser Nationalstolz zugeben. Es würde eine gefährliche Selbsttäuschung sein, zu denken, daß wir mit unsern eignen Mitteln den Krieg hätten so lange finanzieren können.“ Der Gedanke liegt nahe, zu fragen, ob England auch einen japanischen Krieg gegen die Vereinigten Staaten finanzieren würde. Jedenfalls wäre das ein großes Wagnis.

Die Reibungsflächen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten haben sich von Jahr zu Jahr vergrößert. Hawai war schon fast japanisch geworden, als es von der Union annektiert wurde, und die Philippinen standen in alten historischen Beziehungen zu Japan, ehe sie amerikanisch wurden. Schon Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren einige tausend Japaner dorthin ausgewandert. Vor dem Aufstande Aguinaldos gegen die Spanier sollen die Japaner Waffen importiert haben. Die Tagalen sollen sich, wie Lignitz behauptet, für Verwandte der Japaner halten. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Japan gehofft hatte, einst die Erbschaft Spaniens auf den Philippinen anzutreten, und durch die amerikanische Besitzergreifung sehr enttäuscht wurde.

Japan hat mit England insofern eine große Ähnlichkeit, als es ebenfalls nicht imstande ist, seine Bevölkerung zu ernähren, und auf ausländische Lebensmittelzufuhr angewiesen ist. In Japan kommen 117 Menschen auf den Quadratkilometer, gegen 112 in Deutschland, und dabei ist in Japan weniger als ein Drittel Kulturland. Zwingt also einerseits die Sicherung der Lebensmittelzufuhr zu einer kraftvollen Flottenpolitik, so ist andrerseits der imperialistische Kolonisationstrieb ohne weiteres durch den Landhunger der stetig wachsenden Bevölkerung Japans, das selbst kein anbauwürdiges Land mehr aufweist, ohne weiteres gegeben.

Die Fertigstellung des Panamakanals würde die Machtverhältnisse entschieden zu Japans Ungunsten und zum Vorteil der Vereinigten Staaten, die dann ihre gesamte Kriegsflotte sofort im Stillen Ozean zur Verfügung hätten, verschieben. Es ist daher fast mit mathematischer Sicherheit anzunehmen, daß Japan die Beendigung des Panamakanals ebensowenig abwarten wird wie

vorher den völligen Ausbau der sibirischen Bahn. Japan hat Rußland in einem Augenblick überfallen, als die sibirische Bahn eben erst als construction-railway eingerichtet war. Es ist also wahrscheinlich, daß wir den Ausbruch eines amerikanisch-japanischen Krieges eher als die Eröffnung des Panamakanals erleben werden, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß es in der Weltgeschichte hernach oft anders kommt, als tout le monde glaubt.

Für die finanzielle Kraft Japans würde ein Krieg mit Amerika eine Probe sein, die beim Nichtbestehen Japan leicht auf die passive Rolle vor Beginn seiner Reformbewegungen zurückwerfen könnte. Es ist deshalb außerordentlich wertvoll, daß wir durch die Halleschen Veröffentlichungen in den Stand gesetzt sind, die wirtschaftlichen Verhältnisse Japans genau prüfen zu können.*) Wie sehr der auswärtige Kredit Japans durch seinen glücklichen Krieg gehoben worden ist, ergibt sich am besten aus den immer niedriger gewordnen Zinssätzen der Emissionen japanischer Anleihen in Europa und auch in Amerika. Bei der Aufnahme seiner beiden auswärtigen Anleihen im Mai und im November 1904 mußte Japan nicht nur 6 Prozent Zinsen zahlen und seine Zolleinnahmen verpfänden, sondern sich auch die demütigende Bedingung gefallen lassen, monatlich ein Zwölftel der Zinsen bei zwei Banken als Treuhändern der Gläubiger zu deponieren. Die beiden Anleihen vom März und vom Juli 1905, für die das Tabakmonopol als Sicherheit galt, wurden nur zu $4^1/_2$ Prozent abgeschlossen. Im November 1905 kam der Abschluß für eine 4prozentige Anleihe zustande, von der die Hälfte in London, Berlin, Paris und Newyork zu 90 Prozent emittiert wurde. Der Emissionskurs hatte sich 1904 auf $90^1/_2$ Prozent und bei den beiden andern Anleihen von 1905 auf 90 Prozent gestellt, war also ungefähr derselbe geblieben, sodaß ohne weiteres eine Vergleichsbasis gegeben ist, und das Sinken des Zinssatzes von 6 auf 4 Prozent klar hervortritt.

So günstig diese Hebung des auswärtigen Kredits Japans aber auf den ersten Blick erscheinen mag, so wenig hat sie zu bedeuten, wenn man die innere Finanzkraft Japans betrachtet. Japan ist erst seit vierzig Jahren in die Weltwirtschaft eingetreten und hat darum keine Kapitalien ansammeln können, die sich mit denen der weißen Kulturländer irgendwie vergleichen ließen. Nach den Halleschen Veröffentlichungen haben japanische Statistiker den Nationalreichtum auf nur wenig über 13 Milliarden Yen (der Kurs des Yen schwankte zuletzt zwischen 2 Mark 12 Pfennig und 2 Mark $7^1/_2$ Pfennig) berechnet (575 Mark pro Kopf), während sich die Staats- und Kommunalabgaben schon jetzt auf $398^1/_2$ Millionen Yen (18 Mark pro Kopf) belaufen. Die Zinsenlast des japanischen Staatshaushalts hat sich infolge des Krieges vervierfacht. Japan

*) Die Weltwirtschaft, ein Jahr- und Lesebuch, unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Dr. Ernst von Halle. I. Jahrgang 1906, III. Teil: Das Ausland (Japan. S. 248 ff.). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1906.

hat für die Kriegsanleihen $7^1/_2$ Millionen Pfund Sterling und für ältere Anleihen $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling, zusammen also 10 Millionen Pfund Sterling jährliche Zinsen zu zahlen. Am 31. März 1906 betrug die auswärtige Schuld Japans 920 Millionen Yen, die innere 930 Millionen Yen, die Gesamtschuld 1850 Millionen Yen, also ungefähr ein Viertel der englischen Staatsschuld!

Der japanische Finanzminister Sakatani hofft durch Steigerung aller produktiven Kräfte des Landes den Nationalwohlstand in ungeahnter Weise vermehren zu können. Als Mittel hierzu dienen Diskontherabsetzungen der Bank von Japan, die aber in den Handelskreisen Bedenken erregen, Schiffahrtssubventionen, neue Schutzzölle und charakteristischerweise auch Begünstigungen der Gasthofbesitzer, die den fremden Reisenden den Aufenthalt im Lande angenehmer machen.

In dem Halleschen Werke wird weiter ausgeführt: die Entwicklungsmöglichkeiten in Korea und der Mandschurei würden vom japanischen Finanzminister mit rosigen Farben geschildert und durch eine Studienreise des Premierministers in den Vordergrund gestellt. Wenn also die japanische Handelswelt in den nächsten Jahren dem Gründungsfieber verfalle, so habe die neueste Wirtschaftspolitik der jetzigen Regierung den Anstoß dazu gegeben. Als das bei der Denkweise der Japaner wirksamste Stimulans benutzte sie dabei den Hinweis, daß man den rührigen Fremden zuvorkommen und es ihnen gleichtun müsse. Alle diese Ermahnungen der Regierung scheinen aber vorläufig auf unfruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn die japanischen Unternehmer haben sich bis jetzt so zurückhaltend gezeigt, daß die Banken Mühe hatten, für ihre Depositengelder nutzbringende Verwendung zu finden. Von den japanischen Industrien haben nur die Bergbau- und Hütten-, die Baumwollweberei-, die Schiffsbau- und die Kriegsmaterial-Industrien eine gewisse Bedeutung erlangt, während sich z. B. die Wollweberei noch nicht entwickeln konnte, da Japan keine Wolle produziert, und die Stahlwerke nicht prosperieren, weil Japan an abbaufähigen Eisenlagern zu arm ist. Neuerdings hat sich die Petroleumproduktion so gehoben, daß ein Drittel des ganzen japanischen Konsums von ihr gedeckt wird. Da nun infolge der zweijährigen Abwesenheit so vieler Arbeitskräfte (etwa 5 Prozent der Bevölkerung) auf dem Kriegsschauplatz eine starke Steigerung der Löhne eingetreten war und sich auch nachher erhalten hat, so ist an eine rasche Industrialisierung Japans vorläufig nicht zu denken. Die japanische Landwirtschaft, die schon jetzt nicht imstande ist, die heimische Bevölkerung zu ernähren, wird aber kaum in die Lage kommen, den Nationalreichtum in nennenswerter Weise zu vermehren.

Der japanische Handel wird dagegen aller Voraussicht nach seinen offensiven Charakter immer mehr verschärfen und sich in ähnlicher Weise entwickeln, wie es der englische in Europa getan hat. Korea ist durch den Vertrag vom 17. November 1905 unter ein japanisches Handelsprotektorat gestellt

worden. Der überseeische Handel Koreas ist fast ganz in japanischen Händen. Im Jahre 1905 verkehrten mit Korea 3721 japanische Dampfer neben 214 amerikanischen und drei russischen. In der Mandschurei hat Japan die militärische Okkupation dazu benutzt, sich auch dort ein Handelsmonopol zu schaffen und zunächst eine Fülle von Schundartikeln dorthin zu werfen, um der dortigen ungebildeten Bevölkerung zu zeigen, daß niemand so billig wie Japan liefern könne. In China werden Eisenbahnen durch japanische Ingenieure und mit japanischem Material gebaut. Der Boykott amerikanischer Waren in China ist hauptsächlich dem japanischen Handel zugute gekommen. Die großen japanischen Dampferlinien begnügen sich schon nicht mehr damit, die Verbindungen mit Japan herzustellen, sondern haben auch auf andern Strecken den Konkurrenzkampf gegen englische und deutsche Gesellschaften aufgenommen. Der Generaldirektor Iwanaga der Nippon Yusen Kaisha hat sich kürzlich dahin geäußert, es sei die Pflicht und das Ziel seiner Gesellschaft, die Anmaßung der fremden Reedereien östlich vom Suezkanal (!) zurückzudämmen. Man sieht, an Optimismus fehlt es den Japanern nicht.

Die kommerzielle Entwicklung Japans wird, wie Lignitz mit Recht betont, verringert durch ihre laxe Auffassung der Ehrlichkeit Ausländern gegenüber und durch den Mangel an technischer Erfindungsgabe. Trotz ihres großen Fleißes und ihrer geringen Ansprüche an das materielle Leben werden deshalb die Japaner im Welthandel dem nordwestlichen Europa und Nordamerika so bald nicht gefährlich werden. Die Vereinigten Staaten sind einer der besten Kunden Japans, denn sie beziehen ein Drittel der japanischen Gesamtausfuhr. An der japanischen Einfuhr waren die Vereinigten Staaten 1903 mit 46, England mit 48, Britisch-Indien mit 70 und Deutschland nur mit 27 Millionen Yen beteiligt. Daß trotz der guten Handelsbeziehungen jetzt ein so gespanntes Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten und Japan eintreten konnte, ist ein Beweis für die bekannte Tatsache, daß politische und Rassenfragen stärker sind als wirtschaftliche Interessen.

Die Vorgeschichte des Konflikts ergibt sich am besten aus der Botschaft des Präsidenten an den Kongreß vom 3. Dezember 1906. Es heißt darin: „Die Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und Japan ist eine beständige gewesen, seit der Zeit, wo vor einem halben Jahrhundert Commodore Perry durch eine Expedition nach Japan zuerst dessen Inseln der westlichen Zivilisation erschloß. Seitdem ist das Wachstum Japans geradezu erstaunlich gewesen. Seine Zivilisation ist älter als die der Völker Nordeuropas, von denen die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hauptsächlich abstammt. Aber vor fünfzig Jahren war Japans Entwicklung noch dieselbe wie im Mittelalter. Während dieser fünfzig Jahre ist der Fortschritt dieses Landes auf allen Gebieten des menschlichen Lebens ein Wunder für die Welt gewesen, und es steht jetzt als eine der größten zivilisierten Nationen da, groß in den Künsten des Krieges und in denen des Friedens, groß in militärischer, in

industrieller und in künstlerischer Entwicklung und Vervollkommnung. Japanische Soldaten und Seeleute haben sich im Kampfe den besten gleich erwiesen, von denen die Geschichte zu berichten weiß. Japan hat große Generale und hervorragende Admirale hervorgebracht, und seine Kriege zeigen zu Lande und zu Wasser Heldenmut, selbstlose Vaterlandsliebe und absolute Gleichgiltigkeit gegen Anstrengungen und Tod. Japanische Künstler sehen, wie ihre Werke in der ganzen Welt geschätzt werden. Die industrielle und die kommerzielle Entwicklung Japans ist größer gewesen als die irgendeines andern Landes in derselben Periode. In derselben Zeit sind die Fortschritte in Wissenschaft und Philosophie gleich groß gewesen. Die bewundernswerte Organisation des japanischen Roten Kreuzes während des letzten Krieges, die Humanität und die Tüchtigkeit der japanischen Beamten, Krankenpfleger und Ärzte erregten die respektvolle Bewunderung aller, die davon hörten. Durch Vermittlung des Roten Kreuzes sandte das japanische Volk mehr als 100000 Dollar für die Notleidenden von San Francisco, und diese Gabe wurde mit Dank von unserm Volke angenommen (!). Die Höflichkeit der Japaner als Nation und als Individuen ist sprichwörtlich geworden. Kein Land hat in solchem Maße den Besuch von Amerikanern angezogen wie Japan. Darum sind wiederum viele Japaner hierher gekommen. Sie sind sowohl in sozialer als auch in geistiger Hinsicht in allen unsern höhern Bildungsanstalten willkommen. Die Japaner haben sich in einer einzigen Generation das Recht erworben, unter die gebildetsten und aufgeklärtesten Völker Europas und Amerikas gerechnet zu werden. Sie haben durch ihre eignen Verdienste ein Recht auf absolut gleichmäßige Behandlung erhalten.

Die überwältigende Majorität unsers Volkes hegt für die Japaner eine hohe Achtung, und fast in jedem Teile der Union werden die Japaner nach Verdienst behandelt, genau so wie irgendein Fremder aus Europa. Aber hier und da hat sich eine ganz unwürdige Stimmung gegen die Japaner bemerkbar gemacht, in San Francisco zur Ausschließung japanischer Kinder aus den Schulen und an einigen andern Plätzen zu Volkserhebungen gegen sie wegen ihrer Tüchtigkeit als Arbeiter geführt. Sie von den öffentlichen Volksschulen auszusperren ist eine Absurdität, da es keine höhere Lehranstalt in der Union einschließlich der kalifornischen Universitäten und Colleges gibt, die nicht jeden japanischen Studenten mit Freuden aufnehmen, und auf denen japanische Studenten nicht volle Achtung genießen. Wir können genau soviel von Japan lernen, wie dieses von uns, und keine Nation ist befähigt, zu lehren, wenn sie nicht auch bereit ist, zu lernen. In ganz Japan werden die Amerikaner gut behandelt. Jede Unterlassung auf seiten der Amerikaner, die Japaner hier mit gleicher Höflichkeit zu behandeln, ist ein Zugeständnis von der Inferiorität unsrer Zivilisation.

Unser Staat grenzt an den Stillen und an den Atlantischen Ozean. Wir hoffen eine ständig wachsende Rolle auf dem großen Ozean des Ostens zu

spielen. Wir hoffen auf einen großen kommerziellen Aufschwung in unsern Beziehungen zu Asien, und wir können mit Sicherheit auf ihn rechnen, wenn wir nur andern Nationen dasselbe Maß von Gerechtigkeit und guter Behandlung zuteil werden lassen, wie wir es von ihnen verlangen. Nur ein ganz kleiner Teil unsrer Bürger handelt schlecht. Wo die Bundesregierung die Macht hat, wird sie mit derartigen Bürgern summarisch verfahren. Wo die Regierung der einzelnen Staaten die Macht haben, hoffe ich ernstlich ein gleiches Vorgehn, damit nicht das kleine Häuflein Übeltäter Schande bringe über die große Menge ihrer unschuldigen und richtig denkenden Mitbürger, ja über unsre ganze Nation. Gute Manieren sollten ebenso eine internationale Eigenschaft sein. Ich bitte um gute Behandlung für die Japaner, gerade so wie ich für Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen und Italiener darum bitten würde. Ich verlange sie als eine Forderung der Humanität und der Zivilisation. Ich empfehle dem Kongreß, ein Gesetz zu erlassen, das die Naturalisation von Japanern regelt, die hierher kommen, um amerikanische Bürger zu werden. Eins der größten Hindernisse bei Erfüllung der internationalen Pflichten liegt für die Bundesregierung in dem gänzlichen Fehlen adäquater gesetzlicher Bestimmungen. Die Bundesregierung hat jetzt viel zu wenig Macht, als daß sie die Rechte von Ausländern aus feierlichen Verträgen durch die Gerichte der Union oder durch die Armee und die Flotte schützen könnte. Ich halte es deshalb für durchaus nötig, daß die Gesetze der Vereinigten Staaten dahin erweitert werden, daß der Präsident in den Stand gesetzt wird, im Namen der Vereinigten-Staaten-Regierung, die für die auswärtigen Beziehungen verantwortlich ist, die auf den Verträgen beruhenden Rechte der Ausländer zu schützen."

Man ersieht aus den Worten Roosevelts, wie ernst er die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung mit Japan nimmt, und es ist ihm vorläufig auch geglückt, die Kalifornier zum Nachgeben zu bewegen und die Japaner zu versöhnen, aber daß damit die Angelegenheit erledigt sei, glaubt drüben kein Mensch, und die große Majorität der Amerikaner steht auf dem Roosevelt entgegengesetzten Standpunkte. Der New York Herald selbst warnte die Japaner vor der irrigen Annahme, daß die öffentliche Meinung mit der des Präsidenten identisch sei. Die öffentliche Meinung sei im Gegenteil einstimmig auf seiten der Kalifornier, weil alle Amerikaner die Ansicht verträten, daß jeder einzelne Staat seine innern Verhältnisse nach Belieben regeln könnte, und weil die Kalifornier ihre Landsleute und die Japaner Fremde wären. Die New York Times meinte, die Botschaft des Präsidenten sei nur for export gemacht, da sie mit der öffentlichen Meinung in direktem Widerspruch stünde. Die Japaner werden sich also durch die schönen Worte Roosevelts kaum abhalten lassen, das zu tun, was sie sich vorgenommen haben, und das ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Krieg mit den Vereinigten Staaten vor Beendigung des Panamakanals.

Wenn diese Möglichkeit eintreten sollte, wird es sich zeigen müssen, ob auf die Dauer ein Staat, der unerschöpflichen Kapitalreichtum besitzt, oder ein Staat,

der Menschenmaterial ersten Ranges zur Verfügung hat, stärker ist. Die Amerikaner haben sich allerdings in dem Befreiungskrieg und 1812 gegen England und neuerdings gegen Spanien gut geschlagen, aber man darf nicht außer acht lassen, daß bei der Losreißung vom Mutterlande der natürliche Freiheitsdrang und bei der Niederringung Spaniens die größere Kraft ihnen zugute kam, während bei einem Kriege mit Japan alle moralischen Gründe auf dessen Seite stehn, denn die japanische Expansionsneigung, die durch die Enge der Heimat geweckt und durch die Waffenerfolge gegen Rußland verstärkt worden ist, wird sich mit der Unaufhaltsamkeit einer Naturkraft äußern, und dagegen wird vielleicht den Amerikanern alles Gold der Erde nichts nützen. v. F.

Die Haftung des Staats für schuldhafte Handlungen der Beamten

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

2

Nach den Paragraphen 31 und 89 des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist der Staat verantwortlich für den Schaden, den ein (zur Vertretung verfassungsmäßig berufner) Beamter in Ausführung der ihm obliegenden — privatrechtlichen — Verrichtungen einem Dritten zufügt, wogegen die Pflicht zum Ersatz eines Schadens, den der Beamte in Ausübung der ihm anvertrauten öffentlichen Gewalt zufügt, sich gemäß Artikel 77 des Einführungsgesetzes nach den Landesgesetzen regelt. Aber wo ist die sichere Grenze zwischen Handlungen des Beamten, die sich als Ausführung „privatrechtlicher Verrichtungen" darstellen, und zwischen solchen Handlungen, die er in Ausübung der ihm anvertrauten „öffentlichen Gewalt" vornimmt? Ein Blick auf die Rechtsprechung zeigt die ungeheuern Schwierigkeiten der Abgrenzung beider Rechtsgebiete. Schießübungen, die behufs militärischer Ausbildung der Truppen vorgenommen werden, erfolgen in direkter Ausübung des Militärhoheitsrechts; und ob die verirrte Kugel, durch die ich getroffen werde, eine Schadenersatzpflicht des Militärfiskus erzeugt, darüber entscheiden, wie erwähnt, die Landesgesetze. Wie aber, wenn ein Offizier im Auftrage des Vorgesetzten die Munition prüft, um die Brauchbarkeit der fiskalischen Bestände festzustellen, und bei dieser Tätigkeit jemand durch eine Explosion verletzt wird, oder wenn der Offizier bei der Abnahme der vom Fiskus angekauften Glühzündapparate diese prüft, um festzustellen, ob sie brauchbar sind, und hierbei jemand verletzt wird? Haftet auch hier der Fiskus nach Maßgabe der Landesgesetze oder unbedingt nach Maßgabe der Paragraphen 31 und 89 des Bürgerlichen Gesetzbuchs? Das Reichsgericht (Entscheidungen Band 55, Seite 174) hat die Frage in dem letzten

Sinne entschieden, weil jene Handhabungen nicht unmittelbar eine Ausübung des eigentlich militärischen Dienstes darstellen, den Fiskus vielmehr eine privatrechtliche Haftung treffe, wofern er bei der Verwahrung, Untersuchung oder Wegschaffung der zu fiskalischen Beständen gehörenden Materialien die nötige Vorsicht außer acht lasse; die Vorsicht bei gefährlichen Sachen sei ein Erfordernis des bürgerlichen Verkehrs, darum sei der Offizier bei der geschilderten Tätigkeit nicht in Ausübung der ihm anvertrauten öffentlichen Gewalt beschäftigt, sondern privatrechtlicher Vertreter oder Angestellter des Fiskus als des Eigentümers der Bestände.

Oder: Für militärische Übungszwecke wird eine Telegraphenleitung errichtet; ihre Überwachung erfolgt mangelhaft, und durch eine umfallende Telegraphenstange wird jemand körperlich verletzt. Haben die Soldaten hier in Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt gehandelt, sodaß sich die Haftung des Fiskus nach Artikel 77 regelt? oder ist die Unterhaltung und Beaufsichtigung der Leitung als eines dem Militärfiskus gehörenden Vermögensgegenstandes eine privatrechtliche Angelegenheit, sodaß die Soldaten nur als Vertreter oder als Angestellte des Fiskus in Betracht kommen, und sich seine Haftung nach den Paragraphen 31, 89, 831 regelt? Das Oberlandesgericht Kolmar (Rechtsprechung Band 5, Seite 248) hat in dem letzten Sinne entschieden. Hier kommt der überaus schwierige Unterschied zur Geltung zwischen einem Schaden, der in Ausübung der öffentlichen Gewalt zugefügt wird, und einem solchen, der nur im Zusammenhang mit der Ausübung des Hoheitsrechts, bei Gelegenheit und aus Anlaß der Tätigkeit der öffentlichen Gewalt des Staates zugefügt wird.

Ein andrer vom Reichsgericht (Entscheidungen Band 56, Seite 215) entschiedner Fall, in dem wieder die Schwierigkeit der in Frage stehenden Unterscheidung hervortritt, ist folgender: Eine Strafanstalt hatte die Sträflinge einem Bauschreiner zur Beschäftigung überlassen, wofür dieser an die Strafanstalt eine Vergütung zahlte. Bei diesen Arbeiten verunglückte ein Sträfling, der den Fiskus auf Schadenersatz verklagte, weil der Strafanstaltsbeamte, also ein verfassungsmäßig berufner Vertreter des Fiskus, es schuldhaft unterlassen habe, die nötigen Schutzvorrichtungen an den Maschinen anzubringen und die Sträflinge auf die Gefährlichkeit der Arbeit hinzuweisen, sodaß Verletzung einer privatrechtlichen Verpflichtung des Staates und hiermit der Tatbestand der Paragraphen 31 und 89 gegeben sei. Im Gegensatz zu den Instanzgerichten nahm das Reichsgericht an, daß hier die Beamten nur in Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt gehandelt haben: bei dem Abschluß mit dem Schreiner komme der Staat als Privatrechtssubjekt in Betracht, dem Strafgefangnen gegenüber trete er nur als öffentliche Gewalt auf; folglich bestimme sich die Haftung des Staates für die bei derartiger (für den Staat mit Gewinn verbundner) Beschäftigung von Sträflingen eintretenden Unglücksfälle nur gemäß Artikel 77 nach den Landesgesetzen.

Diese und zahlreiche andre Entscheidungen des Reichsgerichts und der Oberlandesgerichte zeigen, wie schwierig die Unterscheidung ist zwischen dem Staat als reinem Vermögenssubjekt, der für privatrechtliche Verrichtungen seiner Vertreter und Angestellten gemäß Reichsrecht haftet, und zwischen dem Staat als Inhaber der öffentlichen Gewalt, die er seinen Beamten anvertraut, und für die er nur nach Maßgabe der Landesgesetze haftet. Alle diese unerquicklichen Streitfragen würden begraben werden, wenn man den Anforderungen der Rechtseinheit und der Gerechtigkeit entsprechend durch Reichsgesetz allgemein den in Süddeutschland und in der Rheinprovinz sowie in den andern oben erwähnten Bundesstaaten geltenden Rechtsgrundsatz einführen wollte, wonach der Staat für Verschulden seiner Beamten auch dann haftet, wenn diese in Ausübung der ihnen anvertrauten öffentlichen Gewalt gehandelt haben.

In dieser Richtung ist die Haftung des Staats reichsgesetzlich geregelt einmal in Paragraph 22 der Telegraphenordnung vom 9. Juli 1897, wonach das Reich für Versehen der Telegraphenbeamten nicht haftet (eine Bestimmung, die, soweit bekannt, zu Erörterungen bisher nicht Anlaß gegeben hat), und ferner in Paragraph 12 der Grundbuchordnung, der lautet: „Verletzt ein Grundbuchbeamter vorsätzlich oder fahrlässig die ihm obliegende Amtspflicht, so trifft den Beteiligten gegenüber die im § 839 des Bürgerlichen Gesetzbuchs bestimmte Verantwortlichkeit an Stelle des Beamten den Staat oder die Körperschaft, in deren Dienst der Beamte steht. Das Recht des Staats oder der Körperschaft, von dem Beamten Ersatz zu verlangen, bleibt unberührt."

Zur Begründung dieser Vorschrift bemerkt die Denkschrift zur Grundbuchordnung: Bei der Regelung des Liegenschaftsrechts, wie sie im Bürgerlichen Gesetzbuch erfolgt ist, namentlich gegenüber dem öffentlichen Glauben des Grundbuchs, seien die Beteiligten der Gefahr, durch pflichtwidriges Verhalten der Grundbuchbeamten geschädigt zu werden, in besonderm Maße ausgesetzt. Wenn die Grundbucheinrichtung ungeachtet dieser mit ihr untrennbar verbundnen Gefahr aus Gründen der Verkehrssicherheit durchgeführt werde, so verlange die Billigkeit, daß der Staat den Beteiligten für die ihnen daraus erwachsnen Nachteile aufkomme.

Diese für den Rechtsverkehr so überaus wichtige Bestimmung des Paragraphen 12 der Grundbuchordnung hat sich nun aber als völlig unzureichend, den Ansprüchen der Billigkeit, auf die die Denkschrift verweist, in keiner Weise genügend erwiesen, wie sich aus folgendem ergibt.

Voraussetzung der Haftung des Staats ist danach, daß der Grundbuchrichter eine Amtspflicht „vorsätzlich oder fahrlässig" verletzt hat. Nun kommt eine vorsätzliche Verletzung der Amtspflicht wohl überhaupt nicht vor; in Betracht kommt also nur die fahrlässige Verletzung, die sich in doppelter Richtung äußern kann:

Erstens nämlich in tatsächlicher Beziehung: zum Beispiel der Grundbuchrichter unterläßt eine ihm obliegende Eintragung; er verwechselt die Grundstücke oder Grundstücksparzellen oder mehrere auf dem Grundstück haftende

Rechte oder die Person der Beteiligten; er versieht sich in Ziffern. In allen solchen Fällen ist die Feststellung der Fahrlässigkeit durchaus einfach.

Oder der Grundbuchrichter betätigt eine Fahrlässigkeit bei Anwendung des Gesetzes. Hier sind wieder zwei Möglichkeiten.

Entweder ist das Gesetz klar und zweifelsfrei, sodaß jede Möglichkeit einer verschiednen Auslegung ausgeschlossen ist; zum Beispiel der Grundbuchrichter bewirkt eine Eintragung unter Verletzung der Vorschriften über die Reihenfolge der Eintragungen; er bewirkt eine Eintragung auf Grund der Bewilligung einer Frau oder eines Vormundes, die ohne die nötige Zustimmung des Mannes oder des Vormundschaftsgerichts erklärt ist. Auch hier ist die Feststellung der Fahrlässigkeit immer einfach.

Der viel wichtigere andre Fall aber ist der, daß der Richter ein Gesetz, das mehrdeutig und sonach verschiedner Auslegung fähig ist, „unrichtig" auslegt, also bei der ihm obliegenden Auslegung des Gesetzes zu einem Ergebnis kommt, das andern, namentlich andern Gerichten unrichtig erscheint. Gerade in diesem Falle hat sich die gänzliche Unzulänglichkeit des Paragraphen 12 der Grundbuchordnung erwiesen. Um dies klarzustellen, muß zunächst folgendes angeführt werden:

Jeder praktische Jurist, der zugleich schriftstellerisch-fachwissenschaftlich tätig ist, kennt den gewaltigen Unterschied zwischen der bloß praktischen Beschäftigung und der wissenschaftlichen Arbeitsweise. Der Schriftsteller, der eine Rechtsfrage behandelt, muß zu diesem Behuf das gesamte „wissenschaftliche Rüstzeug" durcharbeiten: also die Vorarbeiten zum Gesetz, wissenschaftliche Einzelschriften (Monographien), Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften, Lehrbücher und Kommentare, endlich auch Rechtsprechung und Rechtslehre zum frühern Recht, auf dessen Schultern ja das jetzige Recht steht, und die Durcharbeitung dieses Stoffs liegt dem Schriftsteller nicht nur ob, soweit ihm Zweifel aufstoßen, sondern ganz allgemein, um die Rechtsfrage nach allen Richtungen klar zu erkennen. Eine solche Arbeitsweise, die selbst bei einer einzelnen Streitfrage ganze Wochen angestrengter Arbeitszeit in Anspruch nehmen kann, ist dem Praktiker aus den verschiedensten Gründen nicht zuzumuten: die Fülle der Arbeitslast, der Mangel einer ausreichenden Bücherei, die oft gebotne Schleunigkeit der Erledigung und die Natur des einzelnen Amtsgeschäfts stehen dem entgegen. Daraus folgt nun freilich nicht, daß der Praktiker sich mit einer gewissen Resignation jeder Kenntnisnahme von den Ergebnissen der Rechtsprechung und Rechtslehre enthalten dürfe, dies in dem Bewußtsein, daß ihm ihre vollständige Beherrschung ja doch unmöglich sei. Vielmehr ist in gewissem Umfang auch der Grundbuchrichter Rechtsprechung und Rechtslehre zu verfolgen verpflichtet. So macht sich zum Beispiel ein Grundbuchrichter, dessen Entscheidung auf Unkenntnis der in ständiger Rechtsprechung der Obergerichte aufgestellten Rechtsgrundsätze beruht, einer fahrlässigen Amtspflichtverletzung schuldig; denn die ständige Rechtsprechung der Obergerichte muß der Richter kennen, also in Sammlungen und Zeitschriften

so verfolgen, daß er sie stets anzuwenden in der Lage ist. Oder: Nach Paragraph 28 des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und nach Paragraph 79 der Grundbuchordnung muß ein Oberlandesgericht, das bei Entscheidung über die weitere Beschwerde in einer Grundbuchsache oder in einer Angelegenheit der freiwilligen Gerichtsbarkeit von der Entscheidung eines andern Oberlandesgerichts abweichen will, die weitere Beschwerde dem Reichsgericht zur Entscheidung vorlegen; durch die so ergehende Entscheidung des Reichsgerichts ist die Frage für die Praxis erledigt, gänzlich beseitigt, und wenn nun nach der Veröffentlichung einer solchen Entscheidung der Grundbuchrichter eine Auslegung des Gesetzes betätigt, die auf Unkenntnis der reichsgerichtlichen Entscheidung beruht, so liegt hierin — prima facie — eine fahrlässige Verletzung der Amtspflicht vor, die der Grundbuchrichter zu rechtfertigen hat, so etwa durch die Kürze der Zeit, die seit der Veröffentlichung der reichsgerichtlichen Entscheidung verflossen ist.

Aber Fälle der eben gekennzeichneten Art — also Unkenntnis der ständigen Rechtsprechung sowie der eben bezeichneten Entscheidungen des Reichsgerichts — sind seltene Ausnahmen; vielmehr handelt es sich, wenn der Grundbuchrichter eine unrichtige Auslegung des Gesetzes betätigt hat, fast ausnahmlos um Vorschriften, über die die Ansichten der Juristen sehr verschieden sind, und selbst wenn die unrichtige Rechtsansicht des Grundbuchrichters auf Unkenntnis einer obergerichtlichen Entscheidung beruht, so wird regelmäßig das Vorliegen einer fahrlässigen Amtspflichtverletzung und sonach die Ersatzpflicht des Staats zu verneinen sein. Denn der Grundbuchrichter kann nicht sämtliche obergerichtlichen Entscheidungen kennen oder gar so gegenwärtig haben, daß er nach ihnen jederzeit verfahren könnte. Trifft ihn aber in solcher Unkenntnis kein Vorwurf fahrlässiger Amtspflichtverletzung, so fällt auch die Ersatzpflicht des Staats für einen dem Beteiligten aus jener Unkenntnis des Richters erwachsnen Schaden fort. Und hierin zeigt sich gerade die Mangelhaftigkeit des jetzigen Rechtszustandes.

Einige Beispiele aus der Rechtsprechung des Reichsgerichts sollen dies erweisen.

Im Januar 1900, also unmittelbar nach dem Inkrafttreten des neuen Rechts, hatte ein Grundbuchrichter Grundschulden auf den Inhaber eingetragen und die Grundschuldbriefe dem Eigentümer ausgehändigt. Bei der Zwangsversteigerung des Grundstücks kamen die Grundschulden zur Hebung, sie wurden aber auf den Widerspruch der nacheingetragnen Gläubiger vom Prozeßgericht für nichtig erklärt, weil nach den Paragraphen 1195, 795 des Bürgerlichen Gesetzbuchs Inhabergrundschuldbriefe nicht ohne staatliche Genehmigung in den Verkehr gebracht werden dürfen, der Grundbuchrichter folglich sogar die Eintragung der Grundschulden habe ablehnen müssen. Der Inhaber der Grundschuld verlangte nunmehr auf Grund des Paragraphen 12 der Grundbuchordnung Schadenersatz vom Staat, seine Klage wurde indes abgewiesen; das Reichsgericht wies darauf hin, daß die eben gedachte Auslegung der Paragraphen 1195, 795 zwar heute von allen

Bearbeitern des Grundbuchrechts, ebenso auch vom Kammergericht in einem Beschluß vom 2. April 1900 als die richtige anerkannt sei, daß aber der Grundbuchrichter die Eintragung schon im Januar 1900, also unmittelbar nach dem Inkrafttreten des neuen Rechts bewirkt habe, und daß damals von den Rechtslehrern Dernburg, Eck und Altsmann die entgegengesetzte Ansicht, also daß es der staatlichen Genehmigung nicht bedürfe, gelehrt worden sei, daß die Paragraphen 1195, 795 sonach nicht „völlig klar und lückenlos“ seien, und hiernach jene unrichtige Rechtsansicht, die der Grundbuchrichter bei der Eintragung betätigt hatte, ihm nicht als Fahrlässigkeit angerechnet werden könne, folglich auch der Staat nicht ersatzpflichtig sei. So kam der Gläubiger um ein Vermögen von 30000 Mark, weil der Grundbuchrichter eine Rechtsansicht betätigt hatte, die zweifellos unrichtig war, so aber, daß man in ihr doch nicht gerade eine fahrlässige Amtspflichtverletzung finden konnte, daher mußte der Gläubiger seinen Schaden selbst tragen. (Entscheidungen Band 59, Seite 381.)

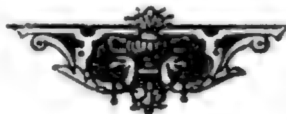
Ein andrer hierher gehörender Fall ist folgender: Bei einer Auflassung legte der Testamentsvollstrecker zum Nachweise seines Amts das Zeugnis des Nachlaßgerichts über seine Ernennung vor; der Grundbuchrichter (der diese Verrichtung nur in Vertretung eines andern Richters hatte) hielt aber noch außerdem eine Bescheinigung des Nachlaßgerichts über die Annahme des Amts für nötig, weil diese Bescheinigung fehlte, zerschlug sich die Auflassung, und der Käufer lehnte deshalb die Zahlung des Kaufgeldes von etwa 150000 Mark ab. Erst einige Zeit später erfolgte die Auflassung, nachdem der zuständige Grundbuchrichter von der Beibringung jener Bescheinigung abgesehen hatte. Nunmehr verlangte der Verkäufer den ihm durch die verspätete Zahlung des Kaufgeldes entstandnen Schaden auf Grund des Paragraphen 12 der Grundbuchordnung vom Staate ersetzt; die Klage wurde aber vom Reichsgericht abgewiesen mit folgender Begründung: Der Grundbuchrichter habe allerdings zu Unrecht eine besondre Bescheinigung des Nachlaßgerichts über die Annahme des Amts verlangt, er habe diesen Nachweis vielmehr durch das ihm vorgelegte Zeugnis des Nachlaßgerichts, wenn es auch nicht die erfolgte Annahme des Amts bescheinige, durch rechtliche Schlußfolgerungen als geführt entnehmen müssen. Aber darin, daß er diese nicht gezogen, also eine unrichtige Rechtsansicht betätigt habe, könne keine fahrlässige Amtspflichtverletzung gefunden werden, zumal da jene Rechtsansicht auch in der Rechtslehre hervorgetreten sei, und es sich um die Anwendung verhältnismäßig neuer und schwieriger Bestimmungen handle. (Juristische Wochenschrift von 1906, Seite 132.) Auch hier erlitt also der Verkäufer durch die Betätigung einer Rechtsansicht des Grundbuchrichters, die zweifellos unrichtig war, aber sich doch nicht gerade als fahrlässige Amtspflichtverletzung darstellte, einen Schaden, den ihm niemand ersetzt.

Auch auf andern Rechtsgebieten zeigt sich derselbe Mißstand, wie sich aus folgendem zur Entscheidung des Reichsgerichts gelangten Fall ergibt: Ein Berliner Notar hatte einen Wechsel zu protestieren bei einem Domiziliaten, der Koch eines

ausländischen Botschafters war und im Botschaftsgebäude wohnte. Der Notar glaubte von der Protestierung im Botschaftsgebäude nach den Grundsätzen der „völkerrechtlichen Exterritorialität" Abstand nehmen zu müssen und erhob deshalb gemäß Artikel 91 der Wechselordnung den sogenannten Windprotest. Die Wechselklage des Inhabers wurde aber vom Kammergericht abgewiesen, weil dieser Gerichtshof den Protest im Botschaftsgebäude für nötig hielt, und dieses Urteil wurde rechtskräftig, da der Streitgegenstand von nur eintausend Mark der Revision an das Reichsgericht nicht unterlag. (Vgl. Rechtsprechung der Oberlandesgerichte Band 5, Seite 95.) Nunmehr erhob der Wechselinhaber auf Grund des Paragraphen 839 des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Schadenersatzklage gegen den Notar, weil dieser den Protest unter Verletzung der gesetzlichen Vorschriften aufgenommen und sich sonach einer fahrlässigen Verletzung der Amtspflichten schuldig gemacht habe. Diese Schadenersatzklage wurde vom Reichsgericht abgewiesen mit folgender Begründung: Einmal sprächen starke Gründe für die Richtigkeit der vom Notar betätigten Rechtsansicht, wonach also der Protest im Botschaftshotel rechtlich unzulässig und der Windprotest nötig war. Aber auch bei der entgegengesetzten Auffassung, also wenn man annehmen wollte, daß die vom Notar betätigte Rechtsansicht unrichtig sei, könne hierin eine fahrlässige Amtspflichtverletzung nicht gefunden werden, da es dem Notar nicht als Fahrlässigkeit anzurechnen sei, wenn er in einem so überaus kontroversen Gebiet wie dem der völkerrechtlichen Exterritorialität, zumal bei der Kürze der ihm zur Erledigung des Protestes zur Verfügung stehenden Zeit, die richtigere Ansicht nicht getroffen habe. (Juristische Wochenschrift von 1906, Seite 162.) So kam also der Gläubiger zunächst um seine Wechselforderung von eintausend Mark unter Verfällung der Kosten zweier Rechtszüge, und sodann wurde ihm unter Auferlegung der Kosten dreier Rechtszüge auch der Schadenersatzanspruch gegen den Notar abgesprochen, und zwar durchaus zu Recht. Denn wie den Notar eine fahrlässige Verletzung der Amtspflicht deshalb treffen soll, weil er auf dem von Streitfragen umwobnen Gebiet der völkerrechtlichen Exterritorialität eine Rechtsansicht betätigt hatte, die dem Kammergericht unrichtig erschien, während sie das Reichsgericht für richtig hielt, die also ebensogut zutreffend wie unzutreffend sein konnte, dies ist gar nicht zu verstehen. Die Frage nämlich: ob im Gebäude einer ausländischen Botschaft ein Wechsel protestiert werden dürfte, ist weder durch Gesetz noch durch Verordnung geregelt; das ganze Gebiet der völkerrechtlichen Exterritorialität ist so „kontrovers", daß man schwerlich zwei Professoren des Völkerrechts findet, die imstande wären, über diese Frage sofort eine befriedigende Entscheidung zu geben. Und nun sollte der Notar seine Amtspflicht fahrlässig verletzt haben, weil er in der kurzen Zeit, die ihm zur Erledigung des Protestes überhaupt zur Verfügung stand, diese Frage nicht „richtig" entschieden haben sollte. Die Schadensersatzklage gegen den Notar wurde also mit Recht abgewiesen; und auch in Baden, wo der Staat für fahrlässige Amtspflichtverletzung der Notare ersatzpflichtig ist, wäre die Klage gegen den Fiskus abgewiesen worden, weil die Ersatzpflicht des Staats

eben bedingt ist dadurch, daß der Beamte seine Amtspflicht „fahrlässig“ verletzt hat, und diese Feststellung wird überall, wo die Amtspflichtverletzung sich in unrichtiger Auslegung des Gesetzes betätigt, nur ganz ausnahmsweise zulässig sein.

Der jetzige Rechtszustand genügt danach in keiner Weise den Anforderungen des Rechtsverkehrs, der Billigkeit und der Gerechtigkeit. Wenn der Staat verlangt, daß man zum Erwerb von Rechten an Grundstücken oder zur Erhaltung des Wechselanspruchs sich der staatlichen Einrichtung des Grundbuchs bedienen oder die amtliche Tätigkeit des Notars in Anspruch nehmen muß, und diese Tätigkeit versagt, weil die berufnen Beamten eine Rechtsansicht betätigen, die die Nichtigkeit ihrer Amtshandlung und hiermit das Versagen der staatlichen Einrichtung zur Folge hat, dann müßte der Staat unter allen Umständen zum Schadenersatz verpflichtet sein, dies gemäß dem in der neuern Gesetzgebung mehr und mehr zur Anerkennung gelangenden Grundsatz von der Gefährdehaftung, also ohne Rücksicht auf Verschulden des Beamten. Die hier erörterten Fälle der Nichtigkeit einer Grundbucheintragung und eines Wechselprotestes, also von Amtshandlungen, die zum Erwerbe oder zur Erhaltung von Rechten vorgeschrieben sind, unterscheiden sich eben ihrem Wesen nach von den andern oben erörterten Fällen schuldhafter Schädigung durch Amtshandlungen. Die Sicherheit des Grundbuch- und des Wechselverkehrs müssen entschieden darunter leiden, wenn der Gläubiger der Gefahr ausgesetzt ist, infolge unklarer und lückenhafter Gesetze um seine Ansprüche zu kommen, während er andrerseits darauf angewiesen ist, zur Erlangung oder Erhaltung seines Rechts die staatliche Einrichtung des Grundbuchs oder die Amtstätigkeit des Notars in Anspruch zu nehmen. Gewiß wird die Abgrenzung dieses Rechtsgedankens von den andern Fällen der Haftung des Staats, die grundsätzlich nur bei fahrlässiger Amtspflichtverletzung stattfindet, also ein Verschulden des Beamten zur Voraussetzung hat, nicht leicht sein. Aber vieles, was Gesetz ist und heute von jedermann als Anforderung der Gerechtigkeit für selbstverständlich befunden wird, hat sich erst mühsam, unter Überwindung von gesetzestechnischen und andern Schwierigkeiten Bahn gebrochen, so die schon oben erwähnte Entschädigungspflicht des Staats an unschuldig Verurteilte und unschuldig zur Untersuchungshaft gezogne Personen, die doch auch ein Verschulden der Staatsbeamten nicht zur Voraussetzung hat. So legen denn die oben mitgeteilten Entscheidungen des Reichsgerichts, nach denen der jetzige Rechtszustand ein durchaus unzureichender, geradezu dem Rechtsgefühl und den Anforderungen der Billigkeit widerstreitender ist, den Wunsch nahe, daß eine unbeschränkte Gefährdehaftung des Staats für objektiv unrichtige Handlungen der Beamten, also ohne Rücksicht auf Fahrlässigkeit und schuldhaftes Verhalten des Beamten, auch in andern Fällen gesetzlich festgelegt werde.



Beiträge zur Rassenkunde

Im 44. Heft des Jahrgangs 1905 haben wir berichtet, wie Ludwig Woltmann*) den germanischen Charakter der italienischen Renaissance nachweist. Diese ist nach ihm gar keine Renaissance, sondern eine Neuschöpfung von Germanen, die allerdings auch antike Vorbilder benutzt haben. Die großen Maler, Bildhauer, Architekten jener Zeit, die Dichter und Denker sind ebenso wie die großen Päpste, Bischöfe und Heiligen des Mittelalters Germanen gewesen, wie er namentlich an ihren Porträts zeigt, soweit solche vorhanden sind. Im vorliegenden Buche (Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs. Mit 60 Bildnissen berühmter Franzosen. Jena, Eugen Diederichs, 1907) sucht er nun für Frankreich und Spanien zu beweisen, daß alles Große, Gute und Schöne, was diese Länder hervorgebracht haben, germanischen Ursprungs ist. In den einleitenden Kapiteln wiederholt er kurz seine Rassenlehre und begegnet einigen Mißverständnissen. Rassenreine Völker gebe es nicht, wohl aber reine Rasse, sowohl in einzelnen Individuen wie in Familien und in größern Gruppen. Relativ rassenreine Völker seien die Schweden und die Spanier; bei jenen herrsche der nordische, bei diesen der mittelländische Typus vor (die meisten unsrer Rassetheoretiker lassen die europäischen Völker aus drei Grundtypen gemischt sein: dem nordländischen oder homo europaeus, wie man jetzt lieber sagt statt Arier, dem homo mediterraneus und dem homo alpinus). Die Rasse ist ein Dauertypus, der den umwandelnden Einflüssen des Klimas und des sonstigen Milieus widersteht; alle heutigen Völker aber, natürlich auch das deutsche, sind Mischlinge aus verschiednen Rassen. Die größere Leistungsfähigkeit der blonden weißen Rasse, ihre Befähigung zu ganz eigentümlichen hohen Leistungen liegt in ihrer vollkommnen psychophysischen Organisation. „Diese Rasse besitzt den durchschnittlich größten und kräftigsten Körperbau und verbindet damit eine Proportion der Glieder, die, nach dem Goldnen Schnitt gemessen, zugleich eine zweckmäßige Verteilung der Massen und ein ästhetisches Ideal verwirklicht. Sie hat das durchschnittlich größte Gehirn und namentlich ein stark entwickeltes Vorderhaupt, das der Sitz der höhern geistigen Funktionen ist. Die helle Komplexion,

*) Der verdiente Forscher ist leider diesen Winter beim Baden an der Riviera vom Schlage gerührt und der Wissenschaft allzufrüh entrissen worden.

weiße Haut, blauen Augen, blonden Haare sind nicht ein zufälliges Ausschmückungsstück der Natur, sondern der Ausdruck einer besonders günstigen Ökonomie in den Vorgängen des organischen Stoffwechsels. Bei der Heranzüchtung dieser Rasse hat das Zurücktreten des Pigments dem Aufbau des Gehirns gedient, und während bei den farbigen Rassen der starke Pigmentgehalt einen intensiven Stoffverbrauch verursacht, kommt er bei der hellen Rasse dem Gehirn- und Nervenleben zugute. Außerdem ist die späte Entwicklung der Pubertät zu nennen, die bei der hellen Rasse auf das Wachstum der intellektuellen Energie günstig einwirkt. Früh eintretende Geschlechtsreife ist dagegen eine wichtige Ursache der geistigen Minderwertigkeit der Negerrasse. Bis zur Geschlechtsreife ebenso geistig regsam oder gar noch regsamer als gleichaltrige Kinder der weißen Rasse, steht ihr Verstand im wahren Sinne des Wortes still, sobald die Pubertät eintritt. Dieser Unterschied zeigt sich, wenn auch in geringerm Grade, sogar zwischen den brünetten und blonden Typen. Da aber Geschlechtsleben und geistige Fähigkeiten aufs innigste verknüpft sind, so ist es leicht verständlich, daß das Wachstum der Intelligenz durch die frühe Sexualreife und die darauf gerichtete Konzentration der Affekte gehemmt wird." Die spät Reifenden bleiben länger jung, bewahren länger die jugendliche Empfänglichkeit, erhalten sich körperliche Rüstigkeit und geistige Spannkraft bis ins höhere Alter. Es sei unter diesen Umständen nicht zu verwundern, „wenn in den Schulen die dunkeln Brachyzephalen und die dunkeln Dolichozephalen durchschnittlich bessere Zensuren bekommen als die blonden Langköpfe, wie aus den Untersuchungen von Muffang, Ammon, Röse und andern hervorgeht, denn in der Schule entscheidet mehr der Fleiß und die Frühreife als die angeborne Begabung. Aber alle diese Autoren stellen übereinstimmend fest, daß die Blonden in den geistigen Anlagen und Fähigkeiten jenen überlegen sind, die zu einer Zeit schon geistig selbständig werden, wo diese noch von der physischen Entwicklung in Anspruch genommen sind. Aber wenn sie heranwachsen, kommen ihre angebornen höhern Anlagen zur vollen Entfaltung, und sie machen dann unter den genialen Personen, auch in den vorwiegend brünetten Ländern, die überragende Mehrzahl aus." Den Einfluß der Ernährung auf die Körpergröße und des Klimas auf die Hautfarbe leugnet Woltmann nicht, erklärt aber die Ansichten, die manche Gegner der jetzt herrschenden Rassenlehre davon hegen, für übertrieben.

Es wird dann die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung Frankreichs untersucht. Die ursprünglichen Gallier sind ebenso wie die Germanen ein Zweig der weißen nordischen Rasse gewesen, aber sie waren schon zu Cäsars Zeit stark gemischt, ihre reinblütigen Individuen in Kriegen vertilgt, darum schwächer als die Germanen, deren Einwanderung damals begann und einige Jahrhunderte lang fortdauerte.

Woltmann verfolgt die Spuren, die diese Einwandrer in der Sprache, in Personen- und Ortsnamen, in der Literatur zurückgelassen haben. Er findet,

daß die alten Heldenlieder (chansons de geste) ebenso wie die Lieder der Troubadours nach Inhalt und Form germanisch sind. Die provenzalischen Sänger sind der großen Mehrzahl nach vornehmen Geschlechts gewesen, die herrschenden Geschlechter aber waren durchweg Germanen, wenn auch einzelne galloromanische Patrizier in diesen neuen Adel aufgenommen worden sein mögen. Das Schönheitsideal der Troubadours ist das germanische; die Damen ihrer Lieder haben blonde Haare, milchweiße Haut und goldglänzende Augenbrauen. Noch Joinville schreibt von den Sarazenen: laides gens et hideuses sont à regarder, car li cheval des testes et des barbes sont tout noir. Auch die Lehrer der Klosterschulen, die Träger und Pfleger der Wissenschaften, die Chronisten waren Germanen bis in ziemlich späte Zeit hinein; Froissart z. B. ist die französierte Form von Frischhardt. Die Germanen sind auch Schöpfer einer eigentümlichen bildenden Kunst gewesen. Sie brachten ihren eignen Baustil, den Holzbau, in das romanisierte Gallien mit — Venantius hat ihn in einem kleinen Gedichte verherrlicht. Schon im sechsten Jahrhundert werden einige Architekten gerühmt, die Ildebert, Grimmo, Andulf, Runwald, Dandulf, Magulf, Gerlaic, Wido hießen. Der romanische Stil nimmt seinen Ausgang von germanischen Holzbauten. „In den Klostergängen hat sich der letzte Rest der alten Lauben erhalten, die in oberitalischen und südfranzösischen [auch in schlesischen] Städten auch heute noch die Straßen entlang unter den Häusern sich hinziehn, ähnlich wie es Fortunatus von den fränkischen Wohnungen beschreibt.*) Das französische loge, italienische loggia ist das germanische laubja." Die Malerei nahm unter Karl dem Großen einen bedeutenden Aufschwung. Woltmann nennt als damals berühmte Maler Bruun in Fulda, Ingobert, Godescalc, Folchard in St. Gallen, Madalulfus in Fontanelle. Bei Godescalc, dem frühesten Schöpfer fränkischer Miniaturen, „haben die Figuren schon eignes Leben und bestimmten Ausdruck, sein jugendlicher Christus trägt blonde Haare und deutsche Züge, wie alle französischen Miniaturen des Mittelalters". (Unter den literarischen Gaben, die dem badischen Fürstenpaare zu seinem Jubiläum überreicht worden sind — lesen wir soeben in der Frankfurter Zeitung —, nimmt eine Festschrift der Universität Freiburg einen hervorragenden Platz ein: Die Kunst des Klosters Reichenau im neunten und zehnten Jahrhundert und der neuentdeckte karolingische Gemäldezyklus zu Goldbach bei Überlingen von Professor Dr. Karl Künstler. Veranlaßt ist diese Publikation durch die zufällige Aufdeckung von Wandmalereien im Langhause der genannten kleinen Kirche im Jahre 1904, „nachdem schon fünf Jahre vorher im Chor daselbst Fresken zutage getreten waren, deren unmittelbarer Zusammenhang mit dem im Jahre 1880 bloßgelegten großartigen Freskenzyklus der St. Georgskirche zu Oberzell auf der Reichenau sich sofort

---

*) Luftig umgeben den Bau im Geviert hochbogige Lauben,
Zierlich vom Meister geschnitzt, reizvoll in spielender Kunst,

heißt es in dem erwähnten Gedicht.

zu erkennen gegeben hatte".) Aus alledem gehe klar hervor, daß die französische Zivilisation ihre anthropologischen Wurzeln in der germanischen Rasse habe.

Um den physischen Typus der französischen Genies zu ermitteln, hat ihn Woltmann bei 250 berühmten Personen untersucht, die sich „seit Ausgang des Mittelalters in Politik, Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, die also im wahren Sinne des Worts die neuere französische Geschichte gemacht haben". Er hat zu diesem Zwecke gegen tausend Bände Lebensbeschreibungen auf anthropologisch verwertbare Nachrichten durchsucht, von der zweitausend Bände umfassenden Sammlung von Bildnissen berühmter Personen in der Pariser Nationalbibliothek etwa hundert Bände durchgemustert und auf einer Rundreise durch Frankreich eine große Anzahl farbiger Originalporträts geprüft. Er sondert die 250 Untersuchten in die Gruppen: Staatsmänner und Kriegshelden, Philosophen, Naturforscher, Historiker und Soziologen, Dichter und Schriftsteller, Maler, Architekten und Bildhauer, Musiker, Frauen. Die Untersuchung ergibt, „daß ungefähr 70 bis 75 Prozent dem germanischen, 20 bis 25 Prozent dem gemischten und 5 Prozent dem brünetten Typus angehören". (Die beiden Dumas haben sogar Negerblut in ihren Adern.) Auch Napoleon der Erste wird fürs Germanentum annektiert. „Seine Gestalt war untermittelgroß; sie ist nicht etwa durch Mischung mit der kleinen brünetten Rasse entstanden, sondern die ganze Gestalt Napoleons macht, ähnlich wie die des blonden Raffael, den Eindruck einer grazilen Variation der nordischen Rasse."

Leider ist nun diese blonde Rasse in Frankreich so gut wie in Italien der Vernichtung anheimgefallen, indem der Wandertrieb und die Kampfbegier ihre Angehörigen in unzählige Todesgefahren gestürzt haben, und der überlebende Rest in der Mischung der überwiegenden Masse von Brünetten verschwunden ist. Massenmorde von Nordländern waren die Albigenser-, später die Hugenottenkriege, wozu dann noch die Austreibung der Reformierten kam. „Auch die französische Revolution hat mit ihren Greueltaten unter dem Adel- und Bürgerstande kräftig aufgeräumt. Ich will nicht darauf hinweisen, daß Lavoisier, Chénier, Condorcet, Malesherbes als Opfer fielen; weit bedeutsamer ist es, daß die Führer der Revolution, Menschen von hervorragender Intelligenz und Energie, deren geniale Kraft zu früh und zu unvermittelt zur Macht gelangte, sich und ihre Anhänger gegenseitig ausrotteten. »Mirabeau und Marat, ruft Lapouge aus, Danton und Robespierre, Girondisten und Jakobiner — alle waren sie groß! Diese hervorragenden Menschen schickten einander gegenseitig auf das Schafott. Das dauerte zwei bis drei Jahre, und in dieser Zeit verblutete fast alles, was es in Frankreich an Seelengröße, Begeisterung und Energie gab, alles, was das alte Regime an Männern hinterlassen hatte.« Es ist heute leicht und billig, mit der Miene anthropologischer Aufgeklärtheit diese Greueltaten zu verdammen, aber Adel und Dynastie waren selbst schuld daran, daß dieses Unheil über die Nation hereinbrach. Sie gaben den vorwärtsdrängenden Kräften des politisch erwachenden Bürgerstandes durch gesunde Reformen nicht

rechtzeitig nach, und der Adel selbst war im innersten Mark entartet. Seit Carlyle ist es Mode geworden, die ungeheuern Wohltaten, die die moderne Welt dieser großen Revolution schuldet, undankbar zu vergessen; und die gesättigten Existenzen der Bourgeoisie von heute, die nur durch sie zur Freiheit, zur Herrschaft gelangt sind und sich nun der Arbeiterklasse gegenüber aristokratisch gebärden, haben kein Recht, diese Großtat der Geschichte zu beschmutzen; denn eine solche bleibt sie, da sie die moderne Welt unter Schmerzen geboren hat." Es fragt sich doch, ob diese moderne Welt, deren Hauptcharakterzug der Industrialismus samt Spekulation und Schacher ist, vom Standpunkte der Rassentheoretiker aus mit Freuden begrüßt werden darf. Denn unkriegerischer Erwerbssinn ist nach ihnen der Grundcharakter der braunen Rasse, und sein Vorherrschen, das Schwinden des Rittersinns, ist ja eben das auffällige Symptom der Vernichtung der weißen Rasse, die sie als das größte Unglück, als das tragische Verhängnis des Menschengeschlechts beklagen. Unter den Beweisen für die anthropologische Verschlechterung der französischen Nation führt Woltmann natürlich auch das Zweikindersystem und die Abnahme der Geburten an, dann aber auch den Mangel an Unternehmungsgeist und die wachsende Friedensliebe. „Die politische Herrschaft — so schließt er seine Charakteristik der heutigen Franzosen — ist in Frankreich der germanischen Rasse endgiltig verloren, denn sie hat aufgehört, eine sozial herrschende Schicht zu sein. Nicht als wenn germanische Abkömmlinge unter den Staatsmännern des gegenwärtigen Frankreichs fehlten, aber in der überwiegenden Mehrzahl sind an ihre Stelle Rundköpfe, Mittelländer und altgallische Mischlinge getreten. Die Abwicklung der Dreyfusaffäre hat jedoch gezeigt, daß die Nation noch großer sittlicher Begeistrung fähig ist, und der Kampf gegen die Kirche und ihre Trennung vom Staat ist ein Unternehmen, um das Frankreich beneidet werden muß. Leider kommt dieser Kampf zu spät und ist er nicht gründlich genug. Es fehlt die Bekämpfung des völkermordenden Zölibats. Ob die Nation noch einmal einen politischen Aufschwung erleben wird, wie zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten und Napoleons, muß die Zukunft lehren, doch ist es mehr zweifelhaft als gewiß. Indes flüchtet sich das germanische Element in die Regionen der geistigen Welt und sichert der französischen Nation in der Kunst die hohe Stellung unter den Völkern, die sie in Wirtschaft [doch bloß in der Exportindustrie; wirtschaftlich sind die Franzosen sogar Virtuosen] und Politik verloren hat." Als ein Symptom der abnehmenden Kriegslust der Franzosen darf man wohl auch das Ergebnis eines Plebiszits ansehen, über das in diesem Augenblick die Zeitungen berichten. Petit Parisien hat seine anderthalb Millionen Abnehmer gefragt, wen sie für den größten Mann Frankreichs halten. Die meisten Stimmen, nämlich 424201, hat ein Mann der hygienischen Wissenschaft bekommen, nämlich Pasteur; dann folgt Viktor Hugo mit 409673, dann erst Gambetta mit 407814, hierauf Napoleon der Erste mit 381153 Stimmen. Bei dieser Gelegenheit mag noch einmal daran erinnert werden, daß Friedrich List, der von der modernen Anthropologie

und Biologie noch nichts wußte, doch schon das in Woltmanns Buch behandelte Ergebnis erkannt hat. Die Frucht seines Besuchs in London, den er nicht lange vor seinem Tode unternommen hat, war eine an die Regierungen in Berlin und London gerichtete Denkschrift „Über den Wert und die Bedingungen einer Allianz zwischen Großbritannien und Deutschland". Darin heißt es, die Natur habe den Franzosen die Eigenschaften versagt, die ein Volk befähigen, den höchsten Gipfel der Macht und des Reichtums zu erklimmen. Nur die Provinzen Frankreichs leisteten Hervorragendes in Gewerbe, Handel und Schiffahrt, deren Bevölkerung stark mit Deutschen gemischt ist: Elsaß-Lothringen, Flandern, Normandie. Darum möchten die Franzosen, um ihrem Nationalkörper die diesem fehlenden Vorzüge in stärkerm Maße zu verschaffen, Deutschland bis zum Rhein und Holland erobern.

Spanien hat Woltmann nicht bereisen können, deshalb sich für den kurzen Abschnitt, den er diesem Lande widmet, auf literarische Informationen angewiesen gesehen. Priesterherrschaft, Verweichlichung und Üppigkeit haben die germanischen Einwandrer so geschwächt, daß sie von den Arabern besiegt wurden, aber in den Kriegen, die der in die Nordprovinzen geflüchtete gotische Feudaladel zur Wiedergewinnung des Landes führte, erfuhr er eine Verjüngung. Die Helden dieser Kämpfe, die freilich zugleich auch viel edle Leben kosteten, sind alle Germanen gewesen, namentlich der Cid (arabisch Seid = Herr) oder Campeador (Kämpfer) Ruy Diaz (Roderich Dieterich) aus dem Hause Lainez (Leiner). Auch am Cid und seiner Gemahlin werden die weiße und rote Gesichtsfarbe, die hellen Augen, die goldnen Locken gerühmt, und alle schönen Frauen, die in den Novellen des Don Quijote vorkommen, erfahren dasselbe Lob; das germanische Schönheitsideal galt also auch noch in der Zeit des Cervantes. Auch der großen Isabella von Kastilien schreiben die Chronisten hellen Teint und blaue Augen zu. (Warum erwähnt der Verfasser nicht auch die kleine dicke Isabella des vorigen Jahrhunderts, von der er doch gewiß in Paris Bildnisse zu sehen bekommen konnte? Rezensent erinnert sich, als zehnjähriger Knabe in einem Modejournal das kolorierte Bild der dreizehnjährigen Königin gesehen zu haben, die 1843 mündig erklärt wurde; er war entzückt von den schönen blauen Augen, und seitdem sind ihm blaue Augen und braune Haare immer als eine besonders schöne Kombination erschienen.) Wenn, meint Woltmann, als Vorzüge der spanischen Kunst Ernst und Wahrhaftigkeit hervorgehoben würden, so könne man diese Eigenschaften doch wohl nicht für ein arabisches Erbe halten. (Aber die dem Ernst verwandte Grandezza dürfte ein solches sein.) Als Ursachen des seit zwei Jahrhunderten eingetretnen Stillstands und Verfalls des Landes würden mit Recht gewöhnlich die Vertreibung der Mauren und der Juden und die Priesterherrschaft angeführt, aber der Genius der Rasse sei dadurch nicht getroffen worden; die eigentliche Ursache sei das Aussterben der germanischen Herrenschicht, die Erzeugerin und Trägerin der politischen und der geistigen Wiedergeburt gewesen war.

Jean Finot (Das Rassenvorurteil von Jean Finot. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von E. Müller-Röder. Berlin, Hüpeden und Merzyn, 1906) erklärt, um es kurz zu sagen, die ganze moderne Rassentheorie für einen Schwindel, für ein jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrendes Erzeugnis von Leidenschaft und Interesse. Natürlich ist auch seine radikale Kritik aus Leidenschaft und Interesse hervorgegangen. Als Franzose muß er sich gekränkt fühlen, wenn die deutschen Gelehrten, unterstützt von seinen Landsleuten Gobineau und Lapouge, die Überlegenheit der Deutschen über die Franzosen aus der Anthropologie und Biologie erklären. Und er ist ein Demokrat, dessen humane Seele sich empört, wenn Unterdrückung und Ausrottung ganzer Völker oder Bevölkerungsschichten mit dem natürlichen Herrenrecht entschuldigt oder empfohlen werden. Entrüstet wendet er sich gegen die mancherlei Züchtungsvorschläge, die den Menschen ganz wie ein Tier behandeln, und er hat Recht, wenn er auf Sparta hinweist, dessen Menschenzüchtung mit dem Aussterben seines Herrenvölkchens geendet habe. Nicht ganz so überzeugend wirkt der Hinweis auf Indien, dessen klägliches Schicksal durch die ängstliche Fürsorge für die Reinblütigkeit der Herrenkaste nicht abgewandt worden sei, denn die Schlaffheit der Inder aller Rassen ist eine Wirkung des Klimas. Er führt u. a. aus, die Langköpfigkeit sei eine für die Bestimmung der verschiednen Menschenarten ganz wertlose Eigenschaft (bei einer frühern Gelegenheit haben wir angeführt, daß die Neger Dolichozephalen sind); zudem würden die Schädelmessungen nach so viel verschiednen Methoden vorgenommen, daß die Indexzahlen (der Index ist der Bruch, der die Breite zum Zähler, die Länge zum Nenner hat) außerordentlich verschieden ausfielen. Alle Änderungen des Menschenleibes seien Wirkungen des Klimas, des Bodens, der Ernährung, Beschäftigung, der ganzen Lebensweise, der Kulturstufe, der sozialen Zustände. Entscheidend seien namentlich auch die geistigen Einflüsse wie Religion und Bildung. Keiner dieser Einflüsse jedoch und auch nicht ihre vereinte Kraft bewirke eine Veränderung, die dazu berechtige, von verschiednen Menschenrassen zu sprechen; die Menschen aller sogenannten Rassen hätten denselben anatomischen Bau und dieselbe Zusammensetzung des Blutes, was bei Tieren verschiedner Gattung nicht der Fall sei. In Beziehung auf die Arier habe erst kürzlich K. Hartmann erklärt, daß sie niemals als Urvolk existiert haben, sondern nur als eine Erfindung von Stubengelehrten, und lange vorher schon habe Virchow dasselbe gesagt. Französische Anthropologen hätte die Entartung der Pariser beschrieben. „Es ist an ihnen nicht bloß eine merkliche Abnahme der Körpergröße wahrzunehmen, sondern es zeigen sich auch Skrofulose, häufige Mißbildungen des Rückgrats, der Glieder, der Gesichtsknochen.“ Spätestens in der fünften Generation sterben die Pariser Familien aus, sodaß die Bevölkerung dieser Stadt des beständigen Zuflusses von außen bedarf. „Stellen wir uns vor, die Stadt Paris wäre mit dem Fortbestand ihrer Bevölkerung ausschließlich auf sich selbst angewiesen, so würden wir eine Entartung erleben, deren Produkt [in den paar

Generationen vorm Aussterben] unfehlbar als eine besondre Rasse bezeichnet werden würde, um so mehr, als es manche äußern Merkmale ganz deutlich von den übrigen unterscheiden." Da zu den genannten abändernden Einflüssen nun auch noch unaufhörliche Mischungen kommen, so schwinde jede Möglichkeit, zwischen den unzähligen Spielarten feste Grenzen zu ziehen und jede so umgrenzte Menschenzahl als eine besondre Rasse von den übrigen Menschen abzusperren. Namentlich die Bevölkerung Frankreichs sei stärker und aus zahlreichern Bestandteilen gemischt als die irgendeines andern Landes, und gerade dieser Mischung verdanke es seine hohe Kultur; der französische Geist sei die Quintessenz der europäischen Zivilisation und des allgemeinen Fortschritts; keine Hauptstadt erfreue sich eines so zahlreichen Fremdenzuflusses wie Paris.

Woltmann hat Finots Buch im vorigen Dezemberheft der Politisch-Anthropologischen Revue unter der Überschrift „Ein vorurteilsvolles Buch über das Rassenvorurteil" kritisiert. Finot stehe ja nicht allein, auch Ludwig Stein, Nordau, Herz und viele andre kämpften gegen die Rassenanthropologie. Aber sie alle überrage Finot „in der Folgerichtigkeit des Vorurteils und in der Unwissenheit sowie in der Dreistigkeit der Verdrehungskünste". Doch gebe es einen Abschnitt in dem Buche, dem man ein Verdienst nicht absprechen könne: er handle von der vulgären Völkerpsychologie, denn auf diesem Gebiete sei viel gesündigt worden. (Wundts großes Werk hat mit dieser „vulgären" Völkerpsychologie nichts gemein.) Wir finden Finots Buch doch auch noch in andrer Beziehung verdienstlich. Es ist notwendig, von Zeit zu Zeit auf die Unsicherheit der Ergebnisse der Rassenlehre und auf die vielfachen Meinungsverschiedenheiten ihrer Vertreter hinzuweisen sowie auch gewissen falschen Anwendungen entgegenzutreten, wie wir das denn selbst namentlich Ammon und Tille gegenüber sehr energisch getan haben. Um nur einen Punkt von untergeordneter Bedeutung hervorzuheben: für die Abschätzung der Schülerleistungen nach der Haar- und Augenfarbe ist das von Ammon bearbeitete Material viel zu dürftig, und die Ergänzung: der Nachweis, daß nach der Schulzeit die Braunen von den Blonden überflügelt werden, fehlt vorläufig noch. Freilich schießt Finot mit seiner Kritik weit über das Ziel. Es mag viele häßliche und dunkelgefärbte Europäer geben, die, neben einen Mongolen gestellt, sich von diesem im Typus gar nicht unterscheiden lassen; aber wer den durchschnittlichen Kaukasier vom Durchschnittsmongolen, Neger, Indianer nicht unterscheiden kann, der ist blind. Dagegen stehen wir dem hypothetischen homo mediterraneus und alpinus unsrer Rassentheoretiker skeptisch gegenüber. Falls diese Menschenarten existiert haben, sind sie entweder durch Vermischung der Weißen mit Mongolen und Negern entstanden, oder sie sind verschlechterte Abarten der weißen Rasse gewesen. Man sollte das Wort Rasse nur im ursprünglichen Sinne Blumenbachs anwenden oder noch besser auf die Unterscheidung von weißen, schwarzen und gelben Menschen einschränken, die Verschiedenheiten der Europäer und der Vorderasiaten aber nur als Spielarten bezeichnen. In der wissenschaftlichen Sprache

wenigstens. In der Unterhaltung mag man immerhin unter den Bewohnern eines Landes, die anthropologisch unzweifelhaft einer und derselben Rasse angehören, Leute von edlerer oder reinerer und von schlechterer Rasse unterscheiden. Woltmann schreibt ganz richtig: „Alle Rassen gehören zu derselben Gattung, und nichts ist natürlicher, als daß die Rassen nicht absolut voneinander geschieden sind, sondern daß sie sich in den einen Merkmalen einander nähern, in den andern voneinander entfernen. Aber Herr Finot will uns weis machen, daß die Konstanz dieser Unterschiede und ihre Dauer absolut von der Umwelt abhängig sei, daß z. B. alle Farbendifferenzen nur Quantitätsdifferenzen seien, und daß die Versetzung in ein andres Medium aus einem Blonden einen Braunen mache. Das entspricht aber absolut nicht den tatsächlichen Beobachtungen. Das »gewisse Medium« existiert nur in der Einbildung [hier schießt Woltmann über das Ziel]. Noch nie hat man beobachtet, daß durch die Umgebung aus einem Blonden ein Brauner geworden ist. [Wir haben in den Grenzbotenaufsätzen über »Anthropologische Fragen«, die als drittes Kapitel in die Schrift »Sozialauslese« aufgenommen worden sind, Zeugnisse dafür angeführt, daß Boden und Klima den Knochenbau, die Körpergröße, die Farbe der Menschen so gut wie die der Tiere verändern; für die Veränderung der Tiere existieren besonders zahlreiche Beobachtungen der Pferde-, Rindvieh- und Schafzüchter.] Wahrscheinlich ist in einer vergangnen geologischen Epoche [Periode] unter Milieueinflüssen einmal die blonde Rasse aus einer brünetten hervorgegangen; aber das ist eine ganz andre Auffassungsweise als die von Finot beliebte, als wenn sich die anthropologischen Merkmale in einer oder ein paar Generationen umwandelten."

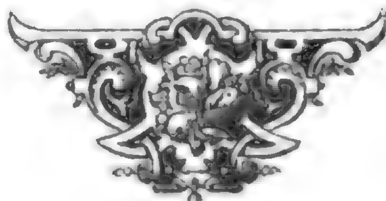
In den letzten Sätzen liegt die Schlichtung des Streits. Die ganze Frage ist eine Quantitätsfrage. Die einen überschätzen, die andern unterschätzen die Macht des Milieus. Die einen fordern für die Entstehung einer neuen Rasse einen längern Zeitraum, als ihn die andern bewilligen wollen. Daß die Rassen durch Milieueinflüsse entstanden sind, gibt auch Woltmann zu. Wie sollten sie auch anders entstanden sein, wenn das ganze Menschengeschlecht eine Gattung ausmacht? Daß dieses von Woltmann klar und deutlich ausgesprochen wird, ist ein Fortschritt, den die Biologie der Kritik der Opposition zu danken hat, denn manche ältern Affenliebhaber waren geneigt, die Verwandtschaft zwischen dem Menschen und dem Affen für näher zu halten als die zwischen dem Weißen und dem Neger. Wenn aber Woltmann behauptet, in historischer Zeit könne eine solche Verwandlung nicht vor sich gehen, dazu gehöre eine geologische, also wohl nach Hunderttausenden von Jahren zu bemessende Periode, so behauptet er zuviel. Es bleibt abzuwarten, ob nicht z. B. innerhalb tausend Jahren eine sich in Nordamerika reinblütig fortpflanzende Negerfamilie den Typus des homo europaeus annimmt. Finot macht sich in Beziehung auf das genannte Land zweier Übertreibungen schuldig. Er behauptet, die Europäer nähmen in Nordamerika den Indianertypus an; bisher ist aber bloß beobachtet worden,

daß sie dort lang und schlank werden. Und er behauptet ferner, viele Neger hätten sich in den Vereinigten Staaten schon so umgewandelt, daß sie von den Weißen nicht zu unterscheiden seien. Demgegenüber wird Woltmann Recht haben, wenn er feststellt, daß diese sogenannten Neger Mischlinge seien. Er schlägt jedoch wiederum die Veränderung, die mit den Negern in Nordamerika schon vorgegangen ist, zu gering an. Sehr interessante Beiträge zur nordamerikanischen Negerfrage enthält der zweite (1906 bei Duncker und Humblot erschienene) Band des sehr verdienstlichen Werkes: Baumwollenproduktion und Pflanzungswirtschaft in den Nordamerikanischen Südstaaten von Dr. Ernst von Halle. (Den ersten haben wir im 41. Heft des Jahrgangs 1897 besprochen; der vorliegende zweite erzählt die Geschichte des „Baumwollenkönigreichs" im Sezessionskriege und in der Zeit der Rekonstruktion der Südstaaten.) Halle zeigt, daß während der Sklaverei mit den Negern eine sehr vorteilhafte Veränderung vorgegangen ist in psychischer und sittlicher Beziehung, daß aber die Philanthropen, die sie vollständig befreiten und sie als Vollmenschen behandelten, schwere Enttäuschungen erlitten. Die psychische Konstitution ändert sich also, und zwar in historischer Zeit, aber langsam, und wenn der Schwarze als das behandelt wird, was er ethisch ist: als erziehungs- und leitungsbedürftiges Kind. Es ist nicht ganz korrekt ausgedrückt, wenn Woltmann sagt, bei Eintritt der Pubertät bleibe der Verstand still stehen. Der Unterschied des Schwarzen vom Weißen liegt auch nach erlangter Geschlechtsreife nicht in der Intelligenz, sondern, wie u. a. Dr. Schiele in den Grenzboten gezeigt hat, im Charakter, im Willen: der Neger bleibt mit der Charakterentwicklung auf der Knabenstufe stehen. Nun muß jede Erziehung einmal ihr Ziel erreichen und damit ein Ende haben; der Unterschied zwischen der Völkererziehung und der Individualerziehung des Europäerkindes besteht nur darin, daß jene mehrere Generationen beansprucht. Daß sie schließlich ihr Ziel erreicht, das haben ja die Deutschen, nicht eben zu ihrer Freude, an den Westslawen erlebt. Bei den Negern wird sie für die ganze Masse einige Generationen mehr beanspruchen, aber einzelne Individuen stehen, daran läßt sich nicht zweifeln, schon heute dem Europäer in Bildung und Charakter vollkommen gleich, wenn sich auch kein Genie unter ihnen findet. Eine wie lange oder nach rassentheoretischer Auffassung kurze Zeit aber die anatomische und die physiologische Umwandlung beansprucht, das muß die Zukunft lehren. Behaupten und vor der Zeit entscheiden wollen ist da nicht am Platze; qui vivra, verra. Eine der physiologischen Eigentümlichkeiten, die frühe Geschlechtsreife, ist zweifellos eine Wirkung des Klimas. Der stetig im Norden lebende Neger wird sie verlieren, wie sie das Kind des Nordländers durch ungeeignete Lebensweise schon, ohne in ein warmes Klima auszuwandern, erwirbt.

In seiner Schlußbetrachtung schreibt Finot: „Das Prinzip der menschlichen Gleichheit [soll heißen: die Tatsache, daß die Menschen aller Rassen zu einer und derselben Gattung gehören] hebt das Recht der Niedermetzelung sogenannter

niederer Völker auf und ebenso das von den einen beanspruchte Recht, über die andern zu herrschen." Ein Recht, andre Völker niederzumetzeln, hat, vom Falle der Notwehr abgesehen, der homo europaeus nicht. Und da auch die schwarzen und die gelben Menschen eben doch Menschen sind, so haben sie ein Recht darauf, als Menschen behandelt zu werden, nicht als Schlachtvieh oder als Arbeitstiere. Was aber die Herrschaft anlangt, so wurzelt das natürliche Recht auf solche in der unleugbaren Tatsache, daß es Menschen gibt, die zum Herrschen und Leiten befähigt sind, und andre, die der Leitung bedürfen und dabei zum Dienen geschickt sind. Das gilt nicht allein von den Weißen in ihrem Verhältnis zu den Farbigen, sondern auch von dem gegenseitigen Verhältnis verschiedner weißer Individuen und Volksschichten zueinander. Wenn ein zur Herrschaft Befähigter einen der Leitung Bedürftigen beherrscht, so fügt er diesem kein Unrecht zu, sondern erweist ihm eine Wohltat, gerade so wie der Erwachsne dem Kinde, das leitungslos zu lassen unrecht und grausam wäre. Unrecht wird nur dann begangen, wenn der Herrschende entweder den Untergebnen falsch leitet oder ihn schlecht behandelt oder ihn nach erlangter Charakterreife im Zustande der Unmündigkeit festhalten will. Ob Vollreife und gleiche Begabung aller erwachsnen Menschen und demnach Gleichheit aller in der Kraft, sich zu betätigen, im Recht, im Rang und im Vermögen, mit einem Worte die vollendete Demokratie, ein Ideal ist, dessen baldige Verwirklichung man wünschen müsse, das soll man nicht eher entscheiden, als bis man sich den Zustand einer solchen Demokratie im einzelnen ausgemalt hat. Dagegen kann man den Satz unterschreiben: „Statt das Vaterlandsgefühl zu zerstören, wird die rechte Vorstellung von Menschlichkeit es nur stärken und erhöhen; es ist dann kein brutaler Instinkt des Blutes mehr, sondern der gesteigerte Ausdruck eines gemeinsamen Ideals, gemeinsamer moralischer und materieller Interessen." In der Tat sind es gleichartige Bildung und gemeinsame Interessen, die eine Nation ausmachen. Aber der eigentümliche Wert einer Nationalkultur hängt doch zu einem großen Teil von der Begabung des in der ethnischen Zusammensetzung der Nation vorherrschenden Rassenbestandteils ab, und darum ist die Rasse zwar nicht die Wurzel des Patriotismus, aber ein Element, das seine Wärme erhöht und ihm seine eigentümliche Farbe gibt.

Carl Jentsch



Frauen in den Gemeindeverwaltungen

Von Marie Franz

Weder in den Land- noch in den Stadtgemeinden haben die Frauen das passive Gemeindewahlrecht; es ist ihnen also das Recht versagt, in die Gemeindevertretung gewählt zu werden. Die Städte schließen die Frauen auch von dem aktiven Gemeindewahlrecht aus, das heißt von dem Recht, die Gemeindevertretung zu wählen. Die Landgemeinden dagegen lassen in den Grundbesitzer- oder Eigentumsgemeinden das aktive Wahlrecht der Frauen zu. Das Königreich Sachsen zum Beispiel gewährt den unverheirateten Grundbesitzerinnen das selbständige Wählen, andre Staaten gestatten die Wahl durch einen männlichen Stellvertreter. Sachsen-Weimar-Eisenach und Koburg-Gotha gewähren die Wahl durch männliche Stellvertreter auch in den Bürgergemeinden, das heißt in solchen, in denen das Wahlrecht am Gemeindebürgerrecht haftet, und an den Bürgergemeinden des rechtsrheinischen Bayerns erhalten die Frauen das Wahlrecht nur, wenn sie Eigentümerinnen eines zu versteuernden Wohnhauses sind, oder falls sie sich unter den vier ersten Plätzen der Steuerzahler finden.

Das berufliche Leben stellt an den Mann sich immer mehr steigernde Ansprüche, er ist kaum imstande, den Anforderungen, die außerberuflich Staat und Gemeinde an ihn stellen, zu genügen, viel weniger ihnen in vollem Maße gerecht zu werden. Ich habe in meinem Artikel „Frauen als Vormund" (Grenzboten 1905, Nr. 28) darauf hingewiesen, wie auf dem so wichtigen Gebiete der Vormundschaft eine Entlastung des Mannes durch die Frau zugunsten des der Vormundschaft bedürfenden Kindes eintreten müsse im Interesse des öffentlichen Lebens. Auch hier, in den Gemeindeverwaltungen, macht sich die überlastete und dadurch erlahmende Kraft des Mannes mehr und mehr bemerkbar. Auch hier wird er freudig die Frau begrüßen, denn auch hier tritt sie ihm nicht als Konkurrentin entgegen, sondern als Helferin zur Seite. Es macht sich mehr und mehr die Schwierigkeit geltend, urteilsfähige Persönlichkeiten und leistungsfähige Kräfte für den Dienst der Gemeinde zu finden. Durch die Mitarbeit der Frau, der Frau der gebildeten Stände, wird sich diese Zahl der zur Verfügung stehenden Kräfte ungemein vergrößern.

Ferner läßt es sich nicht leugnen, daß die Frau von Haus aus in vielen Dingen praktischer, haushälterischer veranlagt ist als der Mann. Sie würde

vieles instinktiv richtig erfassen, was der Mann auf dem Umwege des Verstandes mühsam zusammensuchen muß, ihre praktischen Fähigkeiten würden sich im Haushalt der Gemeinde nützlich erweisen. Außerdem sind die Anlagen von Mann und Frau zwar durchaus gleichwertig, aber durchaus nicht gleichartig. Vieles sieht die Frau in einem andern Licht als der Mann. Es kann nun aber nie schaden, etwas in zweifacher Beleuchtung zu sehen, alles wird sich dadurch klarer und deutlicher zeigen.

Auch die Interessen der Frauen sind oft verschieden von denen der Männer. Manches, das bisher in der Gemeindeverwaltung zu kurz gekommen ist, würde durch darauf gerichtetes mütterliches Interesse seinen rechten Platz, seine nötige Beachtung erhalten. Die Gemeindeverwaltung würde also durch den Eintritt der Frauen eine größere Summe von Erfahrung, von Kenntnis der Zustände und von praktischer Einsicht erhalten. Ich denke an das große und wichtige Gebiet der Armen- und der Waisenpflege. In vielen Städten haben sich Frauen schon als praktische Arbeiterinnen auf diesem Gebiete bewährt. Die Zahl der Städte, die Waisen- und Armenpflegerinnen als städtische Beamtinnen anstellen, wächst zusehends. Es handelt sich nun aber auch darum, Sitz und Stimme bei der Gestaltung des Pflegewesens zu erhalten. Nicht nur treue Handlangerinnen sollen die Frauen bleiben, sondern sie müssen auch das Recht erhalten, selbständig ihre Urteile, ihre Erfahrungen verwerten zu können. Es würde wohl oft das fühlende Mutterherz der Frau den rechnenden Verstand des Mannes auf diesem Gebiete, das so wichtig für die Wohlfahrt der Gemeinde ist, ergänzen.

Nach dem weiten Gebiete der Armen- und Waisenpflege kommt dann das ebenso große und wichtige Gebiet der Schulverwaltung in Frage. Die letzte Zeit hat einerseits durch die Verhandlungen im Reichstag, andrerseits durch die Erörterungen auf dem Münchner Lehrertage die Augen weiterer Kreise auf die Lehrerinnen und auf die Schule mit ihren Forderungen gerichtet. Die Frauen, die als Mitarbeiterinnen im Mädchenschulwesen einen anerkannten Platz in der Schulverwaltung haben sollten, haben es sich sauer genug werden lassen müssen, ehe sie durch die Hinterpförtchen in die Verwaltung hineinschlüpfen konnten. Aber die preußischen Volksschullehrerinnen sind seit dem 28. Juli 1906 nun doch hineingekommen! Paragraph 44 des Schulunterhaltungsgesetzes sagt, daß sie zwar nicht zu den Personen, aus denen die Schuldeputation nach der Vorschrift des Gesetzes bestehn muß, gehört, aber zu denen, aus denen sie bestehn kann. Nach den Bestimmungen können der Mitgliederzahl der Schuldeputation nach nur große Städte in Betracht kommen, die sich den Frauen eröffnen. Paragraph 45, der von der Zusammensetzung der Schulkommissionen redet, enthält auch neben dem Lehrer das in einer Klammer stehende Wort „Lehrerin". Es wird die Aufgabe der Lehrerin sein, das Gesetz mit seinen Möglichkeiten auszunützen. Die Lehrerinnen allein tun es aber in der Schulverwaltung auch nicht. Genau so wertvoll wie der Rat und das Urteil des männlichen Laien muß auch Rat und Urteil des weiblichen Laien eingeschätzt werden. Gerade die Hausfrau und

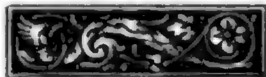
Mutter wird mit der Lehrerin erst den vollen weiblichen Einfluß zum Nutzen der heranwachsenden weiblichen Generation geltend machen können. Frauen müssen mit über die brennenden Fragen der Schulreform entscheiden. Ich kann hier nur einige Stichworte aufführen: Reform der höhern Mädchenschule, obligatorische weibliche Fortbildungsschulen, Haushaltungsunterricht usw. Das alles sind Fragen, bei denen das Urteil der Mutter genau so viel wiegt wie das des Vaters.

Ich brauche nur das Wort „Wohnungsfrage" zu nennen, um auf ein Gebiet hinzuweisen, auf dem die Frauen die Kenntnisse und Erfahrungen ihres eigensten häuslichen Lebenskreises für den Dienst der Gemeinde nutzbar machen könnten. Die kommunale Wohnungspflege ist ein Feld, das der Bestellung auch durch die Frauen wartet. Ich möchte nur ein ganz praktisches Beispiel erwähnen, das teils in das Gebiet der Schulverwaltung, teils hierher gehört. Die Bestrebungen der Kunsterziehungstage machen sich beim Bau neuer Schulhäuser bemerkenswert geltend. Man kann jetzt wirklich von Schulpalästen reden. Hätte man aber einmal eine praktische Frau vorher gehört, so würde man wissen, daß der höchste Schmuck eines Zimmers Reinlichkeit ist. Ich möchte jeder Stadt raten, laßt lieber alle Freskogemälde, alle mit Schnitzereien verzierten Schulbänke, alle kunstvoll gearbeiteten Treppengeländer usw. weg, aber setzt dafür durch, daß eure Klassen täglich naß ausgewischt werden, denn bei dem trocknen Kehren bleibt eben der berühmte Schulstaub zurück, der die schlechte Schulluft macht. Auch in der Frage der Arbeiterwohnungen können Frauen ihren praktischen Rat erteilen.

Endlich bleibt noch das Gebiet des Sanitätswesens zu erwähnen, das so groß und vielseitig ist, daß ich ebenfalls nur einiges hervorheben kann. Ruft nicht die Säuglings- und Wöchnerinnenfürsorge, das Hebammenwesen usw. förmlich nach der Frau? Bedarf man hier nicht der Frauen, um wirklich wirkungsvoll Frauen und Kindern helfen zu können? Auch das dunkle Gebiet der sittenpolizeilichen Aufsicht will ich hier nur streifen. Sollten Frauen, die an der Gemeindeverfassung ratend teil hätten, da nicht vieles ändern können? Würden sie nicht für Polizeimatronen, für weibliche Ärzte, für weibliche Inspektorinnen usw. eintreten? So gibt es viele Gebiete in der Gemeindeverfassung, auf denen die Männer bald die Erleichterungen spüren, die ihnen durch die helfenden Frauen zuteil würden. Was müssen nun die Frauen tun, um das Gemeindewahlrecht zu erlangen?

Die Frauen, die sich des Besitzes jetzt schon erfreuen, müssen ihr Recht in gewissenhaftester Weise ausüben. Die mit Gemeindeämtern betrauten Frauen müssen eingedenk sein, daß sie Pionierarbeit tun zur Einsetzung der Frau in ihre vollen Bürgerrechte. Alle Frauen müssen sich zunächst auf den einzelnen Gebieten des Gemeindelebens gründlich unterrichten (Damaschke, Aufgaben der Gemeindepolitik, Jena, G. Fischer), bei Fragen, die sich auf das Wohl von Frauen und Kindern beziehen, auch öffentlich ihre Meinung zum Ausdruck bringen. Es

darf endlich keine Gelegenheit versäumt werden, bei Änderungen in der Verfassung für eine Erweiterung ihrer Rechte einzutreten. Dabei aber sollen die Frauen eingedenk bleiben, daß die Erlangung von neuen Rechten nur dadurch Bedeutung für sie erhält, als sie dadurch wirkungsvolle Pflichten auf sich nehmen können zum Segen für die Gesamtheit.



Madeira

Von Klara Fincke

ie landschaftliche Schönheit der lieblichen Insel ist nicht nur von vielen Tausenden Leidender gepriesen worden, die hier, im Reiche des ewigen Frühlings, Genesung nach langem Siechtum fanden, auch mancher Dichter hat Madeiras Lob gesungen. So ist der Naturfreund darauf vorbereitet, hier ein gar wunderholdes Stückchen Erde vorzufinden. Aber jede Erwartung, und sei sie noch so hochgespannt, wird bei der Wanderung durch dieses Märchenparadies übertroffen, das Bodenbeschaffenheit, Klima und Vegetation gezeitigt haben.

Deutlich offenbaren die schneegekrönten Bergketten unserm forschenden Auge den Werdegang dieses Stückes der Schöpfungsgeschichte, denn mustergiltig wie in einem Lehrbuch der Geologie sind die Steinlagerungen des gewaltigen Vulkangebietes, dessen steil abfallende Felsenriffe zu den höchsten der Welt gehören. Dabei ist das Areal der Insel nicht größer als das der Stadt London. Der Gebirgszug, auf dessen höchstem Gipfel Madeira liegt, steigt westlich von der afrikanischen Küste, 10 Grad nördlich vom Wendekreis des Krebses aus dem tiefsten Teil des Atlantischen Ozeans empor, und vom Meeresboden an gerechnet ist die Bergkette genau so hoch wie der Himalaja. Ein südlicher Zweig des Golfstromes umspült das Eiland.

Wenn man vom Meer aus die Küste betrachtet, kann man in der Umgebung des Pico ruivo, der der höchste Gipfel Madeiras ist, deutlich gewahren, wie einst Lavamassen von hier nach allen Seiten herabgeflossen sind. An verschiednen andern Punkten der Insel hat die See das etwas mit Kalk untermischte Gestein des Ufers unterwaschen, und es sind dadurch Höhlen entstanden, die unter dem Meeresspiegel liegen. Zur Zeit der Flut verdrängt das hineinwogende Wasser die in den Höhlungen befindliche Luft, und es steigt, das kalkige, poröse Gestein durchdringend und jäh emporspritzend, in reizenden, natürlichen Springbrunnen auf, die das Entzücken des Schauenden bilden. An andern Stellen der Küste haben die Wellen im Laufe von Jahrtausenden ihr Zerstörungswerk an aufgetürmten Lavawänden ausgeübt und sie zur Hälfte fortgerissen, sodaß man die Querschicht zu sehen bekommt. Diese weist die ganze Farbenskala auf, vorherrschend sind dunkelblaue und gelbe Partien, deren Lagerungen deutlich voneinander geschieden sind. Da das Aussehen stellenweise dem goldhaltigen Boden Südafrikas ähnelte, kamen Spekulanten auf den Einfall, auf Madeira Gold zu suchen. Aber wie Kundige voraussahen, mußten diese Versuche erfolglos bleiben, da man Metall nur in altem, niemals in vulkanischem Gebiete suchen darf. Der Basalt, aus dem die Berge bestehn,

bietet dem entzückten Auge bei Sonnenaufgang mit seinem feurigen Rot einen unvergleichlichen Anblick. Es scheint, als ob das Gestein von einem mächtigen unterirdischen Feuer durchglüht sei.

Den Beinamen „Insel der Glücklichen" verdient Madeira schon wegen des herrlichen, gleichmäßigen Klimas, das bei erfrischenden örtlichen Winden niemals eine zu hohe Temperatur erreicht. Früher vermutete man, daß ehemals eine Verbindung mit dem afrikanischen Festlande bestanden habe, die später durch Erdbeben vernichtet worden sei. Doch sind die Geologen der Gegenwart von dieser Annahme abgekommen, da keine Gleichartigkeit des Bodens mit dem des schwarzen Erdteils erkannt worden ist, und da sich auch keine der dort vorkommenden Tiergattungen vorfindet. Aber eine wahrhaft afrikanische Flora prangt auf der verwitterten Lava Madeiras. In den Tälern, besonders in der Umgegend von Funchal, gedeiht das Zuckerrohr so gut wie die Banane, tropische Akazien, Palmen, Mimosen, Agaven, Korkeichen, Kampfer-, Weihrauch- und Drachenbäume. Auf halber Höhe der Berge finden wir eine Vegetation fast deutschen Charakters, untermischt mit Kamelien, Azaleen, Rosen aller Art, Heliotropen in Manneshöhe und Callas, die in vielen Tausenden von Riesenexemplaren das ganze Eiland überdecken. So reichen sich Norden und Süden die Hand. Auf den in Schnee gehüllten Bergkuppen wachsen bis zur Vegetationsgrenze dieselben Koniferen wie auf den höchsten Gipfeln Norwegens.

Dem natürlichen Mangel an Wasser hat die portugiesische Regierung, seit sie Besitz von der Insel ergriffen hat, durch die Einrichtung des Levadasystems abgeholfen. Im Sommer fällt monatelang kein Regen, und die Trockenheit, die an der Küste allerdings durch Seenebel etwas gemildert wird, würde auf den Bergen eine rationelle landwirtschaftliche Bestellung des Bodens ohne künstliche Bewässerung ganz unmöglich machen. Diese wird durch äußerst primitive offne Wasserrinnen bewirkt, Levadas genannt. In der Regenzeit des Winters sammelt sich das reichlich vom Himmel strömende Naß in großen gemauerten Reservoirs, deren Inhalt zu den einzelnen Grundstücken hingeleitet wird. In einfachster Art und Weise kann jeder Besitzer Partien seines Landes überschwemmen. Man braucht nur einen mäßig großen Stein in die ziemlich flache Rinne hineinzulegen, und man hat den Zweck, das Wasser sich stauen zu lassen, in wenig Minuten erreicht. Es kommt aber auch häufig vor, daß halb Funchal überschwemmt wird, wenn durch einen tückischen Zufall ein Hemmnis in einen der nach der Hauptstadt führenden Kanäle gerät.

Jedes Gehöft hat das Recht, ein bestimmtes Quantum von dem Inhalt der gemeinsamen Reservoirs zu verbrauchen, worüber es gewisse Privilegien gibt. Sie stammen noch aus alter Zeit, als es galt, die damals noch unbewohnte Insel zu bevölkern. Die Regierung teilte das Land in bestimmte Bezirke, Capitanias, ein, die sie an portugiesische Familien verschenkte. Die Nachkommen dieser ersten Ansiedler sind zum Teil noch hier ansässig und gehören den Adelsgeschlechtern des Landes an. In den letzten Dezennien wurde allerdings viel Land durch Verkauf zerstückelt.

Das geschichtliche Alter Madeiras reicht nicht sehr weit zurück. Zwar berichtet die Sage, daß die Insel ebenso wie die Westküste Afrikas bis zum Kap der guten Hoffnung schon im Altertum bekannt gewesen, man nimmt sogar an, daß Madeira für einen Teil der mythischen „Atlantis" angesehen worden sei. Aber bei der Völkerwanderung verlor sich die Kenntnis des Eilandes vollständig. Erst 1419, nachdem zwei Jahre vorher die Kanarischen

Inseln durch portugiesische Karawelen, von Heinrich dem Seefahrer ausgesandt, entdeckt worden waren, fand man Madeira auf. João Gonçalves, mit dem Beinamen Zarco, das heißt „der Blauäugige“, nahm die Insel für den damals regierenden König von Portugal, João den Ersten, in Besitz. Bald darauf fand die Kolonisierung statt. Zum Hauptort wurde der an der Südküste liegende Flecken erhoben, der sich an einem von der Natur gebildeten Hafen hinzog. Die Ufer waren dicht mit Fenchel, Funcho, bewachsen, weshalb man den Ort, der später die Hauptstadt der Insel wurde, Funchal benannte. Sie hat heute etwa 34 000 Einwohner.

Während der Kriege, die Portugal im sechzehnten Jahrhundert mit Spanien führte, fiel Madeira an diesen Staat, in dessen Besitz es von 1580 bis 1640 blieb. Dann kam es wieder an die Krone Portugal zurück. In den Napoleonischen Kriegen stellte sich die Insel zweimal unter den Schutz des verbündeten England. Schwer heimgesucht wurde Madeira im Bürgerkriege von 1826, als nach dem Tode João des Sechsten dessen zweiter Sohn Miguel, von seiner Mutter Maria Joaquina unterstützt, unberechtigte Ansprüche auf den Thron erhob. Die Kämpfe, die von der miguelistischen Partei mit unerhörter Grausamkeit geführt wurden, dauerten acht Jahre, die mit ihren Schrecken noch als traurige Erinnerung bei manchem der im Greisenalter stehenden Einwohner der Insel im Gedächtnis haften geblieben sind.

Unter der Königin Maria Segunda kam dem schwer geprüften Lande der Friede wieder, und nach ihrem Tode behielt ihr Gemahl, ein deutscher Fürst, Prinz Ferdinand von Koburg-Gotha, als segensreich wirkender Regent für seinen minderjährigen Sohn, Pedro den Fünften, die Herrschaft über Portugal. Mit diesem Könige faßte das konstitutionelle Prinzip im Lande festen Fuß und hat besonders in Madeira einen guten Halt.

Wenn man durch die Straßen Funchals wandert, scheint es, als ob die Stadt den Dornröschenschlaf nicht seit einem, sondern seit einer Reihe von Jahrhunderten geschlafen habe. Enge, gewundne Straßen, Häuser, die mit ihrem eintönigen Kalkbewurf einen halb klösterlichen, halb gefängnisartigen Eindruck machen, die Abwesenheit alles architektonischen Schmucks bei den Gebäuden, ein Gewirr hochwandiger Gänge, die regellos zwischen den Quintas, das heißt Besitzungen mit Gärten, hindurchführen, alles dieses läßt den Glauben in uns aufkommen, daß der am Meere liegende Teil von Funchal von dem rollenden Rad der Zeit unberührt geblieben sei. Um das Straßenpflaster ist es besonders schlimm bestellt, es besteht aus kleinen, der Meeresbucht entnommnen Kieseln, deren scharfe Kanten jedes Schuhwerk unbarmherzig zerschneiden. Trottoir ist hier unten ein unbekannter Luxus. Alle Errungenschaften moderner Verkehrseinrichtungen beginnen erst im Gebiete der Sanatoriumsgründungen, die vor drei Jahren ins Leben gerufen worden sind. In einer Höhe von 300 Metern, an der Bahnstation Santa Anna liegend, erhebt sich inmitten herrlicher alter Parkanlagen die Quinta gleichen Namens, ein Hotelbau, der allen hygienischen Anforderungen der Neuzeit entspricht, und auf dem dazu gehörigen 70 000 Quadratmeter umfassenden Terrain etwas weiter oberhalb die Villa Amelia. Beides sind Prachthotels, die jedoch mit ihren Riesenpreisen leider nur für die „obern Zehntausend“ in Frage kommen können.

Die großen Hoffnungen, die man besonders in Deutschland auf die Gründungen des Prinzen Hohenlohe setzte, haben sich leider nicht erfüllt. Das Unternehmen sollte finanzielle und hygienische Zwecke verbinden, und eine

Reihe von Sanatorien sollte ins Leben gerufen werden, bei denen keine Zwischenstufe vom Palast bis zum Hospital fehlte. So wäre auch weniger Bemittelten die Möglichkeit geboten worden, eine dieser Lungenheilstätten zu besuchen. Es fanden sich unter andern eine Reihe deutscher Kapitalisten, die sich besonders in Ansehung des guten Zwecks mit dem Prinzen, der selbst ein Riesenvermögen einsetzte, verbanden. Die portugiesische Regierung erleichterte den Interessenten die Gründung durch teilweise Befreiung vom Zoll für das eingeführte Baumaterial und gewährte außerdem Aussicht auf viele Vorteile. Alles schien aufs beste eingeleitet zu sein, nachdem Autoritäten wie Doktor Fränkel und Doktor Panwitz, die zum Komitee gehörten, die gesundeste Lage für die Heilstätten erwählt hatten. Leider aber entstanden bald Mißhelligkeiten unter den Gründern, Doktor Panwitz trat zurück und wandte seine ärztliche Kraft Teneriffa zu, der König von Portugal hielt bedauerlicherweise seine Versprechungen nicht, und die Sache geriet ins Stocken. Neuerdings hat die Übertragung der Konzession für das Madeirasanatorium des Prinzen Hohenlohe auf den britischen Kapitalisten John Williams stattgefunden, nachdem dem portugiesischen Parlament ein Gesetzentwurf unterbreitet worden war, und so liegt es auf der Hand, daß die Gegenströmung von England kam, dessen Einfluß bisher auf Madeira nach allen Richtungen bestimmend gewesen ist. Das deutsche Syndikat erhält für seine Rechte 500000 Pfund Sterling. Die Konzession gilt für dreißig Jahre. Man erwartet in Portugal, daß die lange zwischen diesem Reich und England bestehenden Differenzen nun beendet sein werden.

Wer, wie wir, längere Zeit nicht nur auf Madeira, sondern auch auf dem portugiesischen Festlande gelebt hat, kennt die Abhängigkeit des iberischen Herrschers England gegenüber. Der König Dom Carlos hat alle Ursache, sich zu fügen. Schon vor sieben Jahren schien Portugal seinem Ruin entgegenzugehn, den damals aber das berühmte „Convenio“ durch Lösung der klerikalen Frage und Schaffung des Bündnisses mit England noch abwandte, das neben andern Vorteilen den portugiesischen Kolonialbesitz garantiert. Die Goldvaluta, die damals auf 60 Prozent stand, ist um mehr als die Hälfte, auf 23 Prozent gesunken, sodaß das Papiergeld wieder einen annehmbaren Wert erhalten hat. Aber das Protektions- und Aussaugungssystem blüht ungehindert weiter. Von mancher Seite wird bei der Erbitterung der breitern Volksschichten eine blutige Auflehnung gegen die Regierung befürchtet. Optimistischer denkende jedoch hoffen, daß Portugal unter der fürsorglichen Vormundschaft Englands in seiner Administration der Gesundung zugeführt werde.

Wenn auch die Blütenträume nicht gereift sind, die wir Deutschen für Madeira erhofften, so werden doch die Sympathien, die sich Prinz Hohenlohe für sein geplantes Unternehmen im deutschen Vaterlande gewann, viele unsrer leidenden Landsleute hierher führen, an denen es früher fast gänzlich fehlte. Und mit Stolz werden es sich diese Besucher vergegenwärtigen, daß deutsche Gewissenhaftigkeit und sanitäre Fürsorge erst den Boden für das Gedeihen des Unternehmens vorbereitet haben. Spottete doch schon die Beschaffenheit des Trinkwassers bisher jeder Beschreibung. Es war allgemein bekannt, daß nur drei Wasserläufe auf der Insel ohne Gefährdung für Gesundheit und Leben zu gebrauchen waren. Alle übrigen enthielten Typhuskeime. Nun behauptete jeder Hotelbesitzer, *sein* Wasser im Hause stamme aus einem dieser drei Borne, und die Fremden, die es glaubten und davon tranken, holten sich, wenn sie keine widerstandsfähige Natur hatten, den Tod. Es gibt wohl keine auf

Madeira längere Zeit lebende Familie, die nicht einen oder mehrere Angehörige durch die furchtbare Seuche verloren hätte. Die in den Hotels erkrankten Gäste konnten in kein Krankenhaus gebracht werden, denn das einzige noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Hospital war in einem völlig verwahrlosten Zustande. So blieb der Typhuskranke in seinem Hotelzimmer, wo man ihm, wenn es seine Mittel erlaubten, eine englische Pflegerin — nurse — bestellte. Daß die Keime, da keine Isolierung möglich war, in vielen Fällen neue Opfer ergriffen, konnte nicht wundernehmen.

Jetzt aber sorgen die von Siemens und Halske in der Villenkolonie angelegten Ozonwerke für die Sterilisierung des Trinkwassers. Ein Meer von elektrischem Licht erhellt die neuen prächtigen Heimstätten und wird nach und nach durch ganz Funchal geleitet werden, das bisher abends in undurchdringliches Dunkel gehüllt und deshalb gänzlich unpassierbar war.

Da eine hygienische Überwachung vollständig fehlte, tummelten sich früher die im Leprahospital untergebrachten Kranken — ungefähr sechzig an der Zahl — ganz gemütlich auf den Straßen umher oder hockten am Wegrande, um die grauenhaft entstellten Hände nach milden Gaben auszustrecken. Hatten sie etwas erhalten, so setzten sie ihre Reismünzen beim Kaufmann in Zucker und Kaffee um. Auf die Einwendungen Fremder an zuständiger Stelle über diese Zustände wurde man ermahnt, den Unglücklichen doch die kleine Aufbesserung ihrer traurigen Lage durch diese Almosen nicht zu mißgönnen. Auch rechtfertigte man den Aufenthalt der Leprakranken in den Straßen mit dem Hinweis darauf, daß sie sich im Hospital gar zu sehr langweilten!

Allen diesen haarsträubenden Mißbräuchen ist jetzt ein Ende gemacht worden, und keiner der heilungsuchenden Brustleidenden braucht mehr zu fürchten, wenn er der Genesung von seiner Krankheit entgegensieht, eine der hier grassierenden, noch furchtbarerern Seuchen dagegen einzutauschen.

Aber nicht nur tuberkulöse Kranke, sondern auch Nervenleidende und Erholungsbedürftige sehen alle Bedingungen für einen angenehmen und ersprießlichen Aufenthalt erfüllt. Und eine Menge Vergnügungsreisender kommen mit den Luxusdampfern hier an, die auf der Reede von Funchal vor Anker gehn. So berührte die Maria Theresia mehrmals auf ihren Weltreisen Madeira, im Januar 1904 hatte sie das erbprinzlich meiningische Paar an Bord. Wie lebhaft die Handelsverbindungen sind, sieht man an den hier einlaufenden Dampfern fast aller seefahrenden Nationen, darunter sind viele brasilianische Schiffe, die vor Funchal ankern, um Kohlen einzunehmen, bevor sie ihre Fahrt weiter fortsetzen. Manchen deutschen Landsmann konnte man hier auch begrüßen, als die vom Deutschen Reich ausgesandten Kriegsschiffe, die zur Niederwerfung der Hereros nach Westafrika gingen, Station machten. Nun ruhen viele von denen, die begeistert in den Kampf zogen und hier in goldnem Madeirawein auf Sieg und glückliche Rückkehr tranken, in afrikanischer Erde!

Das Seemannshospital, das nur ein Genesungsheim für erkrankte Seeleute ist, lugt so freundlich aus seinem reizenden Garten hervor, als ob es jedem Leidenden, den es gastlich bei sich aufnimmt, Genesung verheißen wolle. Es wurde 1881 von einem Manne deutscher Nationalität, dem Doktor Goldschmidt, ins Leben gerufen. Es fing sehr bescheiden an, ist aber heute eine mit allen Hilfsmitteln moderner Krankenpflege ausgestattete Musteranstalt. Von hier aus erscheint das gleitende Leben der vorüberziehenden Schiffe wie ein fernes Wandelbild, wenn ihr Kiel die in der Sonne wie geschmolznes

Silber erglänzende Oberfläche des Meeres durchfurcht. Von hier aus hat man auch den köstlichsten Blick auf Funchal mit seinen amphitheatralisch aufgebauten weißen Häusern, dem Grün der Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen, wozu der wie eine Glasglocke darübergedeckte azurblaue Himmel die reizendsten Kontraste abgibt. Der Hauptpunkt ist nach der Landseite zu das malerisch emporragende alte Fort, das heute allerdings nur als Erinnerungszeichen aus frühern Zeiten gilt, da seine Mauern modernen Geschützen keinen Widerstand zu bieten vermöchten. Es ist von einer dichten Decke violetter Blumen überwuchert, durch die die Überreste des einst stolzen Baues wie mit einem köstlichen Sammetteppich geschmückt erscheinen.

Wollen wir die wahrhaft berauschende Pracht tropischer Vegetation auf uns wirken lassen, so müssen wir den Kasinogarten von Funchal, die Quinta vicia, besuchen. Auf schroffem Felsenufer liegend, an dessen Fuß die Wellen des Ozeans schäumen, bietet der Park mit seinen vielhundertjährigen Palmen, seinen Rosenhecken, die mit Kamelien, Strelizien und Bougainvillien abwechseln, einen paradiesisch schönen Aufenthalt. Hier verlebt man Stunden seligen Träumens und vergißt, während der linde Hauch der Luft uns tausend süße Düfte zuträgt, daß man sich in einer Jahreszeit befindet, während der in der deutschen Heimat die Erde im Frost erstarrt ist.

Schauen wir von der Brüstung nach links hinunter, so erregt der „Ilheo“ unsre Aufmerksamkeit. Es ist eine kleine, natürliche Felseninsel, durch eine gewundne Steinmauer mit dem Lande verbunden, eine Anlage, die Fort und Hafen miteinander verknüpft. Nahe bei der Küste am Kai ragt der Leuchtturm empor, in seiner Nachbarschaft steht das Gouvernementsgebäude, an dem eine herrliche Platanenallee vorüber bis zum „Passeio“ führt. Dieses ist ein von Magnolien beschatteter Platz, der besonders bei den Einheimischen als beliebte Promenade gilt, ebenso versammelt man sich allabendlich im großen Stadtgarten, um zwischen saftigen Rasenflächen und bunten Blumenbeeten lustwandelnd den Klängen der Militärkapelle zu lauschen.

Etwas weiter landeinwärts überragt die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Kathedrale das Häusermeer. Sie weist einen merkwürdigen Mischstil auf. In einem dazu gehörenden Kloster finden „Strohwitwen“ Aufnahme, die von ihren eifersüchtigen Ehemännern, deren Beruf sie zeitweise von Madeira fernhält, in geistliche Obhut gegeben werden. Weiter wird unser Blick durch das Hospicio da Donna Amelia gefesselt, das halbversteckt unter Palmen liegt. Es ist eine Stiftung der Kaiserin von Brasilien gleichen Namens. Das Haus sollte ursprünglich ihrer lungenleidenden Tochter zur Heilstätte dienen. Aber die Krankheit war schon zu weit vorgeschritten, und die Prinzessin erlag ihr an diesem paradiesisch schönen Ort, wo ihr das Scheiden von der schönen Erde wohl doppelt schwer geworden sein mag. Für dieses Fürstenkind war Madeira wie für viele, die zu spät hierher kommen, nur noch „die blumengeschmückte Insel der Toten“, wie sie ein portugiesischer Dichter poetisch bezeichnet hat.

Wenden wir den Blick nach Westen, so sehen wir eine der Bucht von Funchal ähnliche Gliederung des Felsenufers. In pyramidenartiger Steilheit erhebt sich das Fischerdorf Camara do Lobos. Die Ortschaft ist auf dem See- wie auf dem Landwege bequem zu erreichen. Das Cabo Girão bildet einen großartigen Hintergrund. Die wild zerklüftete Küste zeigt deutlich, daß hier einst ein mächtiger Lavastrom ins Meer geflossen ist, der nach seiner Erstarrung einen pittoresken Felsenwall im Wasser gebildet hat. Das Kap

selbst ist nur von der Seeseite her zu besteigen. Man gelangt im Boot in kurzer Zeit zu dieser Riesenwand, die eine weite und überwältigende Aussicht darbietet.

Die Mitte der Insel zeigt kein Plateau, sondern zahllose, spitze Felsenzacken. Berühmt ist eine in den Leib des Eilandes eindringende kesselförmige Schlucht, der „große Curral“ genannt, mit dem in Abgrundtiefe liegenden Kloster der Nonnen von Santa Clara. Wie eine Ringmauer umschließen die wildverworrnen Gipfel, Grate und steilen Wände dieses Tal, nur auf der Südseite dem Bergflüßchen einen schmalen Ausgang freilassend. Zu dieser Szenerie voll ernster Majestät bildet Herdengeläut, das aus der Tiefe traulich zu uns emporklingt, einen freundlichen Gegensatz. Diese sanften Töne, gemischt mit dem Klingen der Klosterglocken, schmeicheln sich als harmonischer Akkord in unsre Seele, die hier oben in der weltentrückten Felseneinöde erschauert, wo nur noch der Falke seine Kreise zieht.

Welchem von den vielen andern Ausflugsorten der Vorzug gebührt — wer vermöchte es zu entscheiden! Calheta, ein an der Südküste malerisch liegender Ort, Machico im Osten, beide auf dem Wasserwege erreichbar, ebenso die Nordküste von Madeira, diese mit Urwäldern von Lorbeeren, bieten die erlesensten Naturgenüsse. Besonders lohnend ist eine Partie nach Rabaçal. Schon die drei Stunden dauernde Seefahrt ist ein Genuß. Man muß bei Sonnenaufgang dorthin aufbrechen, wenn man das Farbenspiel bewundern will, das beim Morgengrauen die Küste überstrahlt. Die Ausschiffung, nachdem man den Dampfer verlassen hat, ist allerdings etwas lebensgefährlich. Man muß in kleine Barken hinübersteigen, die von kräftigen Männern an Seilen die steinige Küste hinaufgezogen werden, die sich in einem Winkel von 45 Grad zur See neigt. Ist diese etwas gewagte Beförderung überstanden, dann wird man in Hängematten aufwärts getragen. Nach einer halben Stunde befindet man sich in einer Höhe von 600 Metern und sieht die Bucht von Calheta mit ihren grotesken Felsgruppen unter sich liegen. Hier oben finden wir ein kleines Kirchlein, das mit seiner augenblendenden innern Pracht der armen Bevölkerung, die in mehr als elenden Behausungen wohnt, als ein wahres Paradies gelten mag. Nach kurzer Rast geht die Reise weiter, und nach zwei Stunden ist ein ungeheurer Felsen erreicht, aus dessen 20 Meter hohem Tunnel uns eisige Luft entgegenschlägt. Er führt nach dem Rabaçal und ist dazu gebaut worden, die Levada, deren wir schon erwähnt haben, nach dem Süden zu leiten, da die Nordseite Wasser im Überfluß hat. Wir betreten den stockfinstern Tunnel, den die Führer durch brennende Fackeln erleuchten, die von langen Schilfbüscheln gebildet sind. In der Mitte des Ganges erhebt sich eine Mauer, die das Wasser nach der einen Seite hin abdämmt. Die andre Seite, die trocken sein *sollte*, zeigt sich als ein schwer passierbarer Sumpf. Nach mühevoller Wanderung begrüßen wir endlich das goldig von außen hineinscheinende Tageslicht. Ein sonniges kleines Tal breitet sich unten aus, während sich daneben ein fast senkrecht aufsteigender Fels erhebt, von dem in ungebändigter Gewalt die Wasserfluten hinabströmen. Auf der Spitze des Felsens stehen die von der Regierung gebauten Unterkunftshäuser, wo man zwar ein sehr primitives, aber hochwillkommnes Obdach findet.

Großen Genuß gewährt auch ein Ausflug nach der Quinta Palheiro, einem fast fürstlichen Privatbesitz mit einem Kamelienhain von überreicher Blütenpracht, der ein reizendes Schlößchen umgibt. Etwas unterhalb davon liegt Quinta Eichenhorst, einer deutschen Familie gehörend. Es ist ein quellen-

durchrauschtes Eden, worin Berg und Tal mit herrlichen Eichen und Bäumen südlicher Herkunft abwechseln. Es macht einen herzerfreuenden Eindruck, mitten im portugiesischen Gebiete die deutsche Flagge vom Söller des Hauses herabwehn zu sehen. Gegenüber dieser traulichen Heimstätte liegt die Quinta Tonquinhos, dem frühern Gouverneur von Madeira, Doktor von Almada, gehörend. Der Park ist ein wahres Juwel der Gartenkunst; wir bewunderten unter der sorgfältig gepflegten Blumenpracht Kamelien von der Größe eines Kinderkopfes und in den herrlichsten Schattierungen, besonders in Rot, von der zartesten Pfirsichfarbe bis zum schwarzrötlichen Ton.

Einen wunderschönen Aufenthalt bietet besonders in der wärmern Jahreszeit Park und Hotel Belmonte, mit der Zahnradbahn, die an Quinta Anna und Quinta Amelia vorbeiführt, erreichbar. Hier spürt man in der köstlichen Bergluft nichts von der Tyrannei der Sonne. Belmonte ist ein besonders beliebter Punkt, den auch viele Berühmtheiten aufgesucht haben, so unter andern Lord Chamberlain, auch — Louis Botha, der nach Beendigung des Burenkriegs hier Erholung zu finden hoffte. Fonte do Monte ist ein im Schatten alter Eukalyptusbäume liegender Brunnen in der Nähe. Die Szenerie ist von einem wahren Märchenzauber umweht. Um von hier aus zu Tal zu fahren, pflegt man sich der Gleitschlitten zu bedienen, die mit unheimlicher Schnelligkeit zu Tal sausen. Zwei Männer, die das Gefährt mit starken Seilen dirigieren, indem sie zur Seite des Schlittens laufen, sorgen dafür, daß kein Unglück geschieht. Ist die Fahrt beendet, dann tragen sie ihn auf dem Kopfe wieder bergauf, was ein gar saures Stück Arbeit ist.

Ergötzlich ist der Anblick der Ochsenkarren, die auf Madeira statt der Wagen gebraucht werden, da diese bei dem bergigen Terrain nicht verwendbar wären. Die Karren sind größere Schlitten, aus einem offnen Kutschenkasten bestehend, der auf zwei mit Eisen beschlagnen Holzleisten angebracht ist. Ein paar geduldiger Hornträger sind vorgespannt. Diese Vehikel gehören so recht zum Straßenbild von Funchal. Wer nicht gut zu steigen vermag, bedient sich, um die Bergspitzen zu erreichen, der Hängematten, die mit Schattendach und zierlichem Schleifenausputz versehen sind, und die besonders von Leidenden bevorzugt werden. Vielfach wird auch geritten. Der Vermieter des kostbaren Rößleins ist zugleich dessen Treiber, und unverdrossen trabt er auf Schusters Rappen hinter dem Reiter her. Statt der Peitsche führt er einen an einem Stabe befestigten Kuhschwanz mit sich, um dem Pferde die Fliegen abzuwehren. Dessen bedienen sich auch die Reiter, die auf eignem Rosse einhertraben. Sie bieten damit kein sehr sportmäßiges, dafür aber ein desto drolligeres Bild.

Als wahre Virtuosen in der Kunst des Bergkletterns können wir auf Ausflügen die Gebirgsbewohner bewundern. Die in der ganzen Welt bekannte und geschätzte Madeirakorbflechterei wird hauptsächlich in den Bergen betrieben, und oft sieht man Frauen mit fertigen Waren, darunter besonders umfangreiche Weidenstühle, die sie zu halben Dutzenden auf dem Kopfe balancieren, die schwindelnd steilen zur Stadt führenden Felspfade sicher entlang gehn.

Die bedeutendste Einnahmequelle für die Frauen aus dem Volke ist die Madeirastickereiindustrie. Nach den Listen des Zollamts werden jährlich gegen 34000 Kilogramm fertige Stickereiwaren von Funchal ausgeführt. Mehr als 20000 Frauen und Mädchen erwerben sich ihren bescheidnen Lebensunterhalt durch Ausübung dieser Kunstfertigkeit. Auch Kinder im zarten Alter, sogar kleine Jungen von vier Jahren an, betätigen sich unter Anleitung ihrer Mütter im Sticken.

Sehr alt ist diese Industrie noch nicht, sie besteht erst seit sechzig Jahren. Anfangs lag der Stickereihandel ausschließlich in englischen Händen, und die ziemlich kunstlos ausgeführten Arbeiten wurden hauptsächlich nach der Quantität berechnet. Erst als diese Industrie von deutschen Firmen betrieben wurde, stieg sie im Laufe ihrer Entwicklung zu einer nie geahnten Höhe empor. Heute gibt es vierzehn Welthäuser in dieser Branche, von denen die Hälfte portugiesisch, die andre deutsch ist; unter den deutschen nimmt die Firma Reichmann — jetziger Inhaber Wartenberg — weitaus den ersten Rang ein. Die deutsche Regierung kommt den deutschen Madeirastickereilieferanten dadurch sehr entgegen, daß sie ihnen den Zoll bedeutend erleichtert. Die aus dem Deutschen Reich zur Verarbeitung bezognen Stoffe und Garne dürfen nach ihrer Rückkehr von Madeira als Stickereien zollfrei wieder nach Deutschland eingeführt werden. Das war allerdings eine sehr notwendige Maßnahme, denn die Zölle, die für Rohstoffe in der Bekleidungsbranche an den portugiesischen Staat gezahlt werden, sind so enorm, daß der Verdienst der Handelshäuser außerordentlich geschmälert wird. So klingt es kaum glaublich, daß zum Beispiel ein Kilogramm Seidenstoff 12 Milreis Zoll kostet. (1 Milreis = 3 Mark 60 Pfennige, also 44 Mark.) Dabei ist dieses nur die direkte Steuer für soviel Seide, wie man ungefähr zu einem Kleide gebraucht. Es kommen noch weitere Abgaben für den „Despachant", den Unterbeamten, dazu, sodaß die Rechnung auf 50 Mark anschwillt.

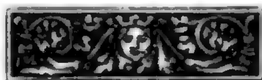
Die Verfertigerinnen der vielbewunderten Nadelkunstwerke verdienen täglich durchschnittlich 70 Pfennige nach unserm Gelde, eine Summe, die sie, bei der wirklich rührenden Bedürfnislosigkeit, die die untern Klassen auszeichnet, für einen kleinen Schatz ansehen. Da den Stickerinnen alles Material geliefert wird, stehen sie sich dabei auch wirklich ganz gut. Vergnügt sind sie immer bei ihrer Arbeit, die sie häufig, in Gruppen beisammensitzend, auf der Straße ausüben. Oftmals haben diese Armen kein Haus, in dem sie wohnen, sondern sie haben ihr Heim in einer der vielen natürlichen Felsenhöhlen im Gebirge, die sie durch ein paar Brettchen Holz, die den Eingang schützen, „komfortabel" machen. Die Nahrung der Leute besteht hauptsächlich aus „Milho", einer Art von gemahlnem Mais, der zum Teil auch gebacken und als Brot gegessen wird. Auch süße Kartoffeln, „Patatos", sind eine Nationalspeise. Ein andres Getränk als Wasser kennen sie nicht. Fleisch gibt es nur zu Weihnachten, dann aber wird ein tüchtiger Schmaus in Schweinebraten abgehalten, der hier als größte Delikatesse gilt. Die arme Bevölkerung feiert dann ein wahres Freudenfest, das durch Musik verherrlicht wird. Man singt mit Begleitung der Guitarre oder der „Machete", eines kleinen viersaitigen Instruments, das eine melancholische Klangfarbe hat und fast nur noch auf Madeira gespielt wird.

Mit leidenschaftlichem Eifer beteiligen sich die Leute an den Belustigungen des Fastnachtstages. Masken ziehen zu Fuß und zu Wagen in ganzen Gesellschaften durch Funchal, „Confetti" aller Art werden als Wurfgeschosse benutzt, von der einfachen Mehlpatrone bis zum gewichtigen kleinen Sack voller Erbsen. Der Jubel der kindlich frohen, einfachen Menschen bei den verschiednen komischen Zwischenfällen ist unbeschreiblich. Niemals aber wird bei dem liebenswürdigen Charakter der Madeirensen eine Ausschreitung vorkommen.

Kaum ist Fastnacht vorbei, so beginnt die Zuckerrohrernte, und man sieht Hunderte von Handschlitten mit den dicken, von ihren Blättern befreiten Stangen einherfahren, um die süße Last an die Zuckersiedereien abzuliefern.

Um diese Zeit sind auch die Bananen am schmackhaftesten, die in jedem Hausgarten wachsen. Aus reichem Füllhorn hat die gütige Natur noch zahlreiche Arten von Früchten über das liebliche Eiland ausgeschüttet, so zum Beispiel die saftreichen Anonas, Guavas, Nesperes, neben Datteln, Feigen, Orangen, Zitronen und den herrlichen Madeiratrauben. Der Handel mit Wein sowie allen Naturprodukten ist, seitdem die Sanatoriumsgründungen begonnen haben, bedeutend gestiegen, und in allen Zweigen des Erwerbslebens hat ein Umschwung stattgefunden. So ist wohl anzunehmen, daß die Insel bei ihrer Fühlung mit dem Weltverkehr einer glänzenden Zukunft entgegengeht und im Laufe der Zeit zu einer Höhe der Erträgnisse gelangt, die ihr unter den überseeischen Besitzungen Portugals den ersten Rang sichert. Das bedeutet viel, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese Kolonien zwanzigmal größer sind als das portugiesische Festland. Sie umfassen die Loandaküste, das portugiesische Guinea, Mozambique, die Gebiete am Sambesi, die Besitzungen in Indien, Timor, die javanischen, die Kapverdischen Inseln, Macao, die Azoren.

Madeira aber bildet auch in Hinsicht seiner Naturschönheiten die Krone des Ganzen, und jedem, der in diesem Zaubergarten der Natur weilen durfte, wird das liebliche Eiland wie der Vorhof zum Paradies erschienen sein.



Leben

Von Helene Voigt-Diederichs in Jena

Keuchend schleppt sich der Alte im blauen Leinenkittel den Waldweg hinan, in der einen Hand den baumelnden Strick mit Lederenden, in der andern den gebognen Krückstock, der den schweren magern Körper tragen hilft.

Schatten soll das sein hier unter den Buchen — Hitze ist das, unerträglich stille schwüle Hitze das ganze eingeschlossene Tal entlang. Vielleicht kommt endlich heute das Gewitter herauf. Die Mücken stechen wie toll, und die Fliegen gehn einem überhaupt nicht mehr vom Kopfe. Jedesmal zappelt sowas mit langen Flügeln und Beinen am bunten Tuche, mit dem der alte Mann oft und öfter den Schweiß von der Stirn nimmt.

An andern Tagen geht er nie mehr als eine Stunde. Heute ist die Stunde schon um, und noch sind es vier lange Wegbiegungen bis zu den drei Buchen, die aus einer einzigen Wurzel herauszuwachsen scheinen, das heißt bis zu dem Platz, von wo an der Wald freigegeben ist zum Holzsammeln für arme Leute.

Arm ist er ja nicht. Es gibt ärmere Leute als ihn. Er hätte nicht nötig, ganz allein im Walde sich sein Holz zu sammeln.

Zwar ist er zu alt und zu blind zum Verdienen, seit Jahren schon, und auch vorher, nachdem er beim Sprengen im Steinbruch ein Auge verloren, hat er nur noch wenig mehr zusammengebracht.

Ja, das alles ist längst vorbei. Das eine Auge war blind, und bald hat auch das andre nicht mehr recht gewollt, und als er dann endlich weit unten nach Jena zum Professor gefahren ist, nur weil seine Tochter ihn immerfort damit gequält hat, da hat der gesagt, da wär nicht weiter viel mehr zu machen.

Aber er hat ja seine kleine Unfallrente, zwar nur die Hälfte von dem, was andre haben. Sein Meister hat ihn nicht gut vertreten damals. Er hat sich nicht gegrämt darüber. Er weiß schon lange, daß er ein Pechvogel ist, und hat sich nirgends dagegen aufgelehnt. Und er braucht ja auch nicht viel. Er wohnt bei seiner Tochter, die mit einem Tischlermeister verheiratet ist. Sie haben zum Bauen die paar hundert Mark des Vaters bekommen, die noch aus der guten Zeit stammen. Gnadenbrot mag der Alte nicht. Hier nun still in der kleinen Hinterstube zu leben ist sein gutes Recht.

Er kommt selten nach vorn herüber. Die Kinder seiner Tochter sind ihm zu laut. Einmal haben sie ihn zu fünfen umgerissen. Nein, dafür ist ein alter Mann nicht da. Lieber bleibt er für sich allein bei seiner Pfeife und bei seiner Uhr und hat im Winter zu tun mit dem kleinen Feuer im Ofen.

Das Holz dafür sammelt er sich selber an all den langen, langen Sommertagen hier oben am Walde.

Er hätte ja nicht nötig, sich sein Holz zu sammeln, wie die armen Leute es tun.

Aber da ist dieses: wenn er nicht jeden Tag so ginge und hätte seine Mühe und sein Suchen und sein Nachhausekommen vor sich — wer weiß, was er täte.

Da ist der Strick, mit dem er das Holz zusammenbindet, Tag für Tag. Manchmal hat es schon in ihm gezuckt, ihn anders zu brauchen. Das Leben freut ihn nicht mehr — ach, es hat ihn eigentlich nie gefreut. Man hat es nur so hingelebt, weil es einmal da war. Und was kann es denn nun besseres geben für einen alten Mann, als zu schlafen und nie mehr aufzustehn!

Aber die Schande für seine Kinder. Es ist schon so vieles gewesen in seiner Familie, was er nicht hat ändern können. Erst das mit seiner ältesten Tochter. Mit einem feinen Herrn ists angefangen, dann so weiter fort, und zuletzt ist sie nie mehr nach Hause gekommen. Dann seine Frau. Ob sie irgendwie Schuld war an der Geschichte — jedenfalls hat sie sichs so zu Herzen genommen, daß sie eines Morgens, als er aufwachte, tot am Bettpfosten hing.

Das war eine große Sache im Dorf und vor Gericht, und wie er es nun auch drehen und ansehen mag, er muß sich sagen, daß er die Last für seine Kinder nicht größer machen darf. Wer weiß, vielleicht könnte das auch dem Tischlermeister an seiner Kundschaft schaden — die Menschen sind oft so sonderbar mit dem, was sie jemand nachtragen.

Gleichmäßig langsam — seine Arbeit eilt ja nicht, es ist nur gut, wenn die Zeit dabei hingeht — hat der alte Mann Schritt vor Schritt aufwärts gesetzt und immer noch schneller, als er dachte, die Buche mit den drei Stämmen erreicht. Von hier aus geht er vom Weg ab ein wenig waldeinwärts, zwischen abgeholzten Stümpfen und jungen schlanken Stämmen durch, bis er am Rand einer steil abfallenden Lichtung angelangt ist, über die sich zwischen Moos und Steinen durch an vereinzelten Samenfichten vorbei dünn und eilig ein Wässerlein windet.

Jenseits steht unter einer windschiefen Fichte die Hütte der Holzarbeiter. Manchmal hat schon der Alte darin Schutz vor plötzlichem Regen gesucht. Und wenn heute wirklich das Gewitter kommt, na ja, da kriecht er eben auch hinein und wartets ab. Er versäumt ja nichts unten im Tale. Wo auf der ganzen Welt gibt es etwas, das er nicht versäumen dürfte!

Der Himmel ist nicht mehr so hell, und etwas von angezognem Atem und Warten überall — aber wer weiß, wie lange es noch dauert, wer weiß, ob es wirklich kommt. Vieles kommt nicht, von dem man gedacht hat, es müsse kommen.

Der Alte rollt seinen Strick auseinander, merkt sich mit blinzelndem Umsehen nach allen Himmelsrichtungen den Platz und fängt gestützt auf seinen Stock mit der freien Hand zu sammeln an, wobei es oft geschieht, daß er nach einer kriechenden Wurzel greift und denkt, es sei ein guter trockner Ast.

Es liegt viel dürres Holz da herum. Den Kindern aus dem Dorf ist es zu weit, nur im Winter kommen ein paar Frierende zum Sammeln.

Aber jetzt nicht, jetzt ist er ganz allein, und während er scharrt und bricht und zusammenträgt, wächst in ihm ein schwaches Gefühl von Freude am eignen nützlichen Tun — von Freude eigentlich nicht, aber es glimmt doch etwas auf wie ein winziger silberner Punkt in seinem Leben, und er wird eifrig und arbeitet sich in Schweiß und hat für jeden Zweig, den er findet, Freundschaft oder auch ein bißchen Nachsicht: bald ist es ein dicker von der besten dankbarsten Art, dann ein dünnes widerhaariges Gestrüpp — aber gut, wenn anfangs das Feuer nicht brennen will —, bald ein glatter Gabelast, grün abgebrochen vom Stamm und mit zäh festsitzendem Laubwerk.

Alles trägt er auf einen Haufen, alles, was er findet, soviel der Strick fassen will, und dann bindet er lose zu, wägt, ob er es wird schleppen können, steckt noch ein paar kleine Zweige hinein und knotet fest und sorglich zusammen.

Und wie nun fertig zum Hinuntertragen das braune Bündel da vor ihm im braunen Moos liegt, da ist es mit einemmal so etwas ärgerlich Fertiges und liegt so tot da, und mit ihm der ganze Nachmittag, und mit ihm im Grunde alle Zeit, die noch kommen soll . . .

Seufzend sitzt der alte Mann auf einem Baumstumpf, wirft die Mütze von sich, nimmt die Brille ab, die von Schweiß beschlagen ist, putzt sie und blickt in verschwommnem Erkennen von Hell und Dunkel um sich.

Wie still es hier ist.

Wie stark und schrecklich still.

Die Stille macht seinen einen einzigen Wunsch, immer beklommen und niedergehalten, unheimlich wach.

Niemand ist ja da und sieht, was man tut.

Und nachher ist doch alles einerlei . . .

Der Alte faßt mit der Hand nach dem niedrigen geraden Ast der jungen Buche hinter sich — er sieht ihn nicht, aber er weiß, daß er da ist, er hat ihn schon oft, ach oft an andern Tagen angesehen. Und dann tastet dieselbe Hand hin nach dem Strick, der das Holz zusammenhält . . .

In der Nähe klopft ein Specht, die Hand erschrickt, fährt zurück und tastet von neuem hin.

Man wird ihn ja finden hier, das wird man, und sie werden ein paar Zweige zusammenschlagen und ihn seiner Tochter in Haus bringen.

Und sie wird an zu schreien fangen und ein paar Wochen traurig sein und es dann vergessen haben.

Aber die Schande über seinem ehrlichen Haus, wenn nur die Schande über seinem Haus nicht wär.

Seufzend läßt der Greis den Strick los, wischt noch einmal an den Brillengläsern und hockelt sich nach ein paar mißglückten Versuchen mühsam hoch vom niedrigen Stumpf.

Es hilft nichts, so muß denn sein trauriges Leben wieder mit ihm ins Tal hinab.

Er wirds wohl noch schaffen vor dem Gewitter.

Aber als er sich nach seinem Bündel bückt, hört ers ungewiß vom Tale herauf rollen, und nach einem kleinen Absatz rollt es noch einmal länger und stärker.

Er steht unschlüssig: jetzt sieht er, die Sonne ist weg, ein stößiger Wind fährt in die brütende Mittagsglut, die Blätter rauschen auf. Stille noch einmal, etwas Kaltes, Dunkles zieht eilig drohend über den Baumkronen herauf, und dann fängt das Murren in der Luft von neuem an.

Es fängt an und hört nicht mehr auf, das gleichmäßige Grollen schwillt und sinkt zurück, schweigt aber nicht, sondern hebt stärker an, stärker und mit hellerem Ton.

Nein, da er doch nicht mehr nach Hause kommt, hats auch keinen Sinn weiter, sich naß regnen zu lassen. Schon klatscht es in harten einzelnen Tropfen, die vielleicht auch Hagelkörner sind, auf die harten Blätter.

Er läßt sein Bündel liegen und hastet so eilig, wies geht, über die Lichtung weg dem verlassenen Holzhäuschen zu.

Ganz dunkel ist es drin, mit Harzgeruch und unmäßiger Hitze, und dann schimmern ein paar Lichtstreifen auf, die durch die Bretterfugen hereindringen.

Der Alte sitzt auf der schmalen Bank und wartet, tief gesenkt den Kopf und auf den Knien die geschlossenen Hände, die Fingerknöchel der einen an die der andern gedrückt.

Draußen bricht schneller, als man es hätte denken sollen, das Unwetter herein. Schon schwillt mit wachsender Gewalt der Sturm heran, heult, faucht und wütet und macht Bäume und Himmel so aufgeregt, wie er selber ist.

Keins traut mehr dem andern, das biegt sich und wehrt sich und wird finster, und die Blitze fahren grell und blau durch die Dunkelheit, und der Donner brüllt und knattert, und knattert ganz hell und brüllt wie ein Tier, das Schmerzen hat, oder wie ein Tier, das sich fürchtet, weil immerfort die wilde gelbe Peitsche nach ihm schlägt.

Und die Schläge überschlagen sich, und das geschlagne Tier bäumt sich mit tobendem Gebrüll, in zischenden Strömen, eher hetzend als löschend, schwefelfarben, einen Augenblick auch rot wie Blut, stürzt der Regen herab.

Herrgott in deine Hände, was das für ein Wetter ist. So ein Wetter hat er nicht erlebt, solange er denken kann. Hat je ein Mensch solch ein Wetter gesehen!

Furchtsam an die Wand gedrückt sitzt der Alte, mit zitternden Knien, aufschlotternd bei jedem Donnerschlag, seine Hände klammern sich an die harzige Wand.

Ach, du Menschenskinder, wenn das nur erst vorbei ist. Gottes Strafe ist das. Warum war denn auch der Wald so still heute vor dem Gewitter, daß die sündigen Gedanken mit dem Strick so schrecklich nahe kamen.

Ach, er will ehrlich sein: wenn der Strick nicht so schön und fest um das gute Bund herum geschnürt gewesen wäre ... er hats ja nicht getan ... aber wer weiß, was er sonst doch ganz still und schnell getan hätte ...

Er möchte vor sich selber ausweichen und kommt doch wieder dahin zurück, aber ehe er das noch richtig bis zum Ende ausgedacht hat, schwillt aus all dem Toben und grellen Jagen von Licht und Schatten ein Seufzer zu ihm herein — ein Seufzer, als wenn hundert Herzen zu gleicher Zeit brechen, und dann ein dröhnender Fall, von dem die Erde bebt, ein hinsterbendes Prasseln und Knattern — dann ists einen Augenblick so still, daß man vom innern Dach des Häuschens die trockene Tannenrinde rieseln hört.

Gelähmt vor Schrecken, mehr tot als lebendig, hockt der Alte in seinem Winkel und starrt hinaus.

Vor der Tür des Häuschens liegt die Fichte hingestreckt, abgedreht vom Sturm, wie eines Kindes Hand ein Streichholz bricht. Das mächtige grüne Gezweig deckt zur Hälfte den Eingang. Ein paar Meter weiter nach rechts: so läg er jetzt tot unter dem zerschmetterten Häuschen, und sein Bündel Holz da draußen würde in alle Ewigkeit vergebens auf ihn warten.

Er sitzt in Tränen und dankbarem Grauen, lauscht in sich hinein und hat das Unwetter draußen vergessen, vergißt auch beiseite zu rücken, als durch eine Dachlücke der Regen auf seine Schulter zu tropfen und zu fließen beginnt.

Ein wenig heller wirds vor der Tür. Die Wolken sind leer, der Wind hat sich müde getobt, wird leis und geduldig und tut, als ob er traurig wäre um den gebrochnen Baum. Schwach und schwächer verklingt das Rollen des abziehenden Gewitters zwischen den Felswänden des seitlichen Tales.

Von der Ruhe ringsum wird der alte Mann wach, er steht auf, schüttelt das Wasser von sich und kriecht gebückt zur niedern Tür hinaus.

Die nassen Zweige des gestürzten Baumes streifen ihm die Mütze vom Kopf, furchtsam bückt er sich danach, sieht sich um, ob die andern Bäume noch stehn, und ob der umgefallne ihm nicht nachrückt. Dann stolpert er gebückt mit kurzen Schritten über die Lichtung weg dem Baumstumpf zu, auf dem er vorhin sein Bündel Holz hat liegen lassen.

Naß und schwer liegt es da, umschlungen vom nassen Strick. Einen Augenblick besinnt er sich — soll ers liegen lassen bis zum andern Tage? Aber naß ist er ja doch, er greift zu und zieht es auf den schräg eingestemmten Rücken hinauf.

Der Wald tropft und blinkt, die Mücken sind weg, die Luft ist frisch, lächelnd bewegt vom leisen Winde, der schon nicht mehr weiß, was er dem Walde getan.

Der Alte sieht sich noch einmal um – grüne Zweige liegen überall, junge Buchen um sich selbst gedreht — auf der Lichtung noch eine Kiefer mit hochstehendem Wurzelballen. Ach, viel Schaden und Unglück hat der Sturm gemacht ...

Er atmet auf, als er den gebahnten Waldweg erreicht hat.

In der Mitte geht er, rechts und links im Fahrgeleise schießen schäumende Wässerlein voll Moos und Rindenstücken hinter ihm her und an ihm vorbei. Einmal liegt ein Felsblock da, losgewühlt aus der überhängenden Wand.

Der Greis in der nassen Leinenjacke hastet abwärts, so schnell es geht, sein Rücken ist eckig gebeugt unter der Last, seine Hände halten den Strick — den Strick, um dessenwillen er hier mit dem schrecklichen Unwetter gestraft ist und kaum lebendig davongekommen.

Aber der liebe Gott hat ihm vergeben — er lebt und atmet und trägt ohne Schaden an seinem Leibe sein Bündel Holz nach Hause. Schrecken und Glück und Dankbarkeit sind in ihm und ein Gefühl, als müsse das ganze Dorf ihm entgegenlaufen und froh mit ihm sein.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Der Antrag Hobrecht und seine Folgen. Minister von Studt und die Liberalen. Aus dem Reichstage.)

Wie es scheint, drohen dem neuen Kurs in der innern Reichspolitik allerlei Schwierigkeiten und Gefahren — Schwierigkeiten, die sich überwinden lassen, deren Überwindung sogar wahrscheinlich ist, die aber doch die aufmerksame Beachtung aller Patrioten verdienen, wenn sie nicht verhängnisvoll wirken sollen. Es hat Auseinandersetzungen zwischen Konservativen und Liberalen gegeben, und auf beiden Seiten behauptet man nun, das müsse für die sogenannte „konservativ-liberale" Politik im Reichstage von übler Wirkung sein. Die Befürchtung ist leider nicht ganz unbegründet, weil der Parteigeist ungern der Anforderung folgt, sich außerhalb der gewohnten Geleise zu bewegen, und gewisse Eindrücke, die mit gewohnten Gedankengängen im Einklang stehn, auf ihn in der Regel stärker wirken als die Gegengründe der Vernunft, die etwas mehr Nachdenken fordern. Konservative und Liberale haben sich noch vor kurzem mit Mißtrauen beobachtet. Nun hat ihnen der Wahlerfolg gegenüber der Sozialdemokratie gezeigt, daß die Idee des Reichskanzlers von der konservativ-liberalen Paarung etwas wirklich Ausführbares enthält, dem sie sich nicht versagen wollen. Aber sie können aus den alten Bahnen nicht so weit heraus, daß sie die Lage losgelöst von ihren Parteiinteressen betrachten. Ganz naiv legen sie sich die konservativ-liberale Verständigung so zurecht, daß sie dem Gegner zumuten, ihre Politik zu machen. Damit ist der Boden für allerhand Zwistigkeiten bereitet. Natürlich nutzt die gegnerische Presse, besonders die des Zentrums, solche Auseinandersetzungen eifrig aus und kann sich nicht genug tun in dem Spott und Hohn über das scheinbare Eintreffen ihrer Prophezeiung, daß der konservativ-liberale Block sehr bald in Stücke gehn werde. Es fehlt auch nicht an Extremen auf der rechten und auf der linken Seite, die in diesen Jubel gern einstimmen.

Was die Hoffnung der Zentrumsleute auf die Sprengung des Blocks besonders lebhaft angeregt hat, waren die Vorgänge in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 16. März und die Erörterungen, die daran geknüpft worden sind. Wir werden deshalb auf diese Sitzung jetzt noch einmal zurückkommen müssen.

Vorher aber sei noch einmal festgestellt, was unter der „konservativ-liberalen Paarung" einzig und allein verstanden werden kann — diesem Wort, mit dem jetzt die Witzblätter einen bedeutenden Teil ihrer Unkosten an geistigem Aufwand bestreiten und woran noch kürzlich die freisinnigen Politiker, die Herrn Theodor Barth bei seinem Scheiden von der politischen Bühne „wegfeierten", ihren etwas stumpf gewordnen Witz zu schärfen suchten. Es kann, wie wir schon früher ausgesprochen haben, nicht davon die Rede sein, daß die Konservativen plötzlich liberal und die Liberalen konservativ werden, sondern die Sache hat doch eine ganz andre Bedeutung. Ohne ihren politischen Grundsätzen untreu zu werden, ja gerade vermöge dieser Grundsätze können sowohl Konservative wie Liberale zu der Einsicht kommen, daß gegenwärtig wichtigere Aufgaben zu lösen sind als ihre gegenseitige Bekämpfung. Konservative und Liberale können auf dem Wege der eignen Parteianschauung die Erkenntnis gewinnen, daß Ultramontanismus und Sozialdemokratie je länger je mehr jede gesunde Entwicklung ihrer Parteigrundsätze, durch deren Reibung und Ausgleich ein gleichmäßiger Fortschritt des Staatslebens am

sichersten verbürgt wird, stören und ruinieren. Daraus ergibt sich die praktische Notwendigkeit, die Bekämpfung des gemeinsamen Gegners der gegenseitigen Bekämpfung voranzustellen. Weiter gehört dazu die Erwägung, ob es nicht in dem konservativen und im liberalen Programme Punkte gibt, in denen gemeinsame Ziele der beiden großen Parteirichtungen erkennbar sind, und ob man diese Gemeinsamkeit nicht bisher nur deshalb so oft übersehen hat, weil der Streit über die Verschiedenheit der Wege alle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, und das Ziel darüber in Vergessenheit geraten ist. Man kann nun weiter die Entdeckung machen, daß solche Ziele in größerer Zahl vorhanden sind, als man bisher angenommen hat, und daß es vielleicht gerade die dringlichsten und wichtigsten Zeitforderungen sind, die damit erfüllt werden. Dann ist die Grundlage für ein praktisches Zusammengehn der Partei trotz der Verschiedenheit ihrer Prinzipien geschaffen, und wenn nun überdies die Regierung zeigt, daß sie selbst diese Ansicht gewonnen hat und ihre Initiative in der gesetzgeberischen Arbeit in diesem Sinne gebrauchen will, so ist damit ausgesprochen, daß jene Grundlage nicht mehr lediglich eine theoretische Möglichkeit darstellt, sondern daß die Verwirklichung dieses als ausführbar erkannten Gedankenganges eine Notwendigkeit geworden ist. Das ist etwas ganz andres als eine willkürliche Nichtbeachtung oder Vermischung konservativer und liberaler Grundsätze. Es ist kein Paarungsprodukt wie der Maulesel des Herrn Erzberger oder der Bastard von Kanarienvogel und Kaninchen, wie ihn Herr Träger in der Ankündigung eines Schaubudenbesitzers gefunden hatte. Die „Paarung" folgt ganz von selbst aus dem Ablegen der „Scheuklappen", von denen Fürst Bülow sprach, die verhindern, daß man das Gemeinsame in den verschiednen Anschauungen erkennt. Mit Witzen und gewagten Vergleichen im Stil des Herrn Träger liefert man nur den Beweis, daß man selbst der Träger solcher Scheuklappen ist.

Freilich ist nun auch die Grenze des Paarungsgedankens erkennbar. Es müssen gegenseitig die Fragen respektiert werden, die mit der besondern Anschauung der Parteien in so enger Verbindung stehen, daß auch die Ziele, die angestrebt werden, verschieden sind, wenn auch eine praktische Verständigung über bestimmte Fragen und einzelne Fälle hier ebenfalls nicht ausgeschlossen ist. Aber sehr nahe liegt die Überzeugung, daß, gerade so lange nähere Beziehungen erst in den Anfängen und noch nicht erprobt sind, und so lange gemeinsame Kämpfe und Erfolge ein soeben geknüpftes Band noch nicht gefestigt haben, besondre Vorsicht am Platze ist, und es möglichst vermieden werden muß, Fragen aufzuwerfen, die notwendig oder wahrscheinlich zum Kampf führen müssen. Vielleicht läßt es sich nicht immer vermeiden, aber dann muß man dafür sorgen, daß diese Fragen von allen Angelegenheiten der Blockpolitik getrennt behandelt werden, und daß den Gegnern die Möglichkeit genommen wird, daraus Schlüsse auf die Festigkeit des Blocks zu ziehen. Warum sollen Konservative und Liberale nicht erklären: Wir wollen in gewissen Fragen der Reichspolitik, wo es irgend möglich ist, zusammengehen, in bestimmten Prinzipienfragen unsrer Partei aber wahren wir uns die Freiheit, unsre eignen Wege zu gehen? Wenn das bestimmt erklärt wird, können Mißverständnisse und falsche Schlüsse die einmal gutgeheißene Absicht der Verständigung bei ernsthaften Politikern nicht mehr stören. Dagegen kann nichts so verstimmend wirken als der Versuch einer Überrumpelung, der darin besteht, daß eine Partei der andern schon in den ersten Anfängen einer Blockpolitik sagt: Wenn es euch ernst ist mit der Verständigung, so müßt ihr uns grundsätzliche Zugeständnisse machen! Und beinahe noch schlimmer ist es, wenn ein solcher Versuch von den Parteiführern in der ausgesprochnen Absicht unternommen wird, dadurch Widersprüche in der eignen Partei gegen die Verständigungspolitik zum Schweigen zu bringen, also die Gefolgschaft nicht durch Gründe

und Erfolge allmählich von der Zweckmäßigkeit und Prinzipientreue dieser Politik zu überzeugen, sondern ihr durch Vergewaltigung des andern Partners zu imponieren.

Der Vorwurf, eine solche Politik getrieben zu haben, kann den liberalen und den Mittelparteien nicht erspart werden — nach ihrem Vorgehn im preußischen Abgeordnetenhaus. In der Frage der Schulaufsicht besteht eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen den strengen Konservativen und den Mittelparteien sowie den entschiednen Liberalen. Es ist zwar sehr leicht möglich, daß innerhalb der konservativen Partei schon eine Strömung vorhanden ist, die sich der liberalen Auffassung etwas mehr nähert, aber es kann keinem Manne, der im öffentlichen Leben Bescheid weiß, unbekannt sein, daß die alte konservative Auffassung noch immer ein bedeutendes Übergewicht in der Partei hat und dieses Übergewicht durch Angriffe von außen nur gestärkt werden kann. Bisher ist die Schulfrage immer das Gebiet gewesen, auf dem die konservative Partei ihre Neigung, sich mit dem Zentrum zu verbrüdern, am häufigsten und ungeniertesten bekundet und jede Form des Liberalismus am schroffsten bekämpft hat. Wenn die Liberalen also eine Differenz mit den Konservativen vermeiden wollten, dann mußten Erörterungen über die Schulfrage möglichst unterbleiben. War das aber nach der Lage der Verhältnisse nicht zu machen, dann mußte eine sorgsame Verständigung über Art und Absicht des Verfahrens vorangehn. Als es am 16. März infolge des von den Liberalen und Freikonservativen eingebrachten Antrags Hobrecht über die Schulaufsicht zu Auseinandersetzungen kam, die damit endeten, daß die Konservativen im Verein mit dem Zentrum den Parteien, die den Antrag unterschrieben hatten — also ihren Genossen im Reichstagblock —, bei der Abstimmung eine Niederlage bereiteten, da mußte man zunächst glauben, daß sich die Unterzeichner des Antrags durch die wenig glückliche Haltung der Regierung vielleicht hatten hinreißen lassen. Konnte man aber schon erstaunt sein, daß gewiegten parlamentarischen Führern wie Freiherrn von Zedlitz und Dr. Friedberg so etwas passieren konnte, so wuchs das Erstaunen, als Freiherr von Zedlitz bald darauf im „Tag" offen erklärte, der Antrag Hobrecht sei dazu bestimmt gewesen, die Reichspolitik zu unterstützen! Eine merkwürdige Unterstützung, die ungefähr auf ähnliches hinausläuft, als wenn man eine Verbrüderung zwischen Deutschland und Frankreich damit einleiten wollte, daß wir die Franzosen zu einer Sedanfeier nach Straßburg einladen! Eine andre Lesart erklärte kurz darauf das Vorgehn der Unterzeichner des Antrags Hobrecht so, als hätten die Führer der liberalen Parteien im eignen Lager Widerspruch gefunden, der sich gegen die Blockpolitik im Reichstage richtete. Sie wollten diesen Widerspruch dadurch zum Schweigen bringen, daß sie den Ihrigen ein großes Zugeständnis der Konservativen als ersten Erfolg der Verständigung präsentierten. Wie wir über solche Taktik denken, haben wir vorhin schon ausgesprochen. Wenn sie nicht von glaubwürdiger Seite schwarz auf weiß eingestanden worden wäre, würde man sie nicht für glaublich halten, da es sich ja um Abgeordnete handelt [illegible] schon dadurch der Beweis geführt ist, daß es erwachsne Leute und nicht Kinder waren, die angeblich solche Illusionen gehabt haben sollen. Indessen solche über alle Wirklichkeiten hinwegeilende Naivität findet sich ja auch in vorgerückten Lebensaltern. Es ist nur schlimm für eine Partei, wenn sie diese Eigenschaft gerade in einem Augenblick bekundet, wo sie ihre Regierungsfähigkeit erweisen will.

Es war also ein sehr unglückliches Verfahren, das von den Liberalen und Freikonservativen in Anwendung gebracht wurde. Mildernde Umstände lagen allenfalls darin, daß die Führer dieser Parteien in der Tat bei der großen Unpopularität der preußischen Volksschulpolitik ihren eignen Leuten gegenüber einen schweren Stand

hatten und darum irgendeinen Schritt dieser Art bei der Beratung des Kultusetats nicht umgehn konnten, ferner aber, daß sie — so wird wenigstens versichert — bestimmt darauf gerechnet hatten, in der Haltung des Kultusministers werde das Bestreben erkennbar sein, sich im Einklang mit der Politik des Fürsten Bülow hinsichtlich einer entgegenkommenden Haltung gegenüber dem Liberalismus zu zeigen. Was die Verstimmung der preußischen Liberalen über die Volksschulpolitik betrifft, so ist sie bekanntlich besonders durch das Schulunterhaltungsgesetz gesteigert worden. Aber gerade die Hauptverfechter des Antrags Hobrechts waren auch die Väter jenes Kompromisses, aus dem das viel geschmähte Gesetz hervorgegangen ist. Sie wußten ja am besten, daß das Kompromiß eine notwendige Konsequenz der bestehenden Rechtslage in der preußischen Schulgesetzgebung war, und daß das Schulunterhaltungsgesetz, so wenig es den Lieblingsgedanken der Liberalen entsprach, doch auch in ihren Augen einen relativen Fortschritt bedeutete, der zugleich der vorläufig einzig mögliche war. Nur Leute, die sich entweder aus der liberalen Doktrin nicht herausfanden oder in der Geschichte der preußischen Verfassung und Gesetzgebung nicht bewandert waren, sahen darin einen Rückschritt. Unter solchen Umständen wäre es die Aufgabe der liberalen und der freikonservativen Führer gewesen, der populären Stimmung in liberalen Kreisen vorläufig nicht ohne zwingende Not Zugeständnisse zu machen. Statt dessen ritten sie eine Husarenattacke gegen den Kultusminister von Studt, der längst kein Hehl mehr daraus gemacht hat, daß er amtsmüde ist und in dem ersten geeigneten Zeitpunkte, der sich bietet, zurücktreten will.

Freilich trägt Herr von Studt einen großen Teil der Schuld an den für unsre Gesamtpolitik mindestens nicht zuträglichen Erörterungen der vergangnen Woche. Aber wenn man ihn allein dafür verantwortlich macht, so ist das nicht richtig, und deshalb haben wir soeben auseinandergesetzt, daß die Hauptschuld den Liberalen und ihrer unbesonnenen Taktik zufällt. Sie mußten die politische Persönlichkeit des Kultusministers zur Genüge kennen und nicht erwarten, daß er in einer Frage, in der ihn seine ganze bisherige Praxis auf die Bundesgenossenschaft mit Konservativen und Zentrum hinwies, seine Vergangenheit und seine bekannten Überzeugungen verleugnen werde, um diplomatischen Erklärungen im Sinne der seiner Natur gar nicht entsprechenden Reichspolitik Raum zu geben. Gewiß wird Herr von Studt irgendwie die Konsequenzen seiner Stellungnahme tragen müssen; wenigstens können wir uns nicht vorstellen, daß der Reichskanzler diese offenbare „Unstimmigkeit“ einfach auf sich beruhen lassen wird. Das ist eine Sache für sich. Wir verstehen nur nicht, wie man auf liberaler Seite über die Haltung des Ministers überrascht sein konnte. Herr von Studt hat nie eine andre Politik betrieben. Er hat seine Verdienste, aber dem Liberalismus hat er als Kultusminister niemals Freude bereitet; er hat ihn im Gegenteil sogar oft genug ganz unnötigerweise vor den Kopf gestoßen, wie durch den sogenannten „Bremserlaß“. Vielleicht wird durch den Angriff vom 16. März erreicht, daß Herr von Studt eher geht, als er sonst gehen würde, aber sichrer noch ist eine andre Wirkung des Streichs, daß nämlich dem Nachfolger des Herrn von Studt eine zwischen Konservativen und Liberalen vermittelnde Politik im Sinne des Fürsten Bülow nicht wenig erschwert wird.

Was der Reichstag in der letzten Woche seiner Tätigkeit vor Ostern noch geleistet hat, ist kaum des Erwähnens wert. Die Polen setzten es durch, daß sie noch einmal ihre Klagen ertönen lassen konnten, obwohl diese gar nicht vor das Forum des Reichstags gehören, und die Minderheit trug wiederum ihre Schmerzen über die Tätigkeit der Regierung bei den Wahlen vor. Die Regierung ließ sich, wie zu erwarten war, auf die Beantwortung dieser überflüssigen Interpellation nicht ein. So erledigte der Reichstag nur das Etatsnotgesetz und die dringendsten

kleinern Vorlagen und ging dann in die Ferien. In der Jahreszeit, die sonst für die parlamentarischen Arbeiten die ergiebigste zu sein pflegt, ist diesmal kaum etwas zustande gekommen. Das liegt ja zum Teil an dem späten Zusammentritt des Reichstags infolge der Neuwahlen, aber auch an der schon so beklagten Zeitvergeudung. Hoffentlich wird die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten besser ausgenutzt.

Das Leben der Pflanze. Ein großer Teil der Gebildeten steht heute den Ergebnissen der Naturwissenschaften fremd, ja fast feindselig gegenüber. Dieser Zustand ist hauptsächlich durch einen Mangel an vorzüglicher populärwissenschaftlicher Literatur auf ihrem Gebiete herbeigeführt worden. Aber es war vorauszusehen, daß auf eine Periode reiner, dem Verständniskreise der Mehrzahl entrückter Spezialforschung eine Zeit der verarbeitenden Darstellung, auf ein Geschlecht von Findern ein Kreis von Vermittlern folgen würde. In den Anfängen dieser Bewegung stehn wir jetzt. Hat es sich doch gerade der Verlag des Kosmos, einer Gesellschaft von Naturfreunden, zur Aufgabe gemacht, durch Herausgabe gemeinverständlicher Werke naturwissenschaftlichen Inhalts an dieser Vermittlung mitzuarbeiten. In dieser Beziehung ist es fast zu wenig gesagt, wenn man dem vorliegenden Werke Francés*) voraussagt, daß es bestimmt sei, eine Lücke auszufüllen. Man könnte eher von einer Kluft reden, die es zwar nicht auszufüllen aber zu überbrücken berufen wäre. Ponteure und Sappeure müssen den Aufklärern folgen, damit die große Masse nachrücken kann. Und sie sind nicht entbehrlicher als die ersten. Fehlt es doch gerade diesen meist an dem notwendigsten Werkzeuge für die Vermittlung, einem lesbaren Stil. Nur wenige können beides zugleich sein. In Francé haben die moderne Pflanzenbiologie und das lesende Publikum ihren Vermittler gefunden.

Die Botanik ist in besonderm Grade das Stiefkind der Gebildeten geblieben; unbegreiflicherweise, denn unter Durchschnittsverhältnissen ist der Besitz eines Stückchens Pflanzenleben — und damit das Interesse daran — leichter zu erlangen als der einer Menagerie. Um so wirkungsvoller ist es, daß Francé gleich an den Anfang seines Werkes die hochinteressanten Ergebnisse der neuen Pflanzenökologie stellt, der Wissenschaft, die uns die Pflanze als Resultat ihrer Standortsverhältnisse verstehn lehrt. Der erste Abschnitt, der uns vollständig vorliegt, macht uns mit den Ursachen der Entstehung der Pflanzenform, ihres äußern Typus (nicht etwa der Art) bekannt und schildert in neun Kapiteln die Wirkungen der verschiednen Einflüsse, die ihn bestimmen, beginnend mit den großen Elementareinflüssen: Wasser, Erdboden, Licht und Wärme und atmosphärische Wechselvorgänge (Wind, Regen, Schnee), dann zu den unsichtbaren physikalischen Kräften, Schwerkraft, Elektrizität, den Wirkungen der veränderten barometrischen Höhe übergehend. Daran schließen sich die Formerscheinungen, die dem Verkehre der Pflanzen mit den Tieren entspringen. Die beiden letzten Kapitel des Abschnitts behandeln ausführlich die Formgestaltungen, die sich aus dem Zusammenleben der Pflanzen selbst in Verbänden wie Wald, Wiese, Getreidefeld, den biologischen Individuen höherer Ordnung, ergeben und aus der zerstörenden und schöpferischen Tätigkeit der Kulturmenschheit an diesen Individuen.

Nach drei Seiten hin verspricht das Werk Francés eine wertvolle Bereicherung unsrer Bücherwelt zu werden. Zunächst ist es eine gediegne Zusammenarbeitung des gesamten Stoffes unter ausgiebiger Verwendung gerade der neusten Forschungen;

---

*) R. H. Francé, Das Leben der Pflanze. 1. Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands. 26 Lieferungen à 1 Mark. Stuttgart, Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

eine vorsichtige und ehrliche Darstellung, die sich von allem Überschätzen der schwanken Theorie und der einseitigen Methodik freihält. Das ist die Arbeit des Naturwissenschafters.

Aber diese Zusammenarbeitung ist zugleich eine geistvolle Verarbeitung für den Laien, wie sie für dieses Gebiet noch nicht geschaffen worden ist. Ein vielseitig gebildeter, philosophischer und phantasiereicher jüngerer Forscher läßt uns einen tiefen Blick in die geheimen und so interessanten Beziehungen der Pflanze zu den ihr freundlichen und feindlichen Mächten des Lebensganzen tun. Er läßt sie als ein beseeltes Wesen vor unsern Augen kämpfen, leiden, erstarken und sich gewöhnen. Geradezu klassisch verdient das Kapitel über die Schutzmittel der Pflanzen gegen Wetterungunst genannt zu werden. Er ist unterstützt von einem lebhaften und anschaulichen, für einen Naturwissenschafter dürfte man sagen glänzenden Stil. Er weiß sein Werk mit einer Unzahl Illustrationen, worunter auch mit Geschick Ergebnisse moderner Amateurphotographie verwertet worden sind, zum Teil auch botanischen Landschaftsbildern nach eignen Entwürfen, zu schmücken. Das ist die Leistung des Schriftstellers Francé.

Das Buch ist endlich ein edles Bekenntnis des Verfassers, von der Liebe zur Natur und ernster Begeisterung für seine Wissenschaft erfüllt, ein Bekenntnis zu der Schar der von je gekreuzigten, die was davon erkannt, zu dem Glauben an die Einheit aller lebenden Substanz, den natürlichen Hintergrund alles Geschehens. Dies ist die Tat des Menschen Francé.

Allen Gebildeten sei die Anschaffung des Werkes empfohlen; daß der anders gebildete nicht überall mit Francé übereinstimmen wird, ist selbstverständlich, so wenn dieser Seite 51 den Pflanzenwuchs in unmittelbare Beziehung zum Kulturaufschwung setzt. In der Titelgebung zeigt sich noch etwas die Unbeholfenheit seiner ganzen Schule. Die linke Kolumne wäre besser durchgehend mit der Überschrift des jeweiligen Kapitels versehen worden. Ein sinnstörender Fehler scheint auf Seite 150, Zeile 10 von unten untergelaufen zu sein, ferner Seite 245 im Begleittext der dortigen Abbildung.

Daß es sich bei Francés Leben der Pflanze um ein Werk zum Lesen und Studieren, nicht um die so beliebte „Zierde des Bücherbretts" handelt, ist wohl aus dem Gesagten schon klar. Es soll deshalb nicht nur dem Forstmann, dem Gärtner, allen, die mit dem Naturleben Fühlung haben, wie den auf dem Lande lebenden Pastoren, Ärzten, Apothekern empfohlen sein, wir wünschen es vor allem in der Hand des Lehrers (auch der Geographielehrer wird daraus schöpfen) zur Belebung des Unterrichts, aber auch der des reisenden Publikums. Allen denen, die jetzt wieder in die Städte zurückgeströmt sind, und in denen da draußen sich doch leise wieder der Wunsch geregt hat, einmal die Binde zu lüften, mit der man der Natur gegenübersteht, wünschen wir es. Vor allem aber wünschen wir es denen, die die Naturwissenschaften verketzern, ohne sie zu kennen. Für die möge auch hier am Schlusse das stolze Wort des Autors seinen Platz finden: Wir wissen zwar, daß wir die Natur nie ihrer letzten Schleier berauben können — aber wir streben dennoch rastlos danach. Das ist ein Idealismus letzter und höchster Kategorie, der nur noch mit einem Gebiete des menschlichen Gemütslebens Berührungspunkte hat, mit dem religiösen. Ja, in diesem Sinne mag es scheinen, daß das letzte Ziel der Naturwissenschaft eigentlich schon Religion ist. W.

Nasciturus. Der erste Paragraph unsers Bürgerlichen Gesetzbuchs lautet: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung der Geburt." Dieser Paragraph widerspricht mehrern andern Paragraphen desselben Gesetzbuches, die den

Ungebornen als Rechtssubjekt behandeln, widerspricht unserm Strafgesetzbuch, das jedes Attentat auf das Leben des Ungebornen verpönt, und ist physiologisch nicht haltbar. Das zeigt der Geheime Medizinalrat und Direktor der Universitäts-Frauenklinik, Professor Dr. Friedrich Ahlfeld zu Marburg, in der Schrift: Nasciturus. Eine gemeinverständliche Darstellung des Lebens vor der Geburt und der Rechtsstellung des werdenden Menschen für Juristen, Mediziner und gebildete Laien. Mit 30 Abbildungen. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1906.) Der erste Abschnitt behandelt das Dasein vor der Geburt, dessen einzelne Stadien erst von 1822 an, in Deutschland zehn bis zwanzig Jahre später genau bekannt geworden sind. Der zweite Abschnitt handelt von Verheimlichung der Schwangerschaft und den mancherlei Gefährdungen Neugeborner. Der dritte kritisiert die bestehende Rechtslage, die der um sich greifende Malthusianismus noch besonders gefährlich mache, und schlägt statt des oben erwähnten Paragraph 1 folgende drei Sätze vor:

„1. Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit dem sichern Nachweis seiner Existenz.

2. Mensch im Sinne des Rechts ist jedes vom Manne und Weibe erzeugte Schwangerschaftsprodukt, das ein Herz besitzt und den sechsten Schwangerschaftsmonat in der Entwicklung überschritten hat.

3. Der totgeborne Mensch gilt rechtlich als einer, der vorher gelebt hat.“ Der letzte Abschnitt kritisiert die heutige unzulängliche Stellung des ärztlichen Beirats. Die Wichtigkeit des Gegenstandes sichert der klar und auch für den Laien verständlich geschriebnen Abhandlung die Beachtung weitester Kreise.

Elsasser Volkswitz. Die neue große Sammelstätte der Rede und Denkart eines deutschen Volksteiles, die als „Wörterbuch der elsässischen Mundarten, bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart“ unsern Lesern schon aus verschiednen Hinweisen auf ihr Erscheinen bekannt ist, ist in diesen Tagen mit der Ausgabe der sechsten Lieferung des zweiten Bandes abgeschlossen worden (Straßburg, Karl J. Trübner, 1907). Dieses Heft enthält außer dem größten Teile des W und dem Z zahlreiche Berichtigungen und Nachträge, ein vollständiges alphabetisches Wörterverzeichnis von allein zweihundert Seiten und eine große, klare Mundartenkarte des Elsasses (von Lienhart). Wir beglückwünschen unsre südwestdeutschen Brüder, sowohl die bunte dialektsprechende Volksmenge wie die wissenschaftlich ordnenden Kameraden, zu der Ausarbeitung des reichen, trauten Stoffes von Herzen und geben auch diesmal wieder einige Proben elsässischen Volkswitzes aus dem Schlußheft zum besten.

Allerlei Flüssigkeiten werden im Scherz als Zusammensetzungen mit -wasser bezeichnet. Bippelnwasser, Sudelwasser, Schüsselwasser können schlechten Kaffee meinen, das letzte sowie Geschirrwasser auch eine dünne Suppe. Schnäpse heißen, wenn sie scharf sind, Butz- (d. i. Putz-)wasser oder je nach der Zubereitung: Kirschewasser, Dindu- (Kornelkirschen-)wasser, Quetschel- oder Zwetschgewasser. Bappelwasser ist jedes spirituose Getränk, insofern es die Zunge löst. Wein wird gelegentlich von einem krampfhaften Witzbold auch Oktoberwasser genannt. Kastenwasser ist Jauche, die der Bauer in großen Kasten aufs Feld fährt. Lakrizensaft heißt Bärendreckwasser, Karbol Krambolwasser. Echt elsässisch endlich sind Roßbollenwasser aus eau (sédative) de Raspail und Schawellewasser aus eau de Javelle (Departement Seine).

Zur Geographie der deutschen Wurst — ein Scherz Ratzels — liefert das neue Heft ein paar hübsche Beiträge. Die dünne Straßburger Knackwurst zu acht Pfennigen hat die Synonyma Schuemachersforell und Groschenwurst. Dagegen ist eine Dreis(o)uwurst rund, vergleiche die Redensart: Finger wie Dreisuwürst. Diese ist ebenso teuer wie die feinere Knackwurst (3 Sous = 12 Pfennige), die auch

Professorswurst und Dienstagwurst heißt. Geiler von Kaisersberg läßt die Bauern von einem Pfaffen sagen, der ihnen paßt: er macht uns seine kurze Predig und sagt von langen Bratwürsten. In Isenheim ruft der Metzger dem Jungen zu, der beim Schweineschlachten mit dem Teller in der Hand zusieht, wenn die Exkremente zum Vorschein kommen: Kumm, du bekummsts Vorwürstle!

O jerum, was isch diß for e Welt! Zidder d'Welt uf dr Welt isch, han ich noch ken Welt g'sehn, wie die Welt wo uf dr Welt isch!

Zum Kapitel Sprachdummheiten. Unser geliebtes Juristendeutsch ist um ein Wort bereichert worden, das wir allen Aktenmenschen nicht dringend genug zum täglichen Gebrauch empfehlen können. In einem an die Leipziger Neuesten Nachrichten gerichteten und von diesen abgedruckten Briefe des Geheimen Rats Professor Dr. Wach über die Finanzlage des Meißner Dombaus heißt es zum Schluß: „Im übrigen ist die Fortführung und Beendigung des Baues als gesichert anzusehen, ohne daß irgend welches Zusammenwirken mit Preußen sich vernotwendigt." Wieder ein Beweis, daß die Sprache die Ära des papiernen Stils noch nicht überwunden hat und rüstig weiter „sich verschwülstigt"!